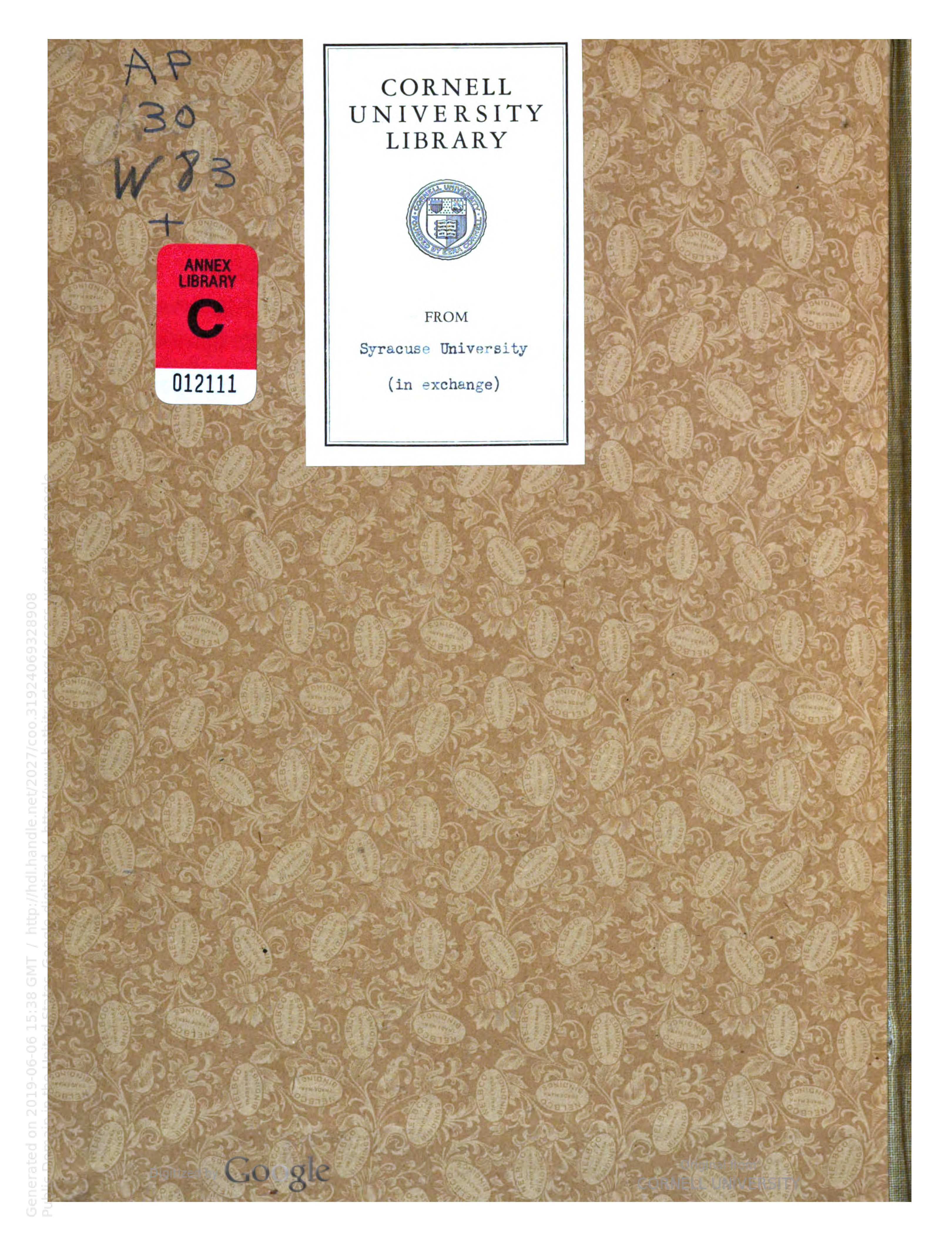
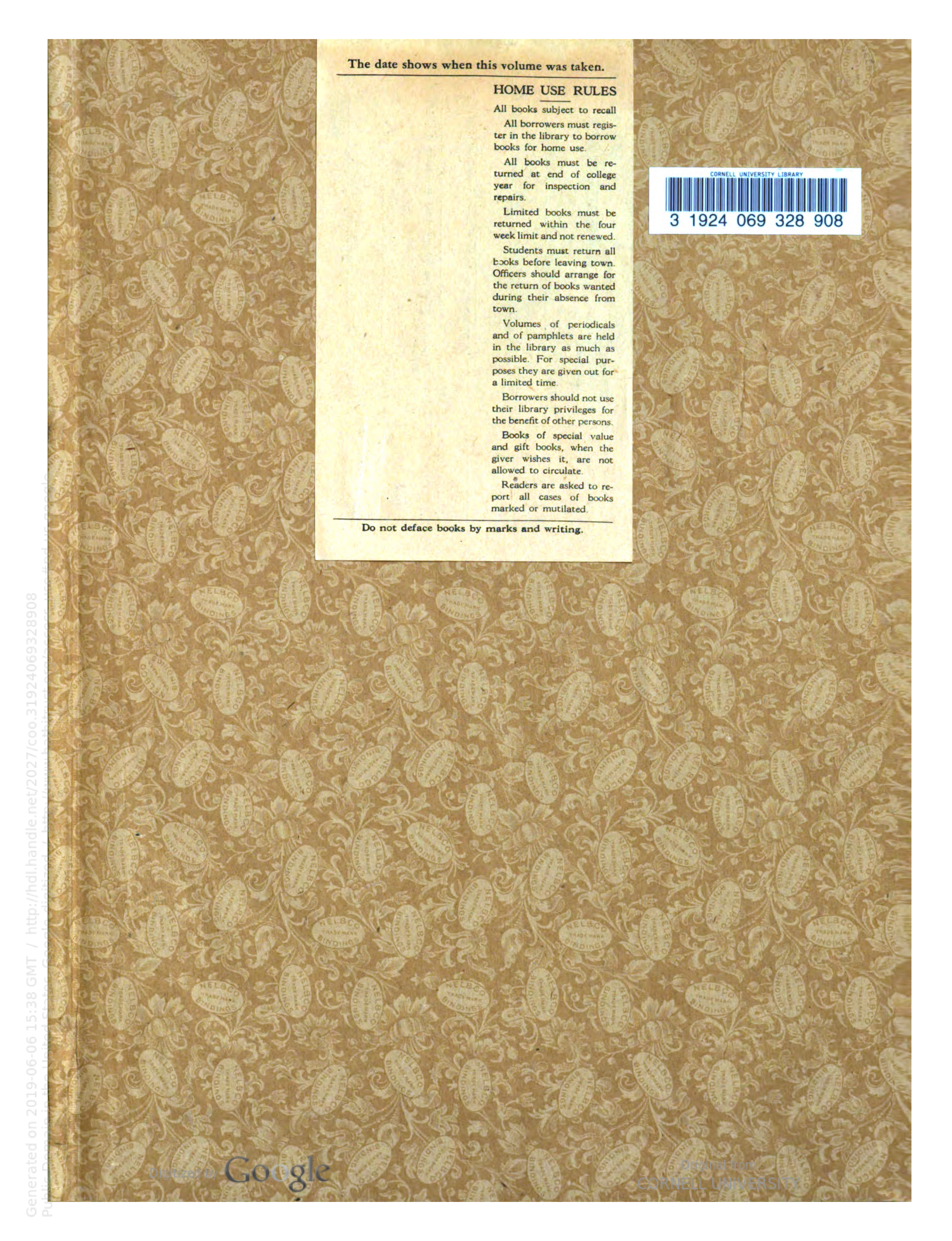


AP
30
W83
+
ANNEX
LIBRARY
C
012111
CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY
FROM
Syracuse University
(in exchange)



DIE WOCHE

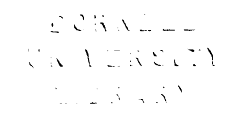
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band III, (Heft 26–39)

vom 1. Juli bis 30. September 1911.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.







I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Belehrende Aufsätze.

3. Unterhaltende Aufsätze.

4. Gedichte, Sprüche.

5. Ständige Rubriken.

II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

B.



C.

D.

E.

F.





L.

M.

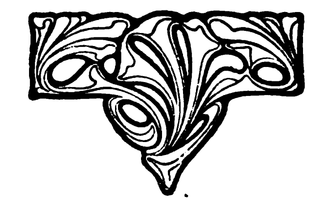




T.

U.

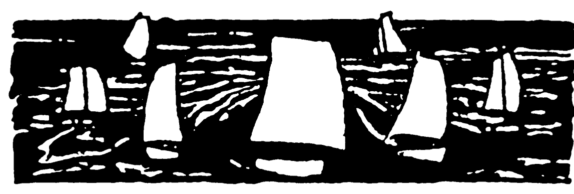




DIE·WOCHE

Nummer 26. Berlin, den 1. Juli 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 26.



Die sieben Tage der Woche.

22. Juni.

In der Westminsterabtei zu London findet die feierliche Krönung des Königs Georg V. und der Königin Mary statt (Abb. S. 1075—1078).

Kaiser Franz Josef nimmt die Demission des österreichischen Handelsministers Dr. Weiskirchner an. Auch der Eisenbahnminister Dr. Glombinski reicht seine Demission ein.

Landrat a. D. Rötger, Vorsitzender des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, gibt seinen Austritt aus dem Hansabund bekannt.

In der bulgarischen Sobranje kommt es während der Verlesung der Thronrede zu lärmenden Zwischenfällen.

23. Juni.

Das englische Königspaar fährt in feierlichem Umzug durch die Straßen Londons (Abb. S. 1078).

Die französische Kammermehrheit gibt der Regierung bei der Interpellation über die Frage des Armeebefehls ein Mißtrauensvotum und veranlaßt so den Sturz des Kabinetts Monis.

Bei Djisan im Jemen wird eine türkische Truppenabteilung von den aufständischen Arabern vernichtet.

Bei Spithead findet anläßlich der Königskrönung eine imposante Flottenparade statt, an der 185 Kriegsschiffe, darunter 18 ausländische, teilnehmen.

24. Juni.

Der Großberliner Hilfstag für Mutter und Kind nimmt einen glänzenden Verlauf.

Der Kölner Pfarrer Jatho wird von dem Spruchkollegium des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin wegen Unvereinbarkeit seines religiösen Bekenntnisses mit den Glaubenslehren der evangelischen Kirche zur Amtsentsetzung verurteilt.

Rußland und Japan einigen sich über die aus dem letzten Kriege stammenden beiderseitigen Ansprüche.

An der türkisch-montenegrinischen Grenze greifen Montenegriner im Verein mit aufständischen Albaniern eine türkische Truppenabteilung an.

25. Juni.

Auf Schloß Moncalieri bei Turin stirbt Prinzessin Klothilde Bonaparte, die Mutter des Thronprätendenten Viktor Napoleon (Portr. S. 1081).

In Hamburg-Horn findet das Deutsche Derby statt. Das Rennen endet mit dem Sieg eines österreichischen Pferdes, Baron Springers „Chilperic".

Den Grand-Prix in Paris, das höchst dotierte Rennen der Welt, gewinnt Marquis de Ganays „As d'Atout".

Aus Elksar in Nordmarokko kommt die Nachricht von Reibungen zwischen Spaniern und Franzosen.

26. Juni.

Der Präsident der französischen Republik betraut den bisherigen Finanzminister Caillaux mit der Bildung des neuen Kabinetts.

Der österreichische Ministerpräsident Freiherr v. Bienerth gibt seine Demission. Der Kaiser betraut den Freiherrn v. Gautsch mit der Bildung des neuen Ministeriums.

Das Luftschiff „Parseval V" verbrennt in Hann.-Münden.

Der Kaiser verleiht dem amerikanischen Finanzmann Pierpont Morgan den Roten Adlerorden erster Klasse.

Aus Anlaß des amerikanischen Flottenbesuchs in Kiel findet zwischen Kaiser Wilhelm und dem Präsidenten Taft ein herzlicher Telegrammwechsel statt.

27. Juni.

Die liberalen Geistlichen von Großberlin veröffentlichen einen Protest gegen die Amtsenthebung Jathos.

Die Türkei gewährt den aufständischen Albaniern eine Bedenkzeit von vierzehn Tagen.

28. Juni.

In London findet das Gordon-Bennett-Wettfliegen für Flugmaschinen statt, an dem diesmal auch deutsche und österreichische Flieger teilnehmen.

Kurgast und Kurort.

Von Geh. Medizinalrat Dr. W. His.

Von Jahr zu Jahr wächst die Sitte, während der heißen Sommermonate, sei es zur Erholung, sei es zur Kur, die Heimat zu verlassen und einige Wochen auf dem Land, im Gebirge oder an der See zuzubringen. Das gesteigerte Berufsleben, die Entwicklung der Großstadt mehren das Bedürfnis, einige Wochen hindurch die Gunst des Klimas, die Möglichkeit körperlicher Bewegung, die arbeitsfreie Zeit zur Erholung und Stärkung der Geistes- und Körperkräfte auszunutzen, auch dann, wenn eine eigentliche Krankheit, die einer Kur bedürfte, nicht vorhanden ist. Hand in Hand damit geht eine erfreuliche Entwicklung der Kurorte und Sommerfrischen, die nach bester Einsicht und besten Kräften bemüht sind, sich den Bedürfnissen der Kurgäste mehr und mehr anzupassen. Altbekannte Kur- und Erholungstätten gehen darin voraus und suchen das Leben möglichst reich an Genuß und Anregung zu gestalten. In diesem Bestreben befördern sie die Errichtung großer, prunkvoller, mit allem Luxus ausgestatteter Hotels. Sie lassen Theater und Schaustellungen aller Art entstehen, veranstalten Konzerte, Vorträge, Illuminationen und glänzende Feste und sehen mit Befriedigung, wie sehr alle diese Einrichtungen einen gewissen Teil des Publikums anlocken und dadurch zum Glanz und zur Frequenz

des Kurorts beitragen. In der Tat gibt es unter den Kurgästen eine große Zahl, denen solches Treiben Vergnügen und Erholung gewährt. Wer etwa gezwungen ist, sein Leben in einer kleinen Stadt, auf dem Land oder in abgelegener Fabrik zu verbringen, dem macht es Freude, in glänzender, geputzter Gesellschaft sich zu bewegen, zu sehen und gesehen zu werden und die langen Abende mit irgendeinem Vergnügen auszufüllen. Unter den Kranken sind viele, die etwa ein langwieriges, aber keineswegs angreifendes oder schwächendes Leiden zum Gebrauch einer Kur zwingt, und die gern die Oede des täglichen Daseins durch ablenkende Festlichkeiten unterbrochen sehen.

Aber eine große Zahl der Gäste ist wirklich der Ruhe und Erholung bedürftig, und von solchen hört man wohl vielfach die Klage, ein Kurort, den sie jahrelang der Stille und Einsamkeit wegen aufgesucht haben, sei ihnen durch die allzu großstädtische Entwicklung verleidet worden. Sie wenden sich kleineren, stilleren Orten zu, finden aber dort vielfach nicht ihr Behagen, weil die Einrichtungen, Unterkunft und Verpflegung, verwöhnten Ansprüchen nicht genügen. Die Zahl derer aber, denen Stille, Ruhe und Behaglichkeit mehr Bedürfnis ist als üppiges Treiben, ist nicht gering. Zu ihnen gehören jene unzählige Kranke und Rekonvaleszenten, die geschwächt und wenig leistungsfähig sind; und manchem abgehetzten Großstädter wäre es bei weitem besser, wenn er das tägliche Jagen und Treiben, zu dem ihn sein Beruf zwingt, für einige Wochen unterbrechen und sich behaglichem Stilleben ergeben wollte. Nicht nur sein Körper, sondern auch sein Geist würde davon größere Vorteile haben, und manches im Kampf des Daseins unterdrückte wissenschaftliche oder ästhetische Interesse könnte bei stiller Selbsteinkehr wieder auferweckt werden.

Der große Erfolg, den die Veranstaltungen der Weltkurorte in der Verbesserung der Zahl und auch der Zahlungsfähigkeit des Publikums zeigen, möchte den Anschein erwecken, als ob es Aufgabe jedes Kurortes sei, den Weltbädern nachzueifern. Das ist aber keineswegs der Fall. Es ist immer nur ein Teil des erholungsuchenden Publikums, dem lebhaftes Treiben frommt, ein mindestens ebenso großer Teil aber sucht Behagen, Stille und Erholung. Es ist daher eine nicht minder wichtige Aufgabe der Kurorte, auch diesem Teil der Gäste Rechnung zu tragen. Gerade die Orte, die in Lage und Landschaft einen mehr idyllischen Charakter aufweisen, mögen sich diesem Teil der Aufgabe widmen. Sie mögen ihre Einrichtungen nicht nach der Seite des Glanzes und Prunkes, sondern nach der der Stille und des Behagens entwickeln. Bequemlichkeit in allem muß der leitende Grundsatz sein. Sie ist anzustreben für Reise und Transport, durch bequeme Verbindungen, Erleichterung des Gepäckverkehrs und der Transportverbindungen innerhalb des Ortes. Hier kann durch Einvernehmen mit den Eisenbahndirektionen, Einrichtung von Automobilverbindungen, Omnibussen oder Trams manche Quelle des Aergers und Unbehagens für den Kurgast beseitigt werden. Daß die hygienischen Verhältnisse von seiten der Kur- und Ortsvorstände die größte Aufmerksamkeit erfordern, braucht kaum eigens hervorgehoben zu werden. Glücklicherweise ist darin in den meisten Ländern von Jahr zu Jahr ein glücklicher Fortschritt zu bemerken. Dagegen lassen Bau und Einrichtungen der Hotels und Pensionen noch vielfach eine fehlerhafte Tendenz bemerken. Meist schwebt den Erbauern als Ideal der prunkvolle Palast vor, während es entschieden richtiger ist, auch für größere Anlagen das Behagen des wohleingerichteten Bürgerhauses nachzuahmen. Oekonomisch und technisch wird der Betrieb um so vollendeter und ergiebiger, je größer die Zahl der Betten ist. Aber es ist landschaftlich schöner und für das Behagen vorteilhafter, wenn die Insassen, anstatt in einem palastähnlichen Gebäude zusammengepfercht, in einem Komplex von Villen untergebracht werden, die auf geräumigem Terrain verstreut und untereinander durch gepflasterte oder gedeckte Gänge verbunden sind. Die gemeinsamen Konversationsräume, Speise- und Lesezimmer würden mit Vorteil durch eine wohnliche, künstlerisch ausgestattete Diele in jeder Villa ersetzt. Im Garten wird die symmetrisch abgezirkelte Langweile durch parkartige Anlage mit Bäumen und Gebüschgruppen unterbrochen, in der jede Familie ihre windgeschützte Nische findet. Solche Anlage erfordert mehr Raum als ein geschlossener Komplex, ist aber trotzdem durchführbar, wie mancherlei bereits bestehende Beispiele zeigen, wenn seitens klug vorausblickender Ortsvorstände der Terrainspekulation entgegengetreten wird.

Nicht minder Sorgfalt erfordert die innere Einrichtung. Daß beim Bauen möglichst Schalldichtigkeit erreicht wird, ist ja heute leichter als früher durchführbar. Die Anordnung und Ausstattung der Zimmer kann ohne große Mühe, vom üblichen unpersönlichen Schema abweichend, künstlerisch gestaltet werden. Unser so hoch entwickeltes Kunstgewerbe ist solchen Aufgaben ja völlig gewachsen, sofern man ihm die Leitung überläßt und nicht durch urteilsloses Zusammenkaufen die künstlerische Einheit stört. Eine wichtige Rolle spielt für den Kurgast das Bett. Mancher findet wochenlang keinen ruhigen Schlaf, weil er sich mit dem ungewohnten Lager nicht befreunden kann. Es ist aber nicht gesagt, daß ein Hotel nur einerlei Bettzeug führen müßte. Mit geringen Mehrkosten können Federbetten und Decken, weiche und harte Kissen für den Kurgast zur Auswahl bereitgehalten werden. Auch die Einrichtung der Zimmer läßt oftmals zu wünschen übrig. Hier fehlt ein Raum für die Koffer, dort ein Platz für Stiefel und Oberhemden, da wieder ein Kleiderhaken, Aschenbecher, Steck- und Hutnadelkissen, und was dergleichen kleine tägliche Bedürfnisse mehr sind. Vor allem aber bedarf die Diät einer neuen Regelung. Das übliche Hotelmenü ist dem Diner der klassischen französischen Küche nachgeahmt und teilt mit diesem die Vorliebe für Fleisch in jeder Form und in möglichst pikanter Zubereitung. Die Erfahrung lehrt, daß solche Speisenfolge am Anfang meist mit Genuß verzehrt, nach einigen Wochen aber recht überdrüssig wird, namentlich wenn der Koch aus ökonomischen Gründen Reste früherer Mahlzeiten zur Saucenbereitung verwendet. Die ausschließliche Fleischnahrung ist aber der heutigen Lebensweise nicht mehr angemessen. Mit dem Wachsen der Großstadt und des Luxus steigt die Zahl angeborener krankhafter Anlagen und die Menge der Nervösen, und zurzeit geht im Interesse dieser zahlreichen Menschen eine lebhafte Bewegung über alle Länder, die, wenn auch nicht ohne Uebertreibungen und Einseitigkeiten, die vegetabilische Nahrung auf den Schild erhebt. Sicher ist, daß viele sich bei einer gemischten oder selbst vorwiegend vegetarischen Nahrung bedeutend wohler fühlen, und diesem Bedürfnis zuliebe sollte die Tradition des Hotelmenüs unterbrochen und größere Mannigfaltigkeit angestrebt werden.



Unsere Kurort- und Hotelindustrie hat somit eine dankbare und zukunftsreiche reformatorische Aufgabe vor sich: sie soll Schonungs- und Erholungsbedürftigen ein Heim schaffen, in dem nicht auf Glanz und Prunk, sondern auf möglichste Bequemlichkeit des Daseins der Hauptwert gelegt wird. Nicht der Palast, sondern das wohleingerichtete Bürgerhaus soll das Vorbild, nicht Luxus, sondern Komfort angestrebt werden. Man darf überzeugt sein, daß, wo diese Tendenz einmal durchgeführt ist, die Frequenz und der Ruhm bald wachsen werden. Die Ansprüche und Bedürfnisse sind eben verschieden, und es sollte jeder sein Recht finden können.

Die Londoner Krönungswoche.

Von Constantin von Zedlitz. — Hierzu die Abbildungen auf S. 1075—1078.

Je näher sie herannahte, desto mehr fürchteten wir uns insgeheim davor. Die Zauberworte „THE CORONATION" hatten uns monatelang in jedem Zeitungsblatt, aus jedem Schaufenster, aus jedem Theaterprogramm immer drohender angestarrt, und auch der Unerschrockenste erlag schließlich ihrer beängstigenden Hypnose. Sie wurde zu einem beklemmenden Alp, als die ganze Feststraße entlang Tribünenungeheuer aus der Erde wuchsen und, allen gewohnten Verkehr hemmend, sich zu hölzernen Gebirgen türmten. In der Morgensonne des großen Tages, der die Krönung brachte, wich dieser Alp einem überraschenden Bild, bei dessen Anblick ich erst nicht recht meinen Augen traute. Aber so kräftig ich mir auf der Fahrt nach der Westminsterabtei auch in Arm und Waden kniff, es war kein phantastischer Traum, sondern nackte Wirklichkeit. Die siebente Stunde hatte kaum geschlagen, und doch waren die Bretterberge schon bis auf die höchsten Gipfel ihrer mit Scharlachtuch ausgeschlagenen Terrassen mit Zuschauern dicht besetzt, und zu ihren Füßen wogte, unter Fahnen und Blumengewinden, ein Meer von fünfmalhunderttausend schaulustigen Köpfen. Die meisten hatten um fünf Uhr oder noch früher aufstehen müssen. Ich wußte nicht, welche Macht der Welt den Engländer zu einer für seine Begriffe so unchristlichen Zeit aus den Federn zu scheuchen vermöchte, es sei denn eine Königskrönung oder allenfalls ein Fußballmatch.

In der Abtei selbst war der leiseste Kniff in die Wade dem überwältigend großartigen Eindruck gefährlich, den der Eintretende sofort empfing. Die Seitenschiffe und die Querschiffe der tausendjährigen Kirche waren durch amphitheatralisch ansteigende Sitzreihen in Zuschauerränge mit dem Blick auf „das Theater" verwandelt worden, die offizielle Bezeichnung der zu einem mächtigen Podium erhöhten Vierung, worauf die Krönungzeremonie sich abspielt. Der Herzog von Norfolk, der sich als Erbreichsmarschall und somit geborener Hauptarrangeur der Feier so glänzend bewährte, daß die meisten Oberregisseure viel von ihm lernen könnten, hatte auch die bevorzugten Inhaber von Abteikarten wohlweislich schon volle zwei Stunden vor dem Erscheinen der königlichen Kavalkade auf ihre Plätze beordert. Als ich meinen gegen acht Uhr einnahm, waren die meisten schon zu einem wundervollen Gesamtbild gefüllt, das sich von Minute zu Minute immer glänzender gestaltete. Da sah man den Erbadel Englands vom Baron bis zum Herzog mit seinen Damen, Lords wie Ladys in Galatracht mit dem hermelinbesetzten Purpurmantel darüber und jeder mit der goldenen Krone seines Ranges, die hohen Richter in ihrem perückenmajestätischen Ornat, die staatlichen und höfischen Großwürdenträger in goldstrotzendem Hofkostüm, das selbst den Glanz der Generals- und Admiralsuniformen verdunkelte, daneben Bischöfe im Seidentalar und Chorknaben in schneeweißer Stola, zwischen ihnen Herolde in silberbesticktem Samtfrack und Pagen in Kniehosen und mit zierlichem Spitzenjabot. Das alles vereinte sich unter den rauschenden Klängen der Orgel im Dämmerlicht der Spitzbogengewölbe zu einer historischen Vision von bezauberndster Kraft. Wehe dem aber, der sich ihrem Bann entrang und den Schein an der Wirklichkeit zu messen anfing. Der theokratische Pomp der Inthronisierung stand dann mit der realen Macht des britischen Throninhabers in keinem Einklang, die Funktionen der Erbaristokratie gar, die auf Grund überkommener Privilegien an diesem Tag eine so glanzvolle Rolle um den Monarchen spielte, kamen einem im Licht der jüngsten politischen Entwicklung wie ein Spiel von Kartenkönigen vor.

Die Ankunft der königlichen Prozession, die sich in feierlichem Andante von dem Residenzschloß nach dem Münster bewegt hatte, stellte die mittelalterliche Illusion schnell wieder her. Zuerst kamen in stattlichem Zug alle dem königlichen Haus verwandten Prinzen und Prinzessinnen, gefolgt von Höflingen und Pagen, die Krone der Herrschaften auf samtnen Kissen tragend. Dann in schier endloser Reihe die höchste Geistlichkeit, die Staatsbannerträger der Vereinigten Königreiche und der überseeischen Tochterstaaten, der Premierminister, endlich die großen Kronvasallen mit den mancherlei altertümlichen Gerätschaften und Kleinodien, die außer den Kronen für den König und die Königin bei den Zeremonien allen möglichen symbolischen Zwecken dienen. In die Königskrone und in das Reichszepter sind die beiden größten der Stücke eingefügt worden, in die der Kullinandiamant zum Schleifen hat zerlegt werden müssen. Als sie von den Herzögen von Argyll und von Northumberland das Chorgestühl des Hauptschiffes entlang getragen wurden, senkten vor ihrem Märchenglanz die indischen Nabobs, die dort saßen und mit dem haselnußgroßen Edelsteinschmuck ihrer blauen und gelben Turbane bis dahin ihre Umgebung siegreich überstrahlt hatten, beschämt die schwärzlichen Häupter. Sie hoben sie erst wieder, als ein dreifaches donnerndes „Vivat" aus dreihundert Chorknabenkehlen das Nahen des Königspaares verkündete, das gleich darauf, umgeben von einem Troß der höchsten Hofbediensteten, durch den Chorbogen trat. Königin Mary trug über einer elfenbeinfarbenen Seidenrobe mit kostbarem Spitzenschmuck einen Mantel aus dunkelviolettem Samt mit reichster Goldstickerei und breiter Hermelinverbrämung. Als Trägerin der mehrere Meter langen Schleppe fungierte die Herzogin von Devonshire, deren eigene Schleppe wiederum von einem Pagen getragen wurde. König



Georg folgte in scharlachrotem Staatskleid mit scharlachrotem Mantel, ein Samtbarett auf dem Haupt, wie ein wieder auferstandener Tudor oder Plantagenet.

Die Feier, die alsbald begann, führte uns in noch viel weitere Vergangenheit zurück. Von alters her besteht ihre erste Episode, die „Anerkennung", darin, daß der Reichsmarschall von jeder der vier Seiten des „Theaters" aus nach jedem Kirchenschiff hin mit althergebrachter Formel den König gleichsam „allem Volk" vorstellt, das ihn mit dem Ausruf „Gott schütze den König" als Herrscher begrüßt — eine Reminiszenz an das urgermanische Wahlkönigtum. Auch alle übrigen Nummern des höchst umständlichen Krönungsprogramms haben jede ihre bestimmte religiöse oder politische Wurzel und sind bei dem starken geschichtlichen Sinn, der die britische Nation auszeichnet, doch mehr als ein historischer Reliquiendienst mit inhaltlos gewordenen Formen, von der Vereidigung der Monarchen auf die Verfassung und das Bekenntnis der Staatskirche, über die erzbischöfliche Salbung bis zu seiner Bekleidung erst mit den andern Abzeichen der königlichen Macht, wie dem Reichsschwert, dem Reichsapfel, dem Ring und dem Zepter bis zur eigentlichen Krönung mit der Krone des heiligen Eduard, des „Bekenners". Alle zwanzig Programmnummern, deren genaue Beschreibung einen kleinen Oktavband füllt, gingen wie am Schnürchen, und man bewunderte die Hauptakteure, die ohne Souffleur, nur dank eifrigen Proben, auch nicht ein einziges Mal aus ihren schweren Rollen fielen. Und doch wurde hier nicht bloß ein staunenswert einstudierter Festakt sicher und fehlerlos heruntergespielt. Wie der König seinen ältesten Sohn, der als erster seiner Untertanen huldigend vor ihm kniete, ans Herz schloß, und wie er dann der im Krönungsornat ebenfalls huldigend sich vor ihm verneigenden Königin, der die Erregung tödliche Blässe übers Antlitz breitete, einen langen, liebevollen Blick zuwarf, das waren gerade in ihrer schlichten Menschlichkeit ergreifende Augenblicke.

Anders als die Krönung, die sich in der ehrwürdigsten Kathedrale des Britenreiches in durchaus kirchlichen Formen vollzieht und einen überwiegend zivilen Charakter trägt, brachte der folgende Tag mit dem Galaumzug des neugekrönten Paares durch die ganze Stadt eine vornehmlich militärische Prachtentfaltung, bei der jedoch auch das bürgerliche Element sich mehrfach auf charakteristische Weise hervortat. So brachte es ein entschieden talentierter Langfinger fertig, dem Bürgerkönig der City, dem Lord-Mayor, im Festgedränge seine goldene Uhr aus der Tasche zu stibitzen. Ein weniger begabter Kollege von ihm ließ sich bei einem ähnlichen Unterfangen vom Earl of Lonsdale, dem Freund unseres Kaisers, abfassen. Allgemein fiel auf, daß auf der ganzen weiten Fahrt, die sich über zehn Kilometer erstreckte, nächst dem Königspaar der deutsche Kronprinz und seine Gemahlin von der Spalier bildenden Menge am lautesten begrüßt wurden. Auch bei der gewaltigen Marineparade auf der Reede von Spithead, die tags darauf das Festprogramm abschloß, war es von den fremdländischen Kriegsschiffen der deutsche Riesenkreuzer „Von der Tann", der den Engländern am meisten imponierte. Diese Flottenschau leitete aus der tändelnden Sphäre historisch-symbolischen Gepränges mit Kanonenschlägen über in das drängende Machtgebiet des modernen Britentums. Dreitausend englische Feuerschlünde brüllten dem König ohrenbetäubenden Gruß von hundertsiebenundsechzig schwimmenden Festungen mit einer Gesamtwasserverdrängung von weit über einer Million Tonnen.

Alles in allem — und hier sind ja nur die großen offiziellen Teile berührt, die zahllosen Bälle, Illuminationen, Maskeraden, Gartenfeste und Bankette, die nebenbei stattfanden, notgedrungen übergangen worden — eine berauschende Festwoche. Wie nach so manchem Rausch meldet sich jedoch auch nach diesem der Katzenjammer. Die Kosten allein der eigentlichen Krönung werden auf sechs Millionen Mark veranschlagt. Trotzdem ist die Vorstellung, sie bringe Geld unter die Leute, in dieser Allgemeinheit verkehrt. Nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis profitiert davon, nicht zum wenigsten kontinentale Firmen, die diesmal für fünfzehn Millionen Mark billige Abzeichen, Andenken und Schmuckgegenstände nach England exportiert haben. Die Krönung ist ein Fest für die obersten Zehntausend und die untersten Millionen. Die wohlhabenden Mittelklassen halten sich ihr fern, viele folgen dabei sogar dem Wort Lord Byrons: „London is a charming town — to go away from" — London ist ein reizender Ort zum Abreisen. Ueberdies haben fast alle großen Hotels auf den Fremdenzustrom ganz übertriebene Erwartungen gesetzt — eins der bekanntesten und elegantesten, das für tausend Gäste Platz hat, beherbergte diese Woche sage und schreibe elf Personen. Das Gros der Londoner Geschäftswelt hat somit an der Krönung Georgs des Fünften auf viele Jahre hinaus genug und wünscht ihm aus der Tiefe ihrer Kassen nicht minder als aus dem Grunde ihrer Herzen ein recht, recht langes Leben.

Das Kursbuch.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Mancher, der das ganze Jahr hindurch kein Buch liest, wird beim Beginn der Reisezeit wenigstens zum eifrigen Leser des Kursbuchs. Ein alter Scherz fragt, warum der Umschlag so vieler Kursbücher eigentlich eine gelbe Farbe habe. Nun, gelb ist doch, so lautet die Antwort, die Farbe der Eifersucht, und das Kursbuch ist eins jener Bücher, in denen man vor allem „mit Eifer sucht". Indessen gibt es auch rote, blaue und braune Kursbücher, ebenso wie es dicke und dünne, große und kleine, amtliche und private gibt. Aber der Goliath, der Millionär unter den deutschen Kursbüchern, das Reichskursbuch, hat den gelben Paletot anbehalten, und das mit Recht. Denn bei seinem Umfang und seiner Reichhaltigkeit ist es wirklich ein Buch, in dem man oft mit großem Eifer suchen muß.

Man kann die Menschen einteilen in solche, die von dem Kursbuch mit dankbarer Sympathie sprechen, und andere, die einen großen Bogen machen, wenn sie irgendwo ein Kursbuch erblicken. So sonderbar es ist: es gibt tatsächlich eine Menge Menschen, die sich lieber dazu verstehen würden, sämtliche Romane der seligen Luise Mühlbach durchzulesen, statt eine Stunde im



Kursbuch zu blättern, um sich eine Reiseroute zusammenzustellen. Es geht ihnen, wenn sie ein Kursbuch mit seinem Zahlengetümmel und Zeichengewimmel aufschlagen, nicht anders als dem Laien, der in eine Abhandlung über einen Gegenstand der höheren Mathematik blickt: ihn faßt ein gelinder Schauder vor der Fülle rätselhafter und geheimnisreicher Zeichen und Formeln, die ihm da höhnisch und sphinxhaft entgegenstarren. Besonders Frauen stehen dem Kursbuch oft merkwürdig hilflos gegenüber. Es ist fast, als ob die strenge Sachlichkeit und der logische, gesetzmäßige Zusammenhang dieses Werkes etwas Abschreckendes für sie hätte, und statt sich ihre Reiseroute zu suchen, suchen sie lieber jemand, der sie ihnen zusammenstellt.

Es gehört nun allerdings ein gewisses Talent, auch ein Stückchen Geduld und ein bißchen Nachdenken dazu, um sich im Kursbuch zurechtzufinden. Denn leider steht ja nicht alles, was der einzelne gerade für seine diesjährige Sommerreise nach Sylt oder ins bayrische Hochland braucht, hübsch übersichtlich beisammen, sondern muß mit peinlicher Sorgfalt zusammengesucht werden. Es kommt vor, daß einer sich den schönsten Reiseplan mit den wundervollsten Anschlüssen herausstudiert, und nachher, auf der Reise selbst, muß er mit Schrecken und Aerger gewahr werden, daß alles falsch ist, bloß weil er dieses oder jenes unscheinbare Zeichen übersehen hat. Vor allem ist ein wenig Nachdenken nötig, um sich über das grundsätzliche System, das in dem Kursbuch nach den Gesichtspunkten der Uebersichtlichkeit, des Zusammenhanges und der Raumersparnis waltet, erst einmal klar zu werden. Hat man das begriffen, und kennt man den Sinn der zahlreichen Zeichen, Signale und Ueberweisungen, der dicken, dünnen und punktierten Linien, der fetten und der mageren Ziffern, dann sind Irrtümer so gut wie völlig ausgeschlossen. Zu wünschen wäre freilich, daß alle deutschen Kursbücher eine gemeinsame Zeichensprache hätten und beispielsweise die Züge neben einer fetten Linie nicht in dem einen Kursbuch Schnellzüge mit erster und zweiter Klasse, in einem andern Personenzüge, die auch vierter Klasse führen, bedeuten.

Wer gründlich in seinem Kursbuch zu Hause ist, auch die Eisenbahnkarte fleißig zu Rate zieht und das Talent besitzt, sich sogenannte raffinierte Routen zusammenzustellen, reist unter Umständen rascher, bequemer und billiger als andere, die eben nur die üblichen beliebten Verbindungen herausfinden. Als blutjunge Studenten mit sehr viel Reiselust und bedeutend weniger Reisegeld machten wir uns oft das Vergnügen, „standesgemäß", nämlich vierter Klasse, zu reisen. Dabei galt es in erster Linie, die endlose Fahrt nach unserm Ziel möglichst zu beschleunigen, stundenlange Aufenthalte zu vermeiden und die günstigsten Anschlüsse wahrzunehmen. Das Kursbuch erwies sich da als unersetzlicher Freund und Berater, der in den verzwicktesten Fällen immer noch einen wertvollen Wink zu geben vermochte. Zwischen Danzig und Straßburg stieg man vielleicht dreißigmal um — das war ein Vergnügen für sich — aber man blieb niemals liegen. Und ließ sich doch eine Stunde Aufenthalt einmal nicht vermeiden, so war es gewiß in einem Städtchen oder Dörfchen, wo sich's lohnte, einen kurzen Bummel durch den Ort zu machen. Man sieht bei einer solchen Reise mehr von den Gegenden, die man durchfährt, und mehr von den Orten, an denen man Aufenthalt hat. Man kann wie in der Postkutsche früherer Zeiten zahlreiche liebliche oder merkwürdige Punkte der Heimat, an denen der Schnellzug und das Auto vorüberrasen, kennen lernen und genießen, ohne sich den Mühen einer Fußwanderung oder den Zufällen einer Radtour auszusetzen.

Das beste Motto für ein Kursbuch wäre das bekannte Wort: „Suchet, so werdet ihr finden." Besonders jene sollten sich das gesagt sein lassen, die nach dem ersten erfolgten Versuch, sich in dem scheinbaren Labyrinth der Fahrpläne zurechtzufinden, das Buch entmutigt wieder zuklappen. Ein wichtiger Faktor ist auch, wenn bei der praktischen Anwendung nachher alles stimmen soll, daß man stets die neuste Ausgabe des Kursbuches zu Rate zieht. Ist es schon eine kostspielige Sparsamkeit, mit einer alten Auflage eines Reiseführers nach Paris oder Rom zu reisen und dort in ein Hotel zu fahren,

das nicht mehr existiert, Museen aufzusuchen, die neuerdings gerade an dem bezeichneten Tag geschlossen sind, und in strömendem Regen auf eine Omnibusverbindung zu warten, die vielleicht längst wegen Unrentabilität eingestellt wurde — so rächt sich die Benutzung einer verjährten Ausgabe des Kursbuches oft noch viel bitterer und kann in Situationen bringen, im Vergleich mit denen es ein Hochgefühl ist, als Autler zwischen zwei entfernten Ortschaften nachts bei Unwetter eine Panne zu haben. Man soll auch, namentlich für längere Touren, ein Kursbuch nicht bloß nachschlagen, sondern kaufen. Immer können Fälle eintreten, in denen es wünschenswert und notwendig ist, auch unterwegs das Kursbuch zu befragen, und es ist nicht jedermanns Sache, stets das Exemplar eines Mitreisenden zur Einsicht zu erbitten. Es gibt Gemütsmenschen, die lange Strecken mit dem Kursbuch vor den Augen durchfahren und jede Station, die der Zug passiert, gewissenhaft mit dem Bleistift anstreichen, als wollten sie kontrollieren, ob ihnen auch keine unterschlagen würde. Aber auch für weniger pedantische Leute ist es oft von Wert, an der Hand der Uhr und des Kursbuches feststellen zu können, „wo wir sind", und ob wir „bald da sind".

Phantasiebegabten Naturen, die gerade nicht reisen wollen oder reisen können, vermag sogar die bloße Lektüre des Kursbuches gewisse Reize zu bieten. Wie dem musikalischen Geist das Studium einer Partitur einen Ersatz für das lebendige Orchester und seine sinnliche Klangfülle gewähren kann, so wird das Kursbuch, zumal in Verbindung mit dem Atlas und guten Photographien oder Stereoskopbildern, jenen die Genüsse des Reisens vorspiegeln können, die sie in Wirklichkeit entbehren müssen. Freilich muß man verstehen, in Gedanken reisen zu können. So mancher versteht's, und wenn die Illusion nicht ganz so vollkommen ist wie die Wirklichkeit: Die Phantasiereise durchs Kursbuch kennt wenigstens auch die vielen Plackereien und Enttäuschungen nicht, die jede schöne Reise durch die wirkliche Welt unvermeidlich begleiten.

Tip-top.

Eine equestrische Plauderei von H. Hidassy.

Ein Gebiet der Toilettefragen wird wenig betreten, obwohl es bei dem immer weitere Kreise umfassenden Interesse für den Reitsport sehr in den Vordergrund gerückt ist: die Toilette des Pferdes. Die Regeln dafür sind ein ungeschriebenes Gesetz, die Modelle liefert der Hydepark, der tonangebend ist. Natürlich bleiben die Grundzüge der ganzen Aufmachung unverrückt, weil der sportlich praktische Zweck für sie das Hauptwort redet. Aber in Einzelheiten machen sich doch die Schwankungen der Mode geltend. Und einige Streiflichter auf die heute gültigen Normen werden wohl manchem jungen Reiter und jeder passionierten Reiterin willkommen sein.

Man sieht so oft begeisterte Ausüber des Reitsports in über jeder Kritik erhabenem Dreß auf einem geradezu stiefmütterlich hergerichteten Gaul — und doch ist Grundmaxime für den wahren Sportsmann, daß zuerst sein Pferd nach jeder Richtung tadellos vor dem kritischen Auge bestehe.

Ich beginne dort, wo der Kernpunkt der Reiterei liegt — mit dem Rücken, und betone, daß ich von jenem Pferd spreche, auf dem man sich im Tiergarten und im Tattersall „dem Volk zeigt". Ueber den Sattel sind wohl wenig Worte zu verlieren. Ein neuer ist wegen seiner Glätte nicht angenehm. Diesem Uebelstand ist sofort abgeholfen, wenn man ihn mit einem vollgesogenen nassen Schwamm wiederholt abreibt und dann mit Sattelseife einschmiert. Aber ausgesessen darf er nie sein. Die Polsterung muß immer so erneuert werden, daß der Sattel rückwärts nicht zu tief wird, so angenehm dies auch für das Reiten im Terrain ist. Aber dies gehört auf ein anderes Blatt. Die Schweißdecke muß genau nach dem Sattel geschnitten sein, darf höchstens zwei Finger breit unter dem Sattelrand hervorsehen. Sie kann aus weißem, gelbem, braunem oder grauem Filz sein. Auch die einfache Lederdecke ist einwandfrei. Die Schweißdecke kann auch ganz fehlen, nur schadet dies der Sattelpolsterung sehr. Als Sattelgurte wird mit Vorliebe die dreifache englische Jagdgurte benützt, die in der Farbe mit der Schweißdecke übereinstimmen soll. Bei Pferden, auf denen der Sattel leicht vorrutscht, verwendet man die Schnurgurten. Ein etwas weiter zurückgesatteltes Pferd wird immer besser aussehen. Die Vorhand macht einen freiern Eindruck, die Halspartie gewinnt, unter einem Reiter mit Gefühl wird das Pferd so leichter sein Gleichgewicht finden. Diesem nach rückwärts Satteln wird aber mit den falschen Rippen die äußerste Grenze geboten. Bemerkt sei noch, daß die viereckige Satteldecke in jeder Farbennuance abgetan ist. Die Strupfen der Steigbügelriemen sind reitermäßig von vorn knapp unter die Schnallen — nach rückwärts umgebogen — zu stecken.

Sehr beliebt ist das Vorderzeug — und ebenso zwecklos. Es soll im Terrain den Sattel vor Rückwärtsrutschen bewahren. Da im Tiergarten, Grunewald und den Reitparks anderer Großstädte das Vorkommen von Steilabhängen, Racheln, Ravins, Wasserrissen doch wirklich nicht nennenswerte Bedeutung hat, bleibt das Vorderzeug ein überflüssiges Prachtstück. Wenn es aber schon da ist, muß es korrekt liegen. Der Ring muß genau in der Brustgrube liegen, das Riemenzeug darf weder um den Hals, noch am Bauch schlapp baumeln, darf aber auch nicht zwängend die Bewegung der Schulter belästigen.

Für das Kopfgestell verwendet man heute nur den eingenähten Zaum. Alles Schnallenwerk ist auf das geringste Maß zurückgeführt. Meist befindet sich nur eine Schnalle am Genickstück und die nicht zu entbehrende am Kehlriemen.

Das Lederzeug am Genick muß über einem zwischen Mähne und Schopf reinlich gezogenen Scheitel liegen. Zu empfehlen ist das „Fiesko"schneiden dieser Stelle. Was sonst noch im obern Gesichtsteil an Schnallen vorhanden ist, muß in gleicher Linie mit dem rückwärtigen Augenwinkel abschneiden — auch die Schnalle des Kehlriemens. Für diesen gilt, daß man immer eine gute Faust zwischen Riemen und Hals hineinstecken kann — ohne daß dieses Maß überschritten wird, was den Eindruck des Unordentlichen hervorrufen würde.

Das farbige Stirnband ist außer Kurs gesetzt, doch kann es konservativen Anhängern noch hingehen.

Der in die Backenstücke eingeschnallte Nasenriemen gehört auch vergangenen Zeiten an, weil eigentlich wirkungs- und darum zwecklos. Heute hat ihn der mit eigenen Backenstücken befestigte breite Nasenriemen verdrängt, der eigentlich auch nur durch eine Modelaune gerechtfertigt wird. Aber liegen muß er an der

gehörigen Stelle — am untern Ende des Nasenbeins — und soll eher zu weit als zu eng sein, weil er sonst die Atmung hemmt.

Etwas muß gesagt werden über die Zäumung, weil sich bei ihr richtige Anordnung und das Auge befriedigender Stil decken. Die Trense darf nicht die Maulspalte nach oben ziehen. Von der Mode der großringigen Trensen ist man ganz zurückgekommen. Immer muß man bedenken, daß die Kandare kein Marterwerkzeug sein darf. Darum ist noch immer besser die zu leichte, die durchfallende, als die steife, die „strotzende", die ich in Wien einmal „Pfeifenröhre" nennen hörte. Ein Pferd zu zäumen, ist eine Kunst. Es würde zu weit führen, sich hierüber auszulassen, obwohl das Reiterauge nichts mehr beleidigen kann als eine unkorrekte Zäumung. Es mag genügen, daß die Stangenbäume mit der Maulspalte einen Winkel von 45 Grad bilden müssen, das Mundstück mit der Zungenfreiheit etwa einen schmalen Finger über den Eckzähnen liegen soll und zwischen Kinnkette und Gaumen bei nicht angestelltem Zügel bequem zwei Finger hineingehen sollen. Die Kinnkette muß im rechten Haken eingelegt und nach rechts gedreht werden und nicht mehr als je ein Reserveglied auf jeder Seite haben. Ob dieses ober- oder unterhalb der Kette belassen wird, ist Geschmacksache.

Ein grober Unfug ist aber der in den Trensenzügel des Zaums eingeschnallte Martingal. Sein Zweck besteht darin, auf dem mit Wischzaum gezäumtem Pferd das Herausschnellen des Kopfes aus der Stellung über eine gewisse Grenze zu verhindern — und auch dazu muß er so geschnallt werden, daß seine Ringe beim Anspannen bis an die Kehle reichen. Beim Pferd auf Kandare dient diese zum Herbeizäumen, die Trense zum Aufrichten. Ein an dieser angebrachter Martingal ist also widersinnig. Schwache Reiter glauben sich damit besser in die Zügel verankern zu können und lehren dabei das Pferd nur den Rücken verbiegen und mit der Nachhand schlenkern, schließlich ganz am Vorderteil gehen. Dann kann ihnen leicht geschehen, daß das Pferd sie im gewöhnlichen Reitschulgalopp einfach davonträgt.

Noch etwas über die „Haartracht".

Die kurz gestutzte Mähne ist nicht mehr so Mode. Sie wird aber immer vorteilhaft sein, wenn sie einen etwas kurzen Hals für das Auge verlängert. Die wild flatternde Löwenmähne gehört in die Romanliteratur. Auch der moderne Künstler hat sich ja von dem papuanischen Haarwust emanzipiert. Die gerupfte Mähne, die in gewissen Grenzen — nach Fülle und Halsform — länger oder kürzer belassen wird, ist jetzt die beliebte Fasson.

Der Fasanenschweif ist nur dem Vollbluthengst und Vollblutaraber erlaubt. Das englische Vollblut darf einen längeren, etwa eine Handbreit über dem Sprunggelenk endenden Schweif haben. Bei Pferden, die den Schweif klemmen oder nicht tragen, wird sich immer das Courtieren empfehlen. Ich kenne übrigens einen Fall, wo im Reich das Courtieren eines Pferdes zum Gegenstand einer Klage wegen Tierquälerei gemacht wurde. Der einschreitende Pferdefreund hat wohl keine Ahnung, wieviel mehr an einem Gaul durch schlechte Zäumung gesündigt wird. Das pinselförmige Herrichten der Schweifrübe hat heute wenig Freunde mehr.

Die Langhaare an Kehle, Schnauze, dann die Fesseln müssen kurz ausgeschnitten sein.

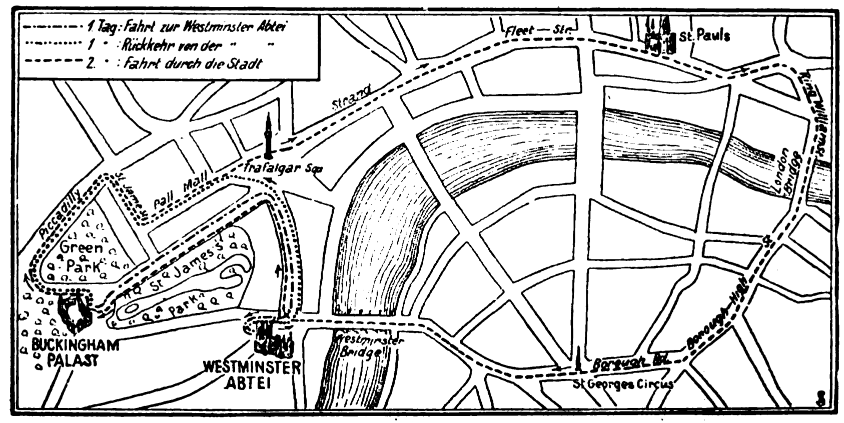
Die Hufe sollen glatt sein — dazu empfiehlt sich, etwa zweimal in der Woche zwei bis drei Stunden einen wassergetränkten Leinwandlappen aufzulegen. Das beliebte Einschmieren der Hufe mit Vaselin oder einem andern Fett vor dem Ausreiten ist nicht hygienisch. Die Erdfeuchtigkeit des Bodens muß auch zur Oberfläche des Hufs Zutritt haben.

Bandagen sind vormittags zulässig. Zur Korsozeit oder beim Abendreiten im Tattersall muß der Gaul seine tadellosen Beine unverhüllt zeigen. Kann er es nicht, dann gehört er in einen andern Rahmen.

Zum Schluß möchte ich nochmals unterstreichen, daß diese Betrachtungen für das Jagd-, Renn- und Distanzpferd nur in allgemeinen Gesetzen Geltung haben. Bei diesen, die ja nicht schulmäßig geritten zu sein brauchen, findet bis auf gewisse Beschränkungen der Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt, seine tonangebende Anwendung.

Unsere Bilder

Die englische Königskrönung (Abb. S. 1075 bis 1078 und untenst. Karte) ist so majestätisch verlaufen wie nur je eine große Staatszeremonie dieser Art. Für die britischen Patrioten bedeutete der 22. Juni die symbolische Vereinigung des britischen Weltreichs mit seinem neuen Herrscher, für die große Menge der Londoner und für die vielen Fremden vor allem ein Schauspiel von unerhörtem Prunk. Nicht nur für die hohen Ehrengäste und privilegierten Zuschauer, die in der Westminsterabtei der Krönung selbst beiwohnen durften, gab es viel zu sehen; auch die namenlose Volksmenge, die die Straßen füllte, hatte sich nicht zu beklagen. Da war vor allem der Zug der Majestäten zur Westminsterabtei. Drei „Prozessionen", eine prunkvoller als die andere, zogen vom Buckinghampalast zur Krönungsstätte. Zuerst die Vertreter des Auslands in vierzehn Wagen, dann die Mitglieder der königlichen Familie und schließlich das Königpaar in der von acht unvergleichlichen Isabellen gezogenen Galakarosse. Als dann die Krönungszeremonie zu Ende war, bot sich den vier Millionen Neugierigen, die Londons Straßen und Plätze füllten, wieder die gleiche Augenweide. Aber auf dem Rückweg strahlte auf dem Haupt Georgs V. schon die Krone Eduards des Bekenners, und er hielt Schwert und Zepter in den Händen. Wer die Majestäten in ihrem königlichen Ornat nicht durch die Fenster der ver-



Von den Krönungsfestlichkeiten in London: Uebersichtskarte zu den Fahrten nach der Westminsterabtei und durch die Stadt.



goldeten Karosse hindurch bewundern konnte, hatte später Gelegenheit, sie so zu sehen, denn sie erschienen auf dem Balkon des Buckinghampalastes und nahmen die lauten Huldigungen der Londoner entgegen. Ja, am Tag nach der Krönung wurde der feierliche Umzug durch die Hauptstadt wiederholt. Diesmal fehlten die ausländischen Fürstlichkeiten, dafür aber war der militärische Charakter der Feier noch stärker betont als am Vortag. Deutsche, österreichische und andere fremde Regimentsdeputationen bildeten gemeinsam den militärischen Vortrab des Zugs. Dann folgte das Herrscherpaar in seinem Wagen, neben dem Feldmarschall Lord Kitchener einherritt. Die britischen Prinzen, die Hofchargen und nochmals kriegerische Eskorten bildeten den Abschluß. Da gab es also wieder viel des Interessanten zu sehen. Das herrlichste Schauspiel der Krönungstage war freilich die Krönung selbst, der nur 7000 erlesene Gäste beiwohnen konnten. Die Szene in der altehrwürdigen Kirche wird wohl allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Unser Bild zeigt den Moment nach dem Einzug des Königspaars. Die Majestäten wurden zuerst in feierlicher Prozession zu den Staatssesseln geleitet, die unterhalb der Fürstenloge auf einer erhöhten Bühne standen. Dann schritt der Erzbischof von Canterbury mit dem Lord-Kanzler, dem Lord-Oberkonstabler, dem Earl-Marschall und dem Hosenband-Wappenkönig zu den vier Seiten der Bühne und präsentierten den König dem Volk. Nun folgte der eigentliche Krönungsakt.

Der amerikanische Flottenbesuch in Kiel (Abb. S. 1079). Der Hafen von Kiel hat während seiner großen Woche diesmal den Besuch der vier amerikanischen Schlachtschiffe empfangen, die seit einiger Zeit in der Ostsee kreuzen. Die mächtigen Schiffe sind von allen Besuchern der Kieler Woche gebührend bewundert worden, und die fremden Seeleute haben den herzlichsten Empfang gefunden. Auch der Kaiser empfing an Bord seiner Jacht „Hohenzollern" den Besuch der amerikanischen Seeoffiziere und des Botschafters Dr. Hill, der nach Kiel gereist war, um seine Landsleute zu begrüßen. Der Monarch kam auch an Bord der „Louisiana", nahm dort ein Frühstück ein und besichtigte alle Teile des Schiffes mit dem größten Interesse.

Die Verlobung des Erzherzogs Karl Franz Josef (Abb. S. 1080) ist in Pianore bei Viareggio im engsten Familienkreis begangen worden. Erzherzog Karl Franz Josef konnte nur kurze Zeit im Haus seiner künftigen Schwiegermutter, der Herzogin Maria Antonia von Parma — einer geborenen Infantin von Portugal — weilen; dann verließ er seine Braut und ihre Angehörigen, um als Vertreter des Kaisers Franz Josef den Londoner Krönungsfeierlichkeiten beizuwohnen. Prinzessin Zita verläßt Pianore ebenfalls in den nächsten Tagen und kommt nach Wien, um die Erzherzogin Maria Josefa, die Mutter ihres Bräutigams, zu besuchen. Im Augartenpalais wird dann ein glänzendes Fest gefeiert werden.

Prinzregent Luitpold am Königssee (Abb. S. 1080). Unsere reizende Aufnahme zeigt so recht, wie der greise Prinzregent zwanglos und voll Güte mit der Bevölkerung verkehrt. Der kleine Waisenknabe in Gebirglertracht, der seinen geliebten Landesvater während eines Spazierganges einen Strauß frischgepflückter Alpenblumen überreichte, wird wohl sein ganzes Leben lang erzählen, wie freundlich sich der hohe Herr mit ihm unterhalten hat, und wie wohlgemut und geistesfrisch er sich trotz seines hohen Alters zeigte.

Die Proklamation der portugiesischen Republik (Abb. S. 1081) durch die Nationalversammlung ist ohne jede Störung eindrucksvoll verlaufen. Das neue Parlament dekretierte die Einführung der demokratisch-republikanischen Staatsform, die Anerkennung des neuen Banners und die Verbannung des Hauses Braganza. Alle diese Beschlüsse wurden dem Volk und den Truppen verkündet und überall mit lautem Jubel begrüßt. In Lissabon fand an jenem Tag eine lange Reihe lauter Freudenfeste statt. So enthüllte der Präsident der Nationalversammlung Braamcamp und der Zivilgouverneur Leao an dem Haus, wo das Revolutionskomitee kurz vor dem Aufstand seine letzte Sitzung abgehalten hatte, eine Gedenktafel. Diesen feierlichen Akt zeigt unser Bild.

Der erste österreichisch-ungarische Dreadnought (Abb. S. 1082) lief am 24. Juni im Stabilimento Tecnico zu Triest vom Stapel. Der für die österreichische Seemacht so bedeutsamen Zeremonie wohnten der Erzherzogthronfolger, seine Gemahlin und mehrere andere Mitglieder der Dynastie bei. Die Erzherzogin Maria Annunziata vollzog unter dem Geschützdonner von 38 auf der Reede versammelten Kriegsschiffen den üblichen Taufakt und gab dem Schiff seinen Namen „Viribus unitis".

Die 5. Landwirtschaftliche Wanderausstellung (Abb. S. 1082) der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, die vor einigen Tagen in Kassel stattfand, war vorzüglich beschickt und besucht. Außer landwirtschaftlichen Objekten aller Art waren besonders viel Pferde ausgestellt. Im Zusammenhang mit der Pferdeausstellung wurde ein Concours hippique veranstaltet. Ein hessisches Trachtenfest füllte das Ausstellungsgelände mit köstlichen alten Bauerntrachten, die ja auch zu einer landwirtschaftlichen Ausstellung gehören. Die Bauern, 124 an der Zahl, zogen am Eröffnungstag zu dem Gedenkstein, der das Andenken der im Sommer 1809 im Kampf gegen die französische Herrschaft gefallenen hessischen Bauern, Bürger und Soldaten verherrlicht, und legten einen Kranz nieder. Der Vorsitzende der Landwirtschaftskammer für Hessen und Waldeck Herr v. Stockhausen-Abgunst hielt hier eine begeisterte Rede.

Der neue portugiesische Generalkonsul (Abb. S. 1081) Dr. Alberto d'Oliveira kommt aus Bern, wo er seit dem Mai 1908 Gesandter war. Oliveira ist in seinem Vaterland als feinsinniger Dichter bekannt.

Todesfälle (S. 1081). Auf Schloß Moncalieri ist Prinzessin Klothilde, die Mutter des französischen Thronprätendenten Viktor Napoleon Bonaparte, im Alter von 68 Jahren verschieden. Die verstorbene Fürstin war eine Tochter des Re Galantuomo Viktor Emanuel II.; sie war ihr Leben lang streng kirchlich gesinnt und harmonierte deswegen sehr wenig mit ihrem Gatten, dem lebenslustigen Prinzen „Plon-Plon". Auch mit dem Vorgehen des Hauses Savoyen gegen den Kirchenstaat war sie nicht einverstanden und söhnte sich mit ihrer Familie nie vollkommen aus. — Der treffliche Musiker Prof. Robert Radecke, der im Alter von 81 Jahren verschieden ist, hat 15 Jahre lang (1892—1907) das Königliche Akademische Institut für Kirchenmusik geleitet. Er war nicht nur ein bedeutender Dirigent, sondern auch ein geschätzter Komponist, dem wir besonders viele schöne Lieder verdanken. Er gehörte der Königlichen Akademie der Künste an und war Präsident der musikalischen Abteilung ihres Senats.

Die Toten der Woche

Prinzessin **Klothilde Bonaparte**, † in Turin am 25. Juni im Alter von 68 Jahren. (Portr. S. 1081.)

Geh. Regierungsrat Professor **Christoph Hehl**, bekannter Architekt, † in Berlin am 19. Juni im Alter von 64 Jahren.

Professor **Franz Kral**, bedeutender Bakteriologe, † in Prag am 22. Juni.

Professor **Robert Radecke**, bedeutender Komponist, † in Wernigerode a. Harz am 21. Juni im Alter von 80 Jahren. (Portr. S. 1081.)

Hofopernsänger **Joseph Ritter**, berühmter Baritonist, † in Lehen bei Salzburg am 21. Juni im 51. Lebensjahr.

Geh. Oberjustizrat Dr. **Schepers**, Senatspräsident am Kammergericht, † in Berlin am 20. Juni im Alter von 65 Jahren.



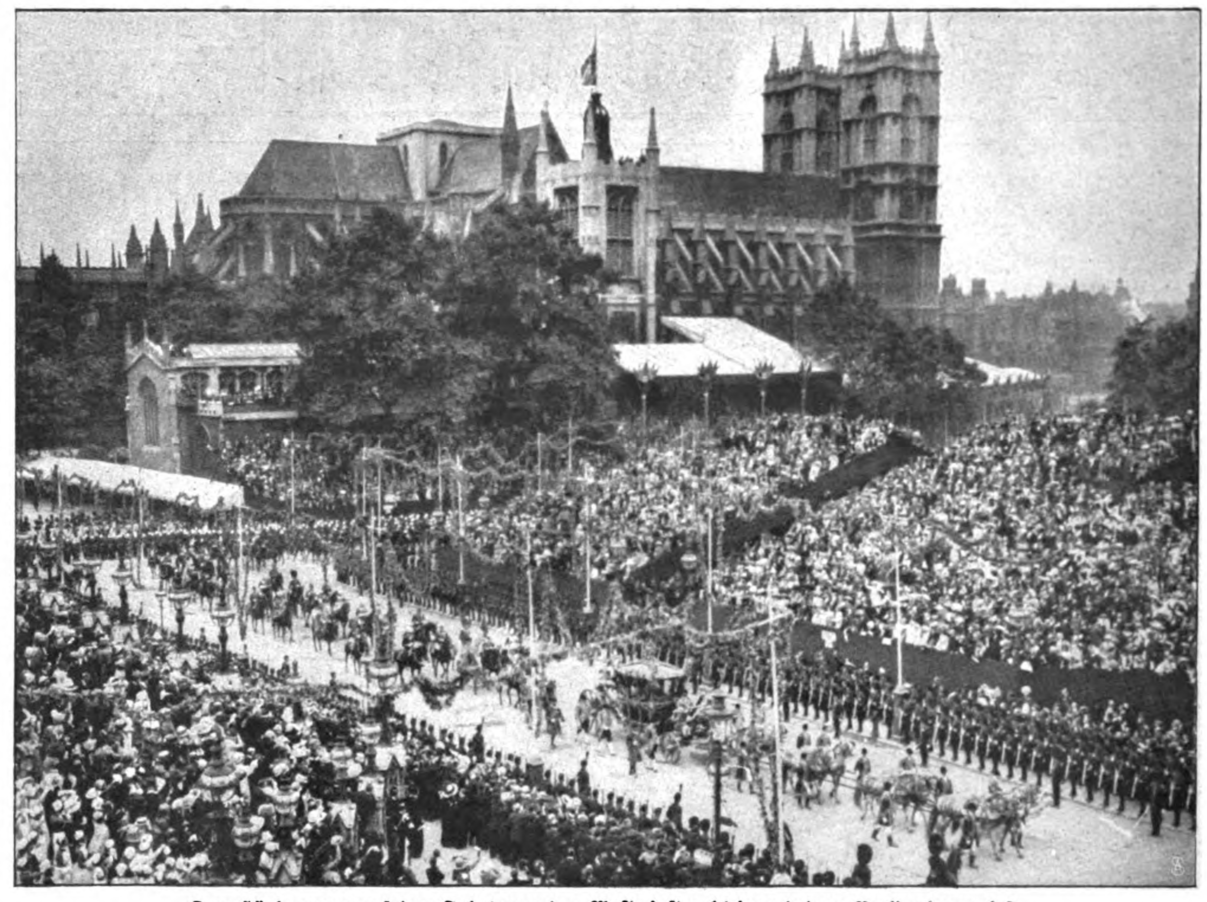
Bilder vom Tage



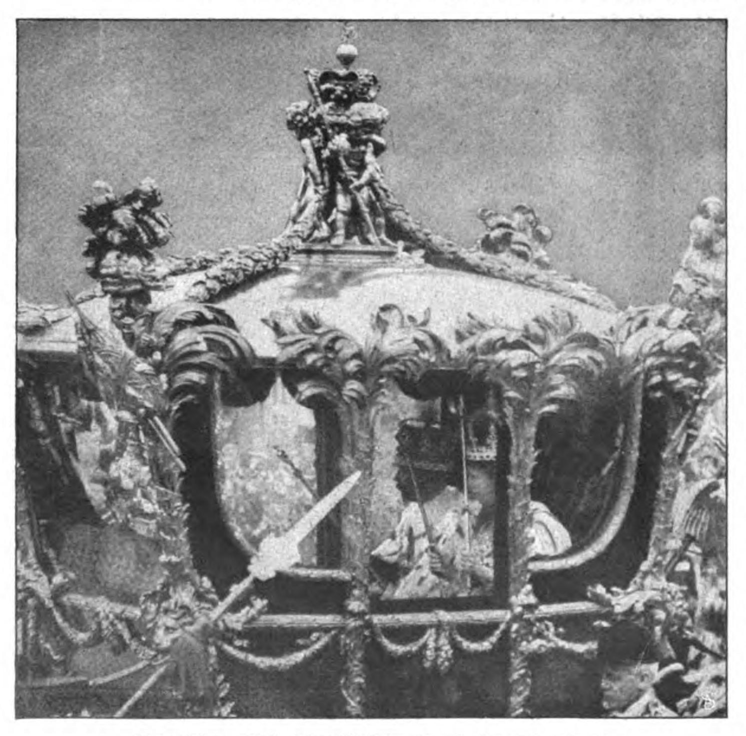
Copyright W. & D. Downey.

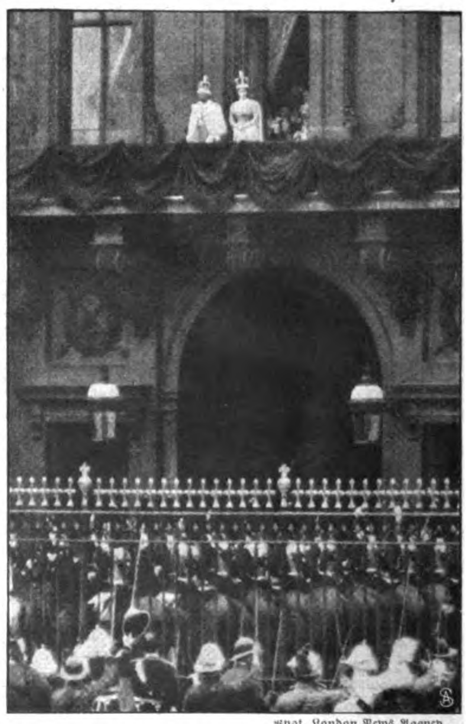
König Georg V. und Königin Mary im Buckinghampalast nach der Krönung.

Krönungsfestlichkeiten in London.

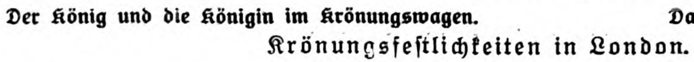


Das Königspaar auf der Fahrt von der Westminsterabtei nach dem Buckinghampalast.





Phot. London News Agency.



Der König und die Königin im Krönungswagen.

Das Königspaar zeigt sich dem Volk.

Krönungsfestlichkeiten in London.



Aufnahme des Sir Benjamin Stone.

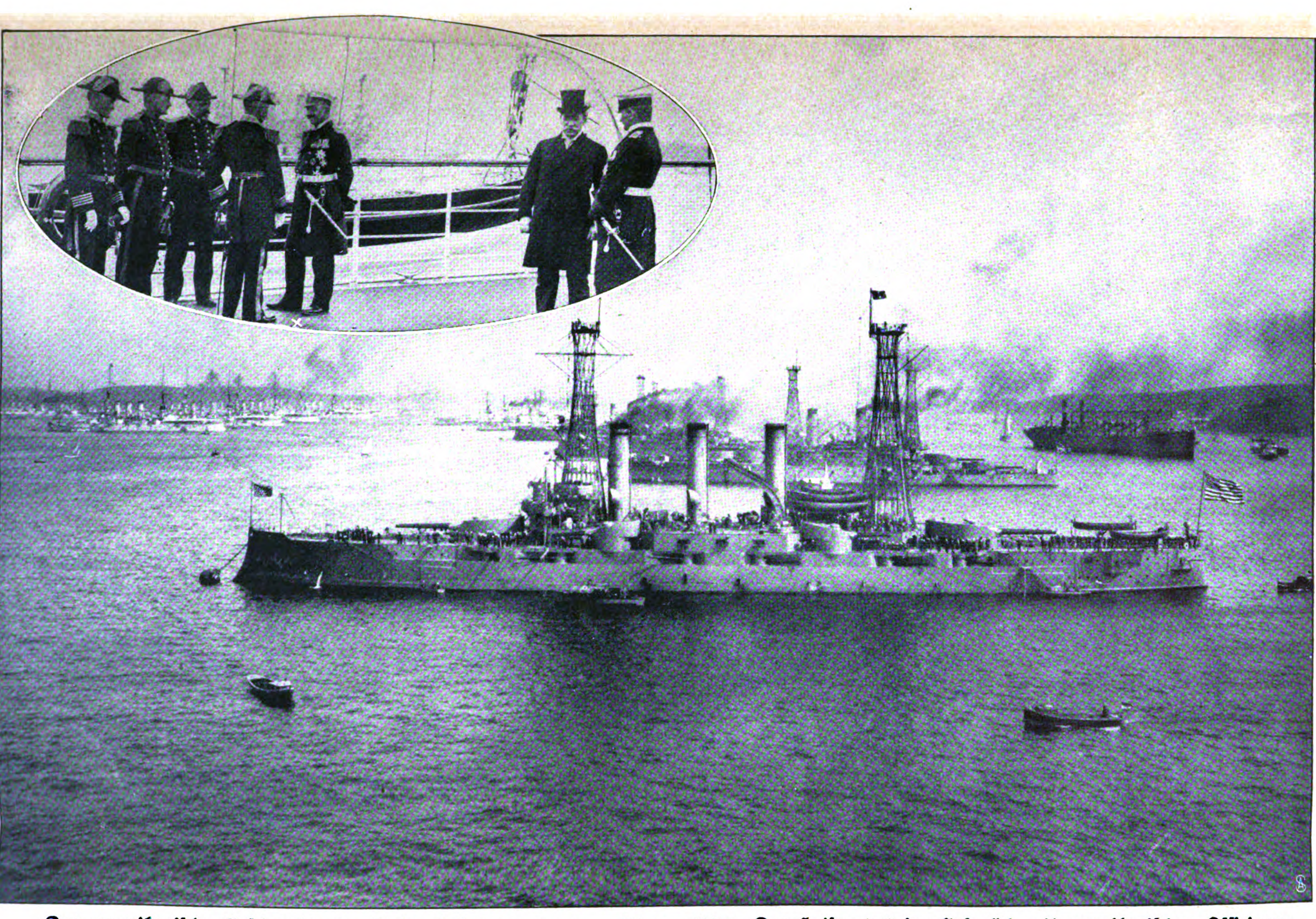
Der König (×), die Königin (××) und die geistlichen Würdenträger. — Im Hintergrund: Die Fürstenloge.

Krönungsfestlichkeiten in London: Der feierliche Akt in der Westminsterabtei.

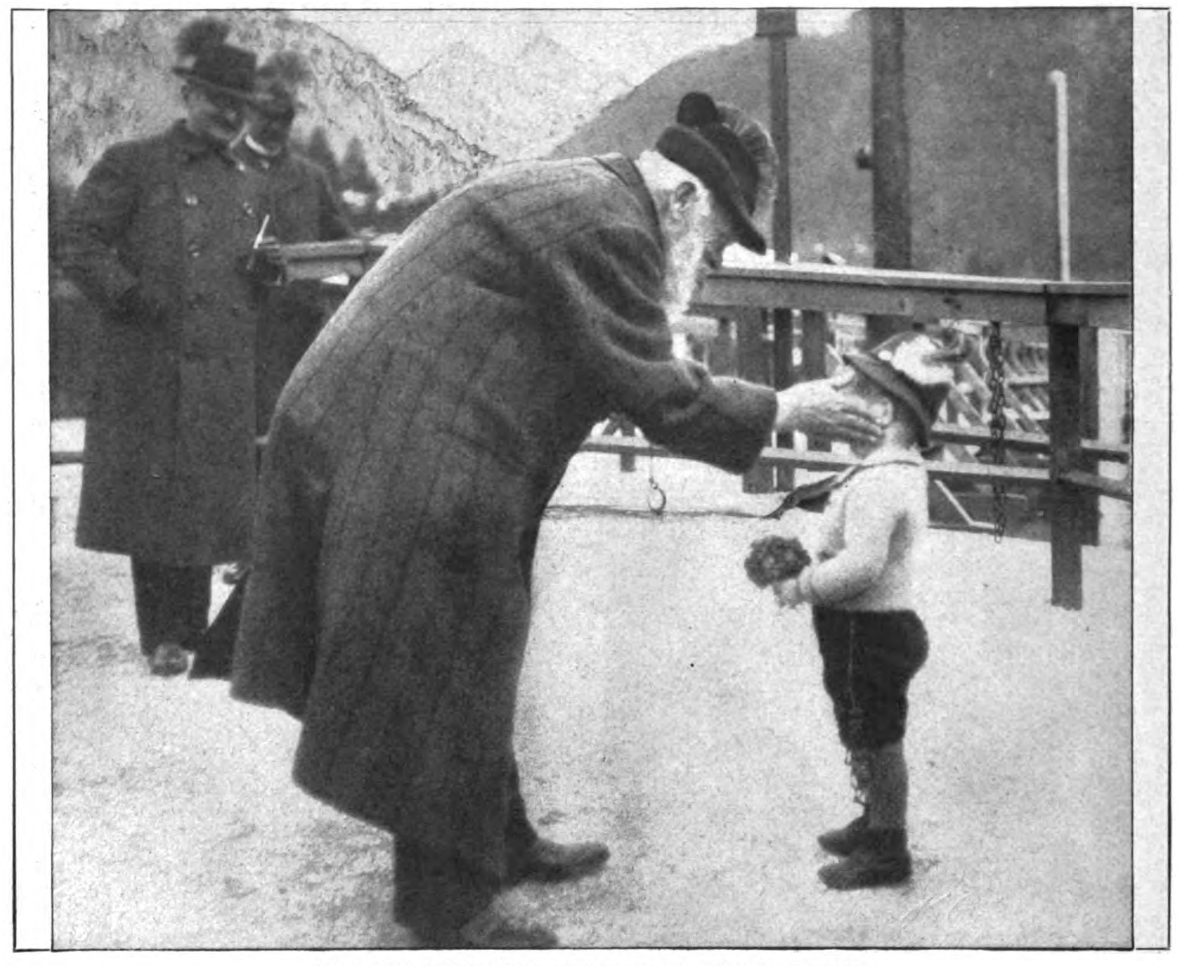


Phot. Central News.

Krönungsfestlichkeiten in London: Der Umzug des zweiten Tages in Fleetstreet.



Das amerikanische Geschwader im Kieler Hafen. Phot. Renard — Oberes Bild: **Der Kaiser** (×) **im Gespräch mit amerikanischen Offizieren** an Bord der „Hohenzollern"; rechts davon: Botschafter Dr. Hill und Admiral von Müller. Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".



Kleiner Gebirgler überreicht dem Prinzregenten ein Sträußchen Alpenrosen.

Der Prinzregent von Bayern auf einem Spaziergang am Königssee. — Phot. Hauber.



Phot. Argus.

1. Prinz Renatus von Parma. 2. Prinzessin Zita von Parma, die Braut. 3. Erzherzog Karl Franz Josef von Oesterreich. 4. Verw. Herzogin Maria Antonia von Parma. 5 Prinz Sixtus von Parma.

Am Verlobungstage in Viareggio: Erzherzog Karl Franz Josef im Kreise der Familie seiner Braut.



Phot. Benoliel.

Zivilgouverneur Leao (1) und der Präsident der Nationalversammlung Braamcamp (2).

Die Ausrufung der Republik in Portugal nach der ersten Sitzung der portugiesischen Nationalversammlung.



Dr. Alberto d'Oliveira,
der neue portugiesische Generalkonsul in Berlin.

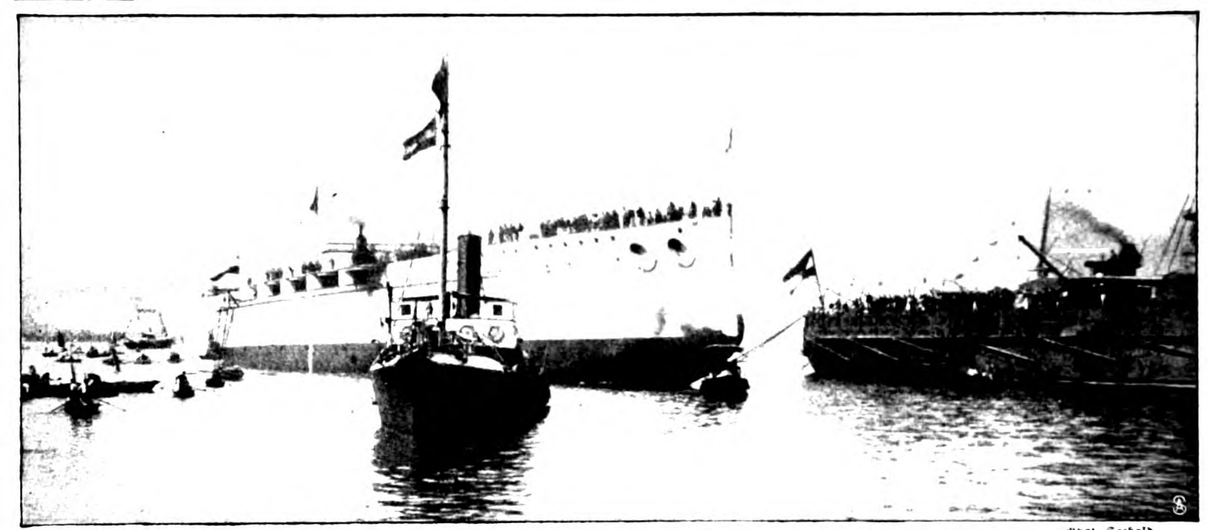


Phot. Argus.

Prinzessin Klothilde Bonaparte,
verschied auf Schloß Moncalieri bei Turin.



Prof. Robert Radecke †
der bekannte Kapellmeister und Komponist.



Phot. Seebald.

Stapellauf des ersten österreichischen Dreadnought in Triest: Das neue Schiff im offenen Wasser.

Hofphot. Eberth.

Der Vorsitzende der Landwirtschaftskammer für den Regierungsbezirk Kassel v. Stockhausen (×) hält eine Ansprache am Hessendenkmal.

Von der Jubiläumsausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Kassel.



Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

2. Fortsetzung.

Damit wandte sich der Professor, und wie wenn es ihm unerträglich wäre, seine Zuhörerin anzublicken, die sich weit vorgebeugt hatte, um mit gierig fordernden Augen zu lauschen, kehrte er ihr den Rücken und sprach laut und beinah drohend auf den Schrank ein, der massiv und ungefüge im Schatten lag.

„Du siehst in dieser hingestreckten Figur", grollte er dumpf, indem er an seinem Bart riß, „wahrscheinlich die unverhüllte Sinnenlust, wie sie von der heutigen Jugend gefordert und gepredigt wird. Schweig, es ist so. Ich dagegen schaue darin die selbstsichere Offenbarung einer Freiheit, wie sie der Künstler in seinem höchsten Rausch hier gebildet hat, und wie es auf Erden keine gibt."

Als der Gelehrte sich diese stammelnden und stockenden Laute abrang, wurde seine Sprache allmählich weicher und wohltönender. Aus dem harten und eckigen Mann brach plötzlich die Sehnsucht hervor, die sein ganzes beladenes und verarbeitetes Dasein innerlich beherrscht haben mußte. Ein unerkanntes, unklares Hinüberlangen nach Schönheit und Genuß, gebändigt durch die Sittenstrenge des Erziehers und gefesselt von der Scheu des Armen. Wie er so dastand, krampfte er die Hände zusammen, und unwillkürlich warf er das Haupt herum. Ein ferner, irrender Blick der Bewunderung flog zu dem ruhigen, blonden Mädchen herüber.

Wie wundervoll sanft die Linien ihres herabgebeugten Körpers verliefen. Wieviel tausend goldener Funken auf ihrem Haupt dahintanzten! Das alles erfaßte der Schönheitsuchende für einen verfliegenden Moment, um gleich darauf mit höchster Abneigung und anschwellendem Zorn einen heftigen Schritt gegen die Schweigende auszuführen, als wolle er sie von sich stoßen.

„Was willst du?"

„Ich?"

Der Professor besann sich und fing an, sich seines unkontrollierten Ausbruches zu schämen. Lächerlich! Was hatte er da eben für wirre Worte geredet, die jetzt, kaum nachdem sie seine Lippen verlassen, selbst für ihn beinah keinen Sinn mehr aufwiesen? Nein, nein, am besten war es, mit den Füßen dieses fremde Geschöpf, das sich in sein Heim und vorübergehend auch in seine Gedanken gedrängt hatte, von sich zu stoßen. Und dann sich wieder herüberretten in die Alltäglichkeit, zu seiner Arbeit, die so aussichtslos geworden, zu seinen Schülern, die er erst wieder zu sich heranziehen mußte, zu Agnes und zu den Kindern.

Und da — erhob sie sich nicht? Sprach sie nicht zu ihm? Merkwürdig, ihre Stimme, die immer leise zitterte, als ob irgendeine Erregung in ihr schliefe, sie stachelte seinen Widerwillen gegen das Mädchen noch höher an. Diese schöne, reizvolle Stimme klang ihm häßlich.

„Was nennst du eigentlich Freiheit?" fragte Herta kühl, wobei sie ihm etwas näher trat und mit dem Finger, wie um ihn aufmerksam zu machen, über seinen Arm strich.

Der Mann zuckte in offenem Widerstreben zurück. Dann zog er große Rauchwolken aus seiner Pfeife und begann die Dämpfe roh und unbekümmert von sich auszublasen. Er konnte sich gar nicht genug tun, um alle möglichen Dinge zu ersinnen, die dieses damenhafte Geschöpf verletzen könnten. Und mitten unter den Rauchwolken lachte er plötzlich grell und herausfordernd auf, und ohne ihr zu antworten, schnitt er ihr hochmütig das Wort vom Mund ab.

„Genug, genug, ich weiß recht gut, wohin all deine Fragen zielen. Darin besteht ja gerade die Gefahr, die unserm Vaterland droht. Und diese Gefahr, sie kommt von den Frauen. Ein mißverstandener Philosoph hat all das Unwesen veranlaßt und wirkt nun in den Köpfen der weiblichen Jugend, die nicht zu denken versteht, unheilbringend fort. Ich weiß recht gut, Dichter und Denker der letzten Zeit haben leider Gottes alle Gedanken deutscher Männer und Jungfrauen auf das Triebartige gelenkt. Und infolge dieser Irrlehren glauben nun die Jungweiber eine hohe und hehre Mission zu erfüllen, sie meinen einer freieren, einer göttlicheren Lebensanschauung zu dienen, sobald sie das Althergebrachte verlachen, um in frechem Genießen fessellos und jauchzend einer Lust zu frönen, durch die ein ganzes Volkstum verkümmern muß. Denn das Spiegelbild eines Volkes stellen stets die Frauen dar, nicht die Männer."

Um Hertas Lippen wollte ein Lächeln zucken, doch Oskar Rogge ballte die Faust, als würde er jeden Widerspruch niederschlagen, und grollender fuhr er fort: „Schweig, als Roms Matronen sich schminkten und durchsichtige Byssusgewänder anlegten, da erst ist das Weltreich, innerlich zermürbt, zusammengebrochen. Das Schlimmste aber besteht ja leider darin, daß eine Schar knechtischer Gesellen gerade euch entfesselten weiblichen Geschöpfen in der Meinung der Zeitgenossen zu einer Überwertung verholfen hat, die eine Selbsteinkehr der Frauen und Mädchen beinah unmöglich macht. Was redet man dem weiblichen Geschlecht nicht für vollendete Torheiten ein! O ja, man hat die dämonische Frau erfunden! Und von dem seltsamen Geheimnis, von dem unentwirrbaren Rätsel innerhalb der weiblichen Natur, das sich auch den Weisesten nicht entschleiern will, da wird täglich gefabelt. Lache nicht, darauf spielst du dich ja zum Schluß auch hinaus. Aus jedem Backfisch ist allmählich eine Sphinx konstruiert worden. Wo in aller Welt, das frage ich —, ich, der Professor Oskar Rogge, ein Bauernsohn, der Gott sei Dank mit derben Stiefeln

durch die Straße schreitet, wo in aller Welt ist einem vernünftigen Mann mit offenen Augen schon einmal das dämonische Weib im Licht des Tages begegnet? Wo? Welche Sphinx hat einem Gesunden jemals Rätsel aufgegeben? Nein. Das eine ist sicher, bevor Deutschlands Frauen und Mädchen nicht aus diesem Irrgarten einer fremden Anmaßlichkeit vertrieben sind, bevor sie nicht wieder lernen, daß es ihre Hälfte am Dasein bedeutet, in Treuen und Sorgen des Volkes Mütter zu werden, bevor sie nicht innerlich durchgefühlt haben, daß desjenigen Volkes Männer das Höchste zu leisten vermögen, die von den herrlichsten und emporstrebendsten Frauen angetrieben und gespornt werden, so lange muß die deutsche Magd in der Irre wandeln."

„Die deutsche Magd?" wiederholte Herta. Ihre blitzenden hellen Augen hingen groß und gierig an dem Antlitz ihres Schwagers, dessen dunkles Gesicht sich immer mehr mit Leidenschaft und unterdrücktem Zorn erfüllt hatte.

„Laß das, laß das," wehrte er sich, indem er die Schultern heftig bewegte, „das ist etwas längst Verklungenes."

Und dabei stieß er mit dem Fuß rücksichtslos gegen die untere Lade des Schrankes. Aber wie seltsam! Wie war es möglich, daß das zurückgewiesene Mädchen all diese rohen Bewegungen, ja sogar den Tritt gegen das krachende Holz wie eine merkwürdige, verirrte Liebkosung empfand.

Vor den Ohren der Kleinen brauste es. Der Sturmwind von etwas Künftigem wütete um ihr Haupt. Allmächtiger, starker Herr im Himmel, warum stürzten ihre Gedanken durcheinander, warum mußte sie in wohliger Betäubung die Augen schließen, als wollte sie sich nicht allein vor sich selbst verstecken, sondern auch vor der nagenden Erkenntnis, die doch ganz fern in irgendeiner verborgenen Kammer lachte und höhnte, daß all diese haßerfüllten Absagen, die der ringende Mann ihr wild und grimmig ins Gesicht schleuderte, daß sie irgendeine Art seltener, nie gehörter Huldigungen für sie bedeuteten. Das war ja Wahnsinn, waren zweifellos unklare und ungesunde Gefühle; und doch vorbei — vorbei.

Sie dachte nichts mehr, sie unterschied nichts weiter, jeden Widerstand hatte die leidenschaftbebende, harte Stimme des merkwürdigen Mannes geknebelt. Unempfindlich und in sich selbst versunken ließ sie sich langsam auf das einfache schwarze Ledersofa der Stube niedergleiten. Und gleichsam durch ferne Schleier hindurch fühlte sie nur, wie der Spender all dieses Neuen, das sich in ihr zu einer berückenden Musik verdichtet hatte, wie er neben ihr stände, daß seine Hände nach ihren Schultern griffen und sie zu schütteln begannen, als wollte er ihr etwas Letztes schmerzhaft und eindringlich begreiflich machen. So heftig zitterte sie, daß es ihr einen Moment ganz natürlich erschien, wie er sie bei dieser Begegnung aufrechterhielte, damit sie mit geschlossenen Augen und bebenden Lippen den merkwürdigen Traum weiter spinnen könnte.

„Höre noch das Letzte", vernahm sie durch die wirren Wolken hindurch seine messerscharfen Worte, die ihr unaufhörlich unter einem widerspruchsvollen Wohlgefühl nach Herz und Hirn stießen. „Du bist eine von den Irrenden. Ganz sicher! Du bedeutest eine solche Gefahr, weil du eine von jenen falschen Königinnen zu sein wähnst, die da meinen, sie könnten mit ihrem bißchen armseligen Reiz die Erde umschaffen und unterwerfen. Und deshalb warne ich dich, Mädchen. Ich warne dich, hörst du? Kehre um und sieh in dich, solange dir noch Zeit bleibt."

Immer heftiger schüttelte er sie dabei, immer derber griffen seine Fäuste in ihr Fleisch, und immer sanfter und ohne jeden Widerstand überließ sie sich ihm. So geht ein Gewitter über die stille, waldumfriedete Wiese dahin und begräbt sie unter Sturm und Eis.

Aber was war das? Schrillte nicht durch ihr schattenhaftes Dämmern eine spitze Stimme hindurch? Und antwortete nicht gleich darauf eine andere, in ihrer stammelnden Abgerissenheit der Träumenden wohlbekannt und doch wie aus dicker, längst vergessener Nacht emporgestiegen? Noch immer wollte sie die Augen nicht öffnen. Nur an einer heftigen Bewegung ihres Gefährten merkte sie, daß auch er diese Störung empfunden haben müsse.

„Agnes", warf der Professor, mit einem unvorhergesehenen Ruck emporfahrend, hin.

Dabei schleuderte er das Weib, mit dem er doch rang von sich, als fürchte er, seine Hände zu beschmutzen.

Und das Mädchen, aus fernen Weiten zurückkehrend, stammelte wie in verwunderter Erinnerung: „Heinrich Kalsow."

Und dann öffnete sie die Augen, und während die kleine Blonde noch zurückgelehnt lag, irrten und trafen die Blicke der beiden Einsamen zum erstenmal zusammen. Seltsam, im nächsten Augenblick, beim ersten Schritt auf den Niederungen der Erde, erfüllte sie das nahe Beieinander mit dem fremden Mann voller Unbehagen. In ihre Augen drang etwas Drohendes, und ihre kleine Faust ballte sich, als sie nunmehr den Arm vorwarf, wie wenn sie etwas Feindliches abwehren müsse.

„Nicht doch", herrschte sie ihn an, und eine Wolke des Unmuts ging verglühend über ihre Stirn. „Was willst du von mir? Was soll das alles?"

Und dann lauschten die beiden wieder nach den Stimmen im Nebenraum.

„Also, Frau Professor, Herta ist hier?"

„Wie ich ihnen sagte, hier — hier bei mir — bei mir oder vielmehr dort drin, bei meinem Mann."

„Dort drin. Aha! Ich seh woll, das ist gut. Da lernt sie gewiß allerlei Schönes, was in den seltenen Büchern steht, nicht wahr?"

„Sicherlich — das nehme ich an. Ganz gewiß."

„Und wie geht es Fräulein Boddin sonst? Wir haben nun schon acht Tage lang nichts mehr von ihr gehört, Frau Professor. Und da meinte meine Mutter, das heißt, eigentlich komme ich allein, um nachzufragen — da meinte ich, du mußt dich doch einmal umsehen. Denn sehen Sie, jede Minute glaubte ich immer, es müsse sich die Tür bei uns in Werrahn öffnen, und Fräulein Herta mit ihren schönen blonden Haaren, die wie helles Sonnenlicht glänzen, könnte eintreten. Sie versprach es uns nämlich. Das heißt, ich mußte es so annehmen. Aber wenn sie sich hier bei Ihnen befindet, dann freilich —"

„Gehen Sie hinein, Herr Kalsow. Ja, ja, gehen Sie



nur. Sie brauchen sich nicht zu scheuen. Es ist vielleicht gut, wenn die beiden unterbrochen werden. Ich meine, sie hätten sich schon zu viel zugemutet. Und überhaupt — überhaupt das Abendbrot! Die Uhr geht ja bereits auf acht — vielleicht machen Sie uns auch das Vergnügen —. Fürchten Sie sich nicht, öffnen Sie ruhig die Tür und gehen Sie hinein."

Und da knarrten wirklich die Angeln der Pforte, und herein trat unter einer tiefen, etwas ungeschickten Verneigung eine hohe, breitschultrige Gestalt, um die ein altfränkischer Gehrock schlotterte, dem man es ansah, daß er von seinem Besitzer nicht oft benutzt wurde. Das Gewand warf merkwürdige Falten, und sein Träger strich sich erst ein paarmal ungewiß über die kurzgeschorenen Stoppeln des Schädels, bevor er, wie um Entschuldigung bittend, mit seiner kräftigen und doch knabenhaft stammelnden Stimme begann: „Guten Abend, liebe Herta — Fräulein Boddin . —" verbesserte er sich, „und schönen guten Abend auch, Herr Professor. Es ist gewiß nicht recht von mir, daß ich Sie störe, denn —" hier lachte der junge Landwirt beinah verschämt, „Sie haben Ihrer Schwägerin gewiß etwas Hohes und Gelehrtes erklärt, was unsereins gar nicht versteht. Und da fürchte ich doch eigentlich — und wenn nicht die Frau Professor gemeint hätte —." Er blickte sich treuherzig nach der Hausfrau um, die noch immer mit vorgeneigtem Hals an der Schwelle verharrte, als wage sie es nicht, einzutreten. Aber alle seine Einwendungen und Entschuldigungen waren im nächsten Augenblick wie vergessen und fortgeweht. Denn Herta sprang auf ihn zu, und mit einer stürmischen Freude, wie sie ihm von der Kleinen noch nie erwiesen war, ergriff das blonde Geschöpfchen, das sich gegen den Hochragenden so winzig ausnahm, seine beiden Hände, schüttelte sie, preßte sie, ja, man hätte sogar glauben können, sie wolle ihre Wangen liebkosend gegen seine verarbeiteten Finger drücken.

Oh, dieses breite, gutmütige, vor Verehrung und Andacht strahlende Antlitz des jungen Landwirts, es ging ihr ja in der tanzenden Nacht ihrer unklaren Gefühle auf wie der breite, lachende, gutmütige Mond, der sich durch dicke Finsternis hindurchschiebt, um Wolken, Wälder, Straßen und Dörfer in seinem milden Schein gegeneinander abzuheben.

Sie sah wieder, sie unterschied wieder, Gutes und Böses, und ihr ganzes Herz jubelte für einen Augenblick dem ungelenken Burschen entgegen. Mit Staunen beobachteten ihre beiden Gefährten, wie sie den verblüfften Besucher umtanzte und umsprang, wie sie in die Hände klatschte, um schließlich den in voller Bewunderung Versunkenen da und dort neckisch an seinem unkleidsamen Rock zu zupfen.

„Oh, du bist da, Heinrich Kalsow — du bist wirklich da."

Und dann lachte sie wieder hell und befreit dazwischen, und doch wollte es dem unschuldigen Menschen, der sich so begeistert gefeiert sah, vor den Ohren klingen, wie wenn er von irgendwoher ein fernes, ganz fernes Schluchzen aufgefangen hätte.

Woher drang das? Warum versetzte es sein ruhiges Gemüt unvermittelt in so ängstliche Wallung?

Mit großen, ernsten und erschrockenen Augen starrte er sie an. Dann griff er beinah schützend nach ihrer Hand, zog jedoch die seine im nächsten Augenblick verlegen zurück.

„Herta, wie geht es dir hier?" fuhr es aus ihm heraus, wobei er in seiner Verwirrung vergaß, daß seine Seele das Mädchen vor Zeugen „Du" genannt hatte.

Sie hielt einen Moment inne, um rasch und hastig an ihrem Kostüm herunterzustreichen. Dann sandte sie einen hochmütig finsteren Blick zu ihrem Schwager herüber, der breitbeinig mitten in der Stube verharrte, um unbekümmert mächtige blaue Wolken aus seiner Pfeife in die Luft zu schicken.

Da steh du nur, du häßlicher, vergrübelter Mensch, dachte die Erlöste, den Mund verziehend. Da steh du und verstöre dir mit so finsterm, erbarmunglosem Zeug dein Leben. Ich will mich freuen. Und gottlob, es gibt Freunde, die mir dazu verhelfen wollen. Gottlob, gottlob!

Und ohne auf des Landwirts ernste Frage, die ihm immer wichtiger aus den gutmütigen Augen hervorzudrängen schien, zu antworten, drehte sie seine massige Gestalt in ihrer Hast und Aufregung mit beiden Händen mehrfach um seine Achse herum, bis der so Behandelte, von ihrer Lust angesteckt, endlich selbst in ein lautes, befriedigtes Gelächter ausbrach. Das klang frisch und wohlig durch den Raum.

„O du, du Kleine, das merk ich jetzt woll. Das fühlt ja ein Blinder mit seinem Stock, dir geht es hier gut. Und darüber freue ich mich selbstverständlich. Aber sieh," fuhr er stotternd fort, und es war, als wolle er sich etwas Schwerwiegendes abringen, „du hattest mir doch versprochen — in jener Nacht meine ich, als wir am Fenster standen — daß — du weißt schon — Und deshalb komme ich eigentlich her, um dich zu fragen, ob du nicht doch vielleicht —"

Allein sein Schicksal blieb es nun einmal, daß all seine unzusammenhängenden Fragen niemals zu Ende gelangen sollten. Denn Herta hatte ihn längst auf das schwarze Glanzledersofa niedergedrückt, und nun beteuerte sie fortwährend, daß er selbstverständlich zum Abendbrot dableiben müsse, und wie angenehm seine Gesellschaft sicherlich auch dem Professor und ihrer Schwester sein würde. Gänzlich ließ sie dabei außer acht, daß die Hausfrau noch vor kurzer Zeit über die drückenden Lasten der Wirtschaft geklagt hätte. Nein, sie wandte sich vielmehr geschäftig von einem zum andern, immerfort bittend und forschend: „Nicht wahr, Oskar, er soll doch bleiben? Weißt du was, Schwester, ich begleite dich in die Küche. Du ahnst nämlich noch gar nicht, daß ich auch Hausmütterchen spielen kann. Ich muß nur wissen für wen. Nicht wahr, du nimmst mich mit?"

Und ehe sich die leidende Frau, die mit einer wahren Erleichterung die unverhohlene Freude ihrer Schwester wahrnahm, sich für irgendeine Antwort entscheiden konnte, da hatte das aufgeregte Mädchen die willenlose Schwester bereits mit sich gezogen, und die zurückbleibenden Männer hörten bald darauf ihr heiteres Zwitschern, Lachen und Rufen aus der nahen Küche. Tellerklappern und Gläserklingen mischten sich drein. — — —

Es war nur ein einfaches Abendmahl, das nun von



den vier Menschen eingenommen wurde, von denen jeder vor dem andern ein Geheimnis in der Seele barg. Scharf und durchdringend entströmte den braun gebratenen Heringen ein ätzender Geruch, und auf der großen Tafel nahmen sich die wenigen Teller gering und verloren aus. Und doch ließ sich — wenigstens im Anfang, denn das Mahl endete trübselig — eine gewisse gute Stimmung nicht von den Schmausenden fortscheuchen.

Herta schwatzte und erzählte. Für jeden besaß sie ein scherzhaftes Wort, eine zuvorkommende Handreichung. Und als sie gar ein Grätengerüst aufbaute, es possierlich mit Kartoffelschalen umkleidete, um es zum Schluß mit einem drollig geformten Brothaupt zu krönen, da entflatterten dem gutmütigen Landwirt alle Bedenken. Wieder konnte er sich einer lauten und schallenden Fröhlichkeit hingeben.

„Sehen Sie mal bloß", rief er, auf das kleine Ungetüm weisend, während er vor Vergnügen all seine gesunden Zähne entblößte. „Sieht es nicht beinah aus wie unser guter Küster Vierarm, wenn er an der Kirchentür den Klingelbeutel hält? Just so. Ja, Herta," fuhr er, von seiner eigenen Fröhlichkeit hingerissen, fort, und indem er alle Vorsicht vergaß, „alle die alten Bekannten wirst du nun bald in Werrahn wiedersehen."

Das Wort war gesprochen.

Da stutzte das Mädchen zum erstenmal.

„Wiedersehen?" wiederholte sie kurzatmig.

Die Gabel klirrte ihr leicht aus der Hand. Aller Blicke richteten sich im Moment auf die Erblaßte.

„Und sie werden dir das Einleben leicht machen. Das kannst du mir glauben", sprach Heinrich Kalsow etwas langsamer und eindringlicher weiter. Seine Mienen wurden ernster, seine blauen Knabenaugen starrer, und er hatte es im Gefühl, daß jetzt vielleicht ein Handel folgen könne, wie er ihn schwieriger noch niemals abgeschlossen.

„Paß auf", hörte er urplötzlich die klare und feste Stimme von Mutter Lotte zu Werrahn hinter sich mahnen. „Daß man dich nicht täuscht und hintergeht. Sieh dir einmal den Professor an, wie er verdrossen an seiner Lippe nagt. Wozu tut das der Mann? Und wirf auch einmal einen Blick nach der Kleinen herüber. Schaut sie nicht aus, als ob ihr eine grüne Saat verhagelt wäre? Denk drüber nach, mein Sohn. Paß auf!"

Ganz sicher, das wollte er ja auch. Hier stimmte irgend etwas nicht. Um diese Tafel ging nicht alles in Ordnung zu. Aber wie den Verstummten nunmehr ein rascher, aufblitzender Funke aus den nachdenklichen, himmelblauen Mädchenaugen traf, da entzündete jener kurz einschlagende Blitz in seinem Innern sofort wieder ein helloderndes Feuer, das all seine mißtrauischen Gedanken zehrte und fortfraß.

Nein, sie nicht. Ganz sicher, sie nicht. Sie war nicht falsch. Hätte nur in diesem entscheidenden Moment nicht der Professor gesprochen. Wozu mußte der mürrische Kerl auch jetzt gerade seinen Mund auftun?

„Du gedenkst also, nach Werrahn überzusiedeln?" warf er gleichgültig hin, obwohl der Gelehrte im Moment die Augen von dem leeren Teller nicht zu lösen vermochte.

Eine Weile blieb es still. Man vernahm nichts als das hörbare Atmen von Frau Agnes sowie ein leises Scharren, da der Landwirt ungemütlich auf seinem Stuhl hin und her rückte.

Was würde sie wohl antworten? Und warum vermochte der verdammte Kerl keinem Menschen ins Gesicht zu sehen?

Aber die kleine Blondine saß starr aufgerichtet, sie aß nicht, sie trank nicht, sondern schaute unverwandt zu dem mürrischen, schwarzhaarigen Menschen herüber, der sie keines Blickes würdigte. Dann legte sich der Hausherr gleichgültig einen neuen Fisch vor und setzte seine Fragen ohne Erregung, ja sogar scheinbar interesselos fort.

„Von diesem Entschluß hast du uns ja bis heute noch nie eine Andeutung gegeben. Natürlich werden wir deinem Wunsch in keiner Weise entgegentreten. Selbstverständlich nicht. Aber hältst du denn," wandte er sich ruhig an seine Frau, die ihm jedes Wort am liebsten von den Lippen fortzureißen suchte, „hältst du eine solche Veränderung, liebe Agnes, so kurz nach dem traurigen Ereignis, das ihr Schwestern eben erst erlebt habt, für angebracht und passend? Wie denkst du darüber?"

Ach, wenn sich die Ärmste von ihrem Gatten so still und ernsthaft gefragt fühlte, sobald sie von dem sie so sehr überragenden Mann jemals aufgefordert wurde, eine Meinung zu äußern, dann war ja ihr Widerspruch von vornherein besiegt.

„Oskar, ich glaubte eigentlich," stotterte sie, und dabei sandte sie wie hilfeflehend einen Blick zu Heinrich Kalsow herüber, denn eine irre Hoffnung flüsterte ihr zu, daß hier ihr einziger Bundesgenosse säße; „ach, Oskar, sieh, ich glaubte eigentlich — aber natürlich, wenn du meinst," verbesserte sie sich, indem sie sich ängstlich duckte, „dann freut es mich selbstverständlich, wenn Herta noch recht lange bei uns bleibt."

Und als sie dies mit schwerer Zunge hervorstieß, da wurde sie von einer überwältigenden Macht so bezwungen, daß sie der kleinen Blonden ihre abgezehrte Hand, an der die blauen Adern so müde dahinliefen, über den Tisch herüberreichen mußte.

„Du bleibst natürlich, Schwester, so lange du willst. So lange du willst", wiederholte sie schluckend, und in ihre erloschenen Augen stiegen schnelle Tränen auf. „Oder hast du es etwa anders beschlossen, Herta?" stammelte sie mit rasender Bitte hinterher.

Jetzt hob auch der Professor sein Antlitz; und siehe, ihn mußte das Flehen der Gekränkten erreicht haben. Ablehnend und wenig freundlich zuckte er von neuem mit dem Haupt gegen die Schulter, und aller Augen blieben in atemlosem Forschen an dem schmalen Antlitz der Kleinen haften.

„Du wählst natürlich frei", urteilte der Professor mit seiner rauhen Stimme. „Es fällt keinem von uns ein, deinen Weg und dein Schicksal irgendwie beeinflussen zu wollen. Keinem von uns. Und wenn du dich entschlossen hast, in einem anderen Kreis zu leben, in Gottes Namen. Ganz klar, in Gottes Namen. Uns als deinen Verwandten bleibt nur die Frage, wie du dich in Werrahn betätigen möchtest. Ist hierüber schon etwas festgestellt worden, Herr Kalsow?"

Der junge Landwirt richtete sich auf, um eine klare, offene, männliche Auskunft zu erteilen. Aber im gleichen



Moment befiel ihn ein verwünschtes, inneres Schwanken. Ja, um alles in der Welt, war denn eigentlich etwas festgestellt? Hatte er nicht im letzten Grunde versäumt, irgendwelche bindenden Abmachungen zu treffen, so klar und kontraktlich, wie es von Mutter Lotting bei allen Geschäften besorgt wurde? Teufel ja, das hätte er doch eigentlich nicht vergessen dürfen.

Er richtete sich auf, zog seinen Bratenrock fester um sich zusammen, und während er die kleine Herta mit sehnsüchtigem Wunsch anblickte, entfielen ihm abgerissene, verlegene Worte: „Betätigen? Ja, kucken Sie, Herr Professor, wir beide, Herta und ich, wir waren eigentlich in der traurigen Nacht übereingekommen — das heißt — nicht eigentlich übereingekommen, sondern wir hatten es uns nur so ausgemalt, daß Ihre Schwägerin bei uns in Werrahn überhaupt keiner Beschäftigung obzuliegen brauche, wenigstens vorderhand nicht. Das besorgen ja Mutter und Schwester und vor allen Dingen doch auch ich. Denn sehen Sie —“ hier streckte er sich und wandte sich hilfesuchend an die leidende Frau, die jedes seiner Worte wie einen belebenden Heiltrunk einzuschlürfen suchte; „sehen Sie, Herta soll bei uns einziehen als —“ Er senkte seine gutmütigen Augen auf die Tischplatte, und seine Hände drehten, leise zitternd, den Teller im Kreis. „Als meine — nun ja, Herta, wir waren doch übereingekommen —“ stammelte er, Bestätigung heischend, hinterher.

Abermals hing Stille über der kleinen Schar.

Winzige, wenige Minuten. Und doch drückte sie hernieder, schwarzen Wolken ähnlich, die alles unkenntlich machen, Menschen und Gefilde.

Heinrich fuhr auf. In völliger Betäubung, gänzlich ungläubig mußte er das Haupt schütteln. Aber du lieber Gott, das konnte nur ein böser Streich sein, der ihm da gespielt wurde! Nie und nimmer war das doch die kleine Herta, die sich in jener Nacht so vertrauensvoll und schutzsuchend an seine Schulter gelehnt hatte. Das war doch geschehen! Das wenigstens hatte er sich nicht vorgespiegelt. Oder doch? Oder doch? Mutter Lotting fand ja, daß ihr Sohn in der letzten Zeit häufig wie im Traum herumschritt. Sollte er sich vielleicht allerlei eingeredet haben? Das wäre ja wahrhaft schrecklich! Und eine feuchte Wärme trat ihm auf die Stirn. Ganz sicher, das Wesen, das jetzt so leichthin, fast achtlos, eine gleichgültige Antwort auf die schwerste Frage seines Daseins erteilte, dieses blonde, geschmeidige Geschöpf hatte er in seinem Leben noch niemals gesehen. Nie, das hätte er beschwören mögen. Er kniff sich in die Finger, um sich zu überzeugen, daß er wirklich in einem Kreis von Lebenden säße, und dann überlegte er sich in seinen schwerfließenden Gedanken noch einmal, was er soeben vernommen. Klang es nicht folgendermaßen?

„Ja, aber liebster, bester Heinrich, ich danke dir herzlich für deine Einladung. Und ich schlage sie auch nicht ab. Ganz gewiß nicht. Das mußt du nicht glauben. Aber was man in solcher Nacht hofft und in Aussicht nimmt, sieh mal, das ist ja nicht alles so wörtlich zu nehmen. Das siehst du ein, nicht wahr? Übrigens, ich komme nach Werrahn. Später, auf ein paar Tage.“

Und dann saß Heinrich Kalsow, murmelte etwas, und dabei hörte er einen Mann, der mit seiner eigenen und doch wie geborstenen Stimme hervorbrachte: daß er sich natürlich sehr über den Besuch freuen würde. Und seine Mutter auch. Selbstverständlich, Mutter Lotting gleichfalls. Und dann unterhielt man sich über dies und jenes.

Der fremde Mensch, der mit Heinrich Kalsows Stimme redete, erzählte, daß man in Werrahn für die große, blaue Wohnstube ein neues Klavier anschaffen wolle — das heißt — eigentlich kaufe er es selbst, denn er hätte geglaubt, daß für eine kunstfertige, geübte Hand, die so schnell hin und her huschen könne — er meine keine bestimmte — daß für solch zierliche Finger das alte Spinett schon zu klanglos geworden. Ja, das wären so nebensächliche Dinge, die keinen interessierten. Und die große schwarze Kuh, die Mutter Lotting selbst fütterte, sie hätte ein nachtschwarzes Kalb geworfen. So schwarz, wie man es auf Werrahn noch niemals geschaut. Aber auf der Stirn hätte das Neugeborene ein weißes Kreuz getragen. Über diese Absonderlichkeit jedoch hätte Schäfer Rupps prophezeit, daß sie ein unglaubliches Glück ins Haus bringen würde. Und darauf lauerten nun alle. Freilich er, Heinrich Kalsow, hätte ja angenommen, daß dieses Glück — hm, ja — er wollte noch sagen, die Heringe wären so gut gebraten, wie er sie eigentlich noch nie gegessen. Und er bedanke sich auch vielmals für die schöne Abendstunde. Aber jetzt — die Herrschaften würden es wohl einsehen — da müsse er nach Hause, denn er hätte sein Pferd in der Ausspannung des Gasthofes „Zum Deutschen Haus“ eingestellt.

Dann steht der fremde Mann, der zufällig den Namen Heinrich Kalsow führt, auf einem Absatz der Vortreppe. Herta leuchtete ihm mit einer kleinen Küchenlampe, deren Messingscheibe sie derartig vor ihr Gesicht hält, daß ihre Züge im Schatten liegen, während der Aufbrechende vor den blendenden Strahlen die Augen schließen muß. Zögernd bietet er ihr die Rechte.

Ob sie wohl einschlagen wird?

Jedoch leicht und unbefangen legt sie ihre Finger in die seinen. Da läßt der Mann plötzlich die dargebotenen fahren, als ob schmelzendes Blei in seine Hand gegossen würde. Und in dumpfem Knurren, wie das eines getretenen Hundes, bricht es aus ihm hervor: „Herta — Kleine — du mußt es mir nicht übelnehmen, ich will dir nicht weh tun, aber kuck — das hätte ich nie von dir geglaubt!“

„Was meinst du, Heinrich?“

Allein erklären kann es der Mann nicht. Schwerfällig und krachend steigt er die Treppe herunter, und als er in der pfadlosen Nacht über die Heide reitet, Schritt vor Schritt, da hebt er sein Haupt und starrt zu einem einsamen Stern empor, der gleich einem Irrlicht bald auffunkelt, bald in düsterer Kammer verschwindet. Und der Mann richtet die ewige Frage der Menschheit an das gleichgültige Gestirn: „Was ist nun eigentlich Wahrheit? Woran soll man sich halten? Es war mir doch versprochen! Es war mir doch —“

Aber der Stern, der blaue Stern — es ist die Venus — hat sich in seine schwarze Kammer verschlossen und kehrt nicht wieder. Um die Füße des Pferdes windet sich der Nachtwind. Eine große, düstere Schlange, die durch die Heidekräuter kriecht.

„Es war mir doch versprochen —!“



Von dem Pommernturm rollte es.

Elf Schläge summten müde und schläfrig durch den dicken, schwarzen Nebel, der über dem nächtigen Marktplatz dunstete. Die alte Turmuhr hatte eben den Husten, und die feuchte Nachtluft konnte sie schon gar nicht vertragen. Aber dafür vermochte sie einen guten Grund anzuführen. Denn wenn man berücksichtigt, daß das alte Werk eigentlich ein Hexengeschenk war, das der als schlimmer Zauberer bekannte Herzog Bogislav IV. den Bürgern zum Hohn unter dem roten Glockenturm festgenagelt, damit sie mit ihrer Gespensterstimme jede Nacht die Bürger aus den Betten und die regierenden Ratsherren unter die Zipfelmütze jagen sollte, dann war sie doch einigermaßen entschuldigt.

Und gespenstisch ging es unter dem roten Glockenturm zu. Das wußte jedes Kind in der ehrwürdigen, festen Stadt. Wenn der Mond nämlich so in dem schwarzen Wolkenmeer hin und her tanzte, wenn die ertrinkenden Gestirne nach ihm in funkelnder Herzensangst wie nach einer silbernen Wasserboje griffen, gerade in jenen lustigen Nächten begann die Hexenuhr ihr eigentümliches Handwerk, das ihr sicherlich von keinem anderen Stundenweiser nachgeahmt werden konnte.

Die alte Dame hatte wirklich höchst grillige Einfälle. Sie rief nicht die Stunden aus, dazu war sie zu heiser. Nein, sie gebar sie. Wirkliche lebende, kleine Unholde, kaum schuhgroß, mit Fratzengesichtern und bucklig hinten und vorn, die auf den Köpfen alle ein eisernes rotes Mützchen trugen. Das war die Erbschaft ihres Vaters, des verwitterten Pommernturmes. Aber nach dem Willen des herzoglichen Zauberers waren diese Ungetüme dazu bestimmt, hemmend und hindernd, verwirrend und betrüglich in das Leben der guten Stadt einzugreifen.

* * *

Die alte Uhr hustete. Elfmal. Der Mond stieß gegen die große, rote Mütze, so daß silbernes Blut an ihr herunterfloß. Und siehe da, da waren die niederträchtigen Bengel geboren. Rings um den obersten Sims des Glockenturmes da hockten sie im Ring mit untergeschlagenen, verkrüppelten Beinen, klapperten mit ihren hölzernen Pantoffeln, hielten sich an den Händen, damit sie nicht fielen, und ein solches Geschrei vollführten die elf Ungetüme, daß der zerzauste Wanderfalke, der seit Urzeiten in einer Luke des Rathauses nistete, kreischend und krächzend in den großen Sitzungsaal heruntertaumelte, um dort grimmig mit dem Schnabel gegen das mondscheinüberflirrte Bild des Herzogs Bogislav IV. zu stoßen. Er hackte nach des Herzogs Augen. Er kannte schon seinen Mann.

„Kiek dor — kiek dor" schrie der buckligste Unhold, dem ein Warzenbüschel, so groß wie ein Radiesbund, auf der Nase sproßte. „Da unten, hinter dem Fenster, da brennt noch eine Lampe. Was für eine häßliche, blinde Metalllampe. Solch eine hab ich gern."

„Kiek dor", winselte der zweite, dessen Maul von einer Seite der kleinen, roten Mütze bis zur andern reichte. Und in dem Rachen wuchs nur ein einziger Stoßzahn. „Die Lampe leuchtet ihm nicht. Sie flimmert dem Schulmeister lauter ängstliche Gedanken ins Hirn. Das is gut. In den Docht will ich reinkriechen und ein bißchen blasen. Hui!"

Da tobten und quirlten die andern zehn: „Heft recht, hest recht, Jüngling. Dort drüben in dem Haus, da können wir jetzt unsere Stunde halten. Da is es so weit. Und unsere Mutter und der gemalte Herzog im Saal, die werden ihre Freude haben. Kamt, Jungens, wer is de Irst?"

Und damit schlürften, rutschten und kletterten sie wie riesige, schwarzgraue Wanzen an dem zerbröckelnden Gemäuer herunter und taumelten und schlürften piepsend und miauend über das holprige Pflaster des Marktes. Ein schwarzer, verlaufener Pudel, der vor dem Haus saß, verbarg das Haupt und begann zu winseln.

Hui — hui — hui —

Die Schar ist herein, die zwölfte Stunde kann beginnen.

* * *

„Ich bin Oskar Rogge."

So sticht und wispert etwas in dem Hirn des Einsamen, der zu der späten Nachtstunde noch immer vor seinem Schreibtisch hockt, um dort mit aufgestemmten Armen in das bereits trüber brennende Licht der billigen Stehlampe zu starren. Der Docht summt so eigentümlich. Er lispelt und kichert. Und manchmal lugt es wie ein winziges, rotes Mützchen verstohlen aus der gelben Flamme hervor.

Hui — hui — hui —

Auf den Nacken des Mannes pochen unsichtbare, spanngroße Hämmerchen. Aber wehe, sie treffen alle Nerven, die ins Hirn führen. Schmerzhaft sicher wissen sie diese Gänge zu finden. Und an der Brust und an seinen Kleidern rüttelt es, als würde an ihm gezerrt und gerissen, damit er aufspringe, um irgend etwas Unerhörtes zu beginnen. Und wie merkwürdig, wie ganz seltsam ängstlich die niedrige, weiße Tür knarrt und knistert, die in den Gang leitet, an dessen Ende das fremde Mädchen schlummert — das weiße Mädchen —.

Hoffentlich, hoffentlich, sie liegt wohl schon in tiefster Ruhe und ahnt nichts von dem unheimlichen, aufreizenden Huschen und Wehen, das durch das Haus schwirrt und das Blut der Wachenden wie unter einem heißen Wüstenwind langsam kochen läßt.

„Nicht doch, nicht doch", wehrt sich der Professor und streicht sich über den Nacken. Dann sieht er wieder angestrengt in die Lampe.

„Ich bin Oskar Rogge, ein Schulmeister, den man suspendiert hat, und der demnächst wohl fortgejagt werden dürfte. Ja, das bin ich und bin es doch wieder auch nicht. Seltsam, daß die Menschen gewissermaßen sich selbst zuschauen können, wenn sie handeln und wandeln, wenn sie genießen und dürsten, wenn sie Knospen treiben, und wenn sie sterben. Die eine Hälfte des Menschen brennt stets im Feuer. Ein Hochofen, der von Fiebergluten geheizt wird, spritzt dort seine Funken. Die andere Hälfte friert im ewigen Eis, und hinter Schneemauern und Gletscherwänden, hart wie Glas, sperrt sie sich höhnisch gegen das benachbarte Feuerland ab.

„Und doch eine Seele."

Wie unglaublich, wie ganz unfaßbar, und der ringende Mensch preßt sich beide Handballen in die Schläfen, als wolle er alle tobenden Gedanken zwischen seinen Fäusten einfangen und zermalmen. Aber um ihn herum hämmert



es aufreizender weiter. Selbst die Glocke über der Lampe klirrt und klingt.

„Seltsam, ganz unfaßlich. Ich liebe doch meinen Beruf, möchte doch diesen helläugigen Jungen mein Herzblut zu trinken geben, damit sie schauen könnten wie ich, damit sie fühlen könnten wie ich, damit sie tote Helden und Götter neben sich sitzen und wandeln wähnen könnten wie ich, damit ihnen auch der Rat und die Weisheit untergegangener, verschollener Seher nimmerdar fehle. Ich liebe doch meinen Beruf, dieses köstliche Schauen in Vergangenheit und Zukunft. Ich sehne mich nach ihm zurück, entsetze mich davor, daß seelenlose Larven mir mitten auf dem Weg das Grab schaufeln wollen. Und doch — oh, das ist gräßlich! Wie freut sich mein Herz heimlich und bübisch über diese aufgezwungene Freiheit, es taumelt wie ein Trunkener, weil ich nun bald ein Lump sein soll, verjagt von der geraden Landstraße der Philister. Und weil dieser Lump recht nach Vagabondenart leben und schweifen können wird. Verlachen, was andere heilig halten, nehmen, was Reiche hüten, und allem spotten, wovor er sich bisher gegraut. Agnes? — — Was ist das? Schleift dort in dem Nebenzimmer nicht etwas? So wie die billigen steifen Gewänder der Frau rauschen, wenn sie ihre Tritte beflügeln will? Schleicht sie schon wieder einmal durch die kahle, dunkle Stube nebenan, um mich zu belauschen?“

Heftig springt er auf und stößt die Tür mit dem Fuß zurück. Allein in der Schwärze regt sich nichts, und nur die weißen Dielen sind es, die so merkwürdig und aufregend knacken und sich biegen.

Und abermals wirft der Mann sich in den harten Sessel, und das Gehämmer in der Schmiede klirrt lauter und schreiender.

„Gewiß, ich stehe zu Agnes. Habe ich ihr nicht meinen Namen gegeben, der bis dahin geachtet war? Ist sie nicht bis heute von mir ernährt, bekleidet und behütet worden? Zweifellos. Sei ruhig, ganz ruhig, so wird es auch fürderhin bleiben. Das steht eingegraben in den eisigen Tafeln, die mitten in dem Schneeland aufgestellt sind. Aber — poch — poch — poch . Dort drüben in dem Feuerland, dort lodern vor ungezählten Altaren der Schönheit grüne und blaue Flammen; und ich soll frieren und draußen stehen? Und ich soll nicht anbeten dürfen, was schöneren Völkern, herrlicheren Geschlechtern über alles Maß hinaus verehrungswürdig erschien? Arme verschüchterte Seele, fliege herüber. Sei wie ein verschlagener Schneegeier, rausche über Eismauern und Glaswände und ziehe in unbekümmertem Flug in deine warme Heimat zurück. Sie ist so nahe, so greifbar nahe. Der Atemzug der weißen, schlummernden Halbgöttin — Leda, Helena — Ariadne — weht ja herüber. Ganz wie die Unverhüllten, in Schönheit Tanzenden ist sie in deinem ärmlichen Heim lebendig geworden. Ein Geschenk der Götter, die in einem strahlenden Körper Lust und Poesie vereinigen wollten. Ein jauchzendes Gesicht der Unsterblichen.“

Wie von unzähligen, winzigen Händen emporgezerrt, springt der Mann in die Höhe. Seine Brust bebt, seine Augen sprühen Feuer, als sie sich auf die niedrige, weiße Pforte richten. Bald muß das Holz brennen, und der Weg wird frei sein.

„Geschenk der Götter“, ruft und reizt es um ihn herum, der mit seinen großen, mächtigen Schritten die Stube durchmißt. „Gedicht Unsterblicher!“

Poch — poch — poch —

„Was kümmert es mich, daß ihr Herz nicht in Güte schlägt? Warum spüre ich einen geschminkten Zorn, weil ihre Sinne heimlich darauf lauern, was doch ihres Lebens Erfüllung bedeutet? So brennt und lodert ja die ganze heutige Jugend. Bist du berufen, den Brand zu löschen? Tor! Stümperhafter Moralist! Brenne und lodere doch mit!“

> „Ertöne, Dromete, zu heiliger Klage!
> O nehmet, ihr Götter, die Zierde der Tage,
> O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!“

Die Tür ist aufgesprungen, die niedrige, weiße Tür. Hat er sie geöffnet? Ist's ein Windzug gewesen, der sie aufstieß? Da sie sich in ihren Angeln bewegt, kichert's wie von heiseren, spottenden Stimmen: „Kiek dor!“

Kiek dor, unsere Stunde ist da. Wir haben's uns sauer werden lassen, aber kuckt, das Haus brennt. Nun kommt zur nächsten Tür! Wir wollen auf ihre Lagerstatt kriechen. Wir wollen mit unseren brennenden Mäulern ihr Herz küssen. In den blonden Haaren wollen wir zausen und knistern, bis auch dort die Flamme emporschlägt. Und dann sind wir fertig, denn dann ist es Mitternacht! (Fortsetzung folgt.)



Der große Berg.

Einst, da saßen wir als Kinder
Vor dem hohen, grünen Hang,
Staunten über Baum und Rinder
Nach dem Berge abendlang.

Wenn wir einmal unter Großen
Droben auf dem Grate stehn,
Ueber Schnee und über Rosen
In enthüllte Fernen sehn!

Und wir wuchsen mit den Buchen
Hinten an dem Gartenrand.
Und wir brachen auf zu suchen,
Was uns längst im Sinne stand!

Und der Berg? Im heißen Wandern
Wurde er nicht kleiner, klein?
Kleiner ringsum auch die andern?
Grau, zerrissen das Gestein?

Einmal saßen wir und fragten:
Ist das unser großer Berg,
Dem wir unsere Sehnsucht klagten?
Schrumpfte er nicht schier zum Zwerg?

Kurz entschlossen, hart an Schründen
Stiegen wir in banger Hast,
Und da hat uns vor den Schlünden
Jäher Schauder angefaßt.

Aber unten lag die Halde
Grün und blank im Sonnenschein
Mit dem dünnen Tannenwalde,
So vertraut, so fern und — klein!

Höher, höher, und die Wipfel
Drunten sehen wir nicht mehr!
Und nun stehn wir auf dem Gipfel
In dem großen Gipfelmeer!

Emanuel von Bodman.

Quer durch Russisch-Lappland.

Von Schröder-Stranz*). — Hierzu 8 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Ein Blockhaus wie alle andern lappischen war meine Wohnstätte in Lowosersk für die nächste Zeit. Ich stieß mir an der niedrigen Tür, wie schon so oft in Lappland, den Kopf und gelangte in das lieblich nach Fischen und andern lappischen Wohlgerüchen duftende Wohngemach. Links brannte der Kamin. Mächtige Kloben knisterten in der Flamme und warfen roten Schein über die niedrige Stube, die voll hockender Menschen war. Die rechte Wand nahmen zwei Betten ein, der Tür gegenüber war das kleine, nicht zu öffnende Glasfensterchen angebracht, und an der linken Wand zwischen Kamin und der Ecke mit dem Waschbottich führte eine niedrige Tür in ein zweites, mein Gemach.

Es war gerade Besuch von der Tundra gekommen. Die Gastfreundschaft ist hier groß, und oft fassen die Hütten so viele Menschen, daß nachts nicht ein Plätzchen auf der Erde frei ist. Das laute Gespräch verstummte bei meinem Eintritt. Der Besitzer der Hütte, plattköpfig mit schwarzen, ungekämmt ins Gesicht hängenden Haarsträhnen, erhob sich vom Kaminrand, wo er mit einem alten rotäugigen Weib Fische geschuppt hatte. Rechts auf dem ersten Bett saß eine junge Frau, nach dem Gesichtsausdruck schon eine Mischung von mongolischem und slawischem Blut, und nährte, erstaunt aufsehend, ihren dicken dreijährigen Jungen weiter. Die Tochter des Hauses zeigte ihr gerade Felle von jungen ein- bis dreitägigen Renntieren, die sie selbst gegerbt hatte.

Mein Raum wurde zur Hälfte durch einen Riesenbackofen eingenommen. Ein Bett, ein Tisch und ein Regal mit einigen Tellern und Tassen vervollständigten das Bild der Stube.

Es fanden sich bald viele Menschen ein, Ijemets, Lappen und Samojeden. Auch ein Russe war darunter, der mich fragte, ob er mir irgendwie behilflich sein könne. Niemand konnte lesen, dem ich das Schreiben des Gouverneurs gezeigt hatte. Sie sahen das Dokument sehr interessiert an, die einen gaben es verständnisinnig nickend, die andern verlegend grinsend wieder ab. Nur der Russe konnte lesen. Er führte mich auf mein Verlangen zum Starosten, dem Dorfältesten.

Das Haus war ebenso eingerichtet wie die von mir bezogene Villa. Die kleine Stube war ebenfalls von Lappen gefüllt. Auf der Bank saß ein grauhaariger Alter, in seiner Nähe drei oder vier Männer, die eine Wodkaflasche unter sich kreisen ließen. Eine junge Frau mit rotem landesüblichem Kopfschmuck saß zu des Alten Füßen. Sie küßte ihm Stirn und Hände, wenigstens berührte sie sie mit dem Gesicht. Dann nahm der Alte die Frau an seine Brust und strich zweimal mit der Hand über Nacken und Rücken; sie ging.

Die Sprache der Lappen hier klingt noch zänkischer als in Polosero. Man täuscht sich darum oft in den offenbarten Gemütstimmungen. Aber der Starost schien äußerst unliebenswürdig. Lesen konnte er nicht, und das vorgelesene Empfehlungschreiben des Gouverneurs schien ihm auch inhaltlich unverständlich zu sein.

Ich sah ein, daß hier alle Mühe vergebens war, und zog mit meinem Schriftgelehrten weiter zum Popen. Ich hatte natürlich geglaubt, daß ich in seine Privatwohnung geführt würde. Aber plötzlich gingen wir durch eine Umzäunung der kleinen Kirche zu. Ohne Besinnen trat mein Führer ein. Drei Erwachsene und ein kleines Kind, alle in Pelzen, wohnten der heiligen Handlung bei. Das Kind versuchte zuerst die Litanei mitzusingen. Dann setzte sich die kleine, runde Pelzkugel — so sehen die kleinen Kinder in den Malitzen hier alle aus — auf die Erde und begann der andächtig betenden Mutter etwas zu erzählen. Die wollte natürlich nichts hören, und da lief das kleine Unding, ehe es jemand hindern konnte, nach vorn und verschwand, vorsichtig um die Ecke sehend, im Allerheiligsten. Der Kirchendiener eilte hinterher, aber ehe er es sich versah, war ihm die kleine Kugel an den langen pelzbestiefelten Beinen wieder vorbeigelaufen und rollte ohne einen Laut die Altarstufen hinunter.

Einen Augenblick konnte ich nur mit Mühe ein Lächeln verbergen. Die Szene war zu komisch. Vielleicht war dadurch der Erfolg bei dem Popen so gering. Er behauptete, zu einem Schwerkranken in den Wald zu müssen, und ich stand allein, nur auf mich angewiesen. Mein Hund Tell war der einzige, der mich nach dieser Abweisung nach Hause begleitete.

Nach einer Stunde erschien aber mein Schriftgelehrter wieder und brachte einen Ijemets von mittelstarker Figur, sehr kräftigem Körperbau und nur wenig mongolischem Ausdruck. Der Mann konnte lesen, stellte sich mir als ehemaliger Soldat vor und bot sich zu dem von mir angesetzten Preise von fünfundsiebzig Rubel an, mir einen Monat Renntierführer zu sein und mich als solcher bis nach Finnland zu begleiten. Auch Renntiere könne ich von ihm kaufen. Leider waren die Preise bedeutend höher, als mir gesagt war.

Die Verhandlungen hatten mehrere Stunden in Anspruch genommen. Ich lud den Ijemets für den kommenden Tag ein und legte mich zur Ruhe.

Bei Morgengrauen, etwa um ½10 Uhr, sah ich mir den Pogost an. Auf einem freien Platz liegt der Ort, zu beiden Seiten des Njukflusses. Mein Häuschen stand am rechten Ufer. Es gehörte zu dem Lappenpogost, der durch den Fluß scharf getrennt von den kleineren, aber bedeutend wohlhabender aussehenden Orten der Ijemets und Samojeden liegt.

Der Lappenpogost bildet eine lange Dorfstraße, in der die Häuser zu beiden Seiden weit auseinander gebaut stehen. Hinter oder neben jedem Wohnhaus ist ein kleiner Schuppen auf hohen Pfählen. Schlitten und Brennholz stehen daneben, und Bootschlitten sind an seine Pfähle gelehnt. Eine Box ist daneben erbaut für die Renntiere des täglich gebrauchten Schlittens.

Wenn man weiter flußabwärts wandert, erkennt man, daß die Lappen die eingesessene Nation sind. Ein kleines Schulgebäude, die Wohnung des Popen und die kleine Kirche mit nebenstehendem Glockenturm liegen in der Verlängerung der lappischen Dorfstraße. Am andern Ufer stehen zum Teil zweistöckige Holzhäuser; Schuppen und sogar kleine Ställe vervollständigen die in sich abgeschlossenen Anwesen.

Der Mittag sah den Himmel im Süden über der Kirche und weiter über dem Ort der Ijemets in hellem Blau. Rosa standen die schneebedeckten Berge der

*) Im folgenden geben wir eine interessante Schilderung von der Reise, die Schröder-Stranz im vergangenen Winter in das Herz Russisch-Lapplands unternahm. Nach einer Vereinbarung zwischen dem Autor und unserm Verlag werden die Ergebnisse seiner Forschungsreise in unseren Blättern zur Veröffentlichung gelangen. Schröder-Stranz ist der Verfasser von: „Süd West, Kriegs- und Jagdfahrten" und leitet die neue „Deutsche Arktische Expedition".



Lowoserski-Tundra darunter. Nach allen Seiten dehnte sich Wald oder wie nach Osten niedriger Birkbusch mit einzelnen Nadelstämmen dazwischen. Weit um den Pogost sind in den Weidegründen die Renntiere aus der ebenen Tundra oder den hohen Gebirgen zusammengetrieben worden. Während ein Teil der Familie hier im Pogost ein ruhiges Schlummerleben führt oder die Geschäfte des Herbstes verrichtet, bleiben die andern draußen im Tschum, um die Renntiere zu bewachen und sie im Bedarfsfall für die nach Kola gehenden Schlittenzüge einzufangen. Die großen Schlächtereien waren schon beendet. Auf allen Höfen der Ijemets standen hoch mit Fleisch bepackte Schlitten, sorgfältig mit frischen Renntierfellen bedeckt und verschnürt. Keulen und Rücken, außerdem Zungen der Renntiere werden so nach Kola transportiert, um von dort nach Norwegen, Rußland, Deutschland und England zu gehen. Läufe, Vorderblätter und sonstiger Abfall wird in großen Massen gefroren aufgehoben und dient der Familie während des langen Winters als Hauptspeise.

Sogar Industrie zeigt der Ort. Die Eingeborenen verarbeiten Renntierhäute zu Leder. Die gewonnenen Haare gehen als wertvolle Renntierwolle in den Handel. Das Leder, zum Teil hier schon gegerbt, gibt einen großen Prozentsatz des vielen in der zivilisierten Welt zu Handschuhen und anderen Sachen verarbeiteten Wildleders.

Erstklassig sind die von Ijemets, Lappen und Samojeden gleichmäßig gut hergestellten Pelzwaren. Die Eingeborenenpelze, die Malitzen, deren weiche Haare auf der Innenseite liegen, äußerlich von einem losen Hemd dunklen Tuches überzogen, sind wohl am wertvollsten. Geringer ist die Herstellung von Salzfischen für den Export. Der Fischfang wird zum eigenen Gebrauch betrieben, und die Vorräte halten sich bei der herrschenden Kälte ebenso gut wie das Renntierfleisch.

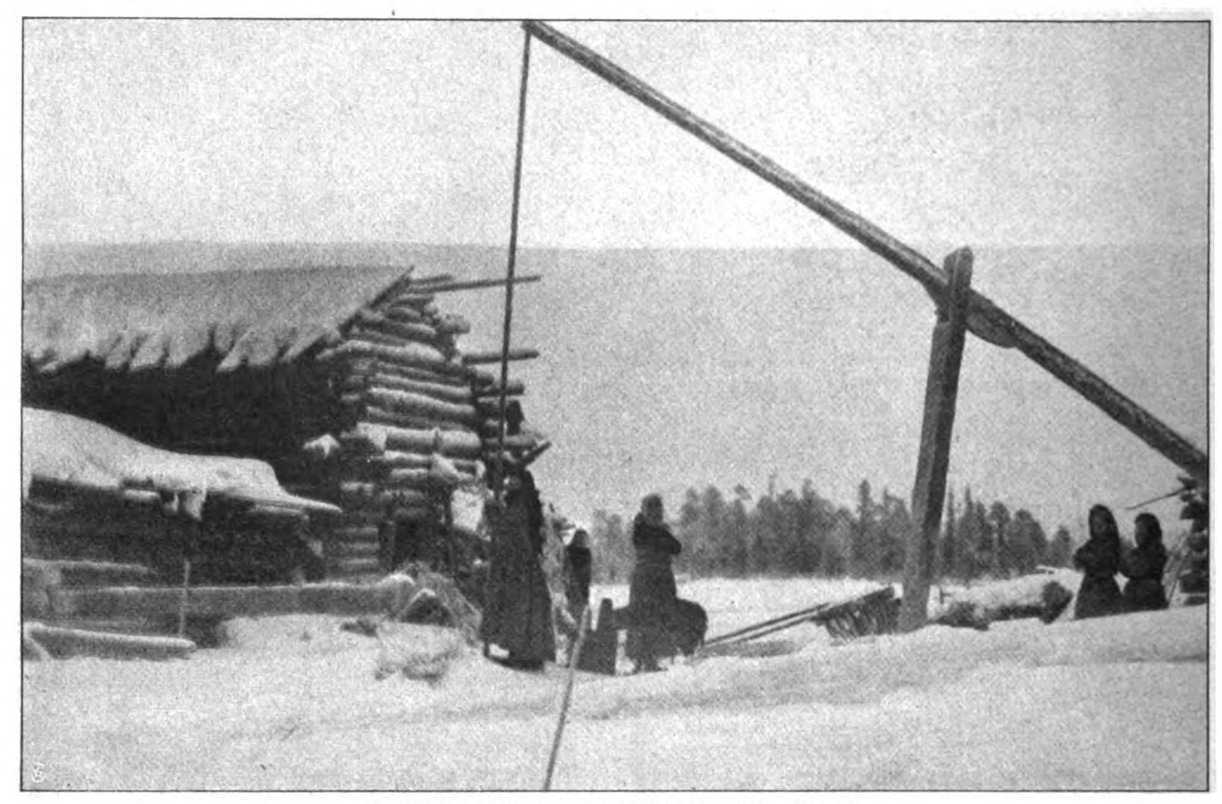

Phot. Kaegbein.

Schröder-Stranz, Verfasser des Artikels, mit seinem Hund Tell,
der ihn auf der Reise durch Russisch-Lappland begleitete.

Nachmittags um vier Uhr erschien der Ijemets und erklärte mir, wie große Passion er zu der Durchquerung der Gebirge und der weiten, kaum gekannten Urwaldstrecken südlich der Lowoserski- und Chibina-Gora hätte. Er hätte russische Offiziere mit Karte und Kompaß so marschieren sehen und würde sich mir gern anvertrauen. Aber er hätte ein sehr günstiges Angebot von der Schneidemühle bei Kola erhalten. Dort solle er mit seinen Renntieren im Akkord den Winter über Baumstämme heranschleifen, und das würde ihm doch bedeutend mehr Geld einbringen. Im Interesse seiner Familie müsse er mich im Stich lassen.

Ich konnte dem Mann glauben. Er lief bei Lappen und Ijemets herum, um Leute für die lange Fahrt zu werben, aber umsonst. Die Nomaden, sonst so sehr an das Ziehen von Ort zu Ort gewöhnt, konnten sich nicht zu der winterlichen Reise entschließen. Uleaborg — sie hatten alle davon gehört — war meine nächste Bahnstation. Zwanzig Tagereisen mit eigenen Renntieren schien ihnen bis ans Ende der Welt zu reichen. Von dort gab es für sie kein Zurück mehr in die traute Heimat.

Ein zweiter Ijemets hat im Wald von meinen Wünschen gehört. Er kommt herein und meldet sich zu der Fahrt. Aber nun war es schwierig, Renntiere zu erhalten. Niemand wollte die notwendig gebrauchten Tiere jetzt schon weggeben. So mußte ich denn auf andere Mittel sinnen, um meine Weiterreise zu ermöglichen.



Karelisches Wohnhaus mit Ziehbrunnen in Olanga.

Um Menschen kennen zu lernen und sie vertraut zu machen, hatte ich für den Nachmittag von drei Uhr an ständigen „Jour fix“ angesagt. Jeder konnte kommen, und ich gab außer Tee geringe Mengen Wodka aus meinen Vorräten. Russischer Tabak und Zigarettenhülsen standen zum allgemeinen Gebrauch auf dem Tisch. Bei dem Hang zur Geselligkeit, den man bei allen drei Volksstämmen hier deutlich sieht, war meine Absicht schnell erkannt, und ich wußte meine Gäste sehr oft nicht zu beherbergen. Am Ende eines jeden solchen Besuches bat mich dann einer nach dem andern immer mit den gleichen Worten zu Gast. „Herr, möchtest du heute den Tee bei mir trinken?“ Jeden Tag kam ein anderer. Sie schienen eifersüchtig zu wachen, daß jeder einmal daran käme. Auf diese Weise lernte ich einen großen Teil der Familien kennen. Das Vertrauen der Menschen erwarb ich aber mehr durch einen andern Umstand. Es hatte sich nämlich in dem Ort verbreitet, daß ich Arzneien mit mir führe und auch schon zwei Kranken mit meinem Rat geholfen hätte. Da nun in Kola und wochenweit nach dem Süden hin kein Arzt existiert, kamen die Kranken zu mir. Ich sagte ihnen, daß ich kein Arzt sei. Aber ich mußte helfen und habe es da, wo es mir möglich war, natürlich gern getan. Die Reiseapotheke blieb stets in meiner Tasche.



Der Verfasser mit dem Polizeibeamten (rechts) **und dem Dorfvorsteher** (links) in Beratung über die Weiterfahrt von Olanga.

Die wohlhabende Familie Terentieff lud mich heute zu Gast. Drei Brüder wohnen mit Frauen und Kindern in dem zweistöckigen Haus, das oben und unten gleich große geräumige Stuben besitzt. Ein Diner gab es. Wir aßen von regelrecht gedecktem Tisch als Vorspeise Fisch in Brot gebacken, dann



Flußlandschaft am Olanga.

Pogost; der älteste Sohn des Polykarp leitete ihn. Dann kamen Frauen, Männer, Kinder und sogar Babys in bequemen Reiseschlitten. In Teriberka hatte der Stammvater seine ganzen Schlachtrenntiere verkauft und brachte auf diesem Schlittentransport Vorräte für den Winter: Mehl, Kessel, Hausrat, Messer und manches andere, mit.

Ein lebendiges Bild bot die Masse der geweihten Tiere, die

kam Suppe mit Fisch. Der Sig, ein weit berühmter, zarter Fisch, folgte. Als viertes Gericht kam ein Riesenhecht auf den Tisch, der aber in seiner Haut nicht Hechtfleisch, sondern eine wohlschmeckende Farce barg. Zum Schluß gab es eine süße Speise; sie sah rot aus und war nicht aus Fisch, aber sie schmeckte danach. Die Fische waren gut zubereitet, und da ich selbst bei meinen vielen Beschäftigungen selten Zeit finde, mir ein warmes Mittag zu bereiten, schmeckte mir das Diner ausgezeichnet.

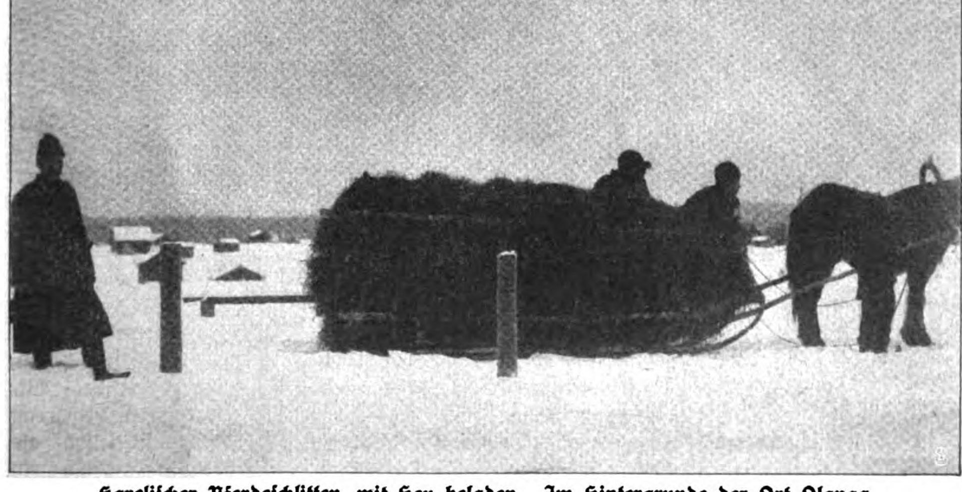
Am 30. November morgens merkte ich an den öfter als sonst durch die Tür gesteckten Köpfen, daß etwas Besonderes los sein müsse. Bald erschien denn auch mein Wirt und verkündete mir, daß Polykarp, der reichste Nomade der Umgegend, angekommen sei, von dem ich Renntiere zu kaufen hoffte.

Ich gehe mit meinen Apparaten durch die Straßen, nehme einige kleine Szenen auf und komme gerade zurecht, den Einzug von 150 Schlitten mit etwa 400 Renntieren aufnehmen zu können. Ein Schlitten mit vier schlohweißen Böcken kam als Erster in den



Karelischer Tanz im Hause des Dorfältesten.

nun, frei von Arbeit, in großen Herden dem Wald zuliefen. Große Schlittenburgen standen an allen Gehöften des Stammvaters, und während die Angekommenen im ruhigen Glücksgefühl ihren Einkauf ordneten und in Schuppen schafften, kamen die Leute von Lowosersk, um Neues zu sehen und zu hören. Meine Kaufverhandlungen mit Polykarp



Karelischer Pferdeschlitten, mit Heu beladen. Im Hintergrunde der Ort Olanga.





Der Dorfvorsteher in einem Blockhaus beim Netzestricken, die Frau beim Wollehadern.

um ein Renntier, dort schenkte ein junges Lappenmädchen dem Liebsten im vornehmen Doppelpelz mit der schmucken Lappenhaube auf dem Kopf einen extra schönen Fisch, und für den Abend wurde von allen Jungen der Tanz verabredet.

In einem leeren Blockhaus fand er statt (Abb. S. 1093). Ein kleines Zimmer faßte kaum die Paare, die sich in ruhigem, schleppendem Schritt nach der russischen Melodie einer Mundharmonika drehten. Es war keine Wonne, zuzusehen. Der Tanz steht diesem hochnordischen Volk nicht, und ich konnte weder durch Lappen noch durch Karelier von alten einheimischen Volkstänzen hören.

zogen sich unendlich lange hin. Das Schlußresultat nach fünfstündiger Arbeit war, daß ich drei Böcke haben könne, das Stück für 20 Rubel, also ein Mißerfolg. Alles Hoffen auf rechtzeitige Heimkehr war wieder einmal dahin.

Ich ging nun daran, von allen Nomaden des Orts einzelne Tiere einzuhandeln. So würde ich vielleicht die notwendige Zahl von zwanzig Stück erhalten. —

Es war Sonntag. Aus den Tschums waren Hunderte von bunten Schlitten in den Pogost gekommen. Die Glocken der griechisch-katholischen Kirche läuteten, fast die Gesamtheit der anwesenden Ijemets und auch ein Teil der Lappen pilgerten in ihren dunklen, bis über den Kopf reichenden Pelzen der Kirche zu. Es ist schwer, in dieser Kleidung die Frauen von den Männern zu unterscheiden. Nur die etwas größere Fülle des Pelzes um die Röcke zeigt den Unterschied. Die Lappenfrauen gingen zum großen Teil in bunte Tücher gehüllt, ein Staat, der nur für den Sonntag im Pogost, wenn die jungen Burschen kommen, angelegt wird.

Ordentlich belebt waren vor allem die Straßen des Lappenpogosts von ruhenden Renntierzügen, galoppierenden Gefährten und Menschen in den Trachten der drei Nationen. Hier stand eine Gruppe im Handel

Später photographierte ich die Kinder mit dem Pastor und Lehrer zusammen in der Schule und nahm auch das Innere der Kirche mit Blitzlicht auf. Bei dem Lehrer trank ich dann Kaffee, hier etwas Seltenes, wo der Samowar sonst in jeder Hütte nur für den Tee das Wasser wärmt. Eine kleine Samojedin buk uns im Schulofen Eierkuchen. Eier gibt es hier aber nicht, und ich verstand darum die Zusammensetzung nicht.

Abends entwickelte ich oft photographische Platten. Es ist zu schwer, sich an die äußerst schlechten Lichtverhältnisse zu gewöhnen. Oft sitzen Lappen und Ijemets dicht gedrängt in meiner Stube und sehen meinen



Karelische Fischerfrauen beim Stampfen und Mehlen von Brothafer.

Arbeiten leise flüsternd zu. Den größten Respekt scheinen sie vor dem Schreiben zu haben. Wenn ich an meinem Tagebuch sitze, sprechen sie unter sich kaum ein Wort.
Das kurze Tageslicht benutze ich, wenn irgend möglich, immer zum Photographieren. Bei der Morgenröte um 11 oder 1/2 12 Uhr stehe ich draußen. Nach einer Stunde blassen Tagesschimmers erscheint das Abendrot im Westen, und der Lichttag ist zu Ende. Das ist die kurze Zeit, die ich für meine Aufnahmen ausnutzen muß. Die Polarnacht bricht herein, und ich sitze fest an einem Ort, an dem ich gern mit Kamera und Blitzlicht noch viele Wochen verbrächte, aber meine Zeit ist um. Ich muß Lowosersk verlassen — sobald ich die nötigen Renntiere zur Fahrt nach dem Fluß Imandra bekomme.

Das Deutschtum in Tanger.

Von Hermann Walter. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Deutsch-Uebersee mit seinen alle Zonen durchziehenden Ranken hat auch in Marokko feste Wurzeln geschlagen, dem vielgenannten Scherifenreich, dessen Schicksal die öffentliche Meinung in Deutschland lebhaft beschäftigt. Wir sehen den deutschen Kaufmann mit erprobter Umsicht und Zähigkeit, mit jener Treue im kleinen, die ihn gleichermaßen auszeichnet wie das großzügige Planen, in diesem für alle Kolonialmächte bedeutungsvollen Land am großen Bau des Auslanddeutschtums arbeiten. Tanger, das wirtschaftliche Herz Marokkos, in dem die Fäden des Handels und Verkehrs wie der Diplomatie zusammenlaufen, steht unter den deutschen Kolonien Marokkos weitaus an der Spitze. Am Meeresstrand ist der deutsche Name mit unsichtbaren Lettern auf den Werken moderner Technik geschrieben. Man erzählt von einer Reisegesellschaft, die kürzlich von der Veränderung des Tangerer Strandbildes Kenntnis nahm. Verwundert blickte sie auf die Anlage des neuen Leichterhafens, der durch eine wuchtige, 350 Meter lange Mole gebildet wird und im





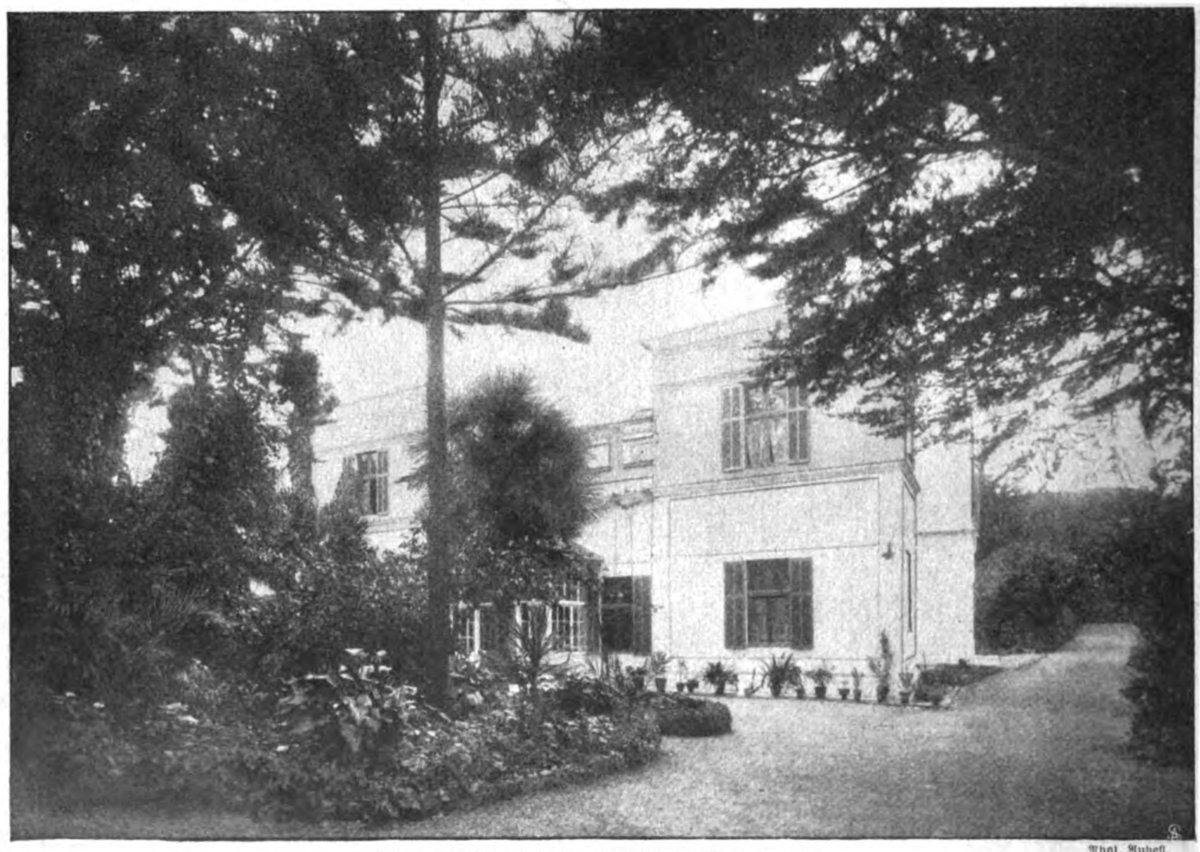
Hofphot. W. Plegner. — Phot. Marceau.

Freiherr von Seckendorff, deutscher Gesandter in Tanger, und seine Gemahlin.



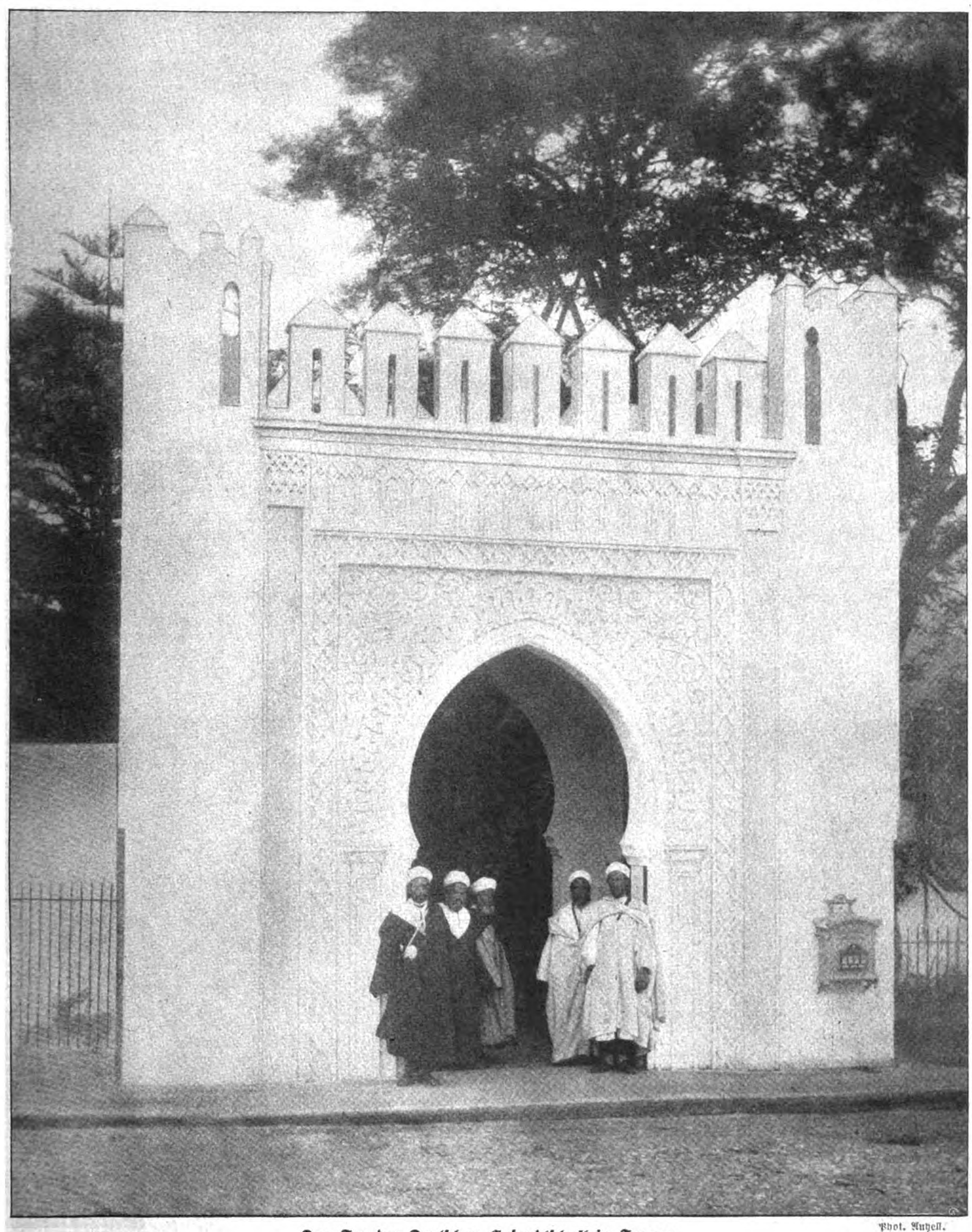
Freiherr von Seckendorff mit Familie in Tanger. (Rechts: Freifrau von Seckendorff.)

Unterschied zu den primitiven Landungsverhältnissen früherer Jahre einen bequemen Uebergang vom schwanken Boot auf erdfestes Pfahl- und Bohlengefüge gestattet. Woher dieser Fortschritt? — Das haben die Deutschen gemacht, erklärt der eingeborene Führer. Er führt seine Gäste am Strand entlang, wo die Wogen früher bis an das uralte Mauerwerk der Befestigungen und bis an das Felsgestein brandeten. Auf breiter wohlgepflasterter Straße, unter der ein Sammelkanal die Abwässer der Stadt dem Meer zuführt, über einen



Phot. Ruhell.

Die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft in Tanger.



Phot. Anzell.

Das Tor der Deutschen Gesandtschaft in Tanger.

durch Aufschüttung gewonnenen neuen Uferstreifen gehen die Reisenden dahin. Welch erfreulicher Wandel! Gegen das Ende der neuen Uferstraße bietet sich den Blicken der Fremden ein imposanter Gebäudekomplex, dem die Flaggen verschiedener Nationen — Aushängeschilder der hier eingerichteten Bureaus von Schiffahrtgesellschaften — eine besondere Bedeutung zu geben scheinen. Es ist die „Casa Renschhausen" (Abb. S. 1098), das Eigentum und der Sitz der größten deutschen Firma in Tanger. Der Chef des Hauses baute Hafen, Sammelkanal, Uferstraße und Häuserkomplex. Auf der teppichbelegten großen Terrasse seines Hauses versammelt sich



Die deutsche Schule in Tanger.

Sokko, dem riesigen Marktplatz Tangers. Hier ist tagtäglich ein buntes, reizvolles Leben zu beobachten. An der Südseite fesselt eine lange, niedrige Gebäudefront von blendender Weiße den Blick. Unter dem in graziösem maurischem Stil gehaltenen Torbogen (Abb. S. 1097) lagern dolchumgürtete Kawassen. Es ist der Eingang zur Deutschen Gesandtschaft (Abb. S. 1096). Der schattige Garten bietet angenehme Kühlung nach dem Gang über den

die Deutsche Kolonie, wenn die Kapelle eines vor Tanger liegenden Kriegsschiffes ein den Einheimischen wie den Fremden hochwillkommenes Strandkonzert veranstaltet.

Von hier führt eine steile Straße, an deren Verbreiterung und Regulierung gegenwärtig gearbeitet wird, und die in Zukunft eine Hauptverkehrsader Tangers bilden wird, am jüdischen Friedhof mit seinen mächtigen, grabdeckenden Marmorplatten vorbei zum Großen



Phot. Andell.

Die „Casa Renschhausen" in Tanger.

sonnenglühenden Platz. Mitten im Grün liegt das Wohnhaus des Gesandten Freiherrn von Seckendorff (Abbild. S. 1095), der sich schon in Venezuela, China und besonders als Generalkonsul in Prag als Förderer deutscher Wirtschaftsinteressen und hilfsbereiter Beistand deutscher Landsleute betätigt hat. An der Seite seiner liebenswürdigen Gattin sieht Freiherr von Seckendorff die Mitglieder der Deutschen Kolonie gern zu zwangloser Geselligkeit in seinem gastlichen Haus versammelt.



Deutsche Dienstboten in Tanger.



Exsultan Abdul Asis mit seinem englischen Leibjäger auf der Wildschweinjagd bei Tanger.

Weit zahlreicher als die Erholungstätten der etwa 100 Mitglieder zählenden deutschen Kolonie in Tanger sind ihre Arbeitstätten. Steigt man vom Großen Sokko durch die enge und steile Hauptverkehrsader Tangers nach dem Kleinen Sokko hinab, so winkt gleich rechts am niedrigen, vielbesuchten Haus ein Schild mit der Aufschrift „Deutsche Post". Im Schalterraum sieht man die dunkelbraunen Gestalten der Rakkas ruhen, der Postläufer, die, wenn es darauf ankommt, in zwei Tagen den 230 Kilometer langen Weg zwischen Tanger und Fez durchrennen.

Tritt man aus der deutschen Post heraus, so steht rechts an einem hochragenden Gebäude in großer Schrift „Deutsche Orientbank" zu lesen. An den Schaltern der Bank türmen in behäbigem Tempo die Kassenboten ihre Alfonsopeseten und Hassanipeseten auf. Papier- und Goldgeld sind ziemlich selten in diesem Land.

Zwei helle Räume der Deutschen Orientbank sind der vom Professor Kampffmeyer in Berlin gegründeten Deutschen Marokko-Bibliothek eingeräumt. Der Bibliothekar L. Karow, ein breitgebauter, gewichtiger Holsteiner, der neun Jahre lang das marokkanische Kriegsschiff „Turki" kommandierte und seit kurzem seine nautischen Kenntnisse als Inspektor des Leuchtturms von Kap Spartel betätigt, erfüllt hier gewissenhaft alle die nötigen Obliegenheiten des Bibliothekars.

Wir steigen vom Strand aus die wohlgepflasterte Zickzackstraße empor, die in einem starkgeneigten, fast unbebauten Gelände angelegt ist. Ueber einen breiten Boulevard hinweg geht es durch einen schmalen, sandigen Weg zur deutschen Schule (Abb. S. 1098), die vielleicht schon binnen Jahresfrist im eigenen Heim die Samen deutscher Geisteskultur wird ausstreuen können. Zurzeit ist sie in einem wohlgebauten Miethaus untergebracht, in dem reichliche, allen Anforderungen entsprechende Räume zum Unterricht der etwa vierzig europäischen Schüler und Schülerinnen zur Verfügung stehen.

Stepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

6. Fortsetzung.

Gegen Mitternacht verließ Jasper das Pottchen. Mit Hauptmann Rose. In letzter Zeit hatte es ihn zu dem stillen Mann gezogen, der fast scheu den lärmenden Freuden auswich, der am Tage neben dem Freund saß und die halbe Nacht ruhelos auf dem Felsen herumlief. Jasper dachte, aus Schmerz über den bevorstehenden Verlust. Wenn man jahrelang zusammen lebte, ist es schwer, den einen scheiden zu sehen. Aber er war doch seit langem darauf vorbereitet! Die letzten Wochen hatten den lebhaften, immer begeisterten Mann völlig verwandelt. Ganz alt war er geworden und hatte graues Haar. Er schien immer wieder über die vom Festland in höchste Verwunderung zu geraten und wollte fragen — und schwieg. Und kein Wort sprach er über Deutschland und Preußen, pfiff nicht die Wachtparade und zankte sich mit keinem herum wie früher mit Sir King, wenn sie von Waterloo sprachen — wie ein Wunder war's mit ihm. Und in der schönen Uniform hatte ihn auch in der letzten Zeit niemand mehr gesehen.

„Gute Nacht", sagte der kleine Hauptmann und stieg die Treppe hinauf. Jasper wollte noch nach den Booten sehen.

Und er ging durch die engen Gassen. Wie lustig sie noch im Schutzengel waren! Wie sie lachten und schrien!



Wie sie alle glücklich waren! Sie trinken und hören, was ihnen ein Hollunner vorlügt. Und darüber freuen sie sich! Sie sagen, daß Het en Söten das schönste Getränk ist, und wollen durchaus die Hollunner betrunken machen! Als wenn das so leicht wäre! Sie haben alle die schrecklichsten Stürme erlebt und sind nie seekrank gewesen, und immer sind der Erzähler und der Kapitän die einzigen an Bord gewesen, die gesund blieben. Es ist doch merkwürdig, daß die vom Festland sich nur vom Meer erzählten! Es klingt sehr komisch, was sie erzählen, und wenn die Hollunner am Falm stehen, ist das nur eine große Freude über die Fremden.

Langsam ging er durch die engen Gassen.

Timm Ralfs stand mit Peter Ölrichs am Strand. Sie hatten seidene Zylinderhüte auf den Köpfen, die sie von den Fremden erhalten hatten. Ihre Schatten sahen so merkwürdig aus. Die weiten Hosen standen breit vom Körper ab, weil die Fäuste in den Taschen vergraben waren, und schlenkerten um die etwas unsicheren Beine. Die Jacken schlossen sich eng um die Oberkörper, und die Hüte, die schief saßen, gaben den beiden Alten ein verschmitztes und verwegenes Aussehen. Timm Ralfs erzählte von der letzten Überfahrt, als er die beiden Berliner an Bord hatte und den jungen Doktor, der den Baron untersuchen sollte. Jasper blieb stehen.

„Das war harte See", sagte er, „denn nun war das Gewitter raufgekommen. Und der Staub vom Seewasser hing hinten über Bord, und die Schnigge schlägt voll Wasser, und an der roten Tonne müssen wir schon Anker werfen, und Bad Lassen hat den Torfofen angesteckt, weil die Frau so zittert vor Kälte. Aber die Seen schlagen ins Rohr, und der Frenner ist voll Qualm wie Peter Mohrs Pottchen, und es riecht nach Schellfisch und nach Tran. Und den Grog mußten wir kalt trinken. Und die Berliner sagen, daß es ein Unfug ist mit der See, und daß sie es bei der Polizei melden wollen. Und nun wollten sie mal sehen, ob einer das eine Vergnügungsreise nennen würde. Und dann wurden sie krank und schrien nach dem Doktor, und Bad machte die Luke nach dem Frenner zu wegen der Seen und wegen der Krankheit, und weil er seine Ruhe haben wollte. Denn der Doktor konnte nicht kommen, weil er unterm Klüver lag und selbst sterben wollte. Was sind es für spaßige Leute! Und was hat er für glänzende Stiefel angehabt. Kommt mit so einem Schornsteinhut an Bord und wundert sich, wenn der über Bord geht! Aber wie die See ruhig wird, wird ihnen allen besser. Und zuletzt ist sie glatt, und die Berliner kriechen aus der Luke — es war nicht schön, wie sie aussahen, denn sie waren gegenseitig krank gewesen und waren immer übereinandergerollt. Und die Frau war giftig wie Perke Thaten, und der Mann war grün vor Ärger und Krankheit, denn sie sagte — er wäre schuld, weil er sich das mit Hilligland in den Kopf gesetzt hätte. Und dann kriecht der Doktor vom Klüver her, und man muß ordentlich Mitleid mit ihm haben, so wehleidig sieht er aus. Und ich gebe ihm meinen Seepei, und der Mensch trinkt 'ne halbe Buddel Rum, weil ihm das guttut. Und gerade da kommt die böse Frau so recht nichtswürdig auf ihn zu und sagt ihm dann auch ihre Meinung. — ‚Jetzt, wo wir Sie nicht mehr brauchen, kommen Sie. Aber als es ans Leben ging, waren Sie nirgends zu sehen.' Und Bad sagte: ‚Das ist alles egal mit den Famels. Ob sie in Berlin sind oder auf dem Lunn, sie schimpfen immer.'"

Ernst standen die beiden alten Lotsen neben dem „Kronprinzen von England" und sahen über das unruhig wogende Meer. Das Licht des Leuchtturms zitterte auf den Wellenköpfen, unruhig schaukelten die Schniggen, und manchmal tauchten ihre Masten seitwärts ins Meer. Klatschend warf die See ihre Wogen gegen den Felsen, von der Westseite ertönte ununterbrochen dumpfes Donnern, um Dansterman schäumten weiße Wirbel, und vom Hog stearn brüllte es drohend herüber.

„Harte See", sagte Ölrichs. „Morgen können sie nicht zur Sandinsel." Er drückte seinen Zylinderhut noch fester über den Kopf, nickte Jasper zu — „Falm?" und ließ sich vom Sturm gemächlich treiben. Und Timm Ralfs ging hinter ihm her.

Jasper zog sein Boot auf Strand. Ihm war's recht, wenn das ruhige Wetter ein Ende nahm. Die schreckliche Unruhe in ihm brauchte eine Auslösung. Blauer Himmel und Sonnenschein paßten nicht in seine Stimmung. Er sehnte sich nach wilder Fahrt, sehnte sich nach des Sturmes wildem Gesang in den Segeln. Und er sah zum Felsen hin — drohend und schwarz erhob sich der „Stack", die See peitschte zu ihm auf — immer heulte der Sturm am lautesten am Stack. Andrésen Siemens sagte, daß der alte Markstein, der mit seinen 170 Fuß ungeheuerlich aus den Klippen emporragte, Heiliglands Pilot sei. „Mönch" hatten die Seefahrer ihn genannt. „Mönch" nannte ihn auch Andrésen. Auf einem schräg auslaufenden Felsen, der „Kanzel", stand er und erhob seine warnende Stimme, wenn Unheil der Insel drohte.

Jasper horchte hinüber — wie dumpf dort drüben die Wogen brüllten; über alles andere hinweg tönte des Mönches warnende Stimme.

Harte See wird's, dachte auch er und guckte mal nach dem neuen Rettungsboot. Es sah hübsch aus, war mit den Helgoländer Farben gestrichen, hatte einen grünrotweißen Wimpel, Ruderbänke für zwanzig Mann und eine dicke äußere Korkbekleidung. In England hatte man diese Boote äußerst praktisch gefunden, und der Gouverneur war ganz eingebildet drauf und zeigte den Fremden gern, wie man für ihr kostbares Leben besorgt war. Die Hollunner blieben mißtrauisch, trotzdem sie ihre Freude daran hatten, wie rasch das Boot sich bei einer willkürlich herbeigeführten Strandung, wobei es kieloben schwamm, wieder aufrichtete. Mit Tauen und Korkgürteln saß die Mannschaft wie verankert auf ihren Plätzen, und die Hollunner Famels konnten nun ganz getrost zusehen, wenn Rettungsfahrten unternommen wurden. „Passieren kann nichts mehr," sagte Peter Krohn, „und das muß ja nun ein Vergnügen sein, gerettet zu werden."

Auch Jasper zog die Mütze tiefer in die Stirn. Wie der Wasserstaub spritzte! Nun sehen die Fremden doch, daß es nicht immer Sonnenschein ist auf Hilligland! Wieviel Unruhe die Fremden machen! Und immer fragen sie nach Carry!

Und wieder dachte er, daß er weit fort wollte! Mit ihr weit fort wollte. Er ging durch die engen Gassen zurück und malte sich die Zukunft aus. Und immer glühender wurden die Bilder. Und immer heißer wurde sein Verlangen. Carrys süßes Bild tauchte vor ihm auf — zum Greifen deutlich stand sie vor ihm. Wie auf der Sandinsel. Als er zum erstenmal sah, wie schön sie war. Wie süß es war, ihre Arme um den Hals zu fühlen, als er sie ins Boot trug! Wie ein Zauber war's seitdem! Er wurde zornig, wenn Maike Michels ihn verliebt anlächelte, und wenn sie ihm über die Schulter strich, hätte er sie schlagen können, so war ihm. Aber als Carry ihn anlächelte — lieber Gott — wenn sie sich an ihn schmiegte. —



Er blieb stehen — mußte mal tief aufatmen — fuhr mit beiden Händen an die Schläfen — und ging weiter — —

Und da war's ihm, als ginge etwas vor ihm. Als ginge mit unhörbaren Schritten etwas Weiches, Wolliges vor ihm —

Durchschauerte es ihn? War's nicht auf einmal, als liefe ein eisiger Schauer über seinen Körper?

Er kniff die Augen ein, um schärfer zu sehen —

Aber er sah nichts. Gar nichts. Und doch — und doch mußte es vor ihm gehen — mußte etwas vor ihm hingleiten — —

Er wollte etwas fragen, wollte in die Dunkelheit hineinrufen — aber so rauh war seine Kehle. Wie zugeschnürt. Und der Schauer wich nicht — —

Zum Lachen zwang er sich. Aber es gelang nicht. Und das Grauen wuchs —

Weich — wollig glitt es vor ihm — —

Aber was? Was denn?

Und blieb stehen, wenn er stand —

Und war doch nichts zu sehen und war so still — so schauerlich still — —

Da dachte er: es wird ein Schaf sein. Es wird ein Schaf sein, das sich verlaufen hat — — es ist ja möglich, daß ein Schaf die Treppe hinunterstieg.

Und wieder der kalte Schauer über den Leib. Und es war ihm, als fühle er seine Haarwurzeln — — ein Schaf, das die Treppe hinunterlief?

Er wußte nichts mehr von schäumenden Wellen, hörte nicht mehr des Mönches warnende Stimme — alles um ihn schien tot und verstummt zu sein. Nur das stille Ding vor ihm lebte.

Und auf einmal — —

Auf einmal dachte er — und nun war's, als stehe sein Blut in den Adern still — auf einmal dachte er — dat bisterk Ding ist es.

Und stand mit weit vorgeneigtem Körper — und die Augen schienen aus den Höhlen quellen zu wollen —

Dat bisterk Ding — —

Wenn es erschien, bedeutete es Tod im Wasser. Eriksen kam aus dem Pottchen und wollte es gesehen haben. Sie glaubten ihm nicht. Zwei Tage später kenterte sein Boot bei den Klippen. Man hat ihn nie wieder gesehen. Und Andresen Siemens' Mutter traf es an der Nordspitze — und die See warf ihren Bruder am andern Tag an die Sandinsel — —

Wen trifft es? Kein Mensch weiß, wen es trifft! Still und schauerlich und körperlos gleitet es vor einem, und nie kann man das Grauen vergessen!

Und da sehnte er sich nach Wärme und nach Menschen und nach Stimmen. Bis auf die Knochen war er kalt. Schwer und kraftlos schienen die Glieder. Er konnte kaum die Füße heben. Seine Stirn war feucht vom Schweiß, und ganz stumpf und leer schien das Hirn.

So schleppte er sich durch die Gassen. Und immer war das Ding vor ihm. Das gespenstische, stille Ding. Weich und wollig war es — ein dunkler Schatten — — und war doch nichts! Unhörbar glitt es dahin — und er wußte doch, daß es da vor ihm ging — mit lautlosen Schritten vor ihm ging — —

Im Pottchen war noch Licht. Und Menschen waren noch da. Lorenzen und Ohlsen und Peter Krohn und Hinrich Auckens saßen da unter der hängenden, grellbrennenden Öllampe. Peter Mohrs mächtiger Leib wölbte sich hinter den Fässern. —

Still setzte sich Jasper. Peter Mohr brachte Grog, sah ihn an und schüttelte verwundert den Kopf. Wie sah denn der Mensch aus! Aber er fragte nicht. Die Lotsen erzählten vom Baron. Daß er wohl heute sterben würde. Gedämpft sprachen sie darüber, als störten ihre Stimmen den Sterbenden.

Und Jasper hörte zu und dachte — nun muß er also sterben!

„Antje Petersen schreit schon seit zwei Stunden," sagte Auckens, „und die Baronin sitzt bei ihm, und Antje will ihn nicht mehr sehen. Er war ein guter Mensch. Aber er hätte nicht nach Hilligland kommen sollen."

Der alte Lorenzen nickte. Auf allen Gesichtern lag Trauer und Teilnahme. Sie hatten ihn wirklich liebgehabt. Auf ihre Weise. Es war ihnen, als sei ein lieber Freund gegangen. Ein lieber Freund, dem sie Treue bewahren wollten.

Es ging zu Ende. Jobst wußte in lichten Augenblicken, daß es zu Ende ging.

Er lag auf dem Feldbett in seinem hellerleuchteten Zimmer. Der kleine Hauptmann saß neben ihm. Gebeugt. Die Fäuste auf die Knie gestemmt. Mit trüben Augen sah er vor sich hin. Hans Heinrich stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, hatte die Arme über der Brust verschränkt, und von all seinem kecken Übermut war nichts mehr auf seinem stillen Gesicht zu lesen. Es war ihm doch eigen zumut, diese beiden Männer zu sehen. Wie herbe Bitterkeit wallte es in ihm auf. Ein Traumleben hatten die beiden geführt. Hatten beide in der großen Vergangenheit gelebt und immer auf die Wunder gewartet, die die Gegenwart ihnen bescheren würde. Was hatte sie für sie? Den Tod gab sie dem einen auf fremder Erde, und der andere war verbannt, weil er an Deutschlands Einheit geglaubt.

„Wie kommen die Soldaten in den Himmel?"

Jobst ritt wohl wieder mit dem schwarzen Herzog vor der Schwadron. Leise, wie aus weiter, weiter Ferne klang seine Stimme.

„Spielen Sie's, Baronin," sagte der kleine Hauptmann heiser, „wir haben ihm nichts Schöneres mitzugeben als die Erinnerung."

Und Thora, die mit zuckenden Lippen, mit tränenüberströmtem Gesicht zu Füßen des Bettes stand, setzte sich an das Spinett:

„Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Leutenant."

Ein Lächeln flog über das fahle Gesicht des Sterbenden.

„Lieber, alter Freund", sagte der Hauptmann. Seine Zähne knirschten aufeinander, seine Finger faßten des Freundes Hand:

„Wie sollen die Soldaten schlafen,
Kapitän und Leutenant."

Ganz leise berührten Thoras Finger die Tasten, und dünne, silberne Töne erklangen — als wenn die Saiten schluchzten, so klang es. Ja, als wenn sie schluchzten.

„Ganze Schwadron — auf den Feind — —"

Seine Hände zuckten. Der Körper machte eine Bewegung nach vorn — wie ihn der kleine Hauptmann beneidete! Der da ritt jetzt neben seinem Herzog, war ein kecker Reitersmann, hatte das Elend und den Jammer vergessen —

„Mit ihren Wehr und Waffen,
So sollen die Soldaten schlafen —"

Von der Küche her schollen die kreischenden Laute Antjes. Hans Heinrich runzelte die Stirn.

„Kann man die Frau nicht fortbringen?"

Wer sollte sie fortbringen? Sie war doch seine Frau! Aber seit Tagen hatte sie das Sterbezimmer nicht betreten. Weil sie sich fürchtete? Weil sie fühlte, im Kreis der Fremden fühlte, wie fern ihr Mann ihr stand? Zu denen gehörte er, das empfand sie. Aber sie hatte ihn nie besessen. Ein Fremder starb, der zufällig ihr Mann war. Nun wurde sie Witwe. Was hatte sie vom Leben gehabt? Nichts, nichts! Es war kein Kind da, das ihr Trost sein konnte. Es war nichts da, was sie an ihre Jugend, an ihr Glück erinnerte. Ganz allein blieb sie zurück — und in dem wütenden Mitleid mit sich selbst schrie sie und weinte, daß die Leute am Falm still standen und die Nachbarn langsam sich um das Haus versammelten — jetzt wird die Baronin Witwe.

Jobst hörte das nicht mehr. Wußte nicht mehr, daß er auf der Felseninsel war — wußte nichts mehr von begrabenen Hoffnungen — von qualvoller Sehnsucht, von bitterer Reue — alles das war ausgelöscht.

> „Wie kommen die Soldaten in den Himmel,
> Kapitän und Leutenant —"

Wie ein Hauch glitten die silbernen Töne durch das Zimmer —

Und da richtete sich der Sterbende wie von einer unsichtbaren Macht gehoben auf; aufrecht saß er im Bett —

Der kleine Hauptmann sprang auf, stand wie vor der Front, bewegungslos, nur der Unterkiefer zitterte, stand da wie eine Schildwache, aber in seinen Augen brannte und zuckte es — und die Fäuste ballten sich —

„Auf einem weißen Schimmel", sagte Jobst mit lauter, klarer Stimme.

Und fiel zurück.

„Amen", sagte Hauptmann Rose.

Thora kniete vor dem Spinett, den Kopf auf den Tasten. Ihr Körper wurde geschüttelt von krampfhaftem Schluchzen. Hans Heinrich sah den bebenden Nacken, von dem der Spitzenkragen abgeglitten war. — Zwei haben Sie heute verloren, schöne Frau, dachte er. — Menschen sind feil auf Helgoland. Und seine Blicke waren hart.

Und dann trat er ans Bett und drückte dem Freund die Augen zu.

Hauptmann Rose aber lief fast aus dem Zimmer. Lief barhäuptig den Falm entlang bis zur Südspitze und dachte nur — jetzt ist er tot. Nun ist er erlöst. Amen. Aber was nun? —

> „Auf einem weißen Schimmel,
> So reiten die Soldaten in den Himmel"

tönte es in seinen Ohren. Ach, bis an sein Lebensende wird ihn dies Lied verfolgen.

Die ganze Insel trauerte. Niemand war, der den Baron nicht geschätzt hätte. Niemand, dem sein hartes Geschick nicht naheging. Jeder wußte etwas Freundliches von ihm zu sagen. Jeder erinnerte sich an dies oder jenes gütige Wort, an eine helfende Tat. Daß sie oft über ihn gelacht, daß sie ihn nie als ihresgleichen angesehen — was lag daran? Es kann nicht jeder Hollunner sein, und wo sollte es der arme Mensch denn gelernt haben? Aber er war doch ein braver Kerl gewesen und hatte es gut gemeint und war vielen ein Freund gewesen. Sie saßen zusammen im Pottchen und im Schutzengel, sie standen am Bollwerk und sahen über das erregte Meer — aber es war anders wie sonst. Mit gedämpften Stimmen sprachen sie. Wie er dem zum letztenmal die Hand gedrückt, und was er jenem gesagt, und wie er einem vom Krankenstuhl aus zugenickt, und wie er so große Sehnsucht nach dem Festland gehabt hatte. Einige saßen stumm da und blickten vor sich nieder, einige sprachen leise vom preußischen Hauptmann —

Ja, auch der tat ihnen leid. Und Carsten Röhrs, der Lehrer, sagte es.

„Er ist gewiß ein gefährlicher Mensch," sagte er, „denn er wollte die Kinder verführen, daß sie Preußen wurden. Und das hat ein Helgoländer nicht nötig. Aber er ist auch ein guter Mensch. Auf meinem Atlas liegt Preußen nicht, und Sir King sagt, das ist auch nicht nötig, aber Heiligland liegt drauf. Und seine Traurigkeit kam nur von Preußen und von Waterloo. Und das ist mit ihm ebenso wie mit uns, wenn wir weit vom Lunn sind. Wir müssen wieder zurück. Und wenn wir hungern sollen und elend sind, das Lunn gehört uns doch; auf dem Lunn wollen wir sterben. Wir sind krank vor Sehnsucht nach unserm Felsen. Und so geht das auch dem preußischen Hauptmann. Er ist krank für Preußen und hat sich da was in den Kopf gesetzt. Er will einen preußischen Kriegshafen aus Heiligland machen. Das kann aber nicht angehen. Denn erstens hat Preußen kein Schiff, und zweitens ist Sir King hier. Und der gibt das nicht zu. Und ich glaube, der Hauptmann will eine Verschwörung mit Andrésen Siemens machen. Der soll die Schiffe bauen für Preußen, und die Flagge soll ein schwarzes Kreuz sein auf weißem Grund."

Keinem kam es in den Sinn, drüber zu spotten. Still saßen sie im Pottchen, still lehnten sie am Bollwerk. Sie gingen, wenn die Fremden lärmend und lachend sich zu ihnen gesellten.

Ob der kleine Hauptmann sich wirklich mit Andrésen verschworen hatte?

Ganz früh war er auf die Werft gegangen. Einen Menschen wollte er haben, mit dem er über den Toten sprechen konnte, der dem Toten Freund gewesen. Nach durchwachter Nacht, an dem ruhigen, alten Feuerturm, war er ins Vorland gegangen, als die Sonne aufging. Der Morgenwind fuhr ihm über das feuchte Haar — er war ja noch barhäuptig; und salziger Wasserstaub klebte an seinem Schnurrbart. Er sah durchs Fenster —

Andrésen saß in dem steilen Stuhl mit der grünen Lehne und sah übers Meer.

Da trat der Hauptmann ein.

„Er ist tot", sagte er. Weiter nichts. Und erwartete keine Frage. Keine Antwort. Wunderte sich auch nicht, daß er Siemens so fand. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, zu fragen, ob er wohl die ganze Nacht so still da am Fenster gesessen — oder warum er da gesessen; er warf sich in einen der Stühle. Alles blieb still und schweigsam. Beide träumten von ihren Toten.

Draußend wälzten sich rauschend, heulend die Wogen — des Mönches warnende Stimme übertönte sie. Weit in der Ferne tummelten sich weiße Rosse mit flatternden Schaummähnen — hoben sich — senkten sich — glühendes Rot färbte sie, färbte ein wallendes Meer — und erlosch. Bleigrau dehnte sich der Himmel.

Als die Helgoländer ihre Boote auf Strand zogen, erhob sich Siemens, um Tee zu kochen. Und als ihm der Hauptmann später gegenübersaß, vergaß er plötzlich seinen Schmerz, starrte ihn aus trüben Augen an — wie sah denn der Mensch aus? Was hatte denn der Mensch?



Tief in den Höhlen lagen die dunklen Augen; zwei scharfe Linien schienen sich an den Mundwinkeln gebildet zu haben — und so merkwürdig leblos war er —

Langsam, langsam begriff er. Thora hatte Jobst gestern gesagt, daß sie ans Festland zurückwollte, daß sie mit Hans Heinrich zurückwollte —

Durch den Schmerz des andern kam er wieder zu sich. Erschüttert stand er auf, faßte Siemens bei den Schultern: „Mann — Mann — das mußte ja so kommen — Kopf hoch — Nehmen Sie's nicht so schwer, Siemens —" und heißer Zorn wallte in ihm auf gegen die Frau, die ein leichtfertiges Spiel mit diesem Menschen getrieben und, des Spiels überdrüssig, davonging, gleichgültig, ob ein Menschenleben darüber in Trümmer ging.

Siemens betrachtete ihn, als verstände er nicht. Er sollte es nicht schwer nehmen? Das sollte er nicht schwer nehmen? Er begriff das nicht. Er hatte ja gewußt, daß er ihr nicht genügen konnte. Er hatte ihr gesagt — spiele nicht mit mir. Ich bin so ein einfacher Mensch — und sie hatte ihn lachend und weinend geküßt. Er hatte ihr gesagt — meine Seele gebe ich dir — für immer. Und wenn du gingst, wäre ich ein seelenloser Mensch — und sie hatte gesagt — ich liebe dich. Man kann das doch nicht vergessen! Man kann doch ein Paradies nicht vergessen! Um einen Toten trauerte der Hauptmann. Wie konnte er nur so Merkwürdiges verlangen, wie konnte er verlangen, daß er um seine Tote nicht trauere? Aber er sprach nicht darüber. Nein — darüber konnte er kein Wort sprechen.

Der Hauptmann warf sich erschöpft auf Siemens' Bett. Schlafen wollte er — schlafen.

Andresen aber ging auf seinen Zimmerplatz.

Die Wogen liefen Sturm gegen den Felsen. Am Bollwerk standen die Hollunner und sahen schweigend auf das erregte Meer. Die Badegäste liefen lachend und schreiend umher — ihnen war es komisch, daß der Sturm sie gegen das Bollwerk drückte, und das Schauspiel der erregten See war ihnen etwas Neues. Neugierig fragten sie nach Baron Thielen, konnten sich kaum erinnern, jemals etwas vom schwarzen Herzog und der schwarzen Schar gehört zu haben, mit der der Tote auf die Insel gekommen, sie hörten auch von der schönen Baronin, und daß Andresen Siemens ihr Freund war — ach, was hörten sie alles! Niemals konnte man Geheimnisse auf der Insel bewahren! Die ganz Neugierigen gingen zur Werft, wollten sich mal den interessanten Friesen ansehen, der einer Baronin Thielen gefährlich geworden —

Aber niemand hatte gewagt, mit dem Mann ein leichtes Gespräch anzuknüpfen, der, in seine Arbeit vertieft, die Welt vergessen haben mußte. Er sägte und feilte und wußte nichts von den Fremden vor dem niedrigen Zaun. Er hörte nicht ihren Gruß und sah nicht auf.

Auch der Gouverneur war am Bollwerk, nachdem er im Sterbehaus einen Besuch abgestattet, ging mit Hans Heinrich und freute sich, wie gut der Preuße Englisch sprach. Von Wellington unterhielten sie sich, von dem Wert der englischen Freundschaft, von Englands Seemacht und diesem merkwürdigen Felsenbrocken, der dem stürmenden Meer standhielt.

„I don't care."

„England sollte ihn an Deutschland abtreten!"

Sir King sah ihn verwundert an.

„Es könnte doch sein, daß wir die Küste wieder blockieren. Dann gebrauchen wir ihn doch!"

Lützow sagte nichts darauf. Seine Blicke waren von der Gewalt des Schauspiels vor ihm gefesselt. Es blies stark aus Südwesten, und die grünen, schaumbedeckten Wogen wälzten sich wie ungeheure Schlangenleiber auf den Felsen zu.

Wie gebannt starrte Lützow in den wilden Kampf —

„Is 'nt it splendid?" fragte Sir King. Er sah in den Hafen — zwei Schniggen und das neue Rettungsboot wurden wild umhergeworfen.

Da hatte Sir Henry eine gute Idee. Und schritt auch gleich zur Ausführung; die lang geplante Probefahrt mit dem Rettungsboot konnte heute stattfinden. Das war eine Unterhaltung für die Badegäste, und die Hollunner sollten Ursache haben, sich für Großbritanniens Geschenk zu bedanken.

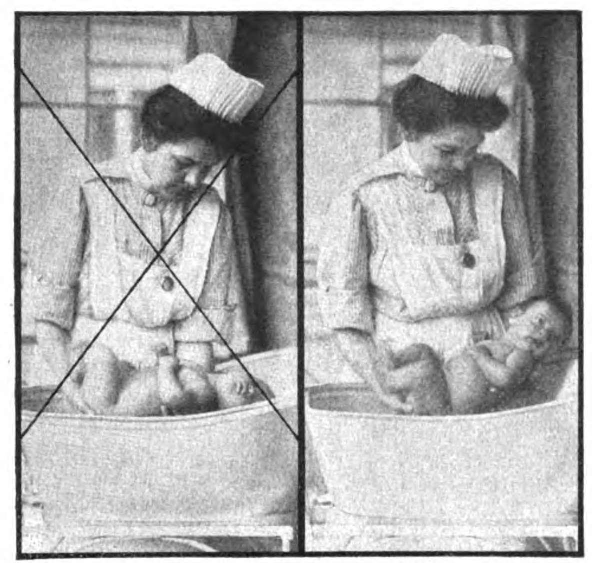
(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang durch die populäre Abteilung der Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Von Dr. Paul Meißner. — Hierzu 12 Spezialaufnahmen für die „Woche".

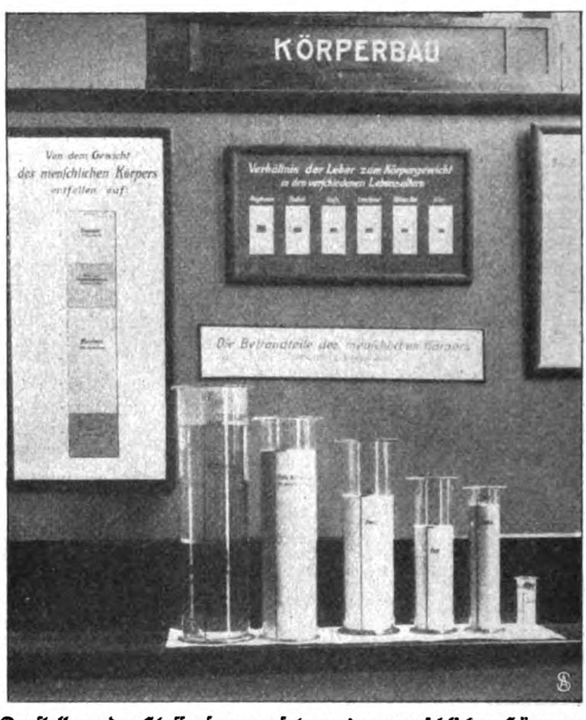
Die Kenntnis vom Bau des menschlichen Körpers, seinen Organen und ihren Funktionen ist heute noch in der Bevölkerung so wenig verbreitet, daß man selbst in gebildeten Kreisen in dieser Hinsicht die merkwürdigsten Ueberraschungen erlebt. Wie der Blutkreislauf zustande kommt, in welcher Weise wir die Nahrungsmittel verarbeiten, wo die Organe im Körper liegen, ja selbst die einfachen Fragen, was Muskeln, was Sehnen, was Nerven sind, darüber herrschen im allgemeinen ganz unklare Begriffe, ganz abenteuerliche Vorstellungen. Woher kommt das? Haben die Menschen an diesen Dingen etwa kein Interesse? Im Gegenteil, jeder Mensch interessiert sich für seinen Körper, dessen Bau, für dessen Organe und ihre Funktionen. Das ist ja auch nur natürlich. Unser Körper ist sozusagen die Maschine, mit der wir arbeiten, mit deren Hilfe wir unseren Lebensweg zurücklegen, durch die wir uns des Lebens reale und ideelle Güter erobern. Da kann es nicht wundernehmen, wenn wir diese Maschine auch in allen ihren Teilen kennen lernen möchten, denn nur

Demonstrationstafel: Die Gewichtsverteilung der Organe des menschlichen Körpers.

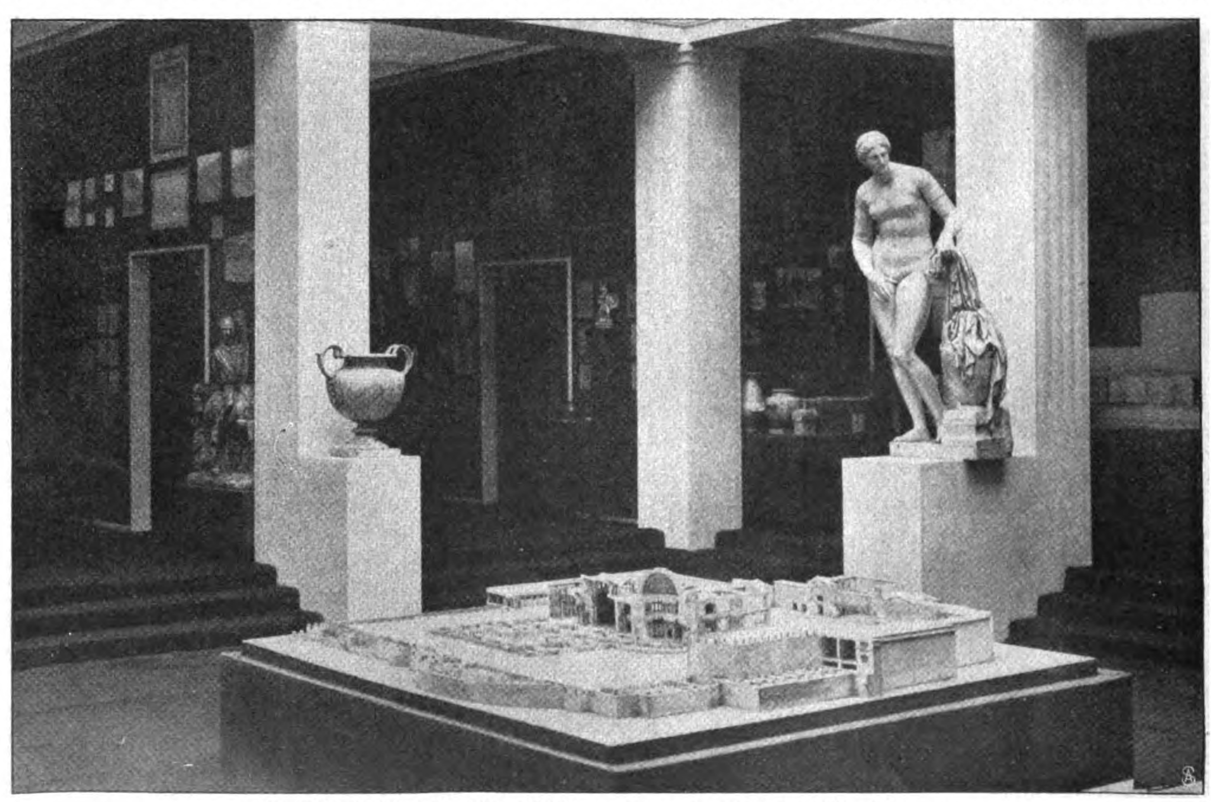


Falsche Richtige
Haltung des Säuglings beim Baden.
Zwei lehrreiche Tafeln aus der Kinderpflege.

dann werden wir ihre Leistungen aufs höchste steigern können und alles vermeiden lernen, was der Maschine schaden kann. Es liegt also in der Kenntnis vom menschlichen Körper und von seinen Lebensfunktionen die Grundlage für jede Gesundheitspflege, sei es, daß sie nur den einzelnen Menschen, sei es, daß sie eine Menschengemeinschaft betreffen soll. Es ist falsch, anzunehmen, daß es genüge, wenn die Aerzte den menschlichen Körper von Grund aus kennen, denn ihre Anordnungen und Vorschriften müssen bei völliger Unkenntnis des Laienpublikums auf den Widerstand stoßen, den Nichtverstehen stets zu erzeugen pflegt. Wenn ich nicht einsehe, warum diese oder jene gesundheitliche Vorschrift mir gegeben wird, werde ich mich



Darstellung der Stoffzusammensetzung des menschlichen Körpers.



Ein Blick in die historische Abteilung: Vorn ein Modell antiker Thermen.

auch schwer entschließen, sie zu befolgen; weiß ich aber, warum man sie mir gab, dann werde ich mit Freude danach handeln. Schon lange hat man erkannt, daß eine erfolgreiche Volksgesundheitspflege nur möglich ist, wenn im Volk rationelle Vorstellungen und Kenntnisse über den menschlichen Körper und seine Lebensfunktionen und -bedingungen verbreitet werden; ebenso lange aber weiß man, wie unendlich schwierig diese Aufgabe ist, wie leicht der erhoffte Zweck verfehlt wird und nur irrige Vorstellungen zustande kommen. Vor einem Jahrzehnt etwa führte die objektive Kritik der bisher üblichen Lehrmethoden Geheimrat Lingner in Dresden dazu, einen neuen Weg einzuschlagen, um das von allen Sachverständigen ersehnte Ziel zu erreichen. Emsige Arbeit und unermüdliches opferreiches Streben haben nun in der populären Abteilung der Internationalen Hygiene-Ausstellung ihren manifesten Ausdruck gefunden, und deshalb wächst diese Weltausstellung für Gesundheitspflege weit über den Rahmen anderer derartiger Veranstaltungen hinaus. Sie ist der materialisierte Beginn einer Bewe-



Augenfällige Darstellung dessen, was ein Erwachsener im Jahre verzehrt.

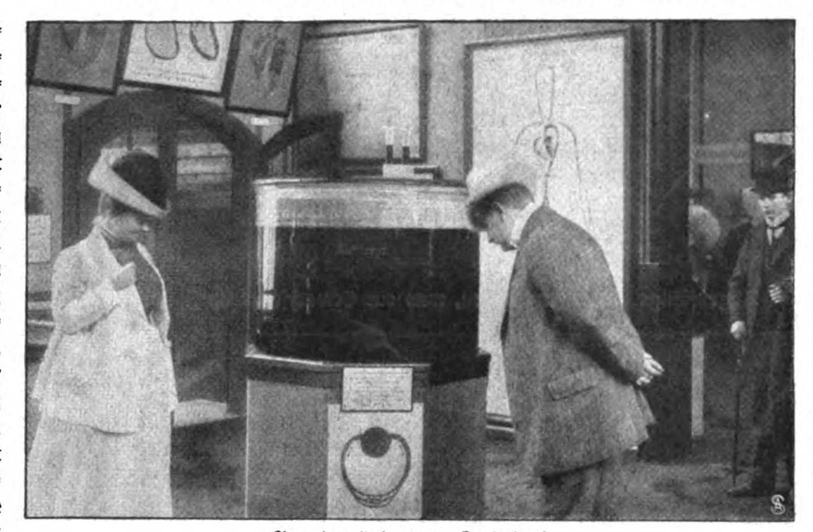


Ein Blick in die Nahrungsmittelabteilung: Roggen, Weizen, Mais und ihr Nährstoffgehalt.

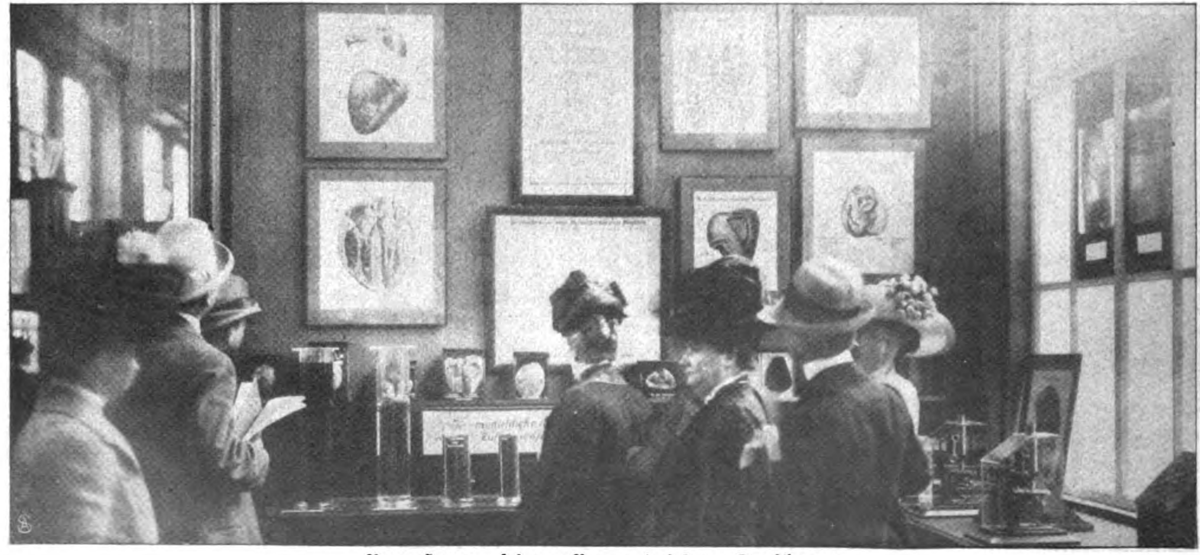


Der Saal mit den bildlichen und plastischen Darstellungen des Nervensystems.

gung, die die Hebung der Volksgesundheit durch Ausbreitung rationeller Kenntnisse zum Ziel hat. Wie ist man nun hier vorgegangen? Es ist nicht möglich, im engen Rahmen dieser Darstellung alle die Grundsätze zu erwähnen, die Lingner für die Ausführung der gigantischen Arbeit aufgestellt hatte; es mag genügen, auf einige hinzuweisen. Als wichtiger Grundsatz galt, dem Besucher die Hochachtuug und Ehrfurcht einzuflößen, die alle Werke der Natur beanspruchen müssen. Aus diesem Grund ist bei der Auswahl der Demonstrationsobjekte und bei ihrer qualitativen Präparation dem ästhetischen Gefühl des Beschauers im weitesten Maß Rechnung getragen worden. Alles Abschreckende, Ekelerregende ist vermieden, ohne daß

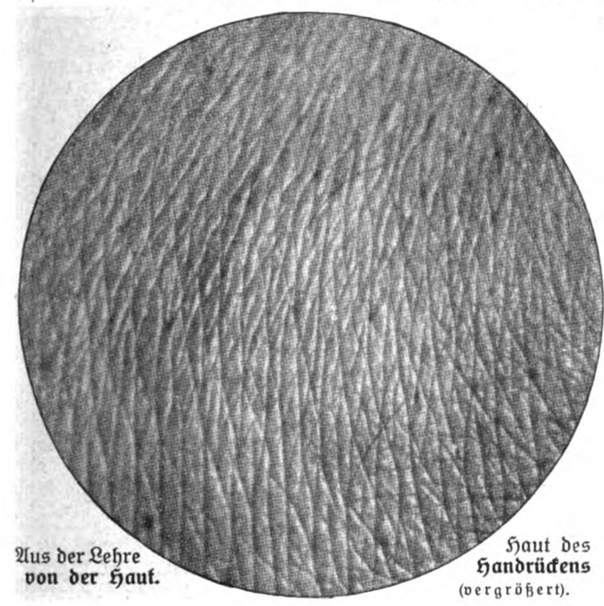


Aus der Lehre vom Kreislauf:
Die Blutmenge, die ein Herz als Pumpe in 30 Minuten befördern kann.



Vom Herzen, seinem Bau und seinen Funktionen.

dadurch irgendwelche Lücken entstanden wären. Des weiteren wurde nach dem Prinzip verfahren, dem lernbegierigen Laien die einfachsten Verhältnisse beim niederen Tier vorzuführen und ihn langsam erkennen zu lassen, wie in fortschreitender, immer höherer Entwicklung die Natur endlich zum höchstentwickelten Lebewesen, dem Menschen, gelangt. Um das Hirn des Beschauers nicht durch allzu zahlreiche, auf einmal hereinbrechende Eindrücke zu verwirren, sind die Organe in getrennten Abteilungen behandelt, so daß der Besucher



Aus der Lehre von der Haut. Haut des Handrückens (vergrößert).

sich selbst aus den einzelnen, nunmehr fest haftenden Bildern und Vorstellungen das Gesamtbild seines Körpers aufzubauen vermag. In geschicktester Weise ist einer Ermüdung beim Besuch der populären Abteilung vorgebeugt, indem die Objekte derart wechseln, daß auf ernste, vielleicht gelegentlich nüchterne Darstellungen anregende, erfreuliche, ja amüsante Bilder folgen. Das



Eine lehrreiche Photographie: Wie man den Puls fühlen soll.

schwierige Verständnis von Zahlen und statistischen Angaben ist erleichtert durch Heranziehung von alltäglichen, jedem geläufigen Begriffen. Kein Besucher wird die vielen Milchkannen vergessen, die andeuten, wieviel Milch oder gleichartigen Nährstoff ein erwachsener Mensch das Jahr über verbraucht (Abb. S. 1105). Eine Zahl wäre bald vergessen und hätte keinen Eindruck hinterlassen, die Milchkannen vergißt niemand. Wer konnte einer Mutter augenfälliger zeigen, wie man einen Säugling beim Baden halten soll, als dadurch, daß man die richtige Haltung dicht neben die falsche hängt und die letztere ostentativ durchstreicht (Abb. S. 1104). Eine durchstrichene Photographie ist etwas Augenfälliges, man vergißt sie nicht.

So ist diese populäre Abteilung ein meisterhaftes Beispiel, wie man den Laien über seinen Körper aufklären soll, ein plastisches Lehrbuch von größter Wirkung. Allein diese Abteilung läßt es berechtigt erscheinen, die Hygieneausstellung zu besuchen, deren übrige Abteilungen von der historischen bis sportlichen mustergültige Veranstaltungen sind, wie sie in dieser Reichhaltigkeit und Vollendung wohl noch niemals vereinigt waren.

Bilder aus aller Welt.

Im Anschluß an die Internationale Hygiene-Ausstellung finden in Dresden viele Kongresse statt. So versammelten sich dort kürzlich die Mitglieder des Zentralvereins Deutscher Zahnärzte. Die Tagung war glänzend besucht, und eine Anzahl überaus wertvoller Vorträge aus dem



Phot. Herzfeld.

Tagung des Zentralvereins Deutscher Zahnärzte
auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.



Generalmajor z. D. v. Schachtmeyer vollendet sein 85. Lebensjahr.

Gebiet der Zahnheilkunde ist als ihr dauernder geistiger Gewinn zu bezeichnen.

Am 5. Juli vollendet Generalmajor z. D. von Schacht-





Der Zuschauerraum mit den gedeckten Tischen.

Das neu eröffnete Neuyorker Kabarett „Folies Bergère".

meyer in Charlottenburg sein 85. Lebensjahr. Dieser verdiente Offizier ist einer der wenigen Lebenden, die noch im Besitze der Feldzugsmedaille von 1849 sind. Auch die Feldzüge von 1866 und 1870/71 hat er mitgemacht. Zuletzt war er Kommandeur des jetzigen Infanterieregiments Graf Schwerin. Im Jahr 1886 wurde Schachtmeyer als Generalmajor zur Disposition gestellt.

Neuyork hat ein neues weltstädtisches Vergnügungslokal erhalten. Die „Folies Bergère" sind ein kleines, elegantes Theater, das sich besonders durch die geschmackvolle und praktische Einrichtung und durch die märchenhaft hohen Preise seines Restaurants auszeichnet. Die Gäste sitzen an Tischen, unter deren Glasplatte mit Spitzen verzierte Tischtücher liegen. Man ruft den Kellner mittels einer roten Scheibe, die sich auf einen Druck erhebt. Man bekommt für viel Geld vortreffliche Speisen und Getränke und sieht sich nebenher eine Theater- oder Kabarettvorstellung an. Das neue Etablissement ist vielleicht in seiner Art das vornehmste und eleganteste der Welt.

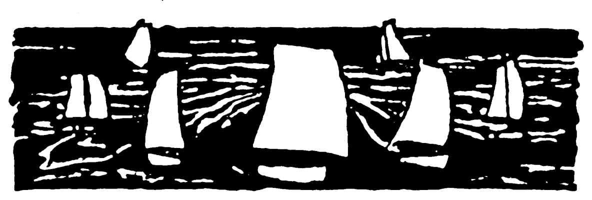
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 27. Berlin, den 8. Juli 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 27.



Die sieben Tage der Woche.

29. Juni.

In Straßburg wird der Elsaß-Lothringische Nationalbund gegründet, der eine vollständige Autonomie der Reichslande anstrebt.

Das deutsche Kronprinzenpaar tritt an Bord des Panzerkreuzers „von der Tann" von Portsmouth aus die Rückfahrt nach Deutschland an.

In Marseille kommt es zwischen der Polizei und streikenden Caféhauskellnern zu ernsten Zusammenstößen.

Die Albanier richten ein Memorandum an die Auslandsstaaten, in dem sie für ihr Land völlige Autonomie verlangen.

Die Kieler Woche schließt mit einer Binnenwettfahrt des Kaiserlichen Jachtklubs.

30. Juni.

Der Rumplerpilot Helmuth Hirth fliegt von München nach Berlin und gewinnt durch diese hervorragende Flugleistung den Kathreinerpreis (Abb. S. 1121).

Die Deutsche Rosen-Ausstellung in Britz bei Berlin wird durch Ministerialdirektor Thiel feierlich eröffnet (Abb. S. 1124).

100 000 Londoner Schulkinder feiern als Gäste des Königspaares ein Fest im Londoner Kristallpalast (Abb. S. 1118).

Der niederrheinisch-westfälische Bezirk des Hansabundes löst sich von der Berliner Zentralleitung los und bildet eine eigene Organisation.

Das Reichsgericht verurteilt den französischen Hauptmann Lux wegen versuchter Spionage zu sechs Monaten Festungshaft.

Das serbische Kabinett Paschitsch gibt seine Entlassung.

Die ausständischen englischen Seeleute verüben schwere Ausschreitungen und Brandstiftungen.

Die französische Kammer erteilt dem Kabinett Caillaux ein Vertrauensvotum.

Aus Japan kommt die Meldung von verheerenden Ueberschwemmungen.

1. Juli.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin kehren von ihrer Englandreise nach Potsdam zurück.

Die Kaiserliche Regierung entsendet S. M. S. „Panther" zum Schutze der deutschen Interessen nach dem Hafen von Agadir in Südmarokko (Abb. S. 1121).

Infolge des Seemannsstreiks stockt die Lebensmittelzufuhr in einigen englischen Städten. Wegen des Steigens der Lebensmittelpreise müssen Sammlungen für die Armen veranstaltet werden.

2. Juli.

In München stirbt der bedeutende Dirigent und Komponist Felix Mottl, der Direktor der Münchner Hofoper (Port. S. 1122).

Die zur Schwerindustrie gehörigen wirtschaftlichen Vereine des Saarreviers treten aus dem Hansabund aus.

San Franzisko wird durch ein heftiges Erdbeben beunruhigt.

Von den Sundainseln wird über Zusammenstöße zwischen portugiesischen und holländischen Truppen berichtet.

3. Juli.

Der englische Seemannsstreik endet mit dem vollen Erfolg der Streikenden.

In Berlin finden große Protestversammlungen gegen die Absetzung des Pfarrers Jatho (Abb. S. 1122) statt.

Elf Teilnehmer am europäischen Rundflug überfliegen von Calais aus den Kanal.

Das Reichsgericht hebt das Urteil des Greifswalder Landgerichts gegen den Rittergutsbesitzer Becker auf und verweist diesen aufsehenerregenden politischen Prozeß an das Landgericht Stettin zurück.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung genehmigt den Vertrag mit der Großen Berliner Straßenbahn.

Aus England kommt die Nachricht, daß die englische Regierung gegenüber dem deutschen Vorgehen in Marokko eine abwartende Haltung befolgen will.

In Homburg v. d. H. findet die Abnahme der Wagen zur diesjährigen Prinz-Heinrich-Fahrt statt.

4. Juli.

Das englische Unterhaus nimmt die Seeprisenbill an.

5. Juli.

Der Kaiser tritt an Bord der Jacht „Hohenzollern" von Kiel aus seine Nordlandreise an.

Es wird bekannt, daß sich Oesterreich-Ungarn, Italien und Rußland in der albanischen Frage geeinigt haben.

Die künstliche Züchtung von Körpergewebe und das Krebsproblem.

Von Professor Anton Sticker, Berlin.

Das Ueberleben der vom Körper getrennten Gewebe ist ein seit langem bekanntes und viel studiertes Phänomen. Früher glaubte man, daß bei der in der Chirurgie nicht selten angewandten Ueberpflanzung eines Gewebes, z. B. der Haut, von einer Stelle des Körpers auf eine andere oder von einem Individuum auf ein anderes nicht viel Zeit verfliegen dürfe, da sonst die Stücke absterben würden. Seitdem ist es aber oft gelungen, Hautlappen in trockenem und feuchtem Zustand viele Tage bis zu drei Wochen aufzuheben, um sie mit Erfolg wieder zum Anheilen zu bringen; auch Knochengewebe, ja 14 Tage lang aufbewahrte Rattenschwänze konnten mit Erfolg wieder zum Anheilen gebracht werden.

Wesentlich verschieden von den Bestrebungen, das Gewebe außerhalb des Körpers lebend zu erhalten,

sind die Versuche, das lebende Gewebe außerhalb des Körpers zum Wachstum zu bringen. Leo Loeb in Philadelphia war wohl der Erste, dem es im Jahr 1897 glückte, Gewebsteile von Meerschweinchenembryonen auf Agar und Serum zum Weiterwachstum und unter dem Mikroskop zur Beobachtung zu bringen.

Zehn Jahre später zeigte dann Harrison an einer schönen Reihe von Versuchen, die im anatomischen Laboratorium der John-Hopkins Universität angestellt wurden, daß es möglich ist, Nervengewebe, die von Froschembryonen losgelöst worden, in einem Tropfen koagulierter Lymphe zur Weiterentwicklung zu bringen.

Mit Hilfe der Methode Harrisons brachte sodann Burrow Gewebsteile von jungen, noch nicht aus dem Ei geschlüpften Hühnern in Kulturgläsern zum Weiterwachstum.

Im Jahr 1910 übertrug Carrel diese Methode auf die Gewebe ausgewachsener Säugetiere.

Was Robert Koch mit seinen Züchtungen bezüglich der Kleinlebewesen gelungen, indem er feste Nährböden, z. B. Gelatine, verwandte, war somit auch für das Gewebe der niederen und hochentwickelten Tiere verwirklicht worden. Als Nährboden wird Blutplasma genommen, d. h. Blutflüssigkeit, aus der die Blutzellen durch Zentrifugieren entfernt, Serum und koagulierbare Eiweißstoffe zurückbehalten sind.

Die Technik besteht darin, daß sehr kleine Bruchstücke von Körpergewebe, die teils von erwachsenen, teils von nicht ausgetragenen Hunden, Katzen, Meerschweinchen, Ratten, Hühnern unter allen Vorsichtsmaßregeln der Antiseptik entnommen worden, in etwas Blutplasma hineingebracht und in einer gläsernen Kammer bei Körpertemperatur Stunden und Tage belassen werden.

Mit Hilfe dieser Methode gelang es Carrel und seinem Mitarbeiter Burrow, zu beobachten, daß Gewebsstückchen allmählich in zusammenhängenden Schichten, in Fäden oder in Ketten in die Umgebung hineinwachsen. Mikroskopische Untersuchungen der Präparate ergaben, daß dieses Wachstum der Gewebe durch Teilung und Vermehrung der Gewebszellen zustande kommt. So sprossen von einem Knorpelstückchen die Knorpelzellen und von einem Milzstückchen die Milzzellen radienartig und von einem Stückchen Schilddrüsengewebe die Drüsenzellen in zusammenhängenden Lagern in das umgebende Blutplasma.

Weitere Versuche zeigten, daß das Leben der Gewebe außerhalb des Körpers, das 5 bis 20 Tage betrug, verlängert werden konnte, wenn eine Uebertragung auf neue Nährböden geschah. So konnten zweite und dritte Generationen von Schilddrüsen- und Milzzellen gezüchtet werden.

Ueberraschender noch gestaltete sich der folgende Versuch. Ein kleines Hautstückchen wurde aus dem Körper herausgeschnitten und in dessen Mitte eine Schnittwunde angebracht. Nun sah man deutlich, wie die so entstandene Gewebslücke sich allmählich mit neuem Gewebe ausfüllte, die Wunde also vernarbte.

Inwieweit der Zusatz von Wasser, Kochsalz und andern Stoffen das Wachstum der neuen Gewebe fördere oder hemme, wurde mit Hilfe der gleichen Methode erforscht.

Werfen diese Beobachtungen ein neues Licht auf die Lehre des Wachstums normalen Körpergewebes und der Wundheilung, so eröffnen die weiteren Versuche mit Geschwulstgewebe ungeahnte Ausblicke auf das schwierigste und dunkelste Gebiet der Pathologie.

Es wurden Stückchen Krebsgewebe gleicherweise wie normales Körpergewebe in Kulturgläser gebracht, und man konnte eine ganz enorme Masse neuen Geschwulstgewebes beobachten, die auf dem künstlichen Nährboden innerhalb 24 Stunden hinzugewachsen war.

Durch Veränderungen des Blutplasmas konnte bei Geschwulstgewebe das Wachstum noch mehr beschleunigt oder aber in viel stärkerem Maß gehemmt werden als beim normalen Gewebe.

Handelt es sich, wie ausgeführt, vorläufig noch um Experimente, so liegt die praktische Nutzanwendung dieser Versuche auf der Hand, weil nunmehr die Möglichkeit geboten ist, außerhalb des Körpers nicht nur die Wirkungsweise von Mitteln zur Wundheilung zu beobachten, sondern vor allem auch die Naturgeschichte der bösartigen Geschwülste zu studieren. Trotz der intensiven Arbeit, die die Krebsforschung in den letzten Jahren geleistet, befindet sich diese meiner Ueberzeugung nach auf einem Standpunkt, der mit dem zu vergleichen wäre, den die Chemie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung einnahm.

Damals begnügte man sich mit der Lehre, daß die Metalle zusammengesetzt seien aus Quecksilber und Schwefel, damals begann man das Suchen nach dem Stein der Weisen, einer Substanz, die unedle Metalle in Gold verwandeln, ja die alle Krankheiten heilen sollte.

In der Geschwulstlehre fußt man immer noch auf einer durch Thiersch und Waldeyer begründeten Lehre, daß die Geschwülste vom Epithelgewebe und Bindegewebe ihren Ursprung nehmen, und je nach dem Vorherrschen der einen oder andern Gewebsart spricht man von Karzinomen oder Sarkomen. In der Verallgemeinerung dieser Lehre liegt der große Irrtum der Zeit.

Hoffentlich eröffnen sich der Geschwulstlehre bald die Zeiten eines Lavoisier, Priestley und Scheele, die uns die wahre Natur der Metalle und ihrer Verbindungen gelehrt haben.

Das Suchen nach dem Stein der Weisen wird dann ebenso schnell in der Krebsforschung verschwinden. Dies nahm seinen offiziellen Anfang im Jahr 1901, als König Eduard VII. von England in seiner Ansprache an die Delegierten des Tuberkulosekongresses die Worte gebrauchte: „Es gibt noch eine andere schreckliche Krankheit, die bisher der medizinischen Wissenschaft der ganzen Welt rätselhaft war, nämlich Krebs. Gott gebe, daß man in Kürze Heilung dafür finde, und ich bin der Ansicht, daß dem, der ein Mittel für diese Krankheit findet, ein Denkmal in allen Hauptstädten der Welt errichtet wird."

Diese dem Mund eines Königs wohl anstehenden Worte sind seitdem von Gelehrten und Ungelehrten oft mißbraucht worden.

Für den Krebs gibt es kein Universalmittel, weil es viele Krebskrankheiten gibt.

Wenn diese Erkenntnis erst Gemeingut der Wissenschaft geworden, wird die richtige Bekämpfung des Krebses beginnen können.

Die Versuche Carrels und seiner Mitarbeiter haben die wissenschaftliche Grundlage für eine bessere Geschwulstforschung geschaffen.





Ein Manövertag. Heiß brennt die Nachmittagssonne nieder, und müde, apathisch, in eine Staubwolke gehüllt, zieht die Marschkolonne die Landstraße entlang. Da setzt die Militärmusik ein — und die Truppe ist wie verwandelt: die Mannschaften fassen wieder Tritt, die schlaffen Muskeln werden straff, die Augen wieder hell, und festen Schrittes marschieren die Reihen dem ersehnten Quartier entgegen. Oder ein anderes Bild, eine Straße der Großstadt. Die Menschen hasten aneinander vorüber, jeder mit sich beschäftigt, des andern nicht achtend. Plötzlich hört man einen lustigen Marsch, die Hauptwache zieht auf, und unter den Klängen der Musik bekommt die Straße ein völlig verändertes Aussehen, die Fußgänger heben den Kopf, richten unwillkürlich den Körper gerade und beginnen, vom Marschrhythmus erfaßt, im Takt zu marschieren, andere schließen sich dem Zug der Soldaten an, und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit scheint die vorher so indifferente Menge erfaßt zu haben.

Wer solche und ähnliche Szenen, etwa an den Tagen der großen Parade, beobachtet hat, der kann nicht im Zweifel darüber sein, ein wie ungemein wichtiger Faktor für das Soldatenleben der Militärmarsch ist. Er bildet ein Mittel der Erziehung zu Gleichmaß und Ordnung der Bewegung, er wirkt wie ein Zaubertrank, der Ermüdung, Kleinmut, Mißstimmung bannt, der Tatkraft und Mut weckt, und er schlingt ein Band der Einigung um Militär und Zivil.

Nun besitzen wir einen großen Stamm vortrefflicher Militärmärsche, von denen freilich nur ein verhältnismäßig geringer Teil fortwährend in Gebrauch ist, während die weitaus größere Anzahl außer Betrieb bleibt: sie sind „überspielt" und wirken nicht mehr mit der ursprünglichen Frische. Es werden zwar jährlich neue Märsche hinzukomponiert, aber die Zahl der wirklich guten ist nicht allzu groß, und genaue Kenner der Verhältnisse fürchten ein Erstarren der Masse, wenn ihr nicht genügend Blut aus unserer Zeit und überhaupt neue Säfte zugeführt werden. Dies veranlaßt uns, einen

Wettbewerb für Militär-Märsche

im Klaviersatz zu erlassen. Die Form sei die übliche: Hauptsatz, Trio, Wiederholung des Hauptsatzes mit kurzem, kräftigem Schluß. An Mustern ist kein Mangel, besonders sei auf die älteren preußischen Militärmärsche hingewiesen, unter denen wahrhaft klassische Beispiele der Marschmusik sich finden. Aber das Beispiel soll keine Schablone sein, was nicht stark genug betont werden kann. Die Schläuche mögen aus dem 18. Jahrhundert stammen, aber der Wein, der hineingefüllt wird, muß im 20. Jahrhundert gewachsen und gekeltert sein.



Für die Armee sind notwendig: Präsentiermärsche; Märsche im Zeitmaß ♩ = 80 oder ¢ 𝅗𝅥 = 80; ferner Märsche im Zeitmaß ♩ = 120 und endlich Märsche im Zeitmaß 𝅗𝅥 = 114.

Das Preisrichteramt haben in liebenswürdiger Weise übernommen die Herren:

Generalmajor von Chelius, diensttuender General à la suite Sr. Majestät des Kaisers und Königs,
Professor Theodor Grawert, I. Armeemusikinspizient,
Oskar Hackenberger, II. Armeemusikinspizient,
Professor Dr. Karl Krebs, II. ständiger Sekretär der Kgl. Akademie der Künste,
R. Przywarski, Kgl. Obermusikmeister.

Für die drei besten Arbeiten setzen wir folgende Preise aus:

Erster Preis	**3000** Mark
Zweiter Preis	**2000** Mark
Dritter Preis	**1000** Mark

Wir behalten uns vor, weitere von den Preisrichtern ausgewählte Beiträge gegen ein Honorar von je 300 Mark zu erwerben. Schlußtermin für die Einsendung von Beiträgen ist der 1. Oktober 1911. Durch die Einsendung von Beiträgen erkennen die Teilnehmer am Wettbewerb die unten abgedruckten Bedingungen als für sie verbindlich an.

Bedingungen des Wettbewerbs.

1. Die Teilnahme am Wettbewerb steht jedermann frei. Die Einsendung mehrerer Beiträge durch dieselbe Person ist gestattet, doch muß jeder Beitrag mit besonderem Merkwort versehen sein (siehe 2). Die Beiträge müssen Originalarbeiten und dürfen noch nirgends veröffentlicht sein. Nur Kompositionen im Klaviersatz werden zugelassen.
2. Die Beiträge dürfen nur mit einem Merkwort (Motto), keinesfalls aber mit dem Namen des Verfassers unterzeichnet werden. Beizulegen ist ein verschlossener Umschlag, der das gleiche Merkwort als Aufschrift trägt und einen Zettel mit dem Namen und der genauen Adresse des Einsenders enthält.
3. Beiträge sind zu adressieren an die Redaktion der „Woche", Berlin SW. 68, und mit der Aufschrift zu versehen: „Wettbewerb für Militärmärsche". Beiträge werden nur bis zum 1. Oktober 1911 angenommen und später eingehende Beiträge nicht berücksichtigt.
4. Die Sichtung der Beiträge erfolgt durch einen von der Redaktion der „Woche" gebildeten Prüfungsausschuß, der darüber zu entscheiden hat, welche Beiträge den Preisrichtern vorzulegen sind.
5. Die Preisrichter treffen danach die letzte Auswahl und bezeichnen auch diejenigen Beiträge, welche dem Verlag zur Erwerbung vorgeschlagen werden sollen.
6. Durch Zahlung der Preise bzw. Honorare erwirbt der Verlag August Scherl G. m. b. H. alle Urheber- und Verlagsrechte an den Beiträgen auf unbeschränkte Zeit und in unbeschränkter Form, also auch das Recht der Einzelausgabe bzw. der gemeinsamen Ausgabe mit anderen Kompositionen, ferner das Recht der Bearbeitung sowie der Einrichtung für einzelne Instrumente oder Stimmen. Das Recht der öffentlichen Aufführung bleibt den Komponisten vorbehalten, ebenso das Recht der Vervielfältigung durch Uebertragung auf Instrumente, die zur mechanischen Wiedergabe von Musikstücken dienen.
7. Die verschlossenen Umschläge werden erst geöffnet, nachdem die Preisrichter über die Annahme der Beiträge und die Preisverteilung endgültig entschieden haben. Erst nach Veröffentlichung der preisgekrönten Komponisten werden diejenigen nicht verwendeten Beiträge zurückgeschickt, denen das Porto für die Rücksendung beigefügt war. Eine vorherige Rücksendung einzelner Beiträge findet auf keinen Fall statt.

Berlin, im Juli 1911.

August Scherl
G. m. b. H.

Vom Chansonnier zum Minister.

Von Dr. Johannes Schürmann.

Als vor etwa 20 Jahren ein lustig und unheilig Völkchen von Künstlern und Studenten in der Kneipe zum „Schwarzen Kater" oben auf dem Montmartre der zehnten Muse eine neue und bald weltberühmte Kultusstätte weihte, da unterschieden feinere Ohren bald in dem nicht immer wohllautenden Chor der neuen Sänger eine Stimme von eigenem, gutem Klang: sie gehörte Maurice Boukay an, einem jungen burgundischen Studenten, der sich aber schon auf gelehrtem Gebiet, als Historiker und Literaturkundiger, die ersten Sporen verdient und sogar einen Preis für — militärische Uebungen errungen hatte. Lavisse und Rambaud, die beiden Geschichtsschreiber, und Léon Bourgeois, der um diese Zeit das Unterrichtsministerium mit dem der Justiz vertauschte, protegierten den vielseitigen und viel versprechenden, aber jeden Augenblick umsattelnden Musenjünger. Paul Verlaine befürwortete mit warmer Anerkennung dessen erstes Bändchen sentimentaler und kecker Liebeslieder. Verlaine freilich war selbst bei aller Berühmtheit und gelegentlichen Frömmigkeit zeitlebens Bohémien geblieben; zwei Jahre später aber schrieb der ernste Dichterphilosoph Sully Prud'homme das Vorwort für Boukays „Nouvelles Chansons" und bescheinigte darin dem Verfasser nach einem heftigen Ausfall auf die „stumpfsinnige und zotige Tingeltangelsingerei", daß er dieser dekadenten Kunst einen neuen, gesunden Geist eingeflößt und dabei „mit köstlicher Harmonie so viel wahre Poesie zu vereinigen gewußt habe, wie dieses Genre überhaupt gestattet".

Man schließe daraus nur um Gottes willen nicht, daß Maurice Boukay in seinen Liedern ein prüder Tugendbold wäre. Nein, er pflegt den derben Ulk, z. B. in der prächtigen Romanze vom Pennäler, der sich in den wächsernen Perückenkopf beim Friseur ver-

liebt und diesen so heiß umarmt, daß er schmilzt und die Glasaugen zu Boden fallen; er singt graziöse, meist auch französisch-frivole Liebesliedchen, die im Nu in den Liederschatz der Nation übergegangen sind, er widmet endlich einen ganzen Band der heftigen und vor keiner Drastik zurückschreckenden sozialen Dichtung, die heute in Frankreich so zahlreiche Jünger zählt. Aber fast über allem, was er geschaffen hat, liegt der Duft und Hauch echten Empfindens und künstlerischen Gestaltens. Am besten lasse ich Maurice Boukay sich selbst mit einigen seiner Chansons vorstellen, wie ich sie vor Jahren auf dem gleichen Montmartre, wo sie entstanden waren, nachzudichten versuchte. Man vergesse nur beim Lesen nicht, daß diese Lieder gesungen werden wollen; die Weisen sind teils vom Dichter selbst, teils von seinen montmartrischen Freunden komponiert.

Ganz still und schlicht.

Ganz still und schlicht, wie man die Rose
Sich pflückt vom Strauch am Wegesrand,
So pflücktest du, Gedankenlose,
Mein Herz ab, das erwartend stand.
Es grüßte dich mit leisem Neigen,
Du nahmst es mit und fragtest nicht;
So nimm's! Ich geb es dir zu eigen
Ganz still und schlicht.

An deiner Brust hast du getragen
Die Rose meines Herzens dann;
Da hörte heimlich sie die Klagen
Der Sehnsucht deines Herzens an;
Und hielt mit süßem Duft umschlungen
Dein liebes Herz und fragte nicht
Und hat dein Leid in Schlaf gesungen
Ganz still und schlicht.

In deines Busens Heiligtume,
Dicht an dein reines Herz geschmiegt,
Erblühte da aufs neu die Blume,
Vom Atmen deiner Brust gewiegt;
In heißem Wünschen und Verlangen
Wuchs sie empor und fragte nicht
Und küßte Lippen dir und Wangen
Ganz still und schlicht.

Von deinem Odem süß umfächelt,
Küßt sie und blüht tagaus, tagein;
Dein Mund ist rosenrot und lächelt;
Der Himmel selbst hat ros'gen Schein.
So laß mein Herz dich selig küssen!
Es ruht in dir und fraget nicht
Und wird wohl so einst sterben müssen
Ganz still und schlicht. —

Schmetterling.

Dein Haar, das lang herunterhing,
War golden, weich und schwer wie Seide;
Wie ging da selig auf die Weide
Mein Kuß, der leichte Schmetterling,
Im Haar, das lang herunterhing!
So flieg doch, fliege, fliege, fliege!
Flieg fort, du bunter Schmetterling!

Dein böses Händchen aber fing
Den Falter und riß aus die Schwinge
Dem armen eingefangenen Dinge,
Dem schönen, bunten Schmetterling,
Den sich dein böses Händchen fing.
So flieg doch, fliege, fliege, fliege!
Flieg fort, du bunter Schmetterling!

Weil zärtlich er im Haar dir hing,
Stach deine Nadel dem Geschöpfchen,
Dem flügellosen, durch das Köpfchen!
So starb mein Kuß, der Schmetterling,
Der zärtlich dir im Haare hing.
So flieg doch, fliege, fliege, fliege!
Flieg fort, du bunter Schmetterling!

Der kleine Bäckerjunge.

Es war ein armer, kleiner Schlucker;
Ein Lehrling; Dreierbrötchen buk er.
Er knetete und war vom Staube
Des Mehls so weiß wie eine Taube.
Tagsüber schafft er ohne Ruh,
Und fielen ihm die Augen zu,
Mußt er sich auf den Mehlsack strecken:
Der Meister liefert keine Decken.
Er war ein armer, kleiner Schlucker;
Ein Lehrling; Dreierbrötchen buk er.

Einst, spät am Winterabend, war
Der Königskuchen endlich gar.
Der Meister rief: „Jetzt mußt du traben,
Warm wollen ihn die Reichen haben!
Zum Essen hast du morgen Zeit,
Heut iß und trink den Schnee, der schneit!
Vielleicht schenkt einer oder eine
'nen Sechser dir; drum streck die Beine!"
Er war ein armer, kleiner Schlucker;
Ein Lehrling; Dreierbrötchen buk er.

Er lief und jagte wie gehetzt,
Vor Hunger taumelt er zuletzt;
Da kauert, ganz erstarrt die Glieder,
Er sich in einem Gäßchen nieder.
Wie schön der Kuchen roch! — Doch nein —
Da rief was: „Nur kein Spitzbub sein!" —
So ist der Kuchen ganz geblieben.
Die Flocken stieben, stieben, stieben.
Er war ein armer, kleiner Schlucker:
Ein Lehrling; Dreierbrötchen buk er.

Er rafft sich wieder in die Höh,
War schon ganz eingehüllt in Schnee;
Vor Kälte zitterten die Lippen;
Der Frost drang scharf in seine Rippen;
Sein Fuß hat jeden Halt verlorn;
Er weinte: seine Tränen frorn;
Er fühlte seine Knie schwanken;
Dann fiel er hin. — Die Flocken sanken.
Er war ein armer, kleiner Schlucker;
Ein Lehrling; Dreierbrötchen buk er.

Er schlief und hielt den Kuchen fest
An seine kalte Brust gepreßt.
Er sah in langem Schleppgewande
Drei Kön'ge aus dem Morgenlande;
Das Christkind und die Engelein,
Die luden ihn zur Mahlzeit ein:
Schneeweiß das Schloß, in dem sie saßen,
Von Schnee die Speisen, die sie aßen.
Er war ein armer, kleiner Schlucker;
Ein Lehrling, Dreierbrötchen buk er.

Sobald das Morgengraun begann,
Kam schon der Lumpensammler an.
Der sah im Schnee ein Läppchen liegen;
Er bückte sich und wollt es kriegen,
Als etwas an das Ohr ihm drang,
Das wie ein Kinderseufzer klang.
Zugleich sah er beim Niederneigen
Was weiß wie Mehl gen Himmel steigen:
Die Seele war's vom armen Schlucker.
Nie wieder Dreierbrötchen buk er. —

Maurice Boukay, der ehemalige Montmartresänger, trägt heute wieder den Namen, der ihm wirklich zukommt: Charles Maurice Couyba, und er sitzt als Handelsminister im neuen Kabinett Caillaux. Eine merkwürdige Laufbahn hat der heute erst Fünfundvierzigjährige bereits hinter sich: Professor, Generalrat, Deputierter, Senator ist er in schneller Aufeinanderfolge geworden, und seine Visitenkarte weist außerdem noch den Titel auf „Vorsitzender des Verbandes der Schriftsteller, Komponisten und Musikverleger". Schon sind ein paar seiner ehemaligen Kumpane vom „Chat-Noir" in den Hafen der Akademie eingelaufen, und auch den Weg wird die neugebackene Exzellenz wohl bald finden.



Und das ist eigentlich das Interessanteste an diesem Minister, der als ehemaliger Kabarettsänger diese Vergangenheit keineswegs verleugnet, sondern bis in die letzten Jahre hinein ein Bändchen Chansons nach dem andern herausgegeben hat. Chansonnier gewesen zu sein oder noch zu sein, das gibt auch in Frankreich noch keine Anwartschaft auf ein Portefeuille, aber ebensowenig bildet es ein Hindernis. Denn der Fall Couyba steht nicht vereinzelt da. Sein jetziger Kollege Dujardin-Beaumetz ist Maler, der ehemalige Marineminister Pelletan trat ebenfalls als junger Mann zuerst mit Chansons in die Oeffentlichkeit, und selbst Clemenceau, selbst „Väterchen“ Combes, selbst der grämliche Brisson haben literarische Leistungen auf dem Gewissen, die mehr dem Montmartre als dem Parnaß angehören. Gehen wir weiter zurück, so begegnen wir Antonin Proust, dem Minister der schönen Künste, einem ehemaligen „Rapin“ (Farbenreiber), der das Portefeuille seinem ehemaligen Kneipgenossen in der „Toten Ratte“, dem allgewaltigen Gambetta, verdankte.

Und bei uns? Würde ein Kabarettsänger oder Brettldichter wohl irgendwelche Aussichten auf einen Ministerposten haben? Niemand wird die Frage bejahen. Es ist wahr: wir haben einmal einen sehr ernsten und gestrengen preußischen Kultusminister gehabt, Herrn von Mühler, der uns eins der besten Trinklieder im ganzen Kommersbuch geschenkt hat: „Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus ...“ Es steht zu vermuten, daß dieses Lied alle ministeriellen Leistungen seines Verfassers jahrhundertelang überdauern wird, aber er selbst hat seine Autorschaft später als eine namenlose Blamage, als einen wahren Pfahl im Fleisch empfunden. So denkt Herr Couyba sicher nicht. Er bekennt sich freudig zu seinen kecken, unverblümten Liedern. Er hat ja nebenbei auch sonst schon ganz Ansehnliches geleistet. Ueberhaupt ist Frankreich im ganzen nicht schlecht mit den Ministern gefahren, die es sich aus den Kreisen geholt hatte, die bei uns kaum für ministrabel gelten würden. Wie wäre es, wenn wir auch einmal einen Versuch machten?

Bahnhofsfreuden.

Von Kurt Aram.

Schiller hat gewiß so unrecht nicht, wenn er einmal meint, unser Gefühl für Natur gleiche der Empfindung des Kranken für die Gesundheit. Je weniger gesund sich jemand fühlt, um so größer wird seine Sehnsucht nach Gesundheit, und sie ist erst dann das höchste Gut, wenn man sie verloren hat. Je tiefer wir in der Kultur stecken, um so heftiger wird die Sehnsucht nach der Natur. Die Kranken sind die größten Gesundheitsfanatiker und die Großstädter die heißesten Naturschwärmer. Als die Kultur des Intellekts ihren Gipfel erreicht hatte, kam Rousseau, und jede Kultur hegt und pflegt heimlich in ihrem Herzen den Kultus der Natur. Auch unsere Zeit empfindet ähnlich, und die Natur soll uns in jedem Jahr wenigstens für einige Wochen von der Kultur heilen. Diese Kur nimmt dann ihren Anfang auf dem Bahnhof.

Sprechen wir zunächst vom Großstädter. Fast das ganze Jahr über bedeutet ihm der Bahnhof nichts weiter als ein notwendiger und lästiger Durchgangspunkt auf seinem weiten Weg zur Arbeit. Was ist zum Beispiel dem Berliner der Bahnhof Friedrichstraße im gewöhnlichen Leben? Gar nichts. Er achtet so wenig auf ihn wie auf die Straßen und ihre Menschen, die er nun einmal täglich so und so oft passieren muß. Und achtet er doch einmal auf ihn, so tut er es nur, um sich über den gräßlichen Lärm und die schlechte Luft aufzuregen.

Ganz anders wird das, sowie die Ferien näherkommen. Die Luft ist nicht besser geworden derweil, das Gedränge nicht geringer. Aber diese Luft, die mit Kohlendunst durchsetzt ist, erinnert jetzt daran, daß man ohne diese Kohle nicht so leicht und schnell aus der Stadt herauskäme, und der Kohlendunst wird fast sympathisch. Auf das Gedränge aber blickt man mit dem heiteren Bewußtsein, ihm bald entronnen zu sein. So stellen sich die ersten Bahnhofsfreuden ein.

Muß man als Berliner das Jahr über einmal zum Stettiner Bahnhof, so bekommt man einen Wutanfall, weil er so umständlich zu erreichen ist. Kommen die Ferien, wie liebt man diesen Bahnhof, die Vorhalle der Ostsee. Und wie freundlich liegt plötzlich der sonst doch reichlich düstere Lehrter Bahnhof da. So freundlich wie ein Sonnentag an der Nordsee. Um den Anhalter Bahnhof gehen die Leute herum wie um eine Frau, der man den Hof macht. Die Namen all der Bahnhöfe haben nun einen so innigen, trauten Klang, und man kann überall Leute treffen, die schauen mit wahrhaft verliebten Blicken nach den Bahnhofsuhren, trotzdem sie so nüchtern, gewissenhaft und korrekt aussehen wie immer. Wenn die Fernzüge fast geräuschlos in die Stadtbahnhallen gleiten, als wüßten sie, daß ringsum lauter Menschen hasten, die fast krank sind vor Sehnsucht nach der Natur, auf die man Rücksicht nehmen muß, wie spitzen sie da die Ohren, die sonst dies Gleiten überhören! ... Bahnhofsfreuden!

In der kleineren Stadt ist das Verhältnis zum Bahnhof etwas anders, schon am Alltag inniger als in der Großstadt. Wer je in einer solchen Stadt gelebt hat, der weiß, wieviel ihr der Bahnhof auch für den Alltag bedeutet. Der schönste Weg führt gewöhnlich zu ihm. Hier promeniert man mit Vorliebe. Die schöne Promenade rechtfertigt an sich schon einen Gang zum Bahnhof, den man gern so einrichtet, daß man gerade zum Schnellzug zurechtkommt. Er fährt ein, Passagiere steigen aus oder schauen zum Fenster heraus, es geht immer etwas vor, es ist stets eine angenehme Abwechslung. Wo sollte der Jüngling dem Mädchen, das er verehrt, „zufällig“ begegnen, wenn es keine Bahnhofspromenade gäbe? Wo sollten Sekundaner ohne Herzklopfen ihr Glas Bier trinken, wenn der Bahnhof nicht wäre mit seiner Restauration? Wohin käme es mit den kleineren Universitäten ohne Bahnhof, wo die Füchse gekeilt werden? So spielt der Bahnhof in der kleineren Stadt das ganze Jahr über seine wichtige Rolle, und die freundlichen Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, lassen sich gar nicht zählen. Aber wenn die Ferien kommen, steigern sich die Bahnhofsfreuden. Man reist ja auch hier zur Ferienzeit,

und wenn auch vielleicht weniger, um mit der Natur allein zu sein, so doch, um einmal wieder mit andern Menschen und andern Interessen zusammenzukommen.

Ist man ein wenig in der Welt herumgefahren und gedenkt einmal der vielen Bahnhöfe, die man schon im Leben passiert hat, so muß man sagen, unsere deutschen Bahnhöfe verderben dem Reisenden, alles in allem genommen, noch am seltensten die Bahnhofsfreude, diese Wurzel aller Reisefreude. Zwar sind sie nicht immer sehr heiter und lustig anzusehen, aber sie haben dafür auch gar nichts Marktschreierisches und Zudringliches, was wir am wenigsten auf dem Bahnhof finden wollen, weil wir davon im alltäglichen Leben mehr als genug haben. Ich gedenke so manches ausländischen Bahnhofs mit verführerischer, verlockender Fassade, aber danach kam leider nicht viel Gutes mehr. Unsere Bahnhöfe sind imposant, wie der zu Frankfurt am Main und München, oder lieb und traulich, wie alle die vielen Bahnhöfe kleinerer Städte, um die jetzt der Holunder blüht, oder sie sind einfach verkehrstüchtig und zuverlässig wie die meisten norddeutschen Großstadtbahnhöfe, sie tun ihre Pflicht. Ihr Verkehr erledigt sich so pünktlich wie die Abfahrt der Züge. Wer etwa am Mailänder Bahnhof das Warten lernen mußte oder am Bahnhof zu Moskau die ungewohnte Kunst, das allgemeine Jucken ohne Zucken mit Langmut zu ertragen, wer einmal in das wilde Durcheinander am Bahnhof zu Marseille geriet oder sich in Ventimiglia eine Nacht um die Ohren schlagen mußte, weil die französischen Züge keine Rücksicht nehmen auf ihre italienischen Kollegen, der weiß die heimischen Bahnhöfe zu schätzen. Wenn sie auch selten blenden, so enttäuschen sie dafür auch nicht. Man kann sich ihnen getrost anvertrauen wie einem zuverlässigen Freund. Da gibt es keine unkontrollierbaren Zwischenfälle. Vor einem deutschen Bahnhof macht selbst das Schicksal halt. Du und dein Koffer und dein Schicksal fügen sich willig der Königlich Preußischen Eisenbahnverkehrsordnung und ihren Ausführungsbestimmungen, und sie fahren alle drei nicht schlecht dabei.

Bedeutet dem Großstädter fast das ganze Jahr über der Bahnhof nicht viel mehr als ein lästiger Durchgangspunkt auf seinem Weg zur Arbeit, so wird er mit dem Beginn der Ferien der Ausgangs- und Anfangspunkt aller Freuden, die die Natur ihm nun bringen soll, und das eben nenne ich Bahnhofsfreude. Sie ist zuweilen sogar die einzig reine und ungetrübte Freude, die uns die Ferien bringen. Regnet es, wenn wir zum Bahnhof fahren, so betrübt das nicht allzu sehr, denn dann regnet es doch gewiß nicht dort, wohin wir reisen wollen. Scheint die Sonne, um so besser. Dann wird es doch gewiß auch dort schönes Wetter sein, wohin wir uns sehnen. An keinem Tag im Jahr ist der Mensch optimistischer gestimmt als an dem Tag, da es zum Bahnhof geht. Auch malt die Phantasie die Wochen der Erholung jetzt noch in den herrlichsten Farben, die meist durch keine Ortskenntnis getrübt werden. Oder kennt man den Ort schon, wohin man fahren will, so hat ein Jahr der Arbeit dafür gesorgt, daß wir längst vergessen haben, was uns im vorigen Jahr daran mißfiel. Wenn wir in die Ferien zum Bahnhof fahren, könnte Napoleon nicht nur von seinen Franzosen, sondern auch von den Deutschen sagen: Phantasie regiert die Welt!

Die deutschen Eisenbahnverwaltungen haben sich nun offenbar das Wort Senekas zur Richtschnur genommen: Res severa est verum gaudium, wahre Freude ist eine ernste Sache, und so sind sie darauf bedacht, dem Ferienreisenden seine Bahnhofsfreude möglichst wenig zu stören, wenn es auch nicht immer gelingt. Gewiß, unsere Freude wird oft genug getrübt durch das Gedränge an den Schaltern, durch die Aussicht auf überfüllte „Abteile", und wenn man erst wehrlos dabeistehen und schweigend mit zusehen muß, wie mit dem neuen Koffer umgegangen wird, als handle es sich um einen alten Sack! Aber der wahrhaft Weise denkt schnell an analoge Erfahrungen, die er im Ausland gemacht hat, und sein Gemüt klärt sich sofort wieder auf. Was sind deutsche Fäuste gegen russische, wenn sie einen Koffer zwischen die Finger bekommen! Was bedeutet ein überfülltes Coupé zwischen Berlin und Hamburg neben dem gleichen Zustand zwischen Verona und Mailand! Seien wir ärgerlich, beschweren wir uns, aber lassen wir uns die gute Laune nicht ernsthaft trüben, denn in Deutschland treffen wir doch überall auf die gute Absicht, uns am Bahnhof nicht über Gebühr zu ärgern, die wir in andern Ländern häufig vermissen müssen. Die wahre Freude ist eine ernste Sache, die man eines geschundenen Koffers wegen oder um ein überfülltes Coupé nicht so ohne weiteres preisgibt, ist man reiseerfahren.

Ein deutscher Bahnhof gleicht auch zu Ferienanfang kaum jemals einem Biwak in Feindesland. Die Züge gehen eben pünktlich ab, und niemand muß seinen Aufenthalt auf dem Bahnhof wesentlich länger ausdehnen, als er will und sich vorher festgesetzt hat. Es ist klar, daß dies für die rechte Bahnhofsfreude sehr wichtig ist, denn keine Freude verträgt es, allzu sehr in die Länge gezogen zu werden. Es ist sehr angenehm, den Bahnhof mit all seinem Treiben zehn Minuten lang auf sich wirken zu lassen. Die Geruchsnerven freuen sich der besonderen Atmosphäre, die sie hier umgibt. Den Sehnerven gibt es ein angenehmes, buntes Bild, was ringsum sich vollzieht, und das Herz freut sich dessen, was noch alles kommen mag. Aber die Stimmung schlägt um, wenn der Zug, den man benutzen will, mit fünf Minuten Verspätung in die Halle fährt; und der ganze schöne Bahnhof wird zu einem Ort der Qual, wenn die Verspätung einen größeren Umfang annimmt. Wir Deutsche sind in dieser Hinsicht verwöhnter als manche andere europäische Nation.

Damit hängt nun wohl eine Eigentümlichkeit mancher deutschen Bahnhöfe zusammen, die sie nicht immer zu ihrem Vorteil von andern unterscheidet. Ich denke an die Mahlzeiten, die am Bahnhof eingenommen werden.

Wenn der Wiener besonders gut essen wollte, ging er früher zum Südbahnhof. Ob es heute noch so ist, weiß ich nicht. Kam man als Reichsdeutscher dorthin, so wunderte man sich nicht wenig über die vielen Passagiere, die hier in aller Gemütsruhe ihre Mahlzeit einnahmen. Man dachte wohl auch, wieviel kultivierter sich dies Bild ruhigen Genießens ausnimmt als das Bild wilden Hastens, das sich zuweilen auf deutschen Bahnhöfen bietet. Bis man dann dahinter kam, daß das Gros dieser Menschen gar nicht zur Südbahn ging, um zu verreisen, sondern um zu essen.

Man denkt an die Bahnhöfe Süditaliens und Südfrankreichs, wo meist nur Obst, kaltes Fleisch und kalte Fische gereicht werden. Man erinnert sich schwedischer Bahnhöfe mit ihren berühmten Schüsseln und russischer Bahnhöfe mit ihrer reichlichen Sakuska, die sich dem Auge so wohlgefällig präsentiert, mag der Bahnhof

sonst auch recht armselig sein und irgendwo ganz weltverloren in der Donebene auf der langen Route nach dem Kaukasus liegen.

Gewiß bedeutet in Südrußland so ein Bahnhof meist die einzige Kulturoase in einer oft recht traurigen Wüste, und schon deshalb lassen sich unsere Verhältnisse nicht damit vergleichen. Auch spielt bei uns die Bahnhofsmahlzeit schon deshalb keine so wichtige Rolle wie anderwärts, weil wir eben auf dem Bahnhof nicht so viel schöne Zeit wartend verbringen müssen, bis unser Zug abgeht. Auch kenne ich eine ganze Anzahl deutscher Bahnhöfe, deren Restaurants ihrer vorzüglichen Küche wegen berühmt sind.

Aber selbst wenn die Ferien zu Ende sind und es nun wieder nach Hause geht, kann man sich noch eine letzte Bahnhofsfreude verschaffen, wenn man nur will und ein wenig Energie besitzt. Im allgemeinen ist man recht wehmütig gestimmt, Abschiedstimmung von Natur und Freiheit. Eine schmerzlich elegische Stimmung beherrscht die meisten, über die sie nur schwer hinwegkommen, wenn sie erst wieder in dem Zug sitzen, der sie mit unfehlbarer Sicherheit und unermüdlich dem Alltag in die Arme führt. Das ist der Augenblick, wo man sich mit Hilfe der Kultur über den Schmerz hinweghelfen muß. Man halte sich jetzt das Wort aus Goethes Werther vor: „So sehnt sich der unruhige Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterland und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreis seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.“ Immer wieder halte man sich den Satz vor, bis man von seiner Richtigkeit überführt ist. Kehrt man dann zu dem Bahnhof zurück, von dem man vor Wochen auszog, so freut man sich seines Anblicks. War er damals der Ausgangspunkt aller Ferienfreuden, so ist er in diesem Augenblick der Eingang zu jenen Freuden, von denen Werther so überzeugend redet, und die am Bahnhof jedenfalls noch nicht durch bittere Erfahrungen getrübt werden.

Unsere Bilder

Die Londoner Festtage (Abb. S. 1117 bis 1119) haben nun ihr Ende erreicht. Den Abschluß bildete ein großes Kinderfest im Kristallpalast, an dem 100 000 arme Schulkinder als Gäste des Königs teilnahmen. Nun beginnt in London eben wieder der Alltag. Auch die hohen Krönungsgäste sind abgereist. Unser Kronprinzenpaar hat in England schöne Tage verlebt. Schöne Tage waren es auch für die in London lebenden Deutschen. Deren Haupt Botschafter Graf Wolff-Metternich hatte zu Ehren des Kaisersohnes und seiner Gemahlin ein großes Festmahl veranstaltet, an dem die Honorationen der deutschen Kolonie teilnahmen. Natürlich wurde der Kronprinz auch von den Engländern sehr gefeiert, so von den Offizieren seines 11. Husarenregiments in Shorncliffe, dem er eines Tags seinen Besuch abstattete.

Die Kieler Woche (Abb. S. 1120) ist diesmal womöglich noch glänzender verlaufen als sonst. Besonders der Kaiser hat allen Grund, zufrieden zu sein. Seine Segeljacht „Meteor“ hat mehrmals schöne Siege davongetragen, den schönsten bei dem Wettsegeln des Norddeutschen Regattavereins.

S. M. S. „Panther“ (Abb. S. 1121), das deutsche Kanonenboot, das sich auf Befehl der Reichsregierung in den südmarokkanischen Hafen Agadir begeben hat, um dort die deutschen Interessen zu schützen, ist ein kleines Schiff von etwa 1000 Tonnen Deplacement. Es ist mit zwei 10,5-Zentimeter-Geschützen und acht Maschinengeschützen bewaffnet und legt in der Stunde 14,4 Knoten zurück. Der „Panther“ hat schon einmal vor Haiti die Ehre der deutschen Flagge energisch gewahrt.

Das neue französische Kabinett (Abb. S. 1122) enthält sechs Minister, nämlich den Ministerpräsidenten Caillaux, den Justizminister Cruppi, den Marineminister Delcassé, den Kriegsminister Messimy, den Unterrichtsminister Steeg und den Ackerbauminister Pams, die schon dem vorhergehenden Kabinett angehört haben. Von den sechs neuen Ministern war Klotz einst Finanzminister im Kabinett Briand, die andern sind angesehene Abgeordnete der republikanischen Linken.

Felix Mottl † (Abb. S. 1122) Bald nach Gustav Mahler ist wieder ein deutscher Dirigent von Weltruf verschieden. Felix Mottl ist nur 55 Jahre alt geworden. Er war ein geborener Wiener, wirkte aber seit 35 Jahren in Deutschland. Die Münchner Hofoper hat er seit dem Jahr 1908 geleitet.

Die Absetzung Jathos (Abb. S. 1122), des liberalen Pastors der Kölner Gemeinde, hat das größte Aufsehen erregt. Der am Rhein ungemein populäre Prediger ist bekanntlich vom Spruchkollegium des Evangelischen Oberkirchenrats wegen Unvereinbarkeit seiner Lehren mit den Grundsätzen der Preußischen Landeskirche seines Amtes entsetzt worden. Die Erregung, die dieses Urteil gezeitigt hat, trat in großen Protestversammlungen in Köln und Berlin zutage.

Helmut Hirth (Abb. S. 1121), der vortreffliche Etrich-Rumpler-Pilot, hat neuerdings wieder einen großen Erfolg erzielt. Mit dem Fabrikanten Dierlam als Passagier flog Hirth von München nach Nürnberg, übernachtete dort und gelangte am nächsten Tag über Leipzig nach Berlin. Der Kathreinerpreis von 50 000 Mark belohnte diese aviatische Großtat ersten Ranges.

Reinhardt als Operettenregisseur (Abb. S. 1123). Die erste künstlerische Tat der diesjährigen Reinhardt-Saison im Münchner Künstlertheater war die Inszenierung der „Schönen Helena“. Der geniale Berliner Regisseur hat Offenbachs übermütige Operette im Stil der antiken Satirspiele aufgeführt, und auch Ernst Sterns Ausstattung bewegt sich in diesen Bahnen.

Die Rosenausstellung in Britz bei Berlin (Abb. S. 1124). Am letzten Tag des Rosenmonats wurde in Britz eine Rosenausstellung eröffnet, wie man sie in Deutschland selten gesehen hat. Der Rosarium-Ausschuß Berlin-Britz, der Verein deutscher Rosenzüchter und der Britzer Gärtnerverein hatten diese großartige Schau veranstaltet. In dem großen Saal konnte man allein 60 000 Schnittrosen aller Arten bewundern. Aus allen Teilen des Reichs und aus den Nachbarländern kam das Schönste, was die moderne Gärtnerkunst hervorbringt: Rosen, Rosen, herrliche, duftende Rosen.

Personalien (Abb. S. 1124). Bad Nauheim beherbergt in diesem Sommer einen berühmten Gast, den greisen Expräsidenten von Mexiko. General Porfirio Diaz erholt sich in dem deutschen Kurort von seinem körperlichen Leiden, bevor er sich in Spanien einen Alterssitz wählt. Unser Bild zeigt den großen Verbannten, umgeben von den Seinen, auf der Terrasse des Parkhotels. — Amanda Lindner, die berühmte Tragödin, hat vor kurzem vom Berliner Königlichen Schauspielhaus und von der Bühnenlaufbahn Abschied genommen, um Herrn Dr. med. August König die Hand zu reichen. Die Künstlerin ist vom Kaiser zum Ehrenmitglied des Schauspielhauses ernannt worden.

Die Toten der Woche

Geh. Hofrat Ludwig Keller, ehem. Präsident der bayrischen Kammer, † in Ansbach am 1. Juli im Alter von 74 Jahren.

Staatsrat Dimitrije Marinkowitsch, ehem. Senatspräsident und Minister, † in Belgrad am 30. Juni im Alter von 76 Jahren.

Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. Alfred Mitscherlich, bekannter Chirurg, † in Berlin am 3. Juli im 80. Lebensjahr.

Hofoperndirektor Felix Mottl, † in München am 2. Juli im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 1122).



Bilder vom Tage

Phot. Hoppé.

Graf Paul Wolff-Metternich, Kaiserlich Deutscher Botschafter,
der zu Ehren des Kronprinzenpaares während der Londoner Krönungstage ein Fest gab.

Phot. Sport & General.

Das englische Königspaar (×) beim Kinder-Galatag vor dem Kristallpalast in London.

Von den Krönungstagen in London



Phot. Campbell-Gray.

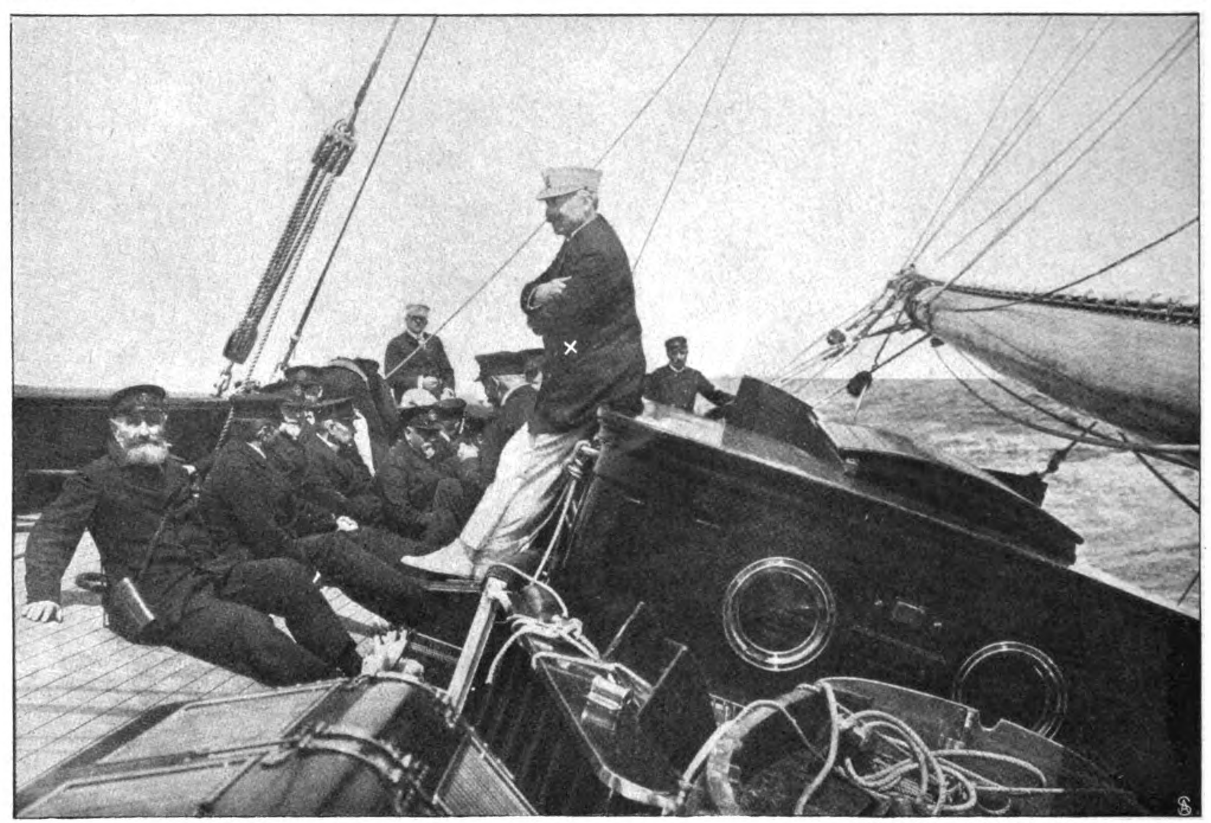
Der Prinz von Wales und seine Schwester Prinzessin Mary in ihren Krönungsgewändern.



Phot. London News Agency.

Der deutsche Kronprinz in der Uniform seines englischen Husarenregiments in Shorncliffe.

Von den Krönungstagen in London.



Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".

Der Kaiser (×) und sein Gefolge an Bord des „Meteor" während der Regatta.



Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern".

Die Jachten „Hamburg" (links), „Nordstern" und „Germania" während der Regatta, vom „Meteor" aus gesehen.

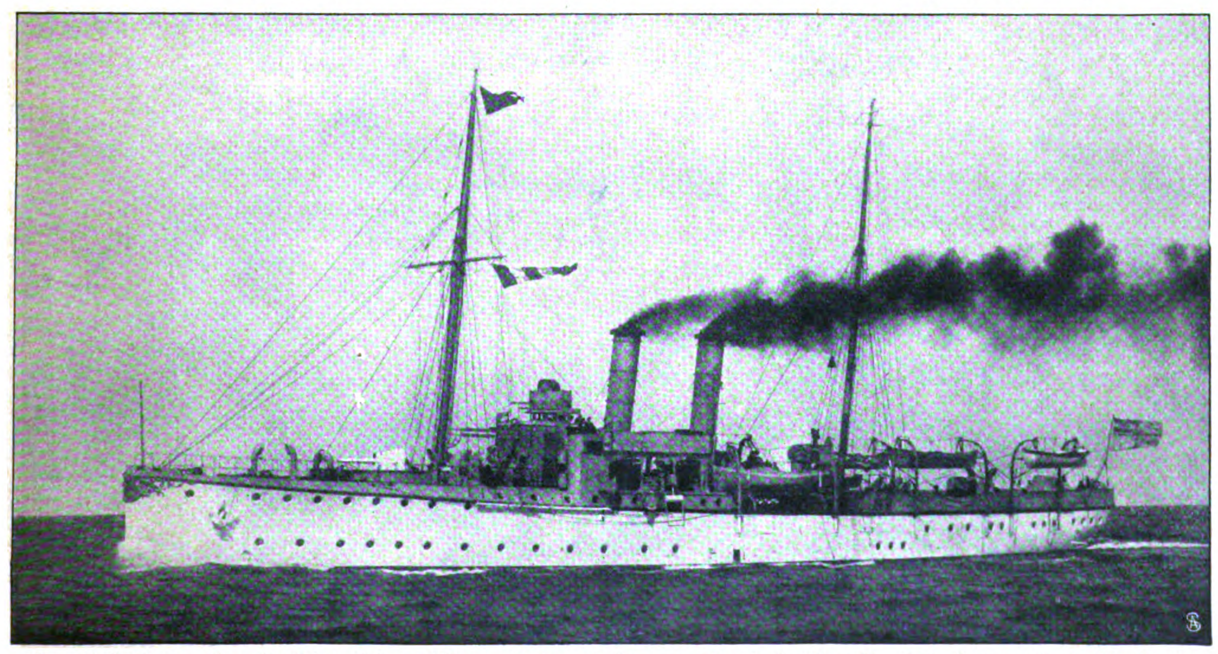
Von der Kieler Woche 1911.





Phot. Fr. Fischer.

Im Aeroplan von München nach Berlin in 5 Stunden 41 Minuten.
Der Aviatiker Hirth (×) und sein Passagier Dierlam bei ihrer Ankunft auf dem Flugplatz Johannisthal.



Zur Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes nach dem Hafen von Agadir in Marokko: Das Kanonenboot „Panther".





Pfarrer Jatho und Gattin.
Zur Amtsentsetzung des Kölner Pfarrers durch den Evang. Oberkirchenrat.

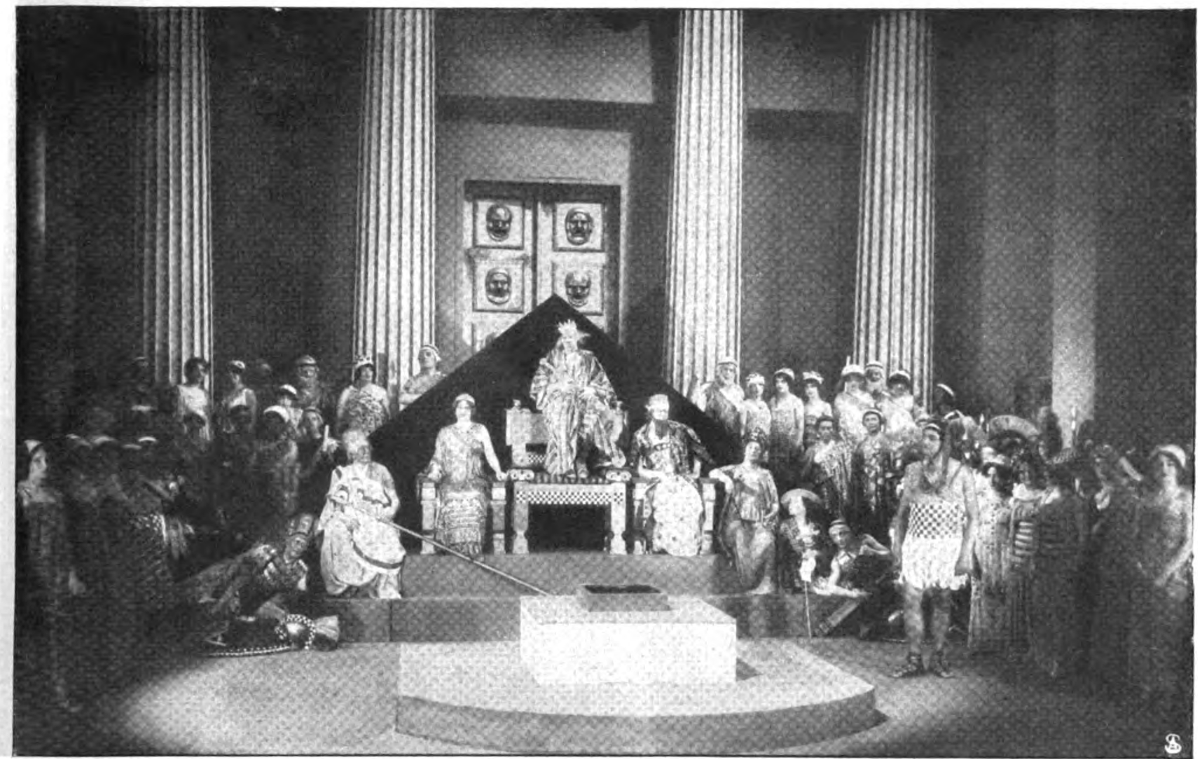


Felix Mottl †
Der berühmte Dirigent und Direktor der Münchner Hofoper.



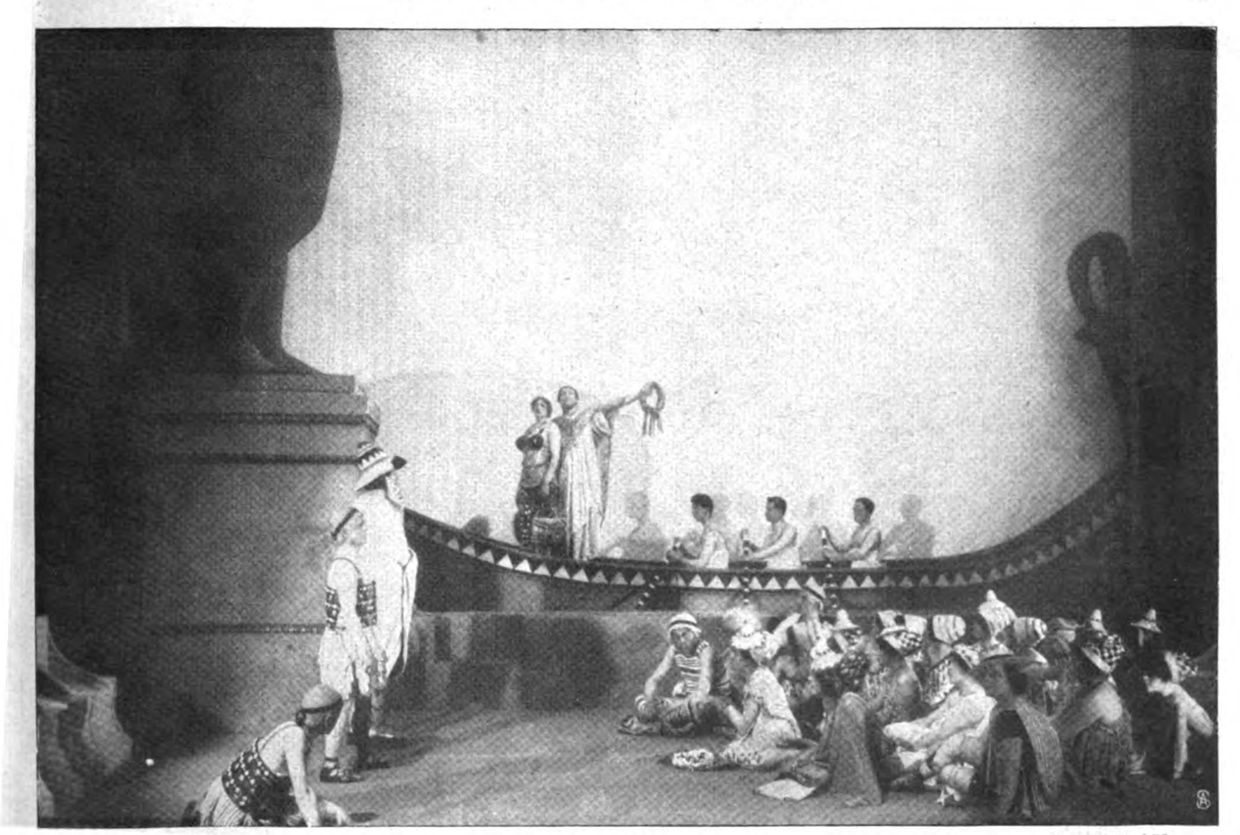
Von links: Augagneur: Oeffentliche Arbeiten; Unterstaatssekr. Chaumet: Post; Unterstaatssekr. Besnard: Finanzen; Renoult: Arbeit; Couyba: Handel; Lebrun: Kolonien; Ministerpräsident u. Minister des Innern Caillaux; Steeg: Kultus; Unterstaatssekr. Malvy: Inneres; Klotz: Finanzen; Messimy: Krieg. Links: Minister des Aeußern de Selves. — Phot. Manuel.

Zum Ministerwechsel in Frankreich: Die erste Sitzung des neuen Ministeriums.



Szene des I. Aktes: Das Orakel in Sparta.

Phot. Jos. Paul Böhm.



Szene des III. Aktes: Die Entführung der „Helena".

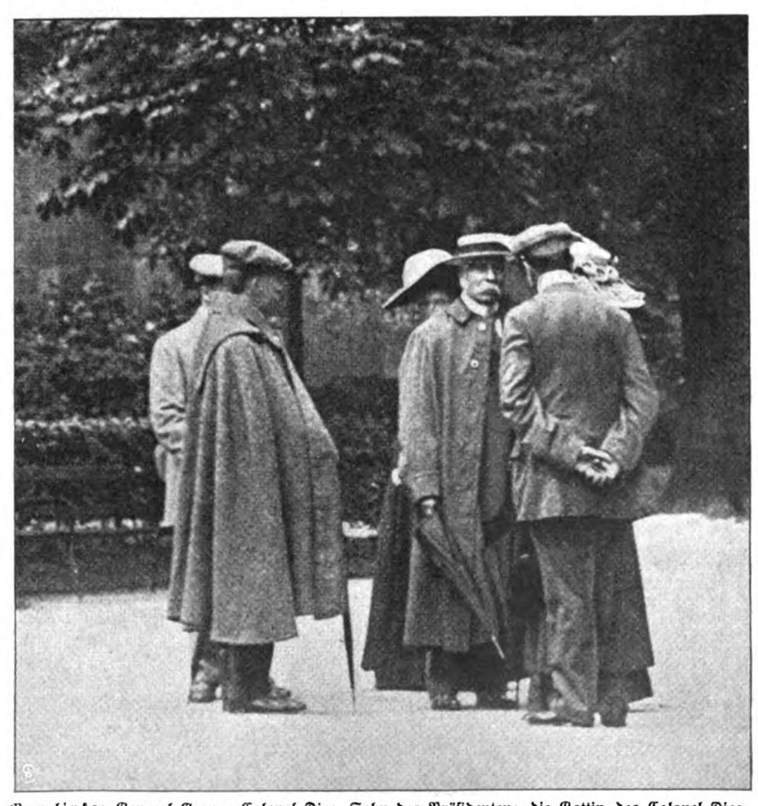
Phot. Jos. Paul Böhm.

Szenenbilder aus Offenbachs „Schöne Helena" bei der Aufführung des Direktors Reinhardt (Berlin) im Münchner Künstlertheater.



Phot. Hünich.

Die deutsche Rosenausstellung in Britz bei Berlin. Oberes Bild: **Prachtexemplare von Schnittrosen.**



Von links: General Gonzo; Colonel Diaz, Sohn des Präsidenten; die Gattin des Colonel Diaz; Expräsident Porfirio Diaz; mexikan. Konsul Diener aus Frankfurt a. M.

Der Expräsident von Mexiko in Deutschland: Porfirio Diaz auf der Terrasse des Parkhotels in Bad Nauheim.



Phot. Albert Meyer.

Amanda Lindner und ihr Gatte Dr. med. August König.

Zur Vermählung der Berliner Kgl. Hofschauspielerin a. D.



Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

3. Fortsetzung.

Herta kann nicht schlafen. Und sie kann nicht wachen. Von Zeit zu Zeit jagt der Mond eine bleiche Silberwelle über das Bett, aber gleich darauf schleudert die Nacht schwarze Sandmassen hinterher, und alles ist wieder finster und ängstlich.

Sie kann nicht schlafen. Und sie kann nicht wachen. In einem Dämmerzustand hängt sie zwischen Himmel und Erde. Und aus dem Tor der Träume fliegt böses Nachtgetier gegen die Schwebende. Manchmal öffnet sie die blauen Augen, und dann glaubt sie zu bemerken, wie elf rote Blutstropfen langsam über ihrer Lagerstatt kreisen. Oder sind es merkwürdige, winzige, rote Mützchen? Das vermag die tief Zurücksinkende doch nicht mehr zu unterscheiden.

Wie schwer atmet sie! Es brennt irgend etwas über ihr. Wahrlich, diese roten Punkte müssen giftige Feuer sein, die sie verzehren wollen.

Hilfe! Die Decke herunter!

Oh, das gibt Freiheit! Man kann Luft schöpfen! Und sie befindet sich ja auch allein.

Und wieder umspült die Mondflut die weißen Glieder, wieder wirft die Nacht mürrisch ihr schwarzes Tuch um die Enthüllte.

Seltsam, seltsam!

Werrahn? Bedeutet's einen Zufluchtsort? Ist's ein Gefängnis?

„Heinrich, Heinrich, sieh mich nicht so an. Ich brach dir kein Wort. Ich will mich noch nicht gefangen geben. Ich mag die Ruhe nicht. Ich brauche die Unrast. Und die Hoffnung und die tausend Möglichkeiten. Schön bin ich! Und tausend Möglichkeiten winken mir, nicht wahr? Sollst mich nicht fragen. Laune vielleicht. Und ich werde ja bald weichen. Aber jetzt noch nicht."

Jetzt nicht?

O diese Angst, diese schwere, eiserne Platte, die plötzlich auf die weiche Brust herniederdrückt. Gerade jetzt, wo sie auffahren will, nein, wo sie sich erheben muß, um nach der dunklen Gestalt zu spähen, die dicht vor ihren Kissen ragt.

Das ist doch Agnes!

„Agnes, um Gottes Gnaden! Was treibst du hier? Weshalb starrst du mit solchem Abscheu auf meine entblößten Glieder? Hilf mir, hilf, ich will mich zudecken, mich friert. Ich will auch gehen, wenn du es wünschst. Alles will ich befolgen, nur tu mir nichts, hörst du?"

Und dann?

Das ist kein Traum mehr. Nein, schmerzhafte Wirklichkeit. In ihren Haaren, in den wundervollen, reichen blonden Haaren wird von einer knöchernen Hand gerissen. Einmal, zweimal.

Erbarmen!

Einen lauten Schrei stößt die Gepeinigte aus. Aber im Zimmer bleibt alles leer, und mit einem unverständlichen Seufzer verbirgt sie das schmerzhafte Haupt in den Kissen. Dann preßt sie die Hände vor die bebende Brust, und wilde Tränen stürzen ihr aus den Augen.

So schluchzt sie die halbe Nacht. Vor Schmerz? Vor Zorn? Sie weiß es nicht. Aber unaufhörlich quellen die hellen Tropfen.

* * *

Kein Nachtspuk war es, der in der Kammer der Kleinen weilte. Und auch Oskar Rogge war nicht getäuscht worden, als er im Nebenzimmer das Rauschen steifer Gewänder aufzufangen wähnte.

In dieser Nacht wurde an allen Türen gelauscht.

Durch die dunklen Zimmer schlich wirklich das arme gehetzte Weib, blinzelte stundenlang mit schmerzenden Augen durch das Schlüsselloch, um jede Bewegung des Manns aufzufangen. Und dann schleppte sie sich von neuem durch den schmalen Gang, dorthin, wo die Junge, die Blonde, die Verhaßte ihre Gastfreundschaft genoß. Jedoch sachte, unhörbar, auf Zehen, damit nichts von ihrem unheiligen Tun gespürt würde. Oh, wenn sie Oskar, der sie längst bei den Kindern schlafend glaubte, hier getroffen hätte, sie würde nicht gewußt haben, wie sie ihm ihr Handeln erklären könnte. Aber zum erstenmal in ihrem mühseligen und beladenen Dasein schien ihr eine solche Verantwortung gleichgültig. Sie wußte, sie ahnte ja kaum, was sie trieb. Aber eins empfand sie ganz deutlich. Tausend leise Wisperstimmen vernahm sie immerfort, die ihr ins Ohr flüsterten, die in der Luft um sie herum sprachen, um ihr von überall, von da und dort, zuzuraunen: „Gib acht. Jetzt geschieht es. Sei mißtrauisch, erspähe jede Gebärde. Verknüpfe jedes Wort. Denn siehe, du bist die Schwache. Die Starken aber, die Gesunden, sie drängen zueinander. Und jetzt ist die Stunde gekommen. Jetzt ist sie da, wo sie über ihnen zusammenschlägt."

Nein, so will sie sich nicht beiseite drängen lassen. Sie will sich wehren. Sie wird irgend etwas Gräßliches ausführen. Wenn sie nur wüßte, was! Und sie fleht die Nacht an, die häßliche Nacht, vor der sie schaudert, ihr einen Gedanken, ihr einen furchtbaren Plan einzugeben. Eine Tat, vor der die beiden beben müßten. Allein nichts steht in dem armen zermarterten Hirn auf, nichts wird lebendig.

Dann naht das Letzte.

In rasender und doch kraftloser Rachgier hat sie sich eben in die hellblonde Pracht des Mädchens eingekrallt und darin gewühlt. Oh, das war gut! Im nächsten Augenblick jedoch ist sie wieder geflohen. Es treibt sie ja ewig zurück, sie muß erspähen, was der andere beginnt, der

doch ihr Besitztum bildet. Denn so stehen ja die heiligen Gesetze der Ehe in dem armen zermarterten Hirn verzeichnet.

Der Mann gehört dem Weibe.

Er ist unfrei.

Er ist ihr König, aber er gehört ihr.

Sie späht durch das Schlüsselloch, was der Gekrönte, der doch ihre Fesseln trägt, gegen sie ersonnen hat. Ob er das Ungeheure ausführen wird? Ob er wirklich aus allen Himmeln den Mut auf sich zusammenraffen wird, der dazu gehört, diese umklammernden, eisernen Bande zu zertrümmern?

Von schüttelnder Furcht gepeinigt, aber doch zugleich auch mit brennender, nagender Neugier blinzelt die Ärmste durch die kleine, lichterhellte Öffnung. Und dann — aber dann springt ihr das Entsetzlichste entgegen.

Da — da — Die Tür ist aufgeflogen. Die kleine, weiße Verbindungstür.

Hat er sie geöffnet? Oder wurde ihm von unsichtbaren Mächten der Weg gebahnt? Jauchzt ihm die Sünde selbst entgegen? Soll er, muß er, wird er dazu getrieben, dieser lockenden Raserei zu begegnen?

Sie will schreien. Aber dazu ist sie zu schlau. Keineswegs, nicht schreien! Das würde sie ja verraten. Aber irgendwohin tastet die knöcherne Hand. Wild im Kreise um sich herum. Sie sucht. Sie irrt. Sie verfehlt ihren Zweck. Ein Bund Streichhölzer will sie erhaschen. Und dann Feuer in die Wohnung. Flammen, Qualm, Rauch und Entsetzen!

Oder Vergeltung?

Könnte sie nicht zu dem alten Rektor laufen? Zu dem Rektor mit der Perücke, der ohnehin über dem Gemaßregelten zu Gericht sitzt?

Und wäre es nicht köstlich, auf dem Wege zu schreien? Laut die Schläfer aus ihrer Ruhe aufzuschrecken? Mit dem alarmierenden Wehlaut, der alle müden, gehetzten, vertrauenden Weiber, gleich ihr, auf den Plan sammeln muß: „Wacht auf — entsetzt euch! Mein Eigentum, das doch denken muß wie ich, das doch fühlen muß wie ich, das doch begehren muß wie ich, entsetzt euch, es hat einen Willen bekommen und sucht ihn gegen mich zu kehren. Steht auf. Versammelt euch. Schützt mich und euch!"

Sie steht auf der Straße. Sie taumelt über den Marktplatz, als schlügen Flammen aus ihrem Haus, und der Brandstifter müsse sich flüchten. Ein Tuch hat sie um sich geschlagen. Aber sie fühlt es nicht. Ihre Finger wühlen und greifen darin herum, doch sie hat für ihre eigenen Bewegungen keine Empfindung mehr. Wie warm ist die Nacht! Oder feucht? Oder eisig? Und wohin führt sie der Weg? Wo wird sie hingejagt? In der Tat, Agnes? Zu dem alten Rektor in der Perücke? Es ist ja Nacht. Willst du ihn herausklingeln, den alten Mann, aus seinem friedlichen Schlummer? Und wie wirst du die Augen ertragen, die sich entsetzen über das Eheweib, das ihren Gatten dem Richter überliefert?

Weiter — weiter. Doch nur fort von dem Haus, aus dem die Flamme lodert.

Und da — gottlob, da hat bereits eine Seitengasse sie aufgenommen. Ein winkliges Gäßchen, so eng und krumm, daß sich die Giebel der gegenüberstehenden Häuserreihen beinah berühren. Wie aufeinanderfolgende schwarze Fahnen, so hängt hier die Finsternis schwer und starr herunter. Es ist, als ob die Eilende stets ein schwarzes Laken nach dem andern zurückschlagen müsse, sobald sie vorwärts zu dringen gedenkt.

Aber horch! Der Seewind, der durch die Winkel heraufpfeift, bläst nicht umsonst sein Signal.

Er begrüßt sie. Er verkündet sie. Er meldet die Irrende seiner Herrin an, dort unten der gewaltigen, geschäftig lärmenden See, die unter dem abschüssigen Weg hinter den Strandsteinen lauert.

Und jetzt bemerkt die Nahende schon, wie einzelne Lichtstreifen von der flutenden Schwärze hin und her gespült werden.

Hin und her, herauf, herab; blitzende Diamanten, Schein und Trug, mit denen ein häßliches Mohrenweib seinen Busen schmückt, um sie wieder verschwinden zu lassen.

Agnes, nun sprich, du Gepeinigte! Warum schlägst du, während du auf einem der hohen Strandsteine aufragst, die mageren Hände schaudernd vor das Antlitz? Weitet es dir nicht das Herz, du Bedrückte, wenn du diese lebendige, ins Unermessene rollende Fläche betrachtest, die unter der Nacht lebt und atmet? Werden deine Sinne nicht heller, da dir das Element seinen eiskalten Hauch um die brennenden Schläfen speit? Zweifelst du noch daran, daß die Gewaltige von Urbeginn dazu gesetzt wurde, damit sie das Kleine, Müde, Lebensunfähige umfange und zur Ruhe schaukle?

Und wie groß und selbstlos gälte nicht deine Tat! Du würdest dahingehen, still, ohne Klage. Verschwinden wirst du, den Nachforschungen entrückt, Gegenstand eines liebenden Gedächtnisses, so wie es einst den Helden und Halbgöttern geschah, die eben so spurlos von der Erde genommen wurden. Hast du davon nicht oftmals deinen Gatten, der jetzt mit der Zierlichen, der Weißen, der Blonden kost, vortragen hören?

Tu's!

Dort hinten, am letzten Rand des Erreichbaren, flimmert in fahlem, perlmutterfarbigem Glanz ein silberner Streif. Glaube, das ist die Brücke, über die die Seligen einwandeln in das Gefilde ihrer Hoffnungen. Ins traumlose Nichts oder in blühende Sternengärten, wo tausend Sonnen deinen Schritten leuchten und der Äther bebt von Engelschören.

Vernimmst du sie nicht? Schon singen sie zu deinem Empfang.

Allein die Verfolgte hat keinen Blick für das ungeheure Bett, in dem sie schlummern soll. Jene unendliche Weite, die so mahnend zu ihr herüberbrüllt, nein, sie quält und bedrückt nur das eingeschüchterte Herz. Und ihr Ohr schaudert, wenn der eherne Klang gegen ihren Stein herandröhnt. „Tu's, tu's!"

Nein, nein, ich darf's nicht, ich mag's nicht. Welch ein jammervoller Anblick, wenn meine Kleinen mich im Sonnenlicht hier schaukeln sähen. Pfui, warum solch einen häßlichen Eindruck! Und dann — mich friert. Auch kann ich von diesem Stein nicht heruntersteigen. Wozu soll ich mir die Glieder zerschmettern? Das ist nicht das Richtige. Ganz sicher, hier finde ich es nicht. Aber laßt mich nur,



laßt. Ich weiß schon eine Stelle, wo ich mich hinstrecken kann. Dort, das blasse Antlitz der Sonne zugewendet, da werden sie mich dann im Morgenlicht finden. So ist es gut. So ist es schön. Nicht hier. Dort.

Und mühsam tastet sich die Verzweifelte von dem nassen Stein herab.

* • *

Dicht neben der Kirchhofsmauer, da leuchtet es hinter ein paar blinden Glasscheiben. Kurz vor Mitternacht vollführt dort in seinem Gewächshaus Jochen Tobis eine geheimnisvolle Aktion. Er setzt prachtvoll aufsprossende, rotbuschige Azalien in umfangreichere Töpfe. Und gerade vor der Geisterstunde muß sich dieses Geschäft abspielen, denn sonst empfängt es nach uraltem Gärtnerglauben nicht die richtige Weihe. So steht er mit aufgekrempelten Ärmeln und einer Brille auf der fleischlosen Hakennase und summt zu seiner Hantierung ein munteres Liedchen:

„Soll ich denn sterben,
Bin noch so jung, jung, jung —“

Endlich jedoch befindet er sich mit seiner Frage sowie mit seiner Hantierung im reinen. Die roten Büsche stehen umgepflanzt auf den obersten Brettern. Und deshalb ist es Zeit, daß auch Jochen Tobis seine Laterne aufrafft, um mit ihr gemächlich, keuchend und murmelnd aus der elenden Baracke herauszuwandeln. Langsam taucht hinter ihm die Stätte in Dunkelheit. Hinter den blinden Scheiben leuchtet es nicht mehr über das Feld. Und nur die Laterne schwankt an dem Zaun entlang wie ein ungeheurer Leuchtkäfer, der sich in der Finsternis über die Planken tastet.

„Muß ich schon sterben,
Bin noch so jung, jung, jung —“

„Donnerlüchting“ stockt plötzlich der Alte und hält seine Laterne weit von sich.

Was bedeutet das? Das wäre doch seltsam. Wozu in aller Welt kuckt hier eine verhüllte Gestalt starr und bewegungslos über den Zaun?

„Zwar eins is klar, mich werden sie hier nichts tun, denn die Gräber bepflanzen, das is eigentlich ein Geschäft, was im Grunde gar kein Geschäft bedeutet. Es ist ein Nachruf. Um solche Leute kümmern sich böse Menschen nich. Und ein Gespenst? Ich bin freilich schon zweimal einen begegnet. Sollte es schon wieder an der Zeit sein? Wollen gleich eins sehn.“

Damit läßt er sich ohne Umstände auf das nächste Grab nieder, weil die alten Füße ihm doch einigermaßen den Dienst versagen, und klemmt die Laterne zwischen seine Knie.

„Man will sich wohl hier draußen 'n bißchen erholen?“ fragt er über den Zaun hinweg.

Die Gestalt schrickt zusammen. Dann entgegnet eine schwache, kaum verständliche Frauenstimme, die vor Furcht und Schrecken zittert: „Ich sah — ich sah hier Lichter brennen. Und deshalb dachte ich — —“

„I natürlich“ lenkt der Gärtner ein. Und sein von unzähligen Falten umrahmter Mund kaut und regt sich, als ob er lebhaft zustimmen müsse. „Natürlich, das läßt sich ja verstehen. Lichter und ein Kirchhof, das is 'n bißchen graulich, nich wahr?“

Und als der schwarze Schatten nicht antwortet, da beschließt Jochen Tobis unter allen Umständen weiter zu reden, denn eine Unterhaltung scheint ihm zu seiner eigenen Sicherheit nötig. Leute, die sprechen, glaubt er, werden milde gestimmt. Vielleicht gelingt es ihm auch durch eine recht gruselige Legende den Schatten oder das Gespenst von dem Eintritt auf seinen Gottesacker abzuschrecken.

„Wenn nur diese verdammtigen Dinger nich aus eitel Luft beständen und ganz einfach über den Zaun herüberwehen könnten, um mich von da auf den Nacken zu steigen. Schlimm, schlimm.“

Und so hockt er auf dem Grab, hält die Laterne fest zwischen seine Knie geklemmt und redet eifrig zu der schwarzen Gestalt hinüber: „Was ich noch sagen wollt, wenn die Lichter hier auf dem Kirchhof anfangen zu brennen, ja, das is eine eigene Sache. Und die meisten kennen die Geschicht nich. Aber ich kann mich aus meine Kindheitsjahren noch gut erinnern. Wer denkt jetzt noch an meinen Vorgänger hier im Amt, Jochen Knapp? Jochen Knapp war ein Kerl, bald zwei Meter lang. Und Schaufeln für das Graben brauchte er überhaupt nich. Das besorgte er allens mit seine Hände. Die waren aber auch wie zwei Waschhölzer. Ein düchtiger Kerl war's. Wenn er über den Kirchhof ging, dann dröhnte es unten in die Gräber, so daß die Toten davon aufwachten und nich schlafen konnten. Ja, so war er. Hört man auch noch zu?“

Von draußen der Schatten murmelte etwas und hielt sich krampfhaft an den Latten des Zaunes fest.

Jochen Tobis aber wärmte sich an seiner Laterne und sprach in Hast und Furcht weiter: „Hier, wo ich mein Wärmhaus hab, da hinten an der Mauer, da wohnte Jochen Knapp. Und da is ihm denn im Jahr 1842 das merkwürdige Stück passiert. Es war ihm nämlich schon ümmer aufgefallen, daß in der Karfreitagnacht häufig an den grünen Laden seines Fensters geklopft würde. Was konnt das sein? Einmal dachte er, es wäre woll bloß der spöttische Wind. Im zweiten Jahr aber, da merkte er, daß eine Hand an das Holz poche; und ihm war, als höre er husten. Im dritten Jahr jedoch beschloß er, wach zu bleiben, und legte sich deshalb angekleidet aufs Bett. Und kuck, kurz nach Mitternacht, da wurde richtig von einer harten Hand gegen das Holz gestoßen, und eine Stimme rief, recht mit fremdländischer Aussprache: Mach auf, Jochen Knapp. Auf dieses Wort riß mein Vorgänger seine Laterne an sich — hier, es is noch dieselbigte, die ich jetz benutz — und trat über die Schwelle von seinem Haus. Hätte er die Laterne nich gehabt, so würde er wohl nichts haben unterscheiden können, so dunkel und stockfinster war allens umher. Der Ostwind stürmte eiskalt über die Kirchhofsbäume und bog sie hin und her, bis sie kreischten. Von den Gräbern wurde Sand aufgewühlt und wirbelte in der Luft herum. Vor dem Haus aber stand ein Mann, so wie ihn Jochen Knapp noch nie gesehen. Einen schwarzen Dreimaster trug er über dem käsig bleichen Gesicht, genau wie ihn heutzutage die Leichenbitters tragen, wenn sie erster Klasse begraben wollen. Um die Schulter schleppte ihm ein schwarzer Samtmantel, und die Beine steckten in ganz



weiten Pluderhosen, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen. Um den Hals aber hatte der Mann eine goldene Schaumünze hängen. Die blitzte und funkelte im Mondlicht. Und an der linken Seite trug er einen kurzen, dicken Dolch. ‚Leuchte mir zu der Kapelle', befahl der Fremde in seiner ausländischen Aussprache. Und merkwürdig, Jochen Knapp, der lieber ausreißen wollt, dem wurde, als er in das käsige Gesicht kuckte, so schwach und wehleidig zumut, daß er mit einem tiefen Seufzer die Laterne hoch in die Höhe hob und dem Fremden voraufging. Oh, welch einen Schrecken bedeutete für Jochen Knapp dieser Weg! Wo er auch hinsah, überall war der Friedhof belebt und bevölkert. In allen Gängen schoben sich dichtgeschlossen und gedrängt zahllose schwarze Gestalten, die alle so aussahen wie der Mann, der meinen Vorgänger geweckt hatte. Lauter schwarze Mäntel und Dreimaster. Und dabei ringsum kein lautes Wort. Aber das merkte Jochen Knapp woll, je näher er der Kapelle kam, desto dichter und zahlreicher wurden die Scharen der schwarzen Männer um ihn herum, und desto rascher schienen sie vorwärts zu drängen, als ob ihnen die Zeit mangelte. Nun stehen sie vor der Kapelle. Hilf Himmel, allens hell erleuchtet. Die Tür weit offen. Und drinnen bis zu dem Altar allens angefüllt von den schwarz gekleideten Männern, die Kopf an Kopf bis in die fernste Ecke stehen. Als Jochen Knapp eintritt, da rücken ein paar auf der letzten Bank zur Seite und machen ihm Platz. Da sitzt Jochen Knapp nun unter den Fremden und hält vor herzbeklemmender Furcht den Atem an. Was sieht, was hört er da allens! Merkwürdig, hinter dem Altar, auf dem zwei ungeheure Wachslichter brennen, wie man sie in dieser Gegend gar nicht kennt, da stehen drei steinalte, weißhaarige Männer mit lang herabwallenden Silberbärten. Der zur rechten Hand hat ein großes, weißes Buch vor sich und der zur Linken ein ebensolches in schwarz. Und so oft nun der größte von ihnen, der in der Mitte, einen Namen aufruft, in dem gleichen Augenblick zieht der zur Rechten mit einer Hahnenfeder einen dicken Strich über ein Blatt des weißen Buches, und gleich darauf schreibt der zur Linken den Namen in den schwarzen Folianten. Und ümmer, wenn solch ein fremdländischer Name fällt, dann erhebt sich einer von den Zuhörern, schlägt ein Kreuz und geht aus der Halle hinaus. Wohin? Das weiß Jochen Knapp nich. Aber sieh, allmählich werden die Namen deutlicher und bekannter. Und wie sich Jochen Knapp nun besinnt, da fällt ihm ein, daß er viele von diesen Namen hier in der Stadt schon in seiner Jugend gehört hat. Und die Leute, die sich nun erheben, haben auch schon ganz vernünftige, schwarze Kleiderröcke an und solide Mützen auf dem Kopf. Das is doch sonderbar. Und je länger es dauert, desto bekannter und vertrauter werden die Aufgerufenen, und allmählich erkennt Jochen Knapp, daß da Leute an ihm vorübergehen, die erst vor zehn oder zwanzig Jahren gestorben sind. Aber ümmer weiter geht's. Junge und Alte. Der Mann vor dem weißen Buch streicht einen nach dem andern aus, und der Mann vor dem schwarzen zeichnet sie sacht und still wieder ein. Da wird Jochen Knapp unheimlich zumut. Und eben will er sich leise aus der Tür herausschleichen, da dreht sich plötzlich die ganze Versammlung nach ihm um. Was is? ‚Jochen Knapp', ruft der Mann in der Mitte. Weiter wußte mein Vorgänger nichts mehr zu sagen. Als er wieder zu sich kam, da lag er dort, wo jetzt mein Wärmehaus steht, und seine Laterne war gerade im Auslöschen. Aber das kann man mir glouben, die Leute, die er da in der Karfreitagnacht aufrufen hörte, sind alle in der gleichen Reihenfolge vom lieben Gott weggenommen worden. Und der Letzte war Jochen Knapp selbst. Er war zwei Meter hoch und hatte Hände wie die Waschhölzer. Gott hab ihm selig."

Eine solche Legende erzählte der verwitterte Gärtner. Ruckweise und von häufigem Hüsteln unterbrochen. Aber wie er nun von der Laterne, die ihm Licht und Wärme spendete, in die Höhe blinzelte — potztausend — nein, es beruhte wirklich auf Wahrheit. Der Schatten war verschwunden. Er war wohl in die Nacht heraufgestiegen und schnarchte nun auf den grauschwarzen Wolken, die wie unförmige Schiffe um den Mond segelten.

„Ne," stellte Jochen Tobis fest, indem er sich zur Vorsicht noch einmal über die rote Ziegelmauer hinüberbeugte, „hier hat er sich auch nicht hingesetzt. Kuck, meine Geschichte ist ihm doch woll zu stark gewesen. Ja, in die alten Geschichten liegt eine eigene Kraft. Aber nun man nach Haus und in die Posen", trieb er sich selbst an, wobei er wackelnd und schlotternd seinen Weg fortsetzte. „Morgen mit Sonnenaufgang da muß ich in dem Wärmehaus die umgesetzten Azalien begießen. Denn sonst treiben sie keine Wurzeln. Und auf die Wurzeln kommt es an. Gut Nachting", wünschte er still vor sich hin, indem er den letzten Gräbern vertraulich zunickte.

Das eiserne Gitter klirrte hinter ihm. Und langsam schlürfte der Alte auf die Landstraße hinaus.

Aber doch!

Jochen Tobis besitzt nur schwache Augen, und die ungeheure Brille, die er über der fleischlosen Nase trägt, ist vom Jahrmarkt bezogen und macht seinen Blick nicht heller.

Dort unten in dem schmalen Graben neben der roten Ziegelmauer, regt sich's dort nicht? Wenn ein verlorener Mondstrahl aus dem schwarzen Gewölk herunterblitzt, dann trifft er auf ein schneeweißes Antlitz. Die Augen sind geschlossen, der Mund spricht irre. Der silberne Schlüssel aber, der heruntergefallen ist, weil er die kranke Stirn aufzuschließen vermag, er findet in der düsteren Kammer, die sich bald zu Sälen, ja zu Ländern weitet, um gleich darauf zu einem feuchten Kirchhofswinkel zusammenzuschrumpfen, dort findet er wüste Bilder und tolle Gestalten. Und mitten in der Schwärze brennen die grünen giftigen Feuer des Fiebers.

Sieh — sieh!

Das kleine Schlafstübchen! Darin ein mondscheinübergossenes Bett und darauf die weißen, unverhüllten Mädchenglieder. Pfui! Pfui, sie will schlagen. Sie will auf den weißen Atlas blutige Striemen kratzen. Aber der ungeheure Zug und Wirbelwind reißen sie weiter. Ein Marktplatz. Totenstille Gassen. Und dort unten das Meer, das gegen sie wallt und anrückt, das schwillt und steigt, das ihre Ohren mit brausendem Wasser füllt, bis sie es durch alle Nerven gurgeln hört: „Tu's, tu's! Merkst du nicht, jetzt reißt er sie von ihrem Lager.



Jetzt kosen sie miteinander. Jetzt wird er jung und sie warm. Wie lange willst du noch warten?"

Und da bricht auch schon die Flut herein und reißt sie fort, weiter — weiter — die schwarze Flut. Lauter einzelne schwarze Wellen. Doch nein. Sie läßt sich nicht täuschen. Es sind unzählige schwarze Gestalten, die über den Kirchhof drängen und schieben und sie in die Mitte nehmen, fort zur Kapelle.

„Du kannst nicht gehen, Agnes? Komm, wir wollen dich tragen. Du mußt ihn hören, deinen Namen, wie er mit Posaunenschall von den Lippen des weißbärtigen Alten dort hinter dem Altar dröhnt. Aber dein Herz ist schlecht, dein Sinn ist kleinmütig. Lauerst du nicht darauf, daß auch die beiden andern — dir so Verhaßten — genannt werden?"

Und da — da! Welch ein Glück. Da klingt es mit Drommetengeschmetter: „Oskar Rogge — Herta Boddin — Agnes Rogge."

Und dann schlägt ganz fern die Hexenuhr des Rathauses einen Schlag.

* * *

„Herta — Herta."

So ruft der Professor schrill und mit verzweiflungsvoller Kraft, und dabei schlägt seine Rechte wie besinnungslos an das Holz der Tür, die er doch so leicht zu öffnen vermöchte.

Horch!

Von drinnen ein dumpfer Ruf, halb Freude, halb Grauen. Dann wird es wieder still, und alles erstarrt in einem gespannten Lauschen. Im nächsten Augenblick jedoch ist der aufgeregte Mann, der sein Weib nicht mehr im Haus gefunden hat, der sich für gezeichnet hält mit dem Male Kains, und der zu schwach und ohnehin zu mühselig und beladen ist, um auch noch diese Bürde zu tragen, im nächsten Augenblick hat er die Schwelle der Sünde weit hinter sich gelassen. Mit bloßen Haaren irrt er auf den menschenverlassenen, nachterfüllten Straßen herum. Bald hierhin, bald dorthin. An jede verschlossene Haustür rüttelt er, als müsse die Gesuchte, die Mutter seiner Kinder, das Weib seiner Bürgerehre, unfehlbar dort hervortreten.

Nichts.

Und weiter hetzt er. Zum Meer herunter.

Jetzt, ach jetzt begreift er ja erst, daß Ruhe und Sicherheit das Lager und das Kissen bilden, auf denen er allein zu schlummern vermag.

Lieber Gott, einziger Gott im Himmel, wie dürfen Geschöpfe, die mühsam ihre Steuern zahlen, die sich auf Mittag- und Abendbrot freuen, und für die die Lektüre des Stadtblattes einen Leckerbissen bedeutet, wie dürfen solche Wesen nach den Sternen spähen, auf denen die unverhüllten Götter wandeln?

Lächerlich! Sündhaft lächerlich!

Wenn er nur Agnes wiederfände, seine Ruhe, seine Gleichmäßigkeit, seine Bürgerehre.

So irrt er die ganze Nacht auf den Gassen umher. Aber als sich am Morgen die Häuser öffnen und die wohlgekleideten und sauberen Menschen heraustreten, da flieht der Gebrochene scheu und entsetzt in sein leeres Heim zurück.

Matt dringt das Dämmerlicht des Tages in die kahlen Räume. Und der Verfolgte verkriecht sich wie geblendet vor dem müden Licht hinter die fernste Ecke des großen Schrankes, in dem seine Mappen und Kartons lagern, diese bettelhaften Pfennigblätter. Oh, nur daran nicht erinnert werden. Wenn Agnes jetzt zur Tür hereinträte, so würde er ihr den ganzen Kram ausliefern, damit sie ein Herdfeuer entzünden könnte, um eine gute, heiße, belebende Tasse Kaffee darüber zu bereiten. Wie wohltätig wäre jetzt ein solcher Trank. Und wie fehlt er ihm. Wie wird er von der Erinnerung daran gestochen und gepeinigt, daß ihm sein Weib mit dem Glockenschlag sieben jahrelang eine solche Erquickung vorgesetzt. Jetzt denkt niemand an ihn. Denn das junge Geschöpf, die kleine Blonde — fort, fort, jeden Gedanken an sie verbannen, an dieses egoistische, genußsüchtige Geschöpf, das Abbild der heutigen Jugend. — Das gesunde, frische Mädel liegt sicherlich regungslos in ihren Kissen hingestreckt. Das hält er für ausgemacht.

Immer heller und heller wird's. Gerade heute ein strahlend sonniger Tag. Und nun wird man Agnes irgendwo finden. Und er sieht mit seinen weit aufgerissenen Augen, wie die Leute um die Hingestreckte herumstehen, wie sie tuscheln, fragen und sich raunend Antwort erteilen. Und jedes Wort sticht in seine Bürgerehre und reißt sie in Stücke.

Da klopft es an die hohe, friesbeschlagene Tür. Eine leise, feine Hand.

Ist sie das? Soll er wirklich noch einmal so begnadigt werden?

So kraftlos fühlt sich der Starke, der Bauernsohn, daß er sich nicht mehr aus seinem Winkel zu erheben vermag. Nur leise stammeln seine Lippen: „Herein."

* * *

„Eben, Herr Direktor — wollen die Güte haben, voranzugehen. Bitte höflichst nach Ihnen, eben."

„Burr — kurr — was für Umstände. Etikettengeschichten. Na, meinetwegen. Burr — kurr."

Vor der grünen Friestür, an der dieses kurze Zeremoniell erledigt wurde, standen zwei merkwürdige Männchen. Aus einem Bilderbuch der Biedermeierzeit schienen sie geradeswegs in dieses Leben hinabgestiegen zu sein, um dem Oberlehrer Professor Oskar Rogge einen bedeutsamen Besuch abzustatten.

Ja, das war der alte, knurrige, kreuzbrave Gymnasialdirektor Jarling von St. Katharinen. Er war es mit seinem unförmigen, schweren, faltig herabhängenden braunen Gehrock, wie man ihn nur noch auf possierlichen Silhouetten findet, er war es mit seiner braunen Perücke, die ihm etwas schräg auf dem linken Ohr saß, und mit seinem schief geneigten, von tausend Falten zerrissenen Antlitz, das er niemals recht erheben konnte, um seinem Gegenüber stramm in die Augen zu schauen. Das hatte aber einen ganz besonderen Grund.

Das arme alte Männchen!

In seiner blühenden Jugendzeit, als seine Glieder noch nicht welk und vertrocknet dorrten, da hatte er — so ging durch St. Katharinen das Gerücht — auf einer Jagd durch einen Unglücksfall seinen eigenen Bruder erschossen. Und seitdem scheute er sich, in tiefer, nach-



bohrender Anklage gegen sich selbst, das Haupt frei gegen seine Mitmenschen zu erheben. Aber die eigene Angst und Unsicherheit versteckten dieses kreuzbrave Gemüt hinter einem ingrimmigen Polterton. Ja, seine Primaner erzählten sogar, daß er in der Erregung häufig mit einer merkwürdigen, siebenschwänzigen Knute im Klassenzimmer erschienen sei und mit ihr unter Donner und Blitz alle möglichen seltsamen Figuren ausgeführt habe.

Burr — kurr.

Da hatte es der liebe Gott gut mit dem Alten gemeint, indem er ihm zu seinem Vertreter und Prorektor das sanfteste, gutmütigste, feinste und stillste Geschöpf überlieferte, das in der Welt der Pädagogen irgend aufzutreiben war. Direkt ein Pendantstück. Denn der kleine, wohlgepflegte, vornehme Junggeselle im grauen, tadellosen, seidenbesteppten Gehröckchen, mit weißer Weste und gelben Glacéhandschuhen, der Mathematiker Professor Sutry, trug ebenfalls fein und zierlich eine Perücke auf dem weißgescheuerten Haupt. Allein obwohl es feststand, daß er mehrere solcher künstlichen Toupets zum Wechseln besäße, ja, daß er sogar für jeden der Wochentage, exakt nach Zahlen geordnet, eine ganz besondere zur Schau trug, so war es auf der andern Seite doch völlig ausgemacht und augenfällig, daß Professor Sutry bei seinem Haarschmuck in einer ganz auffallenden Farbenfreudigkeit die grünen Töne bevorzugte. Vom leichten Silbergrün der Pappeln steigerte sich diese merkwürdige Farbensinfonie bis zum tiefen Nixengrün der Bergseen. Im übrigen hielt es schwer, das Männchen seinen algebraischen Buchstabenbataillonen, die er wie ein Feldherr kommandierte, zu entreißen, und sooft das Leben eine dringliche Frage an ihn stellte, vermochte er nur bekümmert eine abwehrende Geste mit seiner sorgsam gepflegten Hand auszuführen und vorwurfsvoll zu flüstern: „Aber eben — eben."

Diese beiden Herren erschienen zur frühesten Morgenstunde, da die Hexenuhr vom Pommernturm gerade ¼8 verkündet, in wichtiger Mission in dem Arbeitzimmer des Oberlehrers Professor Oskar Rogge, der, zusammengekrümmt, fröstelnd und mit ödem Hirn, hinter dem großen Schrank kauerte.

Draußen hellte sich der Tag immer reiner und lichter auf, und die Klarheit des kühlen, glasblauen Himmels steigerte die ungebändigte Fieberangst des Mannes in der Ecke zu offener Unrast.

Was scherte ihn das alles?

Die beiden muffigen Perücken schlichen doch sicherlich nur zu ihm, um ihm — dem Suspendierten — unter zahllosen „Eben — Items — und Burr — kurrs" zu verkünden, daß ihn das heilige Provinzialschulkollegium wegen Irrlehren völlig vom Amt gejagt habe. Ein Verderber der Jugend. Den Giftbecher könnte er trinken. Warum nicht? Wenn er nur warm gewesen wäre. Brennend heiß und warm. Sowie ihm Agnes um diese Stunde einen heißen Trank zu spenden gewöhnt war. Oh, wie er das Labsal entbehrte. Und noch mehr die Hand, die es ihm gereicht.

Und während es sich die beiden alten Herren auf eine ihm unbewußte Handbewegung hin auf den einfachen Rohrsesseln bequem machten, da schrie es in seinem aufgestörten Gemüt wieder nach dem festen Boden der Bürgerlichkeit, der unter seinen Füßen zersplittert war. Klirrend abgestürzt in Nichts. Und er stand nun an dem Abgrund, starrte hinunter, und aus der ewigen Schwärze leuchtete ihm fahl und grün das Totenantlitz von Agnes entgegen.

Nein, nein, er durfte nicht lehren. Er, der den höchsten, den herrlichsten Schatz des Erziehers verleugnet hatte: die Güte.

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

Und um wen das alles?

Um ein leicht geschürztes, halbnacktes Nixchen, das nur lachen konnte, kichern und spotten und hochfahrend sich mit weißen Gliedern brüsten.

Allmächtiger Gott! Hilf, hilf!

Er konnte sie sich nur spöttisch und unzähmbar vorstellen.

Hilf! hilf!

Unwillkürlich wandte der Ringende das Haupt und lauschte. Aus der Kammer hinter dem Gang glaubte er Rascheln und Plätschern zu vernehmen. Der Klang machte ihm das Herz stocken, preßte ihm die Fäuste zusammen.

Allmächtiger, gib mir wieder, was ich verloren!

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

„Burr — kurr", hob der Direktor Jarling auf seinem Stuhl an, kraute sich in der grauen Schifferbartkrause, die sein verrunzeltes Gesicht umrandete, und dabei verdrehte er sein Haupt so schief, daß es schien, als ob die kleinen Schweinsaugen versuchen wollten, über den Rücken ihres Besitzers herüber zu lugen.

Zu gleicher Zeit jedoch klopfte ihm der sanfte Prorektor Professor Sutry weich und kreiselnd aufs Knie und fügte lindernd und einleitend hinzu: „Ja, gewiß — nun eben."

„Burr — kurr", brummte der Direktor. „Lieber Kollege, verflucht früh gekommen. Hielten aber für unsere Pflicht, nicht länger aufzuschieben."

„Ja eben — eben."

Da erwachte Oskar Rogge. Er fühlte, daß der nächste Moment einen Aufschluß über sein Schicksal bringen würde. Aber siehe, plötzlich wünschte er sich kein Glück und keine Erleichterung mehr. Was in aller Welt frommte ihm jetzt Ruhe, Ordnung und sicherer Besitz? Da er ein Friedloser geworden, da alle seine Gedanken wie wilde Spürhunde auf den Gassen der Stadt herumjagten, um zu spähen, zu suchen. Mit der Rechten vollführte er eine widerspruchsvolle Bewegung, atmete schwer und röchelnd auf, und dann stieß er rücksichtslos und in schneidender Hast hervor: „Lassen Sie doch, meine Herren. Lassen Sie. Ich weiß schon alles. Ich werde meinen Weg gehen. Aber jetzt nicht, ich habe nämlich —"

Hiermit wollte er aufspringen, denn der Unglückliche meinte zu vernehmen, daß von der Straße ein auffallendes Geräusch heraufgeklungen sei. Direktor Jarling jedoch verzog griesgrämig den Mund. Dann schob er den Unrastigen mit seiner breiten Tatze dumpf und schwer auf seinen Sitz zurück.

„Lebhaftes Temperament, lieber Kollege. Burr — kurr."

„Eben — eben."



„Werden Sie vielleicht doch etwas einschränken müssen. Erwerbsmenschen, auch die geistigen, müssen Temperament leider zügeln. So schön es an sich ist. Herrlich sogar. Sonst leicht an Ecken anrennen. Burr. Was wollte ich sagen, Sutry?"

Bei diesen Worten riß der alte Griesgram seinen fein gekleideten Prorektor an einem Knopf des grauen Gehrocks, was von dem peinlich Sauberen durchaus nicht wohlwollend aufgenommen wurde. Allein es gehörte zu den Pflichten des geordneten und klaren Mathematikers, seinem Direktor in solchen versagenden Fällen die unterbrochene Rede fortzusetzen. Deshalb hob er den Zeigefinger, und nachdem er auch Oskar Rogge vorbereitend aufs Knie geklopft, sprach er mit seiner feinen Räusperstimme: „Mein lieber Kollege, wir haben nämlich — eben nun — gestern abend haben wir eine Rücksprache in Ihrer Angelegenheit mit dem Herrn Oberschulrat gehabt." —

„Mit dem —" Der Professor sprang auf, so daß sich die beiden andern entsetzten.

„Hörten Sie nichts?" rief er, während sein Blick flackernd und brennend nach den Fensterscheiben irrte. „Mir war doch, als wenn von der Straße —"

Einen Augenblick lauschten die drei, allein draußen blieb alles still.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber unsere Vornamen.

Von Peter Fernau.

Theodor Storm sagt einmal:

> „Bedenke wohl, eh du sie taufst,
> Bedeutsam sind die Namen;
> Und fasse um dein liebes Bild
> Nur ja den rechten Rahmen!"

Dieser Rat wird heutigestags verhältnismäßig selten beachtet. Gewöhnlich sind es Familienrücksichten oder Rücksichten des Geschmacks, die bei der Wahl des Vornamens mitsprechen. — In früheren Zeiten war die Feier der Namensgebung eine ernstere; es war ein Heilwunsch damit verbunden. Ein Zauber, ein „Tabu", umwitterte die Zeremonie. Nur noch in wenigen Gegenden der südlichen Länder wird dem Kind der Name des Tagesheiligen mitverliehen, aber eben auch nur mitverliehen; als Rufname tritt auch dort häufig ein anderer ein. Bei den Schweden finden wir noch Erinnerungen an alte Taufgebräuche, indem dort das junge Kind nicht mit seinem ihm schon im voraus bestimmten Namen genannt werden darf, ehe nicht die Taufe vollzogen ist; bis dahin heißt das Kind eben einfach „Kind". Solche Rücksicht ist natürlich in heutiger Zeit oft völlig bedeutungslos, wenn es sich nachher um einen rein nüchternen Namen handelt, dessen alte ursprüngliche Bedeutung vielleicht keiner kennt.

Die Frage des Vornamens wird besonders dann eine wichtige und sehr bedeutungsvolle, wenn der Nachname ein so häufiger und gewöhnlicher ist, daß nur der Vorname die Persönlichkeit mit dem Nachnamen zusammen einigermaßen genau bezeichnen kann. Die Unzulänglichkeit dieser gewöhnlichen Namen hat der Staat seinen Beamten gegenüber ja dadurch längst anerkannt, daß er die Namen numeriert. Das ist eine sehr prosaische Methode, aber es ist schließlich besser, „Schulze VI" zu heißen, als mit einem Allerweltsnamen herumzulaufen und ewig mit andern Menschen oder gar Kollegen des gleichen Namens verwechselt zu werden, wodurch viel Aergernis und sogar schwere Schädigung entstehen kann.

Je nach Geschmack und Art haben die verschiedensten Leute hier die verschiedensten Auswege gesucht. Die Beamten fanden dabei den nüchternsten und praktischsten. Es kann so eine nüchterne Zahlenbezeichnung sogar ganz charakteristisch und nett wirken; ich denke dabei z. B. an den Dichter Otto Ernst, der im bürgerlichen Lehrerleben früher „Schmidt V" hieß; der Name wurde im ehrlichen Platt „Schmidt-Fief" genannt. Vielleicht wäre „Schmidt-Fief" in seiner plattdeutschen Schlichtheit ein noch viel klingenderer Name für den Dichter gewesen als das farblosere „Otto Ernst", hinter dem man alles mögliche vermuten könnte. — Es wäre dabei der Vatersname beibehalten; es wäre dabei der alte Beruf fröhlich betont, und es wäre doch jede Verwechslung mit andern Schmidts ausgeschlossen gewesen, da dieser Name sich jedem Leser sofort und für immer eingeprägt hätte.

Praktisch verfahren ja die Eltern, die als Träger eines häufigen Namens ihrem Kind einen etwas selteneren Vornamen gegeben haben. Solange hier nicht geradezu absonderliche Geschmacklosigkeit wirkt, ist diese Methode wohl angebracht. Allerdings wird damit zu rechnen sein, daß besonders in kleinen Städten — wozu in diesem Fall oft auch Berlin gehört — jeder etwas abweichende Name anfangs als höchst absonderlich empfunden wird. Bald hört das aber auf, und das so eigenartig bezeichnete Kind hat jetzt dauernd eine feste Bezeichnung. Wenn z. B. in einer Sexta neben einem Hans Müller, einem Karl Schulz, einem Fritz Lehmann ein Klemens Meyer sitzt, so wird man beobachten können, daß fast stets der Meyer zugleich mit seinem Vornamen genannt wird, während die nüchterner genannten Kollegen einfach auf ihren Nachnamen angewiesen sind, weil niemand des Vornamens achtete.

Häufig entstehen auf diesem Gebiet sogar Kämpfe zwischen den Gerichten und den Eltern, und zwar wenn den Gerichtsbeamten die Namen gar zu ungewöhnlich scheinen. Von derartigen harmlosen Streitereien sprach kürzlich folgende Magdeburgische Zeitungsnotiz:

„Die Geburt eines kräftigen Jungen, dem erst durch Beschluß des Kgl. Landgerichts zu Magdeburg vom 22. Dezember 1910 die Vornamen Antonius Stradivarius gestattet sind, beehren sich nachträglich ergebenst anzuzeigen F. W. Schulz, Geigenbauer und Frau."

Man kann es dem Geigenbauer Schulz nicht verdenken, daß er die in Preußen gar zu üppig wuchernden Vornamen Friedrich Schulz nicht weiter vererben wollte; die gleichen Namen, die bei einem Grafen Schwerin oder einem Hohenzollernfürsten ruhmreich und verheißungsvoll klingen, wirken nüchtern und gewöhnlich bei einem nüchternen und gewöhnlichen Namen; es kommt noch dazu, daß dieser Geigenbauer, der doch wahrscheinlich Künstlerblut in den Adern hat, die Hoffnung trägt, daß



sein Sohn vielleicht einmal die künstlerische Laufbahn einschlägt, und auf diesem Weg ist ein gar zu alltäglicher Name ein arges Hemmnis. Es gehört z. B. geradezu ein Mut dazu, wenn eine junge Künstlerin vor das Publikum und die Kritik tritt und nichts mitbringt als etwa den alltäglichen Namen „Anna Müller". Würde die Dame im Bühnenleben das Fach der komischen Alten sich erwählt haben, so mag es noch gehen, sollte sie hingegen für große heroische Partien Begabung spüren, so würde der Name wenig empfehlend wirken. Umgekehrt haben Künstler, die über klangvolle Namen, wie etwa „Johannes Trojan" oder „Theodor Fontane", verfügen, von vornherein mit dem Namen einen Vorteil.

Jene Streitereien mit den Standesbeamten entspringen häufig auch der kindlichsten Streitsucht der Eltern. In seinem „Liedermacher von Berlin" erzählt uns Julius Stinde von einem Knaben, dem sein Vater durchaus den Namen „Petroleum" geben wollte, und der schließlich nach langen Zankereien sich mit dem Doppelnamen „Pedro Leo" begnügen mußte. Häufig kommt es auch vor, daß irgendwelche Phantasiebezeichnungen, wie Firmennamen oder Ortsnamen, als Vorname beigegeben werden, ohne daß es sich dabei um den Rufnamen handelt.

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein bemüht sich seit langer Zeit, altgermanische Namen wieder in Erinnerung und in Mode zu bringen. Meistens handelt es sich da um Namen, die sogenannte Heilwünsche enthalten, wie: Bernhard, Leonhard, Wolfhart usw. Außerordentlich reich ist der Sprachschatz unserer Vorfahren an klangvollen Namen, wie Answald, Oswald, Adelhard = Alhard, Adelwin = Alwin = Alboin, Amalberga (verkürzt in Amalia), Arno, Ekmund = Egmont, Friedbert, Friedburg, Friedger, Friedhelm, Friedmund, Fridolin, Irmbert, Irmfried, Irmgard, Irmhild, Wilhelm, Wilfried, Willibert, Willeburg, Willegis, Willemar, Willeram, Willerich, Willibald usw.

Schon unsere alten, damaligen Vorfahren waren sich aber nicht stets der vollen Bedeutung aller Namen klar; die Vorsilbe Inge z. B. konnten sie nicht deuten. In späterer Zeit finden wir besonders unter den Frauennamen Namen von wunderbarem Klang. Besonders finden wir solche oft in alten Klosterbüchern. „Spieltraut von Bärnhausen", wie süßlich und wie gemacht klänge das Wort, wenn wir's in einem heutigen romantischen Dichtwerk anträfen als freies Erzeugnis spielerischer Phantasie! „Spieltraut von Bärnhausen", wie holdselig und schmerzlich süß klingt der Name, wenn er uns aus alten Klosterbüchern entgegenlächelt als Name einer Nonne, die in blutjungem Alter in einem westfälischen Kloster starb!

Natürlich spielt die Mode ihre große Rolle bei der Auswahl der Vornamen. Als die „Versunkene Glocke" vor Jahren über die Bühnen ging, war die Zahl der Knaben, die dem Dichter zu Ehren Gerhart genannt wurden, eine sehr stattliche, und seit dem großen Erfolg von Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" wimmelt es von Karl-Heinzen unter den jüngeren Semestern.

Neuerdings sind ja die verkürzten Koseformen der Namen modern geworden. Diese Sitte gibt Zeugnis von dem mangelnden Ernst unserer Tage. Früher kam so etwas nicht vor. Es gibt z. B. viele Könige namens Friedrich, aber es gibt nur einen König Fritz, dem dieser Name auch wohl immer allein bleiben wird. Dieser König Fritz hat aber natürlich niemals die Geschmacklosigkeit gehabt, sich selbst mit dem Kosenamen Fritz zu bezeichnen oder gar sich als Fritz zu unterschreiben. In unserm Norden kommt es noch heutigestags so gut wie gar nicht vor, daß ein verkürzter Name bei der Taufe verliehen oder als Unterschrift gegeben wird. Es kann dort eine Frau ihr ganzes langes Leben hindurch Hanne oder Fiken oder Stine genannt werden, sie selber wird stets Johanna, Sophie oder Christine schreiben. Das Vorurteil gegen diese Verkürzungen und deren Träger geht dort sehr weit. Besonders das gegen die Trägerin. Es wird sehr schwer halten, einem echten Heidebewohner es klarzumachen, daß es Künstlerinnen gebe, die bei solcher verkürzten Namensbezeichnung einen ernsten und stillen Wandel führen wollen; er wird in dieser öffentlichen Beilegung des Kosenamens aufdringliche Koketterie wittern. Manche dieser modernen Frauennamen klingen ja überhaupt schon nicht mehr wie menschliche Namen; wenn man z. B. hört, daß nach „Lu" und „Jo" gerufen wird, so sollte man eher denken, es handle sich um junge Katzen, die da kommen sollten, als um junge Mädchen.

Unter den Männernamen kamen in letzter Zeit vielfach plattdeutsche Namen auf, und zwar meistens in verkürzter Form. Die Zahl der Kinder, die „Jörn" heißen, mag etwa der Auflage des „Jörn Uhl" entsprechen. Später kamen Namen, wie „Götz" und „Hann", in die Literatur und ins Leben. Von diesen plattdeutschen Namen gilt noch mehr, was von den hochdeutschen Vornamen gesagt ist: diese Kosenamen werden da oben im Land erst ganz und gar nicht geschrieben. Jörn schreibt sich dort immer Georg, und Hans schreibt sich immer Johannes. Das Plattdeutsche ist eben keine Schriftsprache, und wenn die Plattdeutschen in Mecklenburg ihr geliebtes „Nigenbramburg" schriftlich erwähnen wollen, so schreiben sie es stets „Neubrandenburg". An unsinnigen Vornamen sind die Amerikaner und die teilweise darin schon recht amerikanisierten Engländer reich. Ihnen kommt die bequeme Gesetzgebung entgegen, die jede Bezeichnung gestattet. So kam es z. B. vor, als vor etwa zwei Jahren die amerikanische Flotte Australien besuchte, daß eine ganze Masse von Kindern Sperry getauft wurde, denn so hieß der kommandierende Admiral der Flotte. Ja, diese Bezeichnung war einem einfachen Tagelöhner sogar noch nicht gut genug, und er wollte auch den Adelstitel des Helden seinem Kind verleihen. Er meinte, der Sohn käme so besser durchs Leben. Hoffentlich behält er recht. In Australien lebte gar ein Kutscher namens Kardinal Moran; der Gute hatte aber nicht nach dem bekannten Kirchenfürsten gleichen Namens diesen Namen erhalten, sondern weil er an dem Tag geboren war, als der Jockei „Moran" auf einem Pferd namens „Kardinal" ein großes Rennen gewann. In Amerika und Australien finden wir ja auch jene religiösen Sekten, die langatmige Vornamen, die oft gar aus ganzen Sätzen bestehen, bevorzugen. Das Krasseste darin leistete sich wohl jener Sektierer, der sich als Vornamen den Satz gewählt hatte: „Wenn Jesus Christus nicht für mich gestorben wäre, so wäre ich ein Verdammter." Natürlich wurde dieser Smith für gewöhnlich mit verkürztem Vornamen „der verdammte Smith" genannt („damned Smith").

Falls aber dieser entschieden und unbestreitbar eigene Vorname ihn vor schädlicher Verwechslung mit einem der vielen Tausenden von Namensvettern bewahrt hat, so mag auch dieser Vorname Glück gebracht haben.



Der Kaiser als Landwirt.

Von Arthur Mennell. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Erst als die letzte preußische Thronrede eine ausgedehntere Nutzbarmachung der allein in Preußen noch weit über 2 Millionen Hektar — ein Umfang, größer als die Provinz Westfalen! — betragenden Oedländereien in Aussicht stellte und der Kaiser selbst in die Bresche trat, um in öffentlicher Sitzung des deutschen Landwirtschaftsrats die „Aufmerksamkeit auf eine kleine Privatarbeit“ dieser Art zu lenken, die er auf seinem Gut Cadinen geleistet hat, wurde die große Oeffentlichkeit gewahr, daß wir vor einer besonderen Frage innerer Kolonisation stehen. — Es würde zu weit führen, die Art der Urbarmachung dieser Riesenflächen, ihre Besiedlung durch Kolonisten, mit und ohne Abtorfung oder industrielle Verwertung des Torfs für elektrische Zwecke, Ueberlandzentralen oder Herstellung von die Holzkohle ersetzendem Torfkoks usw. zu schildern. Das Entscheidende ist, daß die Zentralmoorkommission und mit ihr weitblickende Beamte, voran Ministerialdirektor Thiel, die Geheimräte Fleischer, Krohne, Ramm, von denen der erste immer die schützende Hand über die auch jetzt unter Professor Dr. Tacke glänzend bewährte preußische Moorversuchsstation in Bremen hielt, mit dem „Verein zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reich“ seit Jahrzehnten die großzügige Förderung der Kultur und Besiedlung unserer Oedflächen in Moor und Heide in der nimmer wankenden altpreußischen Geduld und Stille vorbereitet haben. So ist eine eigene, wissenschaftlich erprobte Moorkultur bei uns entstanden, die nicht an das Brennen und Verfehnen gebunden ist und je nach Art des Bodens und seiner Bestimmung auch das weitberühmte Rimpausche Uebersandungsverfahren verlassen kann, um nach Umbruch der Oberfläche, Entwässerung und entsprechender Düngung ohne weiteres ertragreiches Kulturland zu schaffen.

Der Durchprobung im kleinen folgten Versuche im großen. Von den beiden am meisten gerühmten liegt der im Auftrag des Kaisers von dem Forstmeister Krahmer-Schmolsin mit „genialem Blick erschaute und eisernem Fleiß geschaffene“ königliche Großbetrieb im Moor, Wilhelmshof bei Schmolsin, hoch im Nordosten, dagegen die von Geheimrat Ramm geleitete landwirtschaftliche und industrielle Kultivierung im Auricher Wismoor, auf dem u. a. eine ausschließlich mit Moortorf geheizte, nach Osten bis Wilhelmshafen, nach Westen bis Leer und Emden arbeitende elektrische Ueberlandzentrale im vorigen Jahr bereits acht Millionen Kilowattstunden abgeben konnte. Wie reich das Hochmoor an Brennstoff ist, läßt sich aus der Tatsache ersehen, daß, wenn auf dieser 10 000 Hektar großen Moorfläche jährlich selbst 24 Millionen Kilowattstunden entnommen würden, dennoch eine nicht weniger als — 700 Jahre dauernde Heizkraft vorhanden wäre.

Arbeiterhäuser in Cadinen.

Es ist selbstverständlich, daß ein in königlichem Besitz befindlicher Landwirtschaftsbetrieb Mustergültiges leistet, aber ebenso selbstverständlich will der Kaiser auch hier über das nur Mustergültige hinaus, um das Vorbildliche zu erstreben. Nicht wie der königliche Landwirt unserer Tage Prinz Ludwig von Bayern in dauernd persönlicher Ueberwachung, denn dazu hat ein Deutscher Kaiser keine Zeit, aber doch in einer die



Pferdezucht auf Moor: Mutterstuten mit Fohlen.



einmal unternommene Arbeit auch von der Ferne aus begleitenden, ja übersehenden Anteilnahme. Da ihm, wie er sagte, allerdings nicht ohne „viele Ueberredungskünste“, von dem Verwalter seiner Schatulle auch die Mittel bewilligt werden, ist der Weg zu jeder Neuerung frei; denn ein immer möglicher Fehlschlag wird ja wohl nicht gleich den Gerichtsvollzieher herbeiholen. Und an Auswahl besonders geeigneter und empfohlener Menschenkräfte fehlt es natürlich auch nicht. So war es natürlich, daß neben dem durch die Technik ermöglichten maschinellen Ausbau, um nicht zu sagen der entsprechenden Elektrisierung dieser königlichen Betriebe, die neue Kultur von Heide und Moor in ihnen zu weithin bemerkbarem Ausdruck gelangt. — Die beiden von dem Kaiser besonders geschätzten und in ihrer Weise als vorbildlich gedachten und gemachten eigenen Betriebe Cadinen und Wilhelmshof haben die Lage in unmittelbarer Nähe der Ostsee gemeinsam, das erstere unweit Elbing am Frischen Haff, dieses, wie schon gesagt, in der äußersten Nordostecke, dem „dunkelsten Winkel“ Hinterpommerns, um ein ironisches Wort des um die deutsche Moorsache vor allen andern verdienten Freiherrn von Wangenheim Klein-Spiegel zu wiederholen. Sonst aber sind sie einander so unähnlich wie nur möglich, weil jedes von beiden in seiner Art einzig ist; jenes obendrein ganz und gar weiblich, dieses von herber, ja sprödester Männlichkeit. Hier, mit Wilhelmshof, etwas ganz und gar Neues: das kostspielige, weit über eine Million fordernde Wagnis — allerdings angespornt durch fremde große Leistung, die des Grafen Schwerin-Löwitz auf Mariawert — inmitten einer 10 000 ha betragenden Fläche seither so gut wie nutzlosen Moorbodens einen lohnenden und obendrein vorbildlichen Großbetrieb zu errichten. In Cadinen ursprünglich ein vornehm, aber etwas leichtlebig geleiteter Betrieb, Verfall inmitten einer Natur, so reich an farbenprangender Schönheit, daß auch der weit umhergekommene Wandrer diesen Fleck Erde aus einem Wunderbild des Südens hierhergetragen glaubt und ihn in jedem Fall schlechtweg bezaubernd findet. Als ihn der Kaiser gegen Zahlung einer Leibrente von 15 000 Mark an den kinderlosen Besitzer und Uebernahme der großen Schuldenlast annimmt, um diese obendrein uralte

Die „Kinder“ des Zebubullen.

Hofphot. H. Scholz.

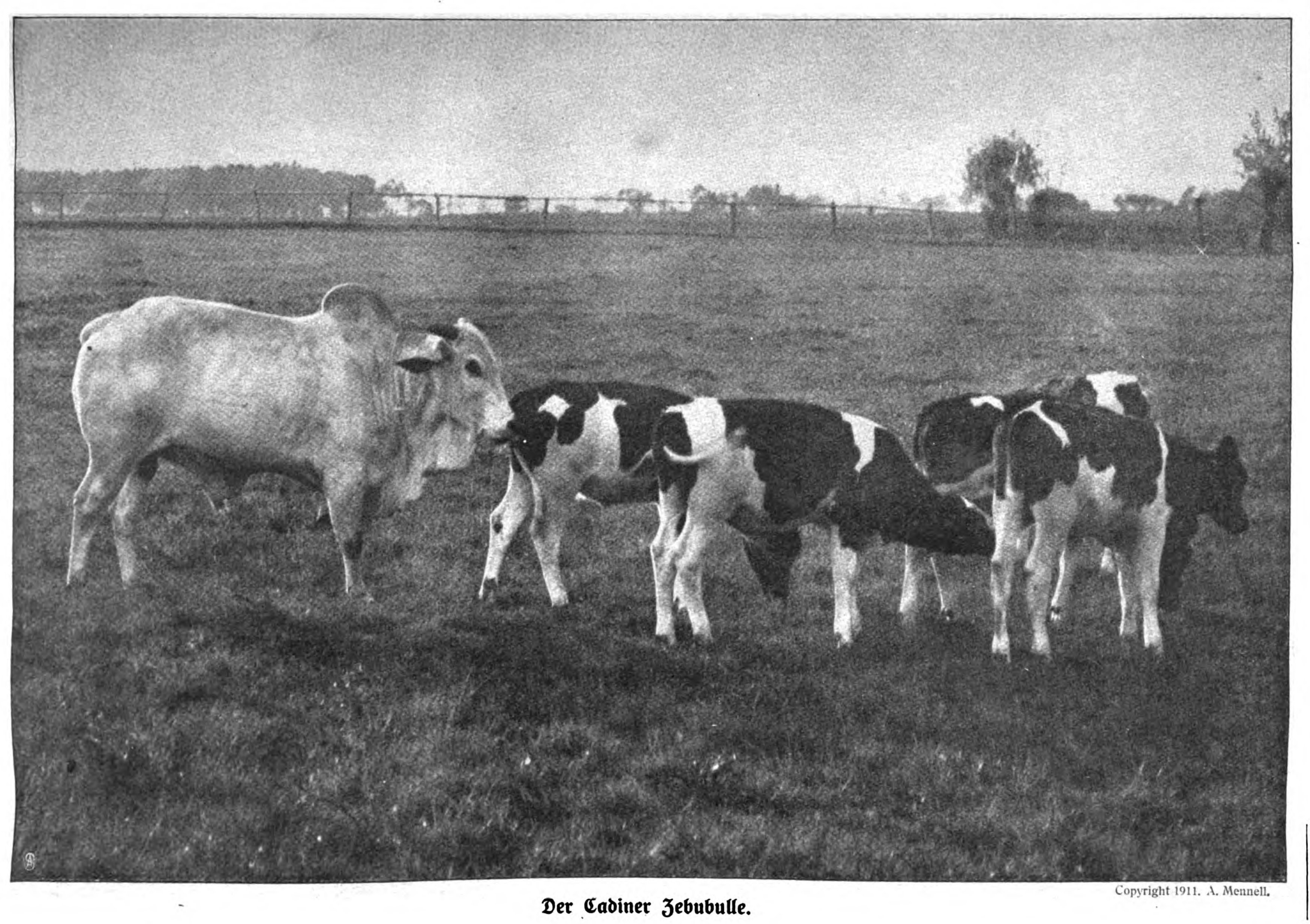
Forstmeister Krahmer-Schmolsin-Wilhelmshof,
ein Führer der deutschen Moorkultur.



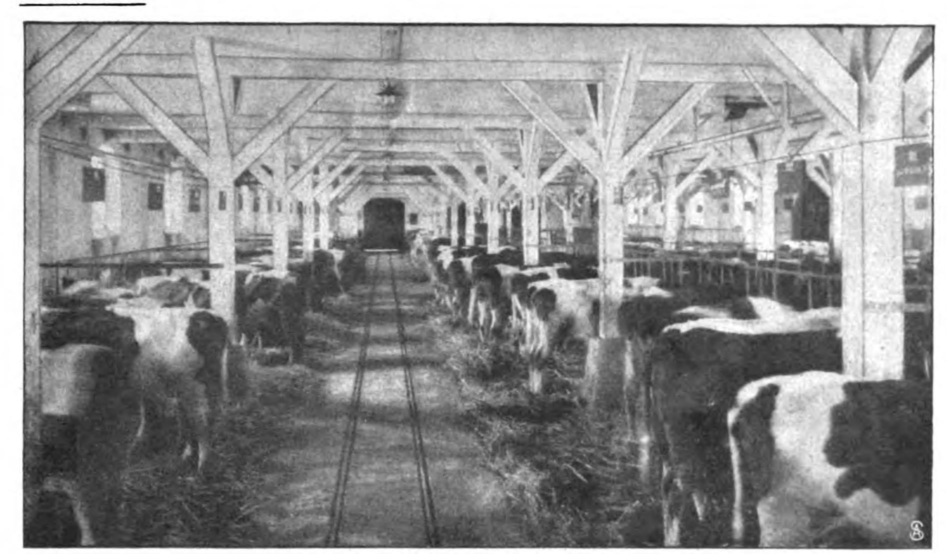
Wilhelmshof, ein Großbetrieb auf Moorboden.



Das Oedland, auf dem Wilhelmshof errichtet wurde.



Der Cadiner Zebubulle.



Stall in Wilhelmshof.

bilder auf Moor und Sand verheißend ist. Das Land zwischen Elbing und Cadinen und darüber hinaus heißt die Obstkammer Königsbergs. Cadinen sollte versuchen, eine vorbildliche Gemüsekammer des Ostens zu werden. Festlich wie alles mutet hier auch der indische Zebubulle — Abb. S. 1135 ist die überhaupt erste — an, der, allerdings nicht zur Freude der deutschen Züchter, die derartige Versuche als längst erledigt betrachten, eine neue Rasse bringen soll, die vor allem noch fettreichere Milch gäbe. Aber da der neue Versuch auf dringendes Anraten Hagenbecks nun einmal gemacht wurde, bleibt abzuwarten, was daraus wird. An den bisherigen Nachkommen dieser sonderbaren Kreuzung fällt auf, daß die grotesken Schönheitsfehler des Indiers, der riesige Höcker, die schwammigen Wammen, die hohen Beine, bisher nur hinsichtlich der letzteren zum Ausdruck kommen. Die Farbe des Zebus ist ein schönes Weißgelb, das bei den stattlich heranwachsenden Kinderchen auch nicht zum Ausdruck kam. Bis auf ein gelb- und weißgeflecktes tragen alle die Farbe mütterlicher, ostfriesischer Herkunft! —

Der Vergleich mit dem Bullenbild aus Wilhelmshof spricht wohl genug für die deutsche Zucht, die gerade hier besonderste Pflege findet, beiläufig nach dem Erfahrungssatz, das hochgezüchtete, ja teilweise schon überzüchtete deutsche Vieh durch beständigen Aufenthalt im Freien unter Wahrung seiner Kultureigenschaften der Naturrasse überlegen zu halten. Hier wird sogar bei jedem Wetter im Freien gekalbt, und es ist rührend, anzusehen, wie die Mütter ihre Neugeborenen behüten und vor den Winden schützen, als ob die unbeholfenen Beine beweglichste zarte Hände wären. Der Bulle, von geradezu unvergleichlicher Stämmigkeit, wiegt die

Scholle einstmaliger Marienburger Deutschordensherrlichkeit, die aber oft auch in polnischem Besitz war, dem Deutschtum für immer zu erhalten, war es, als ob einer schönen, aber darbenden Frau — und was gäbe es Leidvolleres auf der Erde als diese — der Prinz aus Märchenland gekommen wäre, der schnell aller Not ein Ende machte. Um es prosaischer auszudrücken: unentwegte Arbeit und Sparsamkeit werden im Lauf der Zeit auch aus Cadinen einen lohnenden Besitz machen. Aber heiter, wie zum ewigen Fest ladend, ist es noch immer. Hier könnte man sich Horaz und Virgil, die ewigen Verherrlicher des Landlebens, denken. Und natürlich Goethe dazu, der in der letzten Falte seines großen Herzens der ideale Bauer war. Mehr noch: die dringend notwendige Versöhnung der deutschen Stadt mit der deutschen Erde. —

Selbst die vom Kaiser geschaffenen Arbeiterhäuser, die eher elektrisches Licht erhielten als das erst in diesem Jahr damit bedachte Herrenhaus, nehmen an diesem Glanz teil, der die Arbeit versteckt, weil er sie vergoldet. Wohl überrascht im ersten Augenblick der fremde schottische Villenstil, in dem sie errichtet sind, aber dafür bot die nahe Ziegelei die roten Backsteine, die eben verwendet werden mußten und nun durch ausdrücklichen Kaiserlichen Wunsch — sie alle sind ringsum von Gartenland umgeben — wilden Wein und Kletterrosen an sich emporwachsen sehen. Wer im Jahr den schönsten Garten heranpflegt, erhält vom Kaiser eine besondere Belohnung. Dabei fällt auf, daß bei aller Liebe für das erprobte Neue gerade hier noch kein Gartenbau im großen versucht wurde, den wir so dringend nötig haben, wie er nach den glänzenden Leistungen holländischer Vor-



Hochmoor im Urzustand.



Deutscher Stammbulle auf Wilhelmshof mit eigener Zucht.

Kleinigkeit von 22 Zentner, die er aber nicht zu bemerken scheint. Ein erstes seiner Produkte sah ich in — Varzin.

Auch die Gebäude von Wilhelmshof ähneln in keiner Weise den üblichen Gutshöfen oder gar denen von Cadinen. Hier ist alles auf das Nützliche geschaut und gebaut. Unser Bild beweist es zur Genüge. Forstmeister Krahmer hat in dieser seiner alljährlich von unzähligen Fachleuten besuchten und gepriesenen Schöpfung, die aus anfangs bedenklichen Kinderkrankheiten sich zu dauernder, hohe Rente bringender Musterleistung auswuchs, ein Vorbild hingestellt, das für die große Kulturbewegung der Nutzbarmachung unserer Oedländereien ebenso verheißend wie maßgebend sein wird: dank dem niemals wankenden Vertrauen seines kaiserlichen Herrn.

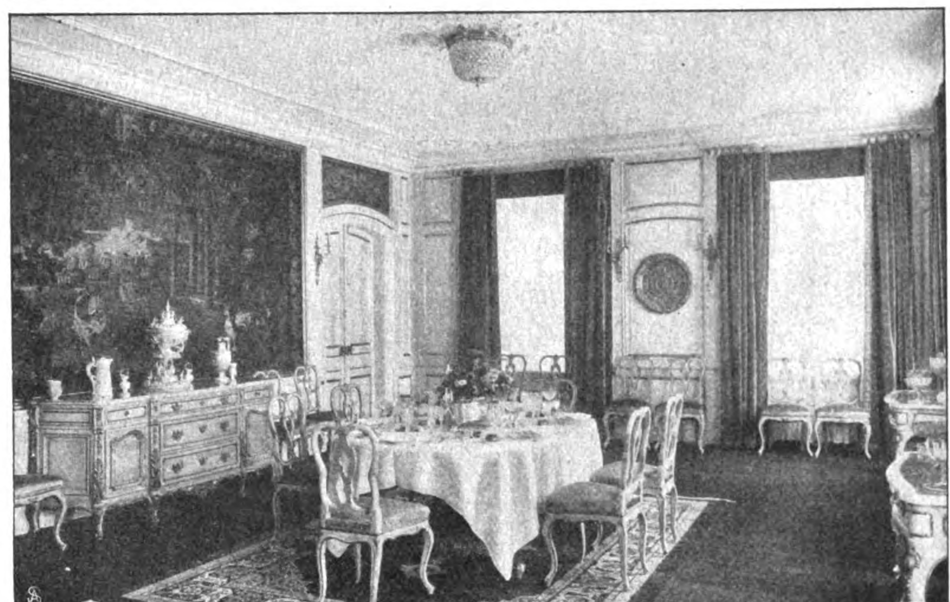
Die deutsche Gesandtschaft in Kopenhagen.

Von Paul Elsner. — Hierzu 8 Aufnahmen von Hofphot. J. Petersen & Sohn (E. Hohlenbergs Nachfolger).

Die deutschen Diplomaten pflegen in der Hauptstadt des ganz in die Fluten der Ostsee gebetteten grünen Inselreiches, wo etwa 20 000 Deutsche wohnen, in diesem geistigen Mittelpunkt des skandinavischen Nordens auf dem Gebiet der Kunst, Literatur und Wissenschaft, in der Regel sich sehr wohl zu fühlen. Die Schönheit dieses Stadtjuwels und seine Umgebung mit ihren uralten Buchendomen, träumenden Seen und stolzen Königschlössern, das würzige, stärkende Seeklima, der Oeresund mit seinem ewig wechselnden Wogenblau, die alte Kultur des Landes und die Höflichkeit seiner Bevölkerung sind Vorzüge, die von den Diplomaten nicht unterschätzt werden.

Infolge der weitverzweigten Familienbeziehungen des dänischen Königshauses ist Kopenhagen aber auch ein interessanter Posten in der diplomatischen Vertretung des Deutschen Reiches im Ausland. König Frederik VIII., mit dem der zum Admiral der dänischen Marine ernannte Deutsche Kaiser durch Freundschaft verbunden ist, und Königin Luise, eine schwedische Prinzessin, hatten die Freude, ihren zweiten Sohn, den Prinzen Karl, auf Norwegens Thron berufen zu sehen. Der Kronprinz ist mit einer Schwester unserer Kronprinzessin vermählt, der dritte Sohn des Königs, Prinz Harald, wählte sich eine Prinzessin aus dem Haus Glücksburg, eine Schwester der Prinzessin August Wilhelm von Preußen. Die älteste Tochter des Herrscherpaares, Prinzessin Ingeborg, wurde die Gemahlin des Prinzen Karl von Schweden, eines Bruders des Königs Gustav. König Georg von Griechenland, ein Bruder des Königs Friedrich VIII., sucht sich

Dr. von Waldthausen, deutscher Gesandter in Kopenhagen.



Der Speisesaal in der Gesandtschaft.

sund gelegenen Villa Hvidöre zuzubringen.

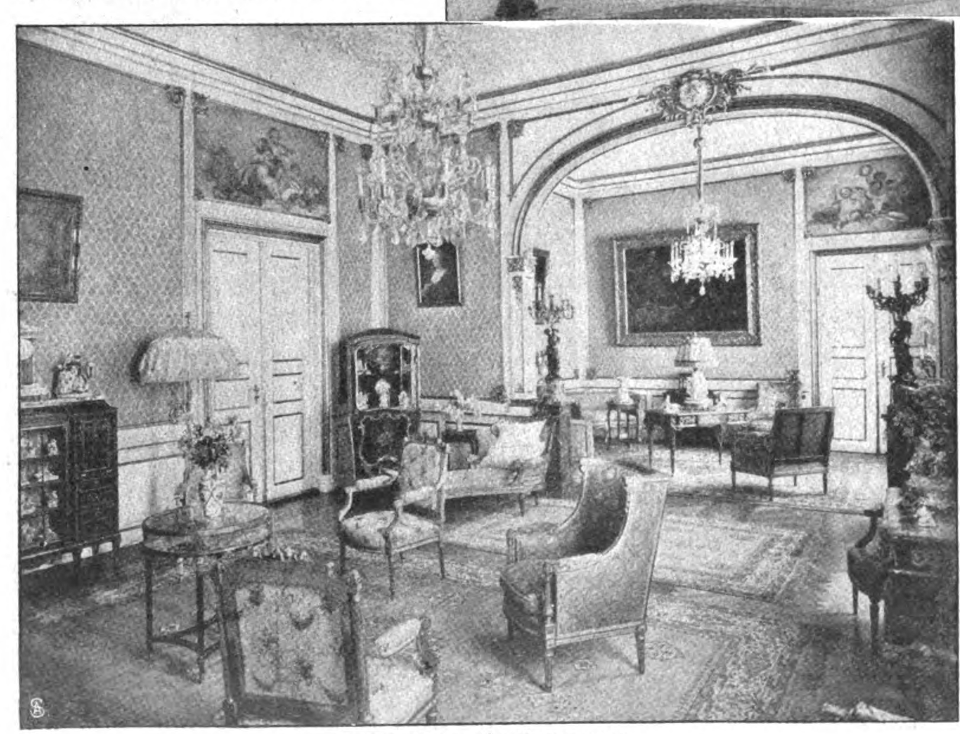
Den aus dem Staatsdienst geschiedenen Grafen Henckel Freiherrn von Donnersmarck hat im Vorjahr Herr von Waldthausen (Portr. S. 1137) auf dem Gesandtschaftsitz des Deutschen Reiches in Kopenhagen abgelöst. Julius von Waldthausen begann 1888 seine diplomatische Laufbahn, die ihn über Madrid, Tanger, Tokio nach Petersburg und Rom und von dort nach Kalkutta führte, wo er von 1895 bis 1900 als Generalkonsul tätig war. Nachdem ihm 1900 Titel und Rang eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers verliehen war, trat er, auf seinen Wunsch längere Zeit beurlaubt, eine mehrjährige Reise um die Welt an, nach deren Beendigung er zu Anfang des Jahres 1904 zum Gesandten in Buenos Aires ernannt wurde, in welcher Stellung er bis 1910 verblieb.

Herr von Waldthausen bewohnt mit seiner Gemahlin (Port. S. 1139), die einer der angesehensten deutschen Familien Antwerpens angehört, und mit seinen beiden reizenden

gern in der alten Heimat zu erholen, und auch die Herzogin von Cumberland weilt oft als Gast am Hof ihres Königlichen Bruders. Für die beiden andern Schwestern des Königs, die Kaiserinwitwe Dagmar von Rußland und die Königinwitwe Alexandra von England, sind stets Zimmer in Fredensborg reserviert. Auch pflegen die beiden Damen in der Regel im Sommer längere Zeit in ihrer am Ore-



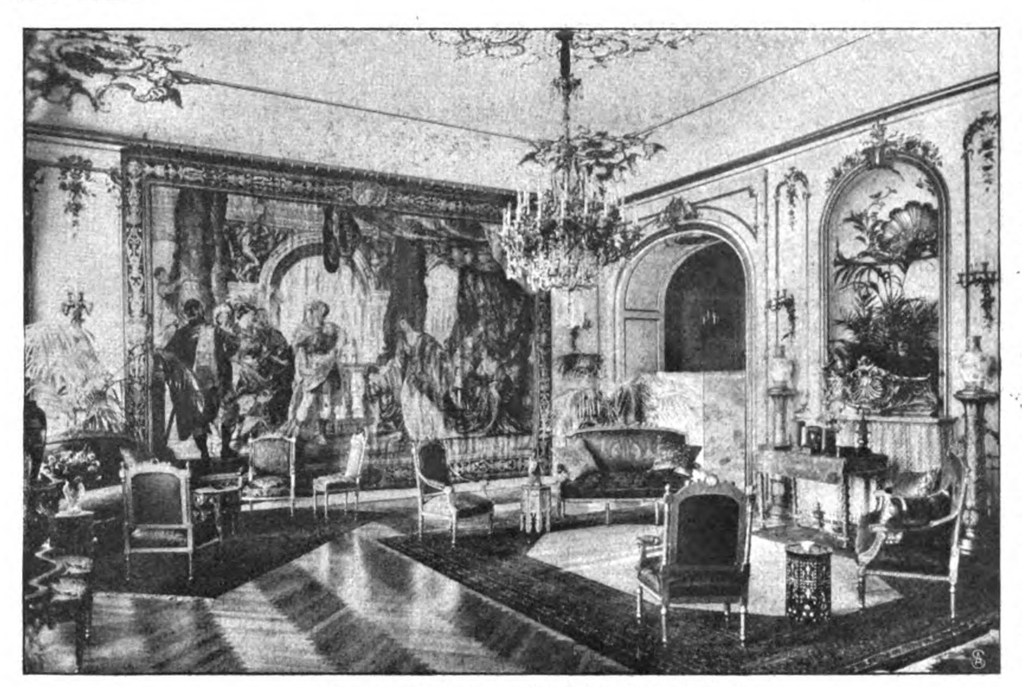
Das deutsche Gesandtschaftsgebäude.



Blick in den Empfangsraum.

Frau von Waldthausen mit ihren Kindern.

Kindern in der alten Königstadt am Sund das historische, 1686 vom Admiral Niels Juel erbaute Reedtz-Thottsche Palais. Dies Schloß, auf dessen jetzt verschwundenem Balkon an der Hauptfassade die dort von Niels Juel aufgestellten Kanonen zugleich mit den im Hafen verankerten Kriegsschiffen Salut feuerten, so oft König Christian V. an dem Palast vorüber zum Besuch seiner „Frau Mutter“ nach der Amalienborg fuhr, gelangte 1698 in den Besitz der zur linken Hand angetrauten Gattin Christians V. Sophie Amalie Moth und wurde dann Eigentum der Grafen Danneskjold-Sanssö. Als hier 1716 der russische Gesandte Graf Dolgorucky wohnte, war Zar Peter der Große während seines Besuches in Kopenhagen sein Gast. 1760 in den Besitz der Lehnsbarone Reedtz-Thott übergegangen und dann fast ein Jahrhundert Sitz der russischen Gesandtschaft, wurde es von 1893 an von dem früheren Ministerpräsidenten Lehnsbaron Otto Reedtz-Thott

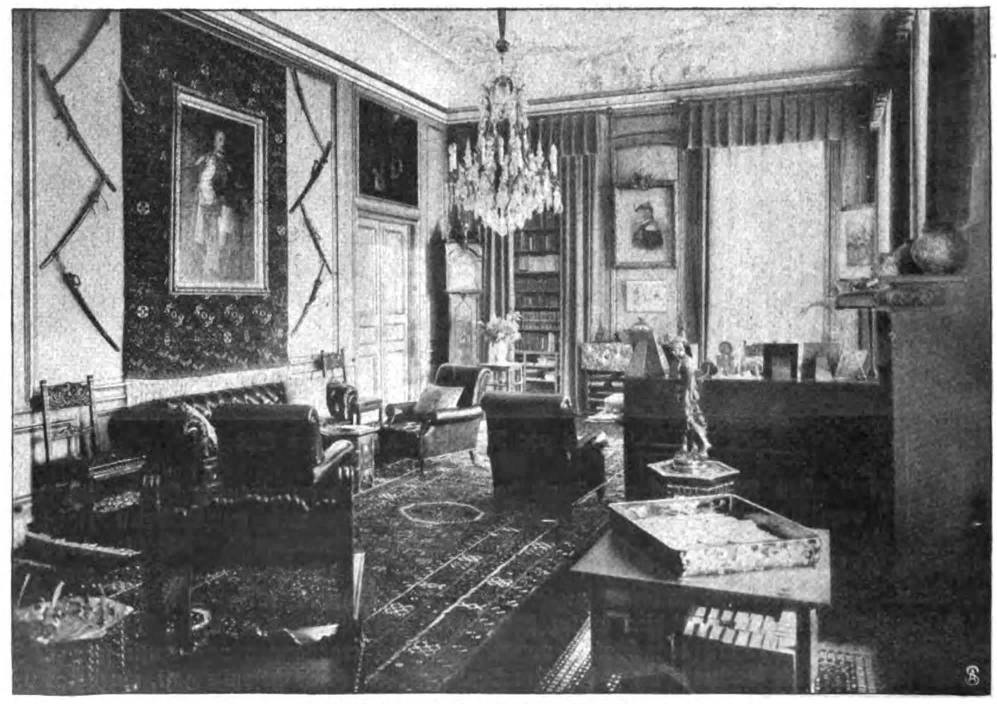


Der Tanzsaal in der deutschen Gesandtschaft.

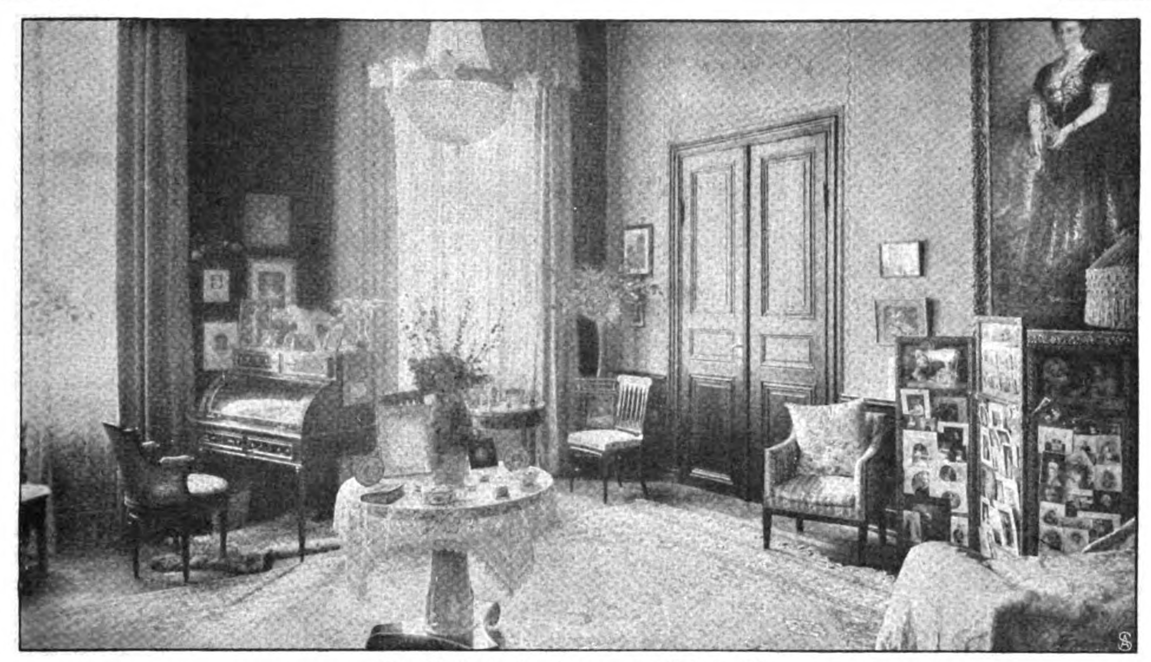
bewohnt. Dies schöne Palais, an sich eine architektonische Sehenswürdigkeit, liegt an Kopenhagens vornehmstem Platz, am Kongens-Nytoro, dem das königliche Theater, das Ministerium des Aeußern und die Charlottenborg einen monumentalen Rahmen verleihen. Das Innere des Hauses trägt ein charakteristisches Gepräge durch die allenthalben die Blicke fesselnden Prachtstücke japanischer und indischer Kunst, heimgebrachte Reiseerinnerungen des Gesandten. Der künstlerische Geschmack der Hausfrau hat da, was die Einrichtungsstücke selbst und ihre Anordnung betrifft, etwas Besonderes, ein Heim von fein abgestimmter, harmonisch wirkender Schönheit mit eigener persönlicher Note geschaffen.

So bilden gleich in dem mit den kostbarsten Gobelins geschmückten Vestibül zwei Statuen von indischen Götzen, die Träger eines indischen Gongs, einen fesselnden Kontrast zu den geschwungenen Rokokolinien des Treppengeländers. In dem Empfangsaal (Abb. S. 1138) mit seinem Wandschmuck alter, wertvoller italienischer Bilder, mit seinen Möbeln im Stil Ludwigs XVI. sind ein altfranzösischer Tragstuhl, Meißner Porzellangruppen und Spitzenfächer berühmter Damen Sehenswürdigkeiten. Herrlich sind die Gobelins an den Wänden des in Weiß und Gold gehaltenen Tanzsaals (Abb. nebenst.) mit seinen roten römischen Damastmöbeln, seinen altjapanischen Nippgegenständen, während im Renaissancesaal antike indische Blumenvasen und im Speisesaal (Abb. S. 1138) indische Silberaufsätze, Kannen und Kandelaber aus feinstem Kaschmirsilber unsere Bewunderung erregen. Das mit schweren Ledermöbeln ausgestattete Arbeitzimmer des Gesandten (Abb. untenst.) ist beherrscht von einem lebensgroßen Porträt Kaiser Wilhelms II.

In solchen Räumen kann man repräsentieren, und Herr und Frau von Waldthausen tun es gern und in der liebenswürdigsten Weise. Kein anderes Haus Kopenhagens sieht heute so häufig Gäste wie unsere Gesandtschaft, und der Glanz dieser Feste ist allbekannt. In aller Erinnerung ist noch der glänzend verlaufene



Das Arbeitzimmer des Gesandten.



Das Boudoir der Frau von Waldthausen.

Ball der letzten Saison, zu dem die ganze königliche Familie mit anderen erlesenen Gästen erschienen war.

In Kopenhagen befinden sich zahlreiche deutsche Vereine, so der Verein deutscher Reichsangehörigen, ein vom Generalkonsul H. Martens ins Leben gerufenes deutsches Seemannsheim, eine deutsch-evangelisch-reformierte Kirche, eine deutsch-reformierte Schule und die deutsche St.-Petrikirche. Zu diesem Gotteshaus, das in Herrn W. Lampe seinen bewährten Hauptpastor besitzt, gehören außer einem Pflegehaus und Jungfrauenkloster mit eigener Priorin eine Mädchenschule und zwei Knabenschulen. Allen diesen Instituten wie überhaupt allen Angelegenheiten der hiesigen deutschen Kolonie bringt der Gesandte das lebhafteste Interesse entgegen.

Stepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

17. Fortsetzung und Schluß.

Die Alten standen am Bollwerk, sahen auf das tanzende Rettungsboot und schüttelten die Köpfe.

Ein langes Geleit hatte die Mannschaft. Auch die Frauen folgten. Viele scheltend und keifend. Viele mit bösen Blicken auf Sir Henry. Viele mit quälender Angst.

Maike Michels ging neben Tütje Payens und Perke Thaten. Kein Auge wandte sie von Jasper. Ehe er ging, war er zu seiner Mutter hinaufgegangen. Warum? Das tat er doch sonst nicht? Und Wentje, die nun wieder sprechen konnte, hatte ihm nachgerufen: „Komm man ball wêr!"

„Komm well!" sagte Jasper und küßte die Kinder. Aber ihr hatte er nicht einmal die Hand gereicht!

Ein langer Zug war's, der sich ans Vorland gegen den Sturm fortkämpfte. Auf einmal war auch Carry da. Der Sturm peitschte die roten Zöpfe — nicht einmal ein Tuch hatte sie um den Kopf geschlungen, als wenn sie in höchster Eile das Haus verlassen hätte.

Ja, in höchster Eile hatte sie das Haus verlassen, als sie hörte, Jasper gehört mit zur Börte. Und es lag ihr nichts daran, daß alle sahen, daß auch Maike Michels sah, wie sie gerade auf Jasper zuging — — was sie ihm sagte!? Niemand hat's gehört außer ihm. Aber wie sie ihm die Hand drückte, und wie Jasper diese Hand hielt, das sahen sie alle! Und einige Fremde sahen in Carrys weißes Gesicht und in ihre großen, weit aufgerissenen Augen, als sich die Leute durch die schweren Seen hindurcharbeiten. Und dachten plötzlich erregt: wenn es nun doch gefährlich ist? Wenn diese ernsten Menschen doch einer Gefahr entgegengingen?

Aber es war keine Gefahr. Durch die stürmende See wateten sie. Und Sir Henry sah außerordentlich befriedigt, wie das Boot, trotzdem es von den Wellen wie toll hin und her geworfen wurde, die triefenden Männer aufnahm. Mit Tauen banden sie sich an die Ruderbänke, griffen nach den schweren Rudern, der Anker wurde heraufgezogen.

Auf einmal war's doch kein Schauspiel. Auf einmal war's ein wütender Kampf ums Leben, den die zwanzig Menschen im Boot ausfochten. Eine Sturzwelle rollte über sie weg — und nun mußte das Boot voll Wasser geschlagen sein.

Dann war's in die Brandung hineingerissen — dann warfen rotschäumende Wellen es sich wie ein Spielzeug zu — hoch oben schwebte es auf heranrauschendem



Wasserberg — und stürzte jäh hinab — verschwand in wütendem Wirbel —

Die Alten am Falm preßten die Zähne aufeinander — Frauen fingen an laut zu weinen — Sir King wurde nervös — Warum kehrten sie nicht um? Wenn sie sahen, daß es gefährlich wurde, konnten sie doch umkehren — —

Und dann lief Peter Krohn zu seiner Schnigge, und Hinrich Auckens watete schwerfällig hinter ihm drein. Clas Thaten und die beiden Lührs — Johannsen und Ralfs und Bad Lassen und Andrésen Siemens — zwanzig Männer waren bereit, ihr Leben einzusetzen, um denen da draußen zu Hilfe zu kommen. Menschen in Not — — gab's ein Zögern? Kinder des roten Felsens in Not — — War unter all den rauhen Söhnen des heiligen Landes einer, der nicht mit seinem Leben für die Kämpfenden da draußen eingetreten wäre?

Sir Henry sagte etwas — der Sturm verschlang's. Auf seiner Stirn zeigten sich feuchte Perlen. Aber es war kein Wasserstaub! Er sah zu den Fremden hin — Voll Schrecken standen sie — starrten in die wütenden Wasser — hielten krampfhaft ihre flatternden Plaids und Mäntel — Die Hollunner Frauen schluchzten und weinten und rangen die Hände — — Von ihnen abgesondert stand Carry, hatte den roten Zopf zwischen den Zähnen, biß darauf, wie ein gefesseltes Tier auf seine Fessel beißt — —

Und wie Raubtiere stürzten die rotschäumenden Wogen auf die neue Beute, rannten Sturm gegen den Felsen, peitschten ihn mit weißen Garben — triefend ragte die dunkle Wand aus der zurückschäumenden Brandung, triefend ragte der „Mönch" aus den wilden Wirbeln, und warnend — drohend — donnernd erhob er seine Stimme — —

Die schweren Ruder tauchten klatschend ein; eine rauschende, brüllende See nahm die Schnigge auf ihren grünen Rücken und leckte mit gierigen Zungen weit über das Vorland. Eine zweite und dritte See folgte — und dann setzte das Boot mit wildem Satz über die kochende Brandung —

Oben am Falm hatte der alte Botters den zerknüllten Hut abgenommen. Sein Unterkiefer klappte auf und nieder. Er wollte beten — Herr, segne unser Unternehmen — — aber er konnte nicht! Er konnte nicht! Alles war tot in ihm, sein Hirn leer, die Kehle zugeschnürt; er dachte an die kleinen Schuhe in der alten Truhe, an Jaspers erste kleine Schuhe.

Zum Hog stean schleuderten die wütenden Wogen das Korkboot; die am Falm sahen, wie das leichte Ding, unfähig, sich zu wehren, hinaufgejagt wurde. Ihre schweren Schaluppen boten doch Widerstand! Nicht umsonst ist eine Hollunner Slup berühmt! Nicht umsonst vertrauten Hollunner diesen bewährten Booten. Auch in schwerer See! Was wissen denn die Engländer von des Meeres wildem Wüten um Hilligland! Was wissen sie von den Schrecken des entfesselten Elementes, wenn es über die Riffe und Klippen des heiligen Landes tobt! Schiffe fuhren über den Ozean, trotzten den Stürmen des Ozeans — und zerschellten an des Heiligen Landes Klippen!

Bebenden Herzens standen die Alten am Falm — die Kiker vor den Augen — auf den wetterharten Gesichtern ein so fürchterlicher Ernst — —

Und der kleine Hauptmann war da. Und Pastor Hinkelmann war da — der wollte wieder zurück ans Festland, und neben ihnen stand Thora Thielen und hatte beide Hände gegen das Herz gepreßt, hatte ihr schneeweißes Gesicht dem Hog stean zugewandt, und ihre entsetzten Blicke folgten den beiden Booten — — Hatte sie so gellend aufgeschrien? Sie lag auf einmal schluchzend auf den Knien, preßte ihren Kopf gegen das Bollwerk, wollte nichts mehr sehen — nichts mehr von den Schrecken sehen —

Eine furchtbare See hatte das Boot von der Seite gepackt und umgeworfen. Kieloben wurde es in die Brandung geschleudert und konnte sich nicht aufrichten! Konnte sich nicht aufrichten, denn eine zweite und dritte See stürmte drüber hin! Über zwanzig zuckende Leben stürmte die rasende See brüllend dahin — —

Am Strand schlug eine Frau bewußtlos nieder. Viele beteten ganz laut. Die Hollunner starrten barhäuptig mit verzerrten Gesichtern. Der junge Ölrichs und Ölk und Nummel Andrésen waren plötzlich an der zweiten Schnigge, und von den entsetzten Zuschauern löste sich in fiebernder Eile eine Gruppe, watete durch die Seen — stürzte — wurde an Land geworfen — und watete doch hinüber, laufend, springend —

Und die zweite Schnigge setzte über die Brandung. Nummel Andrésen, der alte Lotse, der im „langen Jammer" an die ungestüme See wie an eine wilde Geliebte gedacht, die schon längst gestorben war — er hatte mit seinen beiden sehnigen Fäusten sein Ruder gehalten und hatte vergessen, daß sein Rücken krumm war und seine Knochen morsch! Zum Hog stean hielten sie.

Durch die Kiker sahen sie am Falm, daß die erste Schnigge Menschen an Bord nahm, daß man Taue auswarf — Die Mannschaft im Börtboot mochte die Gefahr erkannt haben, die sie bei einem Umschlagen des Bootes bedrohte, wenn sie festgebunden blieben. Hatten sich freigemacht und konnten doch wenigstens versuchen, so lange an dem treibenden Boot sich zu halten, bis Hilfe kam. Und ein furchtbares Ringen um das Leben begann. Ein furchtbares Ringen mit dem Tod — —

Sir King stand unbeweglich, bleich bis in die Lippen. Hans Heinrich, der dem furchtbaren Schauspiel wie in Erstarrung folgte, sah, wie seine Hände, die das Glas hielten, zitterten. Peter Ölrichs schrie mit heiserer Stimme, daß man wollene Decken bereit hielt, und Peter Mohr ging schneller, als man es jemals bei ihm gesehen, ins Pottchen — Grog brauchten die Männer, die aus der See zurückkehrten. So viel Grog wie nur möglich. —

Eine Stunde verging. Da brachte man die ersten, brachte sie lachend und weinend zugleich, führte sie, stützte sie, schmiegte sich an die Wankenden — Männer, Brüder, Söhne waren den Frauen zurückgegeben. In das Donnern der Wogen, in des Sturmes Fauchen und Heulen mischten sich Freudenschreie, zitternde Rufe, mischten sich aber noch die Angstrufe jener, die, über Besinnungslose gebeugt, Wiederbelebungsversuche machten, die in bebender Angst sahen, wie die Männer unter Leitung des jungen Arztes, den Bad Lassen vom Land für den armen Baron Thielen geholt, den Leblosen wieder Leben einzuflößen bestrebt waren, die Hans Heinrich beobachteten, der einen armen Jungen auf den Armen in Andrésen Siemens' Haus brachte, während er den halbtoten Hinnerk Ölk führte.

Der Gouverneur atmete auf. Gott sei Dank, es war noch alles gut abgelaufen. Jeder schien seinen Angehörigen gefunden zu haben. Bad Lassen sagte, daß sie alle gerettet waren, und wenn Gott wollte, ließ er sie am Leben. Er und so mancher der tapferen Lotsen ließen sich's schmunzelnd gefallen, daß die Badegäste, außer sich



vor Bewunderung, sie ins Schlepptau nahmen und im Schutzengel und im Pottchen feierten, wie es solchen Helden zukam. Als sie das erste Glas Grog tranken, hatten sie die Schrecken am Hog stean vergessen.

Ja, der Gouverneur atmete auf, stelzte zur Treppe — Da kam ihm einer entgegen, der sich mit beiden Händen am Geländer hielt, der mit brechenden Knien sich herunterschleppte, dessen weißes Haupt unbedeckt war, aus dessen angstverzerrtem, grauweißem Gesicht leere Augen glotzten.

„Wo ist Jasper?“ fragte der Mann; tonlos, hohl war die Stimme.

Jasper? Wo Jasper ist? fragte er. Sir Henry stützte sich schwer auf seinen Stock. Bad Botters forderte Jasper von ihm — — Vor einer Stunde hatte er über den Burschen sein „Damned“ ausgestoßen, als Carry sich so wild an ihn drängte, als er des Mädchens Augen sah, die ihm folgten. — War das „Damned“ so schnell in Erfüllung gegangen?

„Wo ist Jasper?“ fragte der alte Lotse.

Damned, er hatte ihn nicht gesehen, und er wird auch im Pottchen sein — sie sitzen alle im Pottchen —

Und er ging selbst, um nachzusehen, fragte nach Jasper —

Und Totenstille war plötzlich statt des wilden Lärms. Einige beugten sich vor — Peter Krohn erhob sich langsam — als höre er nicht recht; Lührs und Thaten und Ralffs sprangen auf, sahen um sich, als müßten sie ihn in ihren Reihen sehen, und dann liefen sie hinaus, zurück an den Strand —

Mit hängendem Unterkiefer stand Bad, das gefurchte Gesicht zerrissen von Angst und Jammer. Es war nicht nur der Schmerz, der sich in seine Seele gekrallt — es war die Aussicht auf ein jammervolles, freudloses, sorgenvolles Leben, auf ein Leben ohne Hoffnung, ohne Sonne, auf das Ende im „langen Jammer“, das ihn und die Frau erwartete, nachdem sie ein Leben lang hart gearbeitet.

Alle suchten Jasper und sahen scheu aufs Meer. Wann gab es je zurück, was es nahm? Sie liefen am Falm — suchten am Vorland — — hast du Jasper gesehen? Hast du Jasper Botters gesehen? Aber niemand hatte ihn gesehen — —

Vom Hog stean herüber brüllte die See ihr Siegesgeheul. —

Am Abend dieses furchtbaren Tages saß Hans Heinrich bei Andrésen Siemens. Nach dem Geretteten hatte er sich erkundigt. Und er war gern geblieben, als Siemens ihn zum Sitzen einlud. Gewiß will er mit mir über Thora sprechen, dachte er, fest entschlossen, diesen Flirt der schönen Frau, so gut es ging, zu entschuldigen. Aber wie hätte Andrésen von seiner Liebe sprechen können, von dem Schmerz seiner Liebe! Das war sein Eigentum. Das war wie eine heilige Stätte, heiliges Land, dem niemand sich nähern durfte.

Andrésen Siemens sprach von den Plänen, die er zur Erbauung einer deutschen Flotte einreichen wollte, sprach ruhig und fest, klar und eindringlich. Er legte ihm Zeichnungen vor, auf Grund deren ein neuer Hafen gebaut werden sollte; auf den Klippen und Riffen des alten, vom Meer weggerissenen Steinwalls sollten die Kais sich erheben.

„Eine deutsche Flotte!“ sagte Lützow mit trübem Lächeln.

Aber Siemens war so voll fester Zuversicht.

„Sie wissen am Festland nur nicht, was es heißt, eine Seemacht zu sein. Aber wir wissen es. Nur wer die Macht zur See hat, dem gehört die Welt. Ich habe Schiffsmodelle gezeichnet, bei denen es einfach ist, die Handelsflotte in den Dienst der Marine zu stellen; in den griechischen Gewässern habe ich es gesehen. Und sie haben sich bewährt. Deutschland kann erst wachsen, wenn es seine Küsten und sein Meer in den Dienst der Marine stellt. Hauptmann Rose hat mir gesagt, daß Sie Adjutant des preußischen Kronprinzen sind. Deshalb wollte ich Sie bitten, ihm meine Pläne und Zeichnungen vorzulegen —“

Verblüfft betrachtete der Preuße die Pläne — den Mann, der ihm in seiner einfachen, natürlichen und etwas schwerfälligen Art Gedanken offenbarte, die zu genial waren, um jemals verwirklicht werden zu können. Und alles hate er erwogen. Das Holz zu den Schiffsbauten sollte Oldenburg liefern, der Jadebusen mußte Station werden. Schleswig-Holstein mußte interessiert werden, weil es Kiel hatte, und die pommerschen und preußischen Küsten durften nicht länger ohne Schutz vor Dänemark und Rußland bleiben — Preußen aber, der Hauptstaat im nördlichen Deutschland, mußte die Initiative ergreifen —

„Ich habe in Altona einen getroffen, der Dampfschiffe bauen will. Sie haben alle darüber gelacht. Aber ich habe ein Modell gezeichnet, das vier Kanonen an Bord haben kann. Preußen sollte sich das nicht entgehen lassen —“

Lützow hörte — hörte — was er sonst belächelte, wurde hier von diesem ernsten Menschen als so sicher angesehen, als handle es sich nur um die Zeit, da so Gewaltiges sich ereignen sollte. Ein Wald von Schiffen um Helgoland — — eine deutsche Feste im deutschen Meer — die deutsche Flagge geachtet, gefürchtet von den Nationen — und von einer starken Faust Seemacht und Landmacht zum Besten des Vaterlandes geleitet — —

Gegen Mitternacht erhob er sich mit heißem Kopf. Seiner Königlichen Hoheit sollten die Pläne vorgelegt werden, wenngleich das Ganze eine Utopie war, wenngleich Lützow dachte, daß er sich ein wenig lächerlich mache. Wer hätte auch im Jahr 1826 im Ernst an eine deutsche Flotte denken können?

„Wenn man Sie hört,“ sagte er, „sollte man glauben, Sie seien nicht englisch, sondern deutsch. Nur wenn man deutsch fühlt, kann man von Deutschlands Größe träumen —“

Andrésens tiefe, grüblerische Augen ruhten auf Lützow — ruhten auf der Karte von Heiligland —

„Helgoländer sind wir. Friesen sind wir. Sind nie anders gewesen — können nie anders werden. Wachsen auf unserm Felsen — und sterben auf ihm. Aber wir sprechen Deutsch, Herr von Lützow, seit vielen hundert Jahren, und immer waren Friesen deutsche Stämme. Und so soll das bleiben.“ —

Er gab ihm das Geleit, Die See war ruhiger geworden.

„Wann fahren Sie?“ fragte er. Lützow meinte, seine Stimme klinge rauher, gepreßt.

„Wenn wir Baron Thielen ans Festland mitnehmen können. Er will in der Heimat beerdigt sein. Wollen Sie ihn noch sehen?“

„Nein“, sagte Andrésen. —

Schon nach zwei Tagen konnten sie fahren. Der „Kronprinz von England“ hatte den Sarg an Bord, hatte



auch Pastor Hinkelmann an Bord, der persönlich das hohe Konsistorium in Schleswig um seine Entlassung von dem roten Felsen bitten wollte. Hans Heinrich saß neben Hinrich Auckens, und beide sahen ernst und schweigsam auf die kleine Jolle, die lustig im seichten Wasser schaukelte, immer wieder von Peter Lührs durch kräftigen Ruderschlag am Abtreiben verhindert. Peter Krohn machte sich mit den Segeln zu schaffen und schielte öfter zu der in sich zusammengekauerten Carry hin, die ans Festland zurück sollte. Auf Befehl ihres Onkels. Seine Exzellenz war höchst ungehalten über sie und wollte sie nicht mehr sehen. Mit allem Recht. Wohin soll es führen, wenn Bedienstete ihren Brotherrn ins Gesicht schlagen?

Lustig schaukelte die Jolle hin und her. Peter Lührs wartete auf Thora Thielen. Eigentlich wartete das ganze Lunn auf Thora Thielen. Vom Oberland herab tönte Glockengeläut. Das waren die letzten Grüße, die das heilige Land für den Toten hatte.

Thora aber stand vor Siemens. Stand zitternd, tränenüberströmt vor Siemens und bat: „Vergib mir." Kein Laut war in dem Zimmer, in dem sie so glücklich gewesen, kein Laut als ihr Schluchzen, als Siemens' schweres Atmen — —

„Vergib mir!" bat sie.

Vergeben! Was sollte er nur vergeben? Konnte sie etwas dafür, daß sie sich in ihm getäuscht? Es war traurig für sie, daß sie so viel Zeit und Kraft an eine unechte Empfindung verschwendet. Sie hatte keine Schuld. An ihm lag es, an seiner einfachen Art, daß er ihr nicht geben konnte, was sie vielleicht erwartete. Fröhlichen Sinn wollte sie und Lachen und Gesang. Aber das ist nicht Friesenart. Wer im Kampf mit den Elementen steht, wird ernst und tief wie das Meer. Das dachte er. Aber sagen konnte er ihr nichts.

„Ich kann nie wieder fröhlich sein, wenn ich nicht weiß, daß du mir vergeben hast", sagte sie schluchzend. „Ich weiß, daß du der beste Mensch bist, den ich jemals getroffen habe. Ich weiß, daß ich deiner nicht wert bin! Aber meine Heimat ist drüben — —"

Da mußte er lächeln. Ein bitteres, wehes Lächeln — sie fürchtete sich, daß sie nie wieder fröhlich werden konnte! Darum mußte er vergeben!

Und er vergab!

„Du mußt mich vergessen!" sagte sie außer sich, „du mußt mich vergessen! Du wirst noch glücklich werden! Eines Tags wirst du dankbar sein, daß es so kam —"

Da sah er sie an — und sie schämte sich.

„Willst du den Ring wieder haben?" fragte er. Und jähe Angst erfüllte ihn, daß sie „ja" sagen würde.

Weinend schüttelte sie den Kopf.

Dann kam Hauptmann Rose. Es war Zeit zur Abfahrt. Und sie ging. An der Tür drehte sich der kleine Hauptmann um und vergaß das Wichtige, was er hatte sagen wollen. Als sehe er in ein offenes Grab, so war ihm, als er in Andrésens Augen sah.

Und schluchzend ging Thora an den Strand hinüber, unbekümmert um die tausend neugierigen Augen, die auf ihr ruhten. Schluchzend drückte sie Sir Henry und dem Hauptmann die Hand — und dann trug Peter Johannsen sie zur Jolle hinüber, dann fuhr er sie zum „Kronprinzen" hin — dann rauschten die Segel auf, und der Wind sprang in die Leinwand —

Niemand sprach ein Wort. Pastor Hinkelmann hätte gern eine geistliche Betrachtung an den Abschied geknüpft — aber Hans Heinrich sah ihn so eigentümlich an. Es war eine Predigt da — gewaltiger, als Menschenmund sie je gesprochen. Des heiligen Landes letzte Grüße trug der Wind den Scheidenden zu, der Glocken eherner Mund sprach ihnen das Geleit. In ruhiger Majestät rauschten grüne Wogen dem Eiland entgegen — spülten über den Bug — rollten weiter — weiter —

Und der Wind sang ein Lied. Sang ein Totenlied.

Am Lunn standen die Lotsen noch barhäuptig. Sie gedachten des armen Toten, der ihnen ein Freund gewesen. Siebzehn Jahre war er einer der Ihrigen.

„Uns Herrgott helf ihm zu leichter Erde!" sagte der alte Lorenzen.

Und dann gingen sie still zum Falm, sahen der Schnigge nach, bis sie am fernen Horizont verschwand.

* * *

Von Jahr zu Jahr hat des heiligen Landes Ruhm zugenommen. Tausend Zungen haben es besungen, tausend Pinsel haben versucht, seine Herrlichkeit festzuhalten. Eine Zuflucht wurde der rote Felsen unzähligen Flüchtlingen, die auf ihm ungeduldig, fiebernd warteten, hofften — daß die Sonne der Freiheit ihrem Vaterland aufginge. Sein Schoß bot Andrésens kundiger Hand seine Schätze, ein Königsgrab fand er auf Helgoland — und eine unendliche Fülle von Freude, von Kraft, von Glück erfüllte immer von neuem die Herzen der Besucher. Ein köstliches Kleinod, ein Wunderland lernte die Welt kennen durch eines Friesen geniale Idee. Not und Sorge und Elend schwanden. Die Hollunner erfreuten sich wachsenden Wohlstandes, gingen stolz einher, standen selbstbewußt am Falm, auf den Köpfen der Badegäste abgelegte Zylinder, rauchten und tranken — und gaben wohl acht, daß keiner mehr wurde als der andre. Jedes Jahr freuten sie sich auf die Fremden — jedes Jahr wurden sie mehr und mehr überzeugt, daß sie Gottes auserwähltes Volk waren.

Daß der Teufel auch umgehen konnte, hatten sie wohl vergessen. Denn nur der Teufel kann es gewesen sein, der ihren Haß gegen ihren Wohltäter immer stärker entfachte. Nur der Teufel kann es gewesen sein, der des roten Felsen größten Sohn, dessen Seherauge die Zukunft entschleierte, von der Insel verbannte. Zur Zeit, da die erste deutsche Marine ins Leben gerufen wurde, wurde Andrésens Namen überall genannt, horchte man auf des Friesen Meinung. Daß er ein düsterer, mürrischer, einsamer Mensch war — was schadete das? Er hatte doch Gedanken! Daß er mit dem Gouverneur und sämtlichen Hollunnern in Fehde lag — was kümmerte das die Welt? Daß er seine Abhandlungen, seine Ratschläge zu Papier brachte, nachdem er auf seinem Zimmerplatz hart gearbeitet — waren sie deshalb weniger gut? Gewiß war es sonderbar, daß die Bürgerschaft ihn unwürdig erklärte, ein Amt auf der Insel auszuüben — hatte das etwas mit seinen Ideen zu tun? In den Kreisen der Sachverständigen hatte er ein wichtiges Wort. Und seine Ehrlichkeit — das sagten die Hollunner — war über jedem Zweifel erhaben.

Er gehörte zu jenen großen Wohltätern, die ihr eigenes Volk zum Dank aus ihrem Vaterland verbannt, zu jenen Großen, die ihre Brüder so überragen, daß sie nicht mehr als ihresgleichen gelten — die dank ihrer Größe einsam werden.

Ein tragisches Schicksal ließ Jab Andrésen Siemens auf fremder Erde sterben, fern von der Insel, die er so sehr geliebt. Ließ ihn verscharren wie einen Hund. Im



deutschen Hospital zu London starb er 1849 an der Cholera in äußerster Armut. Keine Freundeshand war, die ihm die Augen zudrückte, kein liebes Wort nahm er auf die Reise ins Jenseits mit. Ein düsterer, freudloser Mensch starb einen furchtbaren Tod, ein Mensch, dessen Seele nach Schönheit dürstete, starb mit dem Namen des heiligen Landes auf seinen Lippen. Sein einziger Besitz war ein schmaler Goldreif an seinem Finger, dessen roter Stein wie Blut funkelte und leuchtete. Mit seinem Erlös zahlte man die dürftigen Kosten seines Begräbnisses.

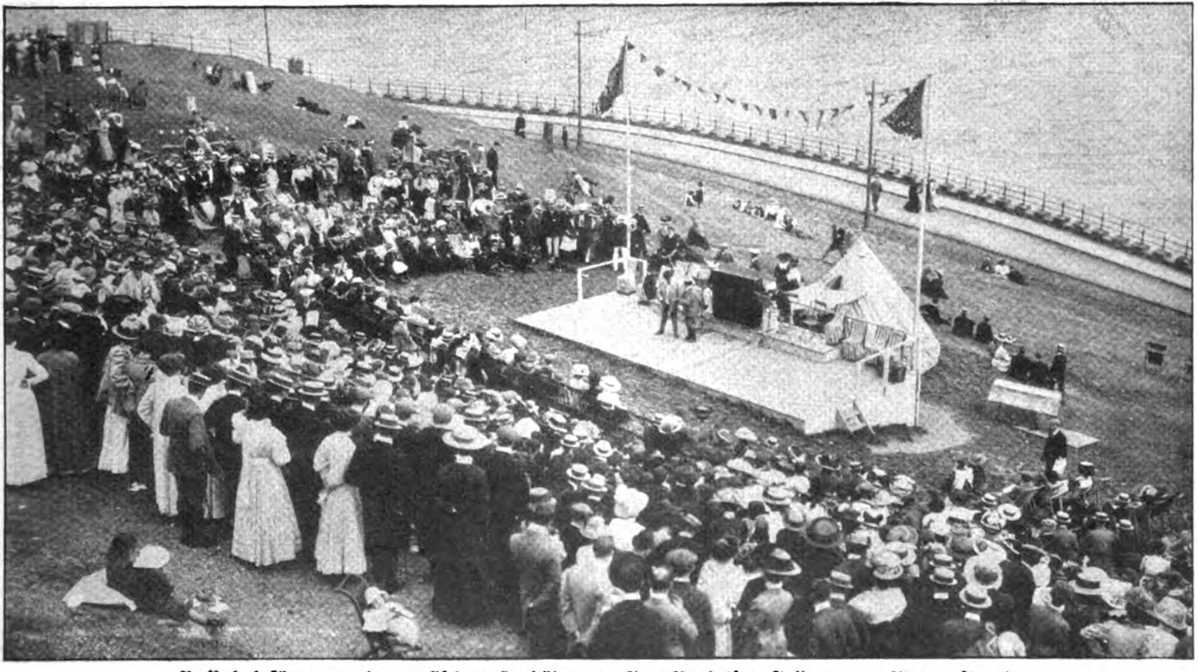
Aber die Enkel mögen seiner gedenken und sein Andenken segnen. (Ende.)

Sommerkarneval in Douglas.

Von Peter Frhr. von Verschuer. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

„Holyday" ist das Zauberwort, das die Herzen all der kleinen Leute höher schlagen läßt, die in tagtäglicher Arbeit die riesigen Fabriken und die zahllosen Bureauräume dieser Welt, die sich London nennt, oder der düsteren grauen Geschäftstädte, wie Manchester und Liverpool, füllen. Die kurzen vierzehn Tage sonniger Freiheit an der „Seeseite" müssen ihren Freudenschimmer über das ganze Jahr werfen. Denn nicht Ruhe und körperliche Erholung ist die Hauptsache, nein, eine Kette von frohen Tagen verlangen sie als Ferien, Vergnügungen aller Art und harmlose Belustigungen, um dem Humor und der Lebensfreude wieder aufzuhelfen. Dann wird die öde Regelmäßigkeit der Arbeitstage ganz vergessen und in warmer Sonne und Seeluft die bunte Menge des Gebotenen genossen. Margate und Southend, Blackpool und nicht zum wenigsten Douglas auf der Isle of Man wetteifern als Vergnügungsseebäder des kleinen Mannes. Durch zahlreiche Ferien- und Sonderzüge machen sich die großen Eisenbahngesellschaften das Ausströmen der Ferienmassen aus den Großstädten zunutze und animieren durch billige Fahrpreise und Ausstellung bunter Photographien in Wartesälen und Eisenbahnabteilen. Sie verfehlen ihren Effekt auch nie, denn die billigen Extrazüge, die meistens in direkter Fahrt zum Ziel führen, sind fast immer wohlgefüllt. Da reist ein junges Ehepaar mit seinem Baby, zwei Freundinnen, die in einem Geschäft arbei-

„Wie groß bin ich?"



Volksbelustigungen in englischen Seebädern: Eine Varietévorstellung am Meeresstrand.

ten, und dort in der Ecke ein Brautpaar auf der Fahrt in den „honey moon". Auf allen Gesichtern spiegelt sich das freudige Erleben des langersehnten Augenblicks. Denn schon Wochen und Monate vorher wird geplant und vorbereitet und beredet. Der junge Mann kauft sich ein neues Cappy und legt eine besonders schöne Krawatte für die „Holydays" zurück. Auch eine neue Pfeife und ein reicher Vorrat an Ta-



Die gutmütige Eselin.

Die Rutschbahn in den Dünen.

bak und Zigaretten werden mitgenommen, denn die Börse ist gut gespickt. Nach einer schönen altenglischen Sitte drückt der Prinzipal vor dem Urlaub seinem Clerk noch eine Fünfpfundnote in die Hand mit dem Wunsch „Enjoy your holyday", das heißt „Mach es Dir bequem und lasse es an nichts fehlen." Und „Daisy" oder „Mary" sorgt für Sandwiches, Schokolade und Lektüre auf der Fahrt, auch sie hat sich festlich geputzt für den Glanzpunkt des Jahres, ihre Wonne gipfelt in einem Schleier um die Automütze, mit dem sie an der Seite ihres „Charley", „Harry" oder „Bob" auf dem Pear spazieren und sich wie eine kleine Herzogin vorkommen wird.

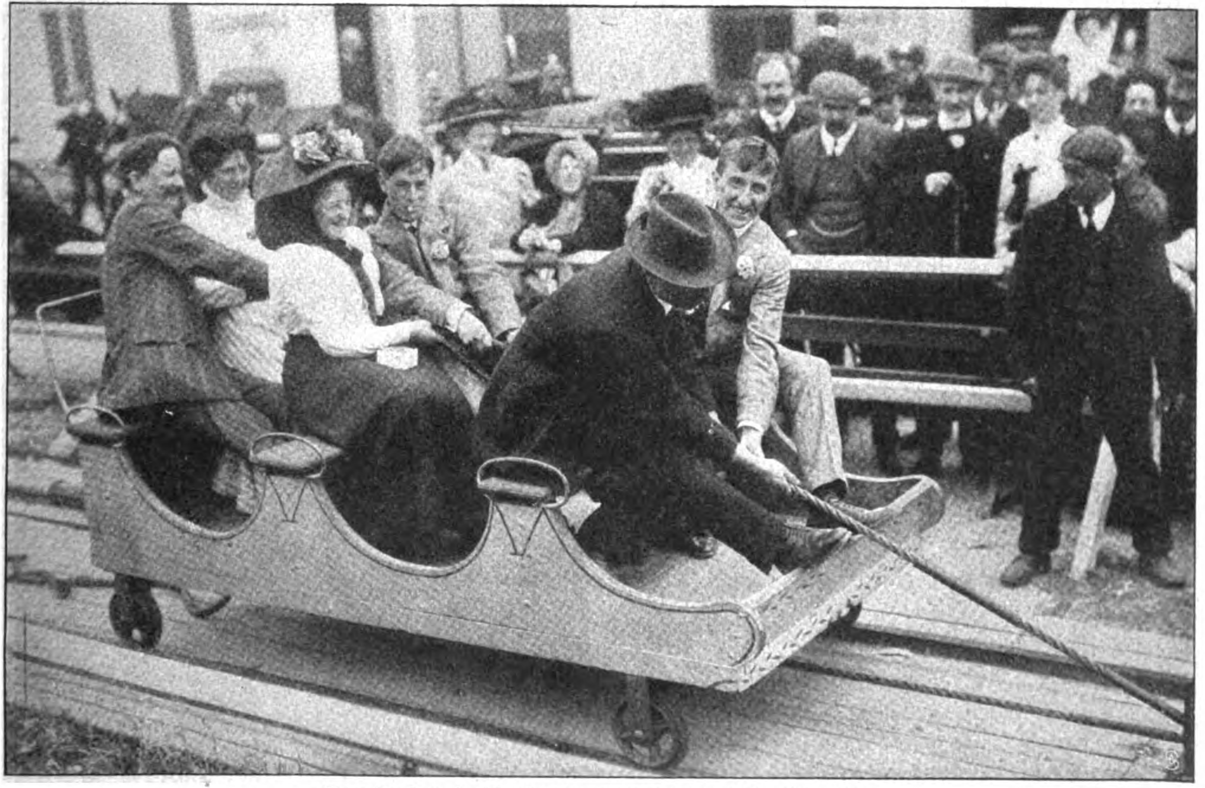
Natürlich wohnt man nicht im Hotel, sondern sucht in einer Familie oder in einem Boarding-House billige Pension, die für 25 Mark die Woche häufig schon zu finden ist. Billige Unterkunft ist ein nicht zu unterschätzender Punkt, da das Budget für Vergnügungen dadurch steigend beeinflußt wird. Denn gar vielerlei ist es, was dieser große Vergnügungsmarkt bietet, und alles muß mitgenommen werden. Da ist zunächst die „Music Hall", das Tingeltangel unter freiem Himmel, wo die neusten Londoner Schlager Beifallstürme ernten. Der Kontakt zwischen Publikum und vortragendem Künstler ist so innig, daß bald die ganze Versammlung erst zaghaft und schließlich mit dröhnender Stimme in des Künstlers meistens auf die Gefühlsnote gestimmten



Beim Austernfrühstück am Strand.



Wettfischen im Angelbottich.



Eine Kraftprobe für Herren und Damen: Beim Tauziehen.



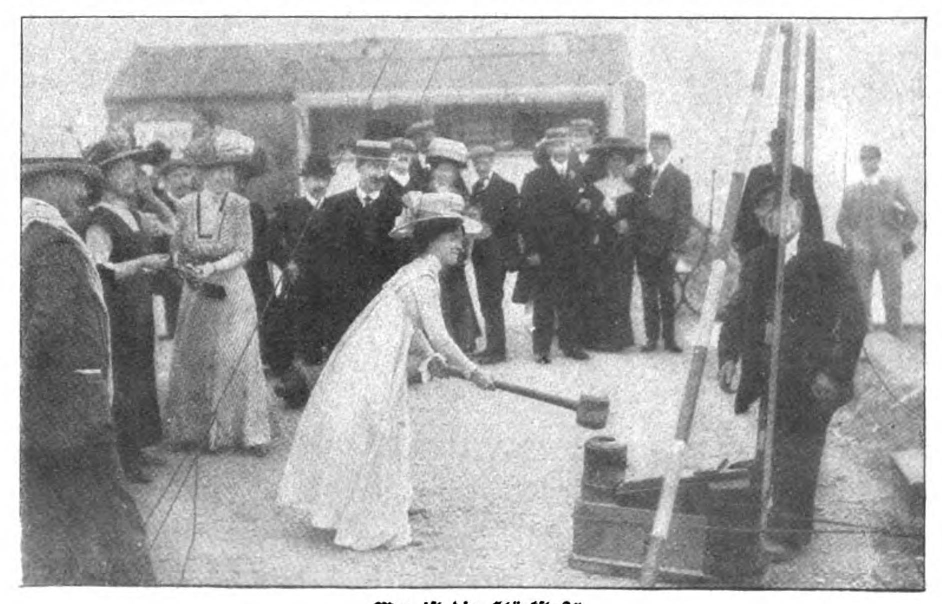


Moderne Bogenschützen.

„song“ unisono einfällt. Auch die komisch-sentimentalen Lieder und Cakewalksprünge des schwarzbemalten „Niggerboys“ finden dankbare Anerkennung. Trampeln und gellende Pfiffe sind für diese Volkskünstler das Zeichen höchsten Beifalls. — Natürlich spielen bei den Amüsements die zur Entfaltung körperlicher Stärke und Gewandtheit geeigneten eine besondere Rolle. Am Kraftmesser beteiligt sich auch das schwächere Geschlecht mit unermüdlichem Eifer ebenso wie beim Bogenschießen. Drei Schüsse kosten 1 Penny (10 Pfg.), und jeder Schuß ins Zentrum wird mit einem Preis belohnt. — „Kicking Maud“ ist die besondere Freundin der Jugend. Die gutmütige Eselin steht in ihrem von Netzen eingezäunten Stall und läßt sich ruhig mit Bällen bombardieren, bis ein Ball die empfindliche Stelle trifft und das gute Tier hinten und vorn ausschlägt unter dem schallenden Gelächter der Kinderschar. Glücklicherweise ist das Opfer aus Holz und Stoff. — Ernsterer Natur ist der Besuch bei der Wahrsagerin, die im englischen Volk großes Ansehen genießt und überall da ihr Zelt aufschlägt, wo sich vergnügende Volksmassen zusammenströmen. Sie ist übrigens eine Erscheinung, die man ebenso auf Volksfesten wie in den Salons der großen Welt antrifft. Sie wird zu Gesellschaften oder Gartenfesten engagiert, um den Gästen aus Vergangenheit und Zukunft ihr Schicksal zu verkünden. Meistens sind es recht harmlose Dinge, die von der hellsehenden Pythia dem Wißbegierigen in Aussicht gestellt werden: eine lange Reise, viel Geld, eine Liebesgeschichte mit Störungen und Hemmnissen, aber glücklichem Ende. Trotzdem wird alles sehr ernst und wichtig genommen und oft viel Geld ausgegeben für diese sehr überflüssige Sensation. Aber die menschliche Phantasie verlangt eben immer wieder nach neuer Nahrung. Dieser tiefsitzende menschliche Hang, der Glückstraum, der über das Alltägliche hinweghebt, erklärt genügend, warum die arbeitenden Mengen der Großstädte sich in den Vergnügungstaumel stürzen, in dem sie die Not des Lebens vergessen.



Die Wahrsagerin vor ihrem Zelt.



„Wer ist die Stärkste?“

Bilder aus aller Welt.

Miß Vivian Gould oder vielmehr Lady Decies, die in die englische Aristokratie verpflanzte amerikanische Milliardärstochter, ist auf dem zweiten Hoffest dieser Saison dem Königspaar vorgestellt worden — was bekanntlich der Traum aller Dollarprinzessinnen ist.

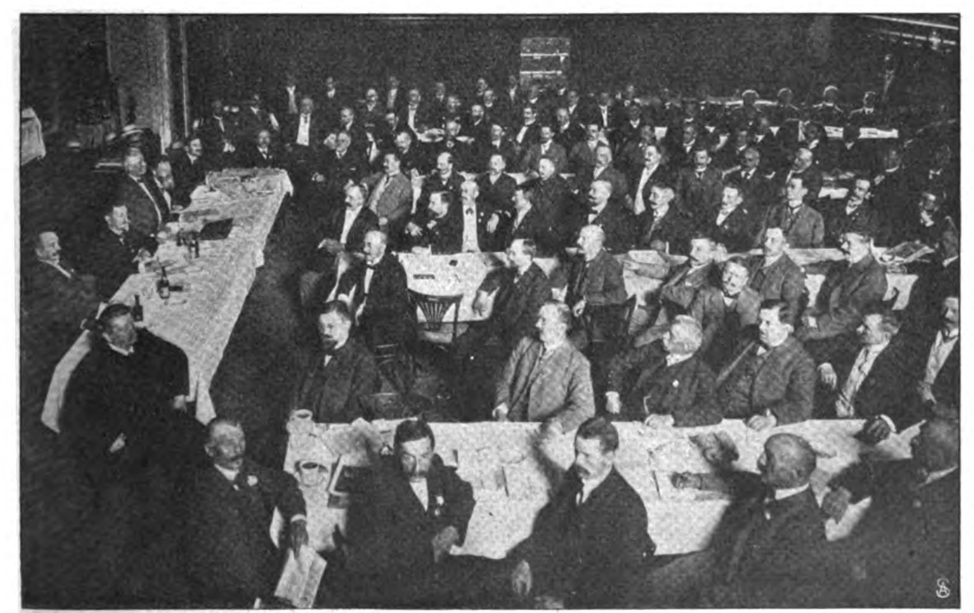
Vor kurzem wurde im neuen Botanischen Garten in Dahlem das Grabmal des Ministerialdirektors Friedrich Althoff in feierlicher Weise enthüllt. Der Entwurf zu dem Grabmal

Lady Decies,
geb. Miß Vivian Gould, wurde zum erstenmal am englischen Hof vorgestellt.



Phot. Rogge.

Das Grabdenkmal Friedrich Althoffs
im neuen Botanischen Garten in Dahlem.



Jubiläums-Generalversammlung des Zentralvereins Deutscher Buch- und Zeitschriftenhändler
zu Berlin.



Desider Zador
wurde an die Dresdner Hofoper engagiert.



Korvettenkapitän z. D.
Richard Hildebrandt †

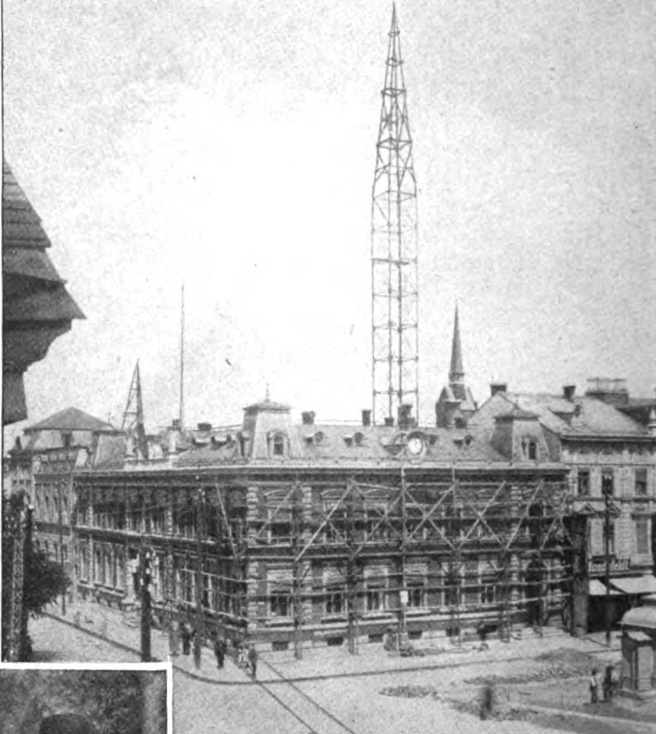


Kom.-Rat Eugen Polte †
Begründer der Sudenburger Armaturenfabrik.



Phot. Brandseph.

Karl Buchner,
württemberg. Hofmaler, feierte seinen 90. Geburtstag.



Phot. Boedecker.

Das erste deutsche Postamt mit drahtloser Telegraphie
in Swinemünde.

und seine Architektur stammen von Professor Franz Seeck, die Skulptur von Bildhauer Hans Krückeberg.

In Berlin fand vom 17.—21. Juni die Jubiläums-Generalversammlung des Zentralvereins Deutscher Buch- und Zeitschriftenhändler statt. Das Programm der Tagung brachte neben ernsten Verhandlungen festliche Kommerse, Rundfahrten und Ausflüge.



Phot. Kurt Lustig.

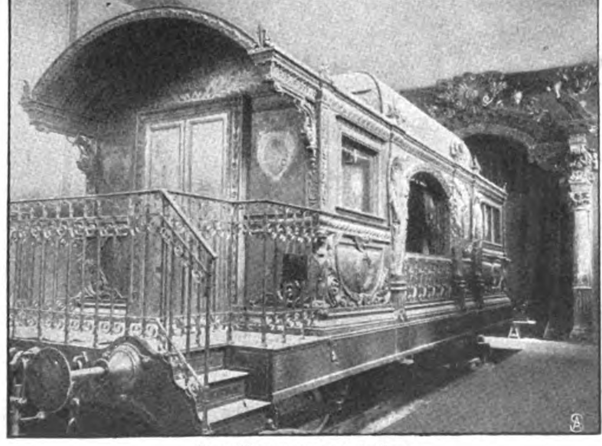
Vom diesjährigen schlesischen Musikfest in Görlitz.
1. Frl. Hill, Amsterdam. 2. Frl. Philipp. 3. Generalmusikdirektor Dr. Muck. 4. Fr. Boehm van Endert, Berlin. 5. Franz Geßner, Berlin.

Kammersänger Desider Zador, der bisher an der Berliner Komischen Oper wirkte, wurde der Dresdner Hofoper für fünf Jahre verpflichtet.

In Baden-Baden starb Korvettenkapitän z. D. Richard Hildebrandt, der einst als I. Offizier des Schiffs „Hansa" an der zweiten deutschen Nordpolexpedition teilgenommen hat.

Kommerzienrat Eugen Polte, der dieser Tage starb, hat seine Laufbahn als einfacher Zeichner begonnen. Später gründete er eine der größten Armaturenfabriken des Reiches.

Der württembergische Hofmaler Karl Buchner erfreute sich an seinem 90. Geburtstag hoher Ehrungen seitens des Königs und der Stuttgarter Gesellschaft.



Der Waggon von außen.



Das Innere des Waggons.

Der Prunkwaggon Papst Pius' IX., den dieser nur einmal zu einer Fahrt nach Frascati im Jahr 1862 benutzte.
Von der Historischen Ausstellung in Rom.





1. v. Oldenburg-Januschau. 2. Frhr. v. Hammerstein. 3. Dr. Schwonder, Breslau. 4. aus dem Winckel, Logau. 5. Scholz, Oberrohnstock. 6. Kaintzik, Breslau. 7. Steinmeyer, Danzig. 8. Frhr. v. Seherr-Toß, Liegnitz. 9. v. Schwerin, Oppeln. 10. Dr. Opitz, Breslau. 11. v. Baumbach, Breslau. 12. Dr. v. Stojentin, Stettin. 13. Lorenzen, Ressoe. 14. Dr. Schulte-Räumieghaus, Breslau. 15. Frhr. v. Marenholtz, Groß-Schwülper. 16. Stenograph. 17. Frhr. v. Tettau-Tolks, Kraphausen. 18. Roßdeutscher, Großwierau. 19. v. Groote, Rheinbach. 20. v. Batocki, Bledau. 21. Burkhardt, Berlin. 22. v. Nathusius, Hundisburg. 23. Dr. Breyholtz, Kiel. 24. v. Busse, Zschortau. 25. Staroste, Pniow. 26. Graf zu Rantzau, Rastorf. 27. Peschke, Groß-Nossen. 28. Dr. Reinhardt, Bonn. 29. Dr. Graf v. Schwerin-Löwitz, Löwitz. 30. Müller, Breslau. 31. Lorenz, Peterwitz. 32. Graf v. Pückler-Burghaus, Friedland, O.-S. 33. Mettenheimer, Urbanowitz. 34. Dr. Staehly, Kassel. 35. Bartmann-Lüdicke, Frankfurt a. M. 36. v. Arnim, Güterberg. 37. Hermstein, Blümsdorf. 38. Pfreimbtner, Breslau. 39. v. Klitzing, Nieder-Zauche. 40. Dr. Gerland, Münster. 41. Dr. Reimann, Breslau. 42. Schroeter, Berlin. 43. Dr. Rendtorff, Kiel. 44. Johannssen, Hannover. 45. Gropius, Posen. 46. Dr. Asmis, Berlin. 47. v. Unruh, Klein-Münche. 48. Dr. Richter, Breslau. 49. Dr. Klawki, Breslau. 50. Jensen, Ausacker. 51. v. Born-Fallois, Sienno. 52. Müller, Wiesbaden. 53. Dr. Reichert, Berlin. 54. Frhr. v. Wangenheim, Klein-Spiegel. 55. v. Stockhausen, Abgunst. 56. Dr. v. Altrock, Berlin. 57. Wesche, Rannitz. 58. Frhr. v. Ledebur, Krollage. 59. Dr. v. Seidlitz, Habendorf. 60. v. Klitzing, Charlottenhof. 61. Thomsen, Berlin. 62. Fühling, Horbell. 63. Dr. Rabe, Halle. 64. Frhr. v. Falkenhausen, Berlin.

XXIX. Konferenz der Vorstände der preußischen Landwirtschaftskammern in Bad Salzbrunn in Schlesien.



8. Jahresversammlung der Deutschen Abteilung d. Uhrenfabrikations- u. Handelsgesellschaft „Union Horlogère" zu Dresden.

das Schlesische Musikfest statt.

Auf der Historischen Ausstellung in Rom bewundert man einen prachtvoll ausgestatteten Sonderzug des Papstes, der bei der Eroberung Roms den italienischen Truppen in die Hände fiel. Die Wagen waren ein Geschenk Napoleons III. an den Papst Pius IX. Dieser hat den Zug nur einmal zu einem Ausflug von Rom nach Frascati benutzt.

Vom 12.—14. Juni tagte in Bad Salzbrunn die XXIX. Konferenz der Vorstände der preußischen Landwirtschaftskammern.

Die Deutsche Abteilung der Uhrenfabrikations- u. Handelsgesellschaft „Union Horlogère", Biel-Genf-Glashütte i. S., eine großzügige Interessengemeinschaft der Uhrmacher, hielt in Dresden ihre achte Jahresversammlung ab, die ungemein zahlreich besucht war und viele Anregungen brachte.

Das Hauptpostamt in Swinemünde ist das erste Reichspostamt, das eine auch dem allgemeinen Verkehr zugängliche Station für drahtlose Telegraphie erhalten hat.

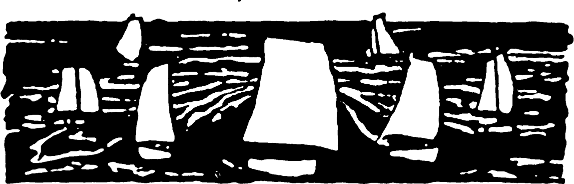
In der neuerbauten Görlitzer Stadthalle fand vor kurzem

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 28. | Berlin, den 15. Juli 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 28.



Die sieben Tage der Woche.

6. Juli.

Der König von Montenegro erteilt den Befehl zur Mobilisierung der Division von Podgoritza. Zugleich wird bekannt gegeben, daß diese Mobilisierung nur erfolgt, um den Uebertritt von albanesischen Aufständischen nach Montenegro zu verhindern.

Präsident Fallières tritt die Rückreise von Amsterdam nach Paris an.

Im englischen Unterhaus erklärt Premierminister Asquith, daß in Marokko eine neue Situation entstanden sei, durch die möglicherweise britische Interessen in Zukunft berührt werden.

7. Juli.

Der Westeuropäische Rundflug endet mit dem Sieg des Blériot-Fliegers Beaumont.

Die Teilnehmer an der Prinz-Heinrich-Fahrt schiffen sich in Bremerhaven nach England ein (Abb. S. 1163).

Der französische Botschafter Jules Cambon kehrt aus Paris nach Berlin zurück (Portr. S. 1165).

Aus Kolumbia kommt die Nachricht, daß der Expräsident Castro auf der Halbinsel Goajira gelandet ist und nach Venezuela zu gelangen sucht.

8. Juli.

In Norwegen werden 8000 Arbeiter der Metall- und Bergwerksindustrie ausgesperrt.

Das englische Königspaar kommt nach Dublin, um Irland seinen offiziellen Antrittsbesuch abzustatten. Beim Einzug in die Hauptstadt kommt es zu einem peinlichen Zwischenfall, da der Lord-Mayor vom Mob verhindert wird, an dem Empfang teilzunehmen.

9. Juli.

Der französische Botschafter Cambon hat mit dem Staatssekretär von Kiderlen-Waechter eine wichtige Unterredung über die marokkanische Frage.

Der Sepehdar kehrt von Rescht, wohin er geflohen war, nach Teheran zurück.

Die Prinz-Heinrich-Fahrer treffen in Southampton ein.

10. Juli.

Im Pariser Baugewerbe wird der allgemeine Ausstand erklärt.

Die Führer der aufständischen Albanesenstämme lehnen auch die neuen Zugeständnisse der Pforte ab.

Der Deutsche Rundflug endet mit dem Sieg des Albatros-Fliegers Benno König (Portr. S. 1166).

In der französischen Kammer entsteht bei der Beratung der Eisenbahnerfrage eine Prügelei.

11. Juli.

Aus Marokko wird gemeldet, daß Sultan Mulay-Hafid gegen das von den Spaniern besetzte Elksar eine Mahalla geschickt hat, bei der sich ein französischer Instrukteur befindet.

Der oppositionelle Redakteur Seki-Bei wird in der Konstantinopler Vorstadt Makritör aus politischen Motiven ermordet.

Die Albanesen von Argyrokastro verjagen die türkische Garnison, nehmen den Mutessarif gefangen und erklären sich für unabhängig.

12. Juli.

In Stavenhagen, der Vaterstadt Fritz Reuters, wird ein Denkmal des großen niederdeutschen Volksdichters enthüllt.

Aus Rabat wird gemeldet, daß der französische General Moinier dort eingetroffen ist, da er wegen Fiebers seine Kolonne verlassen mußte, die nunmehr dem Kommando des Generals Ditte untersteht.

Reinhold Begas.

Von Prof. Hanns Fechner.

Dicht am Tiergarten, im vornehmsten Berliner Westen, in der Stülerstraße, liegt, abseits vom eigentlichen Stadtgetriebe, des alten Reinhold Begas friedliches Heim. Noch verraten die interessanten und eigenartigen Züge des königlichen Greisenantlitzes den einstigen Herrscher im Reiche der Kunst, wenn er auch seit geraumer Zeit das Zepter, seinen Meißel, beiseitegelegt hat. Und wenn er jetzt, am 15. Juli, sein 80. Lebensjahr beendet, so können es wohl reiche und schöne Erinnerungen an ein gesegnetes Künstlerleben sein, die an der Seele des Meisters vorüberziehen.

Ein Knabe war ich damals, als mich draußen vor dem Potsdamer Tor auf meinen Streifzügen in die Wiesen und Felder hinaus neugierige Entdeckungslust in die Gärten mit den einsamen Häusern führte. Da malte ich mir aus, wie wohl ihre Besitzer aussähen, wie sie lebten, und wie sie schüfen. Von dieser oder jener Familie, die vor den Toren wohnte, erzählten mir meine Eltern, und so wußte ich denn auch eines Tages, daß da die Künstlerfamilie Begas hause, daß der lange, schmale Gang vom Schafgraben aus, da, wo das Schöneberger Ufer abzweigt, zwischen Gartenumzäumungen hindurch zum Häuschen der Begas führe. Den näheren Eingang zu dem alten Garten hatte man vom Karlsbad aus, wo ein paar ehrwürdige Obstbäume in der Nähe des Hauses es unbedingt ermöglicht hätten, sofort auf das Dach einer alten Laube zu kommen. Aber es blieb für mich bei dem frommen Wunsch, denn meine Gefährten, die sonst wohl mit mir auf ähnlich

gewagte Abenteuer ausgingen, wohnten drinnen hinter den Toren der Stadt und teilten nicht meine Wanderlust; um allein ausgeführt zu werden, war das Unternehmen aber denn doch zu gewagt.

Die Begas gehörten zu jenen Familien, die ihren Ruf als echte, rechte Künstler schon gefestigt hatten. Der alte Karl Begas, der ein reichliches Menschenalter hindurch als tonangebender Künstler in Berlin gewirkt hatte, war lange schon tot, aber die Söhne folgten seinen Spuren. Reinhold, der bedeutendste unter ihnen, dem es vergönnt sein sollte, den Künstlernamen ruhmvoll weiterzuführen, machte auf mich als Kind den ersten nachhaltigen Eindruck durch die beiden weiblichen Kolossalfiguren, Straßburg und Metz darstellend, die zur Siegesfeier unserer heimkehrenden Soldaten 1871 am Potsdamer Tor aufgestellt worden waren. So gerade hatte ich mir das Riesenritterfräulein im Gedicht vorgestellt, das von der Burg Niedeck herabsteigt und mit ungefügen Riesenarmen den Bauern samt Ochsen und Pflugschar vom Feld weg als Spielzeug in die Schürze rafft; die gigantische Wirkung der Statuen, unbeeinflußt noch von jedem künstlerischen Urteil, war auf mich, den Jungen, überwältigend.

Kurz darauf wurde ein Aufsatz über die Enthüllung des Schillerdenkmals, den wir für die Schule machen mußten, der Anlaß, um allerhand Interessantes über Reinhold Begas auszukundschaften. Mir wollte es gar nicht in den Sinn, daß ein Künstler ein Monument gewissermaßen unter Aufsicht ausführen sollte, daß da Leute waren, die über ihm standen, und die ihm dreinreden durften. Und doch war es hier so! Der Zustand erschien mir ganz unnatürlich: als würde dem Künstler all der Nimbus genommen, mit dem meine kindliche Phantasie ihn umgeben hatte. Eins aber gefiel mir doch: der Kaiser hatte bestimmt, daß der Meister nicht mit in den Krieg ziehen, sondern daheim durch seine Kunst für das Vaterland wirken solle.

Die Bekannten meiner Eltern nahmen alle eine mehr oder minder kritische Stellung zu dem Denkmal ein; die einen nannten es eine künstlerische Tat, während die andern den völligen Verfall guter Bildhauerarbeit darin zu sehen vermeinten. Ich selbst drückte mich in dem Schulaufsatz mit Redensarten um die Aufgabe herum und wußte nicht viel zu sagen. Und dabei hatte das Denkmal in Wirklichkeit doch den größten Eindruck auf mich gemacht; nur daß ich nicht die rechten Worte dafür finden konnte. Immer wieder lief ich hin und betrachtete mir die mächtigen Frauengestalten, die mich stets von neuem dazu reizten, sie heimlich abzuzeichnen. Wie waren sie himmelweit verschieden von den Figuren, die sonst nach hergebrachter Art auf ihren Postamenten standen, diese unwirklichen Göttinnen alle mit ihren gleichmäßigen Gesichtern und der unter sich so ähnlichen Haltung, mit ihren Haarfrisuren, die wie nebeneinandergelegte Falten eines Gewandes aussahen, und mit den Gewandfalten, die wie abgezählt und mit Stärke gesteift wirkten. Die Begasfiguren da sahen ja, wenn man sie abgezeichnet hatte, aus wie lebende Wesen, während alle andern immer nur Gipsfiguren blieben. Erst viel später ist es mir klar geworden, wie scharf und eindringlich diese neue Begassche Formengebung und Auffassung auf mich wirkten; damals konnte ich das nur unbestimmt empfinden, aber natürlich nicht in einem Schulaufsatz ausdrücken.

Wenn in einem Zeitlauf das verstandesmäßige Betrachten der Kunst und ihrer Wirkung zu sehr überhandgenommen hat und davon wieder die Werke einer solchen Epoche unbewußt beeinflußt worden sind, so daß sie den Geschmack ihrer Zeit widerspiegeln, statt ihn zu bilden, dann tritt gewöhnlich wieder ein Umschwung ein, und dann ist meist der Augenblick gekommen, der für eine neue Kunstanschauung Platz schafft. Dann wird mit den angehäuften traditionellen Normen, mit dem Tabulatur- und Vorschriftenwesen wieder gebrochen, und so war auch jetzt der Zeitpunkt nahe, wo man bei der frisch-frohen Wirklichkeit, beim pulsenden Leben wieder einzusetzen hatte. Mit Rauch, einem der vornehmsten Verkörperer der antikisierenden Kunstanschauung, mußte die Schlußnote der alten Periode ausklingen. In solchen Zeiten muß der rechte Mann zur rechten Stunde kommen; natürlich braucht man dann solche Kraftnaturen wie Begas auf dem Kampfplatz; es war kein blinder Zufall, daß der junge Meister bei seinem Studienaufenthalt in Italien gerade mit Männern wie Böcklin und Lenbach in engste Beziehungen trat; mit Männern, die gleich ihm nicht Kunstpolitik trieben, sondern die einzig und allein persönlichen und neuen Ideen von Kunst und Kunstschaffen ihr Leben gewidmet hatten. Aus jener Zeit der direkten Einwirkung des klassischen Kunstbodens stammen die reizenden Pan-Darstellungen, durch deren Lebenswahrheit sich Begas damals von der Kunstanschauung der Rauch-Nachfolger vorteilhaft unterschied, ja, er wirkte damit auf die vorwärtsstrebenden jungen Künstler wie mit einer Offenbarung.

Viele Jahre hindurch mußte der Meister mit seinen Werken gegen die eingesessene Kunstanschauung kämpfen, sich langsam den Weg zur Höhe bahnen. Aber Werke, wie „Merkur und Psyche", das die Nationalgalerie erwarb, der „Raub der Sabinerin" (in Privatbesitz) und die Zentaurengruppe, die im Berliner Zoologischen Garten steht, sicherten ihm den ungeteilten Beifall seiner Zeitgenossen.

Für mich persönlich gehören seine Porträtbüsten mit zu dem Besten, was zu seiner Zeit geschaffen wurde, und obgleich Jahrzehnte seitdem vergangen sind, wirken sein Menzel und sein Moltke noch mit der gleichen künstlerischen Ueberzeugungskraft auf mich. Gerade bei seinen Porträtbüsten kann man den ganzen Reiz der intimen Wiedergabe der Hautflächen, unter denen das Blut zu pulsieren scheint, so recht erkennen; dabei war es gerade diese Kunst der Oberflächenbehandlung, die ehemals von seinen Gegnern so heftig angegriffen wurde, und die man als künstlerisch abzutun versucht hatte. Diese Art der Technik mußte sich aber bei ihm folgerichtig Hand in Hand mit seiner Naturauffassung als etwas Gegebenes entwickeln, denn der Künstler, der mit einem Schema brach, das die realistisch wirkende Formengebung als unkünstlerisch verwarf, mußte in seinen Darstellungen des blühenden Lebens, des nackten menschlichen Körpers, als Letztes in der Vervollkommnung auch die malerischen Reize der Oberflächengebung zum Ausdruck bringen. Gerade beim Porträt kam ihm nun diese intime Darstellung des feinen und feinsten Haut- und Muskelspieles zum Herausholen des schärfsten Individualisierens besonders zustatten. Dazu kam der ungemeine Vorteil, daß er seine Modelle meist gut kannte, und daß er sie deshalb in unbeschränkter Sitzungzahl abmeißeln konnte. Dann wirken auch seine Porträtbüsten der drei deutschen Kaiser und ihrer Gattinnen wie Dokumente von dauerndem Wert. Und er, der den lebenden Hohenzollernfürsten so oft nahegetreten war, er war auch berufen, wie so leicht kein zweiter, gerade die Ge-



Von dem in Heft 27 der „Woche" veröffentlichten Preisausschreiben sei der wesentliche Inhalt hier noch einmal wiedergegeben: Deutschland besitzt einen großen Stamm vortrefflicher Militärmärsche, von denen freilich nur ein verhältnismäßig geringer Teil fortwährend im Gebrauch ist, während die meisten außer Betrieb bleiben: sie sind „überspielt" und wirken nicht mehr mit der ursprünglichen Frische. Es werden zwar jährlich neue Märsche hinzukomponiert, aber die Zahl der wirklich guten ist nicht allzu groß. Dies veranlaßt uns, einen

Wettbewerb für Militär-Märsche

im Klaviersatz zu erlassen. Die Form sei die übliche: Hauptsatz, Trio, Wiederholung des Hauptsatzes mit kurzem, kräftigem Schluß. An Mustern ist kein Mangel, besonders sei auf die älteren preußischen Militärmärsche hingewiesen, unter denen wahrhaft klassische Beispiele und hervorragende Leistungen der Marschmusik sich finden.

Für die Armee sind notwendig: Präsentiermärsche; Märsche im Zeitmaß ♩ = 80 oder ¢ 𝅗𝅥 = 80; ferner Märsche im Zeitmaß ♩ = 120 und endlich Märsche im Zeitmaß 𝅗𝅥 = 114.

Das Preisrichteramt haben in liebenswürdiger Weise übernommen die Herren:
Generalmajor von Chelius, diensttuender General à la suite Sr. Majestät des Kaisers und Königs,
Professor Theodor Grawert, I. Armeemusikinspizient,
Oskar Hackenberger, II. Armeemusikinspizient,
Professor Dr. Karl Krebs, II. ständiger Sekretär der Kgl. Akademie der Künste,
N. Przywarski, Kgl. Obermusikmeister.

Für die drei besten Arbeiten setzen wir folgende Preise aus:

Erster Preis . . . . **3000** Mark
Zweiter Preis . . . . **2000** Mark
Dritter Preis . . . . **1000** Mark

Wir behalten uns vor, weitere von den Preisrichtern ausgewählte Beiträge gegen ein Honorar von je 300 Mark zu erwerben. Schlußtermin für die Einsendung von Beiträgen ist der 1. Oktober 1911. Durch die Einsendung von Beiträgen erkennen die Teilnehmer am Wettbewerb die in Heft 27 abgedruckten Bedingungen als für sie verbindlich an. Die Bedingungen können auch als Sonderdruck durch das Sekretariat der „Woche" bezogen werden.

August Scherl
G. m. b. H.



stalten, die dem deutschen Volk besonders vertraut waren, in dessen Erinnerung über den Tod hinaus ihm festzuhalten. All die Tausende, die zu diesen Grabmonumenten wallfahren, tragen ein Gefühl der Andacht von dort mit hinaus und warme Bewunderung für den schaffenden Künstler.

Ebenso bekannt ist aber Begas geworden durch die beiden Werke, die der Umgebung des Berliner Schlosses ihr Gepräge geben: durch den Schloßbrunnen und das Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Gerade dieser Brunnen gefällt mir besonders als eine freie, unbeeinflußte Schöpfung des Meisters, bei der in der Mittelgruppe noch einmal Phantasie und Schönheit aufleben, wie sie den werdenden Künstler begeisterten. Reminiszenzen an die Studienzeit, mit Böcklin unter südlichem Himmel verbracht. Die Frauengestalten am Brunnen zeugen so ganz von seiner Vorliebe für die malerische Plastik. Der Weg, der uns an Schlüters wunderbarem Kurfürstendenkmal vorüberführt und die bewegten Stellungen der Sklaven am Sockel für einige Zeit unserm Gedächtnis einprägt, läßt uns das Wollen des Künstlers am besten erkennen.

Ganz besondere Freude hat mir immer Begas' auserlesene Kunst gemacht, das Kind in Bewegung, Form und Ausdruck gleich treffend festzuhalten. Das ganze Wesen der Barockzeit mußte sich mit dem modernen Verständnis für das Kindesalter vereinen, damit diese Aufgabe in so vollendeter Weise beherrscht werden konnte. Man braucht nur das Gewimmel und Gekribbel der kleinen Putten am Schloßbrunnen anzusehen, um sich an dieser liebenswürdigen Kunst des Meisters zu erfreuen.

Anders jedoch wirkt auf mich das Nationaldenkmal; da geht es mir, trotz seiner großen Vorzüge, wie bei vielen andern bestellten Denkmälern: es blicken mir mehr die Auftraggeber als der schaffende Künstler aus dem Werk entgegen. Eine Arbeit, die räumlich sowohl als gedanklich mit so viel gegebenen Faktoren rechnen muß, wird eine Individualität niemals auf der Höhe ihres Schaffens zeigen. Die wenigsten Menschen haben eine Ahnung davon, mit welchen Schwierigkeiten ein Künstler arbeitet, der mit gebundener Marschroute nach jeder Hinsicht zu rechnen hat. Gleichwohl hat auch diese Schöpfung im Volk viel warme Bewunderung gefunden.

Wenn wir das ganze Schaffen und Wirken, das reiche Lebenswerk dieses Meisters überblicken, so steht eine kraftvolle und bahnbrechende Persönlichkeit vor uns, eine echte, rechte Künstlererscheinung, auf die wir Deutschen wohl stolz sein dürfen.

Wenn seine Schule auch oftmals zu sehr das Weiche seiner Technik, besonders in der Behandlung des Frauenkörpers, nur äußerlich nachgeahmt hat, so sind doch auch Namen von bestem Klang aus seinen Meisterateliers hervorgegangen; Baumbach, Constantin Starck, Felderhoff, Gaul, Tuaillon u. a. m. gehörten zu seinen Schülern.

Befriedigt darf der Altmeister heute auf ein großes, schönes und eindrucksvolles Lebenswerk zurückschauen.

Eine Damenfahrt des Ballons „Hilde“.

Von Margarete Große, Meißen.

Die Wettervorhersage lautete für Mittwoch, den 7. Juni 1911, abends, auf welche Zeit unser Ballonaufstieg festgesetzt war, auf Regen. War es ein Wunder, daß uns das sehr niederdrückte? Nur zweierlei ließ uns ein Fünkchen Hoffnung: unfehlbar sind ja die Meteorologen trotz der großen Fortschritte ihrer Wissenschaft noch nicht, und sodann hatten wir selbst aus den Wetterkarten nicht auf ein westwärts gerichtetes Zurückweichen des über Großbritannien lagernden Hochs geschlossen. Zu unserer großen Freude klärte sich das Wetter am 7. Juni, wo sich die Wetterlage der neusten Karte nach „zu einer Regenlage ausgewachsen“ haben sollte, immer mehr auf; am Abend war kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Windbäume, mit denen am Vortage der ganze Himmel überzogen gewesen war, hatten uns lebhafte Luftströmungen vermuten lassen. Lustig flatterte denn auch alles im Wind bei der Dampferfahrt von Meißen nach Nünchritz, und an dem idyllisch im Wald gelegenen Ballonfüllplatz der Chemischen Fabrik von Heyden wiegten sich die schlanken Birkenstämme unter leisem Wipfelrauschen hin und her.

Die Füllung dauerte etwas länger als sonst, weil wegen Gasmangels aus Flaschen gefüllt werden mußte. 126 Bomben, von denen jede bei 36 Liter Fassungsraum 5400 Liter komprimierten Wasserstoff enthielt, wurden in zwei Abteilungen an den Ballon angeschlossen, und unter starkem Brausen strömte das auf 150 Atmosphärendruck zusammengepreßte Gas ein. Da außer dem Ballon „Hilde“ (680 Kubikmeter), den uns Herr O. Korn gütigst zur Verfügung gestellt hatte, noch der ebenso große „Heyden I“ aufsteigen wollte, wurde zeitiger, als uns eigentlich lieb war, mit der Füllung begonnen; doch das Gas war eiskalt und eine zu starke Erwärmung durch die Sonnenstrahlung darum kaum zu fürchten.

Eine Minute vor 8 Uhr erscholl durch den Startleiter, Herrn Dr. Strauß, das „Laßt los!“, und zum zweitenmal stiegen meine Schwester und ich allein zu einer Nachtfahrt in die Lüfte. Mit 36 Kilometer Stundengeschwindigkeit ging es nach Südost. Ein wundervoller Sonnenuntergang war das erste prächtige Schauspiel, das sich uns bot. Bald darauf lag im Abenddämmern die wohlbekannte Gegend von Moritzburg schräg unter uns, und unsere Blicke hingen an dem stolzen Jagdschloß August des Starken, das mit seinen wuchtigen Ecktürmen, mit seiner imposanten Terrasse und seinen breiten Aufgängen nun doch trotz unserer geringen Höhe (350 Meter) nur wie ein Spielzeug inmitten des einen Teiches und der weiten Waldungen lag. Die fast volle Mondscheibe gewann mehr und mehr an Leuchtkraft; in zauberhaftem Licht breitete sich die Erde unter uns. Zur Linken schob sich dunkel der breite Rücken des Keulenbergs heran; rechts lagen die Berge des Elbsandsteingebirges; vor uns tauchte, uns noch um etwa 100 Meter überhöhend, der Faltenberg auf, der uns ein wenig südlich nach dem Zipfel von Böhmen drängte.

Nach 10 Uhr kamen wir mitten in das Lausitzer Gebirge hinein. Dunkel bewaldete Berge ringsum, dazwischen hier und da verstreut lichterglänzende Ort-



schaften. Ueber Lausche und Hochwald ging unser Flug. Nordöstlich hinter Töpfer und Oybin glänzten die Lichter von Zittau. Eine Gleichgewichtslage hatten wir trotz schärffter Beobachtung der Instrumente bisher nicht finden können. Infolge der auf- und absteigenden Ströme war die Fahrtkurve ein kleines Gebirge und blieb es, wenn auch später in vermindertem Maß, die ganze Nacht hindurch. Oft waren wir tiefer als die Kuppen ringsum; dann wieder streiften wir nur in geringer Höhe über ihnen hin. Dank dem Variometer, mit dem die Heydensche Fabrik jeden Ballon ausrüstet, und das wir zum erstenmal benutzten, erschien uns aber die Führung viel leichter als sonst. Bei all dem Auf und Ab hatten wir die Freude, uns doch nicht ein einziges Mal zu überwerfen.

Vor uns stiegen die Berge noch eine Wenigkeit höher an; wir trieben dem Jeschkengebirge entgegen. Da plötzlich bogen wir energisch ab und schwebten mit abnehmender Geschwindigkeit nach Südwesten. Der Erdboden sank tiefer unter uns hinab, da wir durchschnittlich in etwa 1000 Meter Höhe blieben. Ganz langsam, etwa vier Meter in der Sekunde, trieben wir auf die großen Teiche bei Böhmisch-Leipa zu. Es schien fast, als sollten wir über dem Talkessel hängenbleiben. Doch der Freiballon hält den Luftfahrer beständig in Spannung. Gegen Mitternacht, kurz vor den Teichen, nahmen wir unsere alte Richtung, nur etwas mehr nach Süden gewendet, dazu unsere alte Schnelligkeit wieder auf. Gegen 1 Uhr erkannten wir schräg unter uns die Elbbiegung bei Nimburg. Ringsum sichteten wir die Lichterhaufen kleinerer Städte, im fernen Westen den langen Lichterstreif von Prag.

Um 2 Uhr versank der Mond glühend rot im Westen. Der östliche Horizont wurde allmählich lichter und nahm eine blaugrüne Färbung an. Leicht dämmerte der Morgen herauf. Die Erde unter uns erwachte. Vielstimmiges Froschkonzert drang aus den zahlreichen Teichen herauf, dazu das zarte „Pittewik“ der Wachteln, Kuckuckrufen, Amselsang und Finkenschlag! Der Boden hob sich auffallend uns entgegen: wir flogen über die Böhmisch-Mährische Höhe, zu unserm nicht geringen Staunen auf einmal mit ungeheurer Geschwindigkeit. Kaum tauchte eine Ortschaft vor uns auf, so fegten wir auch schon drüber hin, und wenig später sank sie hinter uns zurück.

Um 4 Uhr kam die Sonne hinter einer Dunstschicht am fernen Horizont vor und begann uns bald darauf ganz allmählich höher zu ziehen. Vor uns tauchte Nikolsburg auf mit seinem Schloß; links davon lagen die Pollauer Berge. Dahinter blitzten die Teiche von Nikolsburg und noch ferner die ovalen Verzweigungen der March. Zur Linken vor uns aber bauten sich immer mächtiger die Karpathen auf, ein Gebirgszug hinter dem andern, ganz hinten überragt von einem kleinen Gebirgstock, der sich scharfzadig gegen den Himmel abhob: von der Tatra. Lang und schmal, gleich einer Zunge, streckten sich nach Südwesten die Kleinen Karpathen vor, auf die wir direkt zuhielten. Und wieder machten wir die auffällige Beobachtung, daß sich unsre Geschwindigkeit beim fast rechtwinkligen Ueberfliegen des Kammes rapid steigerte, gleichsam wie die Bachwelle über einen Stein hinwegschießt. Aus genauen Aufzeichnungen berechneten wir die Geschwindigkeit während der Ueberquerung auf 18 Sekundenmeter. Landschaftlich war der Flug überaus reizvoll: ein malerisches Durcheinander dunkelbewaldeter Kuppen unter uns, links das höhere Gebirge, vor uns die weite, im Sonnenschein lachende Oberungarische Tiefebene mit dem schimmernden Stromband der Donau und dem weißlichen Häusermeer von Preßburg im Vordergrunde. 3/4 6 Uhr trieben wir, 1680 Meter hoch, dicht nordöstlich an der Stadt vorbei. Hier im Norden lag der Bahnhof; die Hauptverkehrstraßen führten nach der Donau hinab; dort war die Donaubrücke mit drei im Wasser stehenden Pfeilern, da etwas stromaufwärts auf einem Hügel die gewaltige Schloßruine, das ehemalige Residenzschloß der ungarischen Könige, und drüben am rechten Ufer der Auwald.

Eine köstliche Fahrt folgte, immer an der Donau entlang, die wir mit all ihren Armen, Tümpeln und Inseln von oberhalb Preßburg bis fast hinab nach Waitzen überschauten. Leitha und Raab konnten wir weit flußaufwärts verfolgen. Das war ein Flimmern und Glitzern, wohin wir schauten! Dazwischen das fruchtbare grüne Land, hier bis zu den stets ferner rückenden und immer blauer werdenden Karpathen, dort endlos sich dehnend in den Sonnenglanz hinein! Und über uns wolkenloser Himmel! Es war ein Tag, wie es nur wenige im Jahr gibt! Die Führung verlangte fast gar keine Aufmerksamkeit mehr, was uns nach dem fortwährenden Auf und Ab in der Nacht erst recht auffiel. Nur dann und wann, wenn vom Wasser ein kühler Luftzug kam, waren einige Körnchen Sand nötig. Wir flogen jetzt gleichmäßig rasch mit der schon ganz ansehnlichen Geschwindigkeit von 50 Kilometer in der Stunde. Von Groß-Schütt ging's über die Donau nach Klein-Schütt hinüber, dann über die Raab dicht oberhalb ihrer Mündung und auf Vértesgebirge und Bakonyer Wald zu, die aus unserer Höhe, 2000 bis 2400 Meter, noch gut als Gebirge zu erkennen waren.

Längst schon hatten wir hinter dem Gebirge nach Ungarns Meer, dem 82 Kilometer langen und im nördlichen Teile 15 Kilometer breiten Plattensee, gesucht. Als mächtiger Nebelstreif, schier endlos sich südwärts dehnend, war er schon kurz hinter der Raabmündung aufgetaucht. Allmählich gewann er Gestalt; die ungeheure Wasserfläche begann zu spiegeln, und als wir über Stuhlweißenburg schwebten, dehnte er sich in seiner ganzen Majestät dicht südwestlich von uns aus.

Unaufhaltsam ging's weiter, auf Dunaföldvár an der Donau zu. Unser Kurs war direkt auf Serbien und die Türkei gerichtet. Bei gleichbleibender Geschwindigkeit mußten wir von Dunaföldvár aus die serbische Grenze in höchstens fünf Stunden in der Nähe von Belgrad erreichen. Da aber um die Mittagzeit und in größeren Höhen noch eine Steigerung des Windes zu erwarten war, konnten wir auch schon in viel kürzerer Zeit dort sein. So hieß es also, sich entscheiden: sollten wir es wagen, dem Kronprinzen von Serbien einen Besuch abzustatten oder gar die Bekanntschaft der Räuberbanden des Ingenieurs Richter zu machen? Oder sollten wir die Fahrt abbrechen, nachdem wir von unsern 21 Sack Ballast à 15 Kilogramm nur erst 7 Sack verbraucht hatten? Eine Landung in den einsamen Gebirgsgegenden Serbiens oder der Türkei würde im günstigsten Fall ungeheure Rückreise- und Rücktransportkosten verursachen. So entschieden wir uns für die Landung, und zwar, wenn möglich, noch ehe wir in die Längsrichtung der Theiß und Donau mit ihren Sumpfgebieten kamen. Unsern Ballast wollten wir dazu verwenden, ganz sanft hinunterzugehen, was bei starkem Wind von großem Vorteil ist.



Aber auch dazu brauchten wir ihn nicht; der Ballon sank von selbst um ein bis zwei Meter in der Sekunde. Der unschätzbare Wert des Variometers, das eine direkte Ablesung der Fallgeschwindigkeit in Metern für die Sekunde erlaubt, kam uns jetzt noch viel mehr als während der Fahrt zum Bewußtsein. Das Terrain, das vor uns lag, war äußerst günstig: nach einer kurzen Strecke sumpfigen Landes und einer weiteren sandigen Bodens mit vereinzelten Bäumen dehnten sich endlose Felder in mächtigen Vierecken, durch Gebüsch oder niedrige Bäume — so meinten wir — abgegrenzt. Ueber dem Sumpfgebiet berechneten wir nach der Karte, daß sich unsere Geschwindigkeit jetzt in der elften Tagesstunde auf mindestens 60 Kilometer in der Stunde gesteigert hatte; genaue Berechnungen nach der Fahrt ergaben für die letzte Eineinviertelstunde von Dunaföldvár nach Mariatheresiopel sogar durchschnittlich 68 Kilometer, das sind 19 Meter in der Sekunde! Es herrscht oft Sturm über der Ungarischen Tiefebene. Offenbar hängt das mit der ungeheuren, sich stark erwärmenden Landfläche und der bis in den Sommer hinein hier und da mit Schnee bedeckten Gebirgsumrahmung zusammen. Unter diesen Verhältnissen hieß es Ruhe bewahren und die Gedanken zusammennehmen, zumal da es unsere erste Sturmlandung war. Das Schleppseil wurde abgerollt, der Korb klargemacht; die 14 noch übrigen Sandsäcke wurden, soweit es anging, an der Schleifseite verstaut.

Ein gewaltiges Rauschen hatte uns schon in 2000 Meter Höhe stutzig gemacht. Sollte es von den paar Bäumen und von den Feldern kommen? Je tiefer wir sanken, desto höher schwoll das Tosen. Von allen Seiten klang es herauf gleich wildem Meeresbranden. Und jetzt sahen wir's deutlich — die Bäume bogen sich im Sturm, und über die endlosen grünen Saaten wogte es in silbernen Wellen, unaufhörlich, unabsehbar, sinnverwirrend! Ich will es gern gestehen, daß uns beide ein beklemmendes Gefühl überkam beim Gedanken daran, daß wir, wollten wir landen, mitten hinein mußten in diesen Aufruhr. Aber zum richtigen Angsthaben war keine Zeit. Nur ein Gedanke beherrschte uns noch, der Gedanke: Jetzt gilt's!

Das Schleppseil setzt auf, wir nähern uns dem Boden; die „kleinen Bäume" sind längst zu hohen, weitverzweigten Akazien angewachsen. In sausendem Flug geht's auf eine der Doppelreihen los. Einen ganzen Sack Sand hinaus! Gleich darauf ziehe ich Ventil. Im Nu ist die Baumreihe übersprungen, und es geht drüben wieder hinab. Reißleine bereit! In den Riemen gefaßt, damit wir nicht hinausgeschleudert werden können! Kniebeuge! Ein Stoß! Der Korb schlägt um und beginnt zu schleifen. Halb seitwärts über dem dicken Haufen Sandsäcke liegend, kann ich nur den untersten Zipfel der Reißleine erreichen; meine Schwester erwischt die richtige Schlause — nun noch zwei bis drei Sekunden, während wir gemeinsam reißen, und schon sinkt die Hülle vor uns zusammen, unweit der nächsten Baumreihe. Da liegen wir denn nach der wilden Jagd plötzlich regungslos still und schauen verdutzt geradeaus! Im nächsten Augenblick schütteln wir einander glückselig die Hände. „Glatt gelandet!" „In einem Kornfeld", so kommt's kleinlaut hinterher.

Der erste, der bei unserm Ballon anlangt, ist ein deutscher Jäger mit blondem Haar und Bart. Dann strömt die ungarische Bevölkerung herbei. Und wieder haben wir, wie schon einmal im vorigen Jahr, Gelegenheit, die beispiellose Liebenswürdigkeit der Ungarn kennen zu lernen: Höchst gastfreundlich nimmt man uns auf und erteilt uns in liebenswürdigster Weise jede gewünschte Auskunft. Wir sind auf dem Besitztum des italienischen Fürsten Boncompagnie südlich von Kißzállás bei Mariatheresiopel, Komitat Bács Bodrog, gelandet. In 15 Stunden mit acht Sack Ballast 732 Kilometer Luftlinie! Es war eine Fahrt, an die wir wohl stets mit Stolz und Freude zurückdenken werden!

Rationelle Haarpflege.

Von Prof. Dr. E. Kromayer, Berlin.

Mehr denn je wünschen sich heutzutage die Frauen volles, langes Haar, um die mondainen großen Frisuren unter den Unformen der Hüte auftürmen zu können. Aber im Gegensatz zu diesem Wunsch schädigen sie sehr häufig die Haare in sehr bedenklicher Weise gerade durch ihre „Behandlung". Wenn schließlich die Haarspitzen anfangen, aufzusplittern und abzubrechen, und die Haare beginnen auszugehen, so suchen sie Hilfe beim Arzt, der in Wochen das wieder gutmachen soll, was sie in Jahren gegen ihre Haare gesündigt haben.

Das Kopfhaar des Menschen hat drei Schichten. Erstens: das „Haarhäutchen", die äußerste Schicht, die aus dachziegelartig übereinandergelagerten, mikroskopisch kleinen, aber sehr festen Hornschüppchen besteht und das Haar gegen äußere Schädlichkeiten schützen soll. Zweitens: die Rinde, die sich aus längs aneinandergelagerten, spindelartigen Fäserchen zusammensetzt und die Hauptmasse des Haares bildet. Drittens: die lockerer gefügte lufthaltige Marksubstanz, die bei dünnem Haar auch fehlen kann.

Diese eigenartige Struktur verleiht dem Haar seine große Elastizität, Bieg- und Schmiegsamkeit und seine große Widerstandskraft gegen äußere Schädlichkeiten.

Das Haar steckt mit seiner Wurzel mehrere Millimeter tief in der Kopfhaut, in dem sogenannten Haarbalg, und sitzt mit einer Anschwellung auf der Haarpapille, von der das Wachstum des Haares ausgeht, indem sich auf ihr immer neue Haarsubstanz bildet, die den Haarschaft aus der Haut heraustreibt. Der über der Haut befindliche Haarschaft ist ein Horngebilde ohne irgendwelches physiologisches Leben, vergleichbar einem abgestorbenen, dürren Baumast. Durch Beschneiden des Haares kann daher auch in keiner Weise das Wachstum des Haares angeregt werden, wie der Laie es fälschlich in Analogie des Beschneidens von Bäumen und Sträuchern häufig annimmt. Der lebendige Teil des Haares sitzt auf der Papille. Wird nun das Wachstum des Haares auf der Papille aus irgendeinem Grund gestört, und geht dadurch der innige Zusammenhang zwischen Papille und Haar verloren, so wird das Haar aus der Haut ausgestoßen und „fällt aus", während sich in der Regel auf der Papille ein neues Haar bildet.

Um langes, volles Haar zu erhalten, sind dem Gesagten zufolge zwei Bedingungen nötig. Erstens: Das einzelne Haar muß in seiner strukturellen Beschaffenheit gut erhalten bleiben, damit es nicht wie ein dürrer Ast abbricht oder aufsplittert und somit sich selbst verkürzt. Zweitens: Der Haarwechsel muß so selten wie möglich sein, damit das einzelne Haar lang wachsen kann.



Das Haar ist ein außerordentlich widerstandsfähiges, elastisches Gebilde, das lange Zeit hindurch malträtiert werden kann, ohne scheinbar zu leiden, aber schließlich hat auch diese Widerstandsfähigkeit ihre Grenze, das Haar wird defekt, bricht ab oder splittert an freien Enden auf. Betrachtet man derartige brechende und aufsplitternde Haare mikroskopisch, so kann man konstatieren, daß das Haarhäutchen defekt geworden ist. Das Haarhäutchen hat in dem festen, ziegeldachartigen Bau seiner Elemente die Aufgabe, das Haar nach außen hin zu schützen. Ist dieser Schutz verloren gegangen, so ist die faserige Rindensubstanz äußeren Schädigungen preisgegeben und wird zerstört.

In folgendem seien die Hauptschädlichkeiten, die fast alle in unserer Kultur liegen und vermieden werden können, aufgeführt.

Der dachziegelartige Bau des Haarhäutchens ist so angeordnet, daß die Dachziegel mit ihrem freien Ende nach dem freien Ende des Haares gerichtet sind. Da Kamm und Bürste in der Regel nach dieser Richtung hin geführt werden, so gleiten sie über den Dachziegelbau hinweg, ohne Beschädigung anzurichten. Beim Toupieren wird der Kamm in entgegengesetzter Richtung gebraucht, stößt gegen die freien Enden der Dachziegel an und lädiert sie mehr oder weniger. Vielleicht noch mehr als durch das Toupieren wird die Struktur des Haares durch das Brennen geschädigt, indem durch die Hitze die einzelnen Haarelemente in eine bestimmte Form plötzlich gewaltsam gepreßt werden. Es zeugt für die wunderbare Elastizität unserer Haare, daß sie diesen rohen Eingriff verhältnismäßig so häufig aushalten. Das Schampunieren der Haare ist eine zweckentsprechende Reinigung von Haar und Kopfhaut, wenn sie unter folgenden Vorsichtsmaßregeln vorgenommen wird: Die Seifenlauge entfettet das Haar und bringt es zum Aufquellen. Wenn man das Haar wieder trocknet, so schrumpft es auf sein früheres Volumen oder genau genommen sogar, da es entfettet ist, unter das frühere Volumen zusammen und kann ebenso, wie wir es beim energischen Waschen von Händen und Gesicht beobachten, trocken und spröde werden und Einrisse erleiden. Als erste Regel für das Schampunieren sollte daher gelten, daß man ein sehr mildes Schampun mit neutraler Seife ohne Zusatz von Alkalien benutzt. Ein mildes Schampun reinigt die Haare, ohne sie besonders anzugreifen.

Zweitens muß das Trocknen der Haare nach dem Schampunieren langsam geschehen. Am besten wird das Haar durch sanftes Reiben mit geeigneten Frottiertüchern entfeuchtet und durch einfache Wasserverdunstung an der Luft vollends getrocknet.

Trotz dieser Maßregeln können durch das Schampunieren die Haare an ihren Enden leiden, da diese als der älteste, trockenste, fettarmste Bestandteil des Haares zur Brüchigkeit neigen. Es ist daher drittens zweckmäßig, die Haarenden überhaupt vor der Wirkung der Seifenlauge zu schützen, wenn sich Neigung zum Aufsplittern oder Brüchigwerden zeigt. Das kann erreicht werden, indem man das Haar in Partien abscheidet und mit den aufgerollten Enden in wasserdichte Säckchen einbindet und so das Schampunieren vornimmt.

Je zarter das Haar ist, um so zarter muß es daher behandelt werden. Man kämme, bürste, ondoliere, frisiere das Haar schonend und nur bei unbedingtem Bedarf. Besonders schädlich ist das stundenlange Bürsten des Haars, um ihm einen besonderen Glanz und Weichheit zu geben.

Unter normalen Verhältnissen lebt das einzelne Haarindividuum viele Jahre und kann — wenn nicht beschnitten — die Länge eines Meters und darüber erreichen. Die Haarpapille, auf der das Wachstum des Haares vor sich geht, ist aber ein sehr empfindliches Organ, das auf Schädigungen leicht durch einen vorzeitigen Haarwechsel, Haarausfall, reagiert. Derartige Schädigungen sind schon in psychischen Aufregungen, nervösen Störungen, Konstitutionsanomalien, fieberhaften Erkrankungen gegeben. Allgemein bekannt ist der starke Haarausfall nach Typhus. Diese Schädigungen sollen hier nicht besprochen werden, da ihre Bekämpfuug Sache des Arztes ist; viel häufiger als durch alle diese wird indessen ein rascher Haarausfall und frühzeitiger Haarwechsel hervorgerufen durch eine lokale Erkrankung der Kopfhaut, die mit dem wissenschaftlichen Namen Pityriasis (Kleienschuppe) bezeichnet wird, sich durch Jucken, Röte der Kopfhaut und vermehrte Schuppenbildung kundgibt und nach jahrelangem Bestand zur Verödung der Haarpapille und zum definitiven, nicht mehr zu beseitigenden Haarschwund führt.

Die Ursachen für diese so überaus häufige Erkrankung liegen in unserer Zivilisation. Der Haarboden braucht Luft und Licht, um ausdunsten zu können und gesund zu bleiben. Diese werden ihm vorenthalten durch die Frisuren, die Kopfbedeckung und den Aufenthalt in geschlossenen Wohnräumen. Schweiß und Talgdrüsensekret haben Gelegenheit, sich auf dem Kopf anzusammeln und eine Brutstätte für die hautschmarotzenden Mikroorganismen zu bilden.

Zwar ist nicht zu verkennen, daß in den letzten Dezennien die Kopfwäsche, das Schampunieren, erfreulicherweise zugenommen hat. Aber es wird auch von den Personen, die es regelmäßig machen, verhältnismäßig zu selten und dann auch noch meist unzweckmäßig vorgenommen. Es sollte außer den schon vorher besprochenen Vorsichtsmaßregeln als strenge Regel gelten, unmittelbar nach der Kopfwäsche, bevor noch die Kopfhaut vollkommen ausgetrocknet ist, sie mit ein wenig Oel einzureiben, um das Sprödewerden und die sich daran schließende Reizung zu vermeiden.

Dadurch wird freilich die Kopfwäsche, die bei langem Frauenhaar schon eine umständliche Prozedur ist, noch umständlicher und ist ohne die Hilfe einer zweiten geübten Person schlecht auszuführen. Jedenfalls kann sie das allgemein vorhandene Bedürfnis nach Reinigung der Kopfhaut nicht befriedigen. Es werden immer verhältnismäßig nur wenige Frauen sein, die sich nach den Regeln der Kunst und so häufig, wie es eigentlich erforderlich ist, schampunieren lassen können.

Diesem Uebelstand abzuhelfen, scheint ein Instrument bestimmt zu sein, daß ich seit einer Reihe von Jahren in meiner ärztlichen Praxis erprobt habe: Es ist eine Kopfhautbürste, die zufolge ihrer Konstruktion zwischen den Haaren hindurchgeführt werden, hindurchgleiten kann und deshalb den Namen Glittel erhalten hat. Der Glittel besteht aus dem Handgriff oder Halter und einem Wollkokon, das in das eine Ende eingesetzt wird. Mit diesem Instrument kann eine treffliche und wenig zeitraubende Reinigung der Kopfhaut vorgenommen werden, und zwar von jedermann selbst ohne fremde Hilfe. Zum Gebrauch befeuchtet man den Kokon mit einem geeigneten Haarwasser oder Spiritus und schiebt ihn durch die Haare hindurch, auf der Kopfhaut gleitend, hin und her, so daß die feinen Wollfäserchen des Kokons die Verunreinigungen der Kopfhaut: Staub,



Sekret und Kopfschuppen, in sich aufnehmen können. Diese mechanische Reinigung ist das wichtigste.

Eine mit dem Glittel zu bewirkende gründliche Reinigung der Kopfhaut nimmt 10—15 Minuten in Anspruch und muß bei fettiger Kopfhaut am besten täglich, sonst alle 2—3—4 Tage vorgenommen werden. Durch die Glittelreinigung der Kopfhaut wird indessen das Schampunieren nicht ganz überflüssig; erstere ist nur eine Reinigung der Kopfhaut, letzteres auch eine der Haare, die je nach Durchfettung und Verstaubung in Abständen von 8—14 Tagen oder bei trockenem Haar und reiner, staubfreier Luft in Abständen von mehreren Wochen oder Monaten vorgenommen werden muß und kann.

Die hier in ihren Grundzügen kurz skizzierte Pflege der Haare ist von den ersten Kinderjahren an aufzunehmen. Wartet man damit, bis erst die Schädlichkeit unserer Zivilisation sich auf dem Kopf durch Schuppen, Jucken, Haarausfall bemerkbar gemacht hat, so genügt diese einfache Haarpflege meistens nicht mehr zur völligen Beseitigung der Erkrankung, wenn sie auch noch in vielen Fällen das Uebel zu mildern oder seinen Fortschritt zu hemmen imstande ist. Der Arzt hat dann das Wort.

Unsere Bilder

Zur Marokkofrage (Abb. S. 1161, 1164 u. 1165). Die Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Agadir hat in der marokkanischen Politik der Großmächte eine völlig neue Situation geschaffen, die nun in langwierigen und schwierigen Konferenzen geklärt werden muß. Jules Cambon, der französische Botschafter, ist aus Paris nach Berlin zurückgekehrt und hat die Verhandlungen mit dem Staatssekretär von Kiderlen-Waechter begonnen, dem energischen deutschen Staatsmann, der die Interessen des Reichs in Marokko durch sein entschiedenes Eingreifen gewahrt hat. Das Felsennest Agadir am Südabhange des Atlas ist, so wild und zerfallen es aussieht, ein wichtiger Mittelpunkt des deutschen Handels in Marokko, und unsere dort wohnenden Landsleute haben das Erscheinen des deutschen Kriegsschiffs mit großer Freude begrüßt. Auch die marokkanische Bevölkerung soll mit dem Eingreifen Deutschlands nicht unzufrieden sein, während sie bekanntlich die Anwesenheit der Franzosen im Lande sehr ungern sieht. Desto zuvorkommender ist Sultan Mulay-Hafid gegen die französischen Offiziere. Er überhäufte die Mitglieder der Militärmission und die Führer der Expedition, die Fez entsetzt hat, mit Gunstbeweisen und weilte viel in in ihrer Mitte.

Die Prinz-Heinrich-Fahrt (Abb. S. 1163) hat am 5. Juli mit dem Start in Homburg v. d. Höhe begonnen. Wie immer saß im ersten der abgehenden Wagen Prinz Heinrich von Preußen, der die Fahrt wieder außer Wettbewerb mitmacht. Prinz Heinrich kam auch als erster der Fahrer in Bremerhaven an, nahm dort an der Verladung Anteil und begab sich mit den anderen Fahrtteilnehmern an Bord des Lloyddampfers „Großer Kurfürst“. Die Verladung der Automobile war eine recht schwierige Aufgabe, die aber durch die Verwendung eines neukonstruierten, mit Kufen versehenen Verladeschlittens glänzend gelöst wurde.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Wilhelm Waldeyer (Abb. S. 1162), der Direktor des Anatomischen Instituts der Universität Berlin, begeht demnächst sein goldenes Doktorjubiläum. Der berühmte Anatom, ein geborener Westfale, hat in Breslau, Straßburg und schließlich seit dem Jahr 1883 an der Berliner Universität segensreich gewirkt. Seine Wissenschaft verdankt ihm eine Reihe grundlegender Arbeiten. Der heute fast 75 jährige Gelehrte ist Mitglied zahlloser Akademien; der Berliner Akademie der Wissenschaften gehört er als beständiger Sekretär an.

Vom Besuch des Präsidenten Fallières in Holland (Abb. S. 1162). Zum erstenmal während seiner Amtszeit hat der Präsident der französischen Republik dem niederländischen Hof einen offiziellen Besuch abgestattet. Herr Fallières kam an Bord eines Kriegsschiffes nach Amsterdam. Prinz Heinrich der Niederlande geleitete den Gast in der königlichen Pinasse zum Kai, wo Königin Wilhelmina den Präsidenten begrüßte.

Die beiden Helden des Russisch-Japanischen Krieges (Abb. S. 1166), Admiral Togo und General Nogi, weilen zurzeit in Europa. Der große Führer der japanischen Seemacht hält sich noch in England auf, wo er gemeinsam mit Nogi den Krönungsfeierlichkeiten beigewohnt hat. Der Eroberer von Port Arthur hat kürzlich Berlin passiert.

Der Deutsche Rundflug (Abb. S. 1166). Am 10. Juli wurde der Deutsche Rundflug entschieden, der bewiesen hat, daß deutsche Flieger auf deutschen Flugzeugen heute schon hervorragendes leisten. Der erste Preis fiel dem Albatros-Piloten Benno König zu, der zwar nicht alle Etappen des großen Rundflugs auf dem Luftweg zurückgelegt hat, aber auf die größte Kilometerzahl und eine schöne Flugzeit stolz sein darf. Der zweite Sieger ist der blutjunge Hans Vollmöller, ein Bruder des Dichters Dr. Karl Vollmöller. Er hat mit seiner „Taube“ dem erfahrenen Aviatiker König bis zuletzt den Sieg schwer gemacht. Den dritten Preis gewann Bruno Büchner, der von allen Fliegern zuerst auf dem Flugfeld von Johannisthal anlangte und von den harrenden Berlinern mit großer Begeisterung begrüßt wurde.

Das neue Säuglingskrankenhaus in Weißensee (Abb. S. 1168), eine mustergültige Schöpfung dieser Berliner Vorortgemeinde, ist vor einigen Tagen in feierlicher Weise eingeweiht worden. Das prächtige Gebäude dieses ersten kommunalen Säuglingskrankenhauses in Preußen steht in der Mitte einer großen Parkanlage. Bürgermeister Dr. Woelck, dem Weißensee die Errichtung dieser segensreichen Schöpfung verdankt, hielt bei der Eröffnungsfeier die Festrede.

Das Fernlenkboot (Abb. S. 1168), eine Erfindung des Nürnberger Lehrers Christian Wirth, ist auf dem Wannsee dem Berliner Publikum vorgeführt worden und hat allgemeines Interesse erregt. Das etwa 15 Meter lange Fahrzeug hatte wohl Maschinen und elektrische Akkumulatoren an Bord, aber keine Bemannung. Die Maschinen wurden von einer Senderstation am Ufer aus mittels Hertzscher Wellen in Tätigkeit gesetzt, und das Schiff befolgte mit fast unheimlicher Präzision alle Kommandos, wand sich durch die vielen auf dem See liegenden Boote. Lampen zuckten auf, Kanonenschüsse erschallten — und all dies infolge des modernen Wunders der drahtlosen Uebertragung elektrischer Wellen.

Eine nützliche Errungenschaft für Nichtschwimmer (Abb. S. 1168) ist jedenfalls das neue Schwimmfutter „Rettung“, das kürzlich in der Spree bei Treptow praktisch erprobt wurde. Wer dieses Futter in seinen Badekleidern hat, für den gilt der Spruch nicht, daß das Wasser keine Balken hat.

Todesfälle (Abb. S. 1162). In diesen Tagen sind zwei fürstliche alte Damen verschieden, die Königinwitwe Maria Pia von Portugal und die Großfürstin Alexandra Josiphowna von Rußland. Königin Maria Pia war eine Tochter Viktor Emanuels II. von Italien und eine Schwester der jüngst verstorbenen Prinzessin Klothilde Bonaparte. Sie heiratete im Jahr 1847 den König Dom Luiz von Portugal, den Großvater des nun entthronten Königs Manuel. — Die Großfürstin Alexandra entstammte dem herzoglichen Hause Sachsen-Altenburg. Sie war mit einem Großoheim des regierenden Zaren, dem Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch vermählt und hat ihm fünf Kinder geschenkt, darunter die jetzige Königin der Hellenen.

Die Toten der Woche

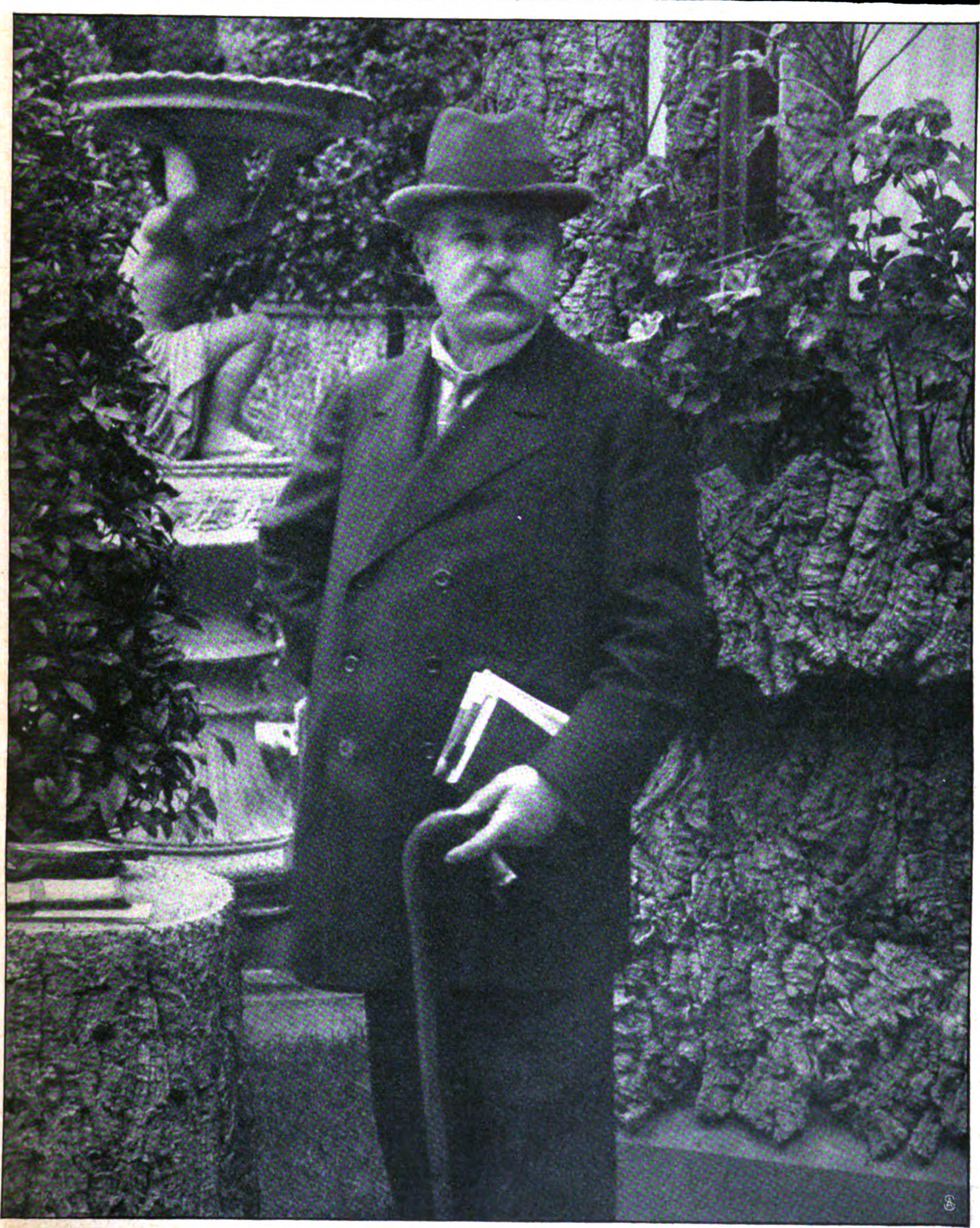
Frau Professor Elisabeth Dreyschock, hervorragende Gesanglehrerin, † in Köln im Alter von 88 Jahren.

Königinwitwe Maria Pia von Portugal, Großmutter des Exkönigs Manuel, † in Turin am 5. Juli im Alter von 63 Jahren (Portr. S. 1162).

Großfürstin Alexandra Josiphowna von Rußland, † in Petersburg am 6. Juli im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 1162).



Bilder vom Tage



Hofphot. Schumann.

Alfred von Kiderlen-Waechter, Staatssekretär des Auswärtigen Amts.
Zu Deutschlands Marokko-Politik.



Maria Pia Königinwitwe von Portugal,
geb. Prinzessin von Savoyen, verschied auf Schloß Stupinigi bei Turin.



Phot. A. Hertwig.

Prof. Dr. Wilhelm Waldeyer,
der berühmte Berliner Anatom, feiert sein goldenes Doktorjubiläum.



Hofphot. Rumbler.

Großfürstin Alexandra Josiphowna †
Die Witwe des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland.

Königin Wilhelmina der Niederlande begrüßt M. Fallières (×) auf dem Kai in Amsterdam.
Vom Besuch des Präsidenten der französischen Republik in Amsterdam.





Sir Arthur Conan Doyle (×).



Phot. B. J.-G.

Prinz Heinrich (×) nach der Ankunft in Bremerhaven. Nebensteh. drei Bilder: Englische Teilnehmer an der Fahrt. Phot. B. Jll.-G. — Unteres Bild: Verladen der Automobile auf den Dampfer „Großer Kurfürst" in Bremerhaven zur Ueberfahrt nach England.

Prinz-Heinrich-Fahrt 1911.



Hon. Lionel Rothschild.



Mr. Maurice Talbot.



Von links: —, Major Brémond, Colonel Brulard, General Goiran, Sultan Mulay-Hafid, französischer Konsul Gaillard.

Die Führer der französischen Truppen in Fez als Gäste zum Tee beim Sultan Mulay-Hafid.

Zu den Vorgängen in Marokko. — Nach einer Originalzeichnung.





Jules Cambon, der französische Botschafter in Berlin,
hatte in der Marokko-Angelegenheit eine Unterredung mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts Herrn v. Kiderlen-Waechter.



Die marokkanische Festung Agadir, wo der deutsche Kreuzer „Berlin“ vor Anker liegt.

Zu den Vorgängen in Marokko.





Phot. Mollenhauer.

Benno König
auf seinem Albatros-Doppeldecker.
1. Preis.



Phot. Gebr. Haeckel.

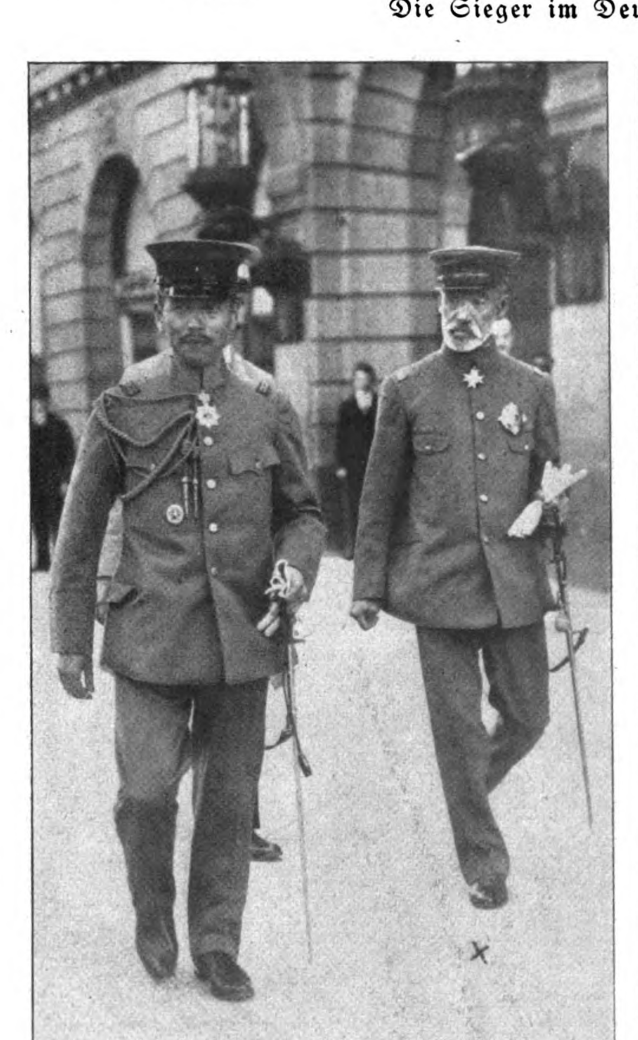
Bruno Büchner mit Leutn. Steffen
bei der Ankunft in Johannisthal.
3. Preis.



Phot. Harder.

Hans Vollmöller
auf seinem Etrich-Rumpler-Flieger.
2. Preis.

Die Sieger im Deutschen Rundflug.



Phot. Int. Illust.-Verlag.

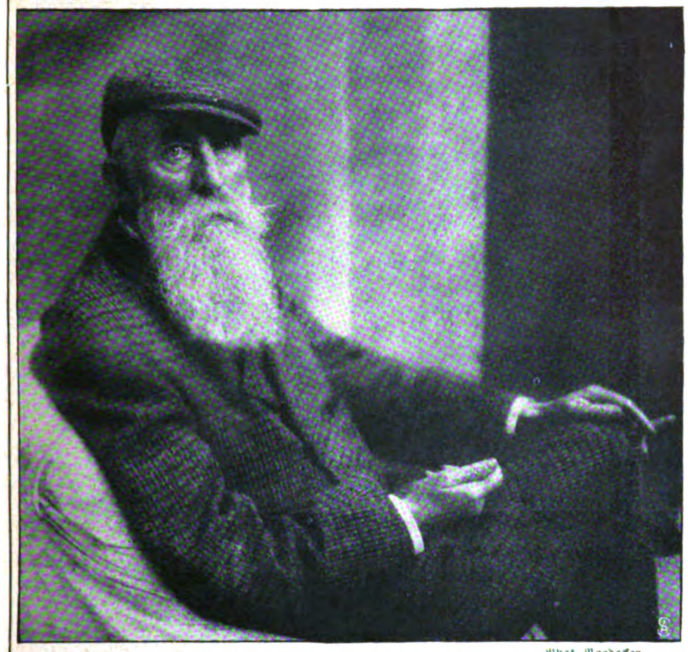
General Graf Nogi (×) mit seinem Begleiter in Berlin.



Admiral Togo (×) besichtigt ein engl. Schulschiff in Exmouth.

Hohe japanische Gäste in Europa.







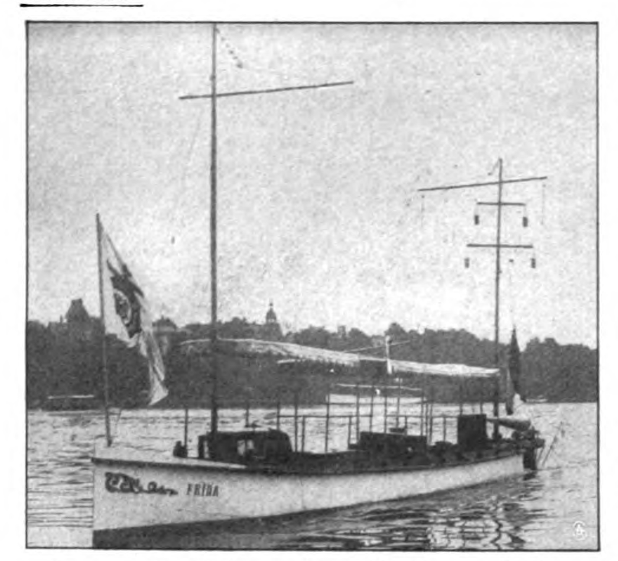
Phot. Boedecker.



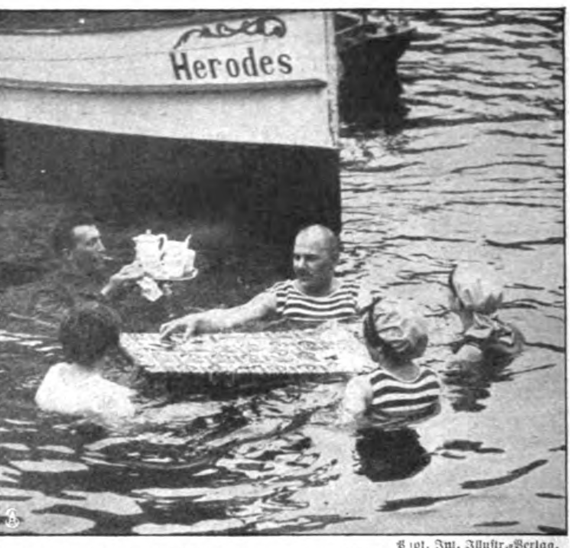
Altmeister Reinhold Begas.

Zum 80. Geburtstag des großen Berliner Bildhauers.

Links: Reinhold Begas. Neuste Aufnahme. **Oben:** Der Künstler (rechts) als Knabe mit seinen Brüdern. Nach einem Gemälde von Karl Begas. **Unteres Bild:** Der Großvater des Künstlers im Kreise seiner Familie. Nach einem Gemälde von Karl Begas.



Das neue Fernlenkboot auf dem Wannsee bei Berlin
Eine wichtige maritime Erfindung.



Phot. Int. Illustr.-Verlag.

Kaffeegesellschaft im Wasser mit dem Schwimmfutter „Rettung".
Ein Schwimmfutter mit großer Tragfähigkeit.

Bürgermeister Dr. Woelck (×) hält die Festrede.
Nebenstehend: Das neue Krankenhaus.
Von der feierlichen Einweihung des Säuglingskrankenhauses in Weißensee bei Berlin.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

4. Fortsetzung.

„Burr“, tadelte der Direktor und spuckte unbekümmert auf den Fußboden. „Setzen Sie sich, lieber Kollege, hören Sie zu. Doch sehr wichtig.“

„Eben — eben.“

„Herr Oberschulrat ursprünglich sehr aufgebracht gewesen“, fuhr Jarling fort. „Schwere Mühe gekostet, ihn umzustimmen.“

„Umzustimmen?“ stammelte der Professor, dem dieses Wort plötzlich eine neue Tür des Lebens öffnete. „Umzustimmen? Wie meinen Sie das, Herr Direktor?“

„Werden gleich hören. Aber bitte, mich nicht immerfort unterbrechen. Sehr unangenehm. Nicht wahr, Sutry?“

„Ja freilich“, bestätigte der Prorektor, indem er abermals den weißen Finger mit dem Siegelring hob. „Logische Gedankenführung ist dann schwer möglich. Eben — nicht ganz sachlich.“

„Sagen Sie mir, meine Herren,“ rief Oskar Rogge, der sich von doppelten Gewalten gefoltert fühlte, den beiden Alten nun ohne Rücksicht zu; „sagen Sie mir endlich, was Sie wissen. Sie merken wohl, daß das Leben mich hin und her stößt. Ich kann Ihnen im Moment nicht beschreiben, wie stark und schmerzhaft. Deshalb reden Sie — reden Sie!“

Verwundert und ein bißchen ängstlich blickten sich die beiden Perücken bei diesem ihnen doch unerwarteten Ausbruch einander an. Dann jedoch nahm der Mathematiker Prorektor Sutry als der kühlere Mann der Tatsachen zuerst das Wort: „Eben nun — entschuldigen, lieber Kollege, daß ich kurz rekapituliere. Haben Ihren Primanern während einer Geschichtsstunde eine nicht ganz — eben nun, sagen wir — nicht ganz landläufige Ansicht über das Wesen der Evangelien vorgetragen. Sie nannten, mein lieber Kollege, wenn ich recht unterrichtet bin, diese sichersten Dokumente unseres Glaubens — eben nun — ein wundervolles Gedicht, das den schönsten und volkstümlichsten unseres großen Goethe vergleichbar wäre. Sie fügten allerdings hinzu — eben nun — daß solche Weltgedichte der historisch-kritischen Untersuchung gar nicht standzuhalten brauchten, weil sie sich lediglich an das Gefühl wendeten. Und Sie zogen den Schluß, da alle erste Religion aus der Kunst entsprungen sei, daß der ungeheure und überwältigende Kunstwert des Neuen Testaments dem hingebungsvollen Glauben ein besserer Führer zum Licht wäre als alles Wissen, als alle Historie. Sehr schön — eben nun“, setzte der Mathematiker gedankenverloren hinzu, wobei seine exakte Natur völlig vergaß, daß er hier eigentlich als Vorgesetzter verweile.

„Sind Sie toll, Sutry?“ lenkte ihn dafür auch sofort sein Direktor, der ungeduldig seine Perücke von einem Ohr zum andern geschoben hatte, auf die vorgeschriebene Bahn zurück. „Schön? — Burr — kurr. Steht hier gar nicht zur Diskussion. Hauptsache ist, daß wir uns beide, Sutry und ich, bei dem Herrn Oberschulrat dafür verbürgt haben, daß Ihre ganzen Auslassungen, lieber Rogge — hübsch ruhig bleiben, bester Kollege, hübsch ruhig — daß Ihre ganzen Auslassungen selbst nur das poetische Gewebe eines dichterischen Gemütes darstellen. Burr — kurr. Sozusagen freigewordene Phantastereien aus dem geheimen Schatzkästlein, zu dem den dummen Jungen der Zutritt nicht offensteht. Verstanden? Nie mehr offen. Und auf unsere Bürgschaft hin, und weil Sie im übrigen ein tüchtiger Kerl sind, und da wir auch überdies schon genug öffentlichen Skandal hatten, so soll alles beim alten bleiben. Verstehen Sie? Habe Ihnen nur einen privaten Rüffel zu erteilen. Und das geschieht hiermit. Von Amts wegen. Burr — kurr.“

Da war die Bürgerlichkeit. Welch ein Umschwung! Eben und glatt lag die große Straße wieder vor Oskar Rogge. Nicht Sonnenschein, aber doch ein strenger, blauer Himmel wölbte sich darüber, und der Ueberwältigte, dem das Herz im Leibe zagte und schwieg, er sah über die breite Gasse in Scharen seine Schüler einherschreiten, barhäuptig und mit blitzenden Augen. Und er empfand, wie die Jugend sehnsüchtig die Arme nach ihm, dem Erzieher, ausbreitete, der ihnen mehr als die übrigen, als die Schweigenden und Verschlossenen geschenkt hatte.

Wie kam es nur, daß er trotzdem bewegungslos und festgebannt auf seinem Stuhl verharrte? Warum konnte er nicht jauchzen? Weshalb zwang es ihn im Gegenteil, kalt und ohne Leidenschaft die Achseln zu zucken, als gedenke er die so heiß begehrte Spende des Lebens wieder von sich fortzuschieben?

Allein ehe er sich noch zu entscheiden vermochte, da wurde dumpf an die Tür geklopft.

Einmal — zweimal.

Was bedeutete das? Gaukelte ihm seine übermüdete und schlaffe Phantasie Truggebilde vor, oder war das wirklich der alte Gärtner Jochen Tobis, der seinen weißen struwweligen Kopf durch die Türspalte steckte, um ihm bedeutungsvoll zuzunicken: „Oh, auf ein Wort, Herr Professor.“

Und da hatte er die beiden betroffenen Perücken auch bereits verlassen. Mit einem Sprung, mit einem einzigen, stand er jenseit der Friestür, und dort — dort — mitten in der Helle des Tages, da saß Agnes, sein verlorenes Weib, auf dem einfachen Sofa der großen Stube und lächelte ihm betäubt und ohne sichtbares Zeichen des Vergebens entgegen.

Und seltsam. Kein Ruf des Erkennens. Kein Wort der Freude. Keine wehmütige Abbitte. Nichts von allem



geschah. Aber ein Händedruck wurde gewechselt, stark wie der eiserne Ring des Todes, unabänderlich wie ein beschworenes Gesetz des Lebens.

Und als Oskar Rogge in der nächsten Minute mit einer leichten, wie von ungefähr vorgebrachten Entschuldigung wieder vor seinen beiden Vorgesetzten saß, da merkten die beiden Alten kaum, daß in der Seele des Mannes etwas frei geworden, daß hier ein der Bürgerlichkeit Zurückgewonnener weile.

Noch häufig klang es dort drinnen: „Eben — eben und burr — kurr." Zum Schluß aber legte der Direktor Jarling von St. Katharinen seinem Oberlehrer die Hand auf die Schulter, und so ernsthaft war der Moment, daß ein Wunder geschah. Das verrunzelte, tief geneigte Haupt hob sich, die kleinen, scheuen Augen stachen dem Lauschenden direkt ins Gesicht.

„Hören Sie, Rogge. Nun ziehen Sie sich an und gehen Sie heute noch in die Prima. Ich glaube, die Jungen bangen sich nach Ihnen. Aber e i n e n Ratschlag, mein lieber junger Freund, nehmen Sie selbst mit auf den Weg. Was Sie da vorgebracht haben, das habe ich von Anfang an für das Herüberlangen, für das Sehnen nach dem Schönen, Unerlaubten und Unerreichbaren gehalten, das als Hoffnung und Wunsch in jeder Menschenbrust schlummert. Aber, lieber Rogge, das Erbteil der arbeitenden Menschheit besteht darin, daß sie all dies Wundersame in der großen festen Holzkiste der Bescheidung und des Entsagens zu verschließen hat. Nur ein paar Genies öffnen sie alle hundert Jahre einmal. Und auch dann ist's noch fraglich, ob sie mit den verborgenen Schätzen Wohltätiges oder Schädliches für die anderen hervorholen. Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Rogge. Und nun adieu. Burr — kurr."

So sprach der Direktor.

Oskar Rogge aber hatte seine Bürgerlichkeit wiedergewonnen. Tief beugte er das Haupt, und da er gerade vor dem gewaltigen Schrank stand, in dem er seine Kunstschätze verbarg, so stieß er mit seinem schweren Stiefel dumpf und dröhnend gegen die Lade. Das war eine Holzkiste.

Und von nebenan raunte und summte noch immer etwas herüber, das Plätschern und Huschen der nackten weißen Nixe, für die in diesem Haus fortan kein Raum mehr war.

„Eben — eben", hätte der Prorektor bestimmend geäußert: „Eben — eben."

* * *

Küster Vierarm zu Werrahn hatte am 1. Dezember den Besuch des Teufels empfangen.

Der hohe Gast war durch den Schornstein gestiegen, hatte dann des Küsters viereckiges, tabakduftendes Junggesellenstübchen durchschlichen, nicht ohne an den ledernen Glockenstrang gerührt zu haben, der von der Decke mitten auf den Mahagonitisch des Küsters herabhing. Denn von hier aus besorgte der geistliche Mann sein sonntägliches Läutegeschäft. Zum Schluß aber setzte sich seine höllische Durchlaucht an das Fußende des Bettes, das in dem kleinen, weißgetünchten Alkoven stand, fuhr mit der Klaue unter die weiß und rot gewürfelte Bettdecke und zwickte den Schläfer in den großen Zeh.

„Au", schrie der also Erweckte. „Wehe, wehe über das verdammte Podagra."

„Du büst ein Schafskopf", entgegnete Meister Urian, nahm seinen Schwanz nach vorn und schlug seinem Verehrer damit kräftig auf die Nase. „Meinst du, daß ich mich um Weihnachten rum mit solchen Kleinigkeiten abgeb? Kuck, da hätt ich's leichter haben können. Da würd ich dich zum Beispiel mitten auf die Stirn gespuckt haben, und dann hättest du das allerekligste Zeug geträumt. Nehmen wir an, du würdest dich zum Exempel gesehen haben, wie du in Mutter Lottings Speisekammer säßest, aber mit festgebundenen Armen und Beinen. Um dich herum aber, da hätten nun die rosigsten und fettesten Schinken gehangen, weißt du, so recht saftig. Und Leberwurst mit großen Fettstücken. Und Spickgans. Und Räucheraal. Und kuck, und dann hättest du dich nicht rühren können und von allem nur den wunderschönen Geruch eingesogen."

„Hör auf!" schrie der Küster, dem der Angstschweiß von der Stirn troff. „Das halt ich nicht aus."

„Du büst ein Schafskopf, und du bleibst ein Schafskopf", beharrte der Höllenfürst, und gleichzeitig zwickte er den Küster in den andern Zeh. „Glaubst du, daß ich mich wegen solcher Kleinigkeiten aus meinem warmen unterirdischen Stübing heraufbemüh, wo wir nun auch all an Weihnachten denken? Keine Idee. Ne, aber ich hab mich was ausgesonnen. Was ausgesonnen hab ich mich", wiederholte er. Und dabei rieb er sich vor Freude die zottigen Klauen, daß die roten Funken wie unter einem Schmiedehammer hervorspritzten. „Ich will euch nämlich alle in weiße Watte packen. So hoch und fest, daß ihr darin liegen sollt wie die Zinnsoldaten in einer Spielschachtel. Paß auf, morgen fange ich schon damit an. Wenn du aber glaubst, daß ich damit all fertig bün, dann büst du schief gewickelt. In diese Spielschachtel nämlich schicke ich euch dann einen lütten Kobold, der euch dann so piesacken und quängelieren soll, daß ihr vor Angst und Unruh ümmer aus der Schachtel herausspringen möchtet. Aber prost Mahlzeit! Die weiße Watte hält euch fest, ihr könnt nich. Und das is denn mein Weihnachtsvergnügen."

„Wehe über das Ärgernis", jammerte Küster Vierarm, der sich bereits unwiederbringlich in einer ungeheuren Watteschachtel verstrickt und versunken fühlte. „Vater, Sohn und Heiliger Geist, befreit uns von dem höllischen Spuk."

„Ach was! Wenn du mir mit solchen Redensarten kommst," entgegnete der Besuch kopfschüttelnd, „dann wirst du mir mit der Zeit für einen freundschaftlichen Verkehr doch zu dumm. Ueberleg dir das, Meister Vierarm. Und nu noch einen lütten Abschiedstrunk. Prost!"

Damit langte der Böse unter das Bett, zog eine wohlgefüllte Flasche roten Kirschschnapses hervor, die der geistliche Herr in diesem immer dunklen Verlies zu verbergen pflegte, spuckte dreimal kräftig auf den Hals der Flasche, und im nächsten Augenblick hatte er etwa die Hälfte des Inhalts ausgetrunken.

„Halt, halt, mein Kirsch", schrie der Küster wie besessen.

„Halt's Maul", verabschiedete sich der Schwarze. „Es



ist ein ganz miserables Gebräu. Aber demnächst werd ich dich einmal eine Flasche von meinem eigenen mitbringen. Zehnfach im Fegefeuer gebrannt. Fein, sag ich dich. Und nu dreh dich um und denk an die weiße Watte und den Kobold. So. Adjüs!"

Und als Vierarm am nächsten Morgen sein grauwelliges Haupt aus dem Fenster steckte, da bemerkte er mit grauenvoller Befremdung, daß die Prophezeiung seines Freundes schon eingetroffen sei. Das Küsterhaus war bereits eingepackt. Ueberall auf der Landstraße wie auf den weithin sich dehnenden Feldern lag fußhoher, weißer, glitzernder Schnee. Die Pappeln zu beiden Seiten des Hauses streckten ungeheure weiße Arme und Finger aus, und die Krähen, die krächzend um die kahlen Kronen herumschwirrten, trugen weiße Flocken auf ihren Flügeln.

„Und wie es scheint", murmelte Küster Vierarm, indem er seine schwarzen Augenbrauen ungeheuer weit und bedenklich in die Höhe zog. „Dieses wilde Treiben ist gar kein natürlicher Schnee. I wo, es is 'ne Erscheinung. Ich will ja nich drüber sprechen, aber ich mache mir meine eigenen Gedanken. Und der Kobold? Hm — wie war's doch mit dem? Nun, ich werd jedenfalls meine guten Freunde warnen. Und zuerst gehe ich mal zu Mutter Lotting nach Werrahn."

* * *

Der Wirtschaftshof von Werrahn war von dem hohen, dicken, weißen Wall wie von einer glitzernden Mauer umschlossen. Zwar hatte Mutter Lotting jeden Morgen die Einfahrt freischaufeln und durchstechen lassen, aber das nützte nicht viel. Und wenn Heinrich Kalsow, ihr Sohn, der jetzt an den langen, arbeitslosen Tagen vielfach die einsame Landstraße entlang schritt, um wie von ungefähr nach der fernen, schneedämmernden Stadt zu spähen, aus der dem Landmann irgend etwas entgegeneilen sollte — was? das wußte er nicht genau; vielleicht der Frühling oder das Glück oder die Erlösung von der bangen Schweigsamkeit, die über ihm lastete — aber wenn er dann in der Schummerstunde heimkehrte, dann war die Einfahrt schon wieder zugeschneit, und mit mächtigen Stößen mußte sich der Riese alsdann den Weg bahnen.

So wurde es allmählich immer stiller und lautloser auf dem Gehöft, und die Menschen waren mehr denn je auf sich selbst angewiesen.

Es war an einem dieser stillen Winterabende. Draußen rieselte der Schnee in unablässigem, wirrem Flockenfall durcheinander, und das weiße Schweigen summte förmlich über das Gehöft und die ganze Gegend.

Da saß Frau Lotte Kalsow auf Werrahn auf ihrem grünen Ripssofa in der weiten blauen Stube und hielt von Zeit zu Zeit ein Blättchen Gold- und Silberschaum vor die Stehlampe, um sich zu überzeugen, ob ihr der Kaufmann in der Stadt auch nicht etwa Vorjähriges zum Vergolden der Nüsse geliefert hätte. Denn die Hausfrau von Werrahn bereitete goldene und silberne Nüsse für den Weihnachtsbaum. Und sie betrieb dieses Geschäft selbstverständlich mit jenem unerschütterlichen Ernst, der sie bei jedem Vorhaben auszeichnete. Auf dem Fenstertritt in dem großen Lehnstuhl saß inzwischen ihr Sohn Heinrich, rauchte aus seiner kurzen Tabakpfeife und sah aufmerksam in das dunkle, unerkennbare Schneetreiben hinaus, als wäre dieses wirbelnde, tolle, lautlose Durcheinander eine geheimnisvolle Schrift, die er durchaus entziffern müßte.

Blau und fein zogen die Tabakwolken gegen den flimmernden Schein der Lampe, und in dem mächtigen Ofen in der Ecke knackte und fauchte ein lustiges Holzfeuer, das Mutter Lotting über alles liebte. Dieser Ton der berstenden Fichtenklötze war ihr lieber als jede Theatervorstellung, ja es reichte in seiner Melodie beinah an ein schönes Musikstück heran.

Eine lange Zeit blieb es still zwischen den beiden. Endlich aber schob sich die Hausfrau die großen, runden Brillengläser auf die Stirn, guckte ein paarmal forschend zu ihrem abgewandten Gefährten herüber und schüttelte endlich ablehnend das kleine, scharfe Haupt. So energisch bewegte sie den Hals, daß das weiße Mullhäubchen mit den schwarzen Samtbändern auf ihrem geringen Haarwuchs bedenklich schwankte.

„Ich hab nun schon achtzig", sagte sie und klapperte mit den Nüssen.

„Ja, Mutter", entgegnete der junge Landwirt gleichgültig, ohne seine Stellung zu wechseln.

Die Alte scharrte bedeutsamer mit dem weißen Porzellanteller.

„Anna könnte uns auch ein wenig helfen", fuhr sie kopfschüttelnd fort. „Was treibt sie denn jetzt?"

Der Sohn raffte sich zusammen und trommelte leicht an die Scheiben des Fensters, die gerade zu vereisen begannen.

„O Mutter", warf er leicht und gleichgültig hin. Und dabei schickte er wieder einen kräftigeren Zug aus seiner Pfeife. „Anna steht drüben mit den Mädchen im Wirtschaftshaus und läßt die Wäsche rollen und zusammenlegen."

„Hm."

Die Alte überlegte einen Moment. Dann jedoch begann sie eifrig wieder an ihrem Weihnachtsputz zu wirken. Die goldenen Flitter rauschten unter ihren geschäftigen Fingern.

„Sag eins, mein Jünging", begann sie von ungefähr, wobei sie auf das angelegentlichste mit den Nüssen in dem kleinen Leinwandsäckchen hantierte. „Was war das eigentlich für ein Reitersmann, der heute nachmittag im halben Düstern mit deiner Schwester über die Schneemauer herüber sprach? Hast du ihn auch beobachtet, Heinrich?"

Der Sohn nickte.

„Na, wer war denn das?"

„Oh!" Heinrich reckte sich im Stuhl und barg die Hände bequem in die Taschen. „Mutter, den hast du doch auch gekannt. Das war ja der junge Graf drüben von Wildhagen."

„So, so. Der Graf."

Die kleine Frau arbeitete eifriger, und ihre Nüsse lärmten unaufhörlich. Schließlich sagte sie ruhig vor sich hin: „Der junge Hohensee muß hier in der Nähe wichtige Geschäfte abzumachen haben. Meinst du nicht auch, Heinrich? Ich bemerk ihn in der letzten Zeit so häufig vor unserm Hof. Ich denk, er steht da drinnen in der Stadt



bei den Soldaten? Und da sollte es doch eigentlich strenger zugehen."

„I Mutter, er befindet sich woll seit ein paar Wochen auf Urlaub hier draußen bei seinen Eltern. Und da bewegt er woll bloß ein bißchen sein Pferd."

Auf diese Ansicht hin beugte Frau Lotte ihr Haupt noch tiefer und versank förmlich in ihre Arbeit.

„Nun, bewegen tut er es nicht gerade", meinte sie mit ihrer seelenruhigen Stimme. „Bewegen nicht, wenn er so eine halbe Stunde still vor der Mauer hält. Uebrigens ein schöner Fuchs, hochbeinig. Der alte Graf versteht was von der Wirtschaft. Mit dem kann man Geschäfte machen. Das is noch einer vom alten Schlag, nicht wahr?"

Nach dieser Unterredung verstummten Mutter und Sohn von neuem. Und beide lauschten auf das fröhliche Ofenfeuer.

Puff, puff — knackte es aus den grünen Kacheln. Und der rote Schein rieselte vergnüglich über die weißen Dielen.

Merkwürdig, dachte die Hausfrau und zupfte ein wenig an ihrer Brille. Der Junge ist mir in den letzten Tagen gar zu einsilbig geworden. Im Winter mag's hingehen, aber zum Frühling muß das aus ihm rausgetrieben sein. Wir werden's schon machen. Er wird allmählich drüber wegkommen. Is ja ein Mann. Und mein Sohn. Und das Beste für so was bleibt nun einmal die Familie und die Arbeit.

„Spürst du schon Hunger, mein Jünging?" unterbrach sie sich, denn sie trug das Begehren, den Schweigsamen näher an sich heranzuziehen. Und als der Landwirt, mehr um seiner Mutter einen Gefallen zu erweisen, lässig genickt hatte, da trug sie ihm auf, die Schwester hereinzurufen, damit der Tisch gedeckt würde. „Und nachher", fügte sie hinzu, „wollen wir wieder ein bißchen Musik hören. Schade, daß Küster Vierarm mit seiner Violine uns heute abend nicht besucht. Der Mann ist doch ein großer Künstler."

Aber siehe, Küster Vierarm stand nun einmal mit unheimlichen und übersinnlichen Mächten im Bunde. Kaum war der Name genannt, da klopfte es ernst und feierlich an die Tür, die so weiß gescheuert war, daß sie förmlich strahlte und blitzte. Frau Lotte horchte auf. Darauf schob sie die Brille auf die Stirn.

„Herein."

Nichts rührte sich. Statt dessen wurde noch einmal wuchtiger und mahnender an das weiße Holz gepocht, wie es ungefähr die heilige Feme bei dunklen Anläßen zu befolgen pflegte.

„Herein", wiederholte die Hausherrin von Werrahn von neuem, wobei sich ihr Gesicht verständnisinnig erhellte. „Es ist der Küster", setzte sie dann kopfnickend hinzu. „Er hat so eine besondere geistliche Art, sich anzumelden. Herein!"

Und richtig, da beugte sich unter der weißen Tür bereits die wohlbekannte lange Gestalt, die sich heute gar nicht so spindeldürr ausnahm, weil sie einen alten fünffachen Schabrackenmantel trug, der von Urväterzeiten sich auf diese leichtsinnige Generation vererbt hatte.

„Bleib zäh!"

„Gesegneten guten Abend, meine Teuren", verbeugte sich der Küster und sah hilflos an seinen dicken, beschneiten fünf Fächern herunter. „Wie ist das wohlgeneigte Befinden?"

Und nachdem er erfahren, daß es der alten Dame sowie ihrem gesamten Haus erträglich ginge, zog der Besuch unter seinem unergründlichen Faltenüberwurf einen mächtigen Violinkasten hervor, den er aufs sorgsamste zu dem Lehnstuhl am Fenster trug.

„Legen Sie ab, Herr Küster Vierarm."

„Jawoll, Madam. Ich bin so frei."

Und nachdem der Mantel an dem Birkenständer seinen Platz gefunden hatte, wandelte Mutter Lotting schräg durch die Stube und klopfte wohlwollend, beinah mitleidig auf die fünf Kragen.

„Ein schreckliches Unwetter, mein lieber Küster", äußerte sie teilnehmend.

Jedoch der lange Besuch schüttelte das grauwellige Haupt und fuhr sich weit ausholend und getragen durch die mächtige Mähne. „Unwetter? Frau Lotte Kalsow auf Werrahn — Unwetter?" wiederholte er. „Das ist kein eigentliches Unwetter. Kein natürliches und richtiges. Sie müssen nicht glauben, daß ich allein wegen der Musik oder etwa gar wegen des Abendbrots erschienen wäre. Obschon ich mir, wenn Sie freundwilligst und gütigst gestatten, die Ehre geben werde, an Ihrer Tafel einen bescheidenen Platz einzunehmen. Darum nicht. Behüte. Aber, Frau Lotte Kalsow, ich habe in der letzten Zeit Erscheinungen gehabt, sozusagen Gesichte, die ich mich für verpflichtet halte, der benachbarten Menschheit auszudeuten, damit sie sich vorkommenden- und schrecklichenfalls danach richten könne. Hm" — unterbrach sich der Redende und hob spürend die Nase. „Aber was ich sagen wollte. Wie riecht es hier wieder lieblich nach Gebratenem. Nach Dingen, die Gott einem gesegneten Haus verleiht. Ist dies vielleicht auch nur eine betrübliche Vorspiegelung, oder sollte es wirklich —?"

„Nein", stimmte Mutter Lotting mit einem Lächeln bei. „An zwei Tagen der Woche gibt es zu Werrahn auch am Abend Warmes. Und Sie haben den Tag getroffen, mein lieber Herr Küster."

Unter solchen Vorbereitungen wurde der Besuch auf den ihm zustehenden Platz auf dem grünen Ripssofa genötigt. Und nachdem er seine ganz unwahrscheinlich langen Beine so placiert hatte, daß er weder die Hausfrau mit ihnen inkommodieren, noch mit den nägelbeschlagenen Stiefeln die polierten Tischfüße beschädigen konnte, da begann der geistliche Mann mit großer Begierde von jenen Erscheinungen zu predigen, zu denen er begnadigt oder verdammt war. Etwas von der Apokalypse des Evangelisten Johannes strömte wie ein schwarzer Bach unter seinen Worten dahin.

Inzwischen hatte Heinrich Kalsow auf das Gebot seiner Mutter das blaue Zimmer verlassen. Er sollte die Schwester holen. Und so befanden sich die beiden alten Freunde, die Reste einer guten, soliden, gläubigen Zeit, allein. Der Küster lehnte sein Haupt weit zurück, und dröhnend und tief rollte nun seine Predigt dahin: „Ich hab ihn gesehen, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn."



„Wen, mein lieber Küster?"

„Ihn, den ich nicht nennen will. Aus Gründen, Frau Lotte. Aus Gründen. Aber durch ihn ist mir eine Warnung zugeflossen. Wir sollen in weiße Watte gepackt werden. Nun? Ich frage Sie, sind wir nicht? Zwei Fuß hoher Schnee. Das ist die Erfüllung. Und zweitens: Ein Kobold soll uns gesendet werden, damit er uns zerstreue, verwirre, plage, ängstige und in die Finsternis führe. Wehe über die Geschöpfe, die die Nacht ausspeit. Mögen sie auch licht und blond geartet sein. Lange und mühsam hab ich nachgesonnen, Frau Lotte Kalsow —" hier legte er sich die Hand an die Stirn, um zu beweisen, wie schwer er sich diese Arbeit habe werden lassen. „Ich hab mich das Hirn zermartert, welche Art von Kobold woll gemeint sein könnte. Denn Sie wissen, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn, nach der Heiligen Schrift gibt es zehntausend verschiedene böse Geister. Und mang denen hält es schwer durchfinden. Zum Schluß aber —" er richtete sich auf und rückte ganz dicht an seine aufmerksame Zuhörerin heran. „Zum Schluß aber", flüsterte er eindringlich weiter, „bün ich auf die Idee gekommen, es könnte sich vielleicht um einen menschlichen Kobold handeln. Sie wissen schon, liebe Freundin, um so einen, wie er hier vor einigen Wochen erwartet wurde. Mit seidene Ober- und Unterröcke und durchbrochene Strümpfe, wo aus den schwarzen Seidenmaschen das weiße sündhafte Fleisch hervorkuckt."

„Genug", wehrte sich Mutter Lotting und schlug leicht auf den Tisch. „Wozu beschreiben Sie das so ausführlich?"

Allein die Neugierde des Besuches war nur halb gestillt. Er fing die schmale, blaugeäderte Hand der Hausherrin geschickt in seiner mächtigen Tatze, umspannte sie und rückte noch näher heran, so weit es die Seitenlehne des Sofas irgendwie zuließ: „Sie hatten mich ja so ein bißchen ins Vertrauen gezogen, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn", setzte er seinen Versuch fort. „Und Sie wissen, ich bün wie ein Grab. Das Grab Moses auf dem Berg Horeb kann nicht unauffindbarer und verschwiegener sein. So sagen Sie mich also — ich frag rein wegen des geistlichen Trostes und des freundschaftlichen Zuspruchs — hat sich unser Herr Heinrich die Idee von dem vornehmen Besuch schon 'n bißchen aus dem Kopf geschlagen?"

„Ja", warf die Alte kurz und herb hin. „Darüber sind wir fort, Küster Vierarm. Erzählen Sie mir lieber etwas aus der Umgegend. Sie kommen ja überall herum."

Und als ob sie etwas ganz besonders Wichtiges in sich verschlösse, schickte sie einen raschen Seitenblick über ihren Gast fort, zupfte sich die Brille zurecht und sah ihn starr an, mit ihren grauen, hellen, hinter den Gläsern funkelnden Augen, denen schwer ein Sterblicher entgehen konnte.

„Sind Sie nicht in der letzten Zeit", forschte sie straff und aufrecht weiter, „im Schloß zu Wildhagen gewesen?"

Da glättete sich die ernste Prophetenmiene des geistlichen Mannes, und eine friedliche Wohlbehaglichkeit spielte auf seinen Zügen.

„Auf dem Grafenschloß", gab er kopfnickend und doch voll durchklingenden Stolzes über seine vornehme Bekanntschaft zurück. „Ja, meine liebe Freundin, beim Grafen Hohensee und seiner erlauchten Gemahlin. In der Tat, dies ist ein Haus, wie es im Buch steht. Ein edelmännisches und ein frommes Haus. Und was sie ist, die durchlauchtigste Gräfin, sie hat uns wieder, meinen Paster und mich, zu einer Hausandacht holen lassen. Ordentlich in einem der gräflichen Wagen mit vieren lang. Denn die hochgeborene Dame weiß, was sich der Geistlichkeit gegenüber schickt. Und mein Paster predigte tiefgründig und lang, wie er es immer tut, über den Spruch Evangelium Johannes 4, 35: ‚Sagtet ihr nicht selbst, es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch, hebt eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte.' Allerdings der dicke Herr Graf machte dann später zu mir den köstlichen, aber etwas unpassenden Witz, daß es bis zur Ernte eigentlich noch acht Monate Zeit hätte. Und ich mußte dann auf der Hausorgel spielen und sollte auch dazu singen, was ich aber wegen Heiserkeit nicht konnte. Und zum Schluß, da gab es ein Sonntagsessen, ich sage Ihnen, wie es unser Herr und Heiland auf der Hochzeit zu Kana nicht vornehmer gefunden haben kann. Denn die durchlauchtige Gemahlin ist auch eine schmackhafte Frau. Denken Sie sich, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn — Ihre eigene Küche in Ehren — aber dort gab es —" der Erzähler schmatzte in verklärter Erinnerung, „Karpfen mit polnische Sauce. Nach jüdische Art zubereitet, Frau Lotte. Das ist das allervornehmste. Und dann gab es Wildschwein, wozu sie ordentlichen Burgunder gebraucht hatten. Und dann, Frau Lotte, einen Plumpudding, der richtig gebrannt hat, mit bläuliche und grüne Flammen. Aber mein Paster, der pustete bloß darauf, und siehe da, die Feuer legten sich. Aber geschmeckt hat es auch über alle Maßen. Ja, sehen Sie, dieses ist ein Haus, das alle Großen und Mächtigen der Erde sich zu einem beispielhaften Muster nehmen sollten."

In vollem Nachgefühl all dieser Wonnen streckte sich der Küster abermals zurück, verschränkte die Hände über die kümmerliche Einbuchtung des Leibes, und während er andächtig die Augen zukniff, murmelten seine Lippen halb willenlos: „Lieblich, lieblich sind diese Gerüche", womit er wohl den Duft meinte, der freundlich und einladend aus Mutter Lottings Küche in das Zimmer herüberströmte. —

Die Dame des Hauses aber war nicht gesonnen, sich von ihrem Hauptthema abbringen zu lassen. Aus einem mächtigen Schrank hatte sie inzwischen ein großes, weißes Tischtuch genommen, und nun breitete sie es über die runde Mahagoniplatte. Mitten jedoch in dieser Arbeit warf sie halb gleichgültig hin: „Hat auch der junge Herr Graf an der Hausandacht teilgenommen, mein lieber Küster?"

Der geistliche Mann nickte.

„Was denken Sie, Frau Lotte", gab er zurück. „Zu solch frommem Werk wird auf Wildhagen alles kommandiert, was Beine hat. Vom untersten Schweinejungen herauf bis zur durchlauchtigsten Gräfin selbst. Ja, der junge Herr Fritz nahm auch daran teil. Und er sah in seiner weißen Uniform so stattlich aus, daß er sich jede Minute vor unserm allerhöchsten Kaiser hätte verbeugen



können. Und nach das Mittagessen schenkte er mich sogar eine lange, schwere Zigarre. Ordentlich mit einer roten Leibbinde, so wie sie in dem vornehmen Offizierkasino drinnen in der Stadt geraucht werden. Dabei wurde mich förmlich nobel und junkerartig zumute. Und Sie können sich gar nicht denken, was der junge Graf für allerliebste Geschichten zu erzählen weiß. Bald vons Militär, von seinem Obersten und von hervorragenden und vornehmen Pferden und bald wieder von Musik und Tanz, die er besonders liebt. Und dann berichtete er von Berlin, wohin er eine lange Zeit abkommandiert war. Und Sie hätten bloß mal zuhören sollen, Frau Lotte, wie er da vom Hof erzählte. Mit all die Baroninnen und Gräfinnen und Oberhofmarschalls und Kaisern und Königinnen. So was höre ich gar zu gern. Denn sehen Sie, solch ein junger Graf is ja eben auch dazu geboren, daß ihm die ganze Welt gehört. So will es der liebe Gott. Meinen Sie nicht auch, Frau Lotte?"

Die Hausherrin stand still, nahm sich die Brille ab und steckte sie umständlich in ein ledernes Futteral.

„Gewiß", stimmte sie zu. „Solange es sich um Baroninnen und Gräfinnen handelt, mag ihm meinetwegen die ganze Welt gehören. Das geht mich nichts weiter an. Aber sagen Sie mal, Herr Küster Vierarm, haben Sie an dem jungen Herrn nicht vielleicht bemerkt, daß ihm — hm." Sie unterbrach sich und zupfte an dem Tischtuch hin und her, bis sie wie zufällig ihr Haupt tiefer senken mußte — „haben Sie nicht vielleicht auch bemerkt, daß es bei dem jungen Herrn nicht gerade bloß immer Baroninnen und Gräfinnen sein müssen?"

„Wie, Frau Lotte?"

„Ich meine, daß er in seine Freundlichkeit und Herablassung sich gegebenenfalls auch mit ganz gewöhnliche Bürgermädchen begnügt? Ich denke an nichts Bestimmtes. Haben Sie so etwas vielleicht bemerkt?"

„Ich?"

Unvermittelt schnellte der Küster empor, und seine weiten Feueraugen öffneten sich so groß und gewaltig, als regnete von den beiden Tragbalken in Mutter Lottings blauem Zimmer das richtige Manna herab.

„Was Sie sagen! Nicht zu glauben, Frau Lotte. Haben Sie etwas Derartiges wahrgenommen?"

„Nein", schnitt die alte Frau kühl ab, wobei sie umständlich und mit geübter Hand die Servietten zu falten begann. „Ich fragte Sie ja nur von ungefähr. Aus Neugierde. Verstehen Sie? Von welcher solch alte Frauen wie ich ja häufig geplagt werden. Sonst aber besitze ich keinen besonderen Grund."

„Kuck, das macht nichts. Das macht wirklich nichts, Frau Lotting. Ueberlassen Sie alles mir. Ich passe auf. Sie wissen ja, mein Herr Paster wünscht, daß ich ihn über das Tun und Treiben der Gemeinde auf dem laufenden halte. Süh — süh, Bürgermädchen? I, das wäre ja! Und dann ein so hochgeborener Graf? Aber was sagte ich ümmer? Der Teufel geht in den Landen herum, brüllend wie ein hungriger Löwe."

„Mag sein", schnitt die Hausfrau achselzuckend ab. „Aber da Sie gerade von Hunger sprechen, hier kommen Anna und Heinrich. Und nun wollen wir gemütlich zu Abendbrot essen. Und für den brennenden Plumpudding, mein lieber Herr Küster, kriegen Sie bei mir geriebenen grünen Käse. Kräuterkäse, von Anna selbst bereitet."

„Auch gut", versetzte der Küster autatmend. „‚Allens zu seiner Zeit', sagte der weise Salomo."

Und damit setzten sich die Bewohner von Werrahn zu Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Strophen, in den Sommerabend gesprochen.

Wolken ziehen übern Hügel,
vor den Fenstern Rosen blühen;
ihre süßen Düfte sprühen
in die Sommerabendluft hinaus.
Ach, ich wollt, mir wüchsen Flügel! ...
Dann durch Wolken, Duft und Lüfte
reist ich über Berg und Klüfte
hin zu meiner fernen Liebsten Haus.

Und wie wollte ich sie grüßen! —
Strich ihr leis die Wangengrübchen,
zög sie aus dem stillen Stübchen
in die Sommerabendluft hinaus;
unter stürmend heißen Küssen
sollten ihre Wangen glühen,
sollten ihre Lippen blühen
wie die roten Rosen hier vorm Haus! —

Wolken ziehen übern Hügel ...
Ach, ich wollt, mir wüchsen
Flügel! ...
Flügel! Wie den Sommerlüften,
wie den lauen, leisen Düften ...
Flügel! ... Liebste! ...

Wilhelm Conrad Gomoll.

Im Laosland.

Reiseskizze aus Siam. — Von Erich von Salzmann.

Den Norden Siams zwischen Salwyn und Mekong, zwischen dem 16. und 20. Breitengrad, bildet das Gebiet der Laos, die, in viele Stämme geteilt, sich noch vor wenigen Jahrzehnten unter ihren einheimischen Fürsten einer vollkommenen Unabhängigkeit in ihrem verhältnismäßig schwer erreichbaren Land erfreuten. Vier große Nord-Süd fließende Ströme, getrennt durch hohe Gebirgzüge, entwässern dies Gebiet: der Meping, Mewang, Meyom und Menam. Letzterer bildet dann als Hauptstrom, dem Nil in Aegypten vergleichbar, den Segenspender für das eigentliche Siam, das eben das Menambecken darstellt. Von vier Seiten drängen seit langer Zeit fremde Staaten gegen das Laosgebiet vor und haben es schließlich unter sich geteilt: China von Norden, Frankreich von Osten von Tongking her, England von Westen von Birma her und Siam von Süden her. Die großen Strombarrieren geboten Frankreich und England Halt, ihre Gebiete grenzen heute sogar ein Stück weit unmittelbar an den Mittellauf des gewaltigen Mekong. Siam gewann, von Süden her kommend, den Löwenanteil, es beanspruchte im übrigen von jeher die Suzeränität über das gesamte Gebiet, jedoch war



der Zusammenhang ein sehr loser, und über die jährliche Tributsendung, die auch mehr oder minder nur ein Höflichkeitsakt war, ist es wohl seitens der sich unabhängig fühlenden Staaten nie hinausgekommen. In Siams Anteil liegen die Hauptstädte der ehemaligen Fürstentümer; nicht ganz ohne Erfolg versucht Siam in seinem Anteil zu kolonisieren, wenn auch das Erreichte bei weitem nicht dem, was das reiche England aus seinen Kolonien in Hinterindien zu machen verstanden hat, zu vergleichen ist.

Durch dies Land zieht die uralte „goldene Heerstraße", auf der sich seit Jahrtausenden der Handel Südchinas nach dem Menambecken bewegt hat, ein Handel, den heute durch Bahnbauten in ihren angrenzenden Kolonien zu fördern sowohl England wie Frankreich auf das eifrigste bemüht sind. Die vorhandenen großen Ströme sind alle sehr schwer befahrbar, Stromschnellen sind bis in den Unterlauf vorhanden, vor den Mündungen sind stets Sandbarren; in der trockenen Jahreszeit sind die Ströme so seicht, daß sie kaum befahrbar sind, und in der Regenzeit stürzen die Wassermassen mit solcher Vehemenz zu Tal, daß das Fahren von Dampfern als Beförderungsmittel von Waren fast überall ausgeschlossen ist und der gesamte Verkehr sich auf sehr leichten, flachgehenden Booten bewegt, in deren Herstellung die Laos von jeher bekannte Meister waren. Die siamesische Regierung entschloß sich daher, allerdings nicht ganz ohne „freundliches Zureden", zum Bau einer Eisenbahn den Menam entlang, und diese, von deutschen Ingenieuren erbaut, hatte gerade die südöstlichen Distrikte des Laosgebiets erreicht, als ihr Weiterbau vor etwas mehr als einem Jahr eingestellt wurde, weil inzwischen die geschickten englischen Politiker den Bau und die unmittelbare Inangriffnahme der malaiischen Halbinselbahn von Trang nach Bangkok durchgedrückt hatten, die, später ausgebaut, einen durchgehenden Schienenstrang von Singapore über Penang nach der Hauptstadt Siams darstellen wird. Siam ist nicht reich genug, um den Bau beider Bahnen zugleich zu betreiben, um so mehr, als eine hohe Verzinsung des angelegten Kapitals nicht so bald zu erwarten ist. Die Eisenbahn soll erst der Kulturträger werden, mittels dessen sich das vielversprechende Land entwickeln kann. Ohne die Weiterführung der heute bei Meh Puak südlich des ehemaligen Fürstensitzes Preh endigenden Bahn wird es nicht möglich sein, die schlummernden Schätze des Landes, die in seinen natürlichen Produkten bestehen, zu heben.

Nur eins dieser Produkte, das Tiekholz, findet schon heute in größeren Mengen seinen Weg zur Küste. Einst waren die Berge des gesamten Laoslandes mit den herrlichsten alten Bäumen bestanden, die mit ihrem verhältnismäßig leichten, leicht bearbeitbaren und doch so außerordentlich widerstandsfähigen Holz mit die Krone unter allen edlen Hölzern beanspruchen. Jahrzehntelang hat ein rücksichtsloser Raubbau in den Waldungen stattgefunden, und wo früher prächtige Wälder standen, sind heute die Berghänge mit wertlosen, undurchdringlichen Dschungeln bedeckt. Seit 1896 hat die Regierung unter englisch-indischer Hilfe ein Forstamt geschaffen, das heute das auf eine bestimmte Anzahl Jahre konzessionierte Schlagen von Tiekholz in den an vier große Gesellschaften vergebenen Gebieten Nordsiams unter scharfer Kontrolle hält. Mutter Natur befördert in diesen tropischen Gebieten ein rasches Wachstum. So ist für die Zukunft berechtigte Aussicht vorhanden, daß die Tiekwaldungen nicht eines Tags auf dem Aussterbeetat sind, und zurzeit bedeutet die Abgabe auf Tiekholz keinen geringen Posten im Jahresbudget der Regierung Siams.

Wenn man vom Endpunkt der Bahn durch den Urwald hierher reist, so kann man oft die Riesentiekstämme im Absterben begriffen stehen sehen. Der zum Fällen bestimmte Baum wird „gegürtelt", d. h. ringsherum eines Streifens Rinde beraubt, was sein Absterben zur Folge hat. Zwei Jahre bleibt er so stehen, dann wird er gefällt und an Ort und Stelle für den Transport behauen, eine Arbeit, die in der Hauptsache von Kamoeleuten, einem im östlichen Siam, teilweise auch schon auf französischem Grund und Boden wohnenden, noch sehr ursprünglichen Volksstamm, besorgt wird. Ochsen, besonders aber Elefanten ziehen und rollen die Stämme bis in die während der Regenzeit gewaltige Wassermassen zu Tal sendenden Wasserläufe, und diese tragen sie bis zu bestimmten Sammelstellen, wo sie aufgefangen, in Flöße zusammengestellt und nach Bangkok verschifft werden.

Neben Tiek stehen andere prachtvolle Harthölzer in den Bergwaldungen, die ihrer Schwere wegen nicht zu Tal geflößt werden können; die Eisenbahn soll erst ermöglichen, diese Hölzer nutzbar zu machen. Nächst Tiek ist Reis das Hauptprodukt des Landes, jedoch wird dieser heute nur zum persönlichen Gebrauch in den fruchtbaren Tälern gebaut. Im Land werden die im ganzen hinterindischen Archipel und bei der Arbeit in den unter Wasser stehenden Reisfeldern unersetzlichen riesigen Wasserbüffel gezogen, ebenso indisches Buckelvieh als Transporttiere; außerdem exportiert das Land in vorläufig noch bedeutungslosen Mengen minderwertige Baumwolle, sehr primitiv bearbeiteten Tabak, Lack und lackierte Gebrauchsgegenstände in ziemlich roher Auffassung, etwas Tee, der wie Betel gekaut wird, etwas Zuckerrohr, Wachs, Salz und Boote auf den Flüssen. Wie gesagt, ist der Handel mit all diesen Erzeugnissen noch von recht geringer Bedeutung und würde an sich den Bau einer Eisenbahn gar nicht lohnen. Die Eisenbahn soll erst die Aufschließung bringen, obwohl Kenner behaupten, daß die großen Hoffnungen, die heute manche an die Entwicklung dieses in vielen Teilen fast überfruchtbaren Landes knüpfen, an der Arbeiterfrage scheitern werden.

Der eingeborene Laos arbeitet nicht wie der Sundanese und Maduresen oder deren Töchter und Frauen, die der Holländer in Java so geschickt als Plantagenarbeiter erzogen hat. Der Import von Chinesen zur Plantagenarbeit ist zu teuer, außerdem fühlt sich der Chinese dem Eingeborenen so als der kulturell höherstehende, daß größere Kulikontrakte kaum zu erlangen wären. Der Chinese kommt hierher als kleiner Händler, heiratet meist — gern aufgenommen — in eine Laosfamilie ein, bringt mit seinem angeborenen Kaufmannstalent das Geschäft in Schwung und spielt dann den Grandseigneur, indem er seine angeheirateten Verwandten für sich arbeiten läßt und nur die Oberaufsicht behält. Landeskenner behaupten, der Chinese sei schon in der zweiten im Land geborenen Generation, die einen großen Teil seiner guten Eigenschaften behält, vollkommen Siamese. Ich bin gegenteiliger Ansicht, und da wohl kein Zweifel darüber herrschen kann, daß noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts ganz Hinterindien von Chinesen überschwemmt sein wird und diese im eigenen Land anfangen, sich politisch zu besinnen, liegt darin mit einem zu erneuter Macht gelangenden China



im Hintergrund die größte Gefahr für das Land und für ganz Hinterindien. Die Löhne im Land für Chinesenarbeit sind, verglichen mit denen anderer Länder unter Zugrundelegung der Lebensbedingungen, so außerordentlich hoch, und der Chinese versteht es, diese Preise hochzuhalten, daß auch aus diesem Grund zurzeit ein großer Plantagenbetrieb wie in Java nicht rentabel sein würde. So sind die Aussichten für das Land nicht besonders gute zu nennen.

Die Bewohner sind die in viele kleine Stämme und Völkerschaften zersplitterten Laos. Ein Teil dieses einst aus Südchina herabgekommenen Volkes sind schließlich auch die Siamesen. Die Männer sind hochgewachsen, von brauner Hautfarbe und ausgesprochen mongolischem Typ, sie sind denkbar faul und indolent, stehen nicht gerade im Ruf großer Ehrlichkeit und sind — wie ich leider täglich zu konstatieren Gelegenheit habe — unzuverlässig in hohem Grad. Das Volk steht auf einer recht niedrigen Kulturstufe, seine Moral ist alles andere als vorbildlich, die Religion des Landes ist ein verhältnismäßig reiner Buddhismus. Ihre Frauen lassen das Haar im Gegensatz zu den Siamesinnen lang wachsen und stecken es zum Knoten auf. Sie tragen nicht den hosenähnlichen siamesischen Panung, sondern ein dem japanischen Sarong ähnelndes gestreiftes Stück Zeug, das im Land hergestellt wird und sich, besonders wenn es aus Seide ist, den Formen gut anpaßt und die Figur heraushebt. Die Frauen genießen ziemlich ausgesprochene Freiheit und leisten die Hauptarbeit, die im Verkaufen von Früchten und den wenigen Hauserzeugnissen besteht. Das Volk ist noch sehr arm, und Schmuck, mit dem die Siamesinnen alle überladen sind, ist hier selten. Wie gesagt, sind die Männer beispiellos faul und indolent, sie können sich zu nichts aufraffen und leisten nur gerade so viel Arbeit, wie zur Schaffung des notdürftigsten Lebensunterhalts, d. h. des Reis, notwendig ist. Vor der siamesischen Invasion, d. h. noch vor zwei bis drei Jahrzehnten, waren sie unter ihren eigenen Fürsten praktisch so gut wie unabhängig. Die Siamesen bringen ihnen heute etwas europäische Kultur aus zweiter Hand und haben in den paar Zentren, die bisher nur große, schmutzige Dörfer waren, etwas Aehnliches, wie eine Stadtanlage mit Straßen, Brücken und öffentlichen Gebäuden, geschaffen. Viel ist es im übrigen nicht, und das moralisch durchaus nicht hochstehende Volk vegetiert in fast beneidenswertem Stumpfsinn in seinem Schmutz weiter, wie es eben seit Urzeiten gewesen ist.

Die Fürsten sind von Siam pensioniert worden, haben Titel, Uniformen und Orden bekommen, auf die sie sehr stolz sind, und erfreuen sich eines angenehmen tatenlosen Daseins. Der Chow von Preh war so töricht, vor etwa einem Jahrzehnt eine Revolution gegen die Siamesen anzuzetteln. Das trug ihm Absetzung und Konfiskation seiner Güter ein. Er lebt gänzlich verarmt in der Verbannung auf französischem Gebiet in Luang Prabang. Der Fürst von Chieng Mai verkam in niedrigster Gesellschaft in Alkohol und Frauenwirtschaft. Er starb schnell, ein regelrechter Nachfolger ist nicht mehr ernannt worden. Der Aelteste des Adels, der Chow Uperat, dem ich hier meinen Besuch machte, ist ein freundlicher, wohlwollender, alter Herr, der aber die Schulden seines Vorgängers abzuzahlen hat und daher keine großen Sprünge machen kann. Der Fürst von Lampoon ist klug genug gewesen, sich mit den Siamesen gutzustellen, und lebt seinen Liebhabereien. Nur der nach Abkunft Vornehmste, der Chow Luang von Nakon Lampang, ist eine Persönlichkeit, mit der die Siamesen zu rechnen genötigt sind. Er ist ein feingebildeter, kluger, älterer Herr mit ausgesprochen diplomatischem Geschick und den Allüren und dem Auftreten eines wirklichen Grandseigneurs. Er bezieht die erhebliche Summe von 15,000 Tikal monatlich von der Regierung, ist nebenbei durch seinen Besitz an Reisland, Wald und Elefanten ein reicher Mann und hält einen richtigen Hof mit organisiertem Hofstaat in einem nach tropischen Eingeborenenbegriffen schloßähnlichen Gebäude. Im Frühjahr hatte er den deutschen Ingenieur Eisenhofer und mich zu einem intimen Diner eingeladen, das vorzüglich gekocht und von lautlosen, flinken Dienern gewandt serviert wurde. Hofzwerge hielten die Ehrenwache, die eigene Kapelle spielte europäische und siamesische Weisen, zwischendurch sang ein wohlgeschulter Chor altsiamesische, schwermütige, das Ohr fremdartig, aber doch angenehm berührende Lieder. Der Fürst selbst zeigte sich auf allen Gebieten gut orientiert und war in politischen Fragen ebenso scharfdenkend und schlagfertig wie in irgendwelchen andern. Unter all diesen gleichgültigen und in Faulheit verkommenden Erscheinungen ist er eine auffallende und sympathische Figur. Er genießt hohes Ansehen bei seinen 150,000 Untertanen; die siamesische Regierung kann in seinem Gebiet auch heute noch nichts ohne seine Zustimmung unternehmen. Im übrigen ist dieser Fünfziger, der niemals die Grenzen Siams überschritten hat, mit vorbildlichem Eifer bemüht, alle ihm für sein Gebiet nützlich erscheinenden Neuerungen einzuführen, und ersehnt nichts dringlicher als die Fortführung der Eisenbahn, wenigstens bis zu seiner Hauptstadt. Es wäre gut für Siam, wenn es recht viel solcher Prinzen hätte, die ebensowenig wie dieser an der sich heute überall unter Asiaten breitmachenden typischen Arroganz und Selbstüberhebung und Uebereinschätzung ihrer Persönlichkeiten leiden, übrigens alles eine Folge des japanischen Sieges über Rußland.

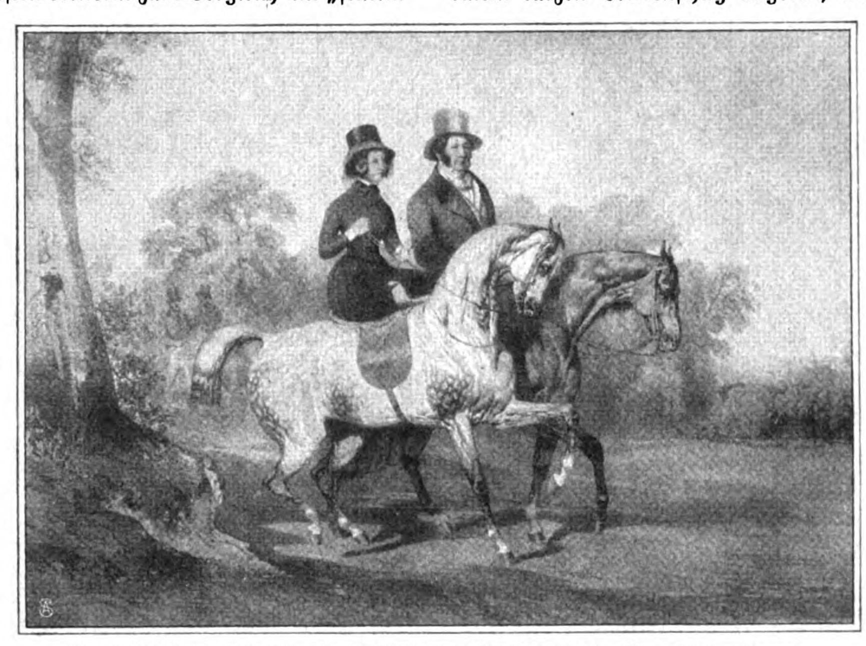
Siam steht heute als der letzte der tropischen Staaten Asiens da, der seine Selbständigkeit noch nicht verloren hat. Auch seine Produkte sind uns in Europa heute schon unentbehrlich, und das Verlangen der Mächte, daß die Reichtümer des Landes nutzbar gemacht werden, ist ein durchaus berechtigtes. Noch erweist sich der Eingeborene hier als absolut unfähig, seine eigenen Hilfsquellen zu entwickeln, nur unter der Leitung des weißen Mannes erscheint das möglich. Hier im Laosland geschieht zwar etwas seitens der Siamesen, aber es ist viel zu wenig. Ohne Zwang wird das Laosvolk auch in Zukunft das bleiben, was es heute ist. Dann besteht aber die Gefahr, daß der Weiße, das heißt der benachbarte Engländer und Franzose, doch eines Tages das Land in eigene Verwaltung nimmt. Die Zukunft Siams liegt daher heute einzig und allein in den Händen der Siamesen selbst, und hier in diesem an Schätzen reichen, aber noch gar nicht erschlossenen Land der Laos haben die Siamesen als Herrscher des Landes Gelegenheit, zu zeigen, daß sie den Sinn europäischer Kultur auch praktisch erfaßt haben und diese Auffassung nicht nur in reinen Aeußerlichkeiten zum Ausdruck bringen, wie es heute in Bangkok leider allen Anschein hat. Siam träumt einen Großmachtstraum, der ihn aber leicht seine Existenz kosten kann.



Amazonen.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 12 Aufnahmen von G. Delton.

Welcher Maler oder Bildhauer von Ruf hätte sich nicht schon einmal im Leben mit dem Entwurf zu einer Amazone beschäftigt! Zahllose mehr oder weniger geglückte Werke bestätigen das Interesse für dies lockende Sujet, wird doch selbst der Nichtkünstler durch den Anblick einer sattelfesten Reiterin zum Vergleich mit „seinem“ Bild angeregt, das sich seine Phantasie von jenen sagenhaften Wesen schuf, die einst an den Küsten des Schwarzen Meeres wohnten, von wo aus sie ganz Asien unterjocht, Smyrna, Ephesus und andere wichtige Städte als würdige Zeichen ihrer männlichen Tatkraft gegründet haben sollen.



Louis Philippe und Königin Viktoria in Windsor 1844. Von A. de Dreux.

Bemerkenswerterweise stellen wir uns alle die Amazonen stets hoch zu Roß vor, obgleich eine der ältesten Skulpturen, die eine solche Kriegerin plastisch zeigt, die 1868 zu Rom gefundene „Amazone des Polyklet“, jetzt im Museum zu Berlin, ein weibliches Wesen veranschaulicht, das ohne Wehr und Waffen, nur mit einem kurzen Lendenschutz angetan, an eine Säule sich lehnt, die rechte Hand über ihr Haupt erhoben haltend. Nach der griechischen Sage sollen die Amazonen bekanntlich ein nur aus Frauen bestehendes Volk gewesen sein, das keine Männer unter sich duldete. Trotzdem vermochten selbst diese Vorgängerinnen der Suffragetten nicht, sich gänzlich vom Mann zu emanzipieren, denn damit ihr Geschlecht nicht ausstürbe, ver-



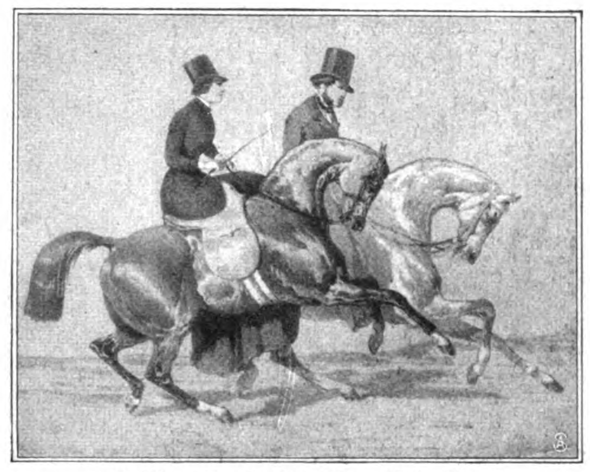
Auf der Falkenjagd. Nach Horace Vernet.



Ein interessantes Modeblatt aus dem Jahr 1865

banden sie sich mit Männern benachbarter Stämme, und während sie die Knaben den Vätern überließen, zogen sie die Mädchen unter sich auf, um sie frühzeitig zum Kriegsdienst geschickt und tauglich zu machen. Im Gegensatz zu unsern modernen Amazonen war die Toilette der Alten sehr einfach: sie trugen einen kurzen Rock und waren mit Helm, Schild und Doppelaxt bewehrt.

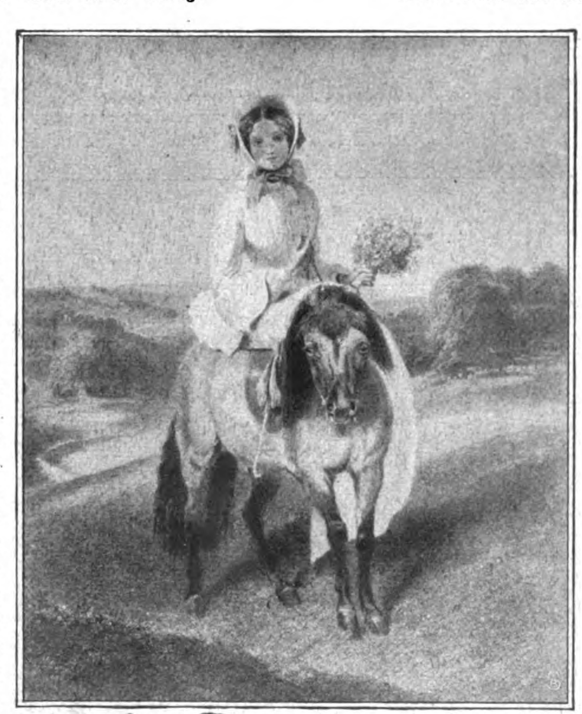
Wie anders, um wieviel lieblicher muten uns nach diesem kurzen „historischen" Rückblick die Bilder neuzeitlicher Amazonen an, die diesem Artikel beigegeben sind! Milder, wie mit der Zeit unsere Sitten wurden, erhielt auch das Wort Amazone eine um vieles freundlichere Deutung; ein ehrender Titel für die Dame ist's, die ihn mit Grazie zu tragen weiß, und welche Frau wäre wohl zu Pferde nicht graziös zu nennen. Vernets „L'inconvénient des perruques" (Abb. S. 1181) bestätigt doch, trotz aller Haarbeutelei, diese Regel nur. Als Amazone zu gelten, ist heute der stille Wunsch aller jener Reiterinnen, die sich an den immer beliebter werdenden Concours hippiques beteiligen, Veranstaltungen, die das Interesse und Verständnis für unsere Bilder erst recht eigentlich zu wecken vermochten. Wie vieles sagen sie uns, was wissen sie uns nicht alles von der Mode vergangener Zeiten zu berichten, selbst Schuh und Strumpf im damaligen Damendreß verheimlichen sie uns nicht wie all die Mittelchen, die einst die Holden noch gebrauchen mußten, um sich ihren Begleitern erst erstrebenswert zu machen; ausdrücklich sage ich: einst, und die Männer jener Zeit hatten kaum Grund, über ihre Damen leise zu lächeln; war doch eben auch erst bei ihnen der letzte Zopf gefallen. Aber noch mancherlei anderes lehren die Bilder uns, so u. a., daß ein Meister wie Vernet auf das genaueste über die Anatomie des Pferdes unterrichtet war, daß andere seiner zeitgenössischen Kollegen sich dagegen in ihren Bildern weniger an die Natur zu halten für verpflichtet hielten, so daß uns, die wir mit Hilfe der Momentkamera erst eigentlich zu sehen lernten, beispielsweise die Werke von de Dreux leicht maniriert erscheinen. Die für unser Auge viel zu lang gezeichneten „Schwanenhälse" seiner Pferde finden ein wirksames Gegenstück in den unnatürlich hoch getragenen Schweifen, ihm kam es mehr auf die Fleckwirkung an, weshalb seine Linienführung von der moderner Künstler ganz wesentlich verschieden ist. Trotz dieser dem Geschmack seiner Zeit zuliebe gemachten Konzessionen, die das Malerische im Bild stärker, als wir es wünschen, betont wissen wollen, kann man die Darstellungen de Dreux', die sonst bis in die kleinsten Details genau, ja peinlich getreu zu nennen sind, vom kulturhistorischen Standpunkt aus als hochinteressante „Dokumente" bezeichnen. Weil er die Kleinigkeiten so sorgfältig wiederzugeben bestrebt ist, wissen wir durch ihn, daß die Amazonen um 1858 außerordentlich lange, faltenreiche Reitkleider zu tragen liebten, ferner wird dem Kenner das gelegentliche Fehlen des Kehlriemens auffallen, Vorderzeug und Satteldecke fielen gänzlich fort, selbst die Trensen ließ man vielfach weg, und daß diese Darstellung nicht etwa eine Künstlerlaune von ihm war, beweist das an Krüger erinnernde obenstehende Bildnis „Auf dem Spazierritt" von de Dreux, auf dem das Pferd des Reiters gewissermaßen gegensätzlich und deut-



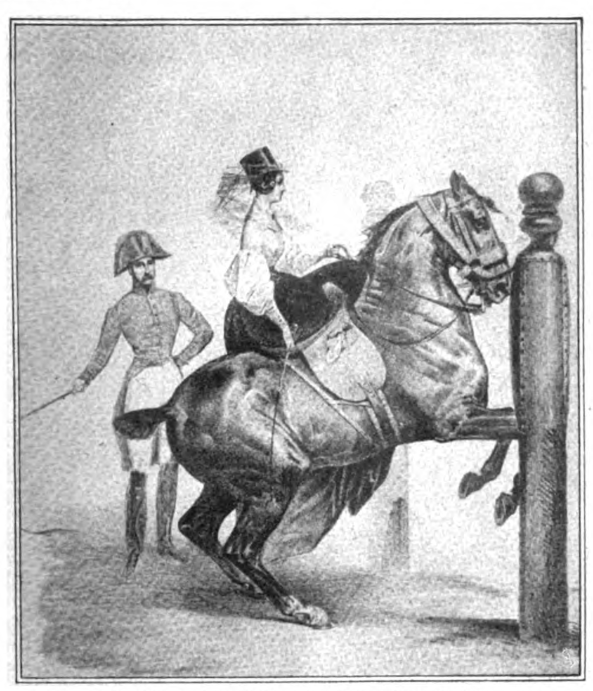
Auf dem Spazierritt. Von A. de Dreux.



Ueber Stock und Stein. Von C. Vernet.



Ein Frühlingsmorgen. Von A. de Dreux.



Zwischen den Pilaren. Von **Ch. Aubry.**

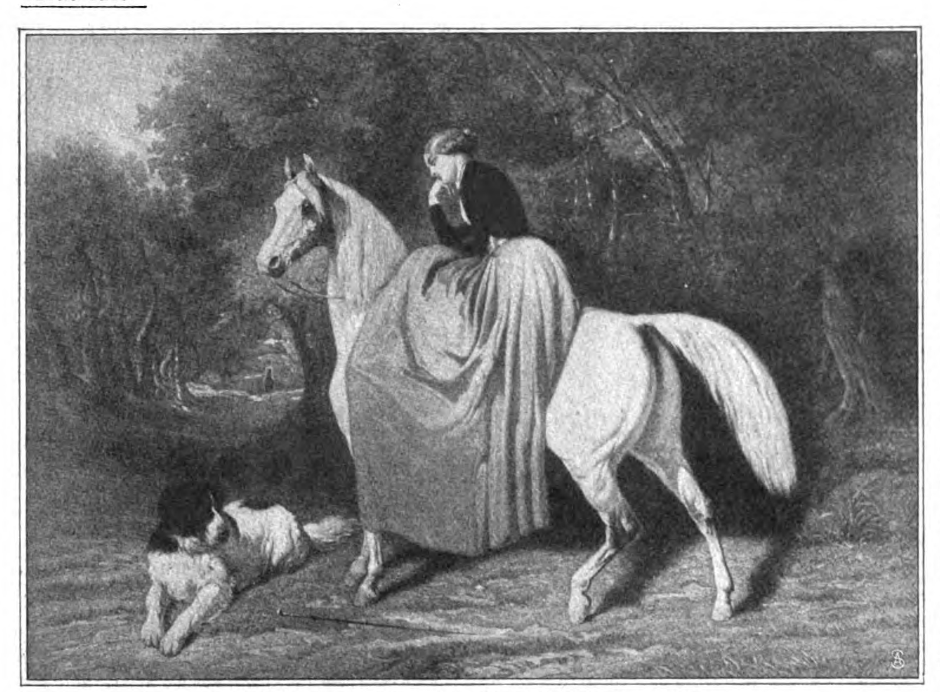


Mit vertauschter Zügelfaust. Von **A. de Dreux.**

lich sichtbar Trense und Kandare trägt. „Wenig Leder!“ war aber, das zeigen jedenfalls alle diese Bilder, schon vor einem Menschenalter einmal Mode. Wie entzückend dieser Meister dabei das Figürliche in die Landschaft hineinzukomponieren verstand, beweist vor allem das untenstehende Bild der Dame auf dem Schimmel, die, von ihren getreuen Hunden umspielt, deren Stellungen außerordentlich lebenswahr sind, auf ihr Schloß zurückkehrt. Der tiefe, sanft beschattete Waldesfrieden und im Hintergrund die sonnige Landschaft sind besonders zart und stimmungsvoll wiedergegeben; wonnig warm ist auch das liebreizende Bild des jungen Mädchens auf dem



Rückkehr aufs Schloß. Von **Alfred de Dreux.**



Allein am Rendezvous. Von **Alfred de Dreux.**

und, wie bekannt: „wem es just passieret, dem bricht das Herz entzwei.“

Ein Modebild aus den sechziger Jahren (S. 1177), vielleicht die am 5. Mai 1826 geborene Kaiserin Eugenie, Marie von Guzman Gräfin von Téba darstellend, ist im Gegensatz zu obigem Meisterstück besonders lehrreich und interessant. Daß diese an sich malerisch wirkende Gruppe von keinem Pferdemaler entworfen wurde, zeigt schon die unmögliche Stellung des Pferdes, obgleich man einem edlen Tier die „Angstpose“ bei der furchtbaren Hebelwirkung derartiger Kinnladenbrecher, wie sie die abgebildete Kandare unbedingt ist, durchaus nicht übelnehmen kann. Um wieviel einfacher ist gegen diese Kleiderpracht unser modernes Amazonenkleid geworden, zum Glück auch für den die Reiterin begleitenden Kavalier, der in unserm Drahtzaunzeitalter jetzt bei ähnlich tief herabwallenden Röcken die Freude am fröhlichen Ritt als Lumpensammler wohl bald verlieren würde. Auffallend ist bei vielen Bildern jener Zeit die vielleicht absichtlich gewählte Darstellung der Zügelfaust, denn selbst bei de Dreux finden wir die Zügel gelegentlich der rechten Hand anvertraut, möglicherweise nur, um die malerische Wirkung der langen Linie des Kleides durch die Horizontale des linken

zottigen Pony aufgefaßt (S. 1178), seiner lieblichen Last dient der struppige Gesell lediglich als Transportmittel. Zarter Frühlingsduft weht uns aus diesem farbenfrischen Gesicht entgegen. Derartige Kontraste, wie sie auf diesem Bild sich willig ineinander fügen, kann wirksam nur ein begnadeter Künstler überzeugend zur Anschauung bringen. Auch in der Darstellung des Gedankens: „Allein am Rendezvous“ (Abb. obenst.) zeigt sich die vollendete Kunst des Meisters. Obwohl man ihm vom reiterlichen Standpunkt aus zunächst widersprechen möchte, behält der Maler zuletzt doch recht. Nur eine in ihrem Sehnen herb enttäuschte Frauenseele kann so völlig alles um sich her vergessen. Die auf einem derartig temperamentvollen Pferd geradezu selbstmörderische Haltung der Dame ist von einem genauen Kenner der weiblichen Psyche trefflich beobachtet; beängstigend geradezu wirkt hier die gänzliche Nichtachtung der Gefahr auf den Beschauer. Kann doch der aufspringende Hund, der im nächsten Augenblick, vielleicht gleichzeitig mit dem Pferd, den im Hintergrund näherkommenden Reiter wahrnimmt, die Katastrophe herbeiführen:

„Nun ist aller Mut geschieden,
Der so stolz die Schwingen schlug
Und mit seinem Adlerflug
Meine Seel und ihren Frieden
Mitten durch die Stürme trug.“



Ein gewagter Sprung. Von **Horace Vernet.**



Unterarms nicht zu scharf abzugrenzen. Betrachtet man vergleichend mit dem anatomisch vollendet durchgeführten Bild von Charles Aubry „Zwischen den Pilaren" (S. 1179) all die meist viel zu klein gezeichneten Pferdeköpfe bei andern Künstlern jener noch gar nicht weit zurückliegenden Zeit, so müssen wir die erfrischende Aufrichtigkeit dieses Meisters und Vernets bewundern, die, aller Mode zum Trotz, die Pferde so malten, wie sie sind, und wie sie sie sahen. Man kann auch hier die alte Beobachtung von neuem machen, die in gleicher Weise für alle Künste gilt, daß nur die Werke ihre ursprüngliche Kraft bewahren, die sich nicht in eine stilisierte Manier verlieren, sondern immer der Natur als Vorbild treu bleiben.



Rettungslos. Von Vernet.

Daß unser genialer deutscher Porträt- und Pferdemaler Franz Krüger sich gleichfalls von aller Manier freihielt, das verhalf ihm mit zu Ruhm und Ehren, uns aber zu den köstlichsten Naturbeobachtungen, in denen ihm kein Ausländer, wie dies die hier veröffentlichten Bilder noch besonders lehren, und keiner seiner Zeitgenossen auch nur annähernd gleichkam!

Schwarzwaldforellen.

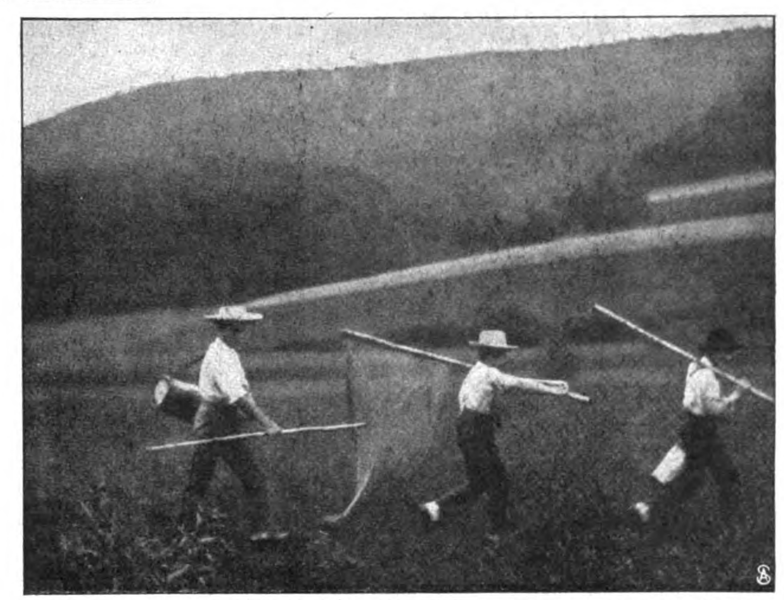
Von J. de Pellegrini, Triberg. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Schwarzwaldforellen — wie wohl das doch klingt. Mächtige Tannenwälder rauschen, blumige Wiesen duften, muntere Bächlein springen, über glitzernde Wellchen hüpfen silberne Fischlein, und die Sonne lacht so fröhlich zu dem anmutigen Bild. Feinschmecker horchen auf: der eigenartige Wohlgeschmack der „Forelle blau", die auf dem Teller halbrund gekrümmt mit schneeweißen Aeuglein der Zerlegung harrt, kitzelt gar sehr den Gaumen. Fischer aber treibt's unwiderstehlich hinaus ins grüne Bergrevier, um den schlauen und scheuen Raubfisch zu überlisten und zu erhaschen.

Die Forelle ist von hohem Stand, sie gehört zu der vornehmen Edelfischfamilie der Salmoniden. Die Berge sind ihre Heimat. Gar hoch hinauf steigt sie bis zu den Wiegen der großen Ströme, den Quellen und Quellchen frischer Gebirgsbäche. Der Schwarzwald ist der Bachforelle ein trefflicher Aufenthalt. Da eilen über die welligen Hochebenen hinweg gar flinke Wässerchen, da bohren sich in scharfem Lauf klare Bäche zwischen uraltem Granitgestein den Weg, da braust das Wasser hochaufschäumend über Felsblöcke hinab, in rauhem Bett wälzen sich geräuschvolle



Fischwasser der Städtischen Kurverwaltung Triberg: Beim Forellenangeln. Phot. G. Earle.



Auszug zum Forellenfang bei Hofstetten.



Eine Forelle von 7 Pfund, gefangen in der Wutach bei Thiengen.



In voller Ausrüstung.

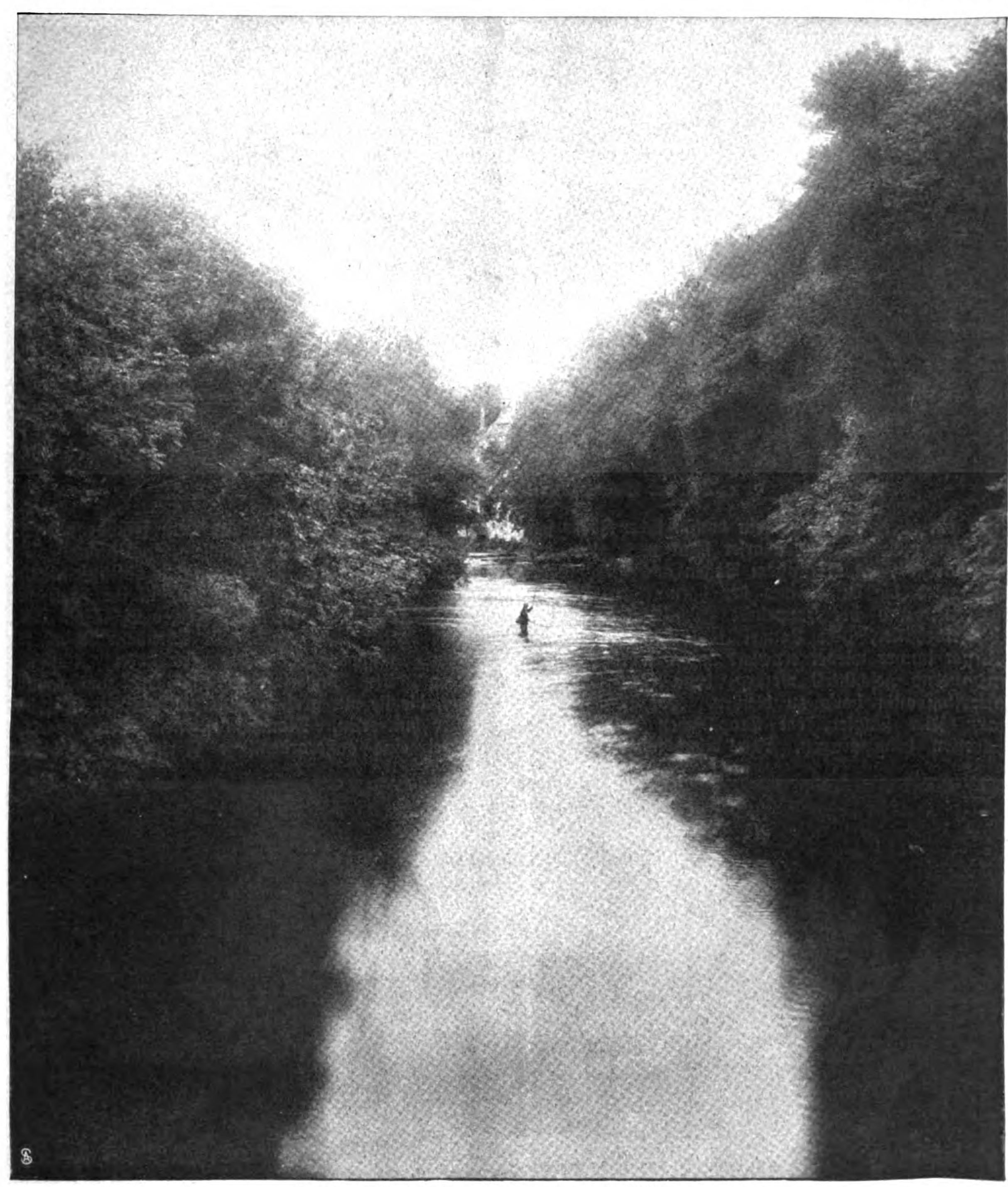
Fluten den Flüssen der tiefen Ebene zu.

Das Element der Forelle ist das frische, lebhafte Wasser mit starkem Gefälle, ihr „Stand“ sind kühle Schlupfwinkel, Uferlöcher unter überhängenden Felsen, Sträuchern, Baumzweigen. Von diesen weht ihr der Wind allerlei Insekten und Lebewesen ins Wasser, nach denen sie gefräßig „schnappt“. In schmalen, seichten Gräben mit kiesigem Grund und ruhigem Wasserlauf, den Laichplätzen, tummelt sich die Brut, in scharffließendem Wasser herrscht die jüngere Generation, in stilleren Tümpeln, „Gumpen“, wie der Schwarzwälder sagt, stehen die alten bemoosten Häupter. So beweglich und geschmeidig die Tiere sind und so behende sie sein können, so faul stehen sie, den Kopf gegen das fließende Wasser gerichtet, stundenlang auf der Lauer. Tanzt ein Mückchen über das Bächlein, oder will ein Heuschrecklein einen Sprung von Ufer zu Ufer wagen, so schnalzt der Räuber empor und stürzt mit seiner Beute plätschernd in den nassen Lauerwinkel zurück. Neben dieser „Luftnahrung“ verschmäht die Forelle aber auch die „Wassernahrung“ nicht, als da sind: Würmer, Schnecken und dergleichen mehr, selbst die eigenen Kinder sind nicht sicher vor dem gefräßigen, scharfbezahnten Maul ihrer Eltern. Droht Gefahr, so schießt die Forelle bachaufwärts, wird das Wasser ihres Standortes zu warm, so zieht sie kühleren Regionen entgegen. Die Forellen sind überhaupt recht empfindliche Naturen. Sauerstoffarmes, unreines, warmes Wasser ist ihnen ein Gräuel, darin „stehen sie um“. Ihre Hauptmahlzeiten halten die Forellen frühmorgens und abends; mächtigen Appetit zeigen sie, wenn schwarze Gewitterwolken am Horizont aufziehen und der Wind die Insektenwelt in Aufruhr



Amerikanische Forellenfischerinnen in Thiengen.

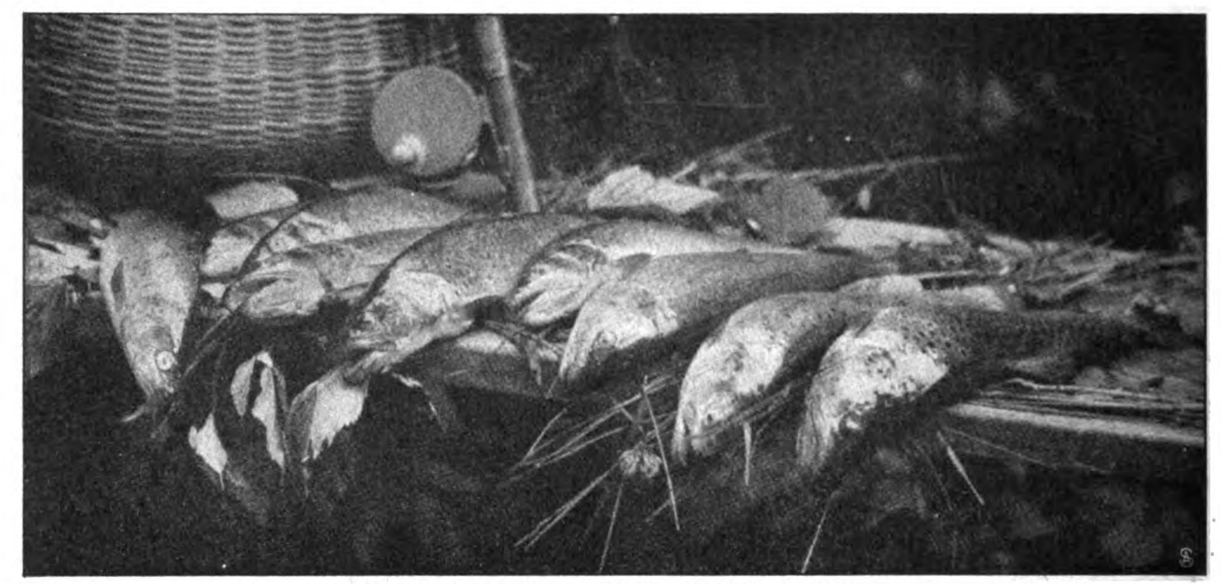




Auf dem Forellenfang in der Wutach bei Thiengen.

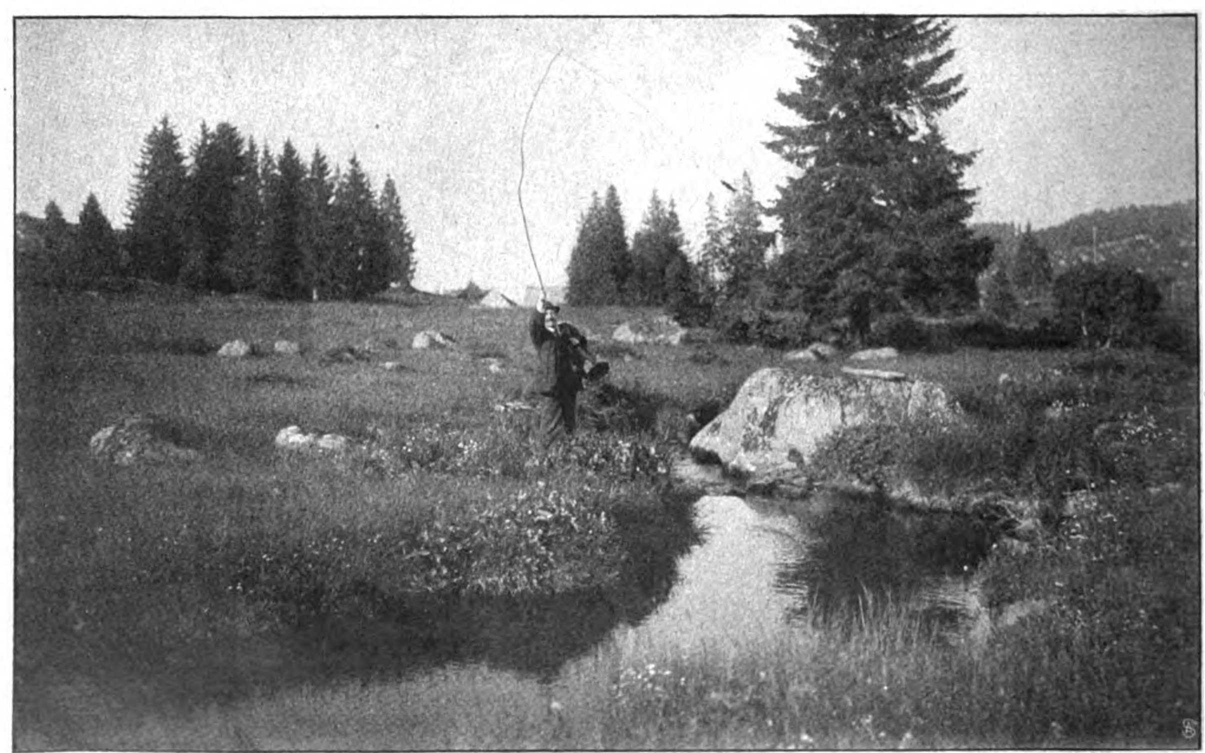
versetzt. Das ist dem Fischer eine gute, verheißungsvolle Zeit. Im regenfesten Wams mit wasserdichtem Schuhwerk hält er geduldig die Rute übers Fischwasser.

Zuckt Blitz auf Blitz auf, rollt der Donner über die Höhen, schallt es von Berg zu Berg, regnet's in Strömen, dann „beißen" die Forellen. Der Fischer kennt die Lebensbedingungen und die Launen der Forelle genau, er weiß, wie ihr beizukommen ist. Nie wird er sich vor die Forelle, stets hinter sie stellen, er fischt „bachaufwärts", denn sieht sie ihn oder nur den Schatten der Angelrute, so darf ihr der Köder um die Schnauze baumeln, sie „beißt" nicht. Ist es sonnig oder schwül, summen die Käfer und schwirren die Mücken, fällt die Forelle nur auf einen Luftköder herein, der harmlos, gleich der Libelle, auf den gekräuselten Wellen sich wiegt, über ihnen tändelt. Reißt aber das Wasser bei einem Gewitter Uferteile auf, treibt es Grund und darin lebende Weichtiere mit, so



Von der Wutachfischerei bei Bad Boll: Reiche Beute.

mag ein fettes Würmlein ein verfänglicher Köder sein. Ein leises Zucken, ein scharfer Ruck nach oben, und die Forelle fliegt in großem Bogen ans Ufer. Behutsam wird die Angel aus der hornartigen Schnauze entfernt, und der zappelnde Fisch schnalzt in den Wasserbehälter, „die Laugel". In dieser muß das Wasser immer wieder erneuert und auf dem Heimweg andauernd geschüttelt werden, denn recht frisch und sauerstoffhaltig hat's zu bleiben. Das ist der Stolz gar vieler Angler, ein Tragfäßchen voll tollender Forellen heimzutragen. Nur dann sollen die Fische schön „blauen", wenn sie aus dem Fischbehälter in den Siedtopf kommen. Manchen Sportfischern liegt daran nichts. Unter schwierigen Verhältnissen zahlreiche Fische zur Strecke zu bringen, ist ihr Ziel; der sofortige Tod ist des erreichten Fisches Schicksal. Nicht wenige halten das Angeln mit lebendem Köder für durchaus unsportlich. Diese verwenden „künstliche Fliegen", den Wasserinsekten täuschend nachgeahmte Köder, die sie mit großer Geschicklichkeit weit über das Wasser hinwerfen. Manche besitzen in der Form der Angelei eine außerordentliche Fertigkeit. Entweder



Fischwasser der städtischen Kurverwaltung Triberg: Ein glücklicher Fang.

Phot. G. Carle.



verfolgen sie, mitten im Wasser stehend, die Fische, oder sie wählen ein stilles Versteck. Zur gewöhnlichen Forellenfischerei gibt's in den meisten Schwarzwaldbächen, wenn solche nicht durch industrielle Abwässer verunreinigt sind, Gelegenheit. Zur Sportfischerei mit künstlichen Fliegen eignen sich nur Bäche mit breiter Wasserfläche, die ein Weitauswerfen des Köders gestatten.

Wohl das größte Forellenfischwasser dieser Art ist die Wutach, der bedeutendste Fluß des südlichen Schwarzwalds. Die 30 Kilometer lange Strecke vom Rhein bei Thiengen bis Gremmelshofen ist dem badischen Staat für einen englischen Klub um 4500 Mark abgepachtet. Den oberen Teil der Wutach dagegen, von Schottenmühle bis Achdorf, von etwa fünfzehn Kilometer Länge, hat Bad Boll in Pacht.

Neben Engländern und Amerikanern pflegen auch deutsche Angler den hochinteressanten Forellenfischfang mit der künstlichen Fliege. Etliche bringen es zu einer geradezu fabelhaften Fertigkeit. Ein englischer Referend köderte vor wenigen Jahren 52 Forellen an einem Tag. Im Mai letzten Jahres erlangte ein Angler eine siebenpfündige Forelle. Da und dort wird auch mit Netzen, mit der sogenannten „Wattlauf", der Fang betrieben. Nach Ableitung des Wassers in einen Seitengraben flüchten die Fische den letzten Wasserspuren nach und rennen in dem dort aufgestellten engmaschigen Netz in ihr Verderben. Schwarzwälder Buben wissen noch eine andere Fangart. Mit nackten Armen und Beinen liegen sie am Ufer und greifen mit beiden Händen in die Uferlöcher, unter die Felsvorsprünge, unter denen Forellen stehen. Spüren die jugendlichen Fischliebhaber eine Forelle, so streicheln sie ihr zärtlich den Bauch entlang, eine Zutraulichkeit, die gern geduldet wird. Ist der Streichler aber bis zu den Kiemen vorgedrungen, so packt er mit der Hand kräftig zu, und die nichtsahnende Forelle hat ihre Unvorsichtigkeit mit dem Verlust der Freiheit gebüßt.

In der Wutach bei Thiengen: Angler in der Vorbereitung.

Trotz des Fischreichtums der Schwarzwaldbäche sind echte Bachforellen recht gesuchte Fische, deren Preis von Jahr zu Jahr steigt. Die meisten Fische wandern in die Hotels der Kurorte, in denen diese Leckerbissen begehrt sind. Eine Portion „Bachforellen blau" mit Butter und Kartöffelchen gehört eigentlich zum Schwarzwald. So dachte offenbar auch ein Kurgast, der kürzlich am Hoteltisch, als Forellen aufgetragen wurden, gleich drei Stück auf einmal sich vorlegte. Sein Nachbar, ein biederer Schwarzwälder, aber sagte: „Sie, höre Sie emal, dös geht nit, dös ist ‚vor Aelle'."



Die Stadt der Brunnen.

Skizze von Alice Berend.

Der leuchtende Frühlingstag ging zu Ende. Die großen violetten Schatten der Dämmerung begannen schnell einen großen, wunderbaren Veilchenteppich über die weite, ernste Campagna zu weben. Ueber den westlichen Bergen flammte der Himmel noch in kupfernem Rot, aber über der fernen Peterskuppel, die sich frei aus der Ebene hob, stand schon ein erster Stern.

In den Wagen, die auf der Via Appia zur Stadt zurückkehrten, verstummte allmählich das muntere Tagesgespräch mit seinen Witzen, Wortspielen und Neckereien. Die Gesichter wurden ernst, man sah schweigend über das weite, dämmernde Land, das die nahe Nacht erwartete.

„Diese rasche Dämmerung des Südens macht traurig", sagte Frau Maria leise. „Man erschrickt, man fröstelt — wie — wie bei dem plötzlichen Anblick eines Toten."

„Es starb ja auch etwas. Ein leuchtender Tag", antwortete Graf Hallhoff, der ihr gegenübersaß.

„Und wir haben nicht mehr viele Tage hier in Rom", sagte Frau Marias Begleiterin Fräulein Tessen, die steif und hager neben Maria saß und scharf zu dem Grafen hinübersah.

Ihre Stimme verriet die Ungeduld des Dritten, der einen Tag mit zwei Menschen verbracht hatte, die nur Augen füreinander hatten, und in deren Rede das einfachste Wort ein zaubervolles Geheimnis zu bergen schien.

„Sie reisen zurück?" sagte der Graf und sah forschend in Marias ernste Augen.

„Ja, man fordert meine Anwesenheit bei einem Familienfest."

Wieder sahen alle drei über den Rand des Wagens auf das öde, stumme Land, aus dem mit verschwommenen Umrissen die Grabreste verschwundener Jahrhunderte ragten. Der Flammenschein am Himmel war erloschen, und die blauen Schatten der Nacht wurden breiter. Eine laue Frühlingsnacht begann niederzusinken, die Blüten der Orangen, die wilden Lilien am Wegrand dufteten stark. Die Pferde liefen rascher, sie hatten nun statt des Basaltpflasters der schmalen, antiken Straße den bequemen Fahrweg unter den Hufen. Schon lag das Zinnentor San Sebastiano weit zurück, die ersten Lichter der Vorstadt tauchten wie Irrlichter aus der Ebene auf.

„Soll dieser Tag nun wirklich zu Ende sein?" fragte Maria und sah wie ein erschrecktes Kind aus.

„Ja, die goldene Hälfte des Tages ist vorüber, bald wird der Mond alles übersilbern, aber —", der Graf stockte. Einen Augenblick ruhten ihre Blicke ineinander.

Sie dachten, daß sie in wenigen Minuten wieder getrennt sein würden. Maria speiste im Hotel, trank noch mit abwesendem Lächeln und sinnenden Augen einen Tee in dem von flüsternden Plauderstimmen durchschwirrten Gesellschaftsraum und zog sich dann mit Fräulein Tessen zurück.

Abend für Abend saß sie dann über einem Buch, dessen Seiten sie selten umschlug, an dem geöffneten Fenster, vor dem der schwere Blütenduft der weichen Frühlingsnacht mit Sang, Gitarrenklang und Lachen vorüberzog.

„Wir sollten einmal eine Mondfahrt machen", sagte Maria. „Aus allen Brunnen der ewigen Stadt wollen wir trinken, um zu sehen, ob sich der Zauber ihrer Sagen an uns erfüllt."

„Aber wissen Sie auch, gnädigste Frau, daß man nur zu zweien kommen darf, wenn sich der Zauber zeigen soll?"

Eine kleine Pause entstand.

„Also kommen wir zu zweien", sagte Maria dann leise. „Das heißt, wenn meine gute Tessen es erlaubt." Sie versuchte zu lächeln, als sie sich ihrer Begleiterin zuwandte.

„Wie gnädige Frau befehlen", antwortete diese steif.

Man beschloß, daß der Graf Frau Maria im Wagen vor dem Hotel erwarten sollte, sobald der Mond am Himmel stand. —

Während des Essens sprach Maria erregt und schnell von Rom und den Sehenswürdigkeiten, die sie in den letzten Tagen besucht hatten. Sie aß fast gar nichts, aber sie streichelte oft die magere, knochige Hand des langen Fräuleins und sagte zärtlich: „Meine liebe kleine Tessen."

Dann saß sie im Wagen neben dem Grafen. Im hellen Seidenmantel, einen kleinen Blumenhut wie eine Krone auf dem hellen Blondhaar, in den Armen den großen Rosenstrauß, den sie auf ihrem Platz im Wagen gefunden hatte, und der die ganze Luft mit Sommerduft erfüllte.

„Wo fahren wir zuerst hin?" fragte sie neugierig.

„Ich weiß es nicht. Ich sagte Fortunato, dem Kutscher, daß wir alle Brunnen seiner Vaterstadt heute kosten wollten. Er grinste und sagte: ‚Ben capito, signor.' Nun müssen wir abwarten, wohin er uns fährt." —

Der Wagen hielt zuerst am Fuß der spanischen Treppe vor Berninis reizendem kleinem Brunnen, den man „die Barke" nennt.

„Acqua vergine. Eine Jungfrau zeigte einst verschmachtenden Soldaten den damals verborgenen Quell."

„Und wenn man daraus trinkt?"

„Wird man mutig und tapfer wie ein Soldat."

„Weihen wir ihm eine Rose und fahren weiter", sagte Maria mit geschicktem Takt, denn der Platz war noch sehr belebt, elektrische Bahnen sausten dicht an dem plätschernden Brunnen vorüber. Eine Rose flog auf seinen Rand, dann rollte der Wagen weiter. Bald darauf hielt er vor einer rauschenden Wasserwand, deren Strahlen im Mond glitzerten.

„Acqua felice", sagte Fortunato ruhig.

Der Graf sprang aus dem Wagen, fing einige Wassertropfen in einem silbernen Becher auf und brachte sie der jungen Frau. Wie ein gehorsames Kind nahm sie den Becher und trank.

„Maria trinkt im Mondschein aus der Quelle des Glücks", sagte der Graf leise.

„Oh", erschrocken zog Maria die Lippen zurück.

„Zu spät, nun ist's geschehn", neckte Graf Hallhoff.

Die Fahrt ging weiter. Fortunato schien zu wissen, wohin man zwei fährt, die im Mondschein Acqua felice tranken. Er fuhr ungerührt an den anderen Brunnen vorüber, hinaus zum Volkstor auf die alte Via Flaminia, wo Pinien mit schweren Kronen und hohe Zypressen im Silberlicht regungslos Wache hielten.



Aus dem Wagen kam kein verwunderter Anruf.

„Nehmen Sie den Trank symbolisch, Maria. Kehren Sie nicht zurück. Verlangen Sie Freiheit und — Glück. Ueber mein Leben können Sie verfügen." Kaum hörbar waren diese Worte geflüstert, aber Maria mußte sie verstanden haben. Große Tränen tropften aus ihren Augen, und sie ließ dem Mann ihre zuckenden Hände, die er ergriffen hatte.

So fuhren sie schweigend dahin und erschraken wie aus tiefem Traum, als der Wagen stillstand.

„Acqua Acetosa", sagte Fortunato.

„Da sind wir an Herrn Goethes Lieblingsbrunnen. Hier müssen wir wohl beide aussteigen."

Maria setzte sich auf eine Stufe des Brunnens und sah in das Wasser. Liebe und Hingebung lagen auf ihrem tränenfeuchten Antlitz.

Still war es hier. Schweigend ruhte das Land im weißen Mondschein, nur das Murmeln des nahen Tiber war zu hören, wenn man aufmerksam lauschte.

„Antworten Sie mir, Maria", bat Hallhoff.

Maria schüttelte den Kopf.

„Ich sehe keinen Ausweg", sagte sie und sah trostlos und hilflos zu ihm auf.

„Warum nicht?"

„Das Kind — mein Kind — meinen Jungen — er will ihn mir nicht lassen. ‚Niemals, niemals, niemals', schrie er, als ich ihn einmal anflehte, mich gehen zu lassen", flüsterte sie.

Der Graf war zusammengezuckt. Wie rein und bräutlich war ihm Maria diesen Abend erschienen. So groß war dieser Zauber gewesen, daß er die entscheidenden Worte gesprochen hatte. Er hatte vergessen, daß Maria Mutter war. Das Kind, jenes fremde Kind, was ging es ihn an? Haß und Schmerz kamen in sein Gesicht, in das Maria starrte.

„Das Kind? Lassen Sie es ihm", stieß er hervor. „Was soll es zwischen uns? Ich würde es hassen, jede Minute würde es mich daran erinnern, daß Sie einmal einem andern gehörten. Ich hasse es schon. Ich hasse es."

Maria war aufgesprungen. Erschreckt starrte sie auf den erregten Mann.

„Mein Kind ihm lassen? Meinen kleinen Jungen hassen? Hassen? Ein Kind hassen?"

Wut, Empörung, der gleiche schmerzliche Haß entstellte jetzt die sanften Frauenzüge. Wie zwei erbitterte Feinde standen sie sich gegenüber.

Der Graf faßte sich zuerst.

„Was ist denn geschehen? Habe ich Sie verletzt, gnädige Frau?"

„Ich will zurück", rief Maria und ging rasch auf den Wagen zu.

Schweigend fuhren sie durch die laue, blütengetränkte Mondnacht, deren Zauber sie nicht mehr spürten.

Ein harter, gequälter Zug lag um Marias Mund, der sie älter aussehen ließ und ihr ganzes Gesicht veränderte.

Endlich hielt der Wagen vor dem Portal des Hotels.

„Leben Sie wohl", sagte Maria mit raschem Gruß und schritt schnell durch die vor ihr sich öffnende Glastür fort. Die Rosen hatte sie im Wagen vergessen. — — —

Fräulein Tessen fuhr aus dem Halbschlaf aus einem Sessel auf, als Maria rasch das Zimmer betrat.

„Wir reisen morgen, liebe Tessen", sagte sie und war schon an ihr vorüber in ihrem Schlafzimmer, dessen Tür sie verriegelte.

Auch das Fenster schloß sie fest, als fürchte sie sich vor dem Raunen der linden Nacht. Sie war müde, als wenn sie meilenweit in brennender Sonne gewandert wäre, aber zur Ruhe legen konnte sie sich nicht; sie kramte in Kasten und Koffern, ging auf und ab.

Sie holte Bücher hervor, setzte sich an den Tisch, suchte die Abfahrtzeiten der Züge und folgte mit dem Bleistift den Zahlen des Kalenders. Zahlen, kleine, schwarze Zahlen drängten sich wie geschäftige Ameisen auf den kleinen Seiten zusammen. Maria erschrak. Tage, Monate mit vielen langen Stunden bedeuteten diese kleinen, schwarzen Zahlen. Tage, Monate, die sich zu Jahren formen würden, aber keine Stunde würde das geheimnisvolle Wunder bergen, auf das ihre mädchenhafte Frauensehnsucht noch immer gewartet hatte. Schwer fiel ihr Kopf auf den Tisch, und wildes Schluchzen schüttelte ihren Körper. Sie fühlte, daß heute ihre Jugend gestorben war.

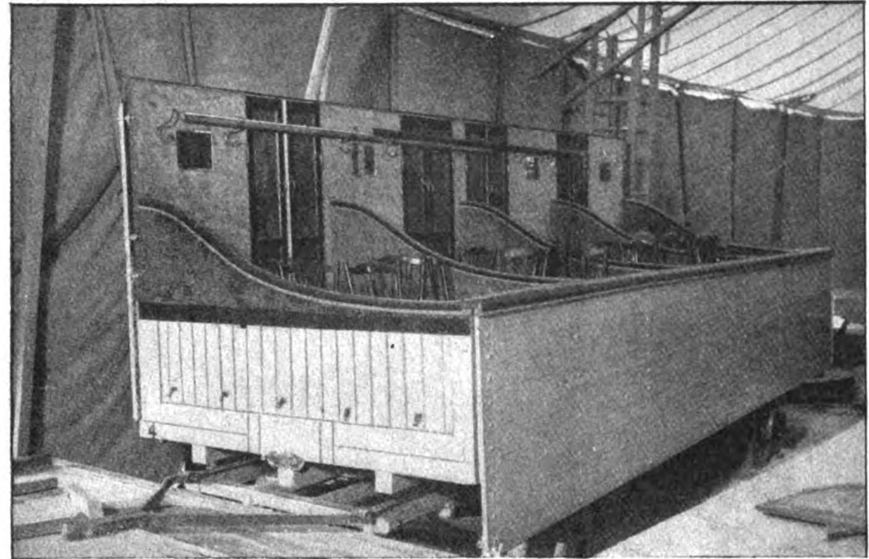
Die Luxusschmiere.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Ein munteres Paradoxon verspricht den nächsten Nobelpreis dem genialen Mann, der uns — das Talglicht wiedererfinden wird. Das Talglicht ist hier natürlich ein Symbol. Es versinnbildlicht den Drang, aus dem überspannten, überhitzten elektrischen Kraft- und Flammenzauber unserer modernen Kultur in ein einfacheres, anspruchsloseres, technisch weniger verwickeltes Leben zu flüchten, in dem sich der Mensch von den Strapazen des Fortschritts ein bißchen erholen kann. Uns alle befällt ja gelegentlich eine solche Sehnsucht. Dann seufzen wir, töricht genug, der Vergangenheit nach und rufen verlangend nach dem Talglicht.

Von diesen Gefühlen war Herr Gémier, der ausgezeichnete Pariser Schauspieler und Schauspieldirektor, nicht geleitet, als er jetzt, zweitausend Jahre nach Horaz, das Talglicht — nein, den Thespiskarren wiedererfand. Die Vergangenheit gilt ihm wenig und der Nobelpreis nicht viel mehr. Wie ehedem die fahrenden Komödianten ihre bunten Flicken und ihre Begeisterung, so will auch er sich, seine Kunst, seine Truppe, seine Kostüme, und was sonst noch drum und dran hängt, auf den Karren laden, um, von Ort zu Ort pilgernd, jenen, die in der Nüchternheit des provinzialen Alltags gefangen sind, in komischen wie in tragischen Gaukeleien eine Botschaft der Freude, einen Ausblick auf das Ideal zu bringen. Also eine neue „Schmiere"? In der Tat!... Du lieber Himmel, wenn es weiter nichts ist! Nein, es ist wirklich weiter nichts, aber es ist sehr viel. Denn in allen Dingen kommt es weniger darauf an, was man anfaßt, als wie man es anfaßt. Das gilt auch von den Talglichten. Das Talglicht Gémiers ist ein 140 H.P. und besitzt eine Leuchtkraft von 85 000 Kerzen.





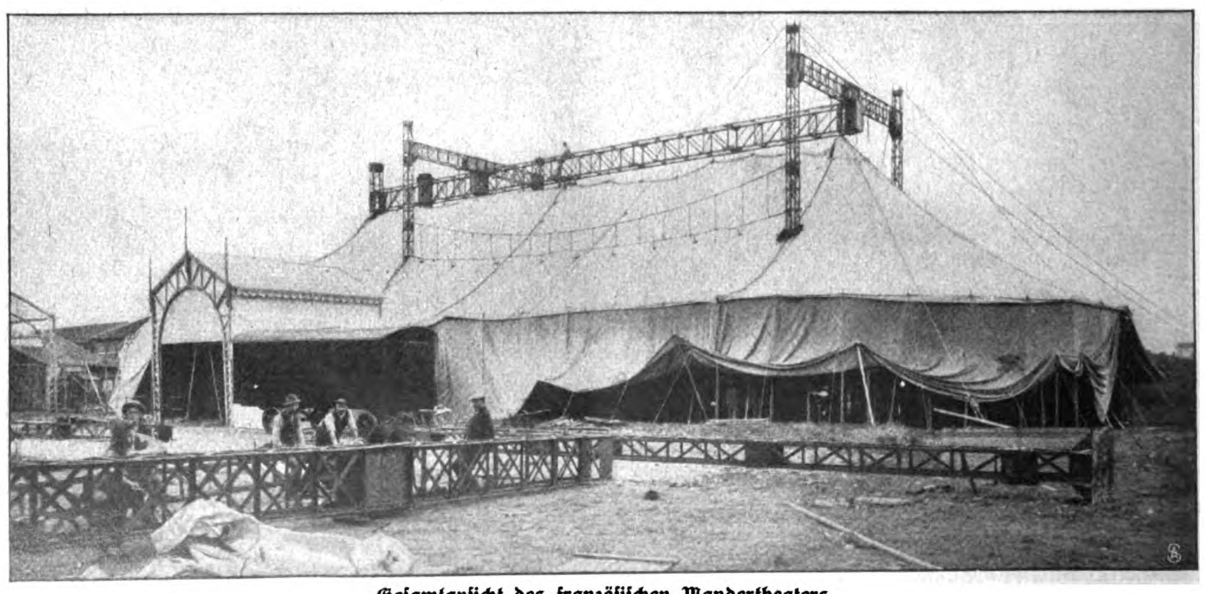
Phot. M. Branger.

Die Logen des Wandertheaters.
Ein besonderer Wagen, dessen Dach abgehoben und dessen Seitenwand zurückgeschlagen ist.

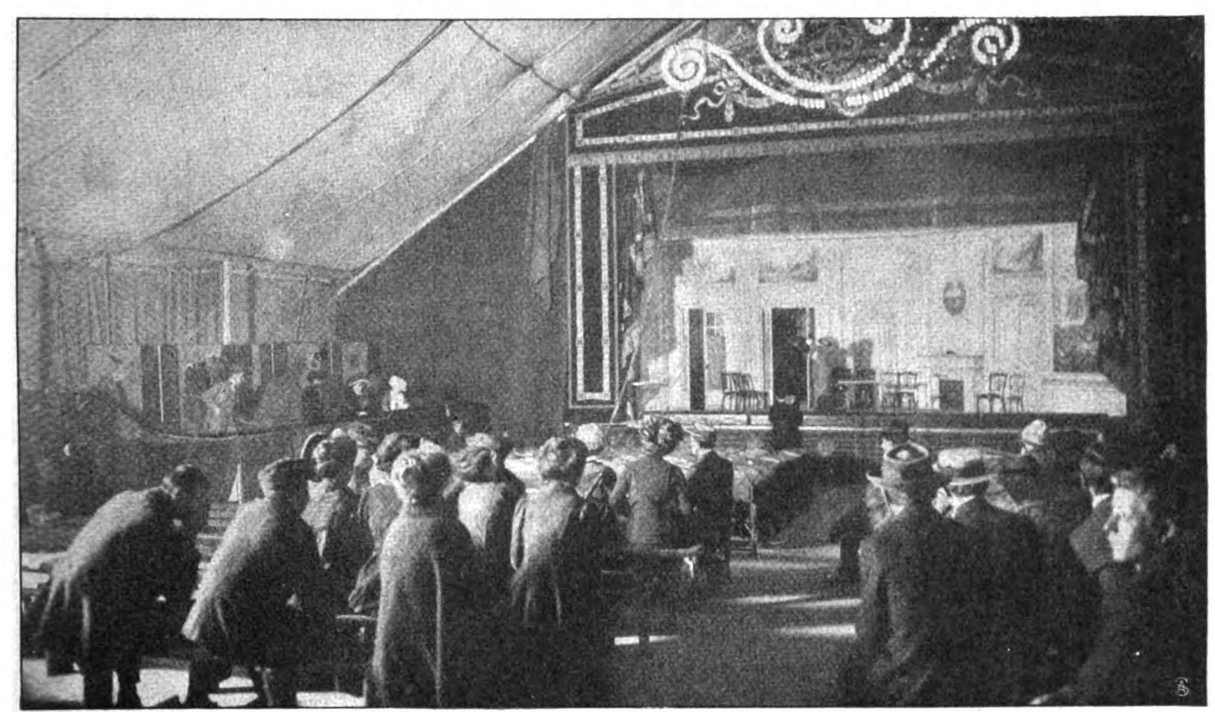
Darstellung wie durch die stilgerechte Ausstattung unterwerfen.

Und Gémier versteht sich auf beides, das weiß man. Keiner hat in der Schule seines Entdeckers Antoine so viel gelernt wie er, keiner freilich hat auch so viel mitgebracht. Der heroischen Anfangzeit der Freien Bühne gehörte er noch nicht an. Er drückte noch die Schulbank, während Antoine den Zorn seines Vorgesetzten in der Gasverwaltung auf sich lud, weil er die Amtsstunden dazu benutzte, in einer Scheune des Passage de l'Elysée des Beaux-Arts — ein herrlicher Name für eine ungemein scheußliche Sackgasse auf Montmartre — die armseligen Dekorationsfetzen selbst zusammenzuflicken, zwischen denen er am Abend Ibsen und andere verrückte Kerle agierte, über die sich das verehrungswürdige Publikum damals noch nach eigenem Ermessen halb tot, krank oder bloß bucklig lachte. Aber als er vor etwa fünfzehn Jahren seine ständige, seither zu hohem Glanz emporgediehene Bühne auf dem Boulevard de Strasbourg eröffnete, da stand ihm Gémier bereits als sein bester Mann zur Seite, als ein fertiger Künstler, der seinem Meister in der Schlichtheit des Ausdrucks gleichkam, ihn aber durch eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit übertraf, die mühelos alle Wirkungen vom Erhabenen zum Grotesken durchlief. Nach der Uebersiedelung Antoines in das klassischvornehme Odeon wurde er dessen Nachfolger in dem Haus, das heute den Namen Théâtre Antoine-Gémier führt. Und dort hat er sich glücklich auf den ersten Platz hinaufgespielt; zum mindesten auf den zweiten. Denn die Meinungen

So war es doch nicht in den Tagen, da die Karoline Neuberin „mit allergnädigstem churfürstlichem Privilegio" ihre ambulanten Erschütterungen preisgab. Ein uralter Betrieb wird hier in ganz neue Formen gegossen, ein seit Menschengedenken fortgeerbter Gedanke zu einer Ueberraschung up to date gesteigert. Ja, eine Schmiere soll es sein, so will es Gémier selbst, der immer nur von seiner „Roulotte" spricht, genau so wie die tüchtigen Leute, die mit ihren dressierten Flöhen, sechsbeinigen Kälbern und Damen ohne Unterleib die Jahrmärkte unsicher machen. Aber eine Schmiere, wie es noch keine gegeben hat, eine Luxusschmiere, ein Wandertheater, das zugleich ein Wundertheater ist, in dem das ganze Blendwerk der Bühne blühend wirkt und schmeichlerisch, betörend, zaubervoll auf die Phantasie eindringt. Er will und wird sich die Gemüter der Zuschauer in gleicher Weise durch die stilgerechte



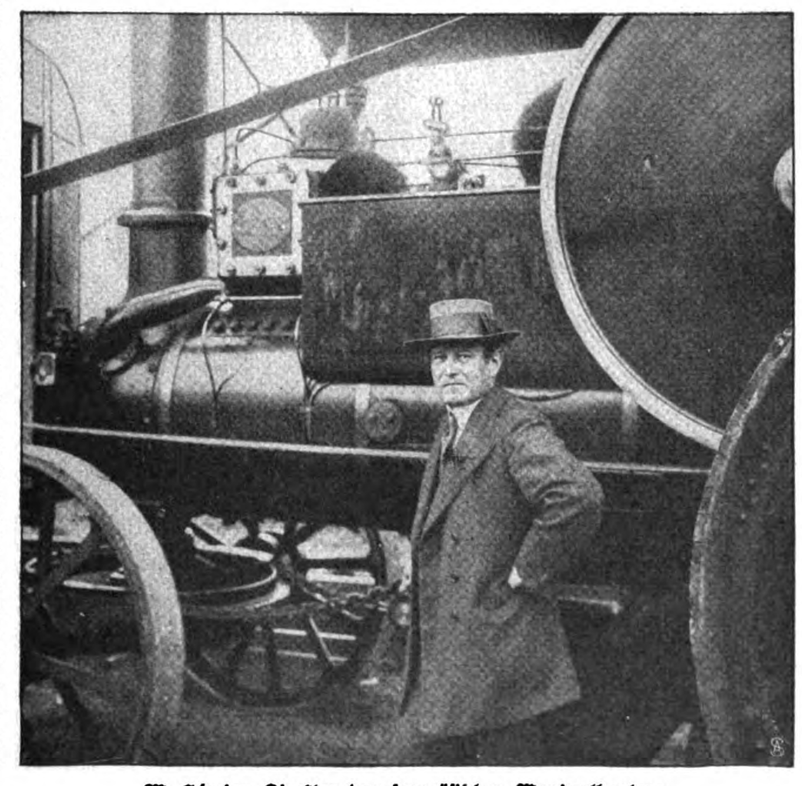
Gesamtansicht des französischen Wandertheaters



Die Bühne und der Zuschauerraum.

sind geteilt, ob er oder ob Guitry der größte französische Komödiant der Gegenwart sei. Ein dritter kommt überhaupt gar nicht in Betracht.

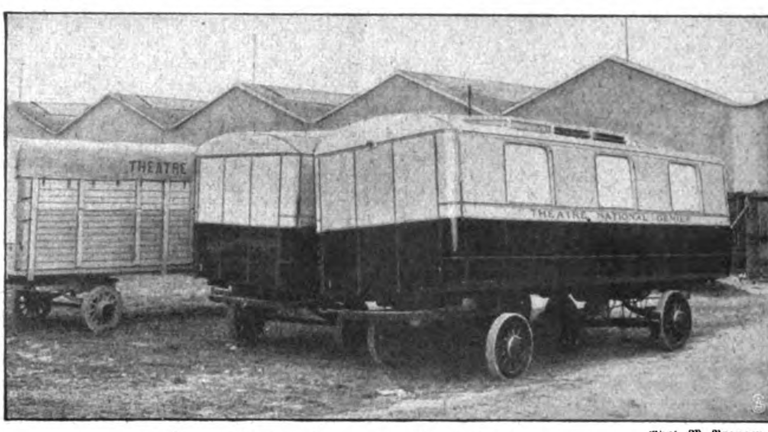
Man sollte meinen, daß ihm dieser Erfolg genüge. Aber nein, nach dem stürmischen Eifer zu schließen, mit dem er seine Schmiere vorbereitete, scheint er noch mehr nach dem Beifall zu lechzen, der ihn in Dingsda, Tripstrill und ähnlichen Nestern erwartet. „Sehen Sie," sagte er mir kürzlich während des Zwischenaktes, nachdem er soeben mit eigenen Händen eine treulose Spanierin erdrosselt hatte — „sehen Sie, das ist nicht so wie bei euch in Deutschland, wo jede kleine Stadt schon ihr ständiges Theater hat. Bei uns gibt es das nicht einmal in allen Städten, die es auf hunderttausend Einwohner gebracht haben, geschweige denn in den geringeren Orten. Das Theater, fast immer ein unzureichender, mangelhaft eingerichteter Bau, steht vermauert wie ein Kloster da und öffnet seine muffigen Hallen bloß zwei- oder dreimal im Jahr, wenn eine auf gut Glück zusammengetrommelte Tournee für ein paar Tage oder — das hängt von der Ergiebigkeit ab — für ein paar Wochen einzieht, um der ‚Provinz' eine in jeder Hinsicht sehr fragwürdige Theaterkunst vorzusetzen. Das ist ein Unsinn. Schließlich erhält doch die Provinz mit ihren sauern Steuergroschen die vier großen Staatstheater in Paris, in denen sich alle erdenklichen Brasilier, Skandinavier, Japaner, Irokesen, Engländer, kurz der ganze kosmopolitische Heerbann von Vergnügungzüglern königlich amüsieren. Und die Franzosen draußen, die das aus ihrer Tasche bezahlen, kriegen nie eine anständige Komödie zu sehen! Das

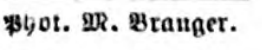


M. Gémier, Direktor des französischen Wandertheaters.

wird ein Ende nehmen. Dafür soll meine ‚Roulotte' sorgen."

Als Gémier diesen Plan erwog, erkannte er sofort, daß sein Unternehmen drei Probleme darbiete: das Haus, die Fortbewegung, die Organisation. Das Haus wird in keiner Weise einer Jahrmarktsbude gleichen, für die es ja Vorbilder genug gegeben hätte. Es besteht aus einem metallenen Gerüst von 43 Meter Länge zu 24 Meter Breite und wird in sehr sinnreicher Weise durch eine große Menge von Bolzen und Klammern verankert, die keine Löcher im Boden zurücklassen, in den kein einziger Pflock eingerammt wird. Nach den Erklärungen Herrn Fevre-Moreaus, des jungen Ingenieurs, der das alles so vortrefflich berechnet und ausgeklügelt hat, muß dies von großer Wichtigkeit sein, und ich versicherte ihm mit heuchlerischer Kennermiene sofort, daß mir dies einleuchte wie ein Glühstrumpf. Die Bühne ist zehn Meter tief und elf breit, und zwischen ihr und dem gegenüberliegenden Foyer dehnt sich, rings von einem bequemen Wandelgang umgeben, der Saal mit seinen 1600 Plätzen: ein richtiger Theatersaal, in Licht gebadet, behaglich, mit molligen Sitzen, durchweg mit Teppichbelag und von soliden, jedem Luftzug wehrenden Wänden umschlossen, die aus einem besonders dicken Filz hergestellt sind, der auf das täuschendste den Eindruck einer farbig reich dekorierten Mauer macht.




Phot. M. Branger.

Die Wanderwagen des Theaters.



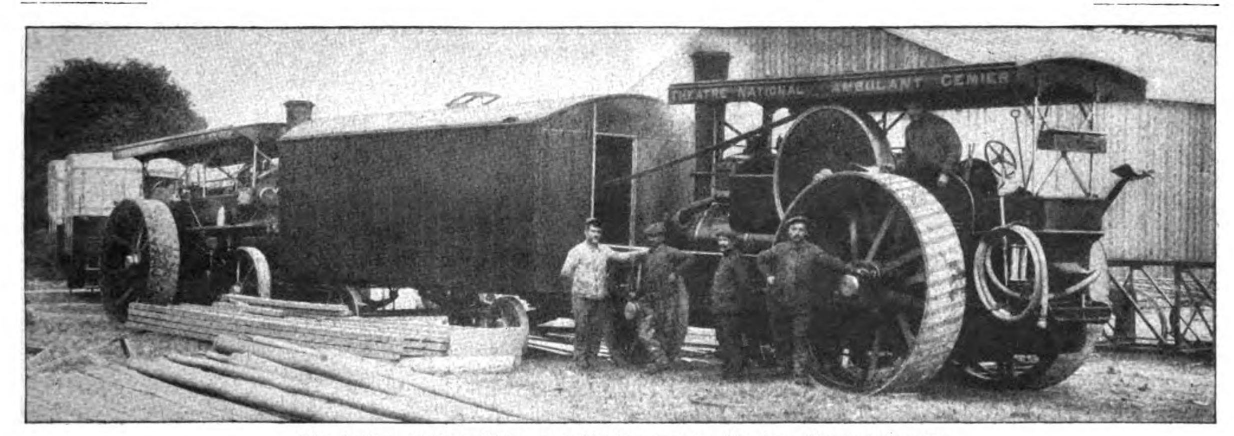
Die Künstlerinnen in ihrer Garderobe.

Natürlich wird der Saal, wenn es not tut, auch geheizt. Die beiden Lokomobilen, die auf unserer Abbildung S. 1191 pusten, spenden allen Zuschauern wie Darstellern nicht nur das Licht, sondern auch die Wärme und speisen damit selbst die Abteile, die den Künstlern (Abb. obenst.) in ihren gut federnden, sieben Meter langen Wagen tagsüber zur Reise und am Abend als Garderobe dienen. Ja, auch die Honoratioren in den Logen werden von diesen Maschinen mit Wärme versorgt. Sehen Sie sich diese Logen (Abb. S. 1188) etwas genauer an. Sie werden bemerken, daß es Frachtwagen sind, deren Dach abgehoben, deren eine Seitenwand in halber Höhe zurückgeschlagen ist. Während der Vorstellung werden sich darin der Herr Bürgermeister und andere bedeutende Personen brüsten, die für ihren Platz fünf Frank oder, was wahrscheinlicher ist, als hochmögende Ehrengäste gar nichts gezahlt haben. Und nach der Vorstellung werden darin die Strickleiter Romeos, das Schwert des Cid, die Spritze des eingebildeten Kranken, die lange Nase Cyranos von Bergerac und andere klassische wie romantische Requisiten verpackt. Vermutlich auch die Hörner, die in allen Pariser Schwänken ohne Ausnahme die Frauen ländlich, sittlich ihren Ehemännern aufsetzen.

Die Luxusschmiere wäre eben nie zustande gekommen, hätte man nicht von Anbeginn alle technischen und räumlichen Möglichkeiten bis aufs äußerste ausgenutzt. Sie ist das reine Puzzlespiel, in dem jeder Splitter unentbehrlich wird. Da sitzt kein Teilchen in dem ganzen sehr vielfältigen und dennoch einfachen Apparat, das nicht seine doppelte und dreifache Bestimmung hätte. Nicht nur die Maschinen und Geräte, auch die Menschen üben die verschiedenartigsten Funktionen aus. Die drei Elektriker und die acht Lokomotivführer, die Friseure und sonstigen Hilfskräfte, die Gémier mitnimmt, versehen alle mindestens noch ein Nebenamt; die größten Tausendkünstler aber sind die zwanzig Theaterarbeiter, die unterwegs bremsen und ölen, nach der Ankunft rasch das Theater aufbauen und schließlich, nachdem das Haus bereits von einer erwartungsvollen Menge platzt, der dramatischen Muse mit großartigen Gesten als Statisten dienen sollen. Sie werden hinreißend sein, versichert Gémier, der sie gedrillt hat, nicht bloß als murrendes Volk und siegreich heimkehrende Kriegerschar, sondern auch in den eleganten Aufgaben der modernen Komödie, im Salon, als die Gäste der Duchesse de Camambert. Von ihnen wird die Provinz endlich lernen, wie man sich in der feinen Gesellschaft benimmt.

Diese Vielseitigkeit ist richtige Schmierenart, eine malerische Ueberlieferung aus dem fröhlichen Elend des





Die beiden Lokomobilen zur Lichterzeugung für das Wandertheater.

Thespiskarrens. Der Komiker kalligraphiert die Theaterzettel, die der jugendliche Liebhaber austrägt, und während die Heldenmutter über die Suppe aller wacht, stopft die Naive der ganzen Bande die Strümpfe. In solche Lagen, so „echt“ sie sind, wird Gémier nicht geraten, auch seine beiden Regisseure nicht und die achtzehn Darsteller, die er sich zur Mitarbeit in den besten Pariser Theatern zusammengesucht hat. Viele aus dieser Künstlerschar kennen das Wandern bereits aus Erfahrung. Sie haben es freilich unter ganz andern Bedingungen, im Gefolge der Sarah Bernhardt, der Réjane oder Coquelins, in Pullmannschen Reklamecars mit silbernen Badewannen und sonstigen amerikanischen Bluffs gelernt. Da wird ihnen jetzt die Fahrt in der Luxusschmiere immerhin als ein Rückfall ins Talglicht, als ein Idyll aus der guten alten Zeit erscheinen, in der noch der Pfiff keiner Eisenbahn über die Landschaft schrillte.

Denn mit der Eisenbahn wußte Gémier nichts anzufangen. Schon weil sie für ein Unternehmen zu teuer war, das seine Berechtigung aus der Absicht schöpft, den von Thalia Enterbten auf dem flachen Land draußen für ein billiges Geld das ungewohnte Glück eines Kunstgenusses zu bereiten, wie auch der begehrlichste Pariser ihn nicht vollendeter wünschen mag. Ferner weil der Schienenstrang noch manchem bescheidenen Nest, das Gémier auch besuchen will, in weitem Bogen ausweicht; und schließlich, weil er Herr seiner Zeit bleiben muß, um sie so auszunutzen, wie es not tut. Darum ließ er sich eine Feldbahn mit einem Fahrpark von zwanzig Wagen und acht Lokomotiven bauen, die auf jeder Chaussee hinrollen können und ihm verstatten, gleichzeitig acht Züge mit je zwei oder drei Wagen zu bilden. Und da er zwei eiserne Gerüste besitzt, zwei Außenbauten, von denen der eine zusammengesetzt werden kann, während im andern gespielt wird, braucht man nach Schluß der Vorstellung nur die innere Einrichtung aus dem einen in das unterdes fertig gewordene andere Gehäuse zu verfrachten, um gleich von neuem zu beginnen. Diese Anlage ermöglicht ihm, nicht nur an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in zwei Orten zu spielen, die vierzig Kilometer voneinander entfernt sind, sondern auch noch vier Nachmittagsvorstellungen in der Woche einzufügen, so daß er es auf elf Vorstellungen in der Woche und in der siebenmonatigen Reise auf 330 bringen kann. Die erste hat wohl schon stattgefunden, wenn diese Zeilen erscheinen. Gesegnete Wanderschaft und glückliche Wiederkehr!

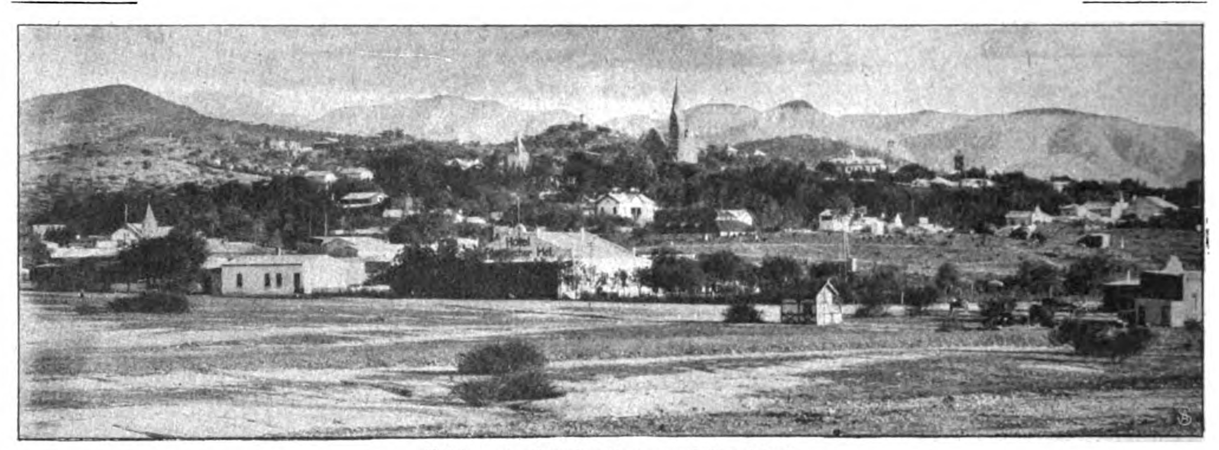
Das Elisabethhaus in Windhuk.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Das Elisabethhaus ist die erste Wohltätigkeitsanstalt, die das Schutzgebiet von Deutsch-Südwestafrika aufzuweisen hat. Nachdem die Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft den ersten namhaften Betrag zur Verfügung gestellt hatte, ging die Lösung der Frage schnell vor sich, indem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, sein Interesse dem Unternehmen zuwandte und einen öffentlichen Aufruf an die Gesellschaftsmitglieder erließ. Die Deutsche Kolonialgesellschaft selbst bewilligte 40 000 M. und hat auch weiterhin durch bedeu-



Das Elisabethhaus bei Windhuk von Nordosten aus.



Blick vom Elisabethhaus auf Windhuk.

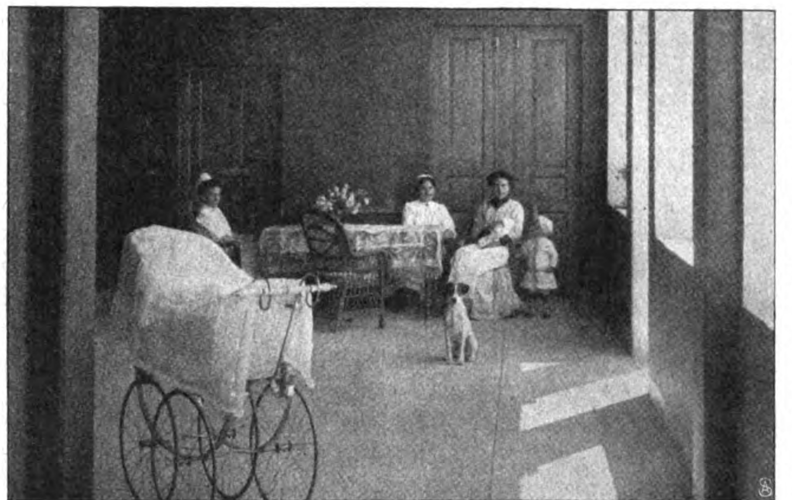
tende Summen das Elisabethhaus lebensfähig erhalten. Groß ist aber auch die Zahl derer, die zu dem Zustandekommen dieses Wohltätigkeitswerks beigesteuert haben und damit ein dauerndes Denkmal ihrer Fürsorge für Deutsch-Südwestafrika errichteten.

Das Protektorat über das Heim hatte die verewigte Gemahlin des Herzogs Johann Albrecht übernommen; daher wurde es nach ihrem Taufnamen Elisabethhaus genannt.

Ueber seine Bestimmung sagt die Urkunde, die in den Grundstein eingemauert wurde: „Das Heim verfolgt in erster Linie den Zweck, der in seiner Bezeichnung enthalten liegt, und soll dazu dienen, den draußen im Land, auf Farmen und Stationen, einsam und verstreut, fern von ärztlicher Hilfe wohnenden weißen Frauen eine Zufluchtstätte zu schaffen. Im Hinblick auf unsere erst beginnende Kolonisation und im Hinblick auf die damit verbundenen, mangelhaften und unentwickelten Verhältnisse ist das Heim in uneigennütziger Absicht als ein Werk helfender Nächstenliebe geplant und bestimmt worden, auch der unbemittelten Frau stehen jederzeit die Türen des Heims offen."

Die Schöpfung der Deutschen Kolonialgesellschaft blickt jetzt auf zwei Jahre freudiger Arbeit und reichen Segens zurück. In dem Elisabethhaus ist eine Stätte geschaffen, die Frauen, die auf weitabliegenden Farmen wohnen, liebevolle Aufnahme bereitet und ihnen rechtzeitig Hilfe gewährt, wenn ihre schwere Stunde gekommen ist.

Das Haus steht unter Leitung eines Spezialarztes, dem zwei Krankenschwestern des Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien beigegeben sind. Die Summen aufzubringen, die erforderlich sind, soll das Haus sich selbst erhalten, sind aber die Farmerfrauen mit wenigen Ausnahmen nicht in der Lage. Um dem Heim den Charakter einer Wohltätigkeitseinrichtung zu wahren, müssen die Gebühren niedrig bemessen werden. Infolgedessen machen sich hohe Zuschüsse nötig, die sich auf jährlich etwa 10 000 Mark belaufen. Deshalb ist jeder Beitrag zur Erhaltung und Förderung des Elisabethhauses willkommen, und jedem Spender wird nicht nur ein herzlicher Dank sicher sein, sondern ihn auch das Bewußtsein erheben, zu einem segenbringenden Unternehmen beigesteuert zu haben.



Auf der Veranda des Elisabethhauses.

Unsere Bilder, die von Frau Garteninspektor Bohr in Windhuk aufgenommen und uns freundlich zur Verfügung gestellt worden sind, geben das Elisabethhaus wieder und zeigen die Aussicht von dort auf Windhuk und die Auasberge. Im Vordergrund das kahle Rivier, das die Stadt vom Elisabethhaus trennt.

Möge das Wöchnerinnenheim den deutschen Frauen im fernen Neuland mit seiner tatkräftigen, sachkundigen Hilfe, mit der aufopfernden Pflege vertrauter Schwestern dort auf dem friedlichen Hügel mit dem herrlichen Blick auf die hohen Berge eine Erinnerung an deutsche Heimat sein und zugleich ein festes Band zwischen Vaterland und Kolonie bilden.

Bilder aus aller Welt.



Ferienwanderungen Berliner Volksschüler. Die Hauptquelle der körperlichen und geistigen Gesundheit ist und bleibt die freie Natur. Die Bewegung in der Natur erfrischt und kräftigt aber nicht nur Körper und Geist, sie schärft auch die Sinne und stärkt und bereichert das Anschauungsleben. Das gilt besonders für Großstadtkinder, die oft noch kein Kornfeld, keine blumige Wiese, keinen Bach und keine weidende



Berliner Volksschüler auf der Schneekoppe.

Herde gesehen haben. Es ist deshalb bedauerlich, daß es dem Großstadtkind ohne Benutzung der Eisen- oder Straßenbahn fast unmöglich geworden ist, einen Ausflug in die freie Natur zu unternehmen. Unter diesem Uebelstand leidet besonders die Volksschuljugend, deren Eltern nicht immer so gestellt sind, daß sie häufiger die nötigen Groschen für Eisenbahnfahrten übrig haben. Jeder Volksfreund wird es deshalb lebhaft begrüßen, daß der im Jahr 1907 begründete Zentralverein für Schülerwanderungen die Förderung der Ferienwanderungen Berliner Volksschüler als seine Hauptaufgabe ansieht. Im Jahr 1910 — dem dritten seiner Tätigkeit — war es dem Verein dank der Opferwilligkeit der Berliner Bevölkerung möglich, 150 Wandergruppen, im ganzen 3200 Kinder, zur Hälfte Knaben und zur Hälfte Mädchen, aus den Oberklassen der Gemeindeschulen Groß-Berlins, zu sechstägigen Wanderungen hinauszuschicken. Von den Wandergruppen, die von Lehrern und Lehrerinnen geführt wurden, besuchten 22 Nordbrandenburg, 14 den Harz, 32 das Riesengebirge, 25 Rügen, 27 die Sächsische Schweiz, 28 Thüringen, 1 Westpreußen und 1 Bornholm. Der Verein verausgabte für die Wanderungen im ganzen 64000 Mark, darunter 35000 Mark, die von den Kindern für die Reise erspart worden waren. Dieser letzte Umstand ist ein beredtes Zeichen für das lebhafte Interesse der Eltern und Kinder an diesen Wanderungen. Im Jahr 1911 dürften die Ersparnisse der Kinder bedeutend höher sein, da die Behörden das Sparen für die Wanderungen in den Schulen offiziell gestattet haben. Natürlich nahmen die ärmeren Schüler unentgeltlich an den Wanderungen teil, z. B. 354 auf Kosten der Bleichröder-Stiftung der Stadt Berlin. Viele erhalten auch ihre Ausrüstung von dem Verein geliehen. Pekuniäre Unterstützung erhielt der Verein vom Kultusministerium, von den Städten Berlin, Charlottenburg und Schöneberg, von Herrn Stadtschulrat Dr. Fischer aus den Erträgnissen der Kinderkonzerte, von der Jakob-Plauth-Stiftung und besonders von der Bleichröder-Stiftung der Stadt Berlin. Die Erfolge der Wanderungen waren in jeder Beziehung überaus zufriedenstellend. Die Kinder lehrten, gestärkt und erfrischt an Körper und Geist, freudestrahlend zurück und konnten nicht genug erzählen von all dem Schönen, das sie gesehen hatten. Den wohlhabenden Teilen der Bevölkerung Berlins, die an der Förderung der Volksgesundheit und der Volkswohlfahrt mitarbeiten wollen, bietet sich hier ein segensreiches Arbeitsfeld.

Rektor Henstorf, Berlin.

Das Grabdenkmal des großen ungarischen Malers Michael v. Munkácsy, das kürzlich auf dem Kerpeeser Friedhof in Budapest enthüllt wurde, ist ein Werk des Bildhauers E. Telcs. Die Sammlung für das Denkmal ergab 40000 Kr.

Bei dem großen Umzug, den die englischen Suffragetten vor der Krönung veranstalteten, wurden die bedeutendsten Frauen der Weltgeschichte durch kostümierte Stimmenrechtlerinnen dargestellt. Miß Bryce, die als Jeanne d'Arc gekleidet war, ist eine Nichte des britischen Botschafters in Amerika.

In der Eisarena des Berliner Admiralspalastes werden von Damen und Herren interessante Wettspiele mit dem Riesenball, dem Pushball der Amerikaner, vorgeführt.

Das 6. Litauische Musikfest zu Insterburg wurde von dem Kgl. Musikdirektor Franz Notz dirigiert. Die Kunstleistung des bekannten Dirigenten fand allgemeine Anerkennung.

Gaby Deslys, die durch ihre Schönheit und ihre Abenteuer bekannte Pariser Bühnenkünstlerin, hat während der Londoner



Berliner Volksschülerinnen bei einem Ausflug an der Havel.

Krönungstage im Gaiety- und im Alhambratheater Furore gemacht.

Am 18. Juli feiert man den 100. Geburtstag des großen englischen Humoristen Thackeray. Die Tochter des Autors von „Vanity Fair“ trägt heute den Namen Lady Ritchie. Sie hat das literarische Talent ihres Vaters geerbt.

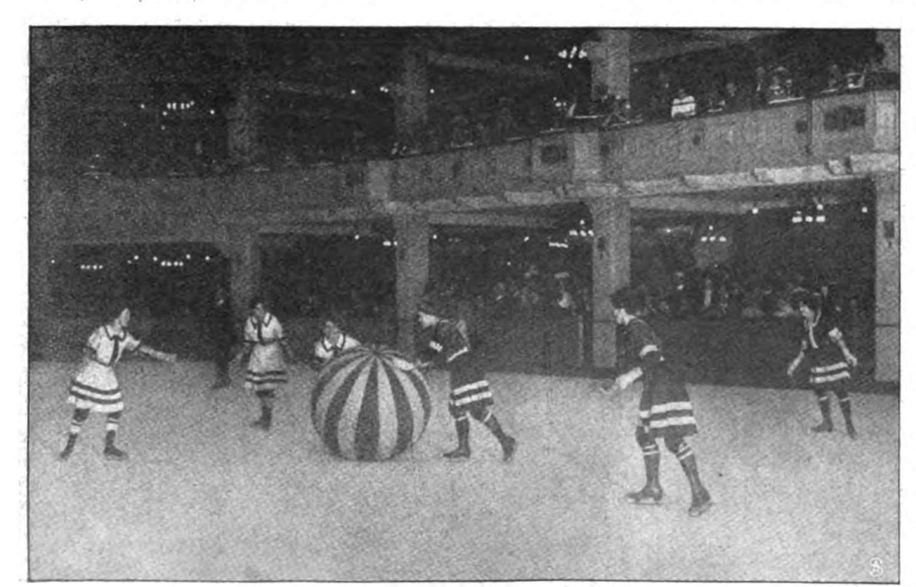
Der Gouverneur von Köln Generalleutnant v. Westernhagen und seine



Das neu enthüllte Grabdenkmal für den Maler Munkácsy in Budapest.



Vom Festzug der Suffragetten anläßlich der englischen Krönungsfeier. **Miß Marjorie Bryce als Jungfrau von Orleans.**



Aus dem Berliner Admiralspalast: Pushballspiel auf dem Eise.



Phot. Atel. Gebhardi.

Franz Notz, Festdirigent des diesjährigen Insterburger Musikfestes

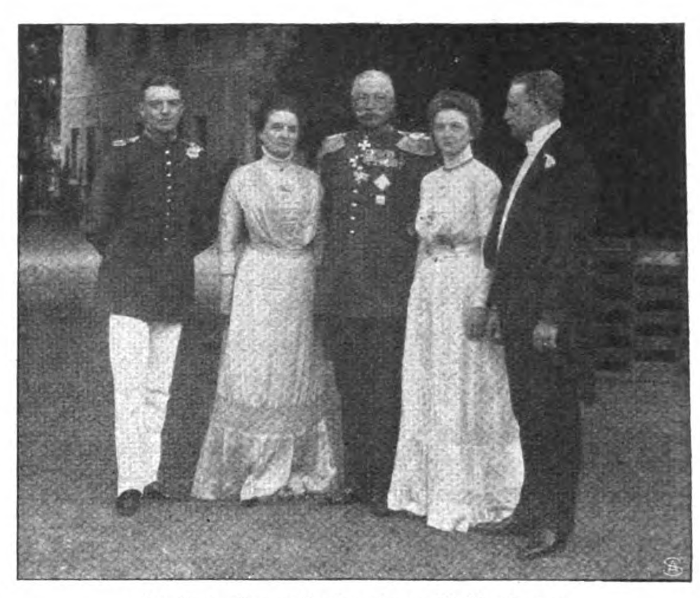
Gemahlin, eine geborene Gräfin zur Lippe, begingen kürzlich ihre silberne Hochzeit.

Zugunsten des Blindenheims und des Flottenvereins wurde in Salzburg ein schönes und erfolgreiches Wohltätigkeitsfest veranstaltet, das die schönsten Damen der Aristokratie belebten und leiteten.





Miß Gaby Deslys,
war während der Krönungstage der Star des Londoner Alhambratheaters.



Exzellenz Generalleutnant von Westernhagen,
Gouverneur von Köln a. Rh., und seine Gemahlin, geb Gräfin zur Lippe, feierten ihre silberne Hochzeit.



Anne Thackeray — Lady Ritchie,
Tochter des berühmten englischen Romanciers Thackeray, dessen 100. Geburtstag in Kürze gefeiert wird.



Phot. Ginskey.

Gräfin Hedwig Schaffgotsch.
Von einem Wohltätigkeitsfest in Salzburg.





Das Festmahl.
Die auf dem 11. Brauertag in Dresden versammelten deutschen Brauer.



Phot. Hasse.

Frl. Martha Seeberg,
erhielt für die Rettung zweier Mädchen die Rettungsmedaille.



Prof. Petsch, Heidelberg,
wurde als Lehrer des Deutschen nach Liverpool berufen.



Steingrimur Thorsteinson,
isländischer Dichter, beging seinen 80. Geburtstag.



German Bestelmeyer,
wurde als Nachfolger Wallots nach Dresden berufen.

Bei dem 11. Brauertag in Dresden ist es natürlich ohne ein wenig Pokulieren nicht abgegangen. Unser Bild vom Festbankett zeigt die fröhliche Festgemeinde.

Frl. Martha Seeberg, die Tochter des Geh. Konsistorialrats Dr. Seeberg, Berlin, erhielt die Rettungsmedaille am Bande, weil sie in Kolberg mit eigener Lebensgefahr zwei Mädchen vor dem Ertrinken bewahrt hat.

Prof. Robert Petsch, der Literarhistoriker der Heidelberger Universität, wurde als Lehrer des Deutschen an die Universität Liverpool berufen.

Kürzlich feierte der isländische Dichter Steingrimur Thorsteinson seinen 80. Geburtstag. Der hochverdiente Greis hat nicht nur selbst bedeutende Werke geschaffen, sondern die isländische Literatur auch durch vorzügliche Uebersetzungen klassischer Werke anderer Länder bereichert.



Ein ganz weißer Sechserbock.
Eine seltene Jagdbeute.



Phot. Fuchs.
Das neue Dennewitz-Museum auf dem Schlachtfeld von Dennewitz.

Als Nachfolger Wallots wurde der bekannte Architekt Prof. German Bestelmeyer von der Technischen Hochschule in Dresden an die dortige Kunstakademie berufen.

Auf dem Schlachtfeld von Dennewitz wurde kürzlich ein schlichtes Museum eingeweiht, das Erinnerungen an die Schlacht vom 6. Sept. 1813 enthält. Das Gebäude wurde von Regierungsbaumeister May-Steglitz errichtet.

In Floß (Oberpfalz) gelang es einem glücklichen Jäger Herrn Fritz Bergler, einen stattlichen schneeweißen Bock, einen Sechsender, zu schießen, eine gewiß recht seltene Jagdbeute, die bisher nicht oft beobachtet wurde.

Schluß des redaktionellen Teils.

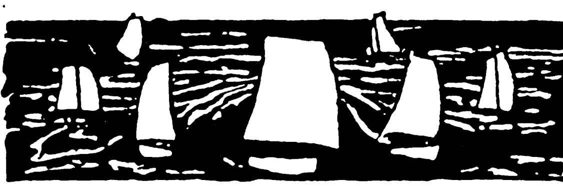


DIE·WOCHE

Nummer 29. | Berlin, den 22. Juli 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 29.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

13. Juli.

Frankreich verlangt durch seinen Madrider Botschafter Geoffray von der spanischen Regierung Aufklärung über die jüngsten Vorfälle in Elksar.

In Kanada wüten verheerende Waldbrände, denen Hunderte von Menschen zum Opfer fallen.

14. Juli.

Im Burghof des Schlosses Carnarvon findet die Investitur des Prinzen von Wales im Beisein einer großen Zuschauermenge statt. (Abb. S. 1207.)

Den Post- und Telegraphendienst des vor Agadir ankernden Kreuzers „Berlin" übernimmt an Stelle des die Heimreise antretenden Kanonenboots „Panther" das Kanonenboot „Eber".

15. Juli.

Aus Tanger kommt die Nachricht, daß General Moinier beabsichtigt, eine Expedition nach Marrakesch zu unternehmen.

Das türkische Wilajet Kossoro ist der Schauplatz neuer zahlreicher Bandenzusammenrottungen, die von seiten der Regierung mit Besorgnis beobachtet werden; auch in Albanien besteht die revolutionäre Bewegung fort.

Das zwischen England und Japan bestehende Bündnis wird in Rücksicht auf den englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrag einer Revision unterzogen und genehmigt.

Bei der Feier des französischen Nationalfestes kommt es in Paris wiederholt zu Zusammenstößen zwischen Polizei und Antimilitaristen.

16. Juli.

Das Direktorium des Hansabundes erklärt ausdrücklich, daß eine Unterstützung der Sozialdemokratie bei den Wahlen durch den Hansabund nicht in Frage kommen kann.

In Mazedonien bereitet sich eine alle bisherigen an Ausdehnung übertreffende revolutionäre Bewegung vor.

Die Spannung zwischen Frankreich und Spanien läßt nach, die französische Regierung erstrebt eine freundschaftliche Schlichtung des Konflikts.

In Norwegen sind 32000 Arbeiter ausgesperrt, die Situation ist infolgedessen sehr ernst.

Die Prinz-Heinrich-Fahrer treffen in Windermere ein.

17. Juli.

Der Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen Deutschland und Japan wird in Tokio ratifiziert.

Den Großen Preis von Berlin auf der Grunewald-Bahn gewinnt Fürst Hohenlohe-Oehringens „Icy Wind" (Abb. S. 1210).

Der peruanische Dampfer „Santa Rosa" strandet an der kalifornischen Küste, nur wenige der Insassen werden gerettet.

18. Juli.

Der Eilzug Basel—Frankfurt—Berlin entgleist bei der Einfahrt in den Bahnhof Müllheim. Ein Teil der Wagen wird zertrümmert, 14 Personen werden getötet, viele schwer und leicht verletzt, die Ursache scheint zu schnelle Fahrt an einer Stelle, wo gebaut wurde, zu sein. (Abb. S. 1209.)

Die Türkei erläßt die Mobilmachung, da die revolutionären Bewegungen in Albanien und im Jemen mit den Linientruppen nicht mehr erfolgreich bekämpft werden können.

Der französische Konsul Boisset ist in Tanger von Spaniern verhaftet worden und später ohne Entschuldigungen wieder frei gelassen. Frankreich fordert Erklärungen, die Lage ist ernst.

19. Juli.

Aus Teheran kommt die Nachricht, der ehemalige Schah sei wieder auf persischem Boden gelandet. Die konstitutionellen Parteien schließen sich infolgedessen zusammen.

Die Lage in Albanien wird immer ernster. Abdullah-Pascha wird an Stelle des zurückberufenen Torgut-Pascha zum Oberkommandierenden in Albanien ernannt.

❧ ❧ ❧

Zur Jubelfeier der Universität Breslau.

1811—1911.

Von Prof. Dr. G. Kaufmann*).

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb Ernest Renan, eine kleine deutsche Universität mit ihren linkischen Professoren und hungrigen Privatdozenten leiste für die Wissenschaft mehr als alle Reichtümer Oxfords. Um die gleiche Zeit urteilte eine englische Autorität, daß die deutschen Universitäten trotz ihrer Fehler mehr leisten als alle ähnlichen Institute. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts haben die hohen Schulen der übrigen Länder eine solche Entwicklung genommen, daß man derartige Urteile heute nicht wiederholen dürfte, aber diese Erneuerung der hohen Schulen des Auslandes erfolgte nicht ohne den Einfluß der deutschen Universitäten.

Von den 32 Universitäten, die im 18. Jahrhundert in den Staaten des Deutschen Reiches außer Oesterreich vorhanden waren, überstanden nur 15 die Periode der napoleonischen Kriege und Umwälzungen. Zu dieser äußeren Bedrängnis gesellte sich um 1800 die Theorie, daß die Universitäten mit ihren mittelalterlichen Formen beseitigt und durch Institute nach dem Muster des von Napoleon umgestalteten Unterrichtswesens Frankreichs ersetzt werden sollten. Auch

*) Die Begründung dieser Skizze ist in der von mir herausgegebenen Festschrift gegeben, deren 1. Teil, die Geschichte der Universität, von mir geschrieben ist, deren 2. Teil, die Geschichte der Professuren und Aemter, unter meiner Redaktion geschrieben ist. Auf dies Werk beziehen sich die Zitate.

unter den Gelehrten und Staatsmännern Preußens fand diese Ansicht einflußreiche Vertreter, und noch bei der Gründung von Berlin — 1807 bis 1810 — mußte gegen solche Tendenzen gestritten werden. Wilhelm von Humboldt gebührt der Ruhm, in diesem Kampf das eigentümliche Wesen der deutschen Universitäten gesichert zu haben: Anstalten des Staates zu sein, zur Ausbildung seiner Beamten, Lehrer, Geistlichen und Aerzte, zugleich aber Stätten der freien Forschung und der Anleitung in die Methoden und in den Geist der freien Forschung. Die Studenten sollen nicht nur vorbereitet werden, daß sie die Prüfungen bestehen können, sondern sie sollen zugleich berührt werden von der Kraft, die bei dem Ringen um die Probleme der Erkenntnis entfaltet wird, und eingeführt werden in die Methoden und Mittel der Forschung.

Der Wert dieser Form des Studiums ist für alle, die nur einigermaßen dazu befähigt sind, so außerordentlich, daß man leicht viele Mängel und Schäden in Kauf nehmen kann, die mit dieser akademischen Freiheit verbunden sind und oft genug als das entscheidende Merkmal des Studentenlebens angesehen werden.

In diesem Geist wurde 1810 Berlin gegründet und 1811 Breslau, und damit wurde dieser Auffassung die Herrschaft auch in der Entwicklung der übrigen preußischen und weiter auch der Universitäten der anderen deutschen Staaten gesichert, die mehr oder weniger in einer ähnlichen Entwicklung begriffen waren.

Die Gründung von Breslau wurde amtlich als eine Vereinigung der protestantischen Universität Frankfurt a. O. — der Viadrina — und der katholischen Universität Breslau — der Leopoldina — bezeichnet. Aber in Breslau war tatsächlich nur eine Schule für katholische Theologen mit einem schulmäßigen Vorkursus, der als philosophische Fakultät bezeichnet wurde. Tatsächlich wurde 1811 in Breslau eine neue Universität gegründet, zu der die vier Fakultäten von Frankfurt a. O. mit der katholisch-theologischen Fakultät Breslau vereinigt wurden. Auch die Professoren der Breslauer philosophischen Fakultät wurden in den Lehrkörper der neuen Universität übernommen; aber sie hatten ihren bisherigen mehr schulmäßigen Lehrbetrieb aufzugeben und sich den wissenschaftlichen Zielen und Methoden, die in Frankfurt und an den übrigen protestantischen Universitäten Deutschlands entwickelt waren, anzupassen.

Breslau erhielt so zwei theologische Fakultäten und für die übrigen Fakultäten einen nichtkonfessionellen Charakter. Nur insofern wurde auch in der philosophischen Fakultät den konfessionellen Traditionen und Wünschen eine Konzession gemacht, als bestimmt wurde, daß für das Fach der eigentlichen Philosophie neben einem protestantischen auch ein katholischer Professor berufen werden solle. Im übrigen sollte das Bekenntnis bei Berufungen gleichgültig sein. Bei der Gründung von Bonn im Jahre 1818, wo ebenfalls zwei theologische Fakultäten eingerichtet wurden, ist dieser Grundsatz von neuem mit aller Schärfe ausgesprochen worden, und zwar von dem Minister Altenstein selbst. Auch bei Berufung der Beamten der Universität wurde die Konfession nicht beachtet. Zum ersten Kurator ward Graf Haugwitz berufen, ein Katholik, und auch in die Juristenfakultät wurden zur Ergänzung der aus Frankfurt übernommenen Professoren zunächst nur Katholiken berufen, aber schwerlich, weil sie Katholiken waren, sondern weil sie für den Posten geeignet schienen. Daß die Protestanten in den nichttheologischen Fakultäten sonst erheblich überwogen, das lag ebenfalls nur daran, daß katholische Gelehrte damals in geringerer Zahl zu finden waren.

Schwer ist es, die Bedeutung einer Universität für die Wissenschaft festzustellen, denn gerade die einflußreichsten Professoren werden oft von einer zu anderen Universitäten berufen, und nicht jeder große Forscher, der einige Jahre an einer Universität wirkt, hat auf Richtung und Kraft ihrer Studien den erwarteten Einfluß. Aeußere Verhältnisse hemmen und heben auch die wissenschaftlichen Erfolge mehr als man glauben möchte. Indessen gibt es doch eine Grundlage des Urteils, wenn wir hier eine Anzahl dieser Namen zusammenstellen, natürlich ohne Berücksichtigung der gegenwärtigen Mitglieder des Lehrkörpers. Unter den evangelischen Theologen der ersten Jahrzehnte hatten namentlich David Schulz und Middeldorpf einen großen Ruhm, und David Schulz strömten Zuhörer aus allen Fakultäten in großer Menge zu. Auch Öhler, Augusti, Hahn, Räbiger und Kahnis sowie die Kirchenhistoriker Hermann Reuter und Julius Köstlin u. a. ragten als Gelehrte und als Lehrer hervor. Breslau war für manche theologische Fragen ein besonders wichtiger Kampfplatz. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wirkten hier unter anderen Kittel, Karl Müller und Kawerau, die jetzt den Theologischen Fakultäten von Leipzig, Tübingen und Berlin angehören, und der zu früh verstorbene William Wrede, der es verstanden hat, in vielen der Kirche entfremdeten Herzen wieder die Hoffnung zu erwecken, daß die evangelische Kirche wirklich die Kraft besitzt, den Forscher in alle seine Gebiete zu begleiten.

Die Fakultät der Juristen hatte in den beiden ersten Dezennien oft große Lücken im Lehrkörper; zeitweise waren nur zwei Ordinarien, und von diesen beiden wurde einer (Madihn) recht wenig geschätzt. Aber die Fakultät hat sich behauptet, gewann auch die nötige Ergänzung und hatte bald eine Anzahl recht tüchtiger Kräfte, so den Romanisten Huschke und die Germanisten Wilda und Gaupp, deren Forschungen noch heute auf manchem Gebiet die anerkannte Grundlage bilden. Großen Einfluß in Wissenschaft und Verwaltung hatte Stobbe, der 1859 nach Breslau und 1872 nach Leipzig berufen wurde. Ihn ersetzte Gierke, der 1884 nach Heidelberg und später nach Berlin berufen wurde, wo er noch jetzt wirkt. Einen besonderen Stolz der Fakultät bildet es aber, daß ihr Theodor Mommsen 1854—1857 angehörte, dessen Arbeiten unten noch näher besprochen werden sollen.

Die medizinischen Studien bewegten sich in den ersten Dezennien unter dem Einfluß der alten, mehr philologischen Methoden. Auch über Hippokrat und Celsus sind in Breslau noch lange Jahre Vorlesungen gehalten, und die lateinische Sprache wurde auch bei den Prüfungen und Disputationen noch viel angewandt. Bis um die Mitte des Jahrhunderts waren die Institute recht mangelhaft ausgestattet, und Forscher wie Purkinje, der Begründer der modernen Physiologie, haben unter Verhältnissen und Einschränkungen arbeiten müssen, die man heute keinem Anfänger zumuten würde. Aehnliches ist von den meisten medizinischen und naturwissenschaftlichen Instituten zu berichten. Das chemische Institut bestand von 1811 bis 1850 aus einem geräumigen Auditorium, das zugleich zur Aufbewahrung der Sammlungen und Gerätschaften diente



und aus einer daranstoßenden Küche, die auch für die damalige Zeit auf den Namen eines Laboratoriums keinen Anspruch machen konnte.

Der große Forscher auf dem Gebiet des Lebens der Pflanzen Ferdinand Cohn, der seit 1849 eine lange Reihe von „grundlegenden Untersuchungen über den feineren Bau der Pflanzenzellen und ihr Verhältnis zu den Zellen des Tierkörpers, über Algen und ihre Sexualität, über niedere Pilze und über Infusorien und Rädertiere" veröffentlichte und zahlreiche Schüler in Vorlesungen und Uebungen vereinigte, wurde noch 1865 abschläglich beschieden, als er recht bescheidene Anträge auf Ueberlassung und Einrichtung einiger freien Räume zu einem Institut stellte. In den folgenden Jahren erreichte er dann so viel, daß eine Art Loggia im Konviktshause dazu eingerichtet wurde.

„Wenn man Cohn mit Recht als den Vertreter der Bakteriologie bezeichnet, so pflegt man auch seiner Beziehungen zu Robert Koch zu gedenken, der die Methodik der neuen Wissenschaft und die schönsten Paradigmata ihrer Anwendung auf die Medizin geschaffen hat. Der Legende, daß Koch Cohns Schüler gewesen sei, ist oft genug widersprochen worden; tatsächlich aber hat Koch, damals ein unbekannter junger Arzt in einem weltverlorenen Städtchen unfern der russischen Grenze, seine ersten großen Entdeckungen nicht eher publiziert, als bis er sie in unserem pflanzenphysiologischen Institut wiederholt und einem auserlesenen Kreis von Fachleuten vorgeführt hatte. Die enge Verbindung, die Koch mit dem befreundeten Institut hielt, brachte es auch mit sich, daß er seine ersten, wirklich epochemachenden Arbeiten in ‚Cohns Beiträgen zur Biologie der Pflanzen' veröffentlichte." *)

Klagen über gleiche Unzulänglichkeit der Räume in jener Zeit finden sich über die meisten Institute. „Licht und Luft sowie die notwendigen hygienischen Einrichtungen fehlten durchaus", schreibt der Anatom Professor Dr. Hasse in seiner Darstellung der Anatomie von dem Institut, daß er bis 1898 benutzen mußte. Aehnlich schildert Professor Küstner die Zustände der geburtshilflich-gynäkologischen Klinik, indem er besonders den Mangel an Raum hervorhebt.

Diese Mängel sind durch die großen Bauten der Periode 1887—1910 gründlich beseitigt. Den Kliniken wie den naturwissenschaftlichen Instituten sind unter dem Aufwand reicher Mittel Gebäude, Apparate und Sammlungen hergestellt worden, wie es der Stand der Wissenschaft fordert. Weniger gut ist es freilich mit den Bibliotheken und Hilfsmitteln für die Geisteswissenschaften bestellt, aber auch hier ist einiges besser geworden. Im ganzen ist Breslau jetzt eine vorzüglich ausgerüstete Universität. Doch zurück zu den Forschern und Lehrern, die hier gearbeitet haben. Der Chemiker Bunsen, der Physiker Kirchhoff, die Mathematiker Kummer, Dirichlet, Schroeter, der Astronom Galle, der Pharmakologe Poleck, die Mediziner Foerster, Frerichs, Birmer, Heidenhain, Kast, Mikulicz und viele andere haben hier auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der Medizin Großes geleistet. Ich kann nicht von allen näher sprechen, nur an dem so großen wie liebenswürdigen Chirurgen Mikulicz möchte ich nicht vorbeigehen, ohne zu gedenken, mit welcher Freundlichkeit er noch zu trösten wußte, wo er nicht mehr helfen oder doch zu den schmerzhaftesten und gefährlichsten Mitteln greifen mußte. Nicht weniger groß war der Ertrag der Arbeit der Universität auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, besonders der sprachlichen und der historischen Fächer. Die Geschichte war in den ersten Dezennien hier durch Wachler vertreten, einen Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, einer besonderen Feinheit des Verständnisses und einer viel bewunderten Beredsamkeit.

Neben ihm lehrte Friedrich von Raumer, der vorher einer der wirksamsten Gehilfen des Fürsten Hardenberg bei der Reformgesetzgebung gewesen war, und der von dem seine Privilegien leidenschaftlich verteidigenden märkischen Adel als „der kleine Reichskanzler" mehr noch gefürchtet als verspottet wurde. Friedrich von Raumer war ein ausgezeichneter Vertreter der Geschichte und ein unabhängiger, seine Ansicht tapfer verteidigender Mann, wenn auch nicht ganz frei von den lähmenden Traditionen des absoluten Staates. Sein Nachfolger Gustav Adolf Stenzel ist durch sein Werk über die fränkischen Kaiser einer der Begründer der modernen Methode der historischen Forschung auf dem Gebiet des Mittelalters geworden, und durch seine Urkundensammlung zur Geschichte der Städte Schlesiens und verwandte Arbeiten hat er dieses Verdienst noch bedeutend verstärkt. Neben und nach ihm hat dann Röpell mehr durch seine Vorträge und Kritiken als durch Schriften den historischen Sinn der Studenten wie der Bürger vertieft und bereichert, und dann hat eine große Zahl von rasch einander folgenden Professoren in Breslau gewirkt, die später in Bonn, Heidelberg, Berlin und andern Universitäten lehrten oder noch lehren: Erdmannsdörfer, Dove, Ed. Meyer, Lenz, Dietrich Schaefer, v. d. Ropp. Den größesten Namen aber unter allen Historikern Breslaus stellte die juristische Fakultät; denn ihr gehörte Theodor Mommsen an, der hier in Breslau neben einigen glänzenden Monographien seine Römische Geschichte schrieb, oder doch vollendete und herausgab.

Die klassische Philologie gewann früh in Franz Passow einen ganz ausgezeichneten Lehrer, und neben und nach ihm haben Schneider, Ritschl, Haase, Hertz u. a. diesen Studien Glanz verliehen und den Gymnasien Schlesiens ein vortreffliches Lehrermaterial ausgebildet. Breslau war ferner eine der Stätten, an denen die Germanistik ihre selbständige Bedeutung gewann. Neben v. d. Hagen, Hoffmann v. Fallersleben, Gustav Freytag, Rückert, Weinhold und anderen Mitgliedern der philosophischen Fakultät sind auch hier wieder Juristen zu nennen: Wilda, Gaupp, Stobbe, Rive, Gierke und andere mehr, die teilweise erhebliche Beiträge zum Verständnis des Lebens und der Sprache unseres Mittelalters geliefert haben.

Aehnliches wäre von anderen Zweigen der Wissenschaft zu sagen, aber es ermüdet, in dieser Weise mit allgemeinen Worten zu schildern, ohne näher zu begründen. Und das verbietet sich von selbst. Nur darauf weise ich noch hin, daß die Standeshebungsepidemie, die alle möglichen Zweige des Beamtentums und des gewerblichen Lebens dahin drängt, von ihren Anwärtern Maturitätsexamen und einige Semester Studium zu fordern, auch unserer Universität eine Menge von ungeeigneten Elementen zuführt; daraus entsteht zwar eine große Fülle in den Hörsälen und eine scheinbare Blüte der Universitäten, aber in Breslau empfinden wir lebhaft, daß daraus den Universitäten auch eine große Gefahr erwächst.

*) Rosen in Festschrift II, 492 f.



Die Menge.

Plauderei von J. Lorm.

Wenn ein Pedant nach der Definition dieses zweisilbigen und dennoch so lärmenden Wortes ein Wörterbuch befragen würde, so fände er nur Bezeichnungen wie: „Vielheit, mit dem Nebenbegriff des Verworrenen", „Volksmasse", „Schwarm", „Haufe", „Gedränge".

Lauter Worte, die Tumult bedeuten, Sanguinismus, Unbesonnenheit, Augenblicksstimmung . . . Kein einziges Epitheton, das darauf hindeuten würde, daß — im allgemeinen — doch ein Wille jene Masse leitet, für die in allen Fällen und unter allen Umständen das Wort „empfänglich" seine Gültigkeit hat. Was immer sie auch bewegt, sie wird zum Spiegel, zum Echo, zur Welle, die ein Lufthauch kräuselt . . .

Was ist „die Menge?" Wo beginnt sie? Warum denkt man nicht zuweilen daran, ein halbes Hundert Menschen, die still und zweckbewußt einem bestimmten Ziel zusteuern, als „Menge" zu bezeichnen, während man nicht ansteht, ein Dutzend Lärmender so zu benennen? Die „Menge" beginnt demnach, wo Undisziplinierheit herrscht, Unruhe, oder um es populär auszudrücken, „Krach" gemacht wird. Daß diese Feststellung nicht neu ist, lehren uns die Worte, die vor mehr als hundert Jahren Sapieha in Schillers „Demetrius" sprach:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn.
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen."

Gewesen . . . denn woher mag es kommen, daß diese Wenigen, logisch Ueberlegenden, durch das Beispiel, ja selbst nur durch den Anblick der überlegungslosen Menge beeinflußt, sich ihres Standpunkts entäußern, sich mit dem Strom treiben lassen, gegen alle Stimmen der Vernunft, gegen ihre eigene Ueberzeugung? Als Suggestion, die von der Menge ausgeht, möchte man es manchmal bezeichnen. Eilige Menschen hasten durch die Straßen der Großstadt. Sie würden die Einbuße von Minuten, die sie durch irgendein Hemmnis auf ihrem Weg zu erleiden hätten, als eine schwere Schädigung empfinden, die sie mit dem Verlust ihrer guten Laune und ihrer Selbstbeherrschung bezahlen würden. Da sehen sie eine Anzahl Gaffer, die angestrengt in die Höhe blicken. Irgendwohin: auf ein Dach, auf dem man einen entflohenen Papagei vermutet, in die Luft, in der ein Ballon schweben soll, an einem Haus empor, wo sich hinter einem der zahlreichen Fenster kürzlich irgend etwas ereignete, das man aus der Zeitung erfuhr. Der Papagei ist zwar augenblicklich unsichtbar, der Luftballon ist entweder noch nicht oder schon vorbeigeflogen, und das angestaunte verschlossene Fenster unterscheidet sich durch nichts von anderen, ebenfalls verschlossenen; aber man bleibt stehen und blickt angelegentlich in der Richtung, in der „die Menge" starrt, jene „Vielheit, mit dem Nebenbegriff des Verworrenen." Wobei zu beachten ist, daß man Augenblicke, deren man wider Willen verlustig ging, als „Ewigkeiten" zu bezeichnen liebt, wogegen ungemessene Zeitabschnitte, die man aus freier Entschließung vertrödelt, nachsichtig „einige Minuten" benannt werden. — Man müßte den psychischen Schwankungen, denen der Einzelne, Vernünftige unterworfen ist, sobald er dem Einfluß der ihn umgebenden Mehrheit verfällt, einen besonderen Platz in der Klasse der momentanen Geistesstörungen einräumen, wenn man ihnen gerecht werden wollte. Eines der frappantesten Beispiele für diesen „Sieg der Menge" ist die Szene, die sich in der gegenwärtigen Reisezeit zahllose Male täglich in den Bahnhofsgebäuden abspielt: ein Reisender, allein oder in Begleitung von Familienangehörigen oder Freunden, trifft zwanzig Minuten vor Abgang des Zuges ein. Er hat seine Karte bereits vorher gelöst, sein Gepäck ist aufgegeben, der Aufstieg zum Bahnsteig nimmt eine Minute in Anspruch, es bleibt ihm also reichlich Zeit, in aller Gemütsruhe in dem unmittelbar am Perron gelegenen Bahnhofrestaurant den Trunk einzunehmen, nach dem er Verlangen trägt. In der richtigen Erkenntnis dieser Umstände nimmt er dort auch ruhig Platz und macht seine Bestellung. Kaum hat er das Glas an die Lippen geführt, als er von irgendwoher Rufe vernimmt, am Nebentisch rafft irgend jemand sein Gepäck hastig zusammen und stürzt fort, einige Verspätete stürmen durch den Raum, Kinder jammern, Mütter irren — da ergreift plötzlich auch den Mann, der bis nun keinerlei Anlage zur Unzurechnungsfähigkeit gezeigt, eine groteske Wildheit. Trotzdem ein Blick auf seinen aus der Westentasche gerissenen Chronometer ihn darüber belehrt, daß keine drei Minuten verstrichen sind, seitdem er sich — noch im Besitz seiner normalen Geisteskräfte — an diesem Tisch niederließ, trotzdem er weiß, daß vor Abgang seines Zuges noch vier nach anderen Zielen bestimmte auf dem gleichen Bahnsteig abgelassen werden und es unzweifelhaft einer dieser Züge ist, den jene Hastenden erreichen wollen, verliert er alle Ueberlegung, alle Ruhe und mit ihnen seine gute Erziehung. — Allerdings fällt bei diesen Gelegenheiten der Verlust der letztgenannten Eigenschaft kaum noch ins Gewicht, da man sich ja im allgemeinen infolge des Bazillus der Verkehrsnervosität an alle möglichen Rüpeleien von seiten seiner Zeitgenossen schon gewöhnt hat. — Unser Reisender, von der Erregtheit der ihn umgebenden Menge fortgerissen, tobt nach dem Kellner, stülpt seinen Hut verkehrt auf, läßt seine Reisetasche fallen, verletzt um ein Haar mit der Spitze seines in der Eile unter den Arm geschobenen Regenschirms eine würdige Dame, stolpert über einen königlichen Beamten, entgeht wie durch ein Wunder mehreren Anklagen wegen Verletzung mittels eines gefährlichen Gegenstandes, Zechprellerei, Beamtenbeleidigung, groben Unfugs, und erreicht glücklich die Perronsperre, um dort selbstverständlich am Eintritt verhindert zu werden, da „sein" Zug erst in einer Viertelstunde für ihn zugänglich ist. Der „Nebenbegriff des Verworrenen" von der Vielheit auf den Einzelnen übertragen. . .

Der Einzelne, sich selbst überlassen, überlegt. Die Menge überlegt nicht; sie ist instinktiv und impulsiv. Der Einzelne handelt seinem Temperament entsprechend, solange er allein ist. In der Menge assimiliert er sich unwillkürlich seinem Nachbar, er stellt im gewissen Sinn das moralische oder, wenn man will, das geistige Gleichgewicht zwischen sich und seiner Umgebung her. Daraus entwickelt sich jener Begriff, den man unter „Menge" versteht. Bestände diese gegenseitige Suggestion nicht, so wäre es nur eine Ansammlung von Menschen, die — ein jeder von persönlichen Empfindungen geleitet — irgendeinem Vorkommnis beiwohnen und, nachdem ihre Neugier befriedigt ist, sich wieder trennen, ohne in Fühlung miteinander getreten zu sein. Die Menge



jedoch hat eine Seele. Eine Seele, die sich aus den Tausenden von Seelen zusammensetzt. Und diese Gesamtseele ist erfüllt von irgendeinem Gefühl, das allen diesen so unendlich verschiedenen Seelen gemeinsam ist. Deshalb läßt sich die Seele der Menge leichter etikettieren als die komplizierte des Einzelnen. In allen Menschen, welchen Gesellschaftsschichten sie auch angehören mögen, ruht ein Fonds von Güte oder Feigheit oder Begeisterung oder Brutalität oder Neid oder Weichheit. — Erziehung, Bildung, Klugheit, Selbstbeherrschung umkleiden, dämpfen, verfeinern das eine und das andere. In der Berührung mit der Seele der Menge, inmitten so Vieler, durch die der Einzelne gedeckt, „verloren in der Masse," gleichsam inkognito bleibt, lüftet er unbewußt die Maske, er läßt sich gehn, er wird mitgerissen, er zieht andere mit sich. Daraus erklären sich wohl die tausend Widersprüche in den Handlungen, die die Menge begeht. Man kann sie zum Haß wie zur Liebe begeistern. Sie fühlt revolutionär und monarchisch, ist atheistisch und gläubig, grausam und gutmütig. Und alles das, weil sie im Grund schwach und sensitiv ist und auf Eindrücke reagiert, wenn es gelingt den empfindsamen Punkt zu berühren, der in allen Seelen dieser Gesamtseele schlummert. Dieser Punkt ist die Unbedenklichkeit, der Rest an ungebändigter Willkürlichkeit, den auch der ethisch hochstehende Mensch besitzt, da es keine so vollkommenen Wesen gibt, die ein Leben in ununterbrochener moralischer Hochspannung durchzuführen imstande wären. —

Die Menge in ihrer leichten Erregbarkeit schuf im Wandel der Zeiten zu allem Bösen und allem Guten, das durch sie entstand, auch etwas, das hier erwähnt werden mag, weil es immer wiederkehren wird: die Eintagsberühmtheiten. Im Grunde eine schmerzlich kurze Würde und andrerseits wieder unendlich viel, wenn man bedenkt, wieviel ehrliches Streben, wie viele Kenntnisse und erfolgreiche Arbeit so manchem nicht die Genugtuung brachten, auch nur einen einzigen Tag „berühmt" im Sinn von vielgenannt zu sein. Eintagsberühmtheiten! Um es zu werden, bedarf es weder des Willens noch des Könnens, weder des Talentes noch des Genies; man wird es weder durch Arbeit noch durch Tugend — vielleicht eher manchmal durch das Gegenteil. Man wird es durch die Laune der Menge, durch ihre Neugier, ihr Interesse, ihren schnell aufflackernden Enthusiasmus, die sich intensiv mit einer Person, mit einem Namen beschäftigen, gleichviel ob immer in schmeichelhafter Weise. Man kann es werden, einerlei, ob man ein Rennen oder einen Flug gewinnt, in Verkleidung eine Stadtkasse plündert, im Löwenkäfig frühstückt, fremde Gelder in bewunderungswerter Höhe unterschlägt oder als Staatsmann ein treffendes Schlagwort prägt. Die Hauptsache bleibt nicht, daß man irgend etwas sprach, tat, beging, was geeignet war, das öffentliche Interesse einen Augenblick lang zu fesseln, sondern daß man es zufällig in dem Augenblick tat, da die suchende Laune der Menge unbeschäftigt nach einem Spielzeug Ausblick hielt. Und wenn etwas geeignet ist, die Gedanken- und Treulosigkeit der Menge zu illustrieren, so ist es die Tatsache, daß niemand von ihr schneller, gründlicher vergessen wird als der, den sie eine ganz kurze Spanne Zeit zur „Eintagsberühmtheit" erhob. Man glaubt gar nicht, wie unpopulär man wird, wenn man einmal populär gewesen. . . .

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn."

Amerikanische Hitzwellen.

Von Henry F. Urban.

Wenn der Deutsche irgend etwas Ungeheuerliches aus der Wolkenkratzerei jenseits des großen Tümpels hört, so wundert er sich nicht weiter. Das Ungeheuerliche und Amerika sind ihm verwandte Begriffe. Er weiß, dort ist alles auf das Ungeheuerliche zugeschnitten. Da sind außer den Wolkenkratzern, diesen Sinnbildern des Landes, die Dollarkönige, die Riesenuniversitäten, die Riesenrummelplätze (Coney Island), die Riesenstiftungen für erzieherische und wohltätige Zwecke, die Riesenernten, die Riesenkatastrophen, die Riesentugenden und die Riesenuntugenden. Dieses Riesenhafte spielt in der Ideenwelt des Amerikaners eine hervorragende Rolle. Er selbst freut sich seiner Riesenhaftigkeiten und protzt gern damit, sofern sie nicht schädlich sind. Das Riesengroße bedeutet bei ihm meistens zugleich einen Vorzug und etwas Ueberlegenes. Daher ist es eigentlich nicht besonders verwunderlich, daß der Amerikaner auch auf eine sommerliche Riesenhitze hinweisen kann, wie sie in den andern großen Kulturländern unbekannt ist. Richtiger ausgedrückt sind es Perioden von ungewöhnlicher Hitze, wo das Thermometer 40 Grad Celsius im Schatten und noch mehr zeigt. Der Deutsche, der von solchen Temperaturen jüngst in der Zeitung las, schüttelte den Kopf und konnte sie nicht begreifen. Ihn schauderte nur, wenn er von den Leiden der Unglücklichen las, die eine solche Hitze über sich ergehen lassen mußten. Wer eine solche Hitzperiode („heiße Welle" nennt sie der Amerikaner) nie erlebt hat, kann sich freilich keine Vorstellung davon machen. Sie ist urplötzlich da, ohne sich an bestimmte Zeiten zu kehren. Sie kann schon im April auftreten, aber ebensogut noch Ende September. Am häufigsten ist sie natürlich im Juni, Juli oder August. Gewöhnlich kommt die „heiße Welle" vom Westen her und wandert ostwärts bis an den Atlantischen Ozean, der eine unübersteigbare Schranke für sie zu bilden scheint. Doch nicht immer gelangt sie bis nach dem Osten. Manchmal geschieht es, daß sie Neuyork nicht erreicht oder dort von kürzerer Dauer ist oder milder auftritt. Doch das ist selten. In der Regel sucht sie Minneapolis und St. Louis ebenso unerbittlich und gleichzeitig heim wie Chicago oder Neuyork. Woher sie kommt, ist ein Rätsel, für das die Gelehrten bis jetzt keine befriedigende Lösung gefunden haben. Die merkwürdige Eigenschaft der Hitzwelle, zu wandern, und ihr hoher Feuchtigkeitsgehalt hat manchen vermuten lassen, daß sie asiatischer Geburt ist und über den Pazifischen Ozean kommt. Auch der berüchtigte Schirokko wandert ja von Afrika nach Europa und ersetzt seine ursprüngliche Trockenheit beim Kreuzen des Mittelländischen Meeres durch Feuchtigkeit. Aber völlig unanfechtbar ist diese Theorie für die Erklärung der amerikanischen Hitzwellen nicht.



Am schrecklichsten wütet die Hitzwelle in den großen Städten, namentlich Chicago und Neuyork, und zwar vor allem durch den ihr eigenen Feuchtigkeitsgehalt. Trockene Hitze ist selbst in hohen Temperaturgraden für den an gemäßigtes Klima gewöhnten Menschen noch erträglich; nicht aber feuchte Hitze, wie sie etwa auf den Philippinen oder Sunda-Inseln zu finden ist oder in Indien. Diese feuchte Hitze, die in diesen Gegenden dem Europäer und Amerikaner verderblich wird, übt die gleiche unheilvolle Wirkung auf den Amerikaner im gemäßigten amerikanischen Klima aus. Oft beträgt der Feuchtigkeitsgehalt der Luft während einer solchen Hitzwelle in Neuyork 98 vom Hundert! Die Wirkung ist eine fürchterliche. Ein unsägliches Gefühl der Ermattung und Erschlaffung befällt den Menschen. Es erscheint ihm als eine Qual, im Bureau die Feder aufzuheben, die ihm vom Tisch gefallen ist, oder gar einen Straßenblock weit zu gehen. Die geringste Kleinigkeit kann ihn zu Wutanfällen reizen, denn seine Nerven dünken ihm bis zum Springen gespannt; sie scheinen zu schmerzen, wenn irgend etwas sie in Schwingung versetzt. Die baumlose Straße wird zu einer Hölle, in der die Hitze zittert wie über einem Schmelztiegel. Der Asphalt schmilzt und strömt einen widerlichen Geruch aus, wie wenn er gerade heiß und rauchend zur Pflasterung verwendet wird. Die Steine, die Wände der Häuser glühen, wenn man sie berührt, und vermehren die gräßliche Hitze noch. Zu dem Gestank des Asphalts gesellt sich der Gestank von den Küchenabfällen, die in offenen Blecheimern vor den Türen der Wohnhäuser faulen, bis sie der städtische Kärrner am Morgen abholt und in die offenen Wagen schüttet. Denn die Müllabfuhr in Neuyork (und in andern amerikanischen Städten) ist von einer unglaublichen Rückständigkeit — gerade wie die Straßenreinigung. In allen Speiselokalen herrscht die gleiche Glut, künstlich ein wenig gemildert durch die zahlreichen elektrischen Fächer, die den Speisenden gleich am Eingang kühlen. Aber er läuft Gefahr, daß der heftige Luftzug, der kein sanftes Fächeln ist, ihm eine böse Neuralgie oder gar Neuritis einträgt. Doch was nutzt die künstliche Kühlung? Sein Appetit ist fort. Alles Dampfende, Heiße widert ihn an. Nur trinken will er, den peinigenden Brand im Mund und in der Kehle löschen. So stürzt er ununterbrochen Whisky mit Eiswasser hinunter oder reines Eiswasser oder Eislimonade, in der ganze Eisberge schwimmen, immer ein Glas hinter dem andern. Oder er schleppt sich hemdsärmelig und kragenlos in die sogenannten Konfektläden, wo er sich mit irgendeinem der Eissodas in tausendfacher Mischung (Erdbeersaft, Himbeersaft, Pfirsichsaft, Zitronensaft, Schokolade, Kaffee und so fort mit Sodawasser und Speiseeis) zu kühlen versucht. Nach zwei oder drei Tagen hat er nicht selten eine ernste Magenverstimmung oder einen Darmkatarrh oder einen Brechdurchfall oder Schlimmeres. Seine Wohnung bietet ihm keinerlei Schutz vor der mörderischen Glut. Im Gegenteil — dort ist es noch ärger, denn die Neuyorker Wohnungen sind von einer liliputanerhaften Enge und Niedrigkeit. Auch haben sie keine Balkons, keine Gärten. Auf der schmalen Insel Manhattan, auf der Neuyork steht, ist der Boden zu kostbar für Luft und Licht. Ich erinnere mich an Neuyorker Hitzwellen, wo die Leute in dumpfen, muffigen Kellern lebten und schliefen, nur um ein ganz klein wenig Kühlung zu finden. Mir selbst, der ich zu Hause arbeitete, blieb nichts anderes übrig, als die Fenster und sämtliche Jalousien zu schließen und in dem dämmerigen Zimmer zum Entsetzen meiner Muse in den dünnsten Gazeunterkleidern herumzuwandern, die mir trotzdem auf der Haut brannten. Im Badezimmer hatte ich die Wanne mit kaltem Wasser gefüllt und nahm jede Stunde ein Bad, oder ich ließ die kalte Brause über mich hinlaufen. Nur so vermochte ich mich aufrechtzuerhalten. Tausende in Neuyork machten es ebenso.

Und dann der Abend und die Nacht, die keinerlei Abkühlung bringen. Vielmehr scheint die Glut noch quälender zu werden dadurch, daß der Asphalt, die Steine, die Häuserwände die Hitze wieder ausströmen, die sie tagüber eingesogen hatten. Kommt einmal ein Gewitter, so wird es mit Verwünschungen empfangen, denn wenn es vorüber ist, vermehrt es nur die Feuchtigkeit der Luft durch die Verdunstung des Regens. Man schiebt die Nachtruhe nach Möglichkeit hinaus. Mann, Frau und Kind steigen auf die offenen Straßenbahnwagen und sausen ziellos in der Stadt umher, um durch die schnelle Fahrt etwas Kühlung zu erhalten, oder sie gehen auf die Dachgärten der Hotels und Theater, wo ihnen ein wenig Kühlung winkt. Oder sie besteigen unten am Hafen ein Fährboot und fahren die ganze Nacht hindurch zwischen Neuyork und irgendeinem Ort an der Küste hin und her, um sich durch die Seeluft zu erquicken. Da hängen oder liegen sie auf den Deckstühlen wie verwelkte Blumen, blaß, kraftlos, apathisch, und schlafen einen bleiernen Schlaf. Die armen Leute pilgern in den Park und legen sich auf den Rasen, oder sie fahren an den nahen Meeresstrand, wo sie im Sand, von der Seebrise umfächelt, einige Stunden Schlaf suchen. Wer von den Armen nicht fort kann, bettet sich auf dem offenen, eisernen Feuergerüst vor seinem Fenster, das den Zweck hat, bei Feuer ein Entrinnen zu ermöglichen. Nach unten zu ist es offen, weil eine eiserne Leiter zum nächsttieferen Gerüst führt. Da geschieht es oft, daß der Schläfer durch das Loch fällt und unten auf den Steinen den Tod findet. Am wenigsten Nachtruhe genießt, wer in seinem Bett liegt. Er liegt da im Schweiß gebadet unter dem leichtesten Linnen. Aber noch scheußlicher ist der Kampf mit den blutgierigen Moskitos. Der arme Schlafbedürftige muß ununterbrochen um sich schlagen, um nicht gestochen zu werden. Zuletzt steht er seufzend auf, zündet Licht an, bewaffnet sich mit einem Waschlappen oder Handtuch und geht auf die Moskitojagd an Wand und Decke. Kaum ist er erschöpft wieder auf sein Lager gesunken in dem Bewußtsein, die geflügelten Raubtiere erschlagen zu haben, so ist von irgendwoher ein neuer Plagegeist da, und die Nachtruhe ist abermals vorüber. Unfähig ferneren Widerstands schläft der Gequälte ein und erwacht am Morgen jämmerlich zerstochen, vielleicht durch einen Moskito von der Gattung „Anopheles punctipennis“ mit einer bösen Malaria infiziert.

Von Tag zu Tag wird die Glut unerträglicher und mörderischer. Selbst die Pferde beginnen bereits der Glut zu erliegen. In den langen Avenuen, die Neuyork von Norden nach Süden durchziehen, liegen die toten Pferde rechts und links nahe dem Bürgersteig. Unter den Menschen wütet der Hitzschlag. Er befällt sie im Bureau, auf der Straße, nachts im Bett; dort besonders häufig. Wenn der Hitzschlag nicht sofort tödlich ist, wird der Fiebernde rasch in die Badewanne gelegt und in kaltes Wasser und Eis gepackt. Es kann



Wochen dauern, bis er wieder hergestellt ist. Bei älteren Leuten hat der nicht tödliche Hitzschlag meist gefährliche Folgen, die sich erst später einstellen. Im Herbst oder Winter rafft sie oft die Lungenentzündung dahin als Folgeerscheinung des sommerlichen Hitzschlages. Eine häufige Folge der Hitzwelle ist auch, daß Leute vor Verzweiflung Hand an sich selbst legen. Wieder bei andern ist das Nervensystem so überreizt, daß irgendeine unbedeutende Zwistigkeit mit einem Familienmitglied oder einem Bekannten Veranlassung zu einem Mord wird. Am bedauernswertesten ist das Los der Säuglinge. Ihnen, mehr als den Erwachsenen, wird die Hitzwelle zum Verhängnis. Das Gefährlichste ist jedoch, wenn nach einer verderblichen Hitzwelle einige kühle Tage einsetzen und darauf eine zweite Hitzwelle folgt. Dieser fallen dann die geschwächten und ferneren Widerstands unfähigen Konstitutionen beim Hundert zum Opfer. Vier, fünf und mehr solcher Hitzwellen suchen Neuyork fast jeden Sommer heim. Auf die Dauer kommt auch der Gesündeste nicht ohne ernste Schädigung seiner Gesundheit (in der einen oder andern Form) davon. Dem Neuyorker Sommer und dem amerikanischen überhaupt darf daher mit gutem Gewissen das Prädikat mörderisch verliehen werden. Der allsommerliche riesige Auszug der wohlhabenden Kinder Onkel Sams nach Britisch-Nordamerika oder nach dem kühleren Europa ist nicht zum wenigsten das Bestreben, dem mörderischen Sommer daheim zu entgehen. Ja, man kann das Konto der Hitzwelle noch mehr belasten, indem man sie manchmal auch für die gewaltigen Waldbrände verantwortlich hält, die so riesige Opfer an Gut und Menschenleben fordern. Auch Dollarika hat seine Bitternisse — und reichlich!

Unsere Bilder.

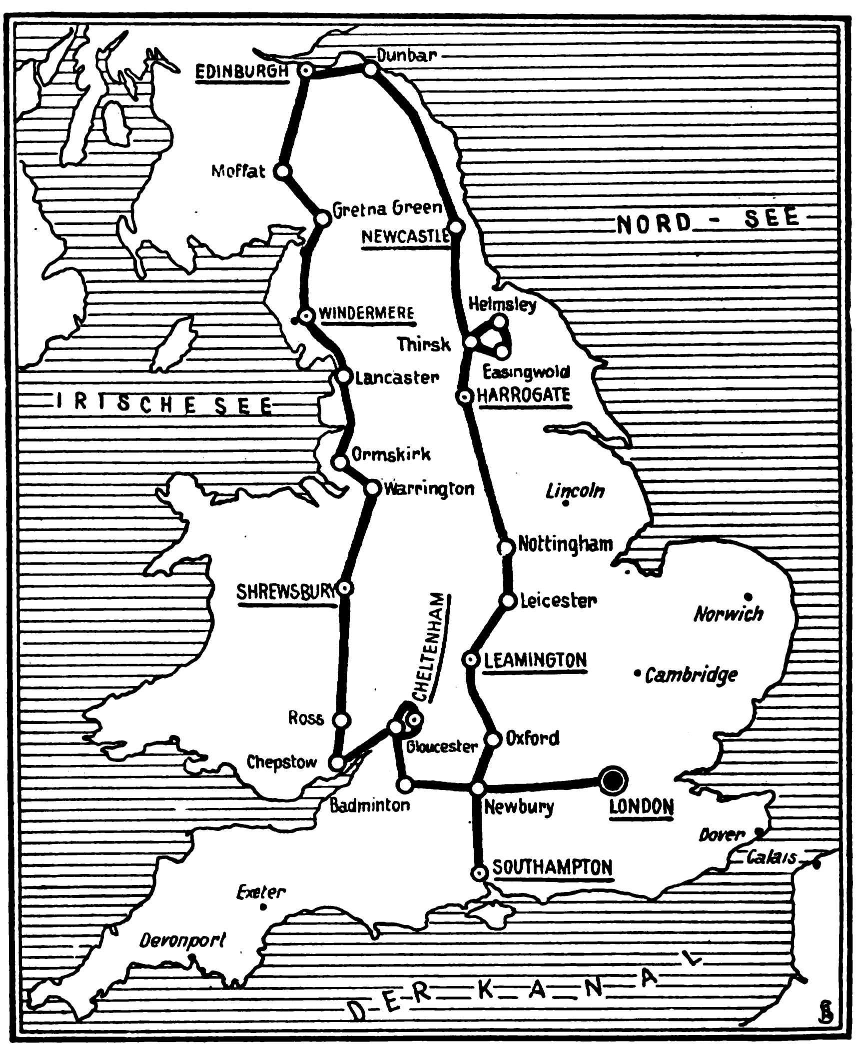
Die diesjährige Nordlandreise des Kaisers (Abb. S. 1205 u. 1206) begann am 5. Juli, morgens 4 Uhr, in Kiel. Die „Hohenzollern" ist von dem Kreuzer „Kolberg" und dem Depeschenboot „Sleipner" begleitet. Wie alljährlich, so hat auch diesmal der Kaiser in liebenswürdiger Weise die früher angeknüpften Beziehungen zu hervorragenden Norwegern aufrecht erhalten und eine Reihe von Personen als Gäste auf der „Hohenzollern" empfangen, die zufällig den Kurs der „Hohenzollern" kreuzten. Unter anderen meldete sich beim Kaiser der Kommandant des französischen Kreuzers „Lavoisier" und wurde vom Kaiser huldvoll in ein längeres Gespräch gezogen. Einen längeren Aufenthalt nahm die Kaiserjacht in einem Fjord in der Nähe von Balholm.



Die Investitur des Prinzen von Wales (Abb. S. 1207) stellt das definitive Ende der englischen Krönungsfeierlichkeiten dar. Nachdem der König und die Königin durch die Krönung offiziell als Herrscher des britischen Reiches proklamiert worden sind, mußte jetzt auch der Kronprinz, „der Prinz von Wales", als solcher proklamiert werden, und das geschieht durch die feierliche Investitur, die nunmehr im Beisein einer nach Hunderttausenden zählenden Menge in Carnarvon, einem Orte in Wales, stattgefunden hat. Die eindrucksvolle Feier wurde mit allen historischen Zeremonien vollzogen, an denen ja gerade die englische Geschichte so reich ist.

Die Prinz-Heinrich-Fahrt 1911 (Karte untenst. u. Abb. S. 1206) unterscheidet sich von den früheren Fahrten dadurch, daß sie sich in ihrem überwiegenden Teil in England abspielt und die Teilnehmer durch ganz England führt. Die Fahrt ist eine ausgesprochene Zuverlässigkeitsfahrt und schließt hohe Geschwindigkeiten völlig aus. Die Teilnehmer werden allerorts von den Engländern in der zuvorkommendsten Weise empfangen und bewirtet. Prinz Heinrich ist selbst eifriger Teilnehmer. Unser Bild zeigt ihn als Mechaniker seines eigenen Wagens bei einer Reparatur.

Die diplomatische Vertretung Englands in Aegypten (Abb. S. 1208) hat einen bedeutsamen Wechsel erfahren. Zum Nachfolger des kürzlich verstorbenen ungemein beliebten diplomatischen Agenten Großbritanniens in Kairo Sir Eldon Gorst wurde der Feldmarschall Lord Kitchener of Khartum ernannt. Sir Eldon Gorst war der Nachfolger von Lord Cromer, dessen Energie er allerdings nicht in vollem Maße besaß. Die Folge war, daß er zwar ungemein beliebt, aber nicht in der



Karte zur englischen Strecke der Prinz-Heinrich-Fahrt 1911.

Lage war, das stete Anwachsen der englandfeindlichen jungägyptischen Bewegung zu verhindern. Es kam hinzu, daß eine lange Krankheit den verdienstvollen Politiker in der letzten Zeit erheblich hinderte. Sein Nachfolger, der K. of K. (Kitchener of Khartum), ist der lorbeergeschmückte, zwar 63 Jahre alte, aber stets jugendliche Soldat. Er kennt Aegypten genau; war er doch zweiter Kommandierender des ägyptischen Heeres, Generalinspektor der Polizei in Kairo und Oberbefehlshaber des Sudan. In liberalen Kreisen scheint man die Ernennung Kitcheners zum diplomatischen Agenten in Kairo mit geteilten Gefühlen zu betrachten, weil man eine gewisse Abneigung hat, einen Soldaten an der Spitze einer Zivilverwaltung zu sehen.

Frau von Kühlmann (Abb. S. 1211), die auf dem großen Shakespeare-Ball, einem gesellschaftlichen Ereignis der diesjährigen Londoner Season, viel bemerkte schöne „Edeldame aus Verona", ist die Gemahlin des Kais. deutschen Botschaftsrats Dr. jur. Richard v. Kühlmann. Sie war vor ihrer Vermählung Fräulein Margarete von Stumm und ist die Tochter des verstorbenen Freiherrn Hugo von Stumm auf Schloß Ramholz, Provinz Hessen-Nassau.

Korfiz Holm (Abb. S. 1209), der Verfasser unseres neuen Romans „Die Tochter" ist noch in jugendlichem Alter. Er lebt in München und hat schon eine Reihe recht guter Romane geschrieben, die sich besonders durch die geschickte Milieuschilderung und die feine Linienführung ihrer Charaktere auszeichnen. Korfiz Holm ist der Sohn der bekannten Dichterin Mia Holm, geborenen von Hedenstroem, aus Riga, deren „Mutterlieder" seinerzeit besonderes Aufsehen machten.

Hermann Senator (Abb. S. 1209), einer der bekanntesten Berliner Aerzte, ist im Alter von 77 Jahren aus dem Leben geschieden. Er war Leiter der Königlichen Universitätspoliklinik für innere Krankheiten und hat als Lehrer eine ungemein fruchtbringende Tätigkeit entfaltet. Senator war einer der wenigen noch lebenden Schüler der großen Kliniker Schönlein und Traube und hatte das Glück, als ganz junger Mediziner dem großen Johannes Müller als Famulus nahestehen zu dürfen. Lange Jahre war Senator Vorsitzender der Berliner medizinischen Gesellschaft und hat gerade in dieser schwierigen Stellung sich das Vertrauen und die Liebe der Kollegen erworben. Als Arzt hatte er eine große, auch ausländische Klientel, die ihn verehrte und der er ein treuer, hingebender Freund war.

Professor Ernst Grawitz (Abb. S. 1208), der Chefarzt der inneren Abteilung am Krankenhaus Westend bei Berlin, ist plötzlich am Herzschlag gestorben. Der verdienstvolle und beliebte Arzt hat nur ein Alter von 52 Jahren erreicht. Der Verstorbene war in ganz hervorragender Weise bei der Erforschung der Blutkrankheiten tätig, und die Wissenschaft verdankt ihm eine Reihe bedeutender Publikationen auf diesem Gebiete.

Der Große Preis von Berlin auf der Grunewaldbahn (Abb. S. 1210). Eins der größten sportlichen Ereignisse ist das mit 74,000 Mark von der Stadt Berlin dotierte Rennen. Es war keinem deutschen Pferd vergönnt, die Siegespalme zu erringen. Fürst Hohenlohe-Oehringens Icy Wind unter dem tüchtigen Jockei W. Shaw machte das Rennen sicher, wenn auch schwer gegen Amethyst mit dem Neger Winfield im Sattel. Der Besuch war ungemein zahlreich. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wohnte dem Rennen bei.

Die Eisenbahnkatastrophe bei Müllheim (Abb. S. 1209) stellt sich als eine der schwersten der letzten Jahre heraus. Der Basel—Frankfurt—Berliner Eilzug, der Basel um 8 Uhr früh verläßt, fuhr mit offenbar zu hoher Fahrgeschwindigkeit in den Bahnhof zu Müllheim ein. Dort wird gerade eine Gleisunterführung gebaut, und an dieser Stelle entgleiste der Tender der Lokomotive. Dadurch fuhren die nachfolgenden Personenwagen mit elementarer Gewalt ineinander. Vierzehn Personen wurden getötet, viele schwer und leicht verletzt. Man nimmt an, daß die hohe Fahrgeschwindigkeit die Ursache des Unglücks ist.

Die diesjährigen Goethefestspiele in Düsseldorf (Abb. S. 1208) standen ausgesprochen im Zeichen Shakespeares. Ob eine derartige Einseitigkeit ganz dem Sinn der Veranstaltung entspricht, mag dahingestellt bleiben. Die Zahl der zu diesen Musteraufführungen aufgeforderten Künstler ist nicht gering und weist lauter gute Namen auf. Die Leitung hat Max Grube übernommen. Das Präsidium der Festspiele liegt in den Händen des Freiherrn von Rheinbaben, des früheren Staatsministers, und wird von diesem unter Aufbringung eines ganz erheblichen Arbeitsquantums erfolgreich verwaltet. Protektor der Goethefestspiele ist der Kronprinz.

Die neue Wandelhalle auf Borkum (Abb. S. 1212). Das beliebte und besonders vom Rheinland so stark frequentierte Nordseebad Borkum hat eine wesentliche und allen Besuchern gewiß hochwillkommene Verbesserung dadurch getroffen, daß eine etwa 114 Meter lange Wandelhalle gebaut wurde. Dadurch ist es den Badegästen möglich gemacht, auch bei ungünstiger Witterung den gewohnten und gesundheitlich so erwünschten Spaziergang auszuführen. Die Kosten des neuen schmucken Bauwerkes belaufen sich auf etwa 300000 Mark.

Die Sektion Rheinland des Bundes der Landwirte (Abb. S. 1212) feierte ihr diesjähriges, zahlreich besuchtes Sommerfest in dem herrlich gelegenen Königswinter. Ein gemeinsames Essen mit daran anschließender Festversammlung vereinigte die Teilnehmer an dem beliebten Ausflugsort. Im weiteren Verlauf wurde das gegenüberliegende Rolandseck besucht und von dort die Heimreise nach Köln angetreten.

Das Fritz-Reuter-Denkmal in Stavenhagen (Abb. S. 1210) wurde am 12. Juli, dem 27. Todestag des Dichters, enthüllt. Das Denkmal ist das Werk des Bildhauers Professor Wandschneider in Berlin. Zur Feier waren das Großherzogspaar von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog-Regent von Braunschweig und Prinz Heinrich der Niederlande erschienen. Das Denkmal hat seinen Platz auf dem Markt von Stavenhagen gefunden.

Ein Erbslöh-Denkmal (Abb. S. 1210) wurde in Leichlingen enthüllt, wo der kühne Luftschiffer mit seinen Kameraden am 13. Juli 1910 seinen Tod fand. Das Denkmal ist ein etwa 200 Zentner schwerer Findling, der eine Bronzeplatte trägt, am Fuße liegt ein zu Tode gestürzter Adler. Der Schöpfer des Denkmals ist Prof. Janssen, Düsseldorf.

Die Toten der Woche

Dr. Karl Eppinger, Mitglied des Herrenhauses, Führer der Deutschen in Böhmen, † in Salzburg auf der Reise nach Wien am 15. Juli im Alter von 58 Jahren.

Sir Eldon Gorst, englischer „Prokonsul" in Aegypten, † in London am 12. Juli im Alter von 50 Jahren (Portr. S. 1208).

Professor Dr. Ernst Grawitz, bekannter Arzt, † in Berlin am 11. Juli im 52. Lebensjahr (Portr. S. 1208).

Emile Levasseur, bedeutender Nationalökonom, † in Paris am 11. Juli im Alter von 82 Jahren.

Professor Dr. August Oncken, bekannter Nationalökonom, † in Schwerin am 10. Juli im Alter von 67 Jahren.

Rosa von der Osten-Hildebrandt, ehem. Hofschauspielerin, † in Dresden am 12. Juli.

Landschaftsmaler Professor Charles Palmié, † in München am 15. Juli im Alter von 48 Jahren.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hermann Senator, ehem. Leiter der Universitäts-Poliklinik für innere Krankheiten, † in Tegel am 14. Juli im Alter von 77 Jahren (Portr. S. 1209).



Bilder vom Tage

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern“.

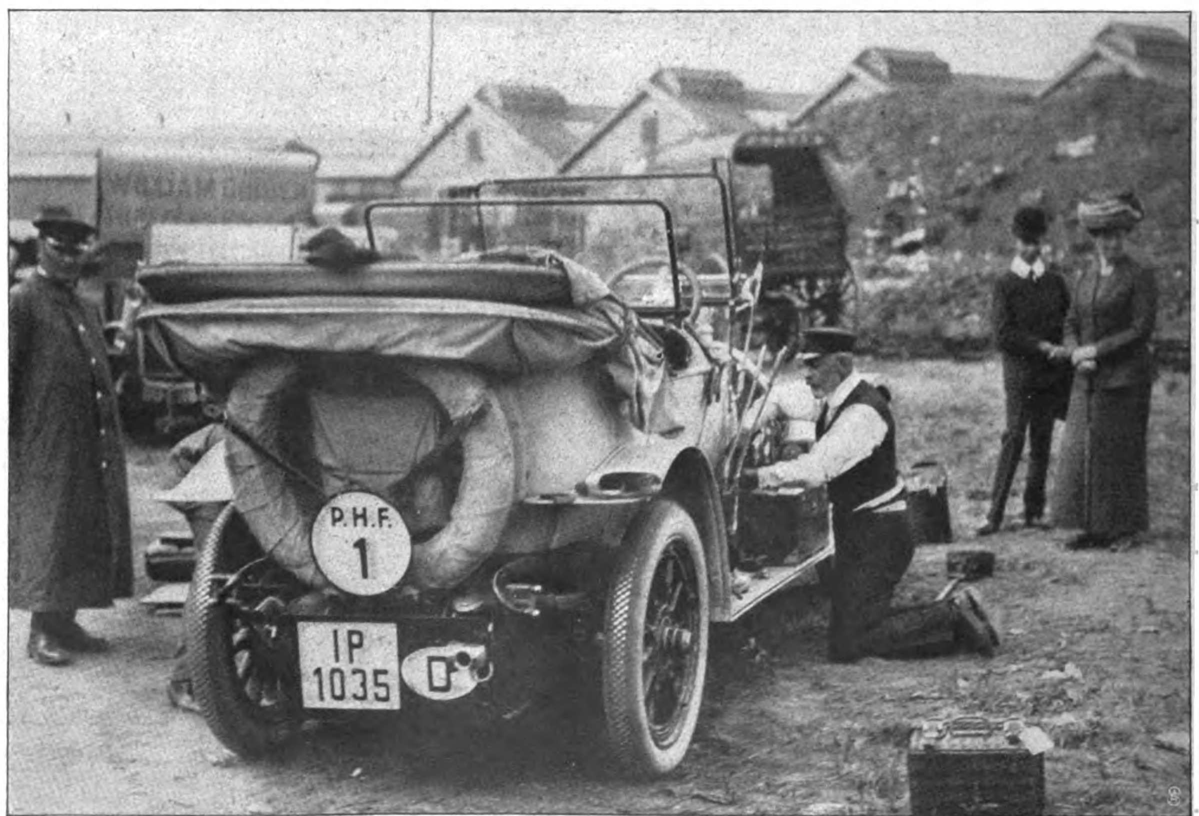
Der Kommandant des französischen Kriegsschiffes „Lavoisier“ meldet sich beim Kaiser.

Der Kaiser auf der Nordlandreise.



S. M. S. „Kolberg". S. M. S. „Sleipner". Die kaiserliche Jacht „Hohenzollern". Phot. Tietz.

Von der Nordlandreise des Kaisers: Die „Hohenzollern" in einem Fjord bei Balholm.



Prinz Heinrich. Prinzessin Heinrich und Prinz Sigismund.

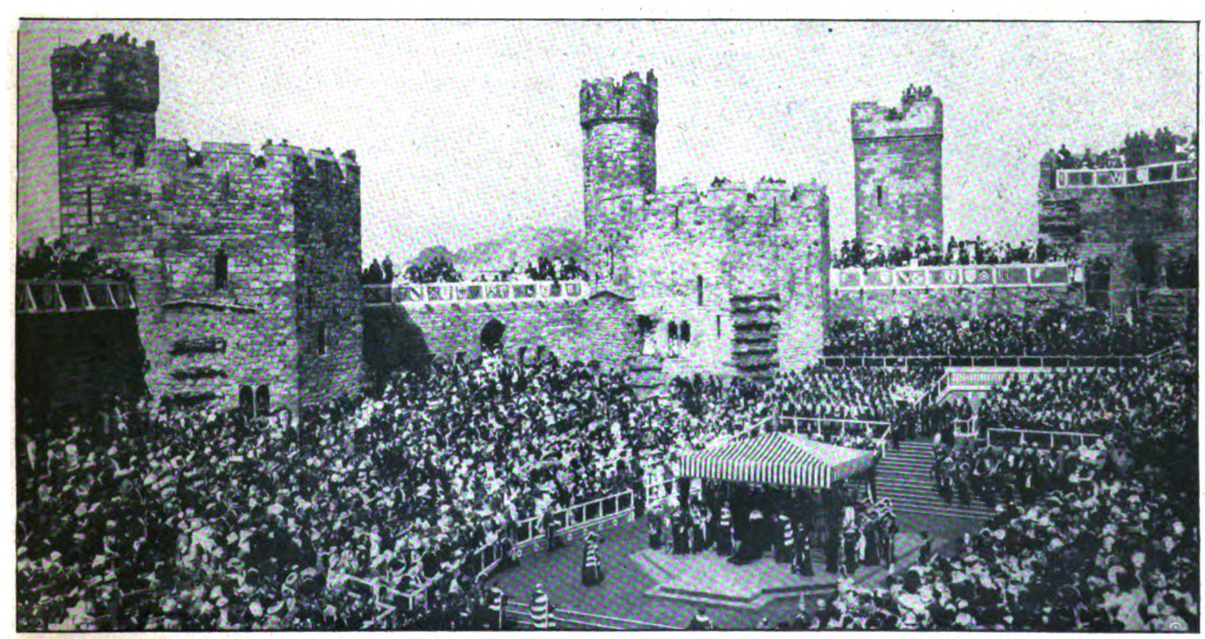
Auf der englischen Strecke: Prinz Heinrich als sein eigener Mechaniker. — Phot. London News Agency.

Die Prinz-Heinrich-Fahrt 1911.





Das englische Königspaar mit dem Prinzen von Wales auf der Altane des Schlosses Carnarvon.



Volksmenge während der Feier im Burghof des Schlosses Carnarvon in Wales.

Geschichtliche Traditionen in England: Die Investitur des Prinzen von Wales.





Hofphot. Reichard & Lindner.

Prof. Dr. Ernst Grawitz †
der bedeutende Berliner Kliniker.



Phot. London Stereoscopic Co.

Lord Kitchener,
der Nachfolger des Sir Eldon Gorst in Aegypten.



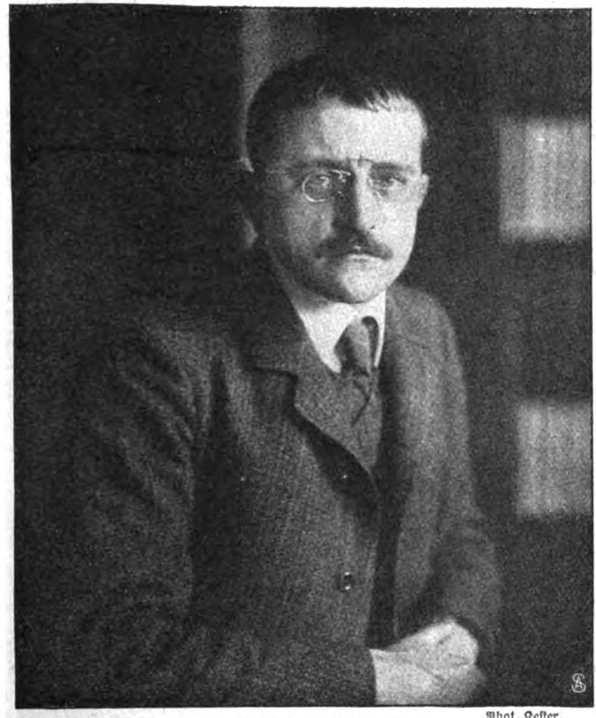
Phot. Elliot & Fry.

Sir Eldon Gorst †
der britische diplomatische Agent in Aegypten.

Phot. Atelier Hammerschlag.

Von links stehend: Direktor Max Grube, Hans Marr, Frhr. v. Rheinbaben, Heinrich Matthaes, Frhr. v. Ledebur, Freifrau v. Rheinbaben, Marga Alesius, Kretschmar. — Sitzend: Karl Skoda, Rud. Lettinger, Stahl.

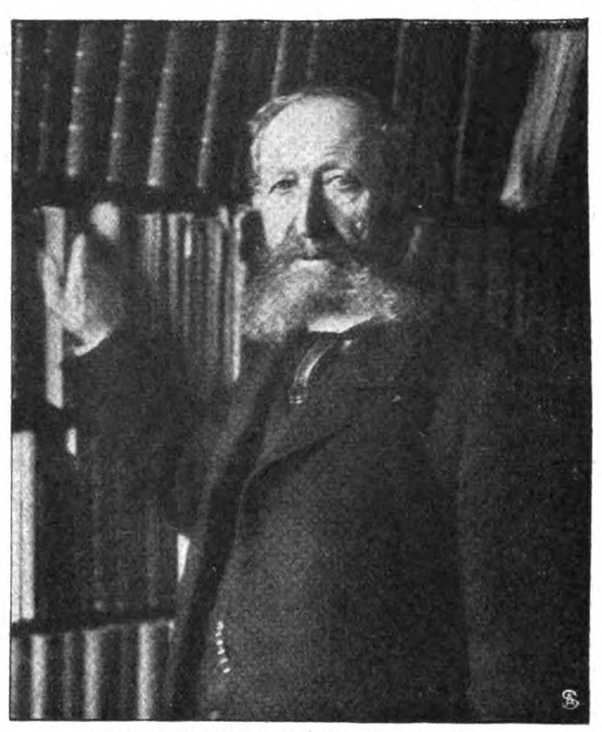
Von den Goethefestspielen in Düsseldorf: Oberpräsident Frhr. v. Rheinbaben und Gemahlin im Kreise der Hauptdarsteller.



Phot. Kester.

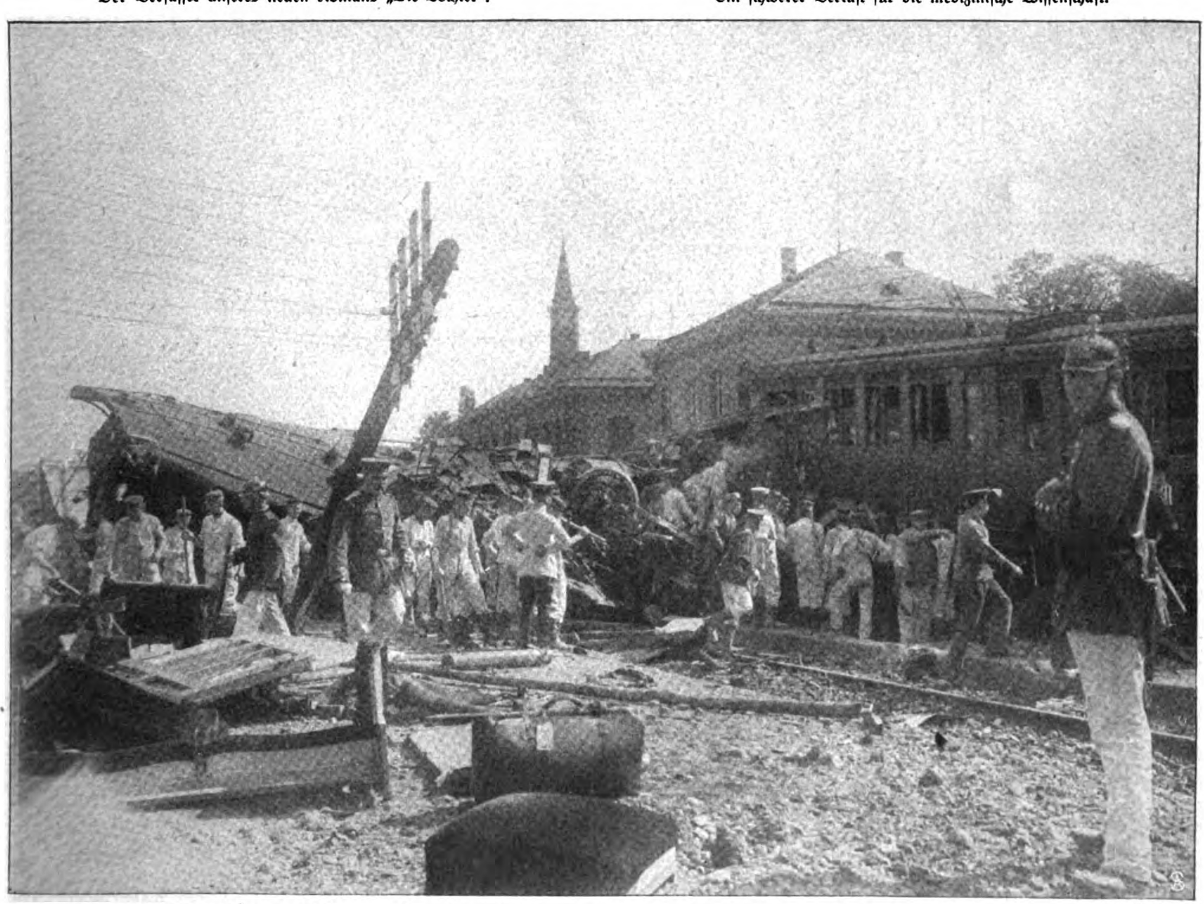
Korfiz Holm.

Der Verfasser unseres neuen Romans „Die Tochter".



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Senator †

Ein schwerer Verlust für die medizinische Wissenschaft.

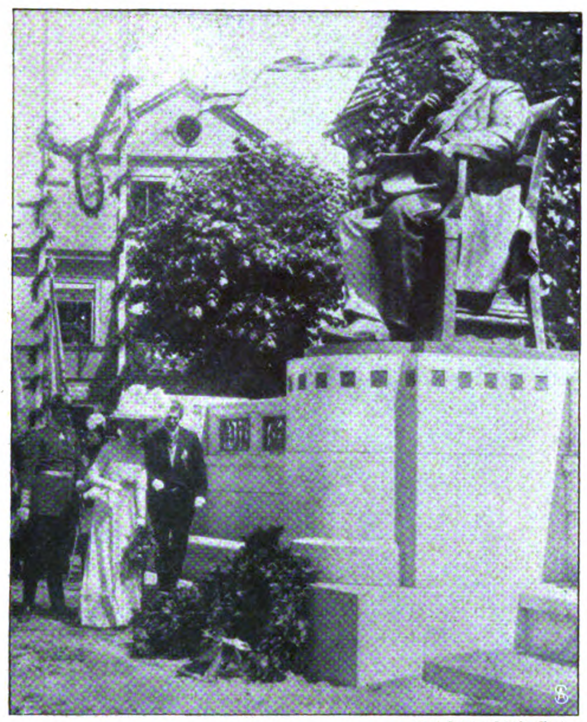


Phot. Vogt.

Militärische Hilfsmannschaften bei den Bergungsarbeiten an dem entgleisten Zug.

Die Eisenbahnkatastrophe bei Müllheim auf der Strecke Basel-Freiburg.





Phot. Intern. Illustr. Verl.
Das Großherzogpaar von Mecklenburg-Schwerin bei der Feier.

Enthüllung des Reuter-Denkmals in Stavenhagen.



Phot. Dannenberg & Co
Das Erbslöh-Denkmal an der Unglücksstätte bei Leichlingen.

Gedenkstein für einen Helden der deutschen Luftschiffahrt.

Der „Große Preis von Berlin“ auf der Grunewald-Rennbahn.



„Icy Wind“ unter Jockey W. Shaw wird nach dem Sieg im Großen Preis von seinem Besitzer Fürst Hohenlohe-Oehringen (×) eingeholt.

*

Nebenstehend:

„Icy Wind“ und **„Amethyst“** (unter dem Negerjockey Winkfield) nach hartem Kampf am Ziel.

Frau von Kühlmann, geb. von Stumm,
die Gemahlin des Kaiserl. Deutschen Botschaftsrats in London Herrn von Kühlmann als „Edelfräulein von Verona“ auf dem großen Shakespeare-Ball.
Phot. Bassano Ltd.



Phot. Alb. Renziehausen, Borkum, und Karl Thomas, Gehren.

Die neue Wandelhalle am Strand im Nordseebad Borkum.



Vom Sommerfest des Bundes der Landwirte im Rheinland: Festessen in Königswinter.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

Ein Neujahrstag war es. Der Winterhimmel ließ flaumige Flocken feierlich langsam über das Tegernseer Land herabsinken. Das ockergelbe Haus droben auf der Hainzenhöhe am Nordufer des Sees schien fast in den Boden gedrückt zu werden durch die weiche Schneehaube, die darauf lastete und immer noch wuchs . . .

Drinnen im Wohnzimmer saßen der Hausherr Peter Olai und seine Tochter Lisa vor dem Kamin, er in den großen Lederstuhl gelehnt, rauchend und schweigsam, sie am Boden kauernd, ein Buch, in dem sie schon lange nicht mehr las, auf den Knien . . .

„Morgen hat das schöne Leben wieder ein Ende!" sagte Lisa plötzlich und schob die Unterlippe schmollend vor.

„Wieso?" — Peter gab sich gleich selbst die Antwort: „Ach so! . . . Die neue Gouvernante . . ."

„Sie macht das Dutzend voll!" seufzte Lisa in komischer Verzweiflung.

Er tröstete sie: diesmal würde es besser gehen . . . Es handle sich ja eigentlich nicht um eine Gouvernante, sondern um eine Art Freundin . . . Fräulein Kersting sei kaum fünf Jahre älter als sie.

„Ach, Peter", erwiderte Lisa — sie nannte ihn immer beim Vornamen —, „am nettesten ist es, wenn wir beide allein sind."

Er lächelte liebevoll zu ihr hinunter und sagte nichts. Auch sie schwieg, und ihre Hände spielten zerstreut mit der Quaste ihres langen Zopfes. Ein gutes Gefühl der Zusammengehörigkeit spann seine Fäden hin und her . . .

Peters Augen weideten sich an ihr, wie sie dasaß in ihrer eckigen, knappen Anmut, das Gesicht erwärmt von dem Feuer der Buchenklötze, das metallische Lichter in ihre krausen braunen Haare streute. Dabei wußte er wohl, daß sie nach landläufigem Geschmack nicht einmal für hübsch gelten konnte.

Sie war ein lang aufgeschossenes Kind, jungenhaft schmal, besonders in den Hüften. Und auch in Wesen und Worten war sie ganz kindlich geblieben, wenn sie manchmal auch ziemlich altklug tun konnte — allerdings mehr im Spaß und nicht ohne eine Art von nur halb bewußter Selbstironie. — In ihren Augen freilich stand zuzeiten ein Ausdruck, der sich von dem unerwachten, leeren Blick, mit dem harmlose Backfische sonst in den Tag schauen, scharf unterschied. — Daraus wollte Peter entnehmen, daß sein Kind sich als etwas Besonderes fühle, daß es einen weiten Abstand sehe zwischen sich und den andern. — Dann aber wieder verlachte er sich wegen seiner Psychologie, die so kühn von ihm selbst auf die Tochter schloß und bestenfalls die Zukunft vorwegnahm. „Mein Gott, ein Kind . . .!" sagte er auch jetzt, gleichsam erwachend, zu sich und strich über seine Stirn.

„Nein, wart es nur ab, Lisa! Mit Fräulein Kersting — das wird sehr nett."

„Na, ich weiß nicht . . . Was Tante Inga mir aussucht . . ."

Er lächelte.

„Außerdem, Lisa, hab ich das neue Fräulein ja auch selbst einer Besichtigung unterzogen, wie man so sagt."

„Na ja, aber . . . Wozu brauchen wir überhaupt so ein Wesen! Eine Gouvernante . . .? Im August werd ich sechzehn, was ich noch lernen will, lern ich auch so. — Freundin . . .? Freundinnen sind so was Dummes . . . Siehst du, Peter, wir zwei . . . — Was tun wir mit solch einem Frauenzimmer!"

„Wir zwei . . . Gewiß! — Aber siehst du . . . Schließlich bin ich ein älterer Herr . . ."

„Peter, mach keine Witze!"

„Ja, Witze . . ."

„Weil du ein paar graue Haare hast?"

„Und überhaupt."

„Das glaubst du selbst nicht, Peter. — Weißt du, manchmal . . . manchmal komm ich mir wie deine Großmutter vor."

Er lachte. — Nach einer Weile sagte er: „Paß nur auf . . .! Übrigens, Fräulein Kersting ist ein bildhübsches Mädchen."

Lisa stieß einen Laut hervor, der ihre Gleichgültigkeit ausdrücken sollte, und starrte, die Arme um die Knie geschlungen, eine Weile ins Feuer.

„Sag mal, Peterchen," sagte sie dann mit einem Seitenblick auf ihren Vater, „du, ich glaub: für hübsche Mädchen hast du eine Schwäche?"

„Woraus schließt du das?" fragte er erheitert.

„Hm, weiß nicht . . . Du hast solche Augen . . . — Aber eins sag ich dir: Stiefmütter werden hier nicht eingeführt!" Das brachte sie ganz in dem Ton eines Kindes vor, das spaßeshalber ungezogen zu seinen Eltern spricht, und dessen Augen gleichzeitig, in einem Gemisch von Übermut und Zaghaftigkeit, Abbitte leisten für die kleine Frechheit.

„Unbesorgt!" beruhigte sie Peter lächelnd. Er mußte dabei aber an seine Unterredung mit diesem Fräulein Lolo Kersting gedenken. — Ein bißchen herausfordernde Augen hätte die junge Dame am Ende . . .

„Woran denkst du jetzt?" fragte Lisa.

„Warum?"

„Ich meine nur . . ."

„Weiß nicht . . . An nichts Besonderes!"

Lisa starrte wieder ins Feuer. — Plötzlich sagte sie versonnen: „Warum ich eigentlich so gar nicht hübsch bin?"

„Mir genügst du, wie du bist."



„Komisch!“ seufzte sie. „Und Mama war doch schön.“

„Das war sie“, nickte er lächelnd. „Sag, Lisa, erinnerst du dich ihrer denn gar nicht?“

Sie schüttelte betrübt den Kopf.

„Und die Bilder, Peter, sagen einem so wenig ... Auf jedem anders . . .“

„Freilich,“ erwiderte er, „gut ist eigentlich keins ... — Und es ist ja richtig: du warst damals kaum fünf ...“

Er verstummte und sann vor sich hin. — Daß mehr als ein Jahrzehnt hinter dem Tag lag, da die Totengräber Tonys Hügel dort unten auf dem Gmunder Gottesacker aufgeworfen hatten — das fiel ihm immer wieder mit einem tiefen Staunen ein, wenn er es sich bewußt machte, was für ein großes Mädchen inzwischen aus seinem Kind geworden war. So schnell und ohne merkbare Abschnitte waren diese Jahre verronnen, so lebendig in der Kraft ihrer Jugend und Gesundheit ging seine Frau noch heute durch seine Gedanken, so frisch und neu konnte ihn täglich der Schmerz darüber anrühren, daß sie ihm gerade in dem Augenblick hatte entrissen werden müssen, da sein erster literarischer Erfolg — es war ein Erfolg auf der Bühne gewesen — die trüben Gäste Not und Sorge für immer von seiner Schwelle gebannt hatte . . .

Lisa weckte Peter aus seinen Träumen.

„Wie sieht dies Fräulein Kersting eigentlich aus?“ fragte sie. „Ich meine: die Figur. — Dick? Dünn?“

„So genau hab ich sie mir nun wirklich nicht angesehen“, log er, denn er erinnerte sich deutlich, was für eine schöne Gestalt Fräulein Kersting hatte, und wie gut sie das zu zeigen wußte.

„Na, wir werden es ja erleben“, sagte Lisa und fügte hinzu: „Ich weiß nicht . . . Viel Gutes versprech ich mir nicht von Numero zwölf. Aber Hand darauf, Peter: das ist unter allen Umständen die letzte?“

* * *

Nur eine einzige Dame entstieg dem Zug.

„Ist sie das?“ fragte Lisa halblaut.

„Ja . . . ich glaube . . .“ sagte Peter zögernd. Und dann, plötzlich: „Nein, doch! — Ja, sie ist es.“

„Na, überwältigend ist die nun gerade nicht.“

Auch er war enttäuscht, als er die neue Hausgenossin begrüßte. Lolo Kersting stand die städtisch winterliche Straßenkleidung schlecht. Es gab auch kein glückliches Bild, wie sie, den geschwungenen, schwarzen Federhut auf dem Kopf, den atemfeuchten Schleier knapp über die gerötete Nase gespannt, die schweren Röcke mit den Händen raffend, in ihren dünnen Schuhen vorsichtig durch den Schnee stelzte, neben Peter und Lisa, denen die Wintersportkleidung trotz ihrer Plumpheit etwas Unabhängiges und Kühnes gab.

Aber trotzdem Lolo das empfinden mochte, plauderte sie im Gehen unbefangen mit Lisa, mit einer Freundlichkeit, die einem ziemlich unvermittelt ins Gesicht sprang. Zuweilen flocht sie in ihre Sätze eine sonderbare, gesucht einfache Wendung ein, wie sie die modernen Lyriker lieben. Das ärgerte Lisa und amüsierte sie zugleich. Sie antwortete kurz und steif.

„Die! — Ein affektierter Fratz!“ sagte sie nachher zu Peter, als die neue Gouvernante in ihr Zimmer hinaufgegangen war, sich umzuziehen. Und er mußte ihr recht geben. Er wußte selbst nicht, was ihm früher an diesem Wesen gefallen hätte.

Als Fräulein Kersting dann aber in die helle Wohnstube trat, gab es für die beiden eine Überraschung.

Lolo gehörte zu dem Schlag der Rothaarigen, ohne daß ihre Haare rot gewesen wären. Sie hatten vielmehr jenes seltene lebhafte Goldblond, das keine künstliche Färbung überzeugend nachzuahmen vermag. Die Augen waren dunkel-bernsteinfarben und standen grell zu der perlmutterweißen, doch gar nicht kränklichen Blässe der Haut. Der Kopf erinnerte — und die Haartracht hob das noch hervor — unbestimmt an die Frauen Botticellis; die Gestalt war aber ganz anders; breit in den Schultern und schlank in den Hüften und doch von blühender Weiblichkeit; kein Korsett entstellte die Formen, und die Kleidung verbarg sie kaum. Lolos Bewegungen waren auffallend schön — freilich stark vom Bewußtsein geleitet und daher manchmal gar zu schön, schon leise an die Karikatur streifend. Auch in dem Gesicht konnte den feineren Beobachter eine gewisse Todheit des kaum merklich schiefen Blicks stören, ein zuerst pikant, bald aber stereotyp wirkendes spöttisches Lächeln, nach dessen Ursache man oft vergeblich suchen mußte.

Das schien Peter auf den Mangel an Intelligenz zu deuten. Lisa genoß die äußeren Vorzüge ihrer Gouvernante kritikloser. Sie vergaß bald, was sie gestört hatte; ihr Spott verwandelte sich in Bewunderung.

Die Unterhaltung beim Abendessen war lebhaft. Peter wurde durch die Anwesenheit des schönen Mädchens unwillkürlich angeregt, sich ein wenig zu zeigen. Er verfiel in jene leichte, witzige Redetrunkenheit, die gerade über schweigsame Menschen zuzeiten Gewalt bekommt.

Lolo Kersting schien sich auf geistreiche Antworten nicht zu verstehen; passiv aber antwortete sie geschickt und verstand es, seine Laune zu steigern. Ohne plump zu werden, nur mit halben Worten und kleinen Mienen, wußte sie ihm allerhand Schmeichelhaftes zu sagen . . .

Lisa genoß schweigend die Fröhlichkeit ihres Vaters und Lolos Schönheit.

* * *

Sie gingen später auseinander, als man es auf der Hainzenhöhe gewohnt war.

Auf der Treppe — Lolo ging voraus — hielt Lisa Peter an und flüsterte ihm zu: „Ist sie nicht entzückend?“

„Es freut mich, daß ich diesmal deinen Geschmack getroffen habe“, sagte er mit künstlicher Zurückhaltung. Aber sogleich empfand er das und fuhr wärmer fort: „Ja, sie ist nett. — Und es war vielleicht manchmal zu ernst hier oben . . .“ — Er zögerte, bevor er hinzufügte: „. . . für dich.“

„Na, Peter, mach nur keine Mördergrube aus deinem Herzen! — Und nun, gute Nacht, alter Jüngling!“

* * *

Lisa saß vor dem Spiegel und kämmte ihre Haare. Doch sanken die Hände ihr bald in den Schoß. Sie entzündete eine zweite Kerze und musterte ihr Bild. Das Gesicht, das ihr da entgegensah, eingerahmt von den reichen Haarwellen, gefiel ihr zuerst nicht übel.

Dann aber versenkte sie sich in die Betrachtung der



Einzelheiten und wurde ganz traurig darüber, wie häßlich das alles wäre. Freilich, die Augen waren groß, und ihr helles Blau sollte in einem dunkeln Gesicht ja wohl eine besondere Schönheit sein. Aber dieses Blau war doch gewöhnlich und langweilig wie die Haarfarbe, die man weder braun noch schwarz nennen konnte. Lolo Kerstings aufreizendes Blond — ja, das war freilich etwas anderes! Und was für einen wundervoll mattweißen Teint die hatte!

So häßlich wie heute hatte Lisa sich noch nie gefunden. Einen kleinen Trost schuf sie sich dadurch, daß sie den Kragen ihres Nachthemdes aufknöpfte und ihren schlanken Hals musterte. Lolo Kerstings Hals war ein bißchen kurz und dick. Das war ihr gleich aufgefallen. Aber ein Stückchen tiefer hinunter hatten ihre Vorzüge schon wieder ein Ende. Entsetzlich, wie dürr die Schlüsselbeine hervortraten!

Lisa knöpfte kopfschüttelnd den Kragen wieder zu und machte langsam ihre Haare für die Nacht zurecht.

Dann trat sie ans Fenster und blickte in die Dunkelheit hinaus. Sie sah zuerst nichts als ein paar beschneite Zweige, die aus ihrem Zimmer ein wenig Licht empfingen. Langsam lösten sich dann weiche Formen aus der Nacht: Baumgruppen, Sträucher, die Laube an der Mauer . . . Unwirklich alles und gespensterhaft . . . Es war, als ob der Schnee in der Dunkelheit zart und magisch leuchte . . .

Lisa trat vom Fenster zurück und ging, schlafwandelnd gleichsam — denn sie wußte kaum, daß sie es tat — in eine Ecke ihres Zimmers, bückte sich dort zu einem schwarzpolierten Kasten hinunter, der einem kleinen Sarg glich, öffnete ihn, hob mit sorgsamen Händen die Decke auf und nahm ihre Geige und den Bogen heraus.

Dann kam eine Art Erwachen über sie. Sie grüßte das Instrument lächelnd mit einem Nicken, ging an den Kamin, dessen Asche noch immer ein wenig Wärme aushauchte, warf sich in den Stuhl, stemmte die Geige unter das Kinn und begann sie zu stimmen. Darauf schaute sie eine Weile vor sich hin und setzte plötzlich wieder den Bogen an. Unter ihrem Strich erblühte ein langer, heller Ton zu süßem Gesang und erstarb vibrierend . . . Die Luft im Zimmer schien ihn noch zu tragen, als er schon verklungen war . . . Sie lauschte ihm nach . . . Ein unbestimmter Seufzer hob ihre Brust . . . Und wieder stieg der Gesang der Geige empor. — Lisas Spiel war sehr fern von künstlerischer Fertigkeit, aber es war etwas von dem zarten, magischen Leuchten der Winternacht darin — etwas von der Winternacht und etwas vom Frühling, von der weichen und süßen Angst, die beiden eignet . . .

Plötzlich fuhr sie zusammen. Ihr Spiel riß mit einem schmerzhaften Ton ab . . .

In der Tür stand Lolo Kersting, wie ein Bild anzusehen. Auch sie war im Nachthemd und barfuß. Die Fülle ihrer Haare hing offen über die linke Schulter nach vorn. Ein wenig zurechtgemacht sah das aus . . .

„Schön!" sagte sie. „Ach, spielen Sie weiter!"

Lisa schüttelte den Kopf und sah in heftiger Verwirrung auf den unerwarteten Gast. Lolo zog die Tür hinter sich zu und kam näher, sehr aufrecht, mit schönen Schritten; ihre Hüften wiegten sich leise und trugen den Oberkörper organisch und frei. Sie setzte sich mit einem Bein auf die Seitenlehne des Stuhles und legte den Arm um Lisas Schulter. Die errötete: sie hatte so gar nicht das Gefühl, daß Lolo ein junges Mädchen und ihresgleichen wäre . . . Sie erschien ihr als etwas ganz Fremdes, aber als etwas Schönes und Hohes, das man anbeten muß, und dessen Vertraulichkeit zart beglückt.

Lolo zog sie an sich und fragte mit unbefangener Stimme: „Was war das, was Sie da spielten?"

„Ach, nichts! — Nur so . . ." stammelte Lisa.

„Es hat so in mein Zimmer hinübergelockt. Es war wie Sehnsucht und wieder wie Entsagung. — Freilich, ich versteh nicht viel von Musik. Ich lieb die Musik, aber sie liebt mich nicht. Spielen Sie doch ein bißchen! Sie sehen: vor mir brauchen Sie sich nicht zu genieren."

„Nein, ich . . . ich spiel nicht mehr. Sowieso!" Lisa erhob sich so schnell, daß Lolos Hand schwer auf den Sitz des Stuhles schlug.

„Ich will meine Geige wegtun", brachte sie gleichsam entschuldigend hervor und ging zu dem kleinen Sarg und bettete das Instrument hinein, mit einer ausführlicheren Sorgfalt, als gerade nötig gewesen wäre.

„Aber dann plaudern wir noch ein bißchen! — Kommen Sie! Sie setzen sich wieder in Ihren Stuhl, und ich hock mich auf den Teppich. So am Boden hocken, das ist mein Liebstes."

„Ich hab es auch gern", erwiderte Lisa mit einem flüchtigen Lächeln der Sympathie.

„Also! Hier vor dem Kamin ist ja für uns beide Platz!"

Sie saßen sich gegenüber, Lisa mit rundem Rücken, weich zusammengekuschelt, als wolle sie sich möglichst klein machen, Lolo mit hohlem Kreuz an den Sitz des Stuhles gelehnt, die Hände im Rücken verschränkt, so daß die weiten Ärmel zurückglitten und die stark und schön geformten Arme bis zu den Achseln entblößten. Lisas Blick schweifte verstohlen und fast ängstlich über dieses Bild und blieb an Lolos Füßen haften, die unter dem Saum des Nachthemdes hervorkamen, weiß und schmal, unverbildet und sehr gepflegt. Plötzlich schlug sie die Lider auf und sah Lolo unsicher ins Gesicht. Die nickte ihr zu, ein Lächeln teilte ihre Lippen und enthüllte die dichtgereihten, beinah bläulich porzellanweißen Zähne. Dieses Lächeln, das Lisa seltsam, ein bißchen unheimlich, beinah grausam dünken wollte, beglückte sie dennoch und verwirrte sie zugleich; und als Lolo ihr jetzt die kräftige, weiße Hand hinhielt, legte sie langsam ihre hagere, kluge Mädchenhand hinein, und ihre Finger bebten.

„Wir werden schon noch gute Freunde!" sagte Lolo.

Lisa lächelte fast gequält und stieß ein kurzes „Ja" hervor. Mit leisem Druck befreite sie ihre Hand und ergriff den Schürhaken und stöberte in der Asche. Doch es leuchtete nur hie und da ein Lichtpünktchen auf und erlosch, schnell verzehrt von dem Zustrom der Luft.

„Ja, es wird kühl!" sagte Lolo und schüttelte sich in einem plötzlichen Schauer. „Warten Sie!" Sie stand



auf, schaute sich um und kam dann mit einem Plaid wieder. „Hier! Der reicht für uns beide."

Nun saßen sie eng zusammengeschmiegt, und in Lisas Innerm begann etwas zu schmelzen. Es packte sie eine neue, ungewohnte Erkenntnis dessen, daß ihr in allen den langen Jahren der Entwicklung vom Kind zum jungen Mädchen die Mutter gefehlt hatte, daß der Vater ihr wohl viel hätte sein und geben können, aber doch nur als Mann — daß sie hier zum erstenmal in naher Berührung mit einer Frau stand. — Und ihr war, als ob die Töne ihres Geigenspiels, die sie mitgenommen hatten ins Unbekannte — als ob die sie hätten hierherwerfen müssen, an diese Brust, an dieses Herz, das voll und regelmäßig gegen ihren Arm pochte.

Langsam, aus halben Worten, erwuchs ein Gespräch zwischen den beiden. Es ging von gleichgültigen Dingen aus und führte für heute nicht weit. Dennoch gab es Lisa viel... Und auch die oberflächlichere Lolo wurde von den zarten Schauern dieser Stunde gepackt... — So verstummten sie denn bald und saßen vertraut wie alte Freundinnen beisammen, von einem einzigen Gefühl umschlungen. — Ihr Schweigen wußte von allem, wovon sie künftig sprechen würden...

Es war so selbstverständlich, als Lolo endlich vorschlug: „Wir wollen ‚du' zueinander sagen!"

Lisa drückte nur heftig ihre Hand.

Dann nach einer Weile trennten sie sich mit einem Kuß. — Lisa leuchtete der neuen Freundin auf den Gang hinaus. Eine Hand an die Türfüllung gestützt, die andere mit der Lampe hoch erhoben, wartete sie, bis jene in ihrem Zimmer verschwand. Zum Abschied nickten sie einander noch zu, Lolo lächelnd, Lisa ernst und mit großen, ergriffenen Augen!...

* * *

Lisa und Lolo traten Hand in Hand in das Eßzimmer, wo Peter sie vor der dampfenden Suppenterrine erwartete.

„Na, endlich! — Also, Lisa, erfüll deine Pflichten!"

„Zu Befehl!" Sie salutierte lustig und ergriff den Vorlegelöffel. — „Hurra!" rief sie dann. „Osterferien! — Jetzt wird einmal vierzehn Tage gar nichts gelernt."

„Höchste Zeit!" spottete Peter. „Du siehst schon in einer Weise überstudiert aus...!"

„Nein, Peter, wirklich... Wir sind sonst von einem höchst löblichen Eifer in den Wissenschaften."

„Weiß schon," nickte er, „ihr sucht euch schön die Rosinen heraus."

„Na ja," lachte Lisa, „die sind auch das Beste! — Übrigens, Peterchen... du hast nun schon gar keinen Grund...! Andere Schriftsteller geben jedes Jahr mindestens ein Buch von sich."

„Die sind auch danach", warf Lolo ein.

„Danke!" sagte Peter mit einer Verbeugung. Er behandelte die schöne Gouvernante gern ironisch, wohl mehr um seiner selbst als um ihretwillen. Er wollte sich damit den Rücken stärken.

„Es sollte durchaus kein Kompliment sein", wehrte sich Lolo. „Ihre Romane..."

„Drei Romane in zwölf Jahren!" rief Lisa. „Du sag nur gar nichts von Faulheit!"

„Warum schreiben Sie keine Stücke mehr?" fragte Lolo.

„So..."

„Aber nach dem großen Erfolg...?"

„Ja, eben! — Das nächste Stück fällt immer durch."

„Du schreibst schon keins, das durchfällt!" rief Lisa sehr überzeugt.

„Wohl kaum; denn... Vorsicht ist das bessere Teil der Tapferkeit."

„Wenn ich erst mal beim Theater bin, Peter, dann schreibst du mir schon eine Rolle auf den Leib!"

„Das hat, Gott sei Dank, Zeit. — Und ich hoffe..."

„Ich weiß schon, was du hoffst, aber... Ich bin nun einmal zur Komödiantin geboren."

„Schauspielschülerin war ich auch schon", sagte Lolo.

„Geh, davon weiß ich ja gar nichts!"

„Es war auch kein solches Ereignis in meinem Leben. — Das ist nichts für mich."

„Ja, wie sind Sie denn dazu gekommen?"

„Ein Schauspieler, den ich kannte, hat es mir eingeredet. Der Westinghaus vom Hoftheater. Er meinte, ich könnte so schön durch Zimmer gehen..."

„M e i n R o m e o!" rief Lisa.

„Ich hab kurze Zeit bei ihm studiert, aber... Er ist übrigens ein ekelhafter Kerl."

„Der s ü ß e Westinghaus!"

„Wenn man so Leute persönlich kennen lernt, dann ist man auch mit ihnen als Künstler fertig."

„Sie gehen immer auf den ganzen Menschen, Fräulein Kersting", neckte Peter.

„Ja", sagte Lolo mit einem sachlichen Ernst, der verblüffend — fast komisch und doch ein wenig peinlich — wirkte, und sah ihm so fest in die Augen, daß er unwillkürlich die Lider senkte.

„Ich denk es mir fein beim Theater!" rief Lisa. — „Und schließlich: irgendeinen Beruf muß man doch haben."

„Brrr nein!" Lolo schüttelte sich. „Beruf! — Wenn ich das Wort schon höre...!"

„Warum sind Sie dann Lehrerin geworden, Fräulein Kersting?" fragte Peter.

„Weil ich ein armes Hascherl bin", antwortete sie und sah ihn mit ihrem Lächeln an, das er so gut kannte und sich doch noch nicht klar zu deuten wußte.

„Na, Lehrerin ist schließlich doch nicht das einzige..."

„Ja, aber . . . überhaupt . . . Beruf . . .! Ich hab einmal kein Talent dazu."

„Für die Frauenbewegung scheinen Sie also nicht viel übrigzuhaben?"

„Ooo nein! Wir alle . . . Ich bin die jüngste von neun Schwestern. Die andern sind sämtlich verheiratet und haben einen Haufen Kinder."

„Also Hausfrau und Mutter wär Ihr Ideal?"

„Ach nein, darauf kommt es nicht so sehr an . . ." erwiderte Lolo ziemlich dunkel.

Peter wurde nachdenklich, beinah verlegen. — Er erhob sich plötzlich: „Die Herrschaften werden mich nun bis zum Abendessen entschuldigen müssen. Den Kaffee schickt mir auf mein Zimmer! Ich kann den Vorwurf der



Faulheit nicht auf mir sitzen lassen und will ein bißchen arbeiten. Hab die Ehre."

„Siehst du, Peter," rief Lisa hinter ihm her, „ich bin und bleibe doch dein Gewissen."

Ein Nachklang von diesem achtlos hingeworfenen, übermütigen Wort begleitete Peter mit merkwürdiger Zähigkeit, und es dauerte eine Weile, bevor er es über seine Arbeit vergaß . . .

* * *

Der Frühling war in diesem Jahr wohl einen Monat früher als sonst und mit Macht hereingebrochen. Um die Mitte des April prangten Bäume und Sträucher in hellem, grellem Grün und hatten schon ihre schönste Zeit, da sie flammen von weicher, strotzender Jugend, da noch nichts davon spricht, daß diese Blätter dunkel und starr und staubig werden müssen und dann verdorren und abgestoßen werden und am Boden rascheln und schließlich verfaulen . . .

Am Ostermontag nach dem Kaffee, den sie in der Laube getrunken hatten, die die eine Ecke der Gartenmauer überragte, bat Peter Lisa, sie solle ihm einen dringenden Brief an seinen Verleger nach Gmund hinuntertragen und dort in den Bahnpostwagen des Fünfuhrzuges werfen.

Lolo erklärte, sie bliebe „ihres Fußes wegen" lieber zu Hause, was bei Lisa ein spöttisches Lächeln weckte. Diese nahm die kleine Knöchelverstauchung, die sich ihre schöne Gouvernante kürzlich beim Tennisspiel zugezogen hatte, nicht besonders ernst und hatte dem Vater gegenüber schon die Vermutung geäußert, Lolo behielte das Hinken wohl deswegen so konsequent bei, weil sie fände, daß es ihre „Formen" in einer neuen und pikanten Art zur Geltung brächte.

Überhaupt war es auffallend, wie Peter und Lisa ihre Meinung von der neuen Hausgenossin in diesem Vierteljahr gleichsam vertauscht hatten. Er konnte seine Bewunderung nur noch notdürftig mit Ironie bemänteln; sie dagegen hatte ein scharfes Auge für die Schwächen der Freundin gewonnen . . . .

* * *

Als Lisa gegangen war, herrschte zunächst Schweigen zwischen den Zurückgebliebenen.

Peter rauchte mächtig an seiner Zigarre und ließ den Blick verloren in den Himmel fliegen, konnte es aber nicht lassen, ihn hie und da verstohlen auf Lolo zu richten. Die saß steif da; das Bernsteingelb ihrer Augen erschien in der Sonne ganz durchsichtig . . . Sie schwiegen beide . . . Es war ein heißer Tag, selbst jetzt noch, wo die Sonnenstrahlen schon ziemlich schräg durch das Gitterwerk der Laube und die noch dürren Ranken des wilden Weines geflossen kamen.

Gedankenlos ergriff Peter den Löffel und rührte in seiner halbgeleerten Kaffeetasse . . . — Er fuhr zusammen, als Lolo mit trockener Stimme sagte: „Sie erlauben doch? Mein Fuß tut so arg weh."

„Wie?" fragte er. — „Ach so . . . ja . . . natürlich . . . Bitte sehr."

Lolo bettete ihren Fuß auf einen Stuhl. Sie trug niedrige Schuhe mit Kreuzbändern, nach der Art unserer Urgroßmütter. Aber die Bänder waren verknittert und liederlich geknüpft; die weißen Strümpfe schlugen Falten.

— Baumwolle, dachte Peter bei sich. — Damit wollte er sich innerlich in eine Verteidigungsstellung retten.

Sie folgte seinem Blick und faßte plötzlich durch das Kleid ihren Strumpf unterhalb des Knies und zog ihn glatt.

Darüber mußte er lächeln; und gleichsam, um das zu bemänteln, sagte er: „Geschwollen sieht Ihr Knöchel aber gar nicht aus."

Sie gab keine Antwort. Sie sah ihn nur fest an, gleichfalls lächelnd, mit ihrem ewig gleichen seltsamen Lächeln. Er hielt ihren Blick nicht aus. So sehr er sich bemühte, sie ironisch zu nehmen, — es war etwas Stärkeres da . . .

Er stand auf, er wollte fort . . . Aber er trat nur an die eine Bogenöffnung der Laube und blickte hinaus auf den See, die Berge, — lange, doch ohne zu sehen.

Sie hob auch den andern Fuß auf den Stuhl und kreuzte die Füße. Die Hände verschränkte sie im Nacken und lehnte sich zurück und wartete . . . Er aber drehte sich nicht nach ihr um. — Da fragte sie: „Finden Sie auch, Herr Olai, daß ich ein Korsett tragen müßte?"

„Ich? — Sie? — Warum?"

„Lisa meinte heute . . .?"

„Lisa? — Lisa . . .? — Die ist doch sonst nicht für Korsette." Seine Stimme klang heiser.

„Vielleicht nicht gerade ein Korsett. Aber . . . — Finden Sie auch, daß ich zu wenig anhabe?"

Er versuchte zu lächeln: „Nein; das heißt . . . sehr viel ist es wohl nicht . . ."

„Nein, aber . . . es wär doch am schönsten, wenn die Menschen überhaupt natürlicher gingen. — Die es können, mein ich."

Was half es Petern, daß er sie innerlich eine Gans nannte! Er konnte den Blick nicht von ihr losreißen. — Wie sie dalag . . .! So herausfordernd, so hingegeben — ihm gegeben . . .!

— Dummer Kerl! schalt er sich selbst. Er sagte sich, daß er wahrhaftig schon vernünftiger sein könnte . . .

Ihre halb geschlossenen Augen hafteten auf seinem Gesicht, sie lächelte wieder. Daß er dieses Lächeln jemals für rätselhaft hatte halten können . . .! Es sprach ja so deutlich. Es redete ihn genau so an, wie er selbst es soeben in Gedanken getan hatte: — Dummer Kerl!

Er preßte seine Hände zu Fäusten, daß die Knöchel weh taten.

— Du bist ja so dumm! lockte ihr Lächeln. — Hier bin ich! Ich warte ja nur!

Noch einmal schoß ihm der Gedanke an Lisa durch den Kopf. — Konnte er, durfte er ihr eine solche Stiefmutter geben? — Zwar, wie Lolo ihn ansah . . . Stellte dieses Lächeln Bedingungen? — Nein. — Aber er kannte sich. — Wenn es so weit käme, wenn diese Leidenschaft, losgelassen, ihn überflutete . . . Er würde Lolo ganz haben, sie sich sichern müssen mit allen Mitteln, und ginge es über seine mächtigsten Erinnerungen, ginge es auch über sein Kind hinweg . . .

Im Grunde wußte er, daß er gar nicht mehr kämpfte, daß diese Bedenken nur eine Komödie waren, die er sich selbst vorspiegelte, zum Schein des Gerechten. Und



wenn er dennoch zauderte, war nicht sein Kind der Grund, nicht die Furcht vor seiner Vergangenheit, nicht die Furcht vor der Zukunft . . .

Etwas anderes war es: eine kleine, jämmerliche Feigheit. — Warum spottete Lolos werbendes Lächeln zugleich? — Sie war kokett... Die Männer so weit bringen und sie dann auslachen — würde das nicht gut zu ihr passen?

Die Minuten gingen, und er stand da und wußte nicht, ob sie nicht unwiederbringlich wären; er ließ sie verstreichen und sprach hie und da mit sonderbar fester, trockener Stimme ein paar Worte von gleichgültigen, fernen Dingen, als müßte er den Bann dieses Schweigens brechen . . .

Lolo antwortete kaum. Ihre Augen hielten ihn fest; das Lächeln war endlich verschwunden, sie war bleich, die Lippen hatten sich leicht geöffnet, die Nüstern zitterten . . . Alle Muskeln und Bänder ihres Körpers schienen nachgelassen zu haben; schier kraftlos ruhte sie, immer noch in der alten Stellung, die Hände locker im Genick gefaltet . . .

Leise, aber scharf abgesetzt kam der Ton der Gmunder Turmuhr herübergeschwommen — vier hohe Schläge und fünf dunklere . . . Jetzt mußte drunten der Zug gleich abgehen. Peter starrte angestrengt hin. Es stieg ein Rauch aus dem Bahnhof hervor . . . War dieser von der Ferne halb verschlungene Laut ein Lokomotivenpfiff gewesen? — Ja; da kroch es hinter dem rastenden Güterzug hervor wie ein Wurm, verschwand hinter den Holzstapeln, kam wieder zum Vorschein, schlich die schräge Lehne der Wiesen hinauf, in den Wald hinein und war fort . . .

Jetzt müßte Lisa schon auf dem Heimweg sein . . .

Plötzlich trat Peter zu Lolo hin. Sie duckte sich, wartend gleichsam. Da legte er zaghaft die Hand auf ihr Haar; ein Schauer überlief ihn bei der Berührung dieser lockeren, trockenen Fülle. Ihr Kopf kam ihm entgegen, bewegte sich in ganz kleinen Kreisen, rieb sich zutraulich an seinen Fingern wie eine Katze.

Da fand sich seine andere Hand zu der einen; sie schmiegten sich beide an die Form ihres Kopfes, glitten hinunter zum Hals, trafen sich wieder und hoben ihr Kinn empor . . . Und ihre Augen versanken ineinander . . .

Peter küßte sie auf den Mund, der ihn so bereit, so durstig ansah. Ein langer Kuß . . .

Mit einem Ruck richtete er sich dann wieder auf und starrte ins Leere. — Es war noch alles, wie es gewesen war. Nichts Entscheidendes hatte sich vollzogen. Sonderbar . . .! Ein linkisch verlegener Zweifel an seinen Gefühlen überkam ihn aufs neue. Daran war ihr Kuß schuld. Dieser wissende, geübte, aber talentlose Kuß! Talentlos — das war das Wort, das sich ihm dafür aufdrängte. Einen Augenblick verzogen sich seine Lippen zu einem Lächeln . . . Ja, lächerlich war das, von einer schmerzhaften Lächerlichkeit . . .

Zaghaft schielte er nach Lolo. Die hatte die Hände im Schoß zusammengelegt; die kleinen Finger waren mit Anmut weggespreizt, ihr Kopf lag schwer auf der Schulter: auch eine der Posen, die sie zu oft verwendete.

So stand er und kritisierte. Und dennoch liebte er sie, würde er sie lieben — das fühlte er. Diesmal hatte sich der Kontakt nicht geschlossen. Aber in ihm zitterte der Augenblick voraus, wo der Funke überspringen und der eine Strom zwingend und selbstverständlich durch sie beide fließen würde . . . —

Das fühlte er. Und doch stand er hölzern da . . . — Was mußte sie von ihm denken! — Aber es lag nur eine leichte Verwunderung in dem Blick, mit dem sie ihn streifte, da er so lange schweigend verzog. Sonst sah sie zufrieden aus; das träumerische Behagen der Siegerin war über ihr, eine animalische Ruhe, die sich so leicht nicht stören ließ . . .

— Sie ist einfach! Wenn wir nur alle so wären! dachte Peter und versuchte sich damit in eine Art Begeisterung für sie hineinzusteigern. — Du bist ein rechter Narr! — Mußt du immer denken und denken . . .

Mit den willenlos zaudernden, aber sich ruckweise sicher vollendenden Bewegungen einer Puppe, die durch ein Uhrwerk getrieben wird, trat er wieder zu ihr und küßte sie. Merkwürdig behutsam ging er dabei mit ihr um wie mit etwas äußerst Zartem, Zerbrechlichem. Sie aber merkte wohl nichts von dieser Gezwungenheit; sie schien es zufrieden zu sein. Im Kuß senkten sich ihre Augen, ihre Nüstern blähten sich, ihr Atem ging schwer und zitternd. — Auch er begann leidenschaftlich zu atmen; und plötzlich umkrampfte er ihre Oberarme mit seinen Händen . . .

Da tönte ein heller Juchzer von der Wiese herauf. Peter fuhr erschrocken zusammen; doch begrüßte er es wie eine Erlösung, als er nun Ausschau hielt und Lisa schon ganz nah an der Mauer erblickte. Sie winkte ihm lebhaft zu, mit einer ihrer großen, eckigen Armbewegungen.

„Lisa kommt“, sagte er hastig zu Lolo und ärgerte sich, daß er unwillkürlich seine Stimme dabei dämpfte, sich mit ihr vor seinem Kind versteckte — verstecken mußte!

Lolo nickte ihm zu. In ihren Augen erglomm ein heißes Einverständnis. In zärtlichem Ton hauchte sie leise: „Peter . . .“

— Peter sagt sie zu mir! dachte er, sonderbar verblüfft. Er wußte selbst nicht, warum ihm diese Anrede so fehl am Ort erschien . . .

* * *

Lisa wurde von Peter recht einsilbig empfangen. Lolo aber zeigte sich, wider ihrem sonstigen Brauch, ungeheuer beredt. Sie spielte mit einem Eifer die Harmlose, daß es Lisa auffallen mußte. Sie stieg gleichsam aufs Seil mit ihrem Geheimnis, jonglierte damit, streifte immer dicht an seiner Offenbarung vorbei, gefiel sich in beziehungsreichen Worten, die Peter so, Lisa anders verstehen sollte . . .

Diese musterte sie mit kühler Verwunderung. Sie machte ihren „geschnappigen Kopf“, wie Lolo das zu nennen pflegte.

Peter aber stand dabei geradezu körperliche Qualen aus. Und plötzlich war ihm, als fiele in seinem Innern eine Tür zu. — Es war genug! — Er sah nach der Uhr und sagte mit einer ruhigen Stimme, die sich kaum



die Mühe gab, den Schein der Lüge zu vermeiden: „Übrigens, was ich sagen wollte . . . Ich hab einen Brief bekommen. Ich muß um halb sieben nach München fahren . . . Ein alter Bekannter . . . Nur heute auf der Durchreise . . . Ich will nur noch schnell . . . Ich komme morgen, wahrscheinlich mit dem Elfuhrzug. — Lisa, bringst du mich an die Bahn? — Auf Wiedersehn, Fräulein Kersting!“ Er machte eine schiefe, halbe Verbeugung und ging schnell die Stufen hinunter und auf das Haus zu.

Lisa lächelte ihre schöne Gouvernante schadenfroh an und folgte ihm.

Lolo war blaß geworden; in ihren Augen sprang ein Fünkchen Zorn auf. Bald aber verzog wieder das gewohnte Lächeln ihren Mund. Sie lachte einmal kurz auf, siegesgewiß. Dann verließ auch sie die Laube; trällernd schritt sie über den knirschenden Kies.

Sie hinkte nicht mehr . . .

* * *

Stumm gingen Peter und sein Kind nach Gmund hinunter. Er fühlte, daß er nicht ehrlich sprechen konnte, ohne die Zerrissenheit seiner Stimmung zu zeigen; und Komödie wollte er vor ihr nicht spielen. Lisa wiederum verschloß ein unbewußter Takt den Mund. Es lag eine Spannung in der Luft, zu der harmlos heiteres Geschwätz einen Mißklang gegeben hätte.

Solange sie beisammen waren, erschien Peter sein Erlebnis in der Laube so weit entrückt, als lägen Jahre dazwischen. Hier neben ihm ging die, die jedes Recht auf ihn besaß, für die sein Herz entscheiden müßte, wenn es zur Wahl käme zwischen ihr und Lolo. — Als er aber allein im Zug dahinfuhr, war diese warme, fast sentimentale Sicherheit wieder ins Schwanken gekommen. Doch suchte er nach keiner Entscheidung, sondern ließ nur seine Gedanken wandern. Eine weiche Dumpfheit benahm ihm den Kopf, ein ungeformtes Träumen, das die verschiedensten Bilder der Zukunft unvermittelt nebeneinandersetzte . . .

Als er in München nach dem Hotel ging, sah ihn von einer Anschlagsäule das Wort „Rausch“ an. Er erfaßte es kaum und verband keinen Sinn damit. Erst nach einer Weile wurden seine Schritte langsamer, er kehrte um und suchte das Wort: — im Landestheater wurde heute sein Stück gegeben.

„Spaßhaft!“ sagte er, schlenderte aber versonnen weiter.

Erst in dem Hotelzimmer fiel es ihm plötzlich ein, daß er vielleicht ins Theater gehen könnte.

Er kam gerade noch zum Schluß des zweiten Aktes zurecht: der großen Liebesszene. — Peter war lange nicht im Theater gewesen. Und so hatte er zunächst nur den Eindruck der Befremdung über das sonderbar unnatürliche und doch nicht zur Kunst gewordene Wesen, das die Leute auf der Bühne vollführten.

Aber sein Stück war ihm noch fremder geworden. Seit dem Entstehungsjahr hatte er es nicht mehr gesehen noch gelesen noch eigentlich daran gedacht . . . So packte ihn auf einmal ein Wort mit dem Reiz der Neuheit und weckte zugleich die Erinnerung . . . Er hörte seine Sätze ganz anders, als die Komödianten dort oben sie sprachen . . .

Und es war merkwürdig, wie ihn das ergriff. Ein längst versunkenes Leben erstand von den Toten. — Wieviel Erlebtes hatte er doch in dieses Werk hineingelegt, das er damals nur um des Geldes willen glaubte geschrieben zu haben! — Diese einfache Hausmeisterstochter — wieviel hatte sie von seiner Frau! Und der junge Student — das war er selbst.

Er seufzte tief auf, als der Vorhang fiel . . . So lebendig war ihm die Tote auf einmal wieder geworden.

Im letzten Akt, wo sich sein junger Student von weniger guten Seiten zeigte, erschien Lolo, die sich vorher in einen Winkel seines Bewußtseins verkrochen hatte, wieder im Vordergrund seiner Gedanken, als sein schlechtes Gewissen gleichsam.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausbeutung der deutschen Wattenmeere.

Von Paul Schreckhaase. — Hierzu 8 Originalzeichnungen des Verfassers.

Wer nördlich von Kuxhaven am Duhner Strand zur Zeit der Flut seinen Blick über die brausende Nordsee und ihre zahlreichen Segel schweifen läßt, sieht nur am fernen Horizont sich den dicken Leuchtturm der Insel Neuwerk und die Umrisse einiger Häuser aus gelblichen Wassern erheben. Sechs Stunden später aber sind diese Wasser verschwunden; statt ihrer liegt eine meilenweite, Luft und Wolken spiegelnde Sandfläche da, auf der nur hier und dort noch tiefere Wasserrinnen, die Priele, aufleuchten. Und hier, wo vor kurzer Zeit noch die plumpen Rümpfe holländischer Tjalken schwerfällig der Elbmündung zustrebten, folgt jetzt eine Reihe hochrädriger Wagen dem abgesteckten und oft gewundenen Weg vom Festland hinüber zur Insel. Das ist das Watt, jenes amphibische Uebergangsgebilde zwischen Land und Meer, das als breiter Saum getreulich die deutschen Küsten der ganzen Nordsee von Sylt bis zum Dollart begleitet.

Dieser ganzen langen Strecke sind zahlreiche Inseln vorgelagert, große und kleine, die ehemals sicherlich mit dem Festland zusammenhingen, durch massenhafte Sturmfluten aber von ihm getrennt, langsam untersanken. Wie vor tausend Jahren wohl füllt auch heute noch den Raum zwischen den hügeligen Teilen versunkener Gebiete, den heutigen Inseln und dem festen Land das Watt aus mit seinen Prielen und Tiefs, ein Areal von 3600 Quadratkilometer. Ja, diese Meeresteile, die allerdings nach ewigem Gesetz nur immer wenige Stunden über die strittigen Flächen dahinbrausen, dürften in alter Zeit noch größer gewesen sein. Denn die deutsche Festlandküste, wie sie sich heute gestaltet, ist das Ergebnis jahrhundertelangen Fleißes zahlloser Geschlechter, die gewaltige Opfer an Gut und Leben bringen mußten, bevor sie die Kunst des Deichbaus so erfaßt hatten, daß ihnen diese hochragenden Wälle auch wirklichen Schutz vor der ver-



derblichen Brandung der Sturmfluten boten. Und das ist in allerjüngster Zeit erreicht, jetzt, wo die Technik der Landgewinnung an Schleswigs und Holsteins Küsten unaufhaltsam dem gefräßigen Meer längst gänzlich verloren geglaubte Gebiete wieder entreißt.

So gleichen diese Watten recht eigentlich ungeheuren Kirchhöfen, und befremdlich mag wohl die Tatsache anmuten, daß diese trostlosen, grauen, unfruchtbaren Einöden des Meeresbodens Tausenden unserer Landsleute den Lebensunterhalt gewähren. Die Watten bestehen teils aus festem Sand, teils aus weichem, schlammigem Schlick, der meist als Gürtel an den Grenzen des festen Landes das Betreten der Flächen zu Zeiten der Ebbe sehr erschwert. Eine große Menge von kleinen und großen, breiten und tiefen Rinnen, den Tiefs oder Prielen, durchziehen das Watt kreuz und quer.

Die kleineren Priele sind leicht zu durchwaten, aber durch die größeren schießt das ablaufende Seewasser in reißender Strömung und verlangt zum Durchfahren ein Boot. Einzelne bilden, wohlbetonnt, ausgezeichnete Straßen für die flachgehenden Küstenfahrer, denen ebenso wie zahlreichen Fischerbooten die Wattenmeere mit ihrem Landschutz und geringem Seegang willkommene Gelegenheit zu einem regen Frachtverkehr bieten, der über die offene Nordsee unmöglich wäre. Die beträchtliche Anzahl der in Elbe und Ostsee einsegelnden holländischen Tjalken, ostfriesischen Kuffs und Ewer macht ihre Reise zum größten Teil oder ganz übers Watt.

Die Hauptrolle in der Ausbeutung der Watten spielt der Fang der Krabben, Garnelen oder Granaten, der auf ganz verschiedene Weise an den einzelnen Küstenstrichen betrieben wird.

Ueber das hohe, aber sehr schlickreiche Weserwatt streicht der kalte Morgenwind eines nebligen Herbsttages. Aus dem ablaufenden Wasser tauchen weit draußen in grauer Ferne undeutliche schwarze Flächen und Punkte auf; es sind die großen, in Gruppen von vier bis sechs zusammengebundenen Fangkörbe der Granaten. Die Ebbe rückt vor; am Fuß des Seedeichs schirren die Fischer ihre Hundegespanne an einige kastenähnliche Gestelle mit flachem, vorn aufsteigendem Boden, bei denen hinten ein Stangengerüst zum Schieben emporragt, die sogenannten Schlickschlitten; Fischer, Hunde und Fahrzeug mit unabwaschbarer Schicht grauen tonigen Schlammes bedeckt. Diese Schlitten ziehen nun zwei Jagd- oder Schäferhunde, stellenweise bis zum Bauch in weichem Schlick, mit ganz erstaunlicher Eile über das Watt fast wie über Eis, nebst dem hintenaufstehenden Fischer, der nur bei sandigen Stellen nachzuschieben braucht. Hochauf spritzen Schlamm und Wasser, wenn der schwankende Schlitten in den tiefen Priel stürmt, wo die Hunde schwimmen müssen und der Fischer bis an den Leib die langen Seestiefel reckt.

Die erste Gruppe der ziemlich großen, aus Weidenruten geflochtenen Fangkörbe ist erreicht. Das Gespann stoppt von selbst, und die abnehmbaren Endstücke werden in einen Korb entleert, hierauf gleich gesiebt, um die zu kleinen Granaten nicht unnötig zu vernichten. Selten ist mal ein größerer Fisch, Scholle, Butt oder Aal, bei dem Fang zu finden, desto sicherer aber stets einige Liter der scheußlichen Taschenkrebse, die den Namen Dwarsläufer tragen.

Von Korb zu Korb geht die Fahrt weiter, immer dem mit Ruten besteckten Weg nach, den ohne diese Weiser die nächste Flut unkenntlich machen würde. Allzu tiefe Priele werden umgangen, gefährliche Stellen grundlosen Schlammes oder des trügerischen Saugsandes ängstlich vermieden. Schmutz- und schweißbedeckt arbeiten Hunde und Mensch, um in größter Eile die oft meilenlangen Wege zu erledigen, bevor die schnell steigende Flut zu passierende Tiefs ungangbar macht, dichter Nebel oder nächtliche Dunkelheit den Tod des Verirrens und Ertrinkens in allzu greifbare Nähe rückt. Diese mühselige Fangart betreibt die Strandbevölkerung vom Dollart an bis etwa Wremen an der Wesermündung, sie liefert aber nur kärgliche Resultate und wird von der energisch angreifenden Kurre, dem Grundschleppnetz der Kuxhavener und Büsumer Krabbenfischerboote, weit übertroffen. Diese Fischerei findet an den Rändern der Sände und Watten, auch in den Mündungen der Ströme in der Weise statt, daß vom segelnden Fahrzeug ein vorn weit gespreizter, hinten spitz zulaufender Netzsack schnell über den Grund geschleppt wird. Die Ergebnisse sind bedeutend, denn 1908 wurden an deutschen Fangplätzen über zweieinhalb Millionen Pfund Garnelen im Wert von einer halben Million Mark auf den Markt gebracht.

Die beiden ersten Spielarten der Krabbenfischer üben ihr Gewerbe berufsmäßig aus, die Zahl der Gelegenheitsfischer dieser schmackhaften kleinen grauroten Burschen aber ist Legion, arme Leute, Frauen und Kinder, die man zur Ebbezeit überall in den Prielen herumwaten sieht; den Korb am Arm, vor sich das oft recht primitive Schubnetz, den Hamen, versuchen sie ihr Heil mit dieser tausendjährigen Methode. Nebenbei finden sie allerhand Treibholz, auch wohl als besonderes Glück ein Stück Bernstein. Immerhin mögen auch diese wenigen Groschen in ihrer Gesamtheit einen nicht allzu kleinen Betrag ausmachen, und die Flut sorgt schon dafür, daß täglich zweimal neu der Tisch gedeckt ist.

Auf den festen Sandwatten liegt im Grund des Priels vergraben der Phlegmatiker unter den Fischen, der Butt, und läßt ruhig über sich das wechselnde Spiel von Ebbe und Flut dahinziehen. Hinter diesem beliebten Wild sind viele Berufs- und gelegentliche Fischer her. Sie stellen ein feinmaschiges Netz, dessen bleibeschwerter unterer Rand auf dem Grund ruht, sacht und leise quer über das nicht zu breite Tief, gehen zu beiden Seiten am Ufer stromauf einige hundert Schritte, darauf im Wasser mit der abfließenden Strömung zum Netz zurück. Hierbei wird der faule Butt aufgescheucht und schließlich ins Netz getrieben.

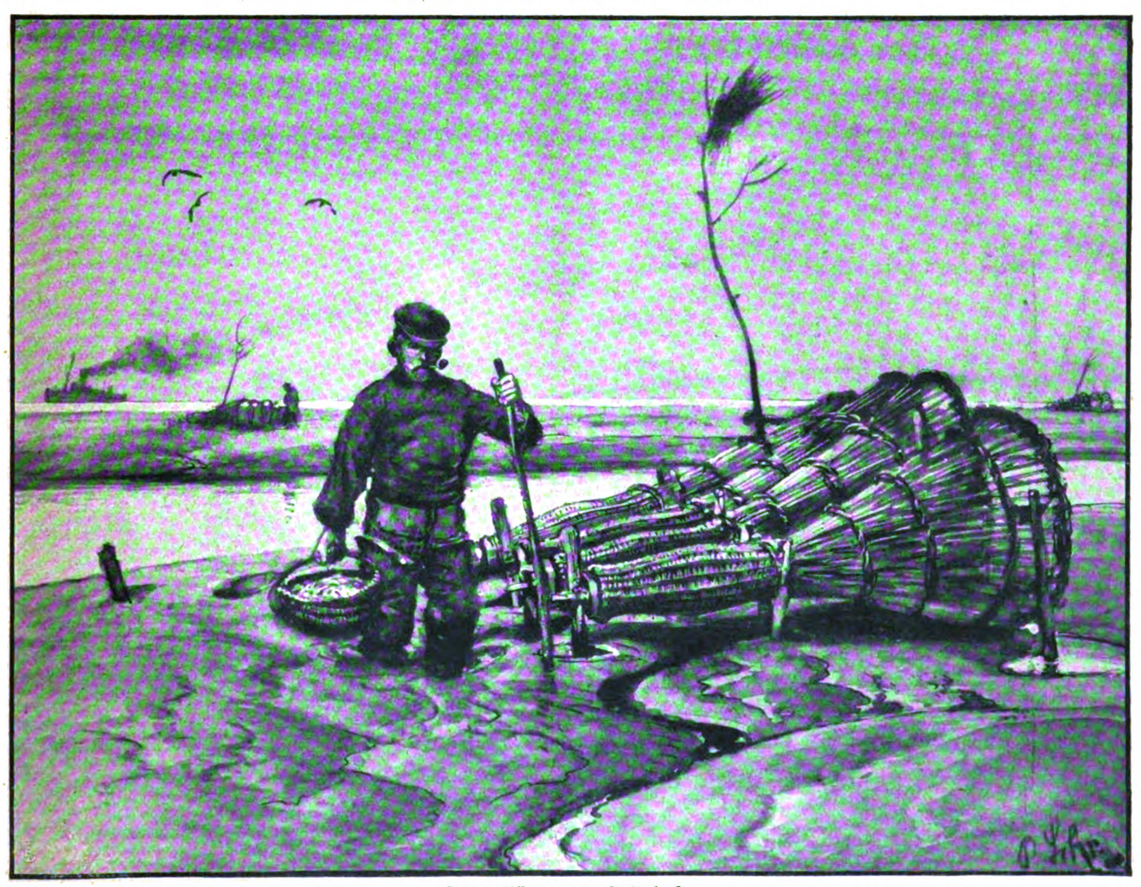
Vielleicht zappelt auch wohl ein Knurrhahn oder ein verirrter Seehase darin. Schollen werden oft miterwischt, obgleich sie nur in kleinen Exemplaren die Priele aufsuchen. Buttfischer sind fast in jedem Stranddorf zu finden, obgleich es ihnen oft bei dem geringen Verdienst nicht leicht ist, dem Gewerbe treu zu bleiben.

An den seewärts belegenen Säumen der Wattenwelt wird nach dem Seemoos gefischt, das eine Pflanze zu sein scheint, in Wahrheit aber ein den Korallentierchen verwandtes Wesen ist, das sich in Kolonien bäumchenartig ansiedelt. Mit eisernen Harken reißt es der Fischer vom Grund los, trocknet und versendet es nach den Großstädten, wo es seiner zierlichen Struktur und silbrigen Tones wegen als Dekorationsmittel sehr geschätzt und teuer bezahlt wird. Dieser Fang wird



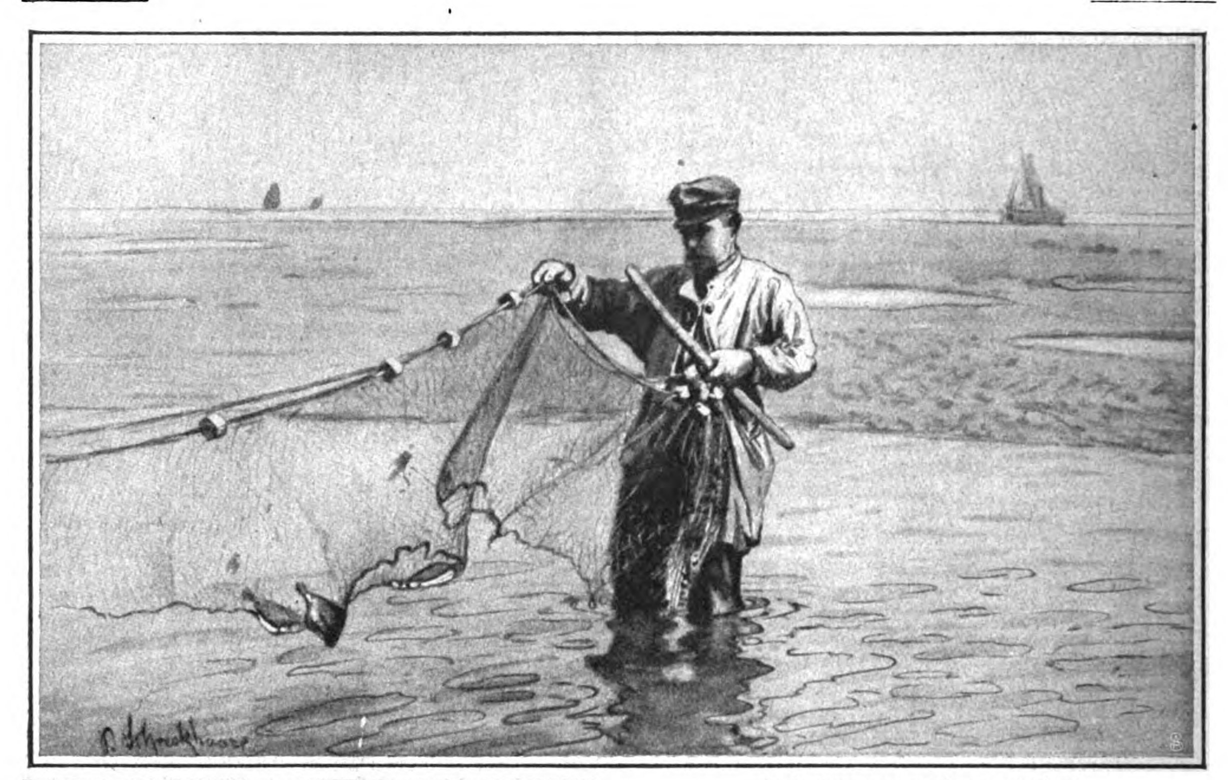


Graben der Strandauster bei Neuwerk.



Granatkörbe am Jadebusen.







Aufnehmen der gefangenen Butts.



Ausschütten der Krabben.

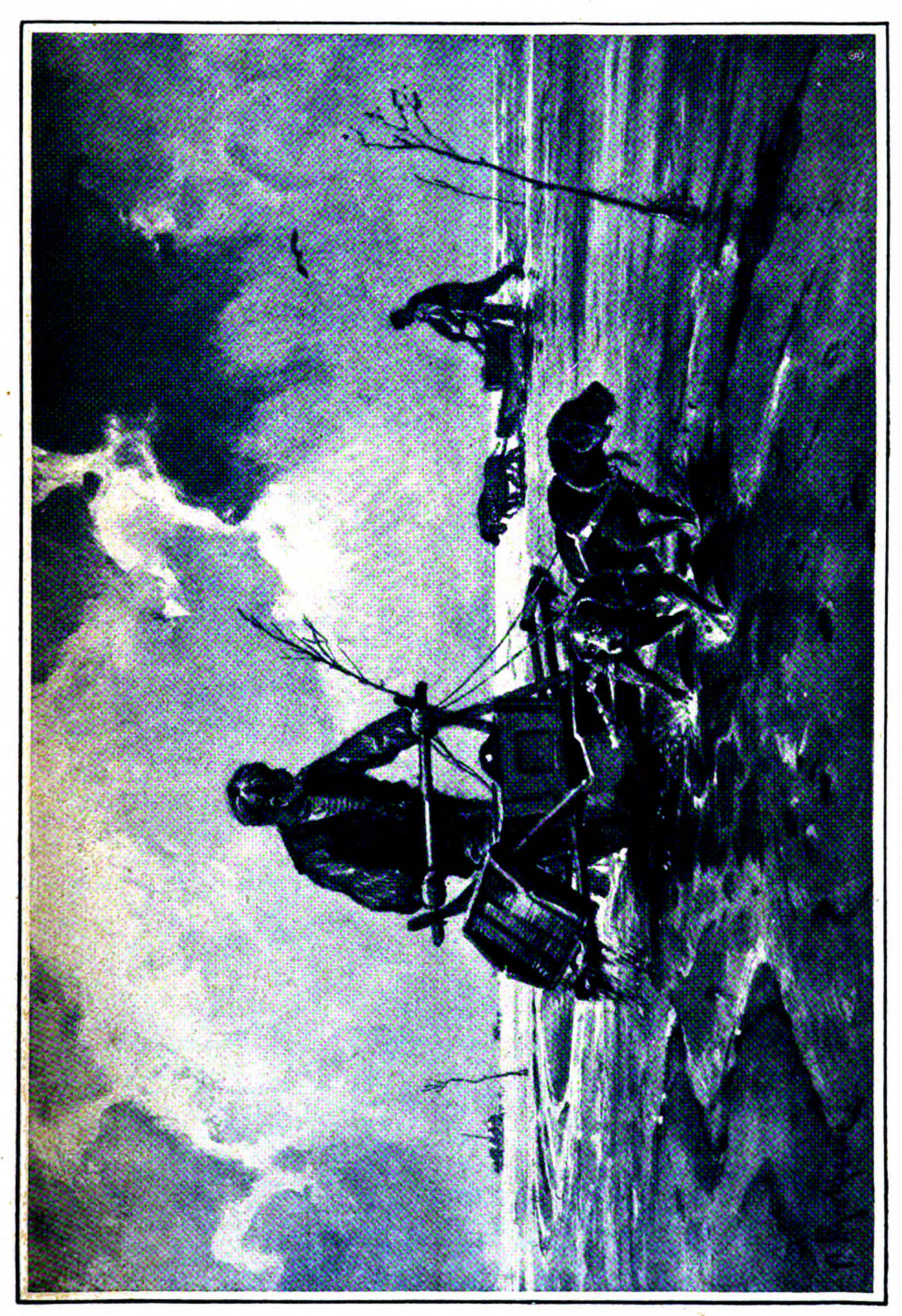
meines Wissens von Pellworm und den Halligen aus, vielleicht auch an einigen andern Orten betrieben.

König der Sände und Watten ist der Seehund, der allerdings durch die Schießlust der Badegäste schon merklich abgenommen hat, aber doch noch zu Hunderten alljährlich erlegt wird. Seit einigen Jahren wird dieser Fischräuber auch lebendig in starken Störnetzen gefangen und an zoologische Gärten verkauft. In den Auktionstabellen der Fischereiinspektion Kuxhavens vom Jahr 1908 findet sich ein Posten von tausend Mark als Erlös für 40 Stück lebender Seehunde verzeichnet.

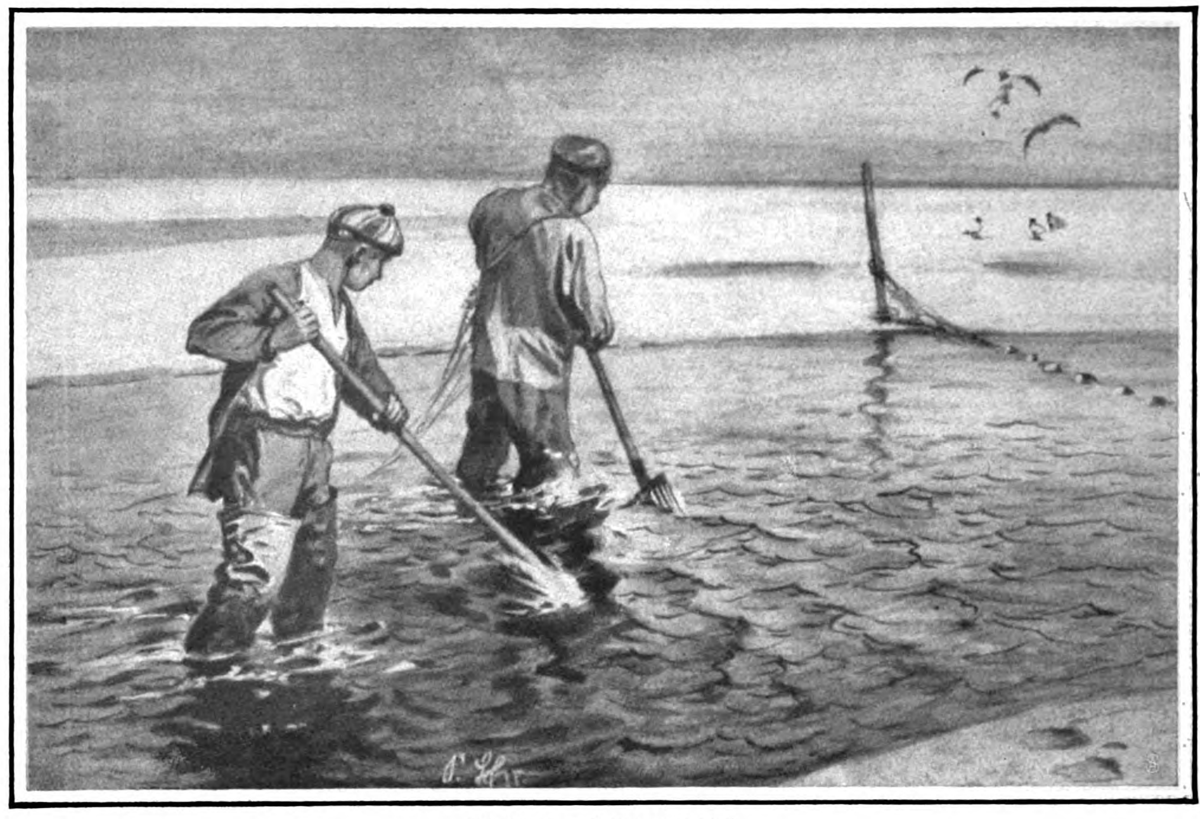


Garnelenfang mit Schubnetz.





Schlickschlitten der Fischer auf dem Weserwatt.



Stechen der Fische im Priel.

Als jüngstes Ergebnis zahlreicher Versuche ist nun noch die Verarbeitung der Klaffmuschel oder Strandauster zu äußerst wohlschmeckenden Pasteten und Würsten zu erwähnen. Allerdings ist die Gewinnung dieser tief im Sand vergrabenen Austern für nicht geschulte Leute unmöglich, denn ihre bei tiefster Ebbe sichtbar werdenden Atemlöcher unterscheiden sich von den Millionen Bohrlöchern der Wattwürmer fast gar nicht. Ein besonders befähigter Mann bezeichnet die gefundenen Oeffnungen mit Stäben, und an dieser Stelle wird mit einem schmalen Spaten ein Stich gemacht (Abbildung S. 1221). Spritzt hierbei ein ziemlich hoher Strahl Seewasser empor, das Verteidigungsmittel der Auster, so wird sie mit weiteren Spatenstichen aus ihrer fußtiefen Wohnung herausgegraben. Diese allerneuste Industrie ist im Begriff, einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen, das Watt ist sehr groß und sein Reichtum an Strandaustern fast unerschöpflich.

Rechnet man zu all diesen Erwerbzweigen noch die Winterjagden auf Enten, Gänse und Schwäne, von denen zuzeiten das Watt förmlich wimmelt, so kann von einer Unfruchtbarkeit dieser Gebiete, wie es im landläufigen Urteil wohl heißt, keine Rede sein. Im Gegenteil, Statistiker haben ausgerechnet, daß der jährliche Ertrag der deutschen Wattenmeere mit einer Million Mark gar nicht zu hoch eingeschätzt sein dürfte.



Setzen des Buttnetzes.



Die Schaumburg-Lippesche Residenzstadt.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Gleich ihren thüringischen Schwestern bietet auch die Schaumburg-Lippesche Residenz Bückeburg ein Städtebild, in dem die Anmut der Natur, die Heimatliebe der Bevölkerung und der vornehme Kunstsinn eines deutschen Fürstenhauses in glücklicher Harmonie zusammenwirken zu einem einheitlichen Ganzen. Es ist ein Vorzug der meisten kleinen deutschen Residenzen, daß die geschichtliche und örtliche Entwicklung ihnen geschlossene Eigenart und typische Gepräge verliehen haben. Bückeburg macht hiervon keine Ausnahme; im Gegenteil, die gediegene niedersächsische Art bringt hier noch eine ganz besondere Tönung in das ohnedies schon wertvolle Bild.

Am Fuß eines im Schmuck prächtigen Buchenwaldes prangenden Ausläufers der nördlichen Weserkette, des Harrl, breitet sich die gartenreiche Stadt. Ein Hauch poesievoller Ruhe umfängt den, der das erstemal Bückeburg betritt, und wie ein Gruß aus längst verschwundenen Zeiten blinkt ihm die malerische, farbenfreudige Volkstracht der Frauen und Mädchen entgegen. Ruhe und Behaglichkeit atmet das Leben. Der Liebreiz der Natur, die gesunden Lebensverhältnisse, die Fürsorge eines für sein Land aufgehenden Herrscherhauses und der tatkräftige Gemeinsinn eines vorwärts strebenden Bürgertums geben dem Ort eine seltene Anziehungskraft. Unter der stattlichen Zahl schöner und sehenswerter Bauwerke ragen besonders hervor: das majestätische Residenzschloß (Abb. S. 1228), das sich aus wundervollen Parkanlagen zu imposanter Erscheinung heraushebt, und das Neue Fürstliche Palais am Harrl (Abbildung untenst.), das in überaus malerischer Wirkung von sanft aufsteigender Berglehne herabgrüßt als ein Meisterwerk deutscher Renaissance. Aus allerjüngster Zeit stammt

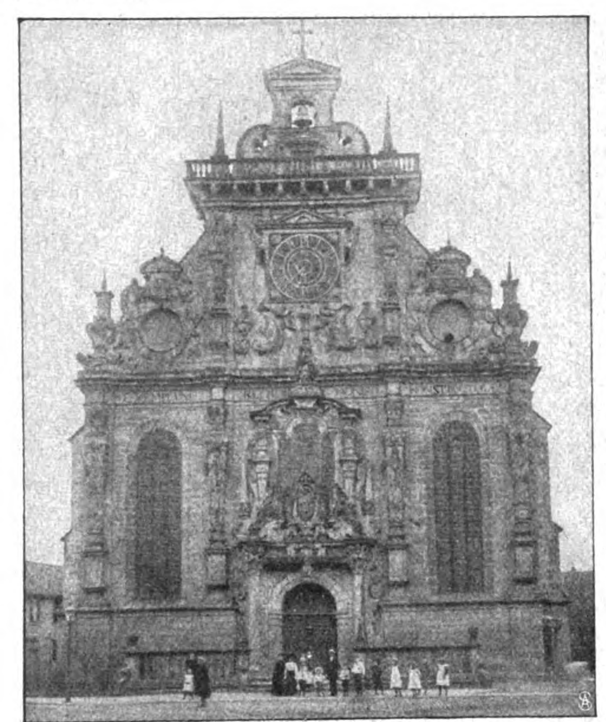


Bauernfrauen aus Schaumburg-Lippe in Festtracht.



Das Neue Palais in Bückeburg von der Parkseite.







Die lutherische Kirche (links) **und das neue Rathaus.**

Phot. Fr. Weyde.

Lindhorster Bauernmädchen.

das neue Rathaus (Abb. obenst.). In reizvoller Gruppierung und mit reich gegliederter, ornamental ausgestalteter Fassade paßt es sich glücklich den stilvollen Formen der beiden Schlösser und besonders den des gegenüberliegenden Schloßportals an. Der Bau bildet die Zentrale des bürgerlichen Lebens in allen seinen Betätigungsmöglichkeiten, und ein in ihm vorhandener, tausend Personen fassender Festsaal bietet Raum für Veranstaltungen größten Stils, vor allem für die vollendeten Konzerte der von Professor Sahla meisterhaft geleiteten Hofkapelle und die Aufführungen des mit Bielefeld gemeinsamen, leistungsfähigen Stadttheaters. An überragender Stelle thront über der ganzen Stadt die lutherische Kirche (Abb. obenst.). Die Inschrift über dem Portal Exemplum Religionis Non Structurae gibt mit ihren vergoldeten Anfangsbuchstaben den Namen des



Phot. Fr. Weyde.

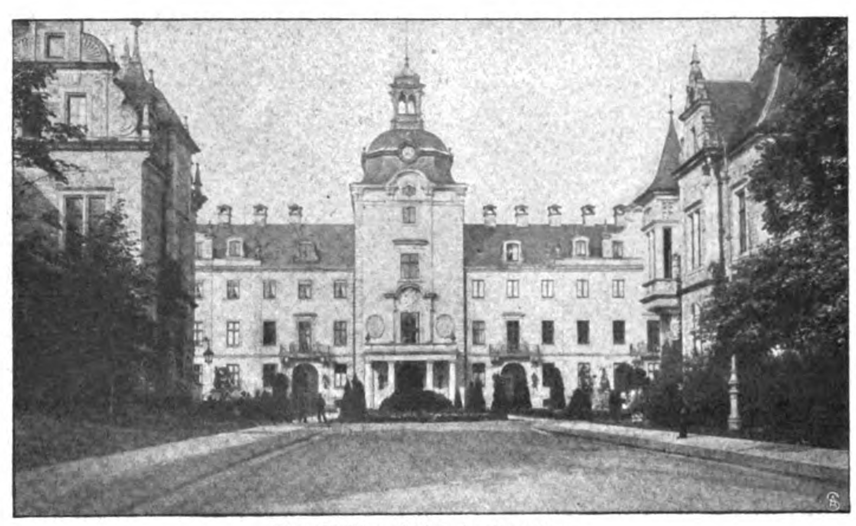
Bauernfamilie aus Schaumburg-Lippe in Nationaltracht.

Fürstinmutter Marie-Anna zu Schaumburg-Lippe mit ihren jüngsten Kindern Prinz Friedrich Christian u. Prinzessin Elisabeth.

Erbauers, des Fürsten Ernst, der das Gotteshaus der Gemeinde im Jahr 1615 geschenkt hat. Einzig in ihrer Art ist die Vorderseite dieses Gebäudes, die sich in fast überreicher Sandsteinornamentik bis zu turmartiger Höhe erhebt. Neben der Kirche erhält ein von Professor Schulz modelliertes Denkmal das Andenken an Herder wach, der fünf Jahre in Bückeburg als Superintendent gewirkt hat.

Wie in seinen örtlichen Sehenswürdigkeiten, so erhebt sich Bückeburg auch in seinen Lebensbedingungen, mit seinen Errungenschaften einer modernen Verwaltung, mit seinen guten Lehranstalten, mit seinen besonders günstigen Gesundheitsverhältnissen und mit seiner eine schier unerschöpfliche Quelle ungetrübten Naturgenusses bietenden Umgebung weit über ein normales Niveau.





Das Residenzschloß in Bückeburg.

Viel von seiner Eigenart, wenn auch keineswegs alles erhält der Ort naturgemäß durch das Vorhandensein des Fürstlichen Hofes. Ein fast patriarchalisches Verhältnis besteht hier noch zwischen Fürstenhaus und Volk, und all die schwierigen staatspolitischen und staatsphilosophischen Probleme des wahren Wesens der Monarchie finden hier eine verblüffend einfache praktische Lösung in der Tatsache, daß dem Geringsten wie dem Höchsten aus der Bevölkerung die Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus und an seinen Landesherrn Herzensache ist. In geradezu rührender Weise trat das bei dem Hinscheiden des Fürsten Georg zutage. Das Land und vor allem die Residenzstadt hatten sich an die Grandseigneurgestalt dieses Fürsten mit seiner wahrhaft fürstlichen Schlichtheit und Vornehmheit und mit seiner beispiellosen Herzensgüte so gewöhnt, daß sein Tod als der eines Landesvaters im eigentlichsten Sinn des Wortes empfunden wurde. Kerndeutsch wie sein Land, so war auch sein Fürst. Sein Sohn und Nachfolger Fürst Adolf fand bei seinem Regierungsantritt als wertvollstes Erbteil seines Vaters ein zufriedenes Land mit einem reichen und kostbaren Schatz: einer dankbaren, dem angestammten Fürstenhaus aufrichtig und treu ergebenen Bevölkerung. Mit großer Anhänglichkeit verehrt die Bevölkerung auch die nunmehrige Fürstinmutter Marie Anna (Abb. S. 1227). Eine Fürstin vom Scheitel bis zur Sohle, hat sie von jeher den regsten Anteil genommen an allen gemeinnützigen Bestrebungen, insbesondere auch an dem Aufblühen der Residenzstadt Bückeburg, und ihre landesmütterliche Fürsorge hat sich in der Zeit einer fast 30jährigen, überaus glücklichen Ehe mit dem Fürsten Georg ein bleibendes Denkmal in den Herzen aller derer gesetzt, denen ihr Wirken und Walten galt.

Dr. K.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

5. Fortsetzung.

Längst flutete durch das blaue Zimmer eine gefällige, eine süße Musik. Mutter Lottings Tochter Anna saß an dem neuen Klavier und spielte Mozarts Menuett. Denn von moderner Tonkünstelei wollte Frau Lotte nichts wissen. Weil ihr der Kopf davon schwindelte, wie sie sagte. An der Seite des Pianinos aber hatte Küster Vierarm Posto gefaßt, und wenn er mit seinem Fiedelbogen lang und getragen über die Saiten strich, dann verkrümmte sich seine Gestalt in den merkwürdigsten Windungen, so daß es bald aussah, als ob er auf dem Fußboden etwas verloren hätte, oder wie wenn er in der Luft nach störenden Fliegen zu schlagen beabsichtige. Zuweilen kratzte er auch bedenklich. Dann hustete Mutter Lotting warnend und leise: „Hem — hem."

Aber im großen und ganzen entledigte sich der Gast seiner Aufgabe ganz annehmbar. Und die Hausfrau von Werrahn wurde immer mehr in dem Glauben befestigt, daß sie einen großen Künstler beherberge.

Feierlich und gravitätisch, gemessen und altmodisch, so zog das Menuett durch den Raum.

In seinem Lehnstuhl am Fenster saß Heinrich. Aber seltsam, so bedingungslos er sich auch Mühe gab, er vermochte nicht aufmerksam zu lauschen. Bald mußte er durch das vereiste Fenster auf das Schneetreiben starren, das sich draußen wilder und wilder balgte, und es war, als hätten die feinen Flocken Gesichter, die ihm zunickten und wisperten: „Komm, komm. Wir bergen ein Geheimnis. Such — such. Hörst du nicht, es klingelt und läutet. Das ist das Glück!"

Im nächsten Augenblick jedoch umflogen seine Blicke wieder die hohe, schlanke und doch kräftige Gestalt seiner Schwester, die mit so hingebungsvollem und doch so heiterem Ausdruck die Tasten rührte.

Wahrlich, ein kräftiges, ein selbstbewußtes Weib, dachte der Sinnende. Wie hell kann sie lachen. Wie sicher und vorausschauend weiß sie ihre Untergebenen zu kommandieren; ohne Aufregung und Geräusch gelangt alles durch sie an seinen rechten Ort. Und wenn sie sich einmal ablenken läßt, wenn sie jemand gern hat und mit ihm plaudert, so wie heute über die Mauer herüber mit dem jungen Grafen — oh, er war schon öfter hier; ich hab das wohl gemerkt — wie sicher und gefahrlos faßt sie das alles auf. Kaum eine bedeutungslose Unterbrechung, an die sie im nächsten Augenblick

nicht mehr denkt. Horch, jetzt singt sie. Wirklich, das ist einmal eine Stimme, die gesund und frisch klingt. Und ich? — Ich sollte doch auch! — Ich bin doch ein Mann und hab meine Arbeit. Und doch! Kann es möglich sein, daß die Erinnerung an ein solch kleines Wesen mich festhält und plagt und ängstigt? Daß sie mich herumtreibt und nicht zur Ruhe kommen läßt? Ich muß — — Ich möchte —

Allein mit dieser Gedankenarbeit gelangte der Riese nicht zu Ende. Von einer unbewußten Rastlosigkeit emporgezogen, erhob er sich langsam, und da im Moment niemand auf ihn achtete, so öffnete er ohne Geräusch die Tür, und im nächsten Augenblick befand er sich bereits auf dem stillen Hof.

Schnee, dicker, weicher Schnee knirschte unter seinen Füßen, als er in seiner weitausholenden Gangart aus dem Hof herausschritt. Unerkennbar dehnte sich vor ihm die Landstraße. Nur der Schnee zu seinen Füßen glimmerte ein unbestimmtes fahles Licht. So zog er dahin. Und wieder schritt er den Weg, der zur Stadt leitete. Immer von neuem. Und mit jedem Chausseestein, den er passierte, war es ihm, als ob er näher zu dem Seinen gelange, das zu ihm gehöre, und das er erwerben müsse, wenn ihm nicht langsam die Kraft gestohlen werden solle, die sonst sein ganzes Wesen füllte.

Jetzt blieb er stehen und reckte sich.

Wozu diente diese planlose Wanderung? Wollte er vielleicht die meilenweite Strecke fortziehen, um endlich erschöpft und kältegeschüttelt durch die Tore der schlafenden Stadt zu wandern?

„Gebt sie mir wieder! Gebt sie mir! Ich bin Hans Taps vom Lande, der nach einer sucht, die mich verlacht hat, die mir ihr Wort brach, der ich zu schlecht bin!"

Kopfschüttelnd ließ er sich auf eine eiserne Kette nieder, die zwischen zwei Wegsteinen vor einem Graben ausgespannt war, und blickte zum Himmel hinauf. Dort oben zwischen den undurchdringlichen weißen Bienenschwärmen, die gereizt und bissig in tollen Knäueln gegeneinanderfuhren, dort zuckte es hin und her wie von einer irrenden Röte. Sonst kannte der Landmann diese Erscheinung des Winters wohl, heute starrte er verwundert und betroffen hinauf. Im nächsten Moment freilich waren seine Gedanken schon wieder durch die Tore der Stadt gehuscht, und nun jagten sie ruhelos und aufgestört um das kleine, blonde Persönchen herum.

Kling — ling — — kling — ling — — kling — ling.

Der Einsame stutzte. So spät noch ein Schlitten! Er zog die Uhr und versuchte, trotz der Dunkelheit von dem Zifferblatt zu lesen. Schon ging es stark auf neun.

Kling — ling — —

Nun, wahrscheinlich glitt dort ein Schlitten heran, der zu einer Abendunterhaltung auf das benachbarte Grafengut gelangen wollte. Jetzt hörte man bereits das Wiehern der Pferde, die laut durch die Nacht schnaubten. Gottlob, dadurch wurde der unheimliche Bann der Schweigsamkeit gebrochen.

Der Schlitten flog heran. Vorn, in einen Pelz vermummt, der Kutscher. Hinten, aufgeschnürt und gebunden, unförmliche Dinge. Das mußten Kisten und Kasten sein.

Seltsam!

Aber dort in der Mitte? Was bedeutete das?

Ungestüm fuhr Heinrich zur Höhe. Nein, nein, er wollte sich auf keinen Fall von seinen Einbildungen abermals überwältigen lassen. Aber doch! Blick doch hin! Die Gestalt in dem dunklen Mantel — ist er nicht von schwarzem Samt? — sie scheint doch gar so klein, so biegsam, so zierlich. Und hält sie jetzt nicht die Hand vor die Augen, als ob sie die Flocken abwehren wollte, die sie hindern, nach ihm auszuspähen?

„Heinrich!"

„Halt — purr!" —

Die Rosse stampfen, der Schlitten hält.

Da wird es plötzlich so hell um den Starrenden, als ob der Sonnenball mitten durch die Schneenacht vor seine Füße gestürzt wäre und alles lodere in einem überirdischen, grellen Feuer.

„Herta! Um alles in der Welt! Herta! Herta! Ist's möglich? Du selbst? Nein, nein, das ist wohl alles gar nicht wahr. Wo kommst du her? Was willst du hier? Fährst du zu uns? Oder willst du etwa weiter? Nicht wahr, daran denkst du doch nicht?"

„Zu euch will ich. Zu euch. Zu dir und zu deiner Mutter. Und du, Heinrich, hast gewiß hier gesessen, um mich zu erwarten?"

„Ich? Ich habe — Ja, ich wartete hier auf dich. Liebe Kleine, alle Tage bin ich hier heraufgekommen, um auf dich zu warten. Glaubst du das?"

„Alles glaube ich dir."

Und da schlingen sich plötzlich die beiden weichen Samtärmel um den Stiernacken des Mannes. Die kleine Gestalt biegt sich hinaus, und das blonde Köpfchen unter dem schwarzen Barett bettet sich genau wieder an jene Stelle, wo sie schon einmal, in der Nacht des Todes, geweilt.

„Herta, liebe, kleine Herta, was tust du? Ich bin es ja, bin Heinrich Kalsow."

„Gottlob, daß du es bist. Ach, du weißt ja nicht, Heinrich, weißt ja nicht, was mich hertreibt. Kannst nicht ahnen, wie sehr ich eurer bedarf. Rat und Hilfe. Denn alles, was meine Mutter in ihren letzten Träumen vor sich sah, das hat sich erfüllt. Bleib ganz ruhig. Ich will dir erzählen."

Aber der Mann, vor dessen Ohren es rauscht und strömt, der Choräle brausend über das Feld donnern hört, und dem zumute wird, als ob Riesenfäuste ihn hoch in den Winterhimmel emporschleuderten, er wehrt sich, er schüttelt das Haupt. Nichts will er hören und vernehmen. Nur heim. Heim mit ihr. Die unendliche Kostbarkeit muß er bergen. Sie darf er nicht der Landstraße preisgeben.

Er sitzt neben ihr. Er hält statt des verschlafenen Kutschers die Zügel, und weitausholend schwirren die schnellen Rosse nach Werrahn. Mah hört sie nicht. Kein Hufschlag wird laut. Es ist, als glitten Gefährt und Menschen über Wolken.

Nach Werrahn. Zu Mutter Lotting. Nach Werrahn.

* * *

Aber als der Schlitten in den Hof eingefahren war, da stutzte Heinrich Kalsow. Allein schon wurde der Zweifel von der frischen Stimme des Mädchens unterbrochen, und sofort hatte Heinrich auch wie durch Zauberschlag alle Widerstände überwunden.

Sie sprang aus dem Schlitten und schüttelte sich.

„Ihr treibt drinnen Musik, Heinrich?" fragte sie freudig überrascht, indem sie leicht seinen Arm berührte. „Das nehm ich für ein gutes Zeichen."

Und wie sie jetzt gar die deutliche Melodie des altfränkischen Tanzes auffing, da konnte sie sich nicht enthalten, mitten in der Nacht und im tiefen Schnee die Röcke



ein wenig zu spreizen und dem verblüfften Landwirt einen tiefen Menuettknicks vorzuführen.

„Sehen Sie. So, mein Herr!"

Die Bewegung war so fein und zierlich, so unerhört in ihrer ganzen Umgebung, daß dem Zuschauer das Herz im Leibe zu lachen begann.

Ja, das war ganz gewiß, mit diesem strahlenden blonden Geschöpf zog die Freude ein. Was brauchte er überhaupt noch zu fragen, warum sie so lange geschwiegen, und aus welchem Grunde sie gerade jetzt zu nächtiger Zeit erschiene? Sicherlich, das würde alles Mutter Lotting der Ordnung und der Reihe nach besorgen. Mit beiden Fäusten griff er nach dem Arm der holden Tänzerin. Und dann rang sich stockend das Bekenntnis von seinen bebenden Lippen ab: „Oh, wie schön, Herta, daß du endlich gekommen bist."

„Ja, es wurde Zeit", erwiderte der Gast, als ob ihr Erscheinen ganz in der Ordnung wäre, ja, als wenn es etwas längst Erwartetes bilde.

Und doch kehrten die beiden, wie gebannt und festgehalten, ihre Schritte nicht dem Hausflur zu, sondern sie wurden, indem sie vorgaben, auf das Abladen der Koffer zu warten, von einer inneren Zaghaftigkeit zurückgehalten, in dieses friedliche, schneebedeckte Bauernhaus einzutreten, aus dem doch eine so lockende und einladende Musik hervorflutete.

Endlich raffte sich Heinrich auf. Er hatte den Stadtkutscher bezahlt, und mit hellem Schellengeläut wendete der Schlitten auf die Landstraße hinaus.

„Komm, liebe Herta", forderte Heinrich tief atmend auf. „Nun will ich dich meiner Mutter zuführen."

Und es blieb ihm nicht verborgen, daß auch das kleine Geschöpf neben ihm sich die Hand auf die Brust legte, als ob ihr jetzt etwas Schweres bevorstünde.

„Komm nur ganz unbesorgt."

Ein klingelnder Schlitten konnte zur Abendstunde nicht unbemerkt auf den Wirtschaftshof gelangen. Längst hatte Mutter Lotting das Geräusch aufgefangen und ihre Tochter Anna beauftragt, sich nach der seltsamen Störung umzusehen.

Im ersten Augenblick zuckte Herta an der Hand ihres Führers befremdet zurück, als sie die hohe, ebenmäßige Gestalt in dem dunklen Hausflur aufragend gewahrte.

„Das ist meine Schwester", flüsterte Heinrich der Betroffenen stärkend zu.

Von drinnen aber klang es mit einer klaren, überlegten Stimme: „Heinrich, wen bringst du uns noch so spät?"

Da fühlte die Eintretende, die Verschlagene, daß sie all ihre Kraft, all ihre berückenden Lebensgeister zu Hilfe rufen müsse, um sich ein für allemal den Eingang in dieses Haus zu erzwingen, das ihr ja schon an der Pforte ein Hemmnis entgegenwarf.

„Ich bin es, liebes Fräulein Kalsow. Ich, Herta Boddin."

Und während von der andern Seite ein leichter Ausruf des Erstaunens laut wurde, da hatte die Hereinspringende bereits beide Hände von Heinrichs Schwester ergriffen, von der sie beinah um Hauptеslänge überragt wurde, und nun preßte sie die Finger der Überraschten mit solcher Wärme und so freundschaftlichem Suchen, daß das große einfache Mädchen bereits bei der ersten Annäherung sich einer gewissen ehrfürchtigen Herzlichkeit nicht erwehren konnte.

Und nun fuhren Fragen und Antworten hin und her.

„Liebes gnädiges Fräulein, welche schöne Überraschung Sie uns bereiten, daß Sie uns auf einige Zeit besuchen wollen. Und ich darf wohl auch gleich Ihre Koffer hereintragen lassen? He, wo sind denn Jochen und Krischan? Die müssen helfen."

„Aber sagen Sie, werde ich Ihnen auch nicht lästig fallen?" flüsterte Herta verschämt, indem sie das blonde Haupt unter dem schwarzen Barett verlegen senkte. „Ich folge zwar Ihrer Einladung. Allein, da ich wirklich auf einige Wochen komme — Ach, ich hätte Ihnen darüber, liebe, liebe Anna — nicht wahr, so darf ich Sie doch nennen? — ich hätte Ihnen so viel darüber anzuvertrauen — —"

„Jetzt nicht, jetzt nicht", widersprach die Haustochter gerührt. „Wir haben ja hier so sehr viel Platz. Und wenn es Ihnen recht wäre, das heißt, sobald es Ihnen nicht widerstrebt, da lasse ich Ihre Sachen sogleich in das Dachzimmer tragen, wo ich nebenan schlafe. Ich glaubte, damit Sie sich nicht so einsam fühlen. Nun kommen Sie nur, liebes gnädiges Fräulein", setzte sie etwas beklommener hinzu. „Dort drinnen höre ich schon unsere Mutter vor der Tür auf und ab gehen. Und sie ist gewiß bereits neugierig, wen wir ihr hier draußen so lange vorenthalten."

Als der Name von Mutter Lotting fiel, spürte die kleine Blonde abermals einen schmerzhaften Stich. Immer die Mutter! In welcher Abhängigkeit mußten die beiden Menschen neben ihr von der Alten gehalten werden. Da hatte ihre eigene verstorbene Mama doch ganz anders mit ihr gelebt. Und doch — und doch! Die Widerwillige mußte sich bezwingen, galt es doch ein Heim, eine Zuflucht zu finden, ohne daß die andern von ihrer Bedrängnis etwas merkten.

Nein, das durfte nicht sein. Sie hatte sich vorgenommen, diese Landleute müßten ihren Besuch immerhin noch wie ein Geschenk betrachten.

„Ja, kommt," entriß sie jetzt auch Heinrich ihren ängstlichen Vorstellungen, „Mutting wird sonst doch ungeduldig."

Die niedrige weiße Tür wurde geöffnet.

Und da stand die kleine, hagere Frau wirklich bereits dicht neben der Schwelle, als ob sie die letzten Minuten über dort angestrengt gelauscht hätte. Auch schien sie durchaus nicht überrascht zu sein, obwohl sich ihre Hand dem Ankömmling zuerst nur schwer und zögernd entgegenreckte. Aber doch — ihre gekrümmte Nase stieß noch etwas spitzer als sonst, als sie sich jetzt bedeutungsvoll räusperte: „Guten Abend, liebes Fräulein."

Sie bot den Willkommen, wobei sie die Hand an ihrem schwarzen Kleid hin und her wischte.

„Sie haben sich nicht angemeldet. Sonst hätten wir sicherlich mit dem Abendbrot gewartet." Und auf eine lange Gestalt zeigend, die auf den Fenstertritt gestiegen war und deshalb etwas unheimlich Dürres und Aufragendes angenommen hatte, fügte sie vorstellend hinzu: „Dies ist unser Freund, der Küster Vierarm. Sie besinnen sich vielleicht noch von früher auf ihn, liebes Fräulein."

„Ganz auf meiner Seite", warf Herr Vierarm, ohne abzuwarten, ein.

Herta jedoch drängte sich an die kleine Frau, und plötzlich versenkte sie ihre blauen Augen in die beobachtenden von Frau Lotting, dann aber schlang sie ohne Übergang beide Arme heftig um Brust und Nacken der Verwunderten. Sie küßte die alte Dame gerade auf den Mund.



„Warum nennen Sie mich nicht ‚du‘ wie früher, Mutter Lotting?“ rief sie zutraulich und dringend. „Meine Mutter hat mir ja oft von ihrer besten Jugendfreundin erzählt. Deshalb“, setzte sie mit starkem Entschluß hinzu, „haben Sie mir, liebes, gutes Mutting, auch wohl nur auf einige Wochen einen Platz in Ihrem Haus angeboten, um mich von dem Schlag, der mich betroffen, aufzurichten. Nicht wahr, so darf ich das auffassen?“

„Hem — hem.“

Die Hausherrin räusperte sich, wandte sich halb zu dem Küster, der mit seinem Violinbogen eine wiegende Bewegung in der Luft vollführte, und ließ dann einen ihrer wägenden, abschätzenden Blicke über die kleine Gestalt hinschweifen. Aber der hingebende Ausdruck in den sprechenden blauen Mädchenaugen wurde immer beredter und bittender, bis Mutter Lotting nicht länger widerstehen konnte. Und sie hätte auch jetzt noch gezögert und irgendeine ausweichende Antwort erteilt, wenn sie nicht in jenem Moment auch ihren Sohn ins Auge gefaßt hätte.

Unter dem niedrigen weißen Eingang verharrte er noch immer, hatte die Fäuste fest zusammengepreßt und blickte nun fragend und zweifelnd von der kleinen Blonden zu seiner Mutter und wieder von der Hausherrin auf den Ankömmling. Da quoll es gehalten und überlegt von den Lippen der Mutter: „Wenn es Ihnen bei uns hier behagt, liebe Herta, und wenn Ihnen unser ganzes Leben und Treiben nicht zu fremdartig vorkommt, dann soll es mich freuen, Sie auf einige Zeit bei uns zu sehen. Wir werden ja noch Ihre Aussichten und Pläne besprechen, denn Sie haben sich wohl schon Ihre Gedanken über die Zukunft zurechtgeschnitten. Das muß ja der Mensch. Und nun, Anna, nimm dem Fräulein Mantel und Barett ab und sorge dafür, daß unser Gast noch etwas bekommt, was Leib und Seele zusammenhält. Denn Sie mögen wohl ordentlich durchgefroren sein, mein Kind“, setzte sie teilnahmsvoller hinzu.

Und als Herta gebeten hatte, daß sich die Herrschaften durch ihre Anwesenheit nicht in ihren musikalischen Vergnügungen, denen sie bisher gehuldigt hatten, stören lassen sollten, da glitt ein bedenkliches Lächeln über das Prophetenantlitz des Küsters.

„Nein“, sagte er, indem er von seinem Tritt herunterstieg und mit dem Fiedelbogen in der Luft hantierte. „Dieses nicht. Meine Kunst, ich meine die Handfertigkeit auf der Violine, langt wohl gerade für Werrahn aus. Aber für solch ein gebildetes Fräulein möchte es leicht keine Ohrenweide werden. Was sagen Sie dazu?“

Da fühlte Herta mit dem sicheren Instinkt für alle Nützlichkeiten des Lebens, der sie auszeichnete, daß es geraten sei, sich auch diesen Mann zu erobern, sobald ihr einige Zeit der Ruhe in dem eben betretenen Haus erblühen sollte.

Ach, Ruhe! Ruhe! Wer sie doch erwerben könnte!

Die Unrast, der Zweifel, die Unsicherheit, sie tobten und schrien ja hinter ihr her. Was wurde aus ihr? Wo gehörte sie hin? Wohin durfte sie ungestört und sicher ihr Haupt betten?

Und so heftig wurde sie wieder von diesen sie quälenden Fragen bestürmt, daß sie aufsprang, heimlich danach glühend, die Meinung dieses langen Mannes, der ihr doch sonst so herzlich gleichgültig geblieben wäre, für sich einzufangen und zu verbessern.

Und siehe da, sofort vermochte sie ihr frisches, quellendes Lachen aufklingen zu lassen, und während sie in ganz natürlich scheinender Heiterkeit versicherte, daß ihre musikalischen Kenntnisse ja nur ganz oberflächliche wären, wie sie nur Lust und Liebe zu leichten und bedeutungslosen Couplets und Operettenmelodien in sich spürte, da hatte sie sich bereits am Klavier niedergelassen. Und nun fuhr eine jener prickelnden Weisen durch die blaue Stube, so ins Ohr fallend, so kapriziös und anreizend, daß die alten Tragbalken sich verwundert reckten und knackten, denn derartige Lebensfreude hatte diesen Raum noch nicht oft durcheilt. Und dann summte sie zwischen ihren roten Lippen, die dazu zuckten und bebten, noch den leichtfertigen, prickelnden Text. Ihre Hände flogen, der kleine Körper wiegte sich anmutig hin und her.

Wer hätte ihr da gram sein können? Selbst die Hausfrau von Werrahn, die zuerst erstaunt, ja beinah fassungslos dastand, wurde allmählich von der hüpfenden Melodie und dem lebensfrohen Vortrag gefangen. Und als Mutter Lotte beinah ein wenig neugierig auf ihre Gefährten blickte, da nahm sie wahr, daß auch die andern drei von dem gleichen Zauber umrauscht wären.

Sieh nur, sieh, dachte Mutter Lotting und schüttelte ein wenig bedenklich das Haupt. Da steht nun dieser lange Griesgram, der Küster, der sie doch nicht leiden mag, ja, der das hübsche, blonde Mädchen sogar einen Kobold nennt. Da steht er auf dem Fenstertritt und schwingt aus Leibeskräften seinen Fiedelbogen, als müsse er eine Kapelle dirigieren. Und wie komisch er von Zeit zu Zeit das Bein hebt! Nein, das wäre wirklich zum Lachen. Und nun erst meine beiden. Heinrich und Anna. Nein, wirklich, da gilt es, aufzupassen. Meine Tochter, im Grunde doch mein kühles, nüchternes Abbild, sie hat sich sogar hinter den Sitz der Fremden gedrängt und streichelt ganz sachte und zart, damit es die andere nur ja nicht merkt, über die feinen, seidig blonden Haare. So schnell gibt sie sich? Das ist doch sonderbar! Aber nun Heinrich. Wie steht er seitwärts von dem Instrument, dicht in die Ecke gedrückt, damit er nur keinen Blick von der Sängerin abzuwenden braucht. Und wie starrt er sie an. Wie lacht der große, dumme Junge. Aufpassen, aufpassen, Mutter Lotting! Hier gilt es, zu hüten und abzuwehren. Aber nicht jetzt, sondern langsam und allmählich.

Und als wenn sie den Zauber, der alle gefangenhielt, gewaltsam durch ein rasches Wort brechen wolle, so warf die alte Frau mit ihrer kühlen und harten Stimme vernehmlich dazwischen: „Seit wann spielen Sie denn wieder, mein Kind? Stört Sie das nicht in Ihrer Trauer?“

Dieses Wort hätte nicht fallen dürfen. Die Musik setzte sofort aus. Die weißen, raschen Hände fielen wie mürbes Holz auf den Schoß der Kleinen, und die Mienen der drei Zuhörer verdüsterten sich und richteten sich vorwurfsvoll gegen die Hausherrin.

Herta aber saß einen Moment regungslos. Dann führte sie langsam die Finger an ihre Schläfen, preßte sie, als müsse sie sich selbst zur Besinnung bringen; dann aber flatterte sie empor, stieß ihren Stuhl zurück und nahm die erstaunte kleine Frau wieder in ihre Arme. So nahe brachte sie ihr blondes Haupt an die Schulter von Mutter Lotting, daß die Alte nur undeutlich und verschwommen den roten, bittenden Mund sehen konnte.

„Ach, Tante Kalsow“, bat sie. „Siehst du, so geht es mir. Du hast ganz recht, wenn du mich ausschimpfst. Tu das nur. Tu das tüchtig. Denn siehst du, gegen diese Art von Musik kann ich mich einmal nicht wehren, so



ernsthaft ich mich auch zusammennehme. Aber es soll nicht wieder vorkommen. Das verspreche ich dir. Und nicht wahr, jetzt bist du auch nicht mehr böse?"

Da war die kleine Frau vor dieser demütigen Zerknirschung das zweitemal bezwungen. Und so verwirrt fühlte sich die Hausfrau von Werrahn, daß sie im ersten Augenblick der Überraschung sogar überhörte, wie ihr blonder Gast sie in seiner schmeichelnden Unterwürfigkeit mit dem vertraulichen Du angeredet. Aber von da an fühlte sie es nicht mehr.

Man setzte sich noch einmal zu Tisch, dem neuen Ankömmling zuliebe, der eine so weite Schlittenfahrt durch Kälte und Schnee zurückgelegt hatte. Und wieder verwunderte sich Mutter Lotting von Werrahn höchlichst darüber, daß es sich sogar der Küster angelegen sein ließ, den fremden Kobold zu unterhalten. Er erklärte ihr die Einrichtung seines Geigenkastens und schwatzte von allerhand Zeug, während sie zulangte.

Gegen 10 Uhr verabschiedete sich der Küster.

Und als Anna das Licht ergriff, um dem Gast die Treppe nach ihrer Kammer voranzuleuchten, da streckte Mutter Lotting dem Mädchen mit ihrer langsamen Gemessenheit die Hand entgegen, um dann ein wenig zögernd zu äußern: „Schlafen Sie sich aus, liebes Kind. Und morgen besprechen wir dies und jenes miteinander. Dann werden Sie mir von Ihren Plänen erzählen, und warum Sie so unvermutet aus der Stadt abgereist sind. Das hat wohl seinen Grund, nicht wahr? Aber jetzt gehen Sie nur schlafen. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Anna begleitete den Ankömmling hinauf. Als die Haustochter jedoch die Tür des Mansardenstübchens hinter der großen braunen Galerie öffnen wollte, da fühlte sie ihre Hand plötzlich zurückgehalten. Ganz dicht schmiegte sich die Gestalt des fremden Mädchens an die ihre. Und zu ihrer größten Überraschung fühlte Heinrichs Schwester, wie ein Paar weiche Arme sich ihr fest und doch bebend um Brust und Hüften schlangen.

„Anna", bat eine leise Stimme vor ihren Ohren. „Haben Sie mich ein wenig lieb. Versuchen Sie es. Bitte, bitte, nur ein wenig. Ich habe es so nötig."

Und ohne die Antwort abzuwarten, wurde der Betroffenen der Leuchter aus der Hand genommen, und der Fremdling, der in diesem Hause heimisch werden wollte, war hinter der Mansardentür verschwunden.

Draußen umheulte eine Windsbraut das Haus, und sinnend stieg Anna die weißgescheuerten Stufen der Treppe herunter.

Aber noch etwas Wunderbares begab sich. Im dunklen Schatten der Diele ragte die hohe Gestalt des Bruders auf. Und wie nun die Herabsteigende an ihm vorbeischreiten wollte, da wurde ihre Hand hastig und ohne Übergang ergriffen. Stark preßte er sie. Als ob er der lieben Schwester irgend etwas von Herzen zu danken hätte. Aber nichts wurde zwischen den Geschwistern geäußert.

Wortlos trennten sie sich.

Und bald lag die gewohnte Ruhe und Sicherheit wieder über dem Heim zu Werrahn. Draußen aber tummelten sich die Flocken, und die weißen Bienenschwärme fuhren summend um das Haus.

Eine Viertelstunde später liegt Herta in ihrem Bett. Es ist ein großes, mächtiges Gestell, in dem sich die zierliche Gestalt fast verliert. Eine richtige Bauernlade, die für Riesen bestimmt ist. Aber diesmal streift das Mädchen die Decke nicht herunter, denn sie fröstelt. Deutlich hört sie den Schnee gegen die Fenster picken, als wenn ein hungriger Vogel Einlaß begehrt. Dann hebt sie das Haupt und schaut für einen Moment erschreckt durch den schräg gebauten Fenstereinsatz ihrer Mansardenstube zu den dunklen, jagenden Wolken empor, aus denen die Millionen weißer Punkte herabgeschüttet werden.

Oh, wie unbehaglich wirkt diese Stille!

Und während die Schlaflose sich in dem engen, lichtblau getünchten Raum umsieht, in dem nur ein paar helle fichtene Möbelstücke ihrer Bequemlichkeit dienen sollen, da wird sie von ihren aufgescheuchten Gedanken in jenes Haus zurückgetragen, das sie vor wenig Stunden verlassen.

Verlassen?

Sie wirft sich herum und preßt die Hände gegen die Brust. Laut und zornig hämmert ihr Herz hinter der weichen, seidigen Haut.

Verlassen?

Fortgejagt! Mit kühlen, nüchternen Worten bedeutet, wie ihr längeres Verweilen Mißdeutungen ausgesetzt sein könnte. Daß die Verhältnisse eines Lehrers es nicht gestatteten, für ihre weitere Existenz Sorge zu tragen. Ja, daß überhaupt das Hereinwachsen einer Fremden dem innigen Zusammenleben zweier Gatten, die aufeinander angewiesen seien, eine innere Unruhe verleihen müsse.

Innere Unruhe!

Mit solchen halb lächerlichen Worten hatte der wortkarge, verschlossene Mensch wirklich um sich gestreut. Oh, er war eben auch nur ein kahler, brothungriger Philister wie die vielen andern, über die er so oft Gericht hielt. War es doch der Kleinen vorgekommen, als ob ihn zuletzt ein schlecht verhehltes Grauen davor abgehalten hätte, ihr ins Gesicht zu blicken, oder als wenn ihn schlecht verhehlte Furcht daran verhinderte, überhaupt nur ihre Hand zu berühren. Und während sie sich in den dicken schweren Kissen herumwarf, da überrieselte sie die schauernde Erkenntnis, daß trotz alledem dieser Mensch einer von jenen gewesen sein müsse, über die ihr Macht verliehen sei. Ja, ja, es rauschte eine Ahnung in ihr, stärker und immer stärker, eine solche Herrschermacht, von der der Schulmeister in seinem Zorn geredet, eine solche Kraft hause in ihr, strebe nach Betätigung und Sieg, und es würde ihr Schicksal ausmachen, diese betörende Gewalt anzuwenden. Oh, wie wohl ihr in all ihrem Jammer und inmitten der dräuenden Verlassenheit dieses sie durchströmende Bewußtsein tat.

Vielleicht doch — vielleicht doch! Vielleicht gab es doch einen Aufstieg. Dieses solide, ehrbare Haus von Werrahn bedeutete vielleicht nur die erste Stufe der Leiter, die zur Sonnenbahn hinaufführte. Oder sollte sie schon auf der ersten Sprosse verweilen und stehenbleiben?

Abwarten, abwarten. Man würde sehen.

Und indem ihre Haut vor Frost schauert, preßt sie die kleinen Fäuste zusammen und dehnt trotzig die Glieder, als hätte sie die Sprosse jener unsichtbaren Leiter bereits erfaßt und gedächte nun auf der schaukelnden trotz Sturm und Unwetter in die Höhe zu klimmen.

Hinauf — hinauf!

Sie schließt die Augen. Und immer fester setzt sie den kleinen Fuß auf die Sprossen und klimmt empor!

(Fortsetzung folgt.)



Auf Haus und Gerät.

Inschriften von Walter Harlan.

Auf einen Stiefelknecht.

Ein Kinderspiel ist Sprüchemachen:
Auf Stiefelknecht und Bonzenthron,
Auf allen Siebensachen
Steht unsichtbare Inschrift schon.
In allen Siebensachen
Erscheint ein Daseinszweck und handelt,
Und alle Siebensachen
Sind Willen, in ein Ding verwandelt,
Und sind ein Schaffen und Götterlachen.

An einen Backofen.

Willst du spazieren durch Pläsir und Not,
Durch Welt und Himmel seligen Mutes,
Tu nichts, als was der Gott in dir gebot,
Vor allem back dein Brot — und gutes!

An ein Rathaus.

Bei dem und jenem Honigschlürfen
Hebt sich des Knaben Brust,
Der Mann hat nur noch Eine Lust,
Doch die der Götter: Wirken dürfen.

An einen Ziehbrunnen.

Ihre Pfützen laß den Tröpfen!
Eimer nur, der in die Tiefe sank,
Kann dir einen klaren Trank,
Auch vielleicht ein Nixlein schöpfen.

Einem Rezensenten ins Stammbuch.

Wenn du zum Genie mich adelst,
Sag ich gern: „Wie klug, wie fein!"
Selbstverständlich, wenn du tadelst,
Schreibst du Blech und bist gemein.

An eine Tischlerwerkstatt.

Meines Willens einzigletzte Meinung
Gute Tische sind es, gute Stühle,
Geldverdienen ist Begleiterscheinung. —
Immerhin erweckt es Lustgefühle.

An mein Tintenfaß.

Meines Lebens Zweck ist Einer:
Gib mir, Pan, daß ich das Eine schaffe,
Das nur ich kann, weiter keiner,
Das nie sein wird, wenn ich nun erschlaffe.

An einen Becher.

Willst du was Braves und Schönes wagen,
So sollst du deine Frau nicht fragen.

An die Tür einer Weinstube.

Noch manches Edelstocks Geranke
Wird von der Last sich biegen,
Noch mancher Jahrgang in den Kellern liegen,
Davon wir nichts und gar nichts kriegen,
— Es ist ein scheußlicher Gedanke.

Die Mode auf dem grünen Rasen.

Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

Immer mehr wird der Sattelplatz zu dem Zentrum, an dem man die weibliche Eleganz studiert. Neue Toiletten werden dort lanciert, alle Erzeugnisse der Mode spazierengeführt, die die neusten Formen, Farben und Eigenheiten des Modebildes zeigen. So sieht man gewissermassen die Straßentoilette einer ganzen Modeepoche in allen ihren Phasen vorüberziehen.

Ein bezeichnendes Modell für Leinen- und Batistkleider zeigt Abb. 6 (sitzende Figur). Hier breitet sich der englisch gestickte weiße Batist so über einem Unterkleid von lachsfarbener Libertyseide aus, daß das Obergewand, an den Knien aufhörend, die Seide als breiten Rockrand sichtbar werden läßt, den seinerseits am Saum wieder ein weißer Stickereistreifen abschließt. Eine dunkelrote Seidenschnur umspannt unter der Büste das Kleid, das die Form eines vorn gekreuzten Kimonos hat. Den lachsfarbenen, umfangreichen, flachen Hut ziert einzig eine hinter dem Kopf angebrachte weiße Reiheraigrette. Die seidenen Strümpfe und der ausgeschnittene, hochhackige Lederschuh mit der breiten, flachen Ripsschleife sind weiß. Abb. 6 zeigt ferner ein weißes, russisch gesticktes Batistkleid, auf dem die bunte Stickerei sich über Mieder und Hüften hin wie eine Jackenimitation zieht. Den Rocksaum umrandet ein drei Hände breiter empiregrüner Libertystreifen, der sich am Aermelabschluß und am Gürtel wiederholt. Den weißen Babyhut aus Tüllspitze ziert seitlich ein Busch rosa, in grünem Laub liegender Rosen. Auf Abb. 8 sehen wir die sehr beliebte Verbindung von weißem Stickereistoff mit schwarzem Samt. Gürtel, schmaler Rocksaum und Aermelbündchen sind aus schwarzem Samt, während von den Hüften abwärts ein schwarzer Libertyrock sich gerade unter dem durchsichtigen weißen Grund des Kleides ausspannt, das aus weißer Batiststickerei mit Einsätzen von Klöppelspitze glatt gearbeitet ist. Den schwarzen Libertyschirm bezieht, einen breiten, schwarzen Rand freilassend, weißer, gestickter Batist. Die Hutglocke aus schneeweißem Stroh krönt eine Kaskade von weißen Reihern. Auf dem Kleid (Abb. 3) sind Gürtel, Aermel und Rockrandstreifen aus schwarzem Seidenmusselin. Das Kleid selbst besteht aus lichtblauem Seidenmusselin über gleichfarbigem Liberty. Der gerade, in den Rock eingefügte rundumlaufende Spitzenstreifen sowie die am Mieder angebrachte Borte, Kragen- und Aermelaufschläge sind aus gelblicher Point-Lace. Die Kappe, wie eine Rodelmütze von großer Weite über den Kopf gezogen, besteht aus hellblauem Seidenmusselin mit weißen Spitzeneinsätzen und zeigt die übliche, nach hinten strebende Reiherzier. Beachtenswert sind noch die weißen Gamaschen über den schwarzen Lackstiefeln und die über die Schultern gehängte Tasche aus weißem Leder mit blauen Schnüren. Beides Lieb-





Phot. Géniaux.

1. **Schwarzer Tüllüberwurf**

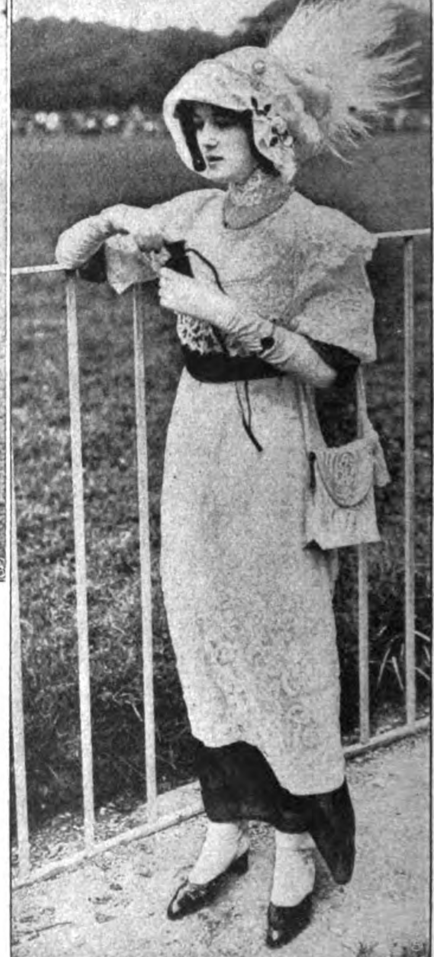
mit Besatz über weißem Spitzenkleid.



Phot. Géniaux.

2. **Weißes Kleid aus alter Kirchenspitze**

über schwarzem Futter.



Phot. Géniaux.

3. **Sommerkleid**

mit Mützchen, Tasche und Gamaschen.

lingskinder der Mode. Abb. 7 (links) zeigt wieder, diesmal in Dunkellila auf einem hellvioletten, seidengestickten Tüllkleid, die übereinstimmende Garnierung von Rocksaum, Gürtel und Aermeln; sie wird noch vervollständigt durch einen seitlich niederlaufenden, dunkellila Samtstreifen, der am Rand Gelegenheit zum Rockspalten gibt, wie wir es auch bei dem andern Kleid auf Abb. 7 finden. Hier begrenzt eine Fransengarnierung, die um den unteren Rockrand läuft, linksseitig hochgehend, zwei übereinanderfallende Rockteile und steigt bis in die Taille empor, wo sie sich wieder mit der Fransengarnierung des über die rechte Hüfte niederfallenden, kurzen, drapierten Ueberwurfes vereinigt. Den Stoff dieses mit einem runden Halseinsatz und losen Aermeln aus hellrotem Seidenvoile gezierten Kleides bildet starke, grobfädige graue Seide mit erhabenem Schnörkelmuster in rostbrauner Farbe. Eine andere Art des Rockspalts offenbart Abb. 11. Der Futterrock teilt sich vorn am Saum einfach baldachinartig auseinander. Untergewand und Schulterzier sind aus königsblauem Taft. Der vorn offene Rocküberwurf ist aus alter Kirchenspitze und das mit Spitzenstreifen verzierte, komplizierte Mieder aus gelblichem Seidenvoile. Der Hut besteht aus einer Lage dunkelblauer Seidenmusselinplatten, die hinten von einem Busch blauer Reiherfedern niedergedrückt werden. Alte Kirchenspitze hat auch bei dem Kostüm auf Abb. 2 Verwendung gefunden, wo sie in Verbindung mit spinnwebzartem, gesticktem weißem Mull, in Gestalt von Filet, auftritt. Das schwarzseidene Futterkleid wird am Rockrand als schmaler, umgenähter Saum sichtbar, und ein schwarzer Gürtel umschließt das russische blusende Mieder. Den schwarzen Roßhaarturban streicht ein Busch schwarzer Paradiesvögel nach hinten. Eine weit originellere Verbindung von Filetgipüre und schwarzem Seidenstoff bringt Abb. 1; hier liegt Schwarz über Weiß und nicht Weiß über Schwarz. Ein seitlich gespaltenes, den breiten Rockrand freilassendes schürzenartig geformtes Ueberkleid aus schwarzem Tüll mit breiter, schwarzer Atlasumrandung bedeckt, im Gürtel von einer Schnur zusammengehalten, das glatte, kittelartige Untergewand aus alter Filetgipüre. Die nach oben ausgebauschte Mütze besteht aus schwarzem Seidentüll. Auf dem Kleid (Abb. 10, links), bildet Filet, mit roter Seide unterlegt und an Ausschnitt und Aermeln mit schwarzem Samt eingefaßt, den vorn kurzen, hinten bis über die Knie reichenden Ueberwurf über einem champagnerfarbenen Kleid aus Atlastuch. Schirm und Hutfutter sind rot, die Straußen-



Phot. Géniaux.

4. **Einfaches Atlasstraßenkleid und Toilette** aus perlengesticktem Tüll mit Babyhaube.

5. **Kleid in grau und weiß** aus dicker Spitze und Perlenstickerei.

Phot. Manuel.



Phot. Manuel.

6. **Zwei Sommerkleider aus Batist und Libertyseide.**



Phot. Géniaux.

7. **Zwei Sommerkleider** mit nur beim Gehen sichtbaren Rockspaltungen.



federn champagnerfarben. Das andere Gewand auf der gleichen Abbildung ist besonders merkwürdig durch seine kurztaillige gestreifte und von einer Schnur eingehaltene Seidenjacke. Die Streifen sind weiß und lichtgrün, lichtgrün auch das Seidenfutter des weißen gestickten Batistkleides, über das von der hochgegürtelten Taille zwei Frackenden aus grüngefütterter Spitze wie Schärpenenden niederfallen. Den flachen, mit dunkelgrünen Samtbindebändern gezierten Hut schmücken flach aufgelegte grüne Blättchen, auf denen sich ein Tuff dunkelroter Rosen erhebt. Einen größeren Gegensatz stellen die beiden Gewänder auf Abb. 4 dar. Brauner Atlas bildet das Material des schlichten Schneiderkleides, dessen einzig auffrischende Garnierung in dem Kragenrevers der Jakke aus alter venezianischer Spitze besteht. Den glatten Roßhaarhut krönt, an der Zylinderform emporrankend, eine volle braune Straußfeder. Das andere Kleid vereinigt alle Launen der letzten Mode. Der doppelte, oben runde, unten zipflig endigende Ueberrock, unter dem noch der eigentliche Futterrock aus mit Liberty unterlegtem weißem Spitzenstoff schleppend hervor-

Phot. Géniaux.
8. **Kleid mit Stickereistoff**
und schwarzem Samt.

Phot. Géniaux.
9. **Weißes Prinzeßgewand**
mit Goldstickerei.

Phot. Géniaux.
10. **Spitzenkleid**
und Jacke mit kurzer Taille

Phot. Géniaux.
11. **Vorn gespaltener Rock**
aus alter Kirchenspitze.

Phot. Manuel.
12. **Kleid mit Blusenjacke und gespaltenem Rock.**
Burnusmantel aus Spitze.

kommt, ist aus nattierblauem Seidenmusselin mit blauen Perlen schwer gestickt, der umrandende Streifen blauer Atlas. Die Umrahmung des kleinen Halsausschnitts oberhalb des glatten, dunklen, perlengestickten Mieders sowie die Glockenärmel sind aus dem Spitzenstoff des Futterrocks. Die Tasche ist aus schwerem Goldbrokat mit langer, goldener Schnuröse. Das Häubchen in der Form der Babymützen aus gerüschter, weißer Spitze mit einer von hinten heraufsteigenden und nach Art der altjapanischen Zöpfe vorn übernickenden Paradiesvogelfeder in Stahlblau verziert. Perlenstickerei garniert auch das Kleid auf Abb. 5, dessen Grundform aus dicker weißer Clunyspitze auf einem Unterkleid von weißem Batist liegt. Der breite, unterhalb der Hüften den Rock umziehende Streifen sowie die Kragengarnierung des Mieders sind aus rauchgrauem Seidentüll mit weißen Perlchen gestickt; den grauen Hut krönen weiße Straußfedern. Aus dem ausgeschnittenen weißen Lederschuh lugt der graue Seidenstrumpf. Eine Fransenborte in weißer Seide umgibt den Rockrand. Besonders elegant in seiner komplizierten Einfachheit mutet das Kleid auf Abb. 9 an. Weißes Prinzeßgewand aus Seidenvoile mit Rand von wertvoller Filetgipüre, der vorn höher angesetzt, nach hinten schräg herabfällt und das schleppende Unterkleid aus grünem Atlas mit gestickter Randgarnierung von goldenen Lorbeerblättchen sichtbar werden läßt. Lichtgrüne Seidenmusselinschoßjacke mit der gleichen Stickerei, die sich auf dem grünen Taftschirm wiederholt. Aus dem schwarzen Samthutturm fallen nach hinten schwarze Straußfedern heraus. Abb. 12 (links) zeigt eine kurze, blusende Schoßjacke mit Gürtel zu einem zweimal am Rand über einem faltigen Unterkleid gespaltenen Rock. Das andere Kleid läßt über einem violetten gemusterten Foulardkleid einen schwarzen Spitzenmantel in Burnusform sehen. Der Schirm, der am Knopf seines Naturholzstockes eine Oese aus Seidenschnur zum Ueberhängen über das Handgelenk zeigt, ist eine neue, praktische Erfindung für die Rennplätze und trägt hier den Namen „Ombrelle de Longchamps", weil er beim Grand Prix zuerst gesehen wurde. Eigenartig, nicht in der Form des Griffes, sondern des Daches, ist auch der Schirm auf Abb. 13, der mit seiner hohen Glocken- oder Kuppelform die allereigenste Erfindung der diesjährigen Mode darstellt. Ursprünglich bestimmt, zu den sehr hohen, spitzen, aber wenig umfangreichen Hüten getragen zu werden, die völlig in die Schirmkuppel hineinkriechen, nimmt man sie jetzt auswahllos, wie vorstehend, auch zu breitrandigen Hutformen. Besonders modern wird der hier dargestellte Kuppelschirm durch das die Wölbung bildende Streifenmuster und den einfarbigen Rand. Klementine.

Phot. Meurisse.

13. Moderner Kuppelschirm mit Streifengrund u. glattem Rand.

Bilder aus aller Welt.

Hofphot. Weis.

Otto Wagner, bekannter Wiener Architekt, wurde 70 Jahre.

Am 13. Juli vollendete Otto Wagner, der bedeutendste moderne Architekt Wiens und der verehrte Meister aller jüngeren Baukünstler Oesterreichs, sein 70. Lebensjahr. Wien verdankt dieser starken künstlerischen Persönlichkeit mehrere seiner besten Gebäude, so die neue Postsparkasse, und es erwartet von dem greisen Künstler noch eine große Leistung, den Bau eines Museums am Karlsplatz.

Der Dampfer „Cap Arcona" der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft hat 14 argentinische Offiziere nach Deutschland gebracht, die eine Zeitlang in unserer Wehrmacht Dienst tun sollen. Unsere Aufnahme zeigt die Herren mit ihren Familien auf dem Promenadendeck des Dampfers.



Vierzehn argentinische Offiziere mit ihren Familien auf der Fahrt nach Deutschland zum Antritt ihrer Kommandos in der deutschen Armee.

Dr. Hans Löwenfeld, der neue Direktor des Hamburger Stadttheaters, hat dieser Bühne einen tüchtigen Ersten Kapellmeister, Herrn Alfred Szendrei verpflichtet, der bisher am Stadttheater in Brünn tätig war und sich bestens bewährt hat.



Phot. Pietzner

Alfred Szendrei wurde als I. Kapellmeister nach Hamburg berufen.

Im Neuen Königlichen Opernhause in Berlin führt zurzeit der Grazer Direktor Heinrich Hagin mit einem trefflichen En-



Phot. Rembrandt.

Frl. Luise Petzl,
vom Hamburger Stadttheater, gastiert in der Berliner Hagin-Oper.



Phot. Gebr. Heckel.

Prof. Fedor Flinzer †
bekannter Maler und Illustrator.



Phot. Sanden.

Rittmeister von Umlauff-Frankenwell,
der erste österreichische Feldpilot.

semble Meisterwerke der Opernliteratur auf. Unter den tüchtigen Künstlern, die bei diesen Aufführungen mitwirken, befindet sich Frl. Luise Petzl vom Hamburger Stadttheater. Sie hat bei dem Berliner Publikum großen Erfolg.

Vor einiger Zeit starb der bekannte Illustrator Professor Fedor Flinzer, der sich als langjähriger städtischer Zeicheninspektor in Leipzig besonders au[f] dem Gebiet des Zeichenunterrichts große Verdienste errungen hat.

Der österreichische Rittmeister Hans Umlauff Ritter von Frankenwell hat kürzlich einen glänzenden Fernflug von Wien-Neustadt nach Budapest ausgeführt und dadurch als erster österreichischer Flieger den Titel eines Feldpiloten der österreichisch-ungarischen Armee erhalten.

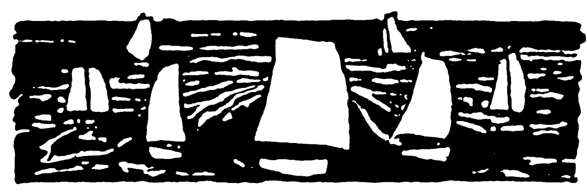
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE WOCHE

Nummer 30. Berlin, den 29. Juli 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 30.



Die sieben Tage der Woche.

20. Juli.

Das Kommando der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika meldet, daß in der Landschaft Urundi Karawanen farbiger Händler ausgeraubt und niedergemacht, auch deutsche Polizeipatrouillen beschossen worden sind. Dem Residenten von Urundi wurde anheimgestellt, eine Strafexpedition gegen die Unruhestifter zu unternehmen.

Bei der Prinz-Heinrich-Fahrt erhält den Preis des Prinzen Heinrich der Royal-Automobile-Club.

21. Juli.

In Straßburg i. E. treten die Angestellten der Straßenbahn in den Ausstand; infolgedessen ruht der gesamte Betrieb.

Das österreichische Abgeordnetenhaus wählt mit großer Majorität den Abgeordneten Dr. Julius Sylvester, Mitglied des Deutschen Nationalverbandes, zum Präsidenten (Portr. S. 1253).

Die bulgarische Nationalversammlung nimmt das Gesetz über die Aenderung der Verfassung mit 325 gegen 61 Stimmen endgültig an.

Aus Haiti kommt die Nachricht, daß die Aufständischen die Stadt Cap Haitien eingenommen und geplündert haben.

22. Juli.

Der Straßenbahnerstreik in Straßburg i. E. wird durch Bewilligung der Forderungen der Angestellten beendet.

Auf seinem Gute Miloslaw stirbt der polnische Politiker Josef von Koscielski, Mitglied des Herrenhauses.

Aus Elksar wird ein neuer spanisch-französischer Zwischenfall gemeldet. Danach ist der französische Leutnant Thiriet von mauretanischen Soldaten der Askaritruppen mißhandelt worden.

Der Exschah Mohammed Ali zieht in Astrabad ein und wird von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt.

Der amerikanische Senat nimmt den Handelsvertrag mit Kanada mit 53 gegen 27 Stimmen an.

23. Juli.

In Racconigi verlobt sich die Prinzessin Helene von Serbien Tochter des Königs Peter, mit dem Prinzen Johann, Sohn des Großfürsten Konstantin von Rußland.

In Konstantinopel bricht eine gewaltige Feuersbrunst aus, durch die große Teile der Stadt eingeäschert werden. Der Kriegsminister Mahmud Schewket-Pascha wird durch einen herabstürzenden Balken verletzt.

In Mitteleuropa herrscht außergewöhnliche Wärme; allenthalben ereignen sich Hitzschläge.

24. Juli.

Im englischen Unterhause erklärt der Premierminister Asquith bei der Debatte über die vom Oberhause mit starken Veränderungen zurückgelangte Vetobill, er werde die Prärogative des Königs anrufen, sofern die Lords der Wiederherstellung der Regierungsvorlage nicht zustimmten.

Aus Haiti kommt die Meldung, daß die Aufständischen den General Thomas gefangen und enthauptet haben.

Papst Pius X. läßt wegen einer Unpäßlichkeit bis auf weiteres alle Audienzen absagen.

In Breslau wird der 40. Bundestag Deutscher Barbier-, Friseur- und Perückenmacher-Innungen eröffnet.

25. Juli.

Aus Teheran wird gemeldet, daß das Parlament den Sepehdar, der des Hochverrates verdächtig erscheint, seines Amtes entsetzt hat.

Der in Montreal (Kanada) befindliche deutsche Kreuzer „Bremen" erhält den Befehl, sofort zur Wahrung der deutschen Interessen auf Haiti nach Port-au-Prince zu gehen.

In Skutari bei Konstantinopel bricht, während der Brand in der Hauptstadt selbst gelöscht ist, eine Feuersbrunst aus.

26. Juli.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Kaiser zuerst unter den Staatsoberhäuptern dem Sultan telegraphisch sein Beileid anläßlich des Brandes von Konstantinopel ausgesprochen hat. Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg sandte gleichfalls ein Beileidstelegramm.

Polizeiverordnung und Ortsstatut.

Von Justizrat Prof. Dr. Paul Alexander-Katz, Berlin.

Alljährlich werden in Deutschland viele Hunderttausende von polizeilichen Strafbefehlen und Polizeiverfügungen erlassen. In der Einleitung berufen sich diese Urkunden fast stets auf Polizeiverordnungen und Ortsstatuten, die übertreten sein sollen oder auf Grund deren die Polizeibehörden einschreiten. Zehntausende von Gerichtsverfahren über solche Strafbefehle und Polizeiverfügungen finden alljährlich in Deutschland statt. Darum gibt es nicht viele erwachsene Menschen im Deutschen Reiche, die nicht schon irgendwann mit solchen obrigkeitlichen Verfügungen zu tun gehabt haben. Solche Verfügungen werden regelmäßig auf Grund von Polizeiverordnungen und Ortsstatuten erlassen. Darum ist es zweckmäßig, daß sich die breite Oeffentlichkeit mit diesen Erscheinungen des Rechtslebens näher befaßt.

Woher nimmt die Gemeinde das Recht, Ortsstatuten zu erlassen, woher die Polizeibehörden das Recht, Polizeiverordnungen zu erlassen? Aus eigenem Recht haben sie derartige Befugnisse nicht, vielmehr können sie diese nur durch den Staat erhalten, und sie erhalten sie im Wege der Gesetzgebung. Der Staat gewährt ihnen in seinen Gesetzen die Befugnis, über genau bestimmte Gegenstände in fest geordneten Grenzen Ver-

ordnungen oder Statuten zu erlassen. Die Verordnung oder das Statut erhält seine Rechtskraft also stets durch ein Gesetz. Hält sich die Verordnung oder das Statut an die ihnen durch das Gesetz gezogenen Grenzen, so sind sie gültig; soweit sie die gesetzlich festgestellten Grenzen überschreiten, sind sie ungültig. Soweit sie ungültig sind, muß ihre Ungültigkeit festgestellt werden, damit die auf Grund der ungültigen Verordnung erlassenen Verfügungen oder Strafbefehle außer Kraft gesetzt werden. Um dies zu erreichen, muß Einspruch eingelegt, Beschwerde erhoben oder Klage angestellt werden, wie dies in den verschiedenen Gesetzen vorgeschrieben ist. Hiermit halten sich aber die meisten Empfänger solcher Verfügungen, die anfechtbar sind, nicht auf. Sie bezahlen oder fügen sich, weil ihnen dies als das kleinere Uebel erscheint, gegenüber den Mühen und Kosten einer Prozeßführung.

Aber die Zahl der ganz oder teilweise ungültigen Polizeiverordnungen und Ortsstatuten ist ziemlich groß; darüber ist kein Wissender im Zweifel. Polizei- und Ortsbehörden suchen eben in ihren Anordnungen häufig bis an die äußersten in den Gesetzen ihnen gesteckten Grenzen zu gehen. Daß bei diesem Vorgehen nicht selten Grenzüberschreitungen vorkommen, ist nur natürlich. Dazu kommt, daß die bloße Wohlfahrtspflege kein Gegenstand polizeilichen Einschreitens ist, daß sich aber häufig Wohlfahrtsbestrebungen bei der Vertretung von anderen Interessen verfolgen lassen, die polizeilich wahrzunehmen sind. Auch bei der Verfolgung von Wohlfahrtsinteressen kommen leicht Grenzüberschreitungen vor.

Bisher gibt es kein Rechtsmittel, durch dessen Gebrauch es ermöglicht wäre, solche Polizeiverordnungen oder Ortsstatuten für ungültig erklären und außer Geltung setzen zu lassen. Vielmehr sind die ordentlichen und die Verwaltungsgerichte berechtigt und verpflichtet, in den von ihnen zu entscheidenden Rechtsstreitigkeiten die Gültigkeit der in Betracht kommenden Polizeiverordnungen im ganzen und in ihren einzelnen Vorschriften zu prüfen und eventuell als ungültig zu erklären und zu behandeln. Diese Prüfung und Entscheidung bildet aber immer nur einen Zwischenpunkt. Das Resultat findet sich also niemals im sogenannten Tenor der Entscheidung, sondern stets ausschließlich in den Gründen, erwächst also niemals in Rechtskraft.

Eine solche Zwischenentscheidung kann im Zivilprozeß erfolgen. Wird z. B. (auf Grund des § 823 Abs. 2 B. G. B.) auf Schadensersatz geklagt, weil der Beklagte „gegen ein den Schutz eines Anderen bezweckendes Gesetz", nämlich eine Polizeiverordnung verstoßen habe, so hat der Zivilrichter zu prüfen, ob die Polizeiverordnung gültig ist. Wird eine Anklage wegen Uebertretung einer Polizeiverordnung oder eines Ortsstatuts erhoben, so hat der Strafrichter die Gültigkeit dieser Vorschriften nachzuprüfen. In gleicher Weise hat sie der Verwaltungsrichter zu prüfen, wenn eine auf Grund der Polizeiverordnung oder des Ortsstatuts erlassene polizeiliche Verfügung im Verwaltungsstreitverfahren angefochten wird.

Wird aber eine Polizeiverordnung oder ein Ortsstatut z. B. vom Verwaltungsrichter bei Gelegenheit der Anfechtung einer polizeilichen Verfügung ganz oder teilweise für ungültig erklärt, so hat dies, wie allgemein bekannt ist, keineswegs zur Folge, daß ein solches Urteil auch zu Gunsten jedes Dritten gilt, und hat auch andererseits keineswegs zur Folge, daß die Stelle, von der die Polizeiverordnung oder das Ortsstatut ausgegangen ist, nunmehr schleunigst die Verordnung oder das Statut aufhebt oder ändert. Vielmehr versuchen nicht wenige Polizeibehörden und Gemeindebehörden die für ungültig erklärte Verordnung oder das für ungültig erklärte Statut weiter anzuwenden. Es ist aber nicht jedermanns Sache, Prozesse zu führen. Deshalb lassen sich zahlreiche Betroffene die Verfügungen, die auf Grund solcher ungültigen Bestimmungen ergehen, ruhig gefallen. Wenn aber einer sich diese Verfügung nicht gefallen läßt, sondern Beschwerde erhebt, so ist er keineswegs sicher, daß die Beschwerdeinstanz seiner Berufung auf das verwaltungsgerichtliche Urteil stattgibt, vielmehr kommt es nicht selten vor, daß er genötigt wird, auch seinerseits den Verwaltungsrichter anzurufen und daß nunmehr über die Gültigkeit und die Ungültigkeit der einmal für ungültig erklärten Rechtsnorm von neuem gestritten werden muß. Noch viel schlimmer steht die Sache, wenn eine Polizeiverordnung oder ein Ortsstatut von den ordentlichen Gerichten für ungültig erklärt worden ist; dann kümmert sich die Verwaltungsbehörde häufig um diese Entscheidung überhaupt nicht, sondern erläßt auf Grund der für ungültig erklärten Polizeiverordnung immer von neuem Strafbefehle und erläßt auf Grund dieser für ungültig erklärten Polizeiverordnung immer von neuem Polizeiverfügungen. So habe ich es in meiner Praxis erlebt, daß einer meiner Klienten gleichzeitig auf Grund dieser für ungültig erklärten Polizeiverordnung in sechs verschiedene Strafverfahren und drei verschiedene Verwaltungsstreitverfahren verwickelt war, obwohl die ordentlichen Gerichte die Polizeiverordnung in ständiger Praxis für ungültig erklärten. Dabei können sich noch Kontroversen zwischen den Verwaltungsgerichten und den ordentlichen Gerichten ergeben. Die Verwaltungsgerichte können in ständiger Praxis einer bestimmten Polizeiverordnung die Gültigkeit zusprechen, während gleichzeitig in ebenso ständiger Praxis die ordentlichen Gerichte die Polizeiverordnung für ungültig erklären.

In alledem liegt offenbar ein schwerwiegender Mißstand der geltenden Rechtslage, der beseitigt werden muß. Das Mittel zur Beseitigung dieses Mißstandes müßte darin liegen, daß eine Polizeiverordnung, die durch ein rechtskräftiges Urteil, sei es der Verwaltungsgerichte, sei es der ordentlichen Gerichte, für ungültig erklärt wird, durch diesen Ausspruch, soweit die Ungültigkeitserklärung reicht, außer Kraft tritt. Handelt es sich im Zivil-, Straf- oder Verwaltungsverfahren um die Ungültigkeit einer Polizeiverordnung, so müßte das erkennende Gericht, wenn es die Polizeiverordnung ganz oder teilweise für ungültig erklären will, gehalten sein, im Tenor des Urteils auszusprechen, daß und inwieweit die Polizeiverordnung für ungültig erklärt wird. Mit der Rechtskraft dieses Urteils müßte die Polizeiverordnung von Rechts wegen die Gültigkeit verlieren. Ein solches Urteil müßte von Amts wegen in dem Publikationsorgan derjenigen Stelle, die die Polizeiverordnung erlassen hat, bekannt gemacht werden.

Dabei müßte der entscheidende Zivil-, Straf- oder Verwaltungsrichter verpflichtet sein, bevor er zur Ungültigkeitserklärung gegenüber einer Polizeiverordnung oder eines Ortsstatuts schreitet, diejenige Stelle, von der die Norm ausgegangen ist, zu dem Verfahren beizuladen. Diese Stelle müßte berechtigt sein, dem Verfahren zu dem Zweck beizutreten und in ihm mitzuwirken, um die Aufrechterhaltung der angegriffenen Norm zu erwirken.



Auf diese Weise würde eine klare Rechtslage geschaffen und die Behelligung des Publikums durch die Polizeibehörde auf Grund schon einmal für ungültig erklärter Vorschriften von Polizeiverordnungen oder Ortsstatuten ausgeschlossen werden. Auf diesem Wege würde eine wirkliche Rechtskontrolle gegenüber den Polizeiverordnungen durchgeführt werden können. Dies wäre auch ein Weg, um die Verwaltungsgerichte und die ordentlichen Gerichte von unnötigen Prozessen zu entlasten.

Andererseits wird es vielfach als eine Belästigung empfunden, daß alte, längst vergessene Polizeiverordnungen, insbesondere aus der Zeit vor der Preußischen Verfassung, wieder ins Leben gerufen und angewendet werden. Diesen Mißständen will der bekannte Antrag des Abgeordneten Schiffer und Gen. begegnen. (Nr. 674 der Drucksachen des Hauses der Abgeordneten, 21. Legislaturperiode, IV. Session 1911). Dieser Antrag hat folgenden Inhalt: Es soll eine Klage auf Feststellung der gänzlichen oder teilweisen Rechtsungültigkeit einer Polizeiverordnung für zulässig erklärt werden. Diese Klage soll aber nur innerhalb eines Jahres seit der ersten ordnungsmäßigen Verkündigung der Polizeiverordnung oder nach Inkrafttreten des Gesetzes zugelassen sein. Das Oberverwaltungsgericht soll in einer Besetzung von vier Mitgliedern unter Zuziehung von drei Mitgliedern des Kammergerichts entscheiden. Im übrigen soll die Rechtswirksamkeit einer jeden Polizeiverordnung nach Ablauf von 25 Jahren erlöschen. Und diese Vorschriften sollen auf Ortsstatuten, insbesondere Steuerordnungen, Gebührenordnungen und Reglements entsprechende Anwendung finden.

Diesem Antrag ist insofern gewiß zuzustimmen, als es gestattet werden soll, daß ohne Erlassung von Polizeiverfügungen die Gültigkeit von Polizeiverordnungen im Klageweg soll angefochten werden können. Dagegen ist nicht einzusehen, warum diese Anfechtung nur ein Jahr lang zulässig sein soll. Hoffentlich besteht nicht die Absicht, mit der Einführung dieser Anfechtungsklage die Zwischenanfechtung der Polizeiverordnungen im Zivil-, Straf- und Verwaltungsprozesse abzuschaffen. Wäre dies der Fall, so würde der Antrag Schiffer eine weitgehende Verschlechterung gegenüber dem geltenden Recht in sich schließen. Denn nach dem geltenden Recht besteht bereits die Möglichkeit der Inzidentanfechtung der Gültigkeit einer Polizeiverordnung oder eines Ortsstatus im Zivil-, Straf- oder Verwaltungsstreitverfahren, und für diese Rechtskontrolle gegenüber Polizeiverordnungen und Ortsstatuten durch die ordentlichen Gerichte und die Verwaltungsgerichte läuft zur Zeit keine Frist. Der Antrag Schiffer würde, wenn er so zu verstehen wäre, diese Rechtskontrolle abschaffen. Was aber der Antrag Schiffer an die Stelle setzt, kann den Wert dieser Rechtskontrolle nicht ersetzen. Man vergegenwärtige sich nur die praktischen Verhältnisse. Es erginge z. B. für Berlin wieder ohne Zustimmung der Gemeinde eine neue Bauordnung. Wie bei der gegenwärtig geltenden Bauordnung wäre die Zustimmung der Gemeinde „ergänzt“ worden. Nunmehr müßten die Interessenten von vornherein, ohne hierzu durch Eingreifen der Polizei genötigt zu sein, während des ersten Jahres nach Erlaß dieses umfangreichen Baugesetzes die Bauordnung studieren, um jede einzelne Bestimmung darauf zu prüfen, ob sie sich auch im Rahmen der polizeilichen Befugnisse hält. Nunmehr, wenn sie solche Bestimmungen gefunden haben, bei denen sie im Zweifel sind, ob sie für gültig angesehen werden können, werden sie genötigt, um diese Bestimmungen nicht in Rechtskraft erwachsen zu lassen, das Verwaltungsstreitverfahren beim Oberverwaltungsgericht anzufangen mit dem Antrage, die Polizeiverordnung in dem von ihnen gewünschten Umfange für ungültig zu erklären. In diesen Prozessen würde natürlich die Polizeibehörde die Richtigkeit der klägerischen Auslegung der Polizeiverordnung bestreiten. Es würde schließlich die Polizeiverordnung möglicherweise darum aufrecht erhalten werden, weil ihr das Oberverwaltungsgericht nicht denjenigen Sinn beimißt, den der zufällige Kläger in der Bestimmung findet. Dann wird die Klage abgewiesen, und wenn das Jahr für die Klage verstrichen ist, dann ist die Polizeiverordnung vor Anfechtung gesichert. Erst später in der Praxis stellt sich aber heraus, welche Bedeutung die Polizeibehörde ihrer Verordnung beimißt. Die Gründe des Oberverwaltungsgerichts, die die Abweisung der Klage begründen, haben keine Rechtskraft. Wie die Polizei ihre Verordnung handhaben will, ist lediglich ihre Sache. Der künftige Verwaltungsstreit kann sich nicht mehr darum drehen, ob die Polizei bei Erlaß der Polizeiverordnung ihre Grenzen überschritten hat, sondern nur noch darum, ob die Polizei bei Erlaß der Polizeiverfügung in den Grenzen ihrer eigenen Polizeiverordnung geblieben ist, als sie die angefochtene Polizeiverfügung erließ. Das ist keine Rechtskontrolle mehr, sondern bietet nur um so mehr Anreiz dazu, beim Erlaß von Polizeiverordnungen den Machtbereich der Polizei unrechtmäßig auszudehnen, als eben niemand Prozesse um die Gültigkeit von Polizeiverordnungen zu führen geneigt ist, wenn er nicht einen unmittelbar praktischen Anlaß dazu hat, wenn er also nicht durch einen gegenwärtigen Eingriff oder Angriff zur Verteidigung genötigt ist.

Andererseits bringt der Antrag Schiffer einen bedeutenden Fortschritt, wenn er zur Abschneidung künftiger Straf- und Verwaltungsprozesse die Möglichkeit eröffnet, von vornherein durch Feststellungsklage die Gültigkeit oder Ungültigkeit einer Polizeiverordnung feststellen zu lassen. In dieser Beziehung ist der Antrag Schiffer wärmstens zu begrüßen. Nur muß die Anfechtungsfrist fallen. Ebenso darin, daß er die Lebensdauer von Polizeiverordnungen beschränkt. Nach Ablauf von 25 Jahren seit ihren Inkrafttreten sollen nämlich nach dem Antrag Schiffer die Polizeiverordnungen erlöschen, die gegenwärtig geltenden Polizeiverordnungen nach Ablauf von 25 Jahren seit Erlaß des von ihm beantragten Gesetzes. Damit wird in heilsamster Weise herbeigeführt, daß unser Polizeirecht vor Verknöcherung bewahrt wird. Spätestens nach 25 Jahren muß ein durch Polizeiverordnung geregelter Gegenstand neu geregelt werden, widrigenfalls die Regelung überhaupt fortfällt. Dies ist besonders wichtig bei solchen Polizeiverordnungen, zu deren Erlaß die Mitwirkung irgendeiner anderen Behörde vorgeschrieben ist, namentlich solcher Verordnungen, die nur mit Genehmigung der Gemeinden erlassen werden können. Hier wird eine wiederholte allseitige Prüfung der Materie durch die von Schiffer vorgeschlagene Regelung herbeigeführt werden. Das Polizeirecht wird also fortgesetzt im Flusse bleiben und mit den wechselnden und wachsenden wirtschaftlichen Bedürfnissen der Bevölkerung fortgesetzt in Einklang gesetzt werden.



Deutsche Interessen in Guatemala.

Von Konsul A. Wiatrak.

Die soeben erfolgte Errichtung einer Gesandtschaft Guatemalas in Berlin und deren Besetzung durch den früheren Minister Juan Barrios lenkt die Aufmerksamkeit auf diese Republik und ihre Beziehungen zum Deutschen Reich. Schon seit langem bedurfte es eines offiziellen Bandes zwischen den beiden Staaten, denn Guatemala nimmt nicht nur eine bevorzugte Stellung im mittelamerikanischen Staatenkreis ein, sondern ist auch von ganz besonderer wirtschaftlicher Bedeutung für Deutschland.

Guatemala ist die bevölkertste und reichste der fünf Republiken Zentralamerikas und kann mit seiner üppigen, tropischen Vegetation, seinen durch vulkanische Eruptionen wildzerklüfteten Landschaften, seinen bunten Vogelarten, vom goldgrünschillernden Paradiesvogel bis zum schmetterlingsgroßen Kolibri, als eines der malerischsten Länder des Erdballs bezeichnet werden. Während des ganzen Jahrs blühen hier die prächtigsten Blumenarten. Von der stolzen Rose bis zu dem bescheidenen Veilchen bietet die Flora im bunten Durcheinander die herrlichsten Gaben. Selbst in dem einfachsten Hausgärtchen werden Orangen- und Zitronenbäume neben Bananen gepflegt, deren Früchte die glücklichen Besitzer zu jeder Jahreszeit pflücken können. Die bei uns so kostbaren Orchideen wachsen in verschiedenen Variationen wild in jenem gesegneten Land, und die prächtigsten Arten dieser edlen Pflanze werden von den Indianern für wenige Centavos nach der Stadt gebracht.

Das hervorragendste landwirtschaftliche Erzeugnis Guatemalas ist der Kaffee, den das Kaiserlich Deutsche Gesundheitsamt in Geschmack und Aroma den besten Produkten dieser Art beizählt. In seiner rationellen Verwertung liegt auch der Hauptreichtum des Landes. Durch die neuerdings fertiggebaute interozeanische Bahn wird der frühere schwierige Transport um das Kap Horn um ca. zwei Monate verkürzt. An den gewaltigen Kaffeepflanzungen hat kein Land der Welt einen so großen Anteil wie Deutschland. Ueber 400 Millionen Mark deutschen (meist Hamburger) Kapitals sind in den Plantagen und im Import angelegt. Allein mehr als die Hälfte der gesamten Kaffeeproduktion dieses berühmten Kaffeelandes ist in den Händen rühriger Hamburger Firmen, die in friedlichem Wettbewerb mit der englischen Nation unsere Vettern jenseits des Kanals bei weitem überflügelt haben.

Außer dem Kaffee gedeiht in Guatemala besonders auch der Kakao, dessen Anbau sich jedoch um so weniger entwickelt, je weiter die lukrativeren Anpflanzungen des Kaffees fortschreiten. Gegenüber der Bedeutung der Kaffeeplantagen tritt jede andere Produktion, außer dem Maisbau, der das tägliche Brot für die Landbevölkerung liefert, in den Hintergrund.

Einen wesentlichen Aufschwung erfuhren neuerdings Bergbau und Viehzucht, die durch die nunmehr das ganze Land vom Atlantischen zum Stillen Ozean durchquerende Eisenbahn gewinnbringenden Unternehmungen der Nordamerikaner erschlossen sind. Als Folge der günstigen Eisenbahnverbindung, der sich eine direkte Dampfschiffverbindung mit Neuyork und Europa anschloß, macht sich auch eine weit größere Regsamkeit im Handel bemerkbar, ein Vorteil, der nicht nur Guatemala, sondern ganz Zentralamerika zugute kommt.

Die klimatischen Verhältnisse der 5000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Hauptstadt Guatemala sind weit günstiger als die der Küstenstädte, wo so mancher der eingewanderten Europäer dem tückischen Fieber verfallen ist. Wer in der gesunden Hauptstadt wohnt, deren Durchschnittstemperatur der unserer warmen Junitage gleichkommt, vermag sich bald zu akklimatisieren. Die Hauptstadt Guatemala ist der Sitz der Gesandtschaften und Konsulate fast aller bedeutenden Länder für sämtliche fünf Republiken Zentralamerikas. Ebenso hat der Erzbischof für Zentralamerika dort neben der im schönen Barockstil gebauten Kathedrale seinen Sitz.

Recht angenehm gestaltet sich hier das gesellschaftliche Leben, das seine Konzentrationspunkte in den verschiedenen Klubs findet. Picknicks in den nahen Gebirgsschluchten und Zypressenwäldern werden arrangiert, Konzerte veranstaltet, und gelegentlich fehlt es trotz der Tropenwärme nicht an einem fröhlichen Bal champêtre. Den Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft bilden die Familien der diplomatischen Vertreter der ausländischen Mächte, die Pflanzer sowie vor allem die Person des Präsidenten der Republik, des ehemaligen Advokaten Lic. Don Manuel Estrada Cabrera, in dessen Händen die Regierungszügel schon über zehn Jahre ruhen. Er hat es verstanden, das bei seinem Amtsantritt stark verschuldete Land langsam, aber sicher zu heben. Seine bereits erreichten Hauptziele sind die Erhaltung des Friedens und Verbesserung des Schulwesens, dem er namentlich seine Sorgfalt widmet.

Als Pflegestätten der Wissenschaft und Kunst sind Universität, Kriegsschule, eine deutsche Schule, Museum, Theater und ein vom jetzigen Präsidenten der Schuljugend gestifteter Minervatempel vorhanden. Neben den ersten theatralischen Leistungen, die von gastierenden italienischen Opern- und spanischen Schauspielgesellschaften geboten werden, stehen die Stiergefechte in der großen Arena im Vordergrund des Interesses. Hoch und niedrig, Europäer und Indianer verfolgen sie mit atemloser Spannung.

Fast zwei Millionen Menschen bevölkern Guatemala, das ein viermal so großes Areal wie Belgien einnimmt. Die weitaus größere Zahl der Einwohner besteht aus gut kultivierten, sanftmütigen, maisbauenden Indianern. Die Städtebewohner sind meist Mischlinge von spanisch-indianischer Rasse. Ungefähr 10 000 Europäer und Nordamerikaner leben in dem Lande, dessen herrschende Sprache die spanische ist. Der Ureinwohner des südlichen Amerikas zeichnet sich vor dem kriegerischen Landsmann des Nordens durch seine große Friedfertigkeit aus. Er baut seinen Mais, betreibt Töpferei, Seilerei, Schnitzerei und etwas Handel und lebt glücklich- und zufrieden in der primitiven Hütte, unbekümmert um die eifersüchtige Politik seiner Herren.

In manchen Dörfern des Innern wohnen bis 10 000 Indianer, die gegen den Reisenden gastfrei und freundlich sind. Ihr Glaube ist der römisch-katholische, aber sie unterliegen teilweise doch noch dem Einfluß ihrer Zauberer. Und manchmal, wenn der Gott des Kreuzes nicht hilft, holen sie die in der Hütte vergrabenen Götzen ihrer Vorväter aus dem Versteck hervor und opfern nachts im Urwald am heiligen Baum Ceiba dem alten heidnischen Gott der Berge, der Täler, der Wälder.



Unsere Jockeis.

Von Hermann Friedlaender.

Seit langen Jahren war im deutschen Sportbetrieb nicht so viel die Rede von den Jockeis wie in dieser Saison. Zu den alten Bekannten hatten sich im Frühjahr zahlreiche neue Herren im bunten Dreß gesellt, aber rasch verschwand fast die ganze Schar der „Neuimportationen“ aus dem oder jenem Grund, meist weil sie gegen gutes Gehalt nur Minderwertiges zu leisten imstande oder auch willens war.

Gegenwärtig haben wir einen Jockei von überragender Klasse nicht im Land, sondern nur eine ganze Reihe guter, zuverlässiger Reiter, aber ihre Zahl ist bei weitem nicht genügend, was am besten dadurch illustriert wird, daß drei unserer allergrößten Ställe ohne eigenen ersten Jockei sind und daher auf weniger erfahrene junge Kräfte zurückgreifen oder Hilfe bei anderwärts engagierten Jockeis, die in dem Rennen für ihren Stall gerade keinen Ritt haben, suchen müssen. Ein tüchtiger Jockei hat Gelegenheit, sehr viel Geld zu verdienen, und dem Laien ist daher eine so arge Jockeikalamität, wie sie augenblicklich bei uns herrscht, schwer verständlich.

Jockei werden ist nicht leicht, Jockei sein schwer, Jockei bleiben am schwersten; das Wort Jockei ist hier natürlich in prägnantem Sinn gebraucht, in der Bedeutung, daß der Jockei nicht nur seine Lizenz zum Rennenreiten hat, sondern auch in Wirklichkeit ein guter Rennreiter ist. Dazu gehört, daß er als kleiner Junge schon in sein späteres Metier eingeführt wird. Hart ist die Lehrzeit im Stall und groß die körperliche Anstrengung, die den kleinen Burschen so frühzeitig zugemutet werden. Nicht jeder hält hier stand, und Eltern, die am Jockeiberuf nur die glänzende Außenseite und nicht die Mühen und Anstrengungen sehen, sollten es sich sehr ernsthaft überlegen, ob sie ihr Kind einen so schwierigen Beruf ergreifen lassen. Daß vieler Wunsch es ist, Jockei zu werden, geht aus ungezählten Zuschriften und Anfragen hervor, die die Redaktionen aller großen Zeitungen bei Beginn eines jeden Rennjahres erhalten.

Wenn nun der Jockeijünger nach langen harten Jahren seine Lehrzeit hinter sich hat, so kann er wirklich sein Glück machen, ein reicher Mann werden, Ruhm, Ehre und Popularität erringen, wenn . . . . . , ja wenn er eben ein wirklich tüchtiger Rennreiter geworden ist. Dazu gehört wieder sehr viel. Ein guter Jockei muß bei uns nicht nur auf dem Pferderücken fest sitzen, er muß auch ein wirklicher Künstler im Sattel sein, wenn seine Dienste gesucht und gut bezahlt werden sollen. Mit der körperlichen Geschicklichkeit und Kraft ist es ganz und gar nicht abgethan, der Jockei muß auch „mit Kopf“ reiten, wie der technische Ausdruck lautet, er muß am Start aufpassen wie ein Schießhund, er muß im Rennen je nach Pferd, Bahn, Abkommen vom Start und der Beschaffenheit des Geläufs am Renntag seinen Platz wählen, muß blitzschnell Entschlüsse bei unvorhergesehenen Ereignissen in den paar Augenblicken, die solch ein Rennen dauert, fassen und dann im Finish zum Schluß aus seinem Tiere, was möglich ist, herausholen.

Der größte Feind des Jockeis ist die meist mit den Jahren kommende Gewichtszunahme. Wer einmal die Programme der Flach-Rennen studiert, findet gar oft Gewichte um die 50 Kilogramm herum, häufig noch weit niedrigere, und so viel, oder besser so wenig, soll der ganze Reiter mit Dreß, Hosen, Stiefeln und Sattel wiegen. Darum muß es das Bestreben eines jeden Jockeis sein, das Körpergewicht möglichst niedrig zu halten. Daß das nicht leicht ist, selbst bei diesem Geschlecht der Zwerge, liegt auf der Hand, besonders wenn Anlage zu einem kleinen Bäuchlein vorhanden ist. Um nun der drohenden Gefahr des Schwerwerdens zu begegnen, muß der Jockei sich rationell nähren, indem er fettansetzende Speisen vermeidet. Dann sollte jeder Jockei viel gymnastische Uebungen vornehmen, viel Radfahren usw. Dadurch kann er um allzu strenge Gewaltsmaßregeln gegen sein wachsendes Körpergewicht herumkommen, denn sommerliche Dauermärsche im Pelz, Dampfbäder bis zur Erschöpfung und stark wirkende Abführmittel, wie sie von Jockeis, die schnell Gewicht abnehmen wollen, bevorzugt werden, rauben dem Reiter einen guten Teil seiner Kraft, die er im Sattel so nötig hat, und schaden, oft in Anwendung gebracht, dem Organismus des Menschen auf das äußerste. In der Turfgeschichte gibt es Beispiele dafür, daß große Reiter, die schwer wurden, durch Gewaltkuren ihr Nervensystem völlig zerrütteten und sich unglücklich machten.

Bis vor einer Reihe von Jahren, als die Flut der amerikanischen Invasion für Europas Turf kam, herrschten souverän die englischen Jockeis auf dem Kontinent. Diese Zeiten sind vorüber, und auch in England selbst mußte widerwillig die Schar der exklusiven Berufsreiter die Amerikaner in ihre Reihen aufnehmen. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß der sogenannte amerikanische Sitz das Pferd auf der Hinterhand sehr stark entlastet und bei Flach-Rennen ungeheure Vorteile bringt, aber auch dieser Reitsitz darf nicht übertrieben werden, und etwas europäisieren muß sich jeder Jockei, der über den großen Teich aus Amerika kommt. Drüben gibt es so gut wie hier Rennen über kurze Distanzen, bei denen das Pferd vom Start zu laufen hat, was Beine, Lungen und Herz aushalten. Der Jockei aber hat nur auf dem Pferde zu hocken, darf es möglichst wenig genieren und braucht es nur zu lenken. Bei uns versagen viele „frische“ Amerikaner, die in den U. S. eine große Rolle gespielt haben, wegen des anderen Charakters unserer Rennen, bei denen, wie schon vorher erwähnt, viel mehr Kopf und Energie des Reiters verlangt wird. Und wenn die Ställe keine Geduld mit den Jockeis haben, die sich natürlich erst akklimatisieren müssen, so bekommen die Reiter den Laufpaß, ehe sich ihr vielleicht in Wirklichkeit vorhandenes Talent gezeigt hat.

Der Grund dafür, daß wir so wenig deutsche Jockeis von Klasse für Flach-Rennen haben, ist hauptsächlich in der Anlage zum Starkwerden zu suchen. Ebenso geht es den Oesterreichern und Ungarn, und auch den Franzosen. Daß die „Inländer“ gut reiten können, haben sie in Hindernisrennen zu zeigen Gelegenheit, wo sie bessere Gewichtsverhältnisse finden. Aus Australien, wo der Rennsport nach englischen Mustern einen kolossalen Aufschwung genommen hat, bekommen wir nächst Amerika und England das beste Jockeimaterial. Mit Japanern



wollte es vor Jahren ein österreichischer Rennstallbesitzer versuchen, aber da man von Erfolgen der Jockeis aus dem Lande der aufgehenden Sonne nichts vernommen hat, scheinen die Allerweltskerle im Rennsattel nichts getaugt zu haben. Negerjockeis gibt es zahlreich, und auch in Deutschland hat man sie öfter gesehen. Der Jockei Winkfield wurde erst kürzlich beim Großen Preis von Berlin vom Publikum angestaunt wie ein Wundertier und dann wegen seines glänzenden Reitens allgemein bewundert.

Der Jockei ist auch großen Verführungen ausgesetzt, wie jeder, der in voller Oeffentlichkeit steht, und besonders wie jemand, der große materielle Interessen vertritt. Nicht nur gibt es Leute, die ihn zu unlauteren Machenschaften zu verleiten suchen, sondern stets finden sich auch Menschen, die sich an ihn herandrängen, von ihm „Informationen" zu erhalten suchen und ihn zu ausschweifendem Leben verleiten, dessen Kosten sie a conto der „guten Tips" tragen. Diese Verlockung droht besonders den jungen Jockeis durch Personen beiderlei Geschlechts, und gerade die deutschen Anfänger pflegen in die Falle zu gehen, die oft ihre ganze Existenz schädigt.

Daß wir keinen überragenden Klassejockei im Land haben, liegt in der Hauptsache daran, daß trotz der enormen Gehälter — 40000 bis 60000 Mark sind ja bei uns auch schon öfter gezahlt worden — in England und Frankreich doch immer noch mehr infolge des viel weiter ausgedehnten Rennbetriebs zu verdienen ist. Und gerade Frankreich, oder vielmehr Paris, wo fast der ganze große französische Sport konzentriert ist, blieb stets die Sehnsucht derer, die ein Riesengehalt an einen deutschen Stall von der Seine fortgelockt hatte. Erstklassige Reiter, die man sich aus Paris verschrieb, kehren immer wieder dorthin zurück. So z. B. ritt im vorigen Jahr noch bei uns ein Jockei von anerkannt hervorragenden reiterlichen Eigenschaften, der in Deutschland seine Form verloren hatte, um — sie in Frankreich, wohin er nur zurückgewollt hatte, schleunigst wiederzufinden. Bei uns machte er Fehler über Fehler, in Paris gewann und gewinnt er Rennen auf Rennen. Daß diesen Fortschritt nur die Luftveränderung verursacht hat, ist denn doch nicht anzunehmen. Ein andererer guter Jockei hat jetzt kürzlich erst von seinen Patronen Urlaub erhalten, um in einem französischen Seebad seine überreizten Nerven zu beruhigen. Er hatte seine und fremde Pferde unverantwortlich roh behandelt. Vielleicht wirft er sich ebenfalls wieder in die Arme seiner alten Liebe Paris. Urlaub wegen Nervenüberreizung klingt bei Personalkrisen stets bedenklich.

Fritz Schaper.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag. Von Prof. Ludwig Manzel. — Hierzu das Portrait auf S. 1250.

Es war noch in dem jetzt von der Erde verschwundenen Akademiegebäude unter den Linden, dort, wo Ihnes Prachtbau der Königlichen Bibliothek seiner Vollendung entgegengeht. In die altersgrauen Räume, die jahrzehntelang, von niemand gestört, ihr verträumtes Dasein geführt hatten, war mit A. v. Werner und seinem Stabe frischer, jugendlicher Lehrkräfte neues Leben eingezogen. Im oberen Stockwerk hausten die Maler, unten im Parterre kneteten die Bildhauer. Hier hatte Fritz Schaper, der junge Meister, der sich soeben durch sein herrliches Modell für das Goethedenkmal einen ersten Platz unter den zeitgenössischen Bildhauern erobert hatte, seine Werkstatt aufgeschlagen. Um ihn herum eine Schar talentvoller Schüler, die durch ihn in die Geheimnisse dieser ernsten Kunst eingeführt sein wollten. Schaper war zum Lehrer geschaffen wie kein anderer. Jedem seiner Schüler volle Freiheit lassend, zwang er sie in strenger Zucht zu ernstem Studium, selbst begeisterungsfähig verstand er es vorzüglich, dem Verzagten Mut einzuflößen und ihn zu neuer Arbeit anzuspornen. Gar bald zeigten die akademischen Schülerausstellungen, welche Kraft die neue Kunsthochschule in dem jungen Lehrer besaß. Die Schaperschule war ein Faktor im Berliner Kunstleben geworden. Nach Hunderten zählen die Schüler, die durch Schapers Hände gegangen sind und dort die Grundlage aller Kunst, das Handwerk, gelernt haben. Die Mehrzahl von ihnen ist heute zu anerkannten Künstlern herangereift, viele sind andere Wege gegangen als der Meister, aber es gibt keinen unter ihnen, der nicht dankbar anerkennen würde, wie viel er dem einstigen Lehrer verdankt. Tüchtiges Können und heiliger Ernst der Arbeit, das Erbteil Schapers, zeichnet noch heute die Berliner Bildhauerschule aus und hat die ganze jüngere Generation vor jenen Verirrungen bewahrt, die so häufig in der modernen Malerei das Schaudern aller gesund empfindenden Menschen erwecken. Man hat oft gesagt, es sei das spröde Material, das den Bildhauer zu strengerer Formgebung zwinge und keine Extravaganzen erlaube. Nun, in den jährlichen Pariser Salons, zuweilen auch bei uns, mag man sehen, was auch in Marmor und Bronze gesündigt werden kann. Es ist die gesunde Schulung, die die jungen Bildhauer in ihrer Sturm- und Drangperiode immer wieder auf den rechten Weg führt.

Was Schaper für die ganze neuzeitliche Entwicklung der Berliner Bildhauerei bedeutet, wird in seinem ganzen Umfange erst von einer späteren Zeit gewürdigt werden.

Viel zu früh hat der Meister seine Lehrtätigkeit aufgegeben, als die vielen Aufträge ihn zwangen, sich ganz dem eigenen Schaffen zu widmen. Aber ein Mentor der Jugend ist er bis auf den heutigen Tag geblieben. Es dürfte wenig hervorragende Künstler geben, die an dem Schaffen ihrer jüngeren Kollegen so lebhaften Anteil nehmen wie Schaper. Nicht einseitig in seinen Kunstanschauungen, das Gute anerkennend, wo er es findet, bringt er jedem ehrlichen Schaffen volles Verständnis entgegen.

Nicht zuletzt ist es die materielle Förderung seiner Fachgenossen, die sich Schaper Zeit seines Lebens hat angelegen sein lassen. Wenn es sich um die wirtschaftlichen Interessen der Künstler handelt, ist ihm kein Opfer zu schwer, und der Vielbeschäftigte hat sich, fast siebenzigjährig, noch bereit finden lassen, in die Kunstdeputation der Stadt Berlin einzutreten. Kein Wunder daher, daß sich Schaper in der ganzen Berliner Künstler-



schaft eines Ansehens und einer allgemeinen Verehrung erfreut wie kein Zweiter.

Schapers Bedeutung als ausübender Künstler ist in der Kunstgeschichte festgelegt. Neben dem zehn Jahre älteren Begas, mit dessen Namen man den seinen stets zusammen zu nennen pflegt, ist Schaper unbestritten der hervorragendste Meister der Monumentalplastik. Sein prachtvolles Goethedenkmal fand, als es vor einigen 30 Jahren enthüllt wurde, begeisterte Anerkennung bei Publikum und Kritik, und dieses Urteil hat — trotz aller wechselnden Moden — bis heute nicht geschwankt. Den Namen „Schaper" machte es mit einem Schlage berühmt.

Dieses Werk bildete den Anfang einer Reihe ähnlicher Schöpfungen, die überall in deutschen Landen aufgestellt sind. Herrliche Aufgaben waren es, die dem Künstler gestellt wurden. Die Helden der Geschichte, Kaiser Wilhelm und seine Paladine Bismarck und Moltke, den großen Kurfürsten, Blücher, den Großherzog Ludwig IV. von Hessen, die Heroen deutschen Geisteslebens Luther, Lessing, Goethe, Gauß, dann Gustav Freytag und Emil Rittershaus, sie alle konnte er gestalten. Bewundernswert ist es, wie der Künstler in das Wesen jedes Einzelnen dieser Dargestellten eingedrungen ist und mit welch überzeugender Wahrheit er sie verkörperte. Haushoch stehen Schaper's Werke über all diesen zahllosen Denkmälern, die oft einander gleichen wie ein Ei dem andern, und sie werden noch Generationen vorbildlich sein.

Das gleiche charakteristische Erfassen der Persönlichkeit zeigen Schapers Porträtbüsten. Von den vielen hervorragenden Männern, die sein Meißel verewigt hat, seien aus jüngster Zeit nur Julius Wolff, Möller, der frühere Handelsminister, Erich Schmidt und Waldeyer genannt.

Der nunmehr Siebenzigjährige kennt noch keine Beschwerden des Alters. In seinem dem Straßenverkehr entrückten vornehmen Heim, an der Seite seiner anmutigen Gattin, der lebensfrohen Tochter Emil Rittershaus', inmitten blühender Kinder, schafft der Meister in voller körperlicher und geistiger Frische.

Am 31. Juli wird die stille Buchenstraße Augen machen, wenn sich durch sie eine Völkerwanderung der Freunde, Schüler und Verehrer ergießt, die dem Meister huldigen wollen.

Unsere Bilder.

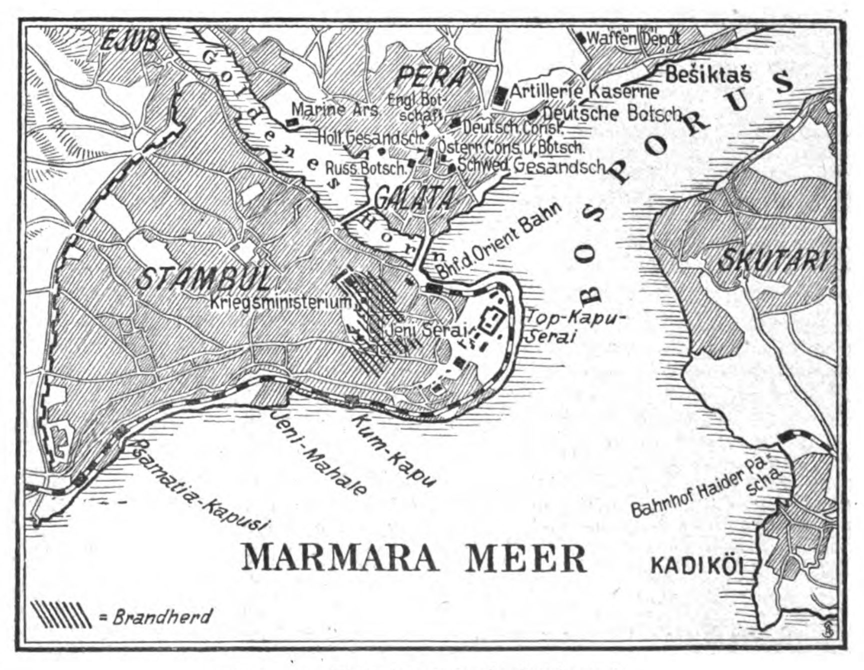
Auf der diesjährigen Nordlandreise (Abb. S. 1249) war der Kaiser mit allen ihn begleitenden Herren Gast des norwegischen Malers Professor Hans Dahl. In dessen schön und anmutig gelegener Villa bei Balholm fand ein Gartenfest statt, bei dem auch ein Tanz auf grünem Rasen die Stimmung aller Gäste erhöhte. Der Kaiser gab mehrfach seiner Freude über diesen Besuch bei dem norwegischen Künstler Ausdruck.

Das Kronprinzenpaar (Abb. S. 1249) pflegt und schätzt den Sport in jeder Form. Besonders für Pferde hat der Kronprinz größtes Interesse, das auch in den jungen Prinzen durch ihre Shetland-Ponies, auf denen sie sich als gewandte Reiter zeigen, schon geweckt wird.

Die Prinz-Heinrich-Fahrt 1911 (Abb. S. 1247 u. 1248) hat vor wenigen Tagen in London bei einem Festbankett im Royal-Automobile-Club ihren Abschluß gefunden. Der Verlauf dieses großen und für die Automobilindustrie so überaus wichtigen sportlichen Ereignisses war für alle Teilnehmer ein äußerst befriedigender. Nicht zum wenigsten trug dazu eine geradezu überwältigende Gastfreundschaft bei, wie sie auf den zahlreichen von der Fahrt berührten Herrensitzen den Teilnehmern dargeboten wurde. Trotzdem das Uebergewicht der zur Verteilung gelangenden Preise in England verblieb, werden die deutschen Teilnehmer nur mit Freude an diese interessante und lehrreiche Zuverlässigkeitsfahrt zurückdenken. Unser erstes Bild zeigt den Prinzen Heinrich, im Begriff, sich von seinem Gastgeber, dem Herzog von Beaufort, auf dessen Landsitz Badminton zu verabschieden. Unser zweites Bild gibt den Augenblick wieder, wo die Prinzessin Heinrich den Besitzer des schönsten Wagens zur Erlangung des Ehrenpreises der Königin von England beglückwünscht, während uns das dritte Bild nach Weybridge führt, wo vor dem Schluß der Fahrt eine Parade aller Wagen stattfand, ein interessantes und fesselndes Schauspiel.

Riesenbrand in Konstantinopel (Karte untenstehend). Am türkischen Nationalfeiertag, dem 23. Juli, wurde Konstantinopel von einem unübersehbaren Brandunglück heimgesucht. Von verbrecherischen Händen wurde in Stambul in der Umgebung des Kriegsministeriums an vielen Stellen Feuer angelegt, das sich in rasender Eile fast unaufhaltsam verbreitete. Erst am 24. Juli gelang es, des Elements Herr zu werden und eine weitere Ausbreitung zu verhindern. Einige tausend Häuser sind vollkommen niedergebrannt. Der verbrecherische Anschlag ging von der die jungtürkische Bewegung belämpfenden Partei aus und war offenbar gegen das Kriegsministerium mit seinen Archiven gerichtet, das als Sitz der jungtürkischen Regierung gilt. Der Anschlag ist insofern mißglückt, als die wichtigen Akten gerettet werden konnten. Auch die im Tumult des Brandes beabsichtigte Anzettelung von Revolten mißlang. Das Elend in dem vom Brand betroffenen Stadtteil ist namenlos. Tausende von Menschen haben alles verloren, viele Menschenleben sind zu beklagen.

Zum Präsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses (Abb. S. 1253) wurde Dr. Julius Sylvester gewählt. Er vertritt parlamentarisch das Herzogtum Salz-



Karte zum Riesenbrand in Konstantinopel.

burg. Dr. Sylvester erfreut sich bei den meisten Parteien gewisser Sympathien. Geborener Wiener, war er eifrig schon als Student im Vereinsleben tätig und fand in seiner Eigenschaft als Vizebürgermeister von Salzburg reichlich Gelegenheit, sich politisch zu schulen. Er ist seit Jahren der erste Präsident, der der Gruppe der freisinnigen Deutschen angehört. Man hofft wohl mit Recht eine erhebliche Stärkung des Parlamentarismus und des Deutschtums durch den neuen Präsidenten.

Geheimrat Prof. Dr. W. O. v. Leube (Abb. S. 1252), Würzburgs bekannter innerer Kliniker, zieht sich wegen vorgeschrittenen Alters bei Beginn des Wintersemesters von seiner Lehrtätigkeit zurück. Unser Bild zeigt ihn im Kreis seiner Schüler und Assistenten nach der letzten Vorlesung. Leube ist einer der bedeutendsten Lehrer der speziellen Pathologie und Therapie, und viele hervorragende Aerzte danken ihm ihre Ausbildung.

Prof. Killian als Laryngologe nach Berlin berufen (Abb. S. 1253). Der bisher als Extraordinariat geführte Lehrstuhl für Laryngologie an der Berliner Universität, den Prof. Bernhard Fränkel innehatte, ist nunmehr mit der Berufung Prof. Killians aus Freiburg in ein Ordinariat verwandelt worden. Killian ist Schüler Hartmanns, Krauses und B. Fränkels, dessen Nachfolger er nunmehr geworden ist. Die Laryngologie und Rhinologie verdankt Killian eine Reihe wichtiger therapeutischer Methoden.

Professor Ferdinand von Martitz (Abb. S. 1252), der berühmte Staatsrechtslehrer an der Universität Berlin, beging sein 50jähriges Doktorjubiläum. Der Kaiser verlieh dem Jubilar die Große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Die Juristische Fakultät ehrte ihr hervorragendes Mitglied durch Ueberreichung einer Festschrift, zu der fast alle Mitglieder der Fakultät Beiträge geliefert hatten.

Der Erfinder der Weltsprache Volapük (Abb. S. 1253), der Prälat Schleyer in Konstanz, vollendet sein 80. Lebensjahr. Er war der erste, der den Gedanken einer einheitlichen Weltsprache in die Tat umsetzte. Er hat viele Lehrbücher und Grammatiken für Volapük geschrieben. Es war ihm nicht vergönnt, seine Idee der Weltsprache siegen zu sehen, denn das vor einer Reihe von Jahren aufkommende Esperanto hat so augenfällige Vorzüge vor dem Volapük, daß das letztere fast ganz in Vergessenheit geraten ist.

Die Motorbootregatta auf dem Bodensee (Abb. S. 1251) ist in diesem Jahr besonders reich mit Preisen ausgestattet. Es wird unter anderem um den neuen Lanz-Preis, den Bodensee-Pokal 1911 und um den Coeur-Dame-Preis gefahren. Am ersten Tag der Regatta gewannen die Saurer Boote über 40 Kilometer in der Rennkreuzerklasse IV gegen Lürssen-Daimler, der wegen Maschinendefekts — er hatte Wasser im Vergaser — nicht aufkommen konnte. Dagegen siegte Lürssen-Daimler in überlegener Form in der Rennklasse VI. Das Lanzpreis-Boot „Marga IV" des Rechtsanwalts Dr. Fr. C. in Berlin siegte über die 40-Kilometer-Strecke überlegen.

Der neue Ballon des Kölner Clubs für Luftschifffahrt „Wallraf" (Abb. S. 1252) wurde in Gegenwart des Oberbürgermeisters von Köln, Wallraf, dem zu Ehren der Ballon seinen Namen erhielt, eingeweiht. Die Taufe vollzog Frau Konsul von Stein. Der erste Aufstieg erfolgte unter der Leitung von Alb. Heimann, Mitfahrer waren Dr. Best und Frl. Tilly Hiedemann. Der Ballon ist 1650 Kubikmeter groß und ist in der Ballonfabrik von Clouth in Nippes gebaut.

Die Brunnenfee am Kaiser-Franz-Josef-Denkmal in Karlsbad (Abb. S. 1254). Zum 80. Geburtstag Kaiser Franz Josefs hatten die deutschen Gäste in Karlsbad ein Kaiser-Franz-Josef-Denkmal zu stiften beschlossen. Die Ausführung liegt in den Händen des bekannten Berliner Bildhauers Eugen Brömel. Modell zu der Figur der Brunnenfee, die ihren Platz auf dem Sockel des Denkmals hat, stand die Hofoperntänzerin Fräulein Zulka aus Wien, deren Bild wir bringen.

Eine Expedition in das nördliche Kanada (Abb. S. 1254) unternimmt der bekannte Grönlandforscher Chr. Leden, ein geborener Norweger, zusammen mit Dr. Harald Thaulow, Sohn des norwegischen Malers gleichen Namens. Der Zweck der Expedition ist in erster Linie, die Beziehungen der Polareskimos zu den nordkanadischen Indianern festzustellen. Sodann die letzteren wissenschaftlich nach jeder Richtung hin zu erforschen und vor allem auch die Sagen und Ueberlieferungen dieses bisher nicht erforschten Volksstammes in der Ursprache zu sammeln. Die Mittel für diese Expedition sind zum großen Teil in Deutschland aufgebracht.

Gustav Kadelburg 60 Jahre (Abb. S. 1252). Einer der erfolgreichsten Lustspieldichter, Gustav Kadelburg, vollendete sein 60. Lebensjahr. Der Dichter ist in Budapest geboren und betrat wider den Willen seines Vaters als Schüler Strakosch's die Bühne. Zehn Jahre lang war er unter L'Arronge Mitglied des Deutschen Theaters. Allmählich widmete er sich ganz der literarischen Tätigkeit und hatte mit seinen zum Teil in Gemeinschaft mit Fr. v. Schoenthan, Oskar Blumenthal und Rudolf Presber geschriebenen Lustspielen großen Erfolg.

Der Uebermeerflug Bier's (Abb. S. 1254) von Abbazia nach Fiume ist mißglückt. Der Aviatiker Oberleutnant Bier wollte mit einem Etrich-Eindecker, einer „Taube", den Uebermeerflug von Abbazia nach Fiume wagen. Der Start gelang gut, aber wenige Minuten später stürzte der Apparat dicht an der Küste ins Meer, der Aviatiker konnte von dem als Rettungsboot dienenden Torpedo Nr. 1 gerettet werden.

In Wasserschuhen über den Starnberger See (Abb. S. 1254) ging vor wenigen Tagen der Erfinder und Konstrukteur dieses neuen Beförderungsmittels Keiler. Er brauchte zu dem langen Weg von Starnberg bis nahezu Schloß Berg trotz starken Wellengangs nur anderthalb Stunden. Die Wasserschuhe bestehen aus zylinderförmigen, hinten zugespitzten Tragkörpern aus Messing, die mit Segeltuch überzogen sind.

Für den Dichter Ernst Scherenberg (Abb. S. 1250) wurde in seinem Geburtsort Swinemünde ein Gedenkstein enthüllt. Scherenberg war ein gottbegnadeter Dichter von tiefem edlen Empfinden. Besonders ruhmvoll war für Scherenberg der Auftrag, im Jahr 1880 durch eine schwungvolle Dichtung den Kölner Dom in Gegenwart des großen Kaisers und der Bundesfürsten einzuweihen.

Landstallmeister Dr. Grabensee (Abb. S. 1253) in Celle begeht seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar ist auf dem Gebiet der Hippologie eine anerkannte Autorität. Seit 1892 steht er an der Spitze des Landgestüts Celle und hat sich in dieser Tätigkeit um die Hannoversche Landespferdezucht große Verdienste erworben.

Die Toten der Woche

General der Infanterie **von Jekelfalussy**, ehemaliger Honvedminister, † auf seiner Besitzung in Lonto am 22. Juli im Alter von 63 Jahren.

Der nationalliberale Vertreter von Hanau im preußischen Abgeordnetenhaus **Emil Junghann**, † in Meran im Alter von 60 Jahren.

Josef von Koscielski, Mitglied des preußischen Herrenhauses, † auf seinem Gut Miloslaw am 22. Juli im Alter von 66 Jahren.

Mme. Lantelme (Portr. nebenst.), die berühmte französische Schauspielerin, verunglückte auf einer Rheinfahrt am 25. Juli.



Mme. Lantelme †
Die berühmte französische Schauspielerin.

Geheimer Sanitätsrat, Stabsarzt a. D. **Dr. Siegbert Marcuse**, † in Berlin am 23. Juli im Alter von 67 Jahren.

Bilder vom Tage

Phot. London News Agency.

Prinz Heinrich verabschiedet sich vom Herzog von Beaufort auf dessen Landsitz Badminton.

Englische Gastfreundschaft für die Prinz-Heinrich-Fahrer.



Phot. London News Agency.

Prinzessin Heinrich beglückwünscht den Gewinner des Preises der Königin von England für den schönsten Wagen.

Phot. Intern. Illustr. Agency.

Große Parade aller teilnehmenden Kraftwagen auf der Bahn des Brooklands Automobile Racing Club in Weybridge. Vom Schluß der Prinz-Heinrich-Fahrt.



G. Berger, Potsdam, phot. Photochemie, Berlin.

Das Kronprinzenpaar mit seinen beiden ältesten Söhnen. (Neueste Aufnahme.)



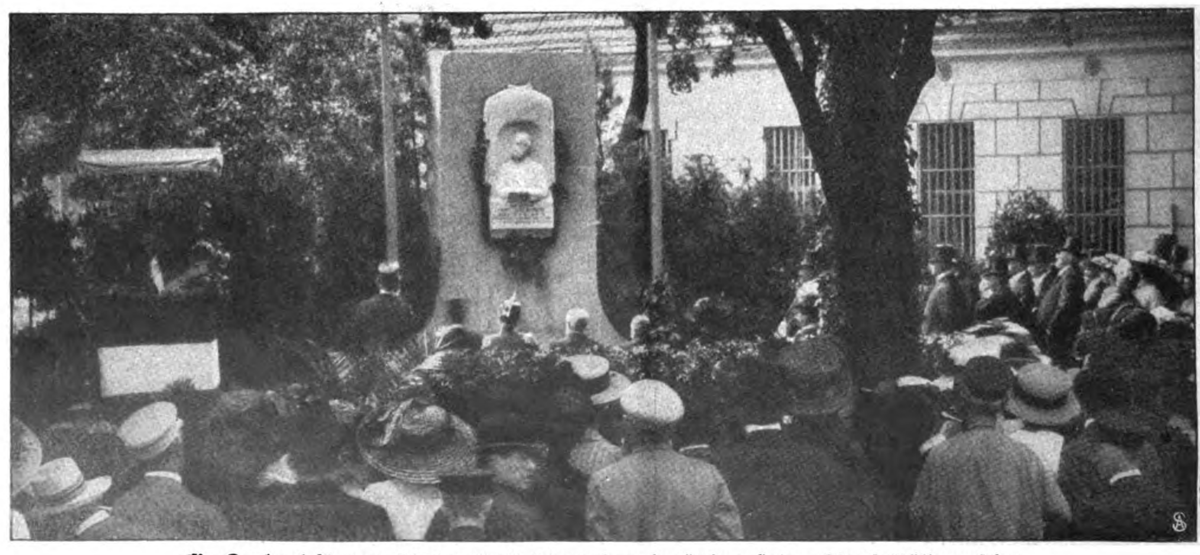
Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht Hohenzollern.

Kaiser Wilhelm (×) auf dem Gartenfest des Malers Prof. Dahl in Balholm.

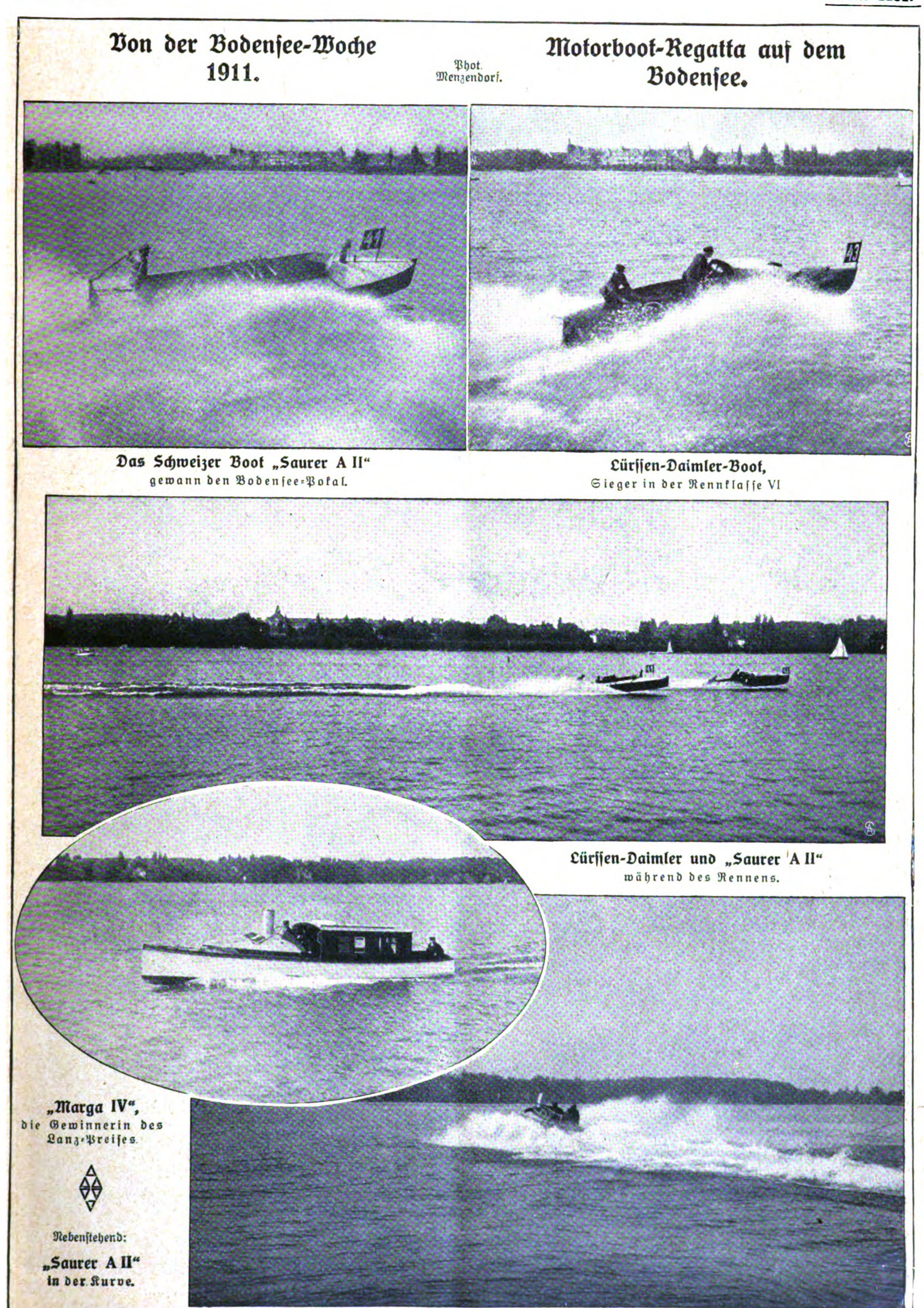
Von der Nordlandreise des Kaisers.

Phot. Martha Wolff.

Professor Fritz Schaper.
Zum 70. Geburtstag des großen Bildhauers.



Ein Denkmal für den Dichter Ernst Scherenberg in Swinemünde: Die Enthüllungsfeier.



Das Schweizer Boot „Saurer A II“ gewann den Bodensee-Pokal.

Lürssen-Daimler-Boot, Sieger in der Rennklasse VI

Lürssen-Daimler und „Saurer A II“ während des Rennens.

„Marga IV“, die Gewinnerin des Lanz-Preises.

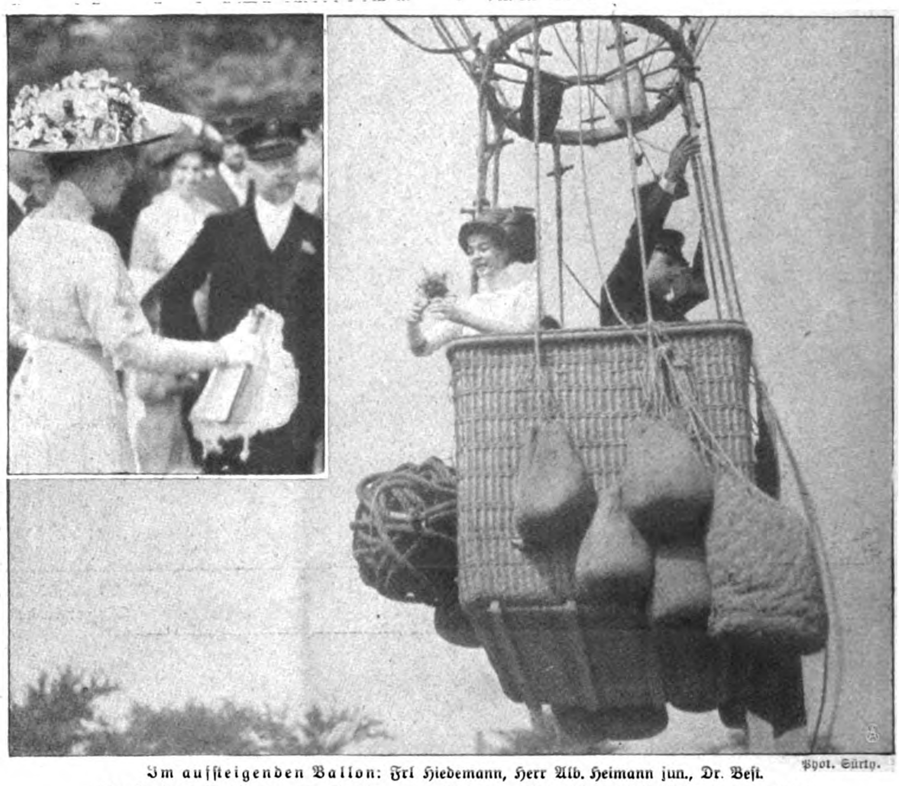
Nebenstehend: „Saurer A II“ in der Kurve.


Atelier Bieber.

Gustav Kadelburg,
der bekannte Lustspieldichter,
feierte seinen 60. Geburtstag.



Geh. Rat Prof. Dr. v. Martitz,
beging sein goldenes Doktorjubiläum.



Im aufsteigenden Ballon: Frl Hiedemann, Herr Alb. Heimann jun., Dr. Best. Phot. Sürty.

Taufe des Ballons „Wallraf" vom Kölner Club für Luftschiffahrt in Köln.
Oberes Bild: **Frau Konsul v. Stein vollzieht den Taufakt.**



Phot. Wiegand.

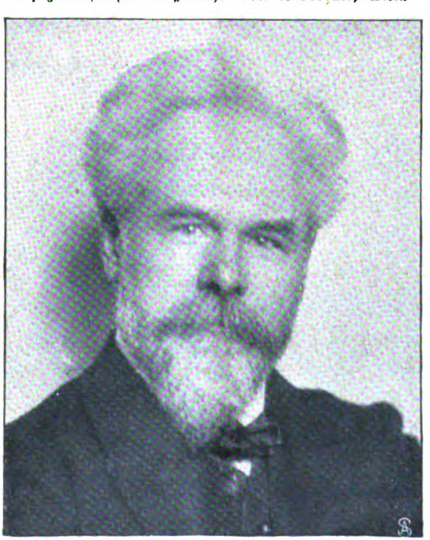
Geh. Rat Prof. Dr. v. Leube (×) bei seiner letzten Vorlesung im medizinischen Hörsaal.
Abschied eines großen Gelehrten von der Universität Würzburg.

Der neue Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Julius Sylvester.
Spezialaufn. für die „Woche“ von C. Seebald, Wien.



Phot. Harder.

Landstallmeister Grabensee,
Direktor des Königlichen Landgestüts Celle, eine Autorität auf dem Gebiet der Pferdezucht, feiert seinen 70. Geburtstag



Phot. Ruf.

Prof. Dr. Gustav Killian, Freiburg,
wurde als Nachfolger des Laryngologen Professors Bernhard Fränkel an die Berliner Universität berufen.



Joh. Martin Schleyer,
Prälat in Konstanz, der Begründer der Weltsprache Volapük, feierte seinen 80. Geburtstag.





Atelier d'Ora.

Hofoperntänzerin Frl. Zulka, Wien,
wurde das Modell zur Brunnenfee
am Kaiser-Franz-Josef-Denkmal in Karlsbad.

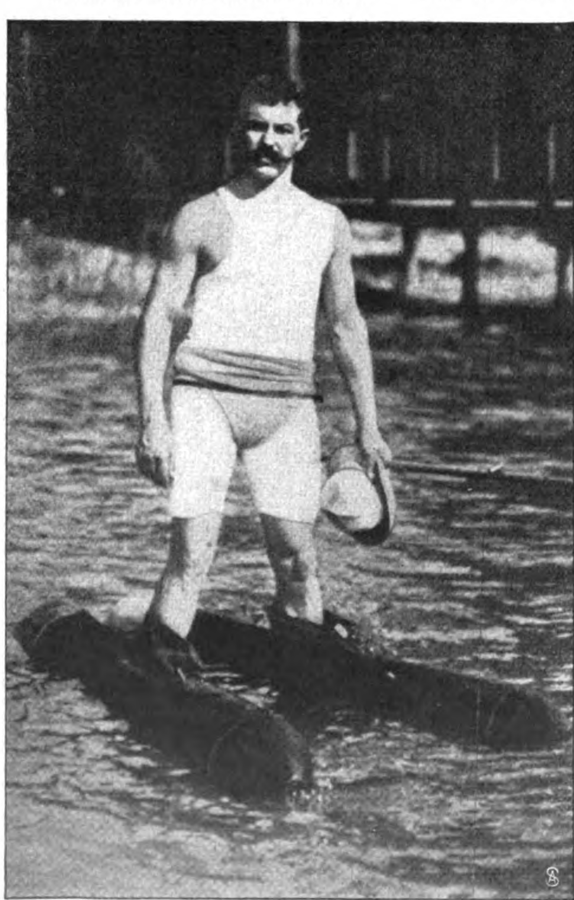


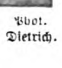
Christian Leden,
in Polarausrüstung



Harald Thaulow,
der Sohn des Künstlers Fritz Thaulow.

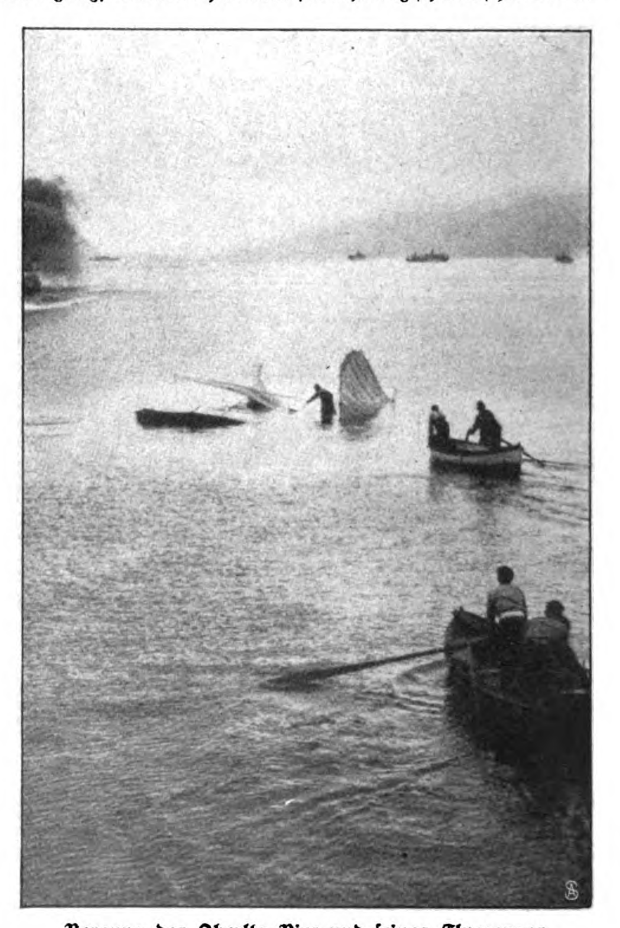
Teilnehmer an der norweg. Expedition nach Kanada für ethnologisch-arktische Studien





Phot. Dietrich.

J. Keiler, der Erfinder der Wasserschuhe,
schreitet über den Starnberger See.



Bergung des Oberlts. Bier und seines Flugzeuges.
Ein Sturz ins Meer auf dem Luftweg von Abbazia nach Fiume.



Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

(1. Fortsetzung)

Nach dem Theater aß Peter einsam in einem Restaurant zu Abend und blieb dann noch lange grübelnd hinter der Flasche Champagner sitzen, die er bestellt hatte, damit sie ihm helfe, die trübe Stimmung zu überwinden. Aber es war vergeblich. So brach er denn auf.

Draußen die Maximilianstraße lag menschenleer und still. Er mußte an eine plötzlich ausgestorbene Stadt denken, in der niemand mehr dagewesen wäre, die Bogenlampen zu löschen — und die gössen nun so überflüssig ihren milchigen Schein in die staubig riechende Luft . . .

Ein schwerer Schritt kam plötzlich hallend vom Hoftheater herauf. Es war, als ob Peter diesem Laut entfliehen wolle . . . Unwillkürlich schlug er die Richtung nach Osten ein und kehrte auch nicht um, als ihm gleich darauf zum Bewußtsein kam, daß er falsch ging. Es wäre vielleicht ganz gut, noch einen Spaziergang zu machen . . . In seinem Kopf schwankte so etwas wie ein leichter Rausch, weniger wohl vom Wein als von dem ungebändigten Sprechen . . .

Auf der Brücke machte er halt und schaute dahinunter, wo die Isar wie aus einem Gefängnistor durch die Wölbung hervorstürzte, mit grimmem Jauchzen, tosend in harten Schlägen. Tief und wie befreit sog er den Hauch von Feuchtigkeit in seine Brust, der aus dem Gischt feierlich rein zu ihm emporwallte . . .

Dann ging er weiter durch die Alleen des Gasteigs. Seine Augen ruhten sich aus an den Bildern dieser Nacht. Drunten das wirblig dahingetriebene Dunkel des Flusses, darinnen hie und da, wie vom Himmel gefallen, ein blanker Funke hüpfend und zitternd rastete, am andern Ufer die Laternenreihen und darüber die von dem ungewissen Licht zu gigantischen Massen geballten Häuser, in denen selten der blaßrötliche Fleck eines erleuchteten Fensters stand; und über allem der glitzernde Himmel — vergängliches Menschenwerk und ewige Natur: jetzt alles in gleicher Weise groß, einfach und selbstverständlich.

Und Peter wußte sich seine Worte zu der Melodie der Sternenstunde zu setzen: — Leben! Nicht grübeln! Mut haben! Und einfach sein! Einfach wie Lolo!

„Wenn sie jetzt hier wäre . . .!" flüsterte er, heiß auf einmal, vor sich hin. — Er hätte zu Fuß hinauswandern mögen zu ihr, die ganze Nacht bis an den Morgen . . .

So ging er den Weg zurück, den er gekommen war, einen Entschluß im Herzen, den er mit starken Händen in das Licht seiner Tage heben wollte.

* * *

Als Peter abgefahren war, stand Lisa zaudernd vor dem Bahnhof und wußte nicht recht, wohin mit sich. — Nach Hause? — Nein, da war Lolo; und mit der wollte sie jetzt nichts zu tun haben. Warum, das machte sie sich nicht klar; ebensowenig, wie sie dem leichten Unbehagen auf den Grund ging, das ihr mehr oberflächlich auf der Haut kribbelte als eigentlich ihr Herz erfüllte und bedrückte.

„Hängen wir uns ein bißchen in die Luft!" sagte sie zu sich und schlug mit jungenhaft langen Schritten die Straße nach Finsterwald ein. Droben im Wirtshaus stellten Peter und sie häufig ihre Fahrräder ein, um sie nicht den engen Waldweg nach der Hainzenhöhe hinaufführen zu müssen.

Lisa machte eine lange Fahrt bis nach Tölz hinunter und nahm den Segen auf, den die Natur denen schenkt, die sich vor den Leuten zu ihr flüchten mögen.

Als sie dann aber — es war schon Nacht geworden, und die Sterne funkelten am Himmel — den Waldweg zur Hainzenhöhe hinaufstieg, wuchs langsam die Gewißheit in ihr, sie würde heute noch etwas Peinliches erleben . . .

Die drei Fenster der Wohnstube gossen ungewohnte Helligkeit ins Freie. Auch das Eßzimmer war strahlend erleuchtet. Lisa stutzte. — Sollte Besuch gekommen sein . . .?

Doch in der Wohnstube kauerte Lolo ganz allein vor dem Kamin.

„Ist hier Hochzeit?" fragte Lisa.

„Nein", entgegnete die schöne Gouvernante sonderbar humorlos, mit der Rätselhaftigkeit, die sie in solch ein kleines Wort hineinzulügen wußte, und lächelte vielsagend.

Diese Miene ärgerte Lisa, und doch mußte sie sich gestehen, daß Lolo ihren Augen schon lange nicht so gut gefallen hatte wie jetzt mit den offenen Haaren, in dem durchsichtig weißen Flanellschlafrock, warm bestrahlt von der Glut der Buchenklötze. Aber sie schämte sich plötzlich gleichsam ihrer eigenen offenen Haare, in denen sie noch die Nachtluft zu tragen vermeinte.

„Ist dir nicht wohl?" fragte sie trocken.

„O doch! — Es war mir nur . . . Ich weiß nicht . . . Alles drückte mich . . . Die Kleider, die Frisur . . ."

Lisa setzte sich und begann ihr Haar einzuflechten — recht fest, aus Widerspruch.

„Und die Illumination?" fragte sie.

„Ach . . . nur so . . . Mir war . . . — Wo warst du eigentlich?"

„Ich? Bißchen geradelt . . . Nach Tölz."

„Im Dunkeln? — Ich hab Todesängste ausgestanden."

Lisa flocht ihren Zopf schweigend zu Ende.

„Jetzt bist du hoffentlich beruhigt?" sagte sie dann. „Da ist die italienische Nacht nun wohl überflüssig."



— Sie ging durch die Zimmer und blies die Kerzen auf den Armleuchtern aus, mit großer Bestimmtheit, als fände sie etwas Unpassendes daran, daß sie brannten.

„Hast du etwas gegen mich, Lisa?" fragte Lolo weich, mit gedämpfter Stimme.

Lisa wich der Antwort aus.

„Hat das irgendwas mit dieser ungemütlichen Lichtvergeudung zu tun? — Übrigens, ich bin müde. Machen wir schnell, daß wir essen und ins Bett kommen. Das heißt: ich trink nur eine Tasse Tee. Gegessen hab ich in Tölz. Na, vielleicht noch eine Kleinigkeit..."

„Ich hab auch gar keinen Hunger!" klagte Lolo.

„So? Wieviel Butterbröter hast du dann wieder zwischen der Zeit verspeist?" fragte Lisa grausam. Sie kannte den gesunden Appetit ihrer Freundin und ließ sich nichts weismachen.

„Du täuschest dich!" kam es gekniffen zurück. Und das mochte der Wahrheit entsprechen. Lolo gab sich zwar Mühe, die Speisen mit bedauernder Verachtung anzusehen, aß aber tüchtig.

Lisa blieb wortkarg und ging auf die manchmal beinah krampfhaften Versuche der andern, ein Gespräch zu beginnen, nicht ein. Es lag eine Spannung in der Luft, die sie davor warnte. Ein Vorgefühl sagte ihr, daß sie irgendwohin geführt werden solle, wohin ihr der Sinn nicht stand.

Darum blieb sie bei ihren kurz abschneidenden ironischen Antworten.

Als sie eben im Begriff waren, aufzustehen, und immer noch kein anderes Mittel verfangen hatte, brach Lolo plötzlich in ein hysterisches Weinen aus.

„Nun?" fragte Lisa gedehnt, mit ärgerlich gerunzelter Stirn, denn sie fühlte, daß gänzliche Nichtbeachtung dieses Ausbruches eine schwere Kränkung gewesen wäre.

„Ich weiß nicht..." war die Antwort. „Ich bin... Ich habe . . . So überreizt bin ich."

„Es sieht so aus." — Diese trockene Kälte verschlug Lolo die Rede. Sie lauschte fast erschrocken, ob nicht noch etwas nachkäme, was ihr einen Anknüpfungspunkt gäbe. — Lisa aber ging, nach einem kurzen Zaudern, entschlossen auf die Tür zu. — Da eilte Lolo ihr nach und hielt sie im Wohnzimmer fest.

„Ich möchte mit dir sprechen!"

„Kann das nicht morgen sein?" fragte Lisa heuchlerisch. Denn jetzt brannte sie darauf, zu erfahren, um was es sich handle.

„Nein, gleich! — Ich . . . Es . . . Wir müssen wissen, wie wir miteinander dran sind."

„Also!" Das kam wie ein Seufzer heraus. Lisa warf sich in einen der Lederstühle vor dem Kamin, stützte das Kinn mit der Hand und sah angestrengt ins Feuer. — Lolo ließ sich mit einer Umständlichkeit vor ihr nieder, als wäre sie dankbar für jede Frist. Komisch wirkte es, wie sie auch jetzt gewohnheitsmäßig drauf bedacht war, ein schönes Bild zu stellen. Sie zog mit flüchtigen Fingern ihre Haarsträhnen zurecht, ordnete an dem Faltenwurf des Hauskleides . . . Dann legte sie wie mit einem Entschluß ihre Hände flach nebeneinander auf die Armlehne von Lisas Stuhl, musterte die gepflegten Nägel nicht ohne Wohlgefallen, schöpfte tief Atem und sagte trotz der langen Vorbereitungen erschreckend plötzlich: „Lisa, du darfst mir nicht im Wege sein!"

Keine Antwort . . . Nur ein zitternder Seufzer wurde hörbar.

„Sieh, Lisa, ich weiß nicht, ob du nicht selbst schon...? Wie soll ich dir sagen . . .? — Ja, also dein Vater liebt mich!"

„Und du . . . liebst ihn auch?" — Schwer und kalt tropfte diese Frage in das kurze Schweigen.

„Ja", hauchte Lolo tonlos vor sich hin. Aber dann fiel ihr ein, daß sie wohl noch ein übriges tun müsse. — „Mußt du mich erst fragen? — Ich könnte nicht mehr leben ohne ihn!" sagte sie mit ihrer grellen Stimme und zerstörte damit den Eindruck ihrer ersten, schüchtern kurzen Antwort.

Lisa hob den Kopf und zeigte ein Lächeln, das ihr Gesicht um Jahre älter erscheinen ließ.

„Und was soll ich dabei?"

„Sieh, Lisa, wir waren doch Freundinnen, und . . . sieh, ich nehme dir ja nichts weg von dem, was du hast."

„Nein." Es lag Bitterkeit in dem Wort und etwas wie verhohlenes Schluchzen.

„Lisa, dein Vater... Du mußt doch selbst sagen... Er hat noch ein Recht auf Glück . . . auf ein junges Glück . . ."

— Junges Glück! Wie affektiert das klingt! dachte Lisa bei sich. — Und körperhaft erschien ihr der Grabstein ihrer Mutter mit der blaß gewordenen Inschrift. Wieviel Jahre waren darüber hingegangen . . .! — Ja, Peter hatte ein Recht auf Glück. — Aber daß er sein Glück gerade hier finden mußte . . . — Lisa kostete plötzlich das Gefühl, als stünde sie irgendwo hoch oben und sähe Lolo so fern unter sich wie in einer andern Welt . . .

„Lisa, du sagst nichts?"

„Was soll ich sagen?"

„Ja, gönnst du denn Peter sein Glück nicht?"

„Ich gönn es ihm. — Und . . . er fragt mich ja gar nicht."

„Er denkt nur an dich. Er wäre . . . Er hätte . . . Wenn er glücklich sein will . . . Wie ein Schatten trittst du dazwischen!"

„Kann ich mich aus der Welt schaffen?" fragte Lisa mit übertriebener Bitterkeit.

„Meinst du, dadurch wäre es besser?" fragte Lolo zurück. Aber sogleich erkannte sie die naive Roheit ihrer Worte und suchte deren Wirkung in einem Zärtlichkeitsanfall zu ersticken. Sie ergriff Lisas Hand und schmiegte den Kopf an ihren Arm. „Sieh, Lisa, wirklich von Herzen gönnen mußt du ihm sein Glück! — Und es ist ja nicht das erstemal in der Welt... Die innigsten Freundinnen könnten wir werden . . . — Siehst du, und auch ich . . . Wenn dir manches an mir nicht gefällt . . . — Was hab ich denn bisher gekannt? — Herumgestoßen in der Welt, ein armes Ding . . . — Lisa, ich bin nicht schlecht . . . Bei mir hängt alles davon ab, in was für Hände ich komme! — Und ein Mann wie er . . . So bedeutend und fein



und klug und gut! — Bedenk doch auch meine schwere Jugend! Ein ganz anderer Mensch würde ich werden! Er, du und ich... Oh, es könnte ein Leben sein...! — Sei nicht zu hart zu mir, sieh mich nicht nur, wie ich bin, sieh mich, wie ich werden kann! Lisa!"

Endlich hatte sie den Ton getroffen, der wirkte — auch darum, weil hier ein ehrliches Empfinden mitklang. Denn so tief sie nun einmal war, so tief fühlte Lolo in diesem Augenblick, was sie sagte. Die Worte, die ihr zuerst eine kluge Absicht eingegeben hatte, waren mächtig geworden und hatten sie mitgerissen in ein Reich erhöhter Gefühle.

Die Demut dieser eiteln Seele ergriff Lisa und machte sie weich — ergriff Lolo selbst aber vielleicht noch stärker. — So zeugte denn ein warmes Wort das andere; sie suchten sich zu überbieten an Zartheit und Selbstlosigkeit — nur daß Lolo dabei im Grunde doch für ihren Vorteil arbeitete . . .

* * *

Lisa begleitete die neugewonnene Freundin in ihr Schlafzimmer hinauf und saß noch lange auf ihrer Bettkante. Ein Taumel des Verschenkens hatte sie erfaßt; sie redete sich ein, daß das ehrliche Freude wäre an dem Glück der andern. Und da sie einmal so weit war, das zu glauben, war sie auch genug junges Mädchen, sich neugierig dafür zu interessieren, wie das im einzelnen alles gekommen wäre.

In Lolos Augen blitzte plötzlich eine unredliche kleine Schlauheit auf. Hatte sie bisher schon ausweichend geantwortet, einfach weil hier viel weniger zu erzählen war, als die andere erwartete, so verstand sie jetzt die Verlegenheit dieses Ausweichens zweckbewußt zu steigern. Sie log nicht geradezu, aber langsam bestärkte sie das junge Ding in seinen Phantasien, brachte sie es schließlich so weit, daß Lisa blitzgleich die schreckliche Erleuchtung durchfuhr, es wäre hier für Peter schon zu spät, um überhaupt mit Ehren zurücktreten zu können.

Der armen Lisa hingen dann gleich die Tränen an den Wimpern; und ihr Mitleid sehnte sich, Zärtlichkeit zu werden. Dabei schämte sie sich aber entsetzlich, wenn sie sich schon sagte, daß nicht eigentlich sie es wäre, die Grund dazu hätte. — Was für ein Trostwort hätte sie wohl für Lolo finden können! — So strich sie ihr leise die rotblonden Haare aus den Schläfen und legte ihr ganzes Herz in diese Berührung. Und während sie sich so über sie beugte, zog sie verstohlen die Bettdecke über Lolos Brust hinauf, als zieme es sich nicht mehr für sie, dieses weiße, blühende Fleisch zu sehen...

Lolo erwiderte ihren traurig liebevollen Blick so warm, wie es ihre harten, ein ganz klein wenig schielenden Augen vermochten. Aber sie fühlte sich unbehaglich dabei; und auf einmal fiel ihr ein, daß sie des Guten doch am Ende zuviel getan hätte, daß sie vorbauen müsse, damit Peter morgen von Lisa nicht Dinge höre, die ihr das ganze Spiel verderben könnten. — Darum brachte sie die Freundin mit klug gesetzten Worten darauf, wieviel stärker es wirken, um wieviel größeren Dank sie sich verdienen würde, wenn sie scheinbar aus sich selbst heraus, aus freien Stücken, zu ihrem Vater spräche... Nicht, daß Lolo dies geradezu gesagt hätte — nein, sie brachte Lisa dazu, daß die selbst es zuerst aussprach, ohne eigentlich zu bedenken, was sie damit vorhatte. Daß sie den Vater belügen wollte, entging ihr in ihrem edelmütigen Rausch von Mitleid und Güte. — Schicksal zu spielen für ihn — wie stolz machte sie das! Fast mütterlich waren ihre Gefühle für den grauköpfigen Schwärmer, für den „alten Jüngling", wie sie ihn im Scherz oft genannt hatte.

Und Lolo war zufrieden und beruhigt auch darüber, was ihr noch Besorgnis eingeflößt hatte. Ihr Handeln war ja keinem zum voraus überlegten Plan entsprungen. Eins hatte sich aus dem andern ergeben. Und während sie sich so von ihrem Instinkt hatte weiter und weiter fortreißen lassen, war die ganze Zeit in ihrem tiefsten Innern eine warnende Stimme wach gewesen, die sie ihr Gewissen zu nennen beliebte. Es ist ja so menschlich, die Furchtsamkeit, die einem ins Ohr wispert, daß Lügen kurze Beine haben, mit dem Namen des Gewissens zu verherrlichen. — Nun aber, da sie annehmen konnte, daß alles gut gehen würde, streckte sie sich figürlich mit Behagen auf „das beste Ruhekissen" und dehnte auch ihre leiblichen Glieder in zufriedener Müdigkeit.

Lisa hielt ihre Hand, bis Lolo entschlummerte. Wie gesund und glücklich die aussah, wie triumphierend sie im Schlaf lächelte, eine Siegerin des Lebens...!

Lisa seufzte. Sie suchte sich das neue Gefühl, das sie plötzlich ergriff, klarzumachen. Sie seufzte noch einmal tief und nannte es Neid. Und wußte nicht, daß es weit eher Verachtung war...

— Warum bin ich so anders als die andern? fragte sie sich zum erstenmal in ihrem Leben mit Bewußtsein. — Denn hatte Peter dieselbe Frage auch schon früher in ihren Augen lesen wollen — sie hatte dort höchstens geträumt; nie war sie erwacht...

Wenn das, was sie nun davon gesehen hatte, die große, heilige Liebe war, von der die Dichter sangen — ja, dann würde ihr dies Gefühl wohl ewig verschlossen bleiben...

Sie löste behutsam ihre Hand aus Lolos Fingern: es wäre ihr schrecklich gewesen, dieser noch einmal Rede und Antwort stehen zu müssen. — Die Kerze nahm sie mit, blies sie aber aus, als sie in ihrem Schlafzimmer war. Sie stand und sah langsam die Gegenstände aus dem Dunkel hervortreten, am schärfsten die geteilten Rechtecke der Fenster. Sie lehnte die Stirn an eins von ihnen und hielt Ausschau. Nebel lagen im Garten; nur die Wipfel der Bäume reckten sich daraus empor, dem gestirnten Himmel entgegen, der, breit gespannt, ruhig in seiner Unruhe, Lisen kalt funkelnd ansah und — schwieg.

Einen Augenblick gedachte sie ihrer Geige... Aber sie schüttelte den Kopf: auch die könnte heute nur kreischen wie ein taubstummes Wesen...

* * *

Peter schlief fest und gut. Erst gegen Morgen erfaßten ihn jene ruhelosen Träume, in denen man sehr wach ist vor dem Erwachen, in die schon der Wirklichkeit Sorgen und Ängste ihre drosselnden Finger hineinrecken. — Seine Müdigkeit bettelte noch um Schlaf, seine Zweifel erhofften umsonst eine Frist der Bewußtlosigkeit.



Da entschloß er sich plötzlich, gleichsam kopfüber zu erwachen. — Und wie er sich mit einem Ruck im Bett aufsetzte, war es, als risse er sich los aus der klammernden Umarmung schleimiger Polypen. — Ein Wille erhob sich, den diese Nacht ihm geschenkt hatte.

Und was man will, erscheint einem auch möglich. — Nicht leichtfertig und gleichgültig sah Peter den schweren Stunden entgegen, die noch auf dem Weg nach seinem Ziele lagen. Zu stürmendem Draufgängertum, das fühlte er, war er nicht mehr jung genug. — Und ob das Altern ein Segen sei oder ein Fluch — darauf stand hier nicht die Frage. Altern ist ein Gesetz; und ein Gesetz ist es, daß jedes Jahr einem stärkere Ketten um Hände und Füße schmiedet — wenn einer ein rechter Mensch ist, der seine Frucht bringt...

Zu den Toten freilich brauchte er sich darum nicht zu legen. — Eins aber stand fest: von Lisa hing alles ab, sie trug die Entscheidung in ihrer Hand, mit ihr mußte er sprechen, bevor sonst etwas Weiteres geschähe. Jede Heimlichtuerei von jetzt ab deuchte ihn seiner unwürdig.

Und die Frucht dieser Überlegungen war ein frohes Vertrauen: sie würde sich freuen an seinem Glück, wenn er ihr nur alles richtig sagte, er würde den Sonnenschein, den er in ihre Kindheit hatte strahlen lassen, zurückempfangen mit Zinsen und Zinseszinsen. Er hatte ein gutes und heiteres Gewissen...

Und seine Gedanken wanderten weiter: zu Lolo... Ja, und tausendmal ja, er liebte sie! — Was war es doch für ein Quälgeist gewesen, der ihm gestern die Zweifel eingegeben hatte! Auch heute war er nicht blind für ihre Fehler und Mängel, aber er sah sie mit Milde an, beinah mit Rührung. — Ein armes Mädchen, das in den besten Jahren das bittre Brot fremder Häuser hat essen müssen...! Und dazu schön sein...! Und diese Sehnsucht haben, hinaufzukommen in Glück und Glanz...! — Ein Wunder fast, daß darunter nicht mehr verkümmert und verkrüppelt war! — Auch über dieses Leben Sonnenschein legen...! — Er traute der Kraft seiner Liebe das Größte zu.

* * *

Als er jedoch in der Bahn saß und jede Minute ihn der Aussprache mit seinem Kinde unfehlbar näher führte, wuchs und wuchs eine Zaghaftigkeit in ihm, eine Verlegenheit, die sich im Ausmalen dessen gefiel, was sie darauf antworten, wohin sie seine weitern Worte lenken würde. Er legte sich eine Art Schlachtplan zurecht, damit ihn nichts unvorbereitet treffe. — Als ob der Augenblick nicht am besten selbst das richtige Wort fände...

Beim Einfahren in den Gmunder Bahnhof sah er Lisa hinter der Schranke stehen, und er freute sich nicht wie sonst, daß sie ihm entgegengekommen war. Sie winkte ihm mit einer ihrer großen, diesmal fast parodistisch eckigen Armbewegungen zu. Durch die flotte Gebärde wollte sie sich selbst gleichsam trösten. Ihn täuschte sie damit vollkommen. Er las darin nichts als Ahnungslosigkeit und Unbefangenheit. Und das machte ihm noch schwerer, was er tun mußte.

Lisa hatte die kalte Trostlosigkeit der vergangenen Nacht überwunden und sich vorgesetzt, freudig zu vollbringen, was sie für ihre Pflicht hielt. In den Morgenstunden war sie Lolo aus dem Wege gegangen; als aber die Zeit kam, die Peter zurückbringen mußte, suchte sie sie auf, drückte ihr kräftig die Hand und sagte einfach aber bedeutungsvoll: „Ich hol ihn an der Bahn ab!"

* * *

„Gehn wir über Finsterwald hinauf! Es ist so heiß auf der Landstraße", schlug Peter vor.

Lisa nickte. Es war ihr willkommen, daß er den weiteren Weg wählte.

Nach einigen zerstreuten, gleichgültigen Fragen und Antworten gingen sie schweigsam nebeneinander her.

Er schob das erste folgenschwere Wort hinaus. — Wenn wir dort auf der Höhe bei den Tannen sind, will ich es ihr sagen, beschloß er; nachher setzte er sich die kleine Kapelle vor dem Dorf als letzte Grenze, dann fand er, es kämen ihnen hier zuviel Bauern entgegen: der einsame Waldweg auf die Hainzenhöhe wäre der rechte Ort...

Aber auch dort zauderte er noch, in einer Art Fieber der Unentschlossenheit. — Lisa war es, die zuerst den Mut fand, zu sprechen.

„Peter!" sagte sie und berührte leicht seinen Arm und blieb stehen und sah ihm mit einem großen, liebevollen Blick ins Gesicht. „Peter, ich weiß alles."

„Was weißt du?" stotterte er erschrocken, fast entsetzt.

In dem Schweigen, das darauf folgte, wurden plötzlich die Stimmen des Waldes, die sie vorher gar nicht beachtet hatten, schmerzhaft aufdringlich: Vogelgezwitscher, Insektengesumme, Blätterrauschen. — Forschend und gütig ruhten Lisas Augen auf Peter und ließen ihn nicht los.

„Du liebst Lolo", sagte sie endlich mit tiefem Erröten.

„Das weißt du?" fragte er fassungslos. Aber ihm war, als dürfe er das eigentlich nicht zugeben, als müsse er es sogar leugnen. Und er hätte doch froh sein sollen, daß sie ihm den schweren Anfang abgenommen hatte.

„Ich wollte dir nur sagen, Peter... Ich weiß ja... Und du bist so gut, aber ... meinetwegen brauchst du ... Wenn es das ist ... Ich bin dir nicht im Wege ... Und überhaupt ... ich werde nicht unglücklich darüber sein... Heirate Lolo ruhig! Nein, wirklich ... für mich sollst du auf dein Glück nicht verzichten... Und..." Ihre Kraft war zu Ende; die Nervenspannung, in der sie seit heute nacht gelebt hatte, löste sich plötzlich in einem Tränenstrom. Auch ein Teil Rührung über die eigene Selbstlosigkeit wirkte dabei mit; wie eine Art freiwilligen Opfertodes für fremdes Glück deuchte sie jetzt ihr Verzicht.

Peter war bleich geworden. — Die reinen Gefühle seiner Tochter rissen ihn mit sich fort. Sollte er sich von ihr beschämen lassen? — Nur an sie dachte er jetzt, nicht an sich und sein Glück.

„Lisa!" sagte er dankbar und ging zu ihr hin, zog ihren Kopf an seine Schulter und streichelte ihn.

„Nein, Peter, du sollst nicht glauben... Die dummen Tränen...! Es ist wirklich nicht... Ich bin nur nervös."

Er dachte aber gar nicht daran, aus ihrem Edelmut Nutzen zu ziehen, zuzugreifen und ihr Geschenk zu



nehmen. Er sann nur auf Trost für sie. — Plötzlich sank ihm kalt ein Erstaunen in die Seele.

„Hat sie ... Hat Fräulein Kersting dir das gesagt?" fragte er hastig.

Lisa fuhr zusammen.

„Nein ... eigentlich nicht ... Ich dachte mir selbst schon ... Ich hab sie gefragt ... und da ..."

Er durchschaute die fromme Lüge. Und wollte ihr doch so gern glauben. Alles hing für ihn davon ab, was er jetzt sagte. Doch etwas Unbezwingliches riß ihn fort. An seiner Schulter schluchzte ja noch immer sein Kind ...

„Sie hat es dir gesagt", nickte er bitter vor sich hin.

Lisa leugnete nicht mehr. Und die Tränen flossen reichlicher, aus Schmerz darüber, daß sie die Kraft nicht hatte, ihr Opfer mit einer großen, heitern Gebärde darzubringen.

„Lisa ... — Lisa, hat sie dir gesagt, daß ich sie heiraten wollte?" Unbewußt suchte Peter einen Halt gegen seine Sehnsucht nach dem Glück, einen Grund, Lolo anzuklagen.

„Ja ..." stieß sie leise hervor; und etwas wie eine geheime Frage klang in dieser Antwort.

„Das hat sie gesagt!" lachte er in gekünsteltem Ärger auf. „Lisa, sei gut! Weine nicht!"

„Ich weine ja nicht, Peter ... Es ist nur ... meinetwegen sollst du nicht ... Du sollst glücklich sein."

„Sie hat kein Recht dazu!" stieß er sonderbar heftig hervor.

„Wozu?" Lisa löste sich überrascht von seiner Schulter und sah ihn an.

„Ich hab ihr kein Wort davon gesagt, daß ich sie heiraten wollte. Und wenn es auch ein heimlicher Traum von mir war ... Ich gesteh es dir gern ... — Aber du brauchst dich nicht zu fürchten ... Wenn es dir ..."

Sie richtete sich auf.

„Und Lolo?" fragte sie.

Ihr Blick und der Ton, in dem sie sprach, machten ihn stutzig.

„Lolo? — Ich sag dir doch: sie hatte kein Recht, so etwas auch nur zu glauben!"

Lisa hatte mit weit geöffneten Augen zugehört. Jetzt erst, da er es ablehnen wollte, fühlte sie, wie groß ihr Opfer war ... Aber bringen mußte sie es. — Mit einer Stimme, die sie selber ganz fremd deuchte in ihrer harten Sachlichkeit und Kälte, sagte sie: „Ja, wenn du ... Das hättest du dir aber früher überlegen müssen."

Er schaute auf. — Was für eine merkwürdig verkehrte Lage ...! Wie ein gescholtener Schulbub stand plötzlich der Vater vor seinem Kinde. Und er fühlte sich im Augenblick auch gar nicht anders. Die Jahre, das bißchen Sicherheit und Selbstbewußtsein, das sie ihm gebracht hatten — alles war wie ausgelöscht. — Er stotterte: „Ja, da hast du wohl recht, aber ... schließlich ... Gewiß ... man ist eben auch nur ein Mensch, und ..." Er machte ein paar unbeholfen greifende Handbewegungen. — So ging es nicht weiter. Er ermannte sich plötzlich zu einem mißglückt flotten Tone väterlicher Autorität: „Lisa, das verstehst du eben noch nicht ... Du bist noch zu jung. Ich kann es dir auch nicht erklären. Du darfst es deinem Vater schon so glauben. — Herrgott, und wenn ...! Ich geb ja gern zu ... Aber ... Nein, Lisa, es muß dir genügen, wenn ich dir sage ... — So sei doch vernünftig!"

Doch sie schwieg hartnäckig. Und ihr Blick blieb starr auf seinem Gesicht haften, fast hochmütig staunend und mit einer so sonderbaren Strenge — er fand keinen andern Ausdruck dafür — daß es ihm weh tat. Vergeblich suchte er, sie bei sich jugendlicher Überspanntheit zu zeihen ... Ja, wie weit kannte sie das Leben? — Er hatte immer geglaubt, Lisa und er stünden sich in einem Maße, wie es zwischen Vater und Tochter selten vorkommt, als Freund und Freundin ... Und jetzt rüttelte er hier, ausgesperrt, an einer verschlossenen Pforte. — Aber war es nicht lächerlich, daß er sich wie ein armer Sünder vorkam, um der Verachtung eines Backfisches willen, der der Einbildung lebte, jeder Kuß, zu dem man sich in einer Aufwallung hinreißen lasse, bedeute gleich ein Heiratsversprechen? — Der klare, ernste Blick seines Kindes jedoch zeigte sich stärker als seine barsche innerliche Abwehr ... Plötzlich durchzuckte ihn eine Ahnung der ganzen Wahrheit. Sein Kopf und seine Schultern fuhren zurück, mit halbgeöffnetem Mund starrte er Lisa an. Nein, das konnte nicht sein! Dieser Blick ...! Sie mußte etwas ganz anderes glauben, als wirklich geschehen war! — Aber war es denn denkbar, daß Lolo so weit gegangen wäre ...? — Er erwog das eine Weile und nickte dann ein paarmal langsam.

„Was hat sie dir gesagt?" fragte er plötzlich.

Lisas qualvoll verlegenes Schweigen stärkte seinen Verdacht.

„Hat sie dir gesagt, daß ... daß irgendein Zwang ... daß ein zwingender Grund vorläge, aus dem ich sie heiraten müßte?"

„Es liegt doch einer vor", antwortete Lisa leise und traurig.

„Nein!" fuhr Peter auf. „Hat sie ... hat sie dir gesagt, ich ... ich wäre ihr irgendwie — zu nahe getreten?"

Eine heiße Röte stieg in Lisas Wangen ... Still, automatisch senkte sich ihr Kopf zu einem Nicken, und sie schien zu erwarten, Peter würde unter der Wucht dieser stummen Anklage zusammenbrechen.

„Dann lügt sie!" schrie er heraus — und erschrak. — Nun war es entschieden.

„Aber das ist doch nicht möglich!"

„Lisa! Wem glaubst du ...?" — Er konnte nicht mehr zurück.

„Ich glaub dir", rief sie hastig, mit großer Erleichterung. Dann schauerte sie zusammen: „Aber gibt es das denn? Daß sie ... Kann das ein Mensch denn?"

„Sie konnte es scheinbar", sagte er bitter.

Lisa legte ihm die Hände auf die Schultern und schmiegte sich an ihn.

„Ach Peter, verzeih mir! Ich hatte so häßlich von dir gedacht."

Er strich ihr sanft über die Haare.

„Verzeihen ...? — Armes Ding!" — Plötzlich stachelte



er sich zu einem äußerlichen Grimm auf. Er schüttelte seine Faust in der Richtung der Hainzenhöhe. „Aber ihr verzeih ich das nicht!“

Lisa streichelte begütigend seine Hände.

„Sei ruhig, Peter, jetzt ist ja alles gut.“

— Alles ist gut! sang es höhnisch in seinen Ohren. Doch sagte er fest: „Ja!“ Dann fuhr er fort: „Armes Ding, du hast deine ersten Erfahrungen früh machen müssen. Ich kann mir denken, wie dir zumut ist. — — Das beste wird sein, wenn du sie gar nicht mehr siehst. Geh gleich auf dein Zimmer, wenn du heimkommst! Ich sprech schon mit ihr. — Und dann, und dann... — Ja, meinst du nicht, daß es das einfachste wäre, wenn wir verreisten und...? Nach dem Süden...? Vielleicht nach Venedig...?“

„Venedig!“ schrie Lisa beinah auf. Man sah ihr die Freude darüber an. Sie war doch noch ein rechtes Kind, merkte Peter.

„Und du sollst sehen, Lisa, wie schön es da unten wird. Und wenn wir wiederkommen, sind wir allein, und... und Numero zwölf bleibt die letzte!“

Lisa drückte ihm dankbar die Hand.

„Peter, das soll ein Leben werden...!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Flug München—Berlin.

Von Alfred Dierlamm. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Als vor stark einem Jahr von der Firma Kathreiner in München ein Preis von 50000 Mark für einen Flug von München bis Berlin ausgesetzt wurde, betrachteten selbst wir Luftfahrer diese Ausschreibung mit einem mitleidigen Lächeln. In Deutschland, wo damals kaum auf den Flugplätzen etwas gezeigt werden konnte, geschweige denn Ueberlandflüge unternommen wurden, sollte ein deutscher Flugzeugführer mit rein deutscher Maschine, an der alles Material einschließlich Motor in Deutschland hergestellt sein mußte, einen Ueberlandflug von nahezu 600 Kilometer unternehmen!

Gegen Ende letzten Jahres und Anfang dieses Jahres, als auch in Deutschland brauchbare Flugmotoren geschaffen wurden und immer mehr tüchtige Flugzeugführer sich ausbildeten, war die Erringung dieses Preises schon nicht mehr im Bereich der Unmöglichkeiten. Freilich die Bedingung, den Flug in längstens 36 Stunden zu erledigen und evtl. Zwischenlandungen nur in Nürnberg, Leipzig und einem dritten selbst zu wählenden Ort vornehmen zu dürfen, erschwerten die Ausführung der gestellten Aufgabe noch sehr.

Hellmuth Hirth, der Sieger im Oberrheinischen Flug, der junge Württemberger, der zurzeit den deutschen Höhenrekord ohne Passagier und den Welthöhenrekord mit Passagier hält, meldete sich als erster Bewerber um den Kathreiner-Preis bei der Sportkommission in München an.

Hirth und ich waren schon längst miteinander übereingekommen, daß ich den Flug als Passagier mitmachen würde. In der Nacht vom Sonnabend (den 24. Juni) auf Sonntag trafen wir beide in München ein und begaben uns sofort nach dem Flugplatz in Puchheim, um bei Sonnenaufgang zu starten. Bei Tagesgrauen wurde der graziöse Rumpler-Eindecker an die etwa 150 Meter lange Anlaufbahn geschoben. Hirth bestieg den Apparat zuerst allein, um einige Proberunden zu fliegen. Nach kurzem Anlauf erhob sich die „Taube“ und schwebte in majestätischem Flug der purpurrot aufgehenden Sonne entgegen. Bis zu 150 Meter Höhe ließ Hirth seine Maschine steigen und ging nach zehn Minuten im Gleitflug nieder. Jedoch das hohe Gras des Flugplatzes erfaßte die Verspanndrähte des rechten Flügels und bremste auf dieser Seite so stark, daß der Apparat in einem Kreis nach rechts gedreht wurde, wobei das Fahrgestell und der Propeller krachend in Stücke gingen. Der fieberhaften Tätigkeit unserer Monteure war es zu verdanken, daß der Flugapparat bis Montag abend wieder vollkommen hergestellt war. Wieder wurde das Flugzeug zur Startbahn gebracht, die nach dem tags zuvor passierten Unfall durch Abmähen des Grases um 100 Meter verlängert worden war. Hirth wollte diesmal keinen Probeflug unternehmen, sondern sofort mit Passagier aufsteigen. Der Himmel hatte heute ein anderes Aussehen. Es war eine trübe, regnerische Stimmung. Von Süden her nahte eine schwarze Wolkenwand. Als der Propeller in Gang gesetzt wurde, hatte sie uns erreicht, und schon fing es zu regnen an. Das Zeichen zum Start wurde gegeben, und unser Apparat setzte sich in Bewegung. Aus unaufgeklärtem Grund versagte plötzlich der Motor, so daß wir uns nochmals zur Abfahrtstelle begeben mußten. Trotzdem der Regen inzwischen stärker geworden, wollten wir die Abfahrt nicht verschieben. Von neuem wurde der Motor in Gang gesetzt, und pfeilschnell schossen wir auf dem Boden dahin. Bald hörte das holpernde Fahren auf, und ein ruhiges Dahingleiten trat an seine Stelle. Wir flogen! In großen Kreisen zogen wir über das Flugfeld dahin. Höher und höher stieg die Maschine, immer kleiner wurden die Flugzeugschuppen unter uns, immer größer die Fernsicht.

Hirth gab nach unten das Zeichen des definitiven Abflugs, und wir verließen 6 Uhr 45 abends den Bereich des Flugfelds und hielten auf Dachau zu, dessen hochgelegenes Schloß leicht zu erkennen war. Der Regen wurde immer stärker. Hätten wir nicht diese große Aufgabe zu erfüllen gehabt, so hätten wir sicher eine Landung vorgenommen. So aber mußten wir weiter. Die Orientierung, die im Freiballon eine leichte ist, bietet auch im Flugapparat trotz des raschen Flugs bei klarem Wetter keinerlei Schwierigkeiten. Heute aber hatten wir diese streckenweise ganz verloren. — Schon zehn Minuten nach unserm Abflug artete der Regen in einen Wolkenbruch aus, aus dem es kein Entrinnen gab. Alles triefte von Wasser; ganze Bäche liefen von unseren Tragdecken. Wir gerieten in ziemliche Böen, die den Apparat auf- und abrissen. Einmal wurden wir durch einen aufsteigenden Luftstrom, trotzdem Hirth den Motor etwas abdrosselte und den Apparat nach unten drückte, 250 Meter höher genommen. Umgekehrt wurden wir verschiedentlich stark bis in die Nähe der Wälder herabgedrückt. Wir waren streckenweise so stark von Regenwolken umgeben, daß

die Erde unter uns nicht mehr zu sehen war. Auf diese Weise ging uns die Orientierung verloren. Als es sich wieder unter uns lichtete, flogen wir gerade auf ein kleines Städtchen zu, das wir als Ingolstadt erkannten. Hirth hielt nun den Apparat etwas tiefer, um nicht mehr in die Wolken zu geraten. Wir verfolgten die Bahnlinie Ingolstadt-Eichstädt bis in die Gegend von Tauberfeld, wo wir mehr nördlich hielten, um den direkten Luftweg nach Roth einzuschlagen.

Als wir uns den großen Wäldern näherten, wurde ich telephonisch angerufen. Dieses „Telephon" hatte Hirth bereits Mitte Mai vor unserm gemeinsamen Flug von Stuttgart bis Baden-Baden installiert. Es besteht aus einem von ihm zu mir führenden Wasserschlauch. Auf den Anruf „Hui" des hinter mir sitzenden Führers wird die Verbindung hergestellt. Ich halte den Schlauch an mein linkes Ohr, und gewöhnlich höre ich die Worte: „Wie hoch?" oder „Ist der Weg richtig?" oder „Wie heißt der große Ort vor uns?" Ohne den Schlauch wären natürlich die Worte durch den ohrenbetäubenden Lärm des Motors nicht zu verstehen. Diesmal schallten mir jedoch weniger liebliche Worte entgegen: „Wir kommen nicht mehr über die Wälder weg. Ich muß sofort landen!" Kaum habe ich das Hörrohr beiseite gelegt, als Hirth auch schon eine scharfe Rechtskurve beschreibt. Rasch nähern wir uns der Erde. Der Boden unter uns ist wellig und nicht sehr zur Landung geeignet. Wir hatten die Brillen abgenommen, da sie durch den fortwährenden Regen undurchsichtig geworden waren, was uns auch unterwegs schon das Kartenlesen und die Aussicht nach unten sehr erschwert hatte. Der Motor, der verschiedentlich ausgesetzt hatte, sprang glücklich noch einmal an, so daß Hirth noch über einen kleinen mit Bäumen besäumten Weg steuern konnte. Jenseits dieses landeten wir in einem Gerstenfeld. Wir erhoben uns, bis auf die Haut durchnäßt, von unseren Plätzen. Etwas deprimiert über unsern neuen Mißerfolg begab ich mich zum Bahnhof, um die Monteure mit den Ersatzteilen von München telegraphisch herbeizurufen.

Noch in der Nacht trafen die Monteure in dem von einem Münchner Herrn freundlichst zur Verfügung gestellten Automobil ein. Sie begaben sich sofort an die Arbeit. Das zum Motor führende Wasserrohr war geplatzt. Infolgedessen war der Motor ohne Kühlung und lief heiß. Bei gutem Wetter wäre uns der Schaden wohl viel eher aufgefallen, da das aus dem geplatzten Rohr hervorquellende Wasser, das uns durch den starken Luftzug ins Gesicht geschleudert wurde, von uns hätte bemerkt werden können. In dem strömenden Regen, in dem wir uns von München bis Tauberfeld bewegten, konnte dies jedoch von uns nicht wahrgenommen werden. Während der zwei Tage, die die Reparatur benötigte, quartierten wir uns in Ingolstadt ein. Am Mittwoch gegen Abend war unser Eindecker wieder flugbereit. Er wurde auf eine benachbarte Wiese gebracht, die einen günstigen Abflug gestattete. Wir nahmen unseren Kurs auf Ingolstadt. In der Nähe der Stadt bogen wir südlich ab und hielten direkt auf Puchheim zu. Längst war die Sonne untergegangen und die Dämmerung angebrochen, als wir in der weiteren Umgebung des Flugplatzes anlangten. Hier muß ich einer Begebenheit gedenken, die mir anfangs etwas Sorge bereitete. Aus den dicht vor meinem Kopf befindlichen vier Auspuffröhren schlugen fortgesetzt 20 Zentimeter lange Flammen, und hin und wieder stoben Funken daraus hervor, die sich nicht selten auf Tragdecken und Schwanzfläche legten. Da die letzteren aus Stoff verfertigt sind, so lag der Gedanke nahe, daß sie in Brand geraten könnten. Je mehr die Dunkelheit voranschritt, desto unheimlicher war dieser Anblick. Hirth beruhigte mich, indem er mir mitteilte, daß dieser Vorgang fortgesetzt stattfinde, jedoch in der Tageshelle gewöhnlich nicht gesehen werden könne. Wir konnten die Lichter von München deutlich erkennen, während der Flugplatz noch immer nicht gesichtet werden konnte. Hirth und ich erhoben uns beide von unseren Plätzen, um besser über die Flügel wegsehen zu können. Indem wir uns in direkter Richtung dem Flugfeld näherten, konnten wir dieses lediglich an der es umgebenden weißen Mauer erkennen, die sich noch sichtbar von dem dunklen Moorboden abhob. Jetzt wurden uns auch von unten Lichtsignale gegeben. Hirth vollzog die Landung bei Dunkelheit meisterhaft. Es gelang ihm den Apparat auf die nur etwa 200 Meter lange und 20 Meter breite Anflugbahn zu bringen und auf derselben mehr dem Gefühl nach zu landen, da der Boden kaum zu sehen war. Wir beschlossen erst am nächsten Abend zu starten und nur bis Nürnberg zu fliegen, damit wir für die große Strecke über das Gebirge die frühen Morgenstunden zur Verfügung hatten.

Am nächsten Abend (Donnerstag, den 29. Juni) fanden sich gegen 6 Uhr ein paar hundert Sportfreunde und Schaulustige auf dem Flugplatz Puchheim ein. Die Angestellten der Kathreiner-Fabrik überreichten Hirth einen Brief zur raschen Beförderung an ihre Berliner Kollegen, der auch bereits 15 Stunden nachher dort überreicht wurde. Dann starteten wir unter den begeisterten Zurufen der Anwesenden und schraubten uns in zwei großen Kreisen auf 140 Meter Höhe. Es wurde das Zeichen zum Abflug gegeben, und wir verließen 6 Uhr 30 Minuten abends Puchheim. Das Wetter war klar und ruhig. Die Orientierung war demgemäß eine leichte. Wir hielten uns daher nicht an die Bahnlinie, sondern nahmen den direkten Luftweg nach Nürnberg, den wir zuvor in unsere Karten eingezeichnet hatten, und den wir auch nicht um 100 Meter verfehlten. Diesmal ließen wir Ingolstadt weiter östlich liegen und passierten zwischen Eichstädt und Tauberfeld. Oestlich Eichstädt hatten wir das tiefeingeschnittene Tal der Altmühl zu überfliegen. Bald bekamen wir auch etwas vertikale Luftströme, die uns jedoch nicht aus der Ruhe brachten. Schon von fern erkannten wir das Städtchen Roth a. Sand, von wo aus das breite Tal der Rednitz uns leicht den Weg nach Nürnberg finden ließ. Ein Auto unterfing sich uns zu verfolgen, sah jedoch bald genug seine nutzlosen Bemühungen ein. Wir mußten es ebenso wie die vielen Schnellzüge, die wir unterwegs antrafen, weit hinter uns zurücklassen. Bald näherten wir uns Nürnberg, das etwas in Dunst gehüllt vor uns lag. Wir befanden uns in 830 Meter Meereshöhe (d. h. 530 Meter über Nürnberg). Plötzlich klingelte das Telephon: „Hui!" Ich wendete mich nach meinem Führer um, der durch Blicke und Achselzucken fragte: „Wohin?" Vor uns lag eine endlose Reihe Häuser, davor verschiedene Plätze, auf denen hätte gelandet werden können. Wir mußten jedoch den richtigen finden, von dem uns bekannt war, daß er in der Nähe einer Kaserne liege. Wir näherten uns mit großer Eile und hatten dementsprechend nur wenig Zeit zur Orientierung. Plötzlich entdeckte ich neben der



Kaserne von Schweinau zwei Leute, nur als kleine Pünktchen erkennbar, die lebhaft weiße Tücher schwenkten. „He!“ telephonierte ich zurück und zeigte den Platz meinem Führer, der jedoch zu gleicher Zeit die den Platz umsäumende große Menschenmenge entdeckt hatte. Sofort drosselte er den Motor ab, und hinab ging es, der Kaserne entgegen. Es hatte den Anschein, als wollten wir im Hofe derselben niedergehen, aber schon lenkte Hirth nach dem Platz ein. Nun geschah etwas Unerwartetes! Die nach Zehntausenden zählende Menschenmenge, die, bis unser Apparat in Sicht kam, geduldig auf uns gewartet hatte, durchbrach plötzlich die Absperrung und stürmte über den Landungsplatz. Hirth, der beinahe keine Landungsmöglichkeit hatte, flog nun in geringer Höhe in einem Kreis mitten über das Publikum weg. Schon überlegte er, ob er außerhalb des Platzes die Landung einleiten solle, als wir über einen noch freien Teil dieses Geländes kamen. Rasch steuerte er den Apparat zur Erde und landete um 8 Uhr 30 Minuten. Kaum waren wir auf festem Boden, als auch schon die Menge unter brausenden Hochrufen von allen Seiten heranstürmte. Von unserem erhöhten Platz sah die Situation direkt gefahrdrohend aus, und wir fürchteten für den Apparat. Die Herren des Nürnberger Luftschiffervereins, die uns empfingen, bahnten uns mit Automobilen langsam aber sicher einen Weg nach der Kaserne.

Vor Tagesgrauen begaben wir uns zum Startplatz, und bereits hatte sich wieder eine tausendköpfige Menge versammelt. Doch war diesmal die Absperrung streng durchgeführt. Der Benzinbehälter wurde für die große Etappe Nürnberg—Leipzig mit 116 Liter bis zum Rand gefüllt. Infolgedessen war die „Taube“ schwerer als sonst, was sich beim Abflug stark bemerkbar machte. Immer und immer wieder kamen wir sehr nahe dem Boden und brauchten so volle zehn Minuten, um eine absolute Höhe von nur etwa 80 Meter zu erreichen. Aus diesem Grunde telephonierte mir Hirth einen Luftweg herauszusuchen, der möglichst wenig über Häuser führen würde. In der geringen Höhe von nicht ganz 100 Meter verließen wir Freitag früh 4 Uhr 27 Minuten unter den Hurrahrufen der Menge den Landungsplatz Schweinau in nord-nordwestlicher Richtung und folgten dem Ludwigskanal über Erlangen nach Bamberg. Hier flogen wir das Maintal entlang nach Lichtenfels, das wir bereits 52 Minuten nach unserem Abflug erreicht hatten. Bis hierher hatte ich ziemliche Schwierigkeiten mit meiner keineswegs angenehmen Sitzbank zu überstehen. Ich muß hier eine Indiskretion begehen und etwas über die „luxuriöse“ Ausstattung der Passagierkabine berichten. Mein Sitz ist der Benzintank, der ab Nürnberg infolge der vollständigen Füllung keineswegs federnd wirkte. Vor mir innerhalb der Karosserie liegt die Oelung, die mir fortgesetzt den angenehmen Geruch verbrannten Oels heraufsandte und mich zwang, von Zeit zu Zeit mich an der durch den Propeller zurückgeschleuderten Luft zu erquicken. Der Sitz selbst ist ziemlich eng, so daß es mir kaum gelungen wäre von dem Boden der Karosserie etwas aufzuheben. Zwischen meinen Füßen geht ein Wasserschlauch hindurch, auf den ich Rücksicht nehmen mußte, um ihn nicht zu beschädigen. Kaum, daß ich Platz hatte meine Landkarten unterzubringen. Mein Barometer und meinen Photographenapparat mußte ich an der Seite festschnallen, was mich etwas behinderte. Alles zusammen aber triefte von Oel! —

Einige Wassertropfen kamen uns von Zeit zu Zeit ins Gesicht geflogen; es mußte also irgend etwas nicht ganz dicht sein. „Hui!“ Ich nehme das Hörrohr an das Ohr. „Nehmen Sie von dem Wasserrohr vor Ihnen etwas Isolierband, und sehen Sie, ob Sie die Stelle rechts, wo das Wasser heraustropft, etwas abdichten können; passen Sie aber auf, daß Sie keinen Schlag von der Zündkerze erhalten.“ Ich nahm das Isolierband und stieg auf meinen Sitz. Ich beugte mich weit vor über den Motor und versuchte das Isolierband anzubringen. Da ich mich mit einer Hand festhielt, so war es mir nicht möglich das Band festzumachen. Indem ich mich nun mit den Beinen gegen die Karosserie feststemmte, konnte ich beide Hände dazu verwenden. Als ich einen Knoten band, erhielt ich von der Zündkerze, der ich zu nahe gekommen, einen Schlag. Ich ließ mich jedoch nicht abhalten, an meiner Arbeit fortzufahren. Das Band wurde jedoch durch den starken Luftzug immer wieder fortgeblasen. Endlich mußte ich die halbfertige Arbeit als erfolglos abbrechen. Von Lichtenfels hielten wir uns an die Bahnlinie nach Kronach zu. Auch die nun folgende Ueberquerung des Thüringer Waldes ging glatt vonstatten. Auf der Strecke Rothenkirchen bis Probstzella war fast jede Landungsmöglichkeit ausgeschlossen! Hätte uns hier unser Mercedes-Flugmotor im Stich gelassen, so wären wir wohl irgendwo auf den Bäumen gesessen. Doch er zog wacker durch! Es war geradezu ein erhebendes Gefühl, so mitten über den Bergen mit ihren dichten Wäldern dahinzufliegen! Von Saalfeld flogen wir nordöstlich, direkt nach Uhlstädt, ohne der Bahnlinie über Rudolstadt zu folgen und kamen nach einer Stunde 50 Minuten (seit Nürnberg) über Jena an. Die Erde lag in prächtigem Sonnenschein unter uns, und ein leichter Südwind beschleunigte unsern Flug. Nun ging es in die Ebene hinein. Wir passierten südlich Naumburg und Weißenfels und kamen bei Lützen wieder an die Bahn. Im Morgennebel wurde Leipzig zuerst an der in der Ferne sichtbaren Kuppel des Reichsgerichtsgebäudes erkannt. Wir nahmen nun unseren Kurs nördlich Leipzig auf Lindenthal zu. Der große Wasserturm, der nahe dem Flugplatz steht, war leicht zu erkennen, und bald drosselte Hirth den Motor, um das Flugfeld im Gleitflug zu erreichen. Es mußte jedoch wieder Vollgas aufgezogen werden, da wir in tieferen Schichten Böen bekamen. Ziemlich schwankend näherten wir uns der Erde. 6 Uhr 50 Minuten war die Landung vollzogen. Wir hatten somit von Nürnberg bis Leipzig nur 2 Stunden 23 Minuten gebraucht. Zuschauer waren nur wenige am Platz, da wir zu der frühen Morgenstunde noch gar nicht erwartet wurden. Nach einer Stunde Aufenthalt, während der wir Benzin, Oel, Wasser und — Kaffee nachfüllten, machten wir uns an die Weiterreise. Zur Ueberraschung der Leipziger, die vermuteten, daß wir bis zum Abend dort verweilten.

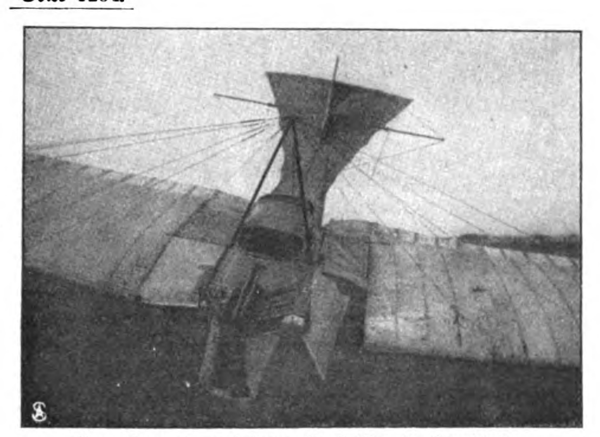
Der böige Wind hatte während unserer Zwischenlandung wesentlich zugenommen, was Hirth jedoch nicht bestimmen konnte, den Flug auf abends zu verschieben. 7 Uhr 46 Minuten erhoben wir uns vom Boden; 7 Uhr 50 Minuten verließen wir schwankend Lindenthal. Vor Antritt unserer großen Reise in München hatten wir den meisten Respekt vor der Etappe Nürnberg—Thüringer Wald—Leipzig, und für die einfachste und angenehmste Strecke sahen wir Leipzig—Berlin an. Wie hatten wir uns getäuscht! — Die Strecke über das Gebirge war größtenteils wunderbar ruhig und



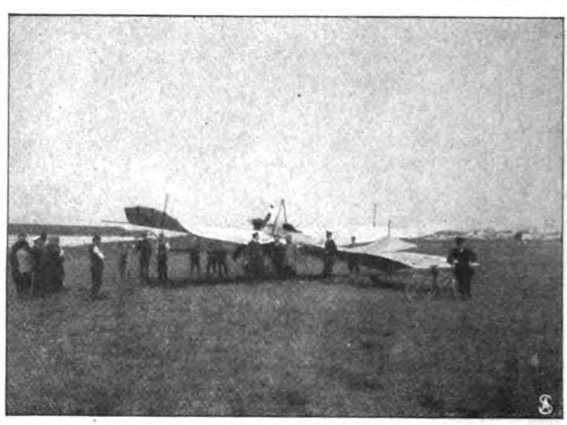
angenehm. Von Leipzig bis Berlin dagegen hatte Hirth einen förmlichen Kampf mit dem Wind auszufechten. War unsere Unterhaltung durch unser „Telephon“ auf den früheren Etappen eine angeregte, so versagte sie hier fast ganz. Soviel ich mich erinnere, wurde die Verbindung nur dreimal hergestellt. Hier könnte man der „Taube“ eher den Namen „Kahn“ beilegen, denn sie schwankte verdächtig hin und her. Auch die Bezeichnung „Bock“, wie Hirth seinen Apparat zu nennen pflegt, wäre passend, da das Flugzeug oft mächtige Luftsprünge unternahm. Wir wurden häufig 50 und mehr Meter in wenigen Sekunden in die Höhe gerissen, und mit gleicher Wucht schleuderten uns die Böen wieder in die Tiefe, dazu kamen noch die seitlichen Winde, die das Flugzeug schwankend machten. Der Wind sang sein Lied in den Verspanndrähten in allen Tonarten. Besonders unangenehm dabei war, daß die Windstöße stets mit solcher Plötzlichkeit und Kraft eintraten, daß die Maschine förmliche Schläge und Stöße erhielt. Auch wurde unser rascher Flug verschiedene Male durch Gegenwind oder Luftwirbel gehemmt, was man deutlich verspürte. Man sollte kaum glauben, daß solch ein leicht gebauter Apparat so viel Widerstandskraft besitzt, um nicht durch die Windstöße zerbrochen zu werden. Mein Bordbuch, das ich seither leidlich geführt, weist auf dieser letzten Etappe große Lücken auf. 7 Uhr 58 Minuten überflogen wir Beerendorf bei Delitzsch, 8 Uhr 43 Min. Luckenwalde in etwa 500 Meter ü. d. M. Wir flogen weiter der Bahnlinie nach über Trebbin bis Groß-Lichterfelde. Nun schwenkten wir ab nach Osten, wobei uns der Wind von der Seite kam. In immer noch unruhiger Fahrt ging es dem Flugplatz Johannisthal, der durch die Parsevalhalle schon von weitem gut er-

Der Aviatiker Hirth (×) und sein Passagier Dierlamm (××) nach der Landung in Johannisthal.





Die „Taube" nach dem Probeflug in Puchheim.



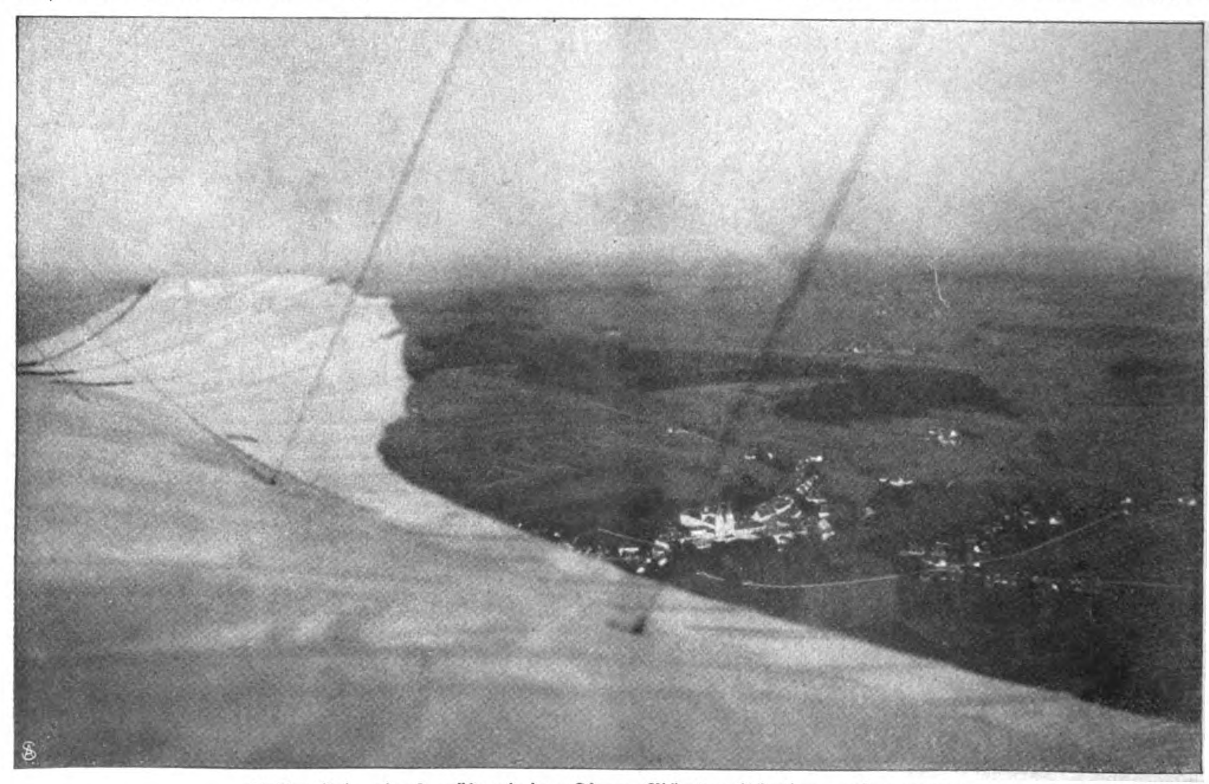
Nach der Landung in Johannisthal.

kennbar ist, entgegen. Diesmal drosselte Hirth den Motor nicht ab, der starken Böen wegen. Immer tiefer ging es hinab. Näher und näher kam unser Ziel. Endlich 9 Uhr 8 Minuten hatten wir es erreicht! Ich sage „endlich", da wir, trotzdem wir die letzte Strecke Leipzig—Berlin in nur einer Stunde 18 Min. zurücklegten, somit eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 115 Kilometer in der Stunde hatten, doch froh waren, als wir den Flugplatz Johannisthal „endlich" unter uns hatten. Die heftigen Böen, die von uns unterwegs zu überstehen waren, und durch die Hirth gezwungen war, fortwährend alle Steuerhebel in Bewegung zu haben, um sie zu parieren, waren höchst unangenehm und lästig gewesen.

Der große Flug München—Berlin lag sonach hinter uns. Wir hatten ihn in 14½ Stunden vollbracht. Rechnet man den Aufenthalt in Nürnberg und Leipzig ab, so bleibt eine reine Flugzeit von 5 Stunden 41 Minuten. — Nachdem die wenigen am Platz anwesenden Personen uns ihre Glückwünsche ausgesprochen hatten, begaben wir uns zur wohlverdienten Stärkung in das Flugplatzrestaurant. Hier wurden wir bald angenehm überrascht durch Kapitän Engelhardt, der, um zu gratulieren, auf seinem Wrightapparat von seinem Flugzeugschuppen herübergeflogen kam.

Am folgenden Tag erhielt ich aus München einen Brief, der an meine dortige Adresse gerichtet war, nachgesandt, mit dem zeitgemäßen Vermerk: „Abgeflogen nach Johannisthal!"

Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, in der eine derartige Aufschrift nichts Originelles mehr sein wird, sondern etwas ganz Alltägliches, jedem Geläufiges.



Kloster Indersdorf, während des Fluges München-Nürnberg aufgenommen.
Vorn links der rechte Flügel der „Taube".

Zur Hundertjahrfeier der Breslauer Universität.

Mit 24 Aufnahmen des Ateliers „Lilly“ und 3 Radierungen.

In den ersten elf Jahren des laufenden Jahrhunderts konnte die Universität der Hauptstadt Schlesiens nicht weniger als drei Jubiläen begehen. Am 21. Oktober 1902 waren gerade zweihundert Jahre seit der Stiftung der „Leopoldinischen Universität“ durch Kaiser Leopold verflossen; am 26. April 1906 lief das vierte Jahrhundert des Bestehens der alten brandenburgischen Universität zu Frankfurt a. O., der „Viadrina“, ab, und jetzt am 3. August d. Js. ist es ein Jahrhundert, seit die „Viadrina“ mit der „Leopoldina“ von König Friedrich Wilhelm III. zur heutigen Universität vereinigt worden ist. Das Jubiläum der „Leopoldina“ ist seinerzeit in Schlesien wie außerhalb fast unbeachtet geblieben. So sehr die Bürger der großen, reichen, deutschen Handelsstadt an der Oder, die den festen Stützpunkt des Deutschtums gegenüber den Slawen darstellte, wo seit langer Zeit Kunst und Wissenschaft blühten, schon im 16. Jahrhundert die Errichtung einer Hochschule in ihren Mauern gewünscht hatten, die Stiftung der Jesuitenuniversität durch Kaiser Leopold im Jahr 1702 ist durchaus gegen ihren Wunsch und Willen erfolgt, und diese Schule war auch nie volkstümlich geworden. Heute erinnert an das alte Jesuitenkolleg eigentlich nur noch das prächtige hochragende Gebäude am Ufer der Oder, das die Jesuiten wenige Jahre vor dem Uebergang Schlesiens an das Königreich Preußen vollendet haben und das noch heute den Sitz des Hauptteils der Universität darstellt. — Ihre heutige Bedeutung hat die Breslauer Universität seinerzeit erst durch die Verschmelzung mit der alten, von Joachim I. Nestor gegründeten, im Laufe der Jahrhunderte verknöcherten Frankfurter Hochschule gewonnen, die zuletzt durch die Errichtung der neuen Universität in Berlin den Rest ihrer Lebensfähigkeit eingebüßt hatte. — Die Verschmelzung der beiden alten Hochschulen der Mark Brandenburg und Schlesiens stellte, wie die Entwicklung der Dinge bewiesen hat, im Zusammenhang mit der Gründung der Universität Berlin einen bedeutsamen Schritt in dem Werk der Wiederbelebung und Verjüngung Preußens nach dem traurigen Zusammenbruch des Staates im Jahr 1806 dar. Es wurde dadurch eine Pflegestätte des aufgeklärten Patriotismus, eine Hochburg deutscher Wissenschaft in den östlichen Landesteilen geschaffen, die denn auch ihre Bedeutung in den für die Geschichte des preußischen Staats



Das Breslauer Universitätsgebäude.



Felix Dahn, Deutsches Recht.

Alexander Supan, Geographie.

so wichtigen nächsten Jahren sofort bewiesen hat. Bei der großen Volkserhebung des Jahres 1813 hat die Universität Breslau eine bedeutsame Rolle gespielt. Es ist nicht bloßer Zufall, daß der berühmte Aufruf des Königs „An mein Volk“ gerade von Breslau ausgegangen ist, daß hier die Bildung des Korps der freiwilligen Jäger beschlossen worden ist und die Organisation des Volksheeres der Befreiungskriege hier begonnen hat. Der Name des nach Breslau berufenen Philosophen und Physikers, des bekannten glühenden Vaterlandsfreundes Heinrich Steffens, der selbst an der Spitze einer Reihe begeisterter Jünglinge gegen Napoleon mit ins Feld zog, ist für immer mit der Geschichte jener Jahre verknüpft. — Eine lange Reihe bedeutender Männer hat an der Breslauer Universität entweder lebenslang oder wenigstens eine Reihe von Jahren gewirkt. Für alle Zeiten unvergessen werden, abgesehen von dem Wirken Steffens', die Tätigkeit des Philologen und Lexikographen Passow, und die Namen der Geschichtsschreiber Wachler, Stenzel, Friedrich von Raumer, des Astronomen Jungnitz, der Mediziner Mendel und Wendt, des Naturforschers und Gründers des Botanischen Gartens Nees von Esenbeck in Breslau bleiben. Aus einer anfangs bei den schlechten Verkehrsmitteln und der örtlichen Entlegenheit notgedrungen mehr provinzialen Hochschule entwickelte sich diese Universität im Lauf weniger Dezennien dank der umfassenden und aufopfernden Wirksamkeit ihrer bedeutenden Lehrer bald zu einem hervorragenden Institut, dem von allen Seiten Lehrer und Lernbegierige zuströmten. Männer von Weltruf wie der Chemiker Bunsen, der Physiker Kirchhoff, der Rechtslehrer und Geschichtsschreiber Mommsen sind hier jahrelang erfolgreich tätig gewesen. Nicht weniger segensreich haben Gelehrte wie Karl Neumann, der hinreißende Lehrer, der den politischen Dienst im Auswärtigen Ministerium unter Freiherrn von Manteuffel mit der Professur für alte Geschichte vertauscht hatte und leider viel zu früh der Welt entrissen worden ist, die Geschichtsschreiber Polens J. Caro und Röpell, der epochemachende Naturforscher Ferdinand Cohn, die Rechtslehrer Schulze, Brie und Gierke, der Philosoph Dilthey, der Germanist Weinhold, der Nationalökonom Brentano, der bekannte Astronom Galle, der Neptunentdecker, der Sprachforscher Hillebrandt und andere in Breslau gewirkt. Auch der Dichter Gustav Freytag hat einige Zeit als Privatdozent dem Lehrkörper dieser Universität angehört. Ihre Schüler und Verehrer haben sich über die ganze Welt verbreitet. — Haben solche Männer den Ruf der Breslauer Hochschule begründet, so haben andere wissenschaftlich weniger hervorgetretene Gelehrte die Breslauer Universität in weiteren Kreisen volkstümlich gemacht. Welcher Kenner des alten Breslau erinnert sich nicht noch des greisen Juristen Exzellenz Huschke, des gemütlichen Historikers Jungmann und des uralten, ehrwürdigen Philosophen Elvenich. Huschke ist in Juristenkreisen unsterblich geworden durch die Erfindung des bovigus. Er hatte beim Studium der rö-

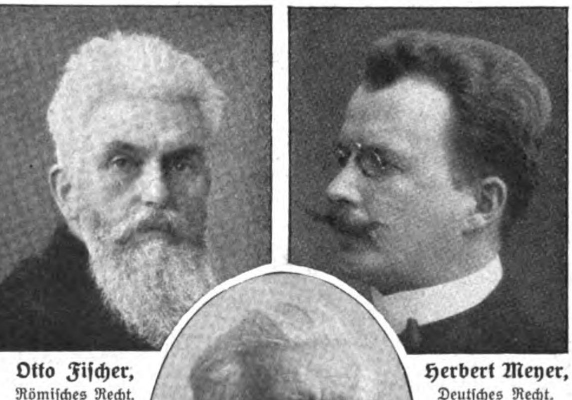

Alfred Hillebrandt,
Vergleichende Sprachforschung.


Willy Kükenthal,
Zoologie.


Wilhelm Uhthoff,
Augenheilkunde.

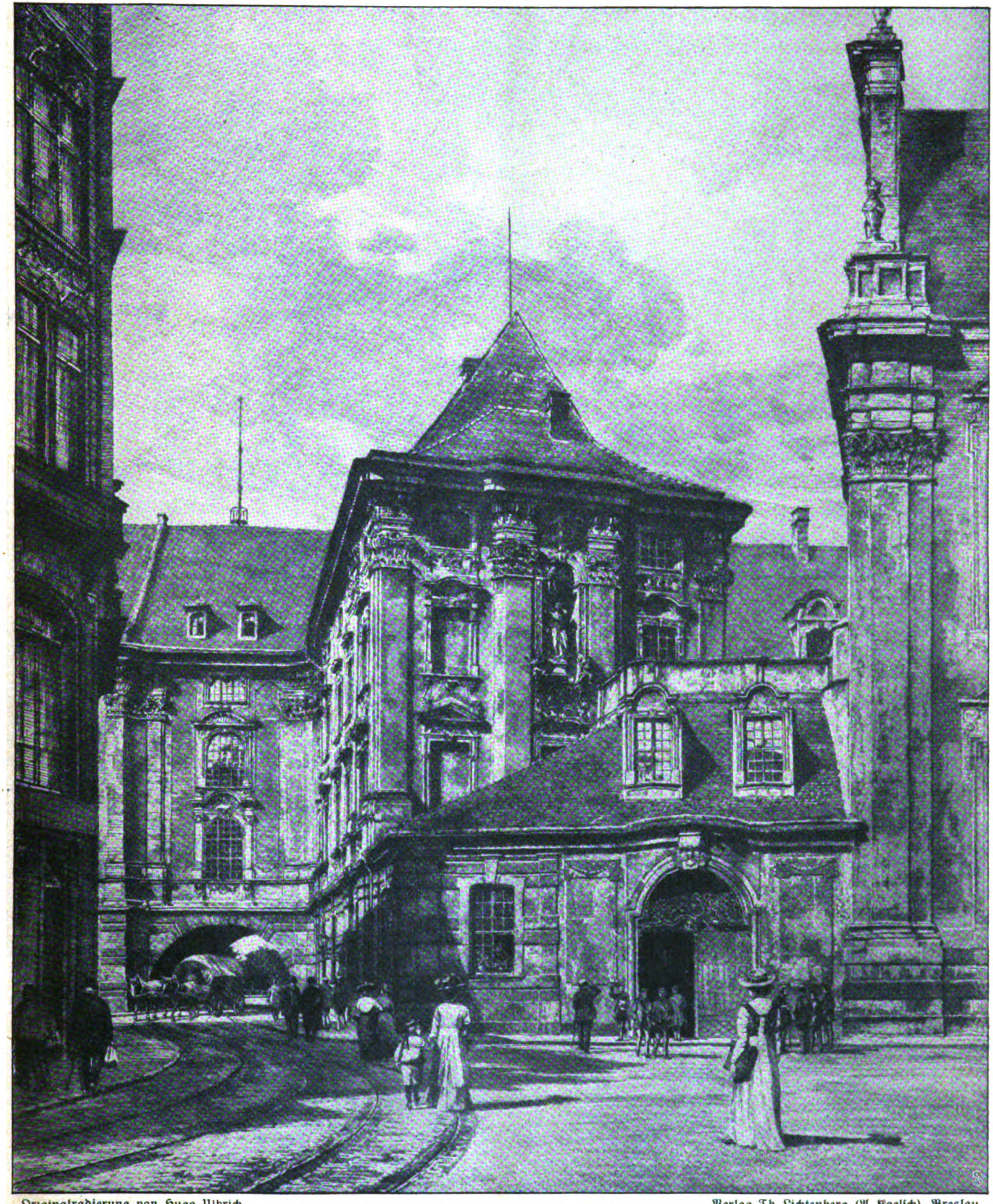

Franklin Arnold,
Kirchengeschichte.


Artur Koenig,
Dogmatik.


Otto Fischer,
Römisches Recht.

Herbert Meyer,
Deutsches Recht.


Georg Kaufmann,
Neuere Geschichte.

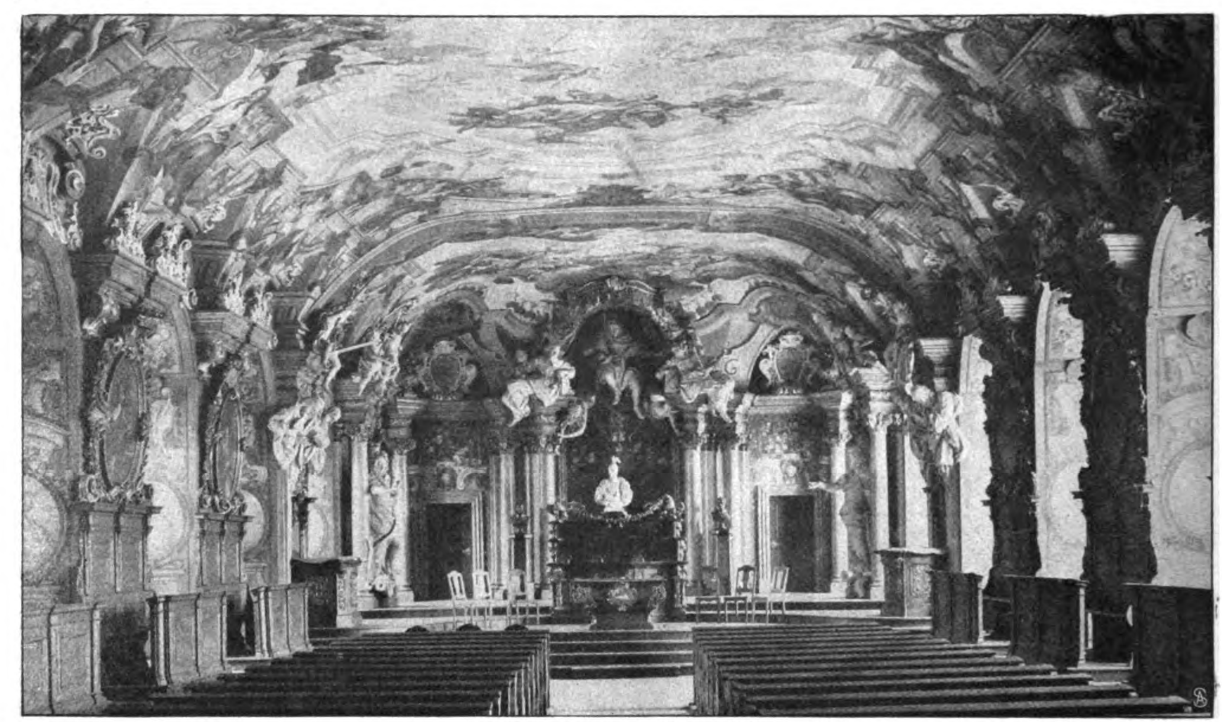


Originalradierung von Hugo Ulbrich. Verlag Th. Lichtenberg (A. Koelsch), Breslau.

Die Universität zu Breslau.

mischen Rechtsquellen herausgefunden, daß die Römer im Altertum ein Haustier besessen haben müßten, das ein Mittelding zwischen Ochse und Pferd darstellte. Dieses von ihm zum Entzücken verschiedener Generationen von Studierenden freihändig erzeugte Geschöpf hatte er den bovigus getauft. Er hat es nie verschmerzt, daß die Welt von diesem seinem Lieblingsgeschöpf nichts wissen wollte.

Der liebenswürdige, menschenfreundliche Jungmann war in seiner Jugend auch als Dichter hervorgetreten und gehörte zum näheren Freundeskreis der bekannten Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Seine Vorlesungen aber waren ziemlich eigenartiger Natur. Bekam er es doch gelegentlich fertig, bei einem mehrstündigen Kolleg über allgemeine Geschichte im Laufe eines Semesters seine



Die neue Aula der Universität.

Hörer durch die grauen Urzeiten nur bis zur Sintflut im Wissen vorwärts zu bringen. — Der in seiner Jugend als Theologe und Philosoph gefeierte Professor Elvenich, der eine Rolle in der bekannten religiösen Bewegung der dreißiger Jahre gespielt hatte, war als Leiter der Universitätsbibliothek der Schrecken der Studenten. Dieses heut musterhaft eingerichtete Institut befand sich unter ihm in wenig befriedigender Verfassung. In Studentenkreisen pflegte man mit Anspielung auf seinen Namen zu scherzen, daß man von zwölf bestellten Büchern gewöhnlich „elfe nich" bekomme. — Im modernen großstädtischen Breslau, das Eisenbahn und Elektrizität in engste Verbindung mit dem übrigen Deutschland wie der ganzen Welt gesetzt haben, wo Handel und Industrie staunenswerte Fortschritte machen und ein reger Wettkampf mit anderen Großstädten auf der Tagesordnung steht, ist kein Platz mehr für Originale. Alles wird hier wie in anderen Universitäten heute nach dem Maßstabe des praktischen Nutzens, des raschen Erfolges gemessen. Dieser modernen Zeitströmung sind auch die meisten alten und behaglichen Kneipen zum Opfer gefallen, in denen einst Lehrer wie Schüler der Universität sich harmlos vergnügten. Sie haben eleganten Wein- und Bierpalästen oder Klubhäusern weichen müssen, und die Schar der Studenten fällt heute im Straßengewühl weniger als je zuvor ins Auge. — Nur der alte, schöne Rokokopalast, den die Jesuiten für ihr Kolleg vor beinahe zweihundert Jahren erbaut haben, behauptet sich noch immer als Hauptgebäude der Universität mit seinen riesigen Mauern, langen Wandelhallen und geräumigen Sälen. Freilich reichen die letzteren seit langem für die Zwecke der Hochschule bei weitem nicht mehr aus. Neben ihm und in anderen Teilen der Stadt sind daher eine Reihe von musterhaft eingerichteten Kliniken, naturwissenschaftlichen Instituten, sowie eine landwirtschaftliche und eine technische Hochschule errichtet worden. Und dennoch hält es schon schwer, für besonders besuchte Vorlesungen genügend große Hörsäle bereitzustellen. Ist doch die Zahl der Studierenden allmählich bis auf 2400 an-

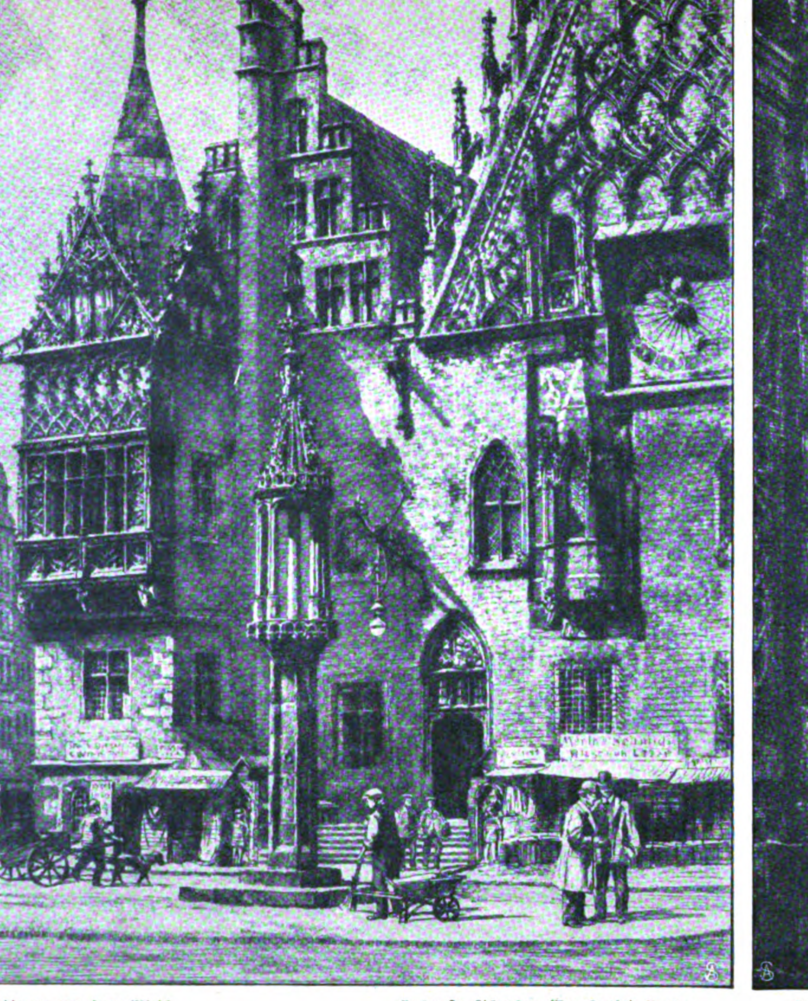


Albert Neißer,
Hautkrankheiten.

Hermann Küttner,
Chirurgie.



Karl Bonhoeffer,
Psychiatrie.



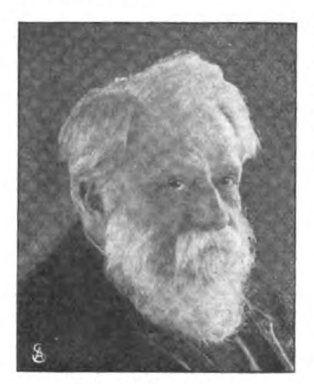
Originalradierung von Hugo Ulbrich. Verlag Th. Lichtenberg (Aug. Koelsch), Breslau.

Am Rathaus zu Breslau.



Originalradierung von Hugo Ulbrich. Verlag Th. Lichtenberg (Aug. Koelsch), Breslau.

An der Universität zu Breslau.

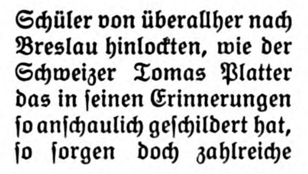


Siegfried Brie,
Rechtsgeschichte.

gewachsen, so daß Breslau heut dem Besuch seiner Universität nach die sechste Stelle unter den deutschen Hochschulen einnimmt. Nur bei feierlichen Anlässen vereinigen sich im alten Universitätsgebäude noch die Studierenden aller Fakultäten. Neben der schönen Aula besitzt nämlich die Universität für solche Zwecke auch noch die sehr geräumige, im reichsten Rokokostil gebaute, neben der Universität liegende einstige Jesuitenkirche, die als Festsaal benützt wird. — Ein Stolz der Universität Breslau sind die reichen Bibliotheken, über die sie verfügt. Neben der Königlichen Universitätsbibliothek ist nämlich die an wertvollen Handschriften, Musikalien älterer Zeit und Wiegendrucken überaus reiche Stadtbibliothek vorhanden. Die Schätze beider stammen nicht allein aus den zahlreichen einst sehr wohlhabenden Klöstern und Stiften Schlesiens, sondern auch aus dem Besitz der vielen hervorragenden und reichen Bürger, die seit Jahrhunderten Breslau bewohnt haben. Besonders die Bilderhandschriften aus der einstigen Bibliothek der Herzöge von Burgund sind weit über Schlesiens Grenzen hinaus berühmt. — Eine Luxushochschule ist die Breslauer Universität zu keiner Zeit gewesen. Die große Mehrzahl der hier Studierenden hat immer aus Schlesien und den Nachbarprovinzen gestammt und ist nur zum Zwecke ernster Arbeit nach Breslau gekommen. Von Ausländern haben hier in der Regel nur weniger bemittelte Österreicher und Russen studiert. Wenn auch nicht mehr die reichen kirchlichen Stiftungen und Institute vorhanden sind, die in früheren Jahrhunderten fahrende



Otto Küstner,
Geburtshilfe.



Schüler von überallher nach Breslau hinlockten, wie der Schweizer Tomas Platter das in seinen Erinnerungen so anschaulich geschildert hat, so sorgen doch zahlreiche Stipendien und dergleichen noch heute für das leibliche Wohl besonders der unbemittelten Studenten, die sich dem Studium der Theologie und Philologie zuwenden. Bei dem Ueberwiegen der Wenigerbemittelten hat sich naturgemäß auch das studentische Verbindungswesen in Breslau anders als im Westen gestaltet. Es fehlt nicht an Korps, Burschenschaften und anderen farbentragenden Verbindungen. Die 1817 gegründete Burschenschaft der Raczeks hat sogar einstmals eine bedeutende Rolle im akademischen Leben Preußens gespielt. Aber diese Korporationen zählen nur verhältnismäßig wenig Mitglieder. Weit zahlreicher ist die Zugehörigkeit zu den Landsmannschaften, Turn-, Gesang- und wissenschaftlichen Vereinen, die weniger hohe Ansprüche an den Geldbeutel der Studierenden stellen. Nur einmal im Jahr macht sich die Studentenschaft im Leben der schlesischen Hauptstadt noch stark bemerkbar, das ist im Frühling, wenn Hunderte von Angehörigen der Alma mater in festlichem Zug nach dem nahen Zobtenberg strömen, um dort in der malerischen Stadt unter Teilnahme der Bürgerschaft einen großen fröhlichen Kommers zu feiern. Sonst ist die Breslauer Universität vorwiegend eine Stätte ruhiger, ernster Arbeit. Neben der Universität beteiligen sich daran wissenschaftliche Vereinigungen, die sich aus verschiedensten Berufskreisen zusammensetzen und deren Tätigkeit manchen Erfolg zu verzeichnen hat.



Karl Partsch,
Chirurgie.



Rudolf Leonhard,
Römisches Recht.

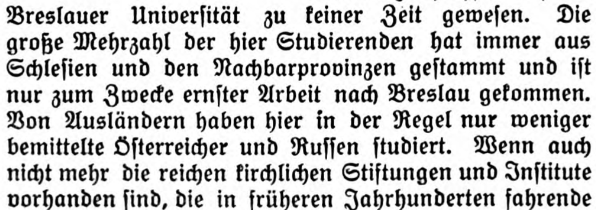


Julius Wolf,
Nationalökonomie.



Konrad Cichorius,
Alte Geschichte.

Friedrich Holdefleiß.
Landwirtschaft.





Ferdinand Pax,
Botanik.



Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

6. Fortsetzung.

Frühmorgens, Punkt sechs Uhr, hörte Anna in der Nebenstube etwas huschen und rascheln. Sie fuhr auf und besann sich. Vor den Fenstern schwamm noch schwärzliche Dämmerung, und das unaufhaltsame Stäuben der Flocken konnte man mehr ahnen als erkennen. Noch im Halbbewußtsein dehnte sich das schöne, große Weib und strich sich eine Strähne der vollen braunen Haarflut, die widerspenstig und unbekümmert ihr Haupt umrieselte, aus der Stirn. Dann meldete sich bei der Erwachenden ein erster schüchterner Gedanke.

Was bedeutete das nebenan? War Mutter Lotte etwa schon die Treppe heraufgestiegen? Die alte Dame war freilich der erste Frühaufsteher in ihrem Haus. Aber jetzt zur Winterzeit? Unmöglich! Zwar Mutter Lotting stand gewiß bereits, mit ihrem alten blauen Schlafrock angetan, bei einem brennenden Lichtstümpfchen dort unten in der Küche und bereitete für die andern, denen sie noch eine halbe Stunde der Ruhe gönnte, den Morgentrank. Aber um diese Stunde hier oben eindringen? Das tat die alte Frau nicht.

Jedoch ehe sich die Haustochter noch weitere Rechenschaft ablegen oder sich überhaupt auf ihre Nachbarin besinnen konnte, da war es ihr, als ob die Tür kurz geöffnet wurde. Gleich darauf huschte ein Schatten durch die Dämmerung, und als sie sich mit einem leisen Ausruf in die Höhe richtete, da saß, bereits völlig angekleidet, die kleine blonde Nachbarin bei ihr auf dem Bettrand, um Heinrichs Schwester ohne weiteres in ihre Arme zu nehmen. Nach Mädchensitte küßte sie die Ueberraschte heftig und inbrünstig auf Mund und Wangen.

„Ja, aber liebes Fräulein —“

„Still, still, mir war nur ein wenig bange da nebenan.“

„Aber weshalb haben Sie sich denn so zeitig erhoben?“ wandte Anna ein.

„Oh, nur weil ich dachte, daß Mutter Lotting vielleicht Wert darauf legt. Das macht ja nichts. Das tu ich furchtbar gern. Aber darf ich Ihnen jetzt, liebe Anna, nicht ein bißchen behilflich sein?“

Und ehe die Angeredete noch recht wußte, wie ihr geschah, da empfand sie, wie die stürmische Blondine bewundernd mit beiden Händen über ihr volles braunes Haar streichelte.

„Gott, welch eine Pracht“, hörte sie Herta in ehrlicher Begeisterung ausrufen. „Das ist ja das schönste Haar, das man sich denken kann. Makartbraun nennt man das. Wissen Sie, nach dem großen Maler. Und das verstecken Sie so? Bitte, bitte, erlauben Sie mir doch, Anna, daß ich Ihnen diese Zier einmal zurichten darf? Das muß gewellt werden. Und zum Glück habe ich ein solches Instrument mitgebracht. Gleich bin ich wieder bei Ihnen.“

Wieder raschelte etwas durch die Kammer. Nebenan wurde heftig hin und her gekramt, und während das starke Landmädchen mit einem Satz aus dem Bett fuhr, um sich nicht völlig überraschen zu lassen, da war die kleine Blonde schon wieder bei ihr. Und jetzt hatte sie ein brennendes Lichtlein mitgebracht. Der Schein glitzerte auf ihren goldenen Haarspitzen hin und wider und umwob sie mit einem leuchtenden Schimmer.

Ein eigentümliches Bild gaben die beiden. Halb im Licht und halb im Schatten. Die Kleinere in dem enganliegenden kleidsamen Trauerkleid, das sie nur gewählt zu haben schien, damit sich das helle Weiß des schmalen Gesichtchens und die funkelnde Haarpracht um so besser von der düsteren Farbe abheben könnten, und die andere, hoch und ragend, im weißen Hemd, das den Wuchs nicht verbarg, und mit entblößten Armen und Füßen.

„Ich will mich anziehen“, rief Anna erschreckt.

Aber wie sehr sie auch bat, die Kleine, die von ihrem Wunsch völlig fortgerissen schien, zog die sich Sträubende auf einen Stuhl nieder und griff kosend in die Haare der Sitzenden. Und nachdem ein winziges Spiritusflämmchen auf dem Nachttisch entzündet war, begann sie unter allerlei Ausrufen der Freude ihr verschönerndes Werk.

„Wie herrlich! Wie prachtvoll! Nein, wenn Sie sich sehen könnten, liebste, beste Anna. Still, ich hole einen Spiegel, und Sie schauen hinein.“

Und dann stand sie wieder hinter der Verstummten und wellte den schönen Haarschmuck und kräuselte ihn und verschlang ihn dann zu einem halb griechischen Knoten.

Wirklich, das gesunde kräftige Landmädchen bot einen herrlichen Anblick. Und so bezaubert fühlte sich die Kleine von ihrem Werk, daß sie, noch immer hinter dem Stuhl verharrend, Heinrichs Schwester mit gesteigerter Freude umfing, um sie stürmisch auf Hals und Nacken zu küssen.

„Oh, jetzt müßte zum mindesten ein Graf kommen“, rief sie und klatschte in die Hände. „Unter dem zeige ich meine Arbeit gar nicht.“

„Ein Graf?“ wiederholte die Bewunderte.

Unwillkürlich huschte eine feine Röte über Annas Züge und verschwand rasch wieder.

„Das ist ja alles dummes Zeug. Und was wird Mutter Lotting“, setzte sie ein wenig ängstlich hinzu, „zu diesem neuen Putz sagen? Aber nun schnell in die Kleider.“

Eilends fuhr sie in Strümpfe und Röcke, konnte es jedoch trotz heftiger Abwehr nicht verhindern, daß der kleine blonde Gast sie mit einer geradezu stürmischen Hingebung bediente. Bald knöpfte sie ihr die Taille zu, bald strich sie den Rock zurecht, ja, sie trug ihr sogar die Stiefel herbei und bemühte sich, Heinrichs Schwester das Anziehen zu erleichtern.

„Aber das geht doch nicht! Das geht wirklich nicht“, stotterte Anna befangen, die sich diese Dienstwilligkeit durchaus nicht erklären konnte.

Allein alle Einwendungen wurden immer wieder durch ein fröhliches, zwitscherndes Lachen oder durch neue Liebkosungen verdrängt.



Mutter Lotting weilte noch nicht in dem großen blauen, jetzt in so ungemütlicher Morgendämmerung starrenden Wohnzimmer, als die beiden Mädchen die Treppe herunterstiegen. Die alte Dame stand noch an dem roten Backsteinherd der Küche, über dem sich ein ungeheurer eckiger Rauchfang erhob. Kessel und Küchengerät hingen an eisernen Haken rings um die Esse herum. Aber wie stutzte die Hausherrin, da nun die beiden Freundinnen zu ihr eintraten.

„Wat's dit?" brachte sie nur ganz verdutzt hervor. Dann setzte sie ihre Brille auf die Nase. Und während sie einen Milchtopf in der Hand behielt, schaute sie sich ihre so vorteilhaft veränderte Tochter mit immer größer werdenden Augen an. Aber kein Wort entfuhr ihr. Nur das kleine schmale Habichtshaupt wiegte sie ein paarmal bedenklich hin und her, worauf sie sich wieder ihrem Kochherd zuwandte, ohne den Morgengruß der beiden sonderlich beachtet zu haben.

„Sieh nach den Mägden", warf sie nur für ihre Tochter hin.

Da verließ Anna rasch und beinah flüchtend den roten Ziegelraum.

Der Gast aber und die Hausherrin blieben allein. Jedoch auch hier wiederholte sich, was dort oben in der Mädchenkammer seinen Anfang genommen. Die kleine Herta schien das Schweigen der alten Dame wohl zu verstehen. Denn im nächsten Augenblick trat sie mit einem ihrer leichten Schritte an sie heran und streichelte vertraulich den Arm der Greisin, der sich so geschäftig hin und her bewegte.

„Mutting", wünschte sie leise, „Guten Morgen."

„Guten Morgen, mein Kind", erwiderte die Alte gleichmütig.

Aber die Blonde war nicht so leicht von dannen zu scheuchen. Ohne ein weiteres Wort abzuwarten, lief sie behend in die Ecke, wo der Behälter für die kleingeschlagenen Fichtenklötze angebracht war, und nun trug sie eine Ladung dieser Scheite hinzu, so daß sich Mutter Lotte umwenden mußte.

„Was soll das?" forschte die Alte heiser.

„Gar nichts, Mutting. Das Feuer brennt ja nicht ordentlich. Merken Sie nicht?"

„Was? Und da wollen Sie mir dabei helfen?"

Die Alte schob sich die Brille auf die Stirn. Und als sie nun mitansehen mußte, wie der Gast sich erst eine Strohmatte vor das Ofenloch schob, um sauber darauf niederknien zu können, und wie nun die kleinen hurtigen Finger eins der Kienstücke nach dem andern in die qualmende Oeffnung legten, ohne den Mund vor dem herausströmenden Dunst zu verziehen, da zuckte Mutter Lotting die Achseln und begann, ohne sich weiter zu äußern, mit den eisernen Ringen des Herdes zu klirren.

Was heißt das? dachte sie dabei heimlich. Was will die Kleine? Aufpassen!

Inzwischen hatte Herta ihre Arbeit beendet. Jetzt erhob sie sich, trat ein wenig zurück und stäubte sich fürsorglich ab.

„Das ist recht", urteilte Mutter Lotting. „Dagegen läßt sich nichts einwenden."

Aber im nächsten Moment fuhr es der kleinen Frau doch wie ein Ruck durch die Glieder.

„Sie brauchen doch noch Wasser, Mutting", stellte nämlich hinter ihr die kleine Blonde, die inzwischen in den Wasserbottich hineingeschaut hatte, unvermittelt fest. „Der Behälter ist leer. Ich werde Ihnen holen."

Wie? Was? Wo?

Die Alte hielt sich an der eisernen Stange des Herdes fest und wandte sich um. Hatte sie recht vernommen? Aber ihr Gehör betrog sie doch sonst nicht. Es war noch so scharf, daß es selbst ein Flüstern im Haus erlauschte. Die Mägde fürchteten sie deshalb. Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn und sann angestrengt nach. Wirklich und wahrhaftig, Herta hatte den Wassereimer ergriffen und war, ohne eine Entgegnung abzuwarten, auf den Hof in Dämmerung, Schnee und Kälte hinausgeeilt. Das Ding wußte ja nicht einmal, wo die Pumpe zu finden sei.

Merkwürdig! Merkwürdig! Das stimmte ja alles nicht zu dem Bild, das sich Mutter Lotting von ihrem Gast ausgemalt hatte. Wo fing hier die Falschheit an, und wo begann ein echtes und wahrhaftiges Wesen?

„Das ist ja schwer, das ist ja sehr schwer zu unterscheiden", murmelte Mutter Lotting und hielt sich noch immer an der eisernen Stange fest. „Ist gar nicht leicht zu nehmen. Hier muß ich mit vier Augen sehen. Aber unrecht darf ich ihr auch nicht tun. Bewahre, mein eigenes Gefallen spricht hier gar nicht mit. Aber aufpassen heißt es hier mächtig."

Damit setzte sie einen Kessel auf den Herd und wartete.

* * *

An dem Brunnen haben sich viele der lieblichsten Idyllen des Menschengeschlechts abgespielt. Der Hirte Jakob sah dort seine Rahel und diente ihr. Und an einem Brunnen im weißen Sand begegnete der Heiland der Samariterin. —

Als die Kleine mit ihrem Holzeimer hinaustrat, pfiff ein schneidender Wind über den Hof. Der pustete die Flocken schräg vor sich her. Es war noch so dunkel, daß Heinrich, der mit dem Stallhalter Riek die Ställe revidierte, sich von seinem Begleiter eine Stallaterne vorantragen ließ. Unsicher und zuckend funkelte das Licht durch die trüben Scheiben.

„Da kommt wer", meldete der dicke, kurzatmige Riek, den es fror.

Und gleich darauf sahen beide Männer, wie ein zierliches Persönchen mitten durch das Schneetreiben auf das dickverschneite Holzrohr der Pumpe zuflog, die ziemlich in der Mitte des Hofes ihren Platz einnahm. In der rechten Hand hing ihr der Holzeimer herunter, und mit der linken schürzte sie leicht und gefällig ihr Kleid.

„Kiek", sagte Dick-Riek und schmunzelte.

Der Eimer wurde abgesetzt, und der Schwengel begann sich zu bewegen.

Da war Heinrich mit einem Sprung an der Seite der Kleinen.

„Herta", stotterte er und dann sich verbessernd: „liebes Fräulein —"

Er streckte die Hand aus und starrte bald auf den Eimer und bald auf die geschürzten Füßchen der Kleinen, die im dicken Schnee versanken, als ob er sich den ganzen Vorgang unter keinen Umständen zusammenreimen könnte. Doch von der andern Seite klang ihm ein frisches, unbekümmertes Lachen entgegen. Der Atem der Blonden stieg wie ein weißes Frühlingswölkchen vor ihm auf.

„Morgen, Heinrich", wünschte sie, und dabei reichte sie ihm die schmale, trotz der Kälte noch warme und lebenglühende Hand. „Wollen Sie mir helfen?"

„Ja, aber warum denn —?" stammelte Heinrich



und schüttelte das Haupt, daß ihm der Schnee von der schwarzen Pelzmütze fuhr. „Sie wollen doch nicht etwa —?“

Aber die Kleine drückte ihm die eiserne, dickumfrorene Stange bereits in die Hand.

„Fix, Heinrich“, ermahnte sie. „Halten Sie mich nicht auf. Mutting erwartet mich drinnen, denn sie braucht das Wasser. Und nun schnell, eins — zwei — drei.“

Kräftig hielt sie den Eimer unter das Ausflußrohr, und so unfähig sich der junge Landwirt auch zeigte, seine Verwunderung von sich abzuschütteln, er vermochte ihr nicht zu widersprechen. Mit einer mächtigen, weitausladenden Bewegung, als müsse er seine ganze Kraft vor ihr beweisen, holte er aus. Und alsbald schoß das klare eisige Wasser in den Eimer.

„Huh“, rief Herta. „Das ist frisch.“

Dann nahm sie ihre Last, streckte den linken Arm, wie sie es häufig von den Mägden gesehen, wagerecht aus, und nun begann sie den gefüllten Eimer über den Hof zu schleppen. Das wollte Heinrich aber keineswegs leiden. Er griff gleichfalls nach dem Henkel des Gefäßes, und so schritten die beiden nun als gute Kameraden auf die Diele des Hauses zu. Doch es waren nur wenige Worte, die sie miteinander wechseln konnten. Ja, es schien fast, als hege die Kleine Bedenken, allzu viel und allzu hörbar mit ihrem ungeschickten Gefährten zu plaudern.

„Kehren Sie um, Heinrich“, warnte sie, als sie den Hausflur erreicht hatten.

„Ja, aber —“

„Pst — pst — ganz still. Und nun lassen Sie mich.“

„Ja, aber, Fräulein Herta“, bat er ganz betroffen. „Wollen Sie nicht später wenigstens einmal herauskommen, damit ich Ihnen unsere Wirtschaft zeigen kann?“

„Was haben Sie denn?“ warf Herta noch eilfertig hin.

„Nun, Schweine, Kühe“, und hoffnungsvoller fügte er bei: „Natürlich auch Pferde, eine eigene Zucht. Wir haben sogar zwei Füllen“, setzte er einladend hinzu.

„Füllen? Ei! Ja, das wird gehen. Wenn Mutter Lotting es erlaubt, springe ich nachher auf einen Augenblick zu Ihnen. Aber nur auf eine ganz kurze Weile, nicht wahr?“

„Ja, ja. Wie Sie wollen. Es ist mir alles recht“, stammelte Heinrich.

Und dann sah er, wie die Kleine abermals den linken Arm ausstreckte, um von nun an ihr Gefäß allein und ohne Hilfe durch die Diele zu tragen. Nur ganz flüchtig wandte sie das Haupt noch einmal über ihre Schulter nach dem Verlassenen zurück. Und siehe da, sie lächelte und nickte ihm gutmütig zu. Der Zurückbleibende jedoch griff sich an das graue zottige Wams und rüttelte den Stoff hin und her.

Wie sie die Füße dabei setzt, sann er. Zwei solche liebe kleine Dinger. Wenn man das alles sieht! Oh, wenn man das alles sehen muß!

Und als er kurz darauf mit Dick-Riek durch den Kuhstall wanderte, da klang vor seinen Ohren noch immer das neckische Schlürfen jener hübschen Stiefel, die er vorhin über die roten Ziegel des Eingangs hatte klappern hören.

Klipp — klapp.

„Oh, das ist hübsch“, murmelte er.

„Meinen Sie die rote Kuh?“ fragte Dick-Riek mit einem Seitenblick.

„Nein, ich meinte nur“, verbesserte sich der Landwirt, und dann rüttelte er wieder, wie um sich zu befreien, an dem dicken Flaus seiner Joppe herum.

Auch in der blauen Stube gab es eine Ueberraschung. Als Mutter Lotting an dem Frühstückstisch erschien, wo sie den Morgenkaffee mit ihrer Tochter allein einzunehmen gewohnt war, denn ihr Sohn pflegte um diese Zeit bereits seinen Geschäften nachzugehen, da fand sie den großen runden Tisch einladender gedeckt als je zuvor.

Woher kam das?

Die blau und weiß gestreiften Servietten aus derbstem Leinen, das von einer Ahnin der Hausherrin noch selbst gewebt war, die kleinen Tücher standen plötzlich in Schwanenform auf dem Tisch. Und auch die frische Landbutter, die sonst in einem ungefügen Stück auf der Platte ihr Dasein fristete, auch sie hatte wie durch Zauber die Gestalt des königlichen Vogels angenommen. So appetitlich nahm sich das alles aus, daß sowohl Mutter Lotting wie auch Anna, nachdem sie in der Tür erschienen waren, ganz überrascht am Eingang verharrten. Dann aber klatschte Heinrichs Schwester hingerissen in ihre Hände und eilte beflügelt auf die Kleine zu, die noch geschäftig die letzten Zubereitungen an der Tafel traf, so unbekümmert, als ob sie hier etwas ganz Selbstverständliches, Alltägliches unternommen hätte.

„Herrgott“, erschrak sie, da sie nun von der Freundin stürmisch an der Hand ergriffen wurde. „Ist etwas nicht richtig?“

„Doch, doch! Wie reizend Sie das zu machen verstehen, liebes Fräulein. Wirklich, unter Ihren Händen wird alles so vornehm und nett.“

Jetzt trat auch Mutter Lotte an den Tisch und besah sich das Werk genau. Aber auch sie beugte schließlich zustimmend das Haupt, und indem sie den Schwanenteller im Kreis herumdrehte, äußerte sie beifällig: „Sehr hübsch. Wirklich. Es sieht ordentlich schmackhafter aus. Und wenn man die genügende Zeit für so etwas besitzt, dann kann man sich es wohl gefallen lassen.“

Herta aber errötete und sah so froh aus, wie wenn sie die leise Einschränkung in dem Beifall der Alten nicht aufgefangen hätte. Und doch entging ihr dabei auch nicht der unauffälligste Blick, den Mutter Lotting während des Frühstücks, sobald sie sich unbeachtet wähnte, über den Gast hinwegschweifen ließ. Nein, die Kleine plauderte und erzählte vielmehr unbekümmert und gutlaunig weiter, und es währte gar nicht lange, so hörte man draußen das fröhliche Lachen zweier Mädchenstimmen. Bald nämlich zeigte es sich, daß der Ankömmling auch für die Schwächen und kleinen Eigentümlichkeiten der Mitmenschen ein ungewöhnlich heiteres Nachahmungsvermögen besäße, und als sie sich gar auf den Fenstertritt gestellt hatte, um plötzlich eine Bewegung zu vollziehen, wie wenn jemand unter allerlei Körperwindungen mit einem Fiedelbogen nach imaginären Fliegen in der Luft einherschlüge, da vermochte selbst Mutter Lotting über dieses wohlgetroffene Konterfei des Küsters Vierarm ein rasch verfliegendes Schmunzeln nicht zu unterdrücken.

Gleich darauf setzte sie freilich hinzu: „Na, na! Er ist jedenfalls ein sehr treuer und zuverlässiger Mann. Ohne inneres Falsch. Und danach muß man die Menschen beurteilen.“

„Gewiß“, erwiderte Herta, indem sie von dem Tritt herunterstieg und die Tassen hinwegzuräumen begann. „Er gefällt auch mir außerordentlich.“

Damit war auch dieser Einwurf erledigt.

Als sie nach einiger Zeit aus der Küche zurückkehrte, da saß Mutter Lotting unbeschäftigt auf dem grünen Ripssofa. Sie schien sich für eine Unterredung mit der Kleinen vorbereitet zu haben. Aber Herta wandte ein paarmal das Haupt und lugte auf den Hof hinaus.

Dort war die graue Dämmerung gewichen, und weißer und immer heller fielen die Flocken.

„Suchen Sie dort etwas, mein Kind?“ forschte Mutter Lotting.

„Ich? Das nicht gerade.“

„Nun, dabei wäre ja nichts. Wollen Sie sich vielleicht einmal die Wirtschaftsräume ansehen? Ich halte es für ganz verständig, wenn der Mensch sich über seine Umgebung klar wird. Hatten Sie vielleicht eine solche Absicht?“

Da nickte die kleine Blonde unbefangen.

„Wenn Sie es erlauben, Mutter Lotting —“ gab sie ehrerbietig zurück.

„Erlauben?“ Die alte Dame wiegte das Haupt und sah sie ernsthaft an. „Ich habe Ihnen hier nichts zu erlauben. Wie käme ich dazu? Sie sind doch nur mein Gast, liebes Kind. Also springen Sie nur hinaus.“

Da setzte sich Herta rasch das kleidsame Pelzbarettchen auf die blonden Haare und fuhr eilfertig in den eleganten Samtmantel, der sie noch schlanker als sonst erscheinen ließ. Allein die Alte hielt sie noch einmal zurück.

„Nehmen Sie's nicht übel“, warf sie ein. „Besitzen Sie für derartige Gänge kein anderes Kleidungsstück? Ich meine kein gewöhnlicheres? Denn hier draußen leiden doch so feine Sachen, nicht wahr?“

Auf diese Frage stieg Herta eine heiße, ehrliche Glut zu Haupte. Sie schämte sich ihrer Armut und sah zu Boden. Jedoch im selben Moment fuhr die Hausherrin gütiger, als sie je mit der Kleinen geredet hatte, fort: „Gut. Das macht ja nichts. Da werden wir heute eben aus der Stadt eine warme Wolljacke kommen lassen, wie man sie hier draußen gebraucht.“

Und als Herta abwehrend und erschreckt die Hände heben wollte, fügte die Alte bestimmt hinzu: „Lassen Sie nur. Das macht nichts. Derartige Dinge finden hier später wohl noch ihre Verwendung. Und jetzt gehen Sie nur, und lassen Sie sich von meinem Sohn alles zeigen.“

Also das wußte die Alte auch bereits. Ja, Mutter Lotting hörte das Gras wachsen, selbst wenn es im Winter unter einer Schneedecke verborgen keimte.

Eine kluge Frau, dachte Herta, während sie jetzt zierlich über den Hof schritt. Man muß sie bewundern oder auch von Herzen hassen. Oder alles beides zugleich. Wer weiß?!

* * *

In der offenen Stalltür stand derweilen Heinrich. Eigentlich hätte er schon längst den Hof verlassen sollen, denn er wollte eigenhändig ein Paar Pferde zum Beschlagen in die Dorfschmiede führen, weil es einer neuen englischen Methode galt, die er zum erstenmal bei den Tieren anzuwenden gedachte. Aber trotzdem hatte er geweilt und gezögert. Zum erstenmal erlebten seine Knechte das Schauspiel, daß ihr Herr beschäftigungslos an dem Pfosten der offenen Stalltür lehnte, um gedankenverloren über den Schnee fort nach dem Eingang des Hauses zu starren.

Er wartete. Er harrte geduldig und fortgesetzt.

Wahrlich, nicht fortgerührt hätte er sich, wenn dort hinten im Dorf auch allmählich die Uhr die Mittagstunde angezeigt hätte.

Und da — da endlich sah er die fremdartige Gestalt aus dem Haus hervortreten. Der junge Landwirt fuhr auf und raffte sich das Wams. Nein, wie zierlich und vornehm das wieder aussah! Er hatte doch schon oft die jungen Aristokratinnen der Umgegend in das benachbarte Grafenschloß fahren sehen, aber konnte sich mit dieser da vielleicht irgendeine messen?

Und zu ihr wagte er seine Wünsche zu erheben? Sie hatte er an ein gegebenes und vergessenes Versprechen zu mahnen vermocht? Ein Versprechen, das doch nur in der Stunde des tiefsten Unglücks gegeben war? Nein, darauf, das sagte er sich in diesem Moment, durfte er nie wieder zurückkommen. Das war ja direkt ein Unrecht an der Kleinen. Und er war gewiß der Letzte, einen solchen häßlichen Zwang ausüben zu wollen. Wenn er nur wüßte, warum sie trotz alledem nun doch nach Werrahn hinausgeeilt wäre? Und was sie ihm gestern abend aus dem Schlitten für seltsame gute Worte ins Ohr geflüstert? Was hatte sie doch gesprochen? Er wußte es nicht mehr. Und jetzt, wo sich die kleine Gestalt in dem feinen Samtmantel nahte, da summte es ihm wieder im Haupt, abermals empfand er das halb glückliche Gefühl, als ob eine dichte Wolke ihn emporhöbe.

Nun stand sie vor ihm.

„Nun also, Heinrich“, forderte sie ihn auf und streckte ihm rasch die Hand entgegen. „Wollen Sie mich jetzt mit Ihren Lieblingen bekannt machen? Ja?“

„Wenn Sie so gut sein wollen“, stammelte der junge Landwirt verwirrt, da sein Blick sich von dem enganliegenden schwarzen Samtmantel, der ihm der Inbegriff alles Köstlichen und Auserwählten erschien, nicht zu lösen vermochte. „Wenn Sie so gut sein wollen!“

„Ja, natürlich. Und nun treten Sie nur voran.“

Sie raffte ein wenig das Kleid, wie sie nun die Schwelle des Pferdestalles überschritt. Ihr Begleiter jedoch schlug die Augen nieder. Denn jede Bewegung von ihr, jede Wendung, das leise Rascheln ihres Kleides, ihr kaum hörbares Atmen, selbst der Tritt ihrer Füße, alles spannte den Unverdorbenen, alles flößte ihm Gedanken und Empfindungen ein, die ihm jede Klarheit fortscheuchten. Ganz deutlich hörte er um sich und über seinem Haupt etwas rauschen. Das war das Glück, das eine seidene Fahne schwang. Es konnte nichts anderes sein!

Nun schritten sie durch den Stall. Er zeigte ihr erst die Acker- und Wirtschaftspferde und fühlte sich ganz betroffen, als die Kleine ihn mit ernster und sachkundiger Miene auf einzelne Fehler und Gebrechen der Tiere aufmerksam machte.

„Sehen Sie, Heinrich“, rief sie, beugte sich nieder und wies mit der Hand. „Die hochbeinige Stute hier hat ja Hasenhack.“

Heinrich nickte.

„Richtig“, erwiderte er, über ihre Kenntnis ganz beglückt.

„Aber warum lassen Sie das nicht mit dem Kupfer ausbrennen?“ fuhr Herta fort und blickte von unten neugierig zu ihm auf. Ihre blauen Augen leuchteten noch heller als sonst.

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte Heinrich förmlich andächtig dagegen.

Aber die Kleine bedeutete ihm lächelnd, daß der Oberst,



ihr verstorbener Vater, doch ein Paar eigene Pferde besessen hätte. Ja, er hätte sie als kleines Mädchen sogar öfters auf eins seiner Rosse gehoben, um ihr die verschiedenen Gangarten beizubringen. Da hob Heinrich das runde, kurzgeschorene Haupt, und ein so überraschender Gedanke schien den Schwerfälligen ergriffen zu haben, daß er sich unwillkürlich dicht an ihre Seite drängen mußte.

Allein unverändert blieb sie stehen. Nur von neuem ließ sie einen ihrer kurzen lachenden Blicke zu ihm in die Höhe schweifen.

„Liebes Fräulein", stotterte er, von dem Blick heimlich bis in die Seele getroffen. „Können Sie denn — ich meine — wäre es Ihnen lieb — oder würden Sie sich es zutrauen, einmal auszureiten?"

Und als in den hellblauen Lichtern ein seltsames, blitzendes Sprühen aufschoß, da sprach er beglückter und überredender fort: „Sie müssen wissen, wir haben hier nämlich einen Damensattel. Ich hatte ihn einmal meiner Schwester Anna zu Weihnachten geschenkt. Aber freilich dann —" hier stockte er.

„Aber dann?" trieb ihn Herta interessiert weiter, wobei sie mit dem Finger auf seine Brust tippte.

Der junge Landwirt holte tief Atem und gab sich Mühe, ruhig zu bleiben.

„Aber sehen Sie, dann —" stotterte er, „wollte unsere Mutter nichts davon wissen. Aber bei Ihnen ist das ja etwas anderes", setzte er mutiger hinzu. „Und wenn Sie wünschen, dann versuchen wir beide es einmal."

„Wir beide?"

Sieh mal, dachte die Blonde. Er ist doch ein lieber Junge. Um mir ein Vergnügen zu bereiten, will er sogar etwas wagen, was die Alte untersagt hat.

Jedoch offen schüttelte sie energisch das feine, schmale Haupt.

„Das geht nicht", meinte sie bestimmt.

„Wie, Sie wollen mich nicht begleiten?"

Er hatte ordentlich die Hände gefaltet, und die mächtige Gestalt duckte sich, als ob ihr etwas auf den Nacken gestürzt sei. Da berührte Herta abermals seine Brust.

„Seien Sie doch vernünftig, lieber Heinrich", tröstete sie ihn. „In den ersten Tagen darf ich dergleichen hier sicherlich nicht unternehmen. Aber warten wir ab. Es geschieht noch. Und dann wollen wir beide sehr vergnügt sein, nicht wahr?"

Damit reichte sie ihm abermals die kleine Hand, und jetzt schlug Heinrich ein und preßte die dargebotenen Finger, daß die Kleine am liebsten aufgeschrien hätte. Darauf schritten sie weiter an den einzelnen Ständen des Stalles entlang. Ganz zuletzt, in einer geschlossenen Box, fanden sie die Mutterstute mit ihrem Füllen. Das sprang lustig in dem engen Raum herum. Und als die beiden sich näherten, schob es verlangend den schlanken Kopf durch die Stäbe und schnupperte nach den Händen seiner Besucher, denn es war gewohnt, mit Brot und Zucker beschenkt zu werden. Und richtig, Heinrich holte ein paar Zuckerstücke aus den Taschen seiner Flausjoppe. Allein Herta stellte sich ihm in den Weg.

„Mir, mir", bat sie stürmisch.

Und als sie nun den Hals des jungen Tieres liebkosend mit dem Arm umschlungen hatte und ihm ein Stück der Süßigkeit nach dem andern auf die Zunge legte, da glaubte Heinrich von neuem, daß er das Rauschen und Wehen vernehme, das ihn immerfort verfolgte. Das Glück schwang immer rauschender seine seidene Fahne.

So hübsch ist mir das kleine Tier noch niemals vorgekommen, dachte der Bezauberte. Komisch, komisch. Sie braucht nur etwas anzurühren, und sofort wird es so schön, wie es nie gewesen. Ich glaube, wenn sie mir einmal ordentlich und lange die Hand reichen wollte, ich würde auch anders aussehen als jetzt.

In diesem Augenblick bemerkte er, wie das Mädchen dem Füllen, da es zudringlicher wurde, einen leichten Schlag auf die Nüstern versetzte. Und sich zu ihrem Begleiter umkehrend, stieß sie eilfertig hervor: „Sagen Sie mal, Heinrich, ist das kleine Ding schon getauft? Hat es einen Namen?"

„Nein, den führt es noch nicht", erwiderte der große Mensch, wobei er sich die schwarze Pelzmütze in plötzlich aufschießenden Gedanken hin und her schob. „Aber ich hab's", fuhr er ganz aufgeregt und, von seinem eigenen Einfall hingenommen, fort. „Das ist doch ganz klar. Das Tier muß Herta heißen. Darf ich das?"

Jetzt klatschte auch die kleine Blonde in die Hände, sprang vor Vergnügen auf ihren Begleiter zu und streichelte in voller Freude und schmeichlerisch seinen Arm.

Oh, ihm wurde dabei so wohl und warm zumute, wie wenn er in der Sonne stände, und Schwalben zirpten um ihn her, und ziehende Sommerfäden schmiegten sich ihm weich gegen die Wange.

„Ja, Heinrich," rief sie, „das setzen Sie durch. Nach mir soll es heißen. Und nicht wahr, Sie werden das kleine Tier immer gut behandeln und ihm nichts Schlechtes widerfahren lassen?"

„Wo denken Sie hin", gab er stockend und doch voller Glückseligkeit zurück. „Aber wenn Sie wollten — das heißt, wenn Sie es mir gestatten würden — ich weiß zwar nicht, ob ich es mir erlauben darf —"

„Na, was denn? So reden Sie doch endlich aus!"

„Ja, sehen Sie, liebes Fräulein, ich weiß nur nicht — ob ich es wagen darf — aber Sie würden mir einen so großen Gefallen erweisen, eine so wirkliche Herzensfreude — wenn Sie es zuließen, daß ich Ihnen —"

"Donnerwetter, Heinrich, ist es denn so etwas Schlimmes?"

„Wenn Sie — ich meinte nur — ach Gott, sehen Sie, ich wollte fragen, ob Sie das kleine Tier vielleicht von mir annehmen würden? Ich meine — ob ich es Ihnen zum Geschenk machen dürfte, damit es ganz ihr Eigen ist und —"

„Nun — und?"

„Damit es Ihnen als eine Erinnerung an den heutigen Tag dienen könnte. Nehmen Sie es nicht übel, ich weiß, es ist kein passendes Geschenk für Sie — für ein solches Fräulein, aber mir fällt im Augenblick nichts anderes ein."

Und da geschah etwas, was er sich nie und nimmer hätte träumen lassen. Drinnen in dem halbdunklen Stall, in den das Tageslicht nur durch die hoch angebrachten, von Spinnweben überzogenen Stallfenster brach, da wurde plötzlich die seidene Fahne, von der er träumte, voll und wehend entfaltet und geschwungen. Ohne Rücksicht, in stürmischer Heftigkeit stürzte die Kleine auf ihn zu. Sie umschlang den Aufrechten, den völlig Unbeweglichen mit beiden Armen und schmiegte sich an ihn wie ein reich beschenktes, verwöhntes Kind. Ohne daß ein Wort über ihre leicht bebenden Lippen geflossen wäre, sprachen allein ihre Augen. Diese merkwürdig hellen Augen, die die Färbung des glasblauen nordischen

Himmels aufwiesen. Mit seinen groben, zitternden Händen schob er das Mädchen zurück.

„Ich muß nun fort“, murmelte er, ohne daß er recht wußte, was er redete. „Die Pferde beschlagen lassen. Bei Schmied Fielitz. Ich muß nun wirklich fort.“

Unsicher öffnete er die Tür und schlug sie weit zurück, als triebe ihn die Absicht, das Tageslicht so hell wie möglich hereinfluten zu lassen. Dann zog er zwei der vorher bestimmten Pferde aus ihren Ständen. Die Kleine jedoch lachte ihn unbefangen an. „Wollen Sie mich nicht mitnehmen, Heinrich?“ forschte sie. Als dies Wort erklang, stand er schon draußen auf dem Pflaster und blickte nun über den Rücken der Pferde unsicher auf sie hinüber.

„Zum Schmied?“ brachte er ungläubig vor.

„Gewiß. Das möchte ich gar zu gern mitansehen.“

Und dabei erhaschte sie bereits den Zügel des Tieres und war eben im Begriff, es, dem Mann voraus, durch das Tor zu leiten, als der junge Landwirt ihr sanft, aber doch entschieden den Halfter aus der Hand nahm.

„Nehmen Sie es nicht übel“, bat er rücksichtsvoll. „Ich möchte die Tiere doch lieber allein führen.“

Und als ihn die Kleine, nun schon auf der Landstraße, fragte, warum er ihr das unschuldige Vergnügen denn nicht gönnen wolle, da drehte der große Mensch befangen sein Haupt zur Seite und warf in seiner abgerissenen Art hin, daß die Leute hier draußen derartiges nicht recht gewohnt wären. Sie könnten vielleicht ihre Glossen über die vornehme Dame im Samtjackett machen, die ein Pferd hinter sich herzöge. Und das möchte er nicht dulden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein idyllisches Nest.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Solange Ludwig Philipp seinen historischen Regenschirm über Frankreich schwang, gab es für die vornehme Welt von Paris nur ein Seebad, das in Betracht kam. Das war Dieppe, wo die königliche Familie drei bis vier Wochen sommerliche Siesta hielt und die höfische Gesellschaft um ihr Strandzelt vereinigte. Hochgerechnet mögen es tausend Glückliche gewesen sein, die sich den Luxus dieser Reise gestatten durften. Für die übrige Welt gab es gar nichts, denn noch war das Seebad nicht, wie heute, eine Mode geworden, für die man nicht einmal mehr hygienische Vorwände aufzubringen sich bemüht. Diese Mode hat zumal an der endlosen Küstenlinie Frankreichs die „Stations de Mer“ wie Pilze aus dem Boden schießen lassen, so daß sie heute kaum noch zu zählen sind. Und schon vom Mai an bekleben sie alle Mauern der Republik mit klafterlangen, buntbeklexten Plakaten, auf denen regelmäßig die rote Sonne die weißen Segel auf den blauen Fluten vergoldet, während ganz vorn einige bademäßig entkleidete Weiblichkeiten den Taumel der Genüsse versinnbildlichen, die den Luftschnapper an diesen herrlichen Gestaden erwarten.



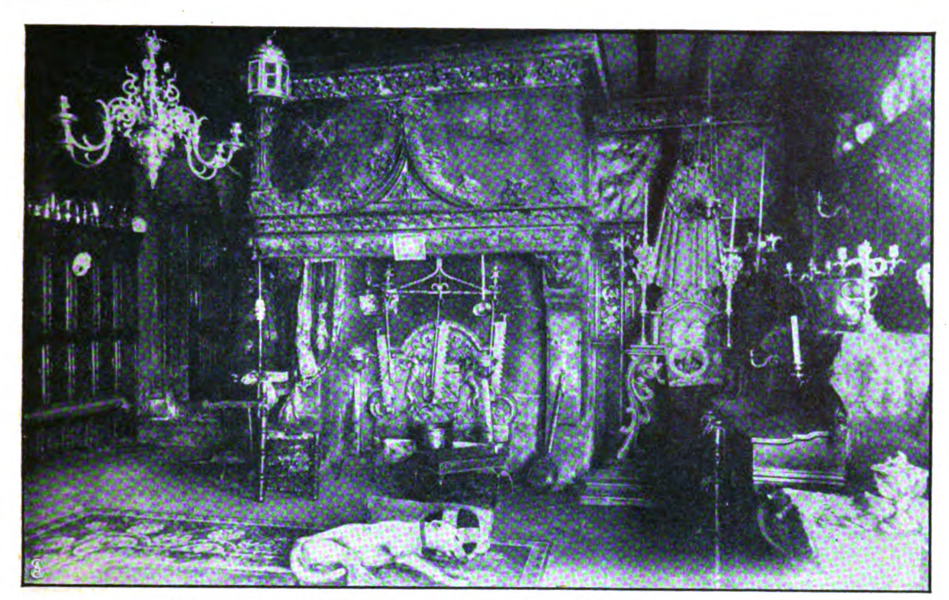
2. Ankunft vor dem Hotel „Wilhelm der Eroberer“.





1. Langusten-Verkäuferin.

Am üppigsten gedieh die Seebäder-Industrie — anders kann man es wohl nicht nennen — am normännischen Strand und zunächst an der Mündung der Seine, die den Parisern den kürzesten Weg zum Meer weist. Der wirtschaftliche Entdecker dieser Gegend war der



3. Die historische Sammlung im Hotel „Wilhelm der Eroberer“.

Herzog von Morny, des dritten Napoleon Freund, illegitimer Stiefbruder und allmächtiger Minister, der von einigen Farbenskizzen des Malers Isabey entzückt, sich beeilte, nicht die Bilder, sondern gleich das Stückchen einsamer, unwirtlicher Erde anzukaufen, das sie darstellten, und es mit opferwilliger Begeisterung zu parzellieren. Auf diese Weise entstand vor einem halben Jahrhundert das heute weltberühmte Trouville, dessen glänzende Blüte sehr bald andere Gründer ermutigte, mit ihrem Pfund an dem gleichen Küstenstrich zu wuchern, auf

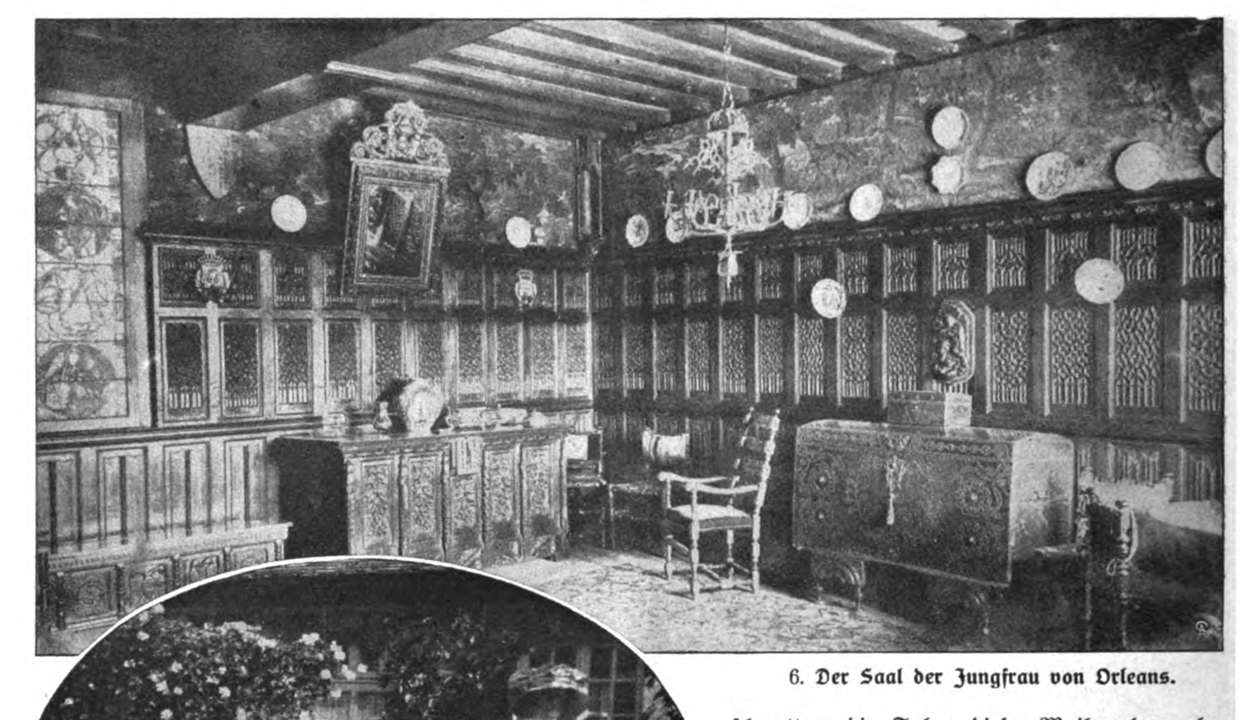


4. Die Büste des Sonnenkönigs vor dem Hotel.



5. Auf dem Tandelmarkt. Alte Kupfergeräte.





6. Der Saal der Jungfrau von Orleans.

7. In der Mittagssonne.

dem sich heute auch die marmornen Kasinos und monumentalen Villen von Luc, Houlgate, Villers, Cabourg und anderen Orten brüsten, die in der Geographie der Touristen eine so große Bedeutung gewonnen haben. Eigentlich bilden alle diese Orte zusammen nur einen einzigen Ort. Denn sie liegen nur sehr wenige Kilometer auseinander, etwa so wie an unserer Ostsee die Seebäder von Misdroy bis Bansin — und werden durch eine munter klingelnde Trambahn unter sich und mit Trouville verbunden. Und wem die Trambahn nicht schick genug ist, der kann für ein paar Frank auf die smarten Mailcoaches klettern, die Mister Gordon-Bennett, der mächtige Preßpotentat des New York Herald, aus Freude am Fahrsport und an der Reklame während der „Season" hier verkehren läßt. — Auch durch Dives-sur-Mer schmettern die Tuben dieser Mailcoaches, aber sonst ist es recht still in dem kleinen Nest, dessen elfhundert Einwohner auf einem Kissen großer Erinnerungen eingeschlafen scheinen. Diese Erinnerungen knüpfen an keinen geringeren als an Wilhelm den Eroberer an, der sich und seine Mannen im Hafen von Dives einschiffte, um sich drüben über dem Aermelkanal England zu unterwerfen. Heute würde man diesen historischen Hafen vergebens suchen. Das Meer hat sich zurückgezogen und zwischen sich und Dives eine lange Düne aufgeworfen, vor der, hart am Salzwasser, das



8. Auf dem Wochenmarkt von Dives-sur-Mer.

elegante, vielbesuchte Seebad Cabourg aus der vor dreißig Jahren noch öden Sandfläche emporgewachsen ist. Aber die Sommerfrischler von Cabourg kommen gern zu dem bescheidenen Nachbar, ebenso wie die von Houlgate, Trouville und den andern „Aquaggiaturen“ des Colvados. Und dann wird es auch (Abb. 1, 5, 8) auf dem Markt lebendig, wo die Eingeborenen um ihre gleichfalls eingeborenen Langusten und Salatköpfe feilschen, während die bummelnden Pariser sich ein Messingglöcklein oder sonst einen unnützen Tand als Andenken zum „Mitbringen“ aufschwatzen lassen.

Natürlich kommen die Pariser nicht dem gleichgültigen Markt zuliebe, sondern um der angenehmen Melancholie willen, die um dieses Grab einer besseren Vergangenheit webt. Denn Dives war einstens ein ansehnlicher und belebter Ort, der noch manches Zeichen seines glücklichen Daseins in unsere Tage hinübergerettet hat. Vor allem die Notredame-Kirche, deren Bau im elften Jahrhundert begann, und unter deren romanischen und gotischen Bogen allerlei feudale Grabplatten lateinischruhmredig verwittern. Auch die „Hallen“ mit ihrer Balkendecke aus dem 16. Jahrhundert, ein noch älterer Fachwerkbau und sonst noch ein paar wacklige Häuslein berichten von der stolzeren Zeit, da Dives noch nicht auf die Abfälle des Ueberflusses der müßigen Stadtleute lauerte, die heute gaffend durch die Gemeinde ziehen, sich herablassend oder ausgelassen benehmen, mehr oder minder faule Witze reißen, um schließlich bei einem Imbiß im Hotel Guillaume-le-Conquérant ihren mehr oder minder aufregenden Kursaalklatsch auszutauschen.

Dieser Gasthof ist auch noch ein Vermächtnis der Vergangenheit, und die pompöse Büste des Sonnenkönigs in dem anheimelnden Gartenhof (Abb. 4 u. 7) sagt uns genau, um welche Zeit dieses Haus ein adliges Schlößlein war, worin den Gästen die Leibesstärkung noch nicht auf die Rechnung gesetzt wurde. Zu diesen Gästen zählte auch die Marquise de Sevigné, die berühmte Briefschreiberin, von der einige der hübschesten Episteln aus Dives datiert sind. So hat Dives sogar in die Literatur eine unvergängliche Spur gegraben. Eine vielleicht vergänglichere, aber jedenfalls greifbarere Spur des Aufenthalts der schreiblustigen Dame wird heute noch im Hotel gezeigt: der Fauteuil, in dem sie saß und sich mit dem Gänsekiel nachdenklich das feine Rokokonäschen kratzte, bis sie all die klugen Bemerkungen und anmutigen Schilderungen gefunden hatte, die sie ihrer entfernten Tochter mitteilte. Auch sonst gibt es unter diesem Dach allerlei alten Zierat und Hausrat: Truhen und Schränke, Getäfel und Schnitzwerk, Leuchter und Schüsseln, Gefäße, Feuerböcke und einschlägigen Kram aus der Urgroßväter Wirtschaft zu sehen. Er ist in zwei großen Räumen, in der „Salle des Marmousets“ (Abb. 3) und in der „Salle de la Pucelle“ (Abb. 6) recht geschickt und malerisch zusammengetragen. Man merkt gleich, „es ist nicht wie bei armen Leuten“.

Freilich, ob auch jedes Stück so echt und unbezweifelbar ist wie der Fauteuil der Marquise de Sevigné, das ist eine andere Frage. Vielleicht kann sie Herr Paul Hervieu von der Académie française beantworten, der gerade vor dem Eingang zum Gasthof sein Auto verläßt (Abb. 1), dieweil er nicht nur ein trefflicher Dichter von Romanen und Komödien, sondern auch ein zuverlässiger Kunstkenner ist.

Bilder aus aller Welt.

Ein Erholungsheim für deutsche Buchhändler ist auf Anregung des Hofbuchhändlers Süßerott in Berlin ins Leben gerufen worden, und zwar in Gestalt des für den Zweck in Ahlbeck gepachteten Strandhotels „Ostende“. Es soll unbemittelten Buchhändlern, in erster Linie nicht hoch dotierten Angestellten, den Aufenthalt an der See ermöglichen.



Ein Erholungsheim für deutsche Buchhändler.
Das Strandhotel „Ostende“ in Ahlbeck, das als Erholungsheim gepachtet wurde.



August Trinius,
bekannter Schriftsteller, feiert seinen 60. Geburtstag.



Hofphot. J. B. Ciolina.

L. H. Reiß,
Verwaltungsratsvorsitzender des Frankfurter Zoologischen Gartens, wird 70 Jahre.





Frl. Hildeg. Rademacher
rettete in Nymwegen ein Kind vom Ertrinken.



Der Besuch in der C. H. Knorrschen Nahrungsmittelfabrik in Heilbronn.
Die türkische Studienkommission in Deutschland.

Am 31. Juli begeht der bekannte Schriftsteller Trinius seinen 60. Geburtstag. Er ist vor allem durch seine Reiseschilderungen bekannt geworden. Trinius lebt als Geheimer Hofrat in Waltershausen in Thüringen.

In wenigen Tagen begeht der Vorsitzende des Verwaltungsrats des Frankfurter Zoologischen Gartens L. H. Reiß seinen 70. Geburtstag. Seit 30 Jahren ist der Jubilar in aufopfernder Weise für das Institut tätig.

Frl. Hildegard Rademacher in Nymwegen rettete aus der reißenden Waal mit eigener Lebensgefahr ein Kind vom Tode des Ertrinkens und erhielt für die mutige Tat von der Königin Wilhelmine eine eigens geprägte Medaille.

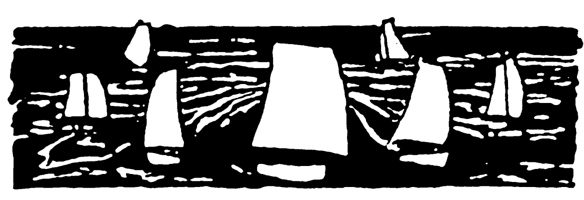
Die türkische Studienkommission, die längere Zeit in Deutschland weilte, besuchte auch in Heilbronn die großen Nährmittelwerke von C. H. Knorr und war von den ganz modernen, großartigen Anlagen höchst befriedigt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 31. Berlin, den 5. August 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 31.



Die sieben Tage der Woche.

27. Juli.

Im englischen Unterhaus erklärt der Ministerpräsident Asquith, die Marokkofrage selbst starre von Schwierigkeiten, aber außerhalb Marokkos, in anderen Teilen von Westafrika denke die englische Regierung nicht daran, eine Einmischung in territoriale Abmachungen zu versuchen, die von den näher Interessierten für zweckmäßig erachtet werden.

Aus Persien kommt die Nachricht, daß der frühere Schah Mohammed Ali auf dem Marsch nach Teheran die Stadt Schahrud eingenommen hat. Es ist ein neues, überwiegend demokratisches Ministerium mit Samsam es Saltaneh als Ministerpräsidenten gebildet worden.

28. Juli.

Der Kaiser kehrt von seiner Nordlandreise nach Swinemünde zurück (Abb. S. 1289).

In Paris stirbt plötzlich der türkische Botschafter Naum-Pascha im 65. Lebensjahr (Portr. S. 1290).

Die portugiesische Nationalversammlung stimmt einem Verfassungsparagraphen zu, durch den die Todesstrafe abgeschafft wird.

29. Juli.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg und der Staatssekretär des Aeußeren von Kiderlen-Waechter begeben sich zum Vortrag beim Kaiser nach Swinemünde.

Zwischen Preußen, Bayern, Württemberg und Baden werden Verträge über die Einführung der Preußischen Lotterie abgeschlossen, die als Preußisch-süddeutsche Klassenlotterie weitergeführt wird.

Aus Deutsch-Südwestafrika kommt die Nachricht, daß der berüchtigte Hererokapitän Kanjemme im Sandfeld Südwestafrikas festgenommen und zur Aburteilung nach Windhuk gebracht worden ist.

Die persische Regierung setzt auf den Kopf des früheren Schah einen Preis von 400,000 Mark aus.

30. Juli.

Aus Tanger wird gemeldet, daß der deutsche Gesandte Freiherr von Seckendorff dem Vertreter des Sultans El Gebbas mitgeteilt hat, das Gerücht von einer Landung deutscher Truppen in Agadir entspreche nicht der Wahrheit.

31. Juli.

Aus Persien wird gemeldet, daß der Exschah Mohammed Ali seinen Sohn, den regierenden Schah Hussein Ali, des Thrones verlustig erklärt und seinen Bruder Mulik Mansur Mirza, Schua es Saltaneh zum Thronfolger ausgerufen hat.

Die portugiesische Nationalversammlung lehnt mit 78 gegen 76 Stimmen den Paragraphen der Verfassung ab, durch den das Recht auf Ausstand und Aussperrung anerkannt wird.

1. August.

In München wird der neu errichtete Zoologische Garten eröffnet.

In Sonnenberg bei Wiesbaden stirbt, 82 Jahr alt, Geheimrat Dr. Konrad Duden, der Altmeister der deutschen Rechtschreibung.

Die persische Regierung verlangt in einer Note die Bestrafung des russischen Generalkonsuls in Täbris, der den gefangen gehaltenen früheren Gouverneur von Ardabil gewaltsam befreit hat.

2. August.

Aus Konstantinopel kommen Nachrichten über eine neue albanesische Erhebung im Norden des Wilajets Monastir.

❧ ❧ ❧

Die wirtschaftlichen Folgen der sommerlichen Dürre in Deutschland.

Von Professor Dr. Dade,
Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Seit mehreren Wochen lastet auf der gesamten nördlichen Erdhälfte, besonders in Nordamerika und Europa, eine furchtbare Dürre und Hitze. Nicht nur die Menschheit und Tierwelt, sondern vor allem die gesamte Vegetation leiden unter diesen anormalen Verhältnissen. Die anhaltende Trockenheit, unter der die Menschen schmachten, bringt ihnen aufs deutlichste in Erinnerung, welch eine elementare Bedeutung das Wasser für den gesamten Haushalt der Natur bildet, daß ohne dieses Lebenselement die organische Welt in verhältnismäßig kurzer Zeit dahinwelken und sterben würde. Es gibt kaum einen zweiten Naturfaktor, der so handgreiflich, rücksichtslos und unerbittlich seine Notwendigkeit dem Menschen vor Augen führt, wie das Wasser. Man könnte zum Vergleich nur etwa noch die Steinkohle anführen und sich den Zustand oder vielmehr das wirtschaftliche Chaos ausmalen, das beim plötzlichen Versiegen dieser Quelle entstehen würde. Doch wird die Menschheit diese Ueberraschung glücklicherweise nicht erleben, da die Steinkohle in mechanischer Weise durch die menschliche Arbeitskraft selbst erbeutet wird und die Vorräte im Schoß der Erde auf lange Zeiten im voraus kontrolliert werden können, während das Wasser der Erde dem Menschen in einem organischen Kreislauf zugeführt wird, auf den er trotz aller seiner Wissenschaft keinen Einfluß ausüben kann.

Speziell in Deutschland haben die Hitze und Trockenheit vielfach einen Zustand geschaffen, wie wir ihn, seitdem fortlaufende meteorologische Messungen vor-

liegen, also etwa seit Mitte des 19. Jahrhunderts, kaum jemals erlebt haben. Die Temperaturen sind mehrfach auf 35—40 Grad Celsius im Schatten gestiegen und haben damit eine Situation geschaffen, wie sie nur in den Tropenländern gekannt wird. Der armen Menschheit bleibt in dieser verzweiflungsvollen Lage nichts weiter übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen und den Zustand so erträglich wie möglich zu gestalten. Bei gutem Willen und einiger Selbstbeherrschung ist dies auch erreichbar, und es zeigt sich hierbei auch wieder die Wahrheit des alten Satzes, daß die Not den Menschen erfinderisch macht. Aber wenn auch die Menschen die Hitze und Dürre überstehen werden, so wird sie doch mehr oder weniger tiefe Spuren im gesammten Wirtschaftsleben hinterlassen.

Der auffällige Witterungsverlauf dieses Sommers zeigt sich besonders darin, daß der für die Vegetation so wichtige Monat Mai, mit Ausnahme von Ostpreußen, Hinterpommern, Oberschlesien und Süddeutschland, außergewöhnlich trocken und warm war und vom 19. bis 24. Mai Kälterückfälle aufwies, die vielfach Frostschäden zur Folge hatten. Nach dem vom Meteorologischen Institut in Preußen herausgegebenen Norddeutschen Witterungsbericht sank im Mai die Regenmenge in Bromberg, Görlitz, Berlin, Torgau, Magdeburg, Neumünster, Lüneburg, Emden, Kassel und Kleve unter die Hälfte der normalen Menge im Mai, in Torgau sogar bis auf 20 Prozent. Der Juni war, wieder mit den obigen Ausnahmen, kühl und trocken und hatte in seiner Mitte empfindliche Kälterückfälle. Im Juli endlich erreichte die Dürre und Hitze ihren Höhepunkt und dehnt sich auf fast ganz Süddeutschland aus.

Ob die in den letzten 20 Jahren wiederholt bei uns aufgetretene Dürre eine zufällige Erscheinung ist oder auf eine periodische Abwechslung zwischen trockenen und niederschlagreichen Jahren zurückgeführt werden muß, ist wissenschaftlich ebensowenig festgestellt wie die Beobachtung, daß das Grundwasser eine dauernde Senkung erfahren hat. Tatsache ist indessen, daß durch die starke Zunahme der Bevölkerung und des Viehstandes, durch industrielle Anlagen und durch die ungeahnte Produktionssteigerung des deutschen Kulturbodens der Wasserverbrauch enorm zugenommen hat. Es ist deshalb höchste Zeit, daß die neuere Wassergesetzgebung auf eine rationelle Behandlung des Wasserhaushaltes der Flüsse und Seen hinwirkt, und daß die Praxis selbst durch Errichtung von Talsperren, Stauwerken, durch künstliche Berieselung der Wiesen usw. eine bessere Wasserversorgung auch in Zeiten der Dürre herbeizuführen sucht.

Der gesamte Wasserhaushalt eines Landes hängt einmal von der Menge der atmosphärischen Niederschläge ab und sodann von den Wasserquellen im Schoß der Erde selbst, dem sogenannten Grundwasser. Beide zusammen speisen nicht nur die Flüsse und Kanäle, die Brunnen und Wasserleitungen, sondern bilden für die gesamte Vegetation, sowohl für die land- und forstwirtschaftliche, als auch für die Gartenkultur das erste und wichtigste Lebenselement. Das Versagen der atmosphärischen Niederschläge schafft den Zustand der sogenannten Dürre und Trockenheit, die bei längerer Dauer auch die Wasserreservoirs auf der Erde, die Flüsse und Seen, und in der Erde, das Grundwasser und die Quellen, mehr oder weniger erschöpfen und ihren Wasserspiegel zum Sinken bringen. Solange der Mangel an Niederschlägen diese Reservoirs nicht empfindlich schmälert, bleibt der Zustand noch ein erträglicher. Die Katastrophe tritt erst ein, wenn auch diese letzte Zuflucht dem Wirtschaftsleben genommen wird.

In Deutschland ist dieser Zustand vielfach seit längerer Zeit eingetreten. Die großen Wasserstraßen, wie die des Rheines, der Weser, der Elbe, der Oder und ihrer Nebenflüsse haben schon seit mehr als einem Monat einen so geringen Wasserstand, daß die Schiffahrt, insbesondere der Frachtenverkehr, ganz bedeutend beeinträchtigt und stellenweise sogar eingestellt worden ist. Durch die anhaltende Trockenheit sinkt in den Flüssen nicht nur der Wasserstand, sondern damit zugleich verengt sich auch die Fahrrinne, so daß auch aus diesem Grund die Schiffahrt zur Vermeidung von Unfällen erheblich eingeschränkt werden muß. Der verminderte Frachtenverkehr hat nun für das Wirtschaftsleben eine große Tragweite, da heutzutage die sogenannten Massengüter, wie Mauersteine, Getreide usw., zum größten Teil auf den Wasserstraßen befördert werden. So haben z. B. große Mengen Getreide, die vom Ausland nach Hamburg eingeführt sind, wegen der ungünstigen Schiffahrtsverhältnisse, die zugleich eine abnorme Steigerung der Frachten zur Folge hatten, nicht nach ihrem Bestimmungsort im Innenland befördert werden können.

Aber nicht nur auf die Schiffahrt sondern auch auf die Fischzucht hat das Sinken des Wasserspiegels in den Flüssen und Seen stellenweise einen verderblichen Einfluß ausgeübt, indem die Fische beim Zurücktreten des Wassers abstarben und außerdem bei ihrer Verwesung noch die Luft verpesteten.

Auch industrielle Betriebe, die von der Kraft des fließenden Wassers abhängig sind, hat das Sinken des Wasserspiegels häufig gezwungen, den Betrieb einzuschränken oder ihn gar ganz einzustellen. Aber selbst im Haushalt der städtischen Familie, in der bisher die Wasserleitung als eine unerschöpfliche Quelle angesehen wurde, klopft die anhaltende Trockenheit mit ernster Mahnung an die Tür. So haben die Verwaltungen verschiedener Städte die Einwohnerschaft bereits angewiesen, die Wasserleitung nur noch zu Trink- und Kochzwecken zu benutzen, und außerdem die Anordnung getroffen, daß die Parkanlagen und Straßen der Städte nicht mehr besprengt werden dürfen. Der Grund hierfür liegt einmal darin, daß infolge der Hitze und Dürre der Wasserverbrauch in verschiedenen Städten in so starkem Grad zugenommen hat, daß er das Maximum, das bei der Errichtung der städtischen Wasserwerke angenommen wurde, weit überschritten hat. Außerdem ist diese drakonische Maßnahme vielfach auch dadurch veranlaßt, daß durch die anhaltende Dürre der Spiegel der städtischen Wasserquellen derartig gesunken ist, daß die Werke selbst das normale Quantum nicht mehr liefern können.

Es ist selbstverständlich, daß unter diesen ungewöhnlichen Verhältnissen gewisse Krankheitserscheinungen, hauptsächlich bei den Kindern, sich häufen, indem vielfach versucht wird, die unerträgliche Hitze durch eiskalte Getränke oder durch andere unüberlegte Lebensweise zu mildern. Auch Hitzschläge haben schon viele Opfer gefordert.

Während die bisher geschilderten Folgen der anhaltenden Trockenheit und Hitze immerhin noch als überwindlich angesehen werden können, so entstehen anderseits die größten wirtschaftlichen Verluste auf dem



Gebiet der gesamten Vegetation. Der Grund hierfür liegt hauptsächlich in dem Umstand, daß die Landwirtschaft und Gartenkultur von den bereits erwähnten Wasserreservoirs der Flüsse und Seen und vor allem des Grundwassers im Innern der Erde vielfach nur wenig Nutzen ziehen kann. Das Grundwasser, das hierbei die wichtigste Rolle spielt, steht oder fließt in einer Tiefe, die zwischen zwei bis mehreren hundert Metern schwankt. Da die Wurzeln unserer einjährigen Kulturgewächse ein bis anderthalb Meter tief hinunterreichen, vermögen sie nur in den Fällen Nahrung aus dem Grundwasser zu entnehmen, wenn dieses in geringer Tiefe unter der Oberfläche vorhanden ist. Wenn auch das Grundwasser ohne unmittelbare Berührung mit der Wurzel durch die Haarröhrchenanziehung, die sogenannte Kapillarität, in feinkörnigen Böden noch bei einer Entfernung von 50 Zentimeter von der Wurzel und in tonigen und humosen Böden selbst bis zu einer Entfernung von zwei bis drei Metern den Kulturpflanzen noch zugutekommen kann, so darf doch im allgemeinen das Grundwasser nur eine Tiefe von etwa zwei bis drei Metern haben und bei den tiefwurzeligen Pflanzen, wie Luzerne und Esparsette, höchstens bis zu vier Meter tief sein, um für die gesamte Landwirtschaft und Gartenkultur bei anhaltender Trockenheit noch einen Notbehelf bilden zu können. In dieser geringen Tiefe ist indes das Grundwasser kaum unter der Hälfte des landwirtschaftlichen Kulturbodens in Deutschland vorhanden. Für die andere Hälfte fehlen also bei anhaltender Trockenheit diese wichtigen Wasserreservoirs vollständig, und deshalb leiden diese Ländereien am meisten unter der Dürre. Nur die Waldungen sind, da die Baumwurzeln tiefer in die Erde hinabreichen, in der Lage, aus dem Grundwasser, selbst aus einer Tiefe bis zu 10 Metern und mehr, Nahrung zu ziehen.

Immerhin sind die wirtschaftlichen Folgen einer anhaltenden Trockenheit bei den landwirtschaftlichen Kulturgewächsen außerordentlich verschieden. Unter den Halmfrüchten leidet vor allem das Sommergetreide, insbesondere der Hafer, während das Wintergetreide, wenn es im Herbst rechtzeitig gesät und gut bestockt durch den Winter gekommen ist, gerade in trockenen Sommern vielfach den besten Ertrag liefert. Mit Rücksicht auf die Brotversorgung Deutschlands ist es deshalb als ein besonderes Glück zu betrachten, daß das Brotgetreide bei uns fast ausschließlich aus Wintergetreide besteht, nämlich aus Winterroggen, Winterweizen und Winterspelz. So entfielen von der gesamten Roggenanbaufläche im Durchschnitt der letzten 10 Jahre nicht weniger als 98 Prozent auf Winterroggen und nur zwei Prozent auf Sommerroggen. Selbst in den Jahren, in denen Roggen ausgewintert war, stieg die Anbaufläche von Sommerroggen nur auf etwa drei Prozent, sie ging indes in anderen Jahren bis auf ein Prozent herab. Auch beim Weizen nimmt der Winterweizen die erste Stelle ein, nämlich 88 Prozent der gesamten Anbaufläche, während dem Sommergetreide im Durchschnitt der letzten zehn Jahre nur 12 Prozent der Anbaufläche gewidmet wurden. Indes stieg letzterer in den Jahren, in denen der Weizen ausgewintert war, wie 1901 und 1907, auf 20 Prozent der Anbaufläche, er sank aber in anderen Jahren bis auf sechs Prozent herab. Im Gegensatz hierzu beansprucht der Winterweizen in den Vereinigten Staaten von Amerika nur 60 Prozent der Anbaufläche, während der Sommerweizen, der dort richtiger als Frühjahrsweizen (spring wheat) bezeichnet wird, 40 Prozent der Anbaufläche einnimmt. Von der gesamten Getreideanbaufläche in Deutschland entfallen, selbst wenn man die Sommerhalmfrüchte, Gerste und Hafer, hinzurechnet, immerhin noch über die Hälfte, nämlich 57 Prozent, auf Wintergetreide, und nur 43 Prozent auf Sommergetreide. Man hat die Beobachtung gemacht, daß in trockenen Sommern der Körnerertrag des Getreides, besonders beim Wintergetreide, besser ausgefallen ist, als im Laufe des Sommers vor der Ernte erwartet wurde, während selbstverständlich die Strohernte eine geringere war. Auch in diesem Jahr wird voraussichtlich die Getreideernte, abgesehen nur von Hafer, eine befriedigende sein.

Unter den Hackfrüchten leiden wohl am meisten die Zuckerrüben, wenn auch der geringe Ertrag durch den höheren Zuckergehalt in trockenen Jahren oft wieder gutgemacht wird, während die Kartoffeln, je nach der Bodenart, immerhin noch anhaltende Trockenheit besser ertragen können als zuviel Nässe. Am schädlichsten ist eine anhaltende Dürre den gesamten Futterpflanzen, wie den Weiden, Wiesen und Kleefeldern.

Für die Fleischversorgung Deutschlands ist dies von weittragendster Bedeutung, wie an den wirtschaftlichen Verlusten eines früheren, außergewöhnlich trockenen Sommers, 1893, dargelegt sein mag. Auch in dem genannten Jahre herrschte in Deutschland während des Sommers eine außergewöhnliche Dürre, die am stärksten in Süddeutschland war, während gegenwärtig umgekehrt die Trockenheit am schärfsten in Norddeutschland ausgeprägt und in Süddeutschland erst im Juli eingetreten ist. Durch die außerordentliche Viehzählung vom 1. Dezember 1893 wurde festgestellt, daß der deutsche Rindviehbestand infolge der Futternot im Laufe eines Jahres 1 183 103 Stück Rindvieh oder 6,7 Prozent des gesamten Rindviehbestandes verlor, davon entfielen 1 031 435 Stück oder nicht weniger als 17 Prozent des Bestandes auf Rinder unter 2 Jahren. Rheinland büßte 76 583 Rinder unter 2 Jahren oder 22 Prozent dieser jungen Rinder ein, Hessen-Nassau 48 319 oder 25 Prozent, während der übrige Teil des preußischen Staates nur geringere Verluste erlitt; dagegen hatte die Dürre damals in Süddeutschland und in Teilen von Mitteldeutschland eine dezimierende Wirkung auf den Viehbestand ausgeübt. Bayern verlor 201 902 Stück der Rinder unter 2 Jahren oder 18 Prozent derselben, Königreich Sachsen 50 300 oder 28 Prozent, Württemberg 107 750 Stück oder 29 Prozent, Baden 66 300 Stück oder 27 Prozent, und Elsaß-Lothringen sogar 57 580 Stück oder 33 Prozent des Jungviehbestandes. Dagegen hatte der Schweinebestand in seiner Gesamtheit keinen Verlust sondern noch eine kleine Zunahme von 31 537 Stück oder 0,3 Prozent aufzuweisen. Diese auffällige Erscheinung erklärt sich daraus, daß 1893 nur die Futterpflanzen eine völlige Mißernte erlitten. So wurden an Wiesenheu nur 13 Millionen Tonnen, gegenüber einem damaligen Normalertrage von etwa 23 Millionen Tonnen geerntet. Dagegen hatte die Kartoffel in demselben Jahre eine Rekordernte zu verzeichnen, die den damaligen normalen Ertrag um 4 bis 5 Millionen Tonnen überstieg. 1904 hatten wir sowohl bei den Kartoffeln wie Futtterpflanzen eine geringe Ernte, bei Kartoffeln einen Ausfall von etwa 6 Millionen Tonnen, bei Wiesenheu von etwa 5 Millionen Tonnen.

Berücksichtigt man, daß gegenwärtig etwa zwei Drittel des deutschen Fleischkonsums durch Schweinefleisch gedeckt wird, so ergibt sich aus der bisherigen



Betrachtung, daß ein trockener Sommer für die Fleischversorgung der Bevölkerung nur dann nachteilig werden kann, wenn gleichzeitig eine Mißernte bei den Futterpflanzen und den Kartoffeln stattfindet. Allerdings kann eine Mißernte bei den Futterpflanzen eine gewisse Reduktion des Rindviehbestandes zur Folge haben. Ob eine derartige Mißernte in diesem Jahr eintreten wird, läßt sich zurzeit noch nicht beurteilen. Die Situation ist augenblicklich so, daß die Aussichten für eine gute Kartoffelernte zwar infolge der Dürre etwas gesunken sind, daß aber mit Rücksicht auf den bisher vorzüglichen Stand derselben immerhin wohl noch eine Mittelernte erwartet werden darf. Ungünstiger liegen die Verhältnisse bei den Futterpflanzen. Aber auch hier ist zu berücksichtigen, daß der erste Schnitt der Futterpflanzen in Süddeutschland einen guten Ertrag geliefert hat, in Norddeutschland allerdings nur eine knappe Mittelernte. Ob durch den zu erwartenden geringeren Ertrag des zweiten Schnittes der Gesamtertrag als eine Mißernte betrachtet werden muß, bleibt noch abzuwarten. Jedenfalls sind die vielfach ausgesprochenen Befürchtungen über eine Fleischnot vorläufig weit übertrieben, wenn auch selbstverständlich alle Maßnahmen ergriffen werden müssen, um eine Verschleuderung des Viehes, vor allem des Zucht- und Milchviehes, zu verhindern. Es ist deshalb dankbar zu begrüßen, daß das bayerische Ministerium des Innern in dieser Hinsicht die Initiative ergriffen und in einer kürzlichen Kundgebung alle landwirtschaftlichen Kreise auf die Gefahr eines Verkaufs von Zuchtvieh, vor allem von Milchvieh und gutem Jungvieh hingewiesen hat. Sollte tatsächlich eine Mißernte bei den Futterpflanzen eintreten, so könnte sie nicht einen plötzlichen Mangel an Schlachtvieh zur Folge haben, sondern vorläufig vielmehr einen Ueberfluß. Die befürchtete Wirkung einer Mißernte beim Futtergetreide, die Fleischteuerung, kann im Gegensatz zu einer Mißernte beim Brotgetreide nicht unmittelbar nach der Ernte, sondern erst viele Monate nach ihr eintreten. Aber auch diese Ueberlegung, die sich auf die Beobachtungen früherer ungünstiger Jahre, wie 1893, 1896, 1897 und 1904, gründet, bedarf in der heutigen Zeit doch einer Einschränkung, weil nicht nur die Einsicht der Landwirte über die Unzweckmäßigkeit einer Verschleuderung des Zuchtviehes eine größere geworden ist, sondern weil inzwischen in den letzten 20 Jahren die Kreditgenossenschaften, die Spar- und Darlehnskassen von nur 3000 im Jahr 1893 auf 16 000 in der Gegenwart gestiegen sind, also eine derartige gewaltige Zunahme erfahren haben, daß die einzelnen Landwirte mit Hilfe der ihnen durch die Genossenschaften erschlossenen Kredite imstande sind, bei eintretender Futternot durch Zukäufe von Kraftfuttermitteln aus dem Auslande, wie von Kleie, Futtergerste, Oelkuchen, Mais usw. wenigstens das zur Aufzucht dienende Vieh zu erhalten. Wurden doch im letzten Erntejahr, vom 1. August v. J. bis zum 20. Juli d. J., 3¼ Millionen Tonnen Futtergerste und ¾ Millionen Tonnen Mais, zusammen 4 Millionen Tonnen, d. h., doppelt soviel als Brotgetreide, eingeführt.

Wenn das obige Bild über die wirtschaftlichen Folgen der sommerlichen Dürre in Deutschland mehr Schatten- als Lichtseiten aufzuweisen hat, so möchte ich doch dem freundlichen Leser wenigstens einen kleinen Trost mit auf den Weg geben, der darin besteht, daß eine der schönsten Gottesgaben, die der jetzt so feurige und glühende Sonnenball am Rebstock auf deutschem Boden reifen läßt, der Wein, voraussichtlich einen außergewöhnlichen Ertrag nach Güte und Menge liefern und unser Herz erfreuen wird. Würde der Weinbau bei uns eine Ausdehnung wie in Frankreich haben, so könnte ein gutes Weinjahr volkswirtschaftlich sogar als ein Aequivalent für ein schlechtes Futterjahr angesehen werden.

Der Pilzjäger.

Plauderei von Felix von Stenglin.

Wie ein Geheimnis umfängt uns der Bayrische Wald. Durch die Schlucht, aus welcher der Gebirgsbach in die Donauebene hinaustritt, geht's aufwärts im kühlen Schatten des Spätsommertages. Manchmal bleibe ich stehen und sehe umher auf die Felswände, die bald moosüberwachsen zurücktreten, bald zerrissen, zackig sich vorschieben zwischen Brombeerkraut, Waldblumen, Gräsern und Farn. Zur Rechten des Baches steigt der Weg steil an. Ich lausche dem Murmeln des Wassers, den Vogelstimmen. Doch schon geht das Auge nach Pilzen umher. Besonders sucht es den braunen Hut des Steinpilzes, die ziegelrote Kappe des Kapuziners zu entdecken. Herren- und Frauenpilze nennt man diese beiden Edelpilze dort. Die Bevölkerung sammelt fast nur diese und schafft sie nach Regensburg, von wo sie weithin verschickt werden. In der Dämmerung schon gehen die Leute aus, damit nicht andere ihnen die Beute vorwegfangen, auch wohl, weil des Tages Arbeit sie später festhält.

Dort jenseits des Baches leuchtet's auf. Ist das etwas? Hinüber und den steilen Abhang erklommen! Welcher Pilzsucher verschmähte eine Anstrengung, um ein schönes Exemplar zu pflücken? .... Eine Täuschung! Diesmal war's ein sonnenbeschienenes Blatt, ein anderes Mal ist es vielleicht ein Stein, ein Stück Moos. Ich kehre zurück auf den Weg. Mein Freund ist seitwärts in den Wald gegangen. Pfifferlinge, stattliche Exemplare, säumen an manchen Stellen den Weg fast ein, doch ich bin auf Edelpilze aus, und nur einige besonders schöne „Eierschwämme", wie sie dort heißen — in Sachsen sagt man „Gellinge" — wandern in das Sacktuch, dessen Zipfel oben zusammengeknotet sind, und in dessen weichem Lager die empfindlicheren Stücke sich nicht so drücken wie in hartem Papier. Die Pfifferlinge sind immerhin gut, um der Suppe von Edelpilzen einen pikanten Nebengeschmack zu geben. Mein Freund lehrt mich, zu diesem Zweck auch die grünen und blauen Täublinge nicht zu verschmähen, die roten dagegen stehen zu lassen. Die blauen finden wir selten, häufiger die grünen, die wir daran von ähnlichen giftigen Pilzen unterscheiden, daß ihre Haut sich vom Rand zur Mitte hin abziehen läßt, daß sie keinen Kranz um den Stiel aufweisen und nicht weiße, sondern gelbliche Lamellen haben. Einige straffe, untersetzte Maronenpilze mit dem Hut wie von braunem Leder wandern gleichfalls ins Sacktuch. Es ist ein



Vergnügen, solch kernigen Maronenpilz zu „schlachten", nachdem man seine Haut fein abgeschnitten hat (abziehen läßt sie sich nicht), sein Fleisch hat eine schöne, klare, weißgelbliche Farbe und ist so fest wie das des Steinpilzes. An manchen Orten nennt man ihn auch den falschen Steinpilz, trotzdem sein Bau von diesem ganz verschieden ist.

Nun geht's auf die Höhe. Der breite Kamm des Gebirgszuges hat viele vortreffliche Pilzstellen, aber auch manche giftigen Pilze findet man, die dem Steinpilz ähneln, so den Satanspilz, den seine dunkelroten Röhrchen leicht verraten, nachdem man sich durch die Gestalt hat täuschen lassen, den Teufelspilz, der nach dem Bruch oder Schnitt blau anläuft, und den Bitterling mit seiner steinpilzähnlichen Farbe und Statur, freilich nicht ganz so kräftig und gedrungen wie dieser. Er, der Bitterling, soll nicht giftig sein, aber das schönste Gericht Pilze wird durch ihn vollständig verdorben. Man nehme ein Stückchen in den Mund und koste! Daß man's wieder ausspucken soll, braucht einem nicht empfohlen zu werden, das tut man schon von selbst.

Wie köstlich einsam ist es hier oben! Mitten im eifrigen Suchen bleibe ich immer einmal wieder stehen, um in die Baumkronen zu blicken, Umschau zu halten nach dem Getier des Waldes oder einen tiefen, tiefen Atemzug zu tun.

Ah, dort ist die etwas feuchte, moosige Stelle, ein wenig licht, wo ich neulich die schönen Kapuzinerpilze fand! Da — schnell knie ich nieder — ein fester, kleiner Kerl, die ziegelrote Kappe noch geschlossen, ist in meiner Hand, der fettige, kräftige Stiel ganz gesund, wie ich beim Durchschneiden sehe. Manchmal wächst der Stiel eine Strecke unter dem Boden und biegt sich dann erst aufwärts, und man findet beim Ausheben schier kein Ende. Es wird gesagt, man solle die Pilze abschneiden, damit die Pilzbrut erhalten bleibe, mein Freund ist für das vorsichtige Ausheben, da in den Stielresten sich leicht Maden festsetzen und die Nachkömmlinge vernichten. Ein wenig blau angelaufen — ja das kennen wir schon, aber er ist doch gar nicht zu verwechseln mit seinem schwarzgestrichelten Hals, den weißen Röhrchen und der ziegelroten Haube. Diesen schwarzgestrichelten Stiel hat nur noch sein Verwandter, der Birkenpilz, der aber eine andere Hutfärbung, grau bis weinrot, aufweist; freilich ist sein Stiel auch schlanker und holziger. Ich habe ihn gerade unter Birken viel gefunden, und er muß dort wohl günstige Bedingungen antreffen. Doch wir sind noch bei den Kapuzinerpilzen. Kaum erhebe ich mich, sehe ich vor mir ein anderes, noch stattlicheres Exemplar. Und hier auch — und dort! Eine ganze Kolonie ... „Die Freude!" würde mein Freund J. H. sagen. Er wird staunen, wenn ich heimkomme. Wenn er ein schönes Exemplar, besonders vom Steinpilz, entdeckt, da ist es wahrlich eine Freude, seine Freude zu sehen ... „Ah, das Glück! Nicht wahr? Das Glück!" Doch manchmal verwandelt sich sein Ausdruck gar plötzlich, wenn das, was er in der Hand hält, seinen Wünschen nicht entspricht. Unnachahmlich ist seine entsagungsvolle Miene, wenn er ein Stück des Stiels nach dem andern wegschneidet und dabei kopfschüttelnd gesteht: „Durchmadet! Ah! vollständig durchmadet!" und wenn er dann den Hut mitten durchteilt und endlich alles mit einer Gebärde des Abscheus von sich wirft.

Wie schön, wenn wir nach einer längeren Jagd, nach durchwandertem Vormittag, mit der Beute heimkehren, köstlich ermüdet! Vorläufig nicht wieder, denkt man wohl, denn man fühlt die Glieder. Am nächsten Vormittag aber ist man schon wieder unterwegs. Nach vier Wochen reiste ich nach Hause und war damit aus der Pilzlehre entlassen. Meine Leidenschaft für die Pilzjagd aber war erwacht, und in der Umgegend Berlins habe ich sie dann durch manches Jahr fortgesetzt. Die Zweimillionenstadt zwar sendet ganze Heere hinaus; mit gefüllten Taschen, Körben und Säcken sieht man einzelne und ganze Familien heimkehren. Es scheint wunderbar, daß immer noch etwas gefunden wird. Freilich, die Pfifferlinge werden unter dem Moos herausgegraben, wenn sie eben Köpfchen zu bilden beginnen, und ein talergroßer wird wie eine Seltenheit bestaunt, die Edelpilzstellen aber sind nach und nach — wohl mit infolge der Kolonnenunterweisung — so bekannt geworden, daß man schon sehr gute, aufs Pilzsuchen eingestellte Augen besitzen oder in einem sehr günstigen Augenblick kommen muß, um Erfolg zu haben.



Jedenfalls war's hier in der Nähe Berlins bedeutend beschwerlicher als im Bayrischen Wald. Doch nach und nach arbeitete ich mich zur Selbständigkeit durch, wußte mich den neuen Verhältnissen anzupassen und nahm nun wieder meine Kinder in die Lehre, die mit ihren jungen Augen und bei ihrer Beweglichkeit manches fanden, das ich übersah. Eins meiner Töchterchen war's auch, das mich auf die ersten Champignons, die ich hier erntete, aufmerksam machte. Wir hatten im Bayrischen Wald nicht viele gefunden, aber ich hatte acht gegeben auf die Merkmale. Zuerst traute ich meinen Augen nicht, doch ich prüfte genau, und nun fanden wir gleich eine ganze Anzahl. Die rosa Lamellen, die wir bei einem gefährlichen ähnlichen Giftpilz, dem Knollenblätterschwamm, nicht finden, sind ein

deutliches Erkennungszeichen. Eine Verdickung unten am Stil, wie sie der genannte Giftpilz hat, finden wir ähnlich auch manchmal beim Champignon; doch der Geruch, der an Anis erinnert, ist diesem ganz eigentümlich. Lamellen hat der Knollenblätterschwamm freilich auch, aber sie sind weiß. Im übrigen kann bei einem Pilzfreund, der einigen Sinn für sein Wild mitbringt, kaum ein Zweifel bestehen. Der Knollenblätterschwamm hat in seiner ganzen Haltung und in der Farbe etwas so Gemeines, daß er sich von dem zarten, edlen Champignon — ich möchte sagen schon gefühlsmäßig unterscheidet.

Ein Pilz, der dem Maronenpilz ähnlich sieht, wie dieser den dunkelledlerfarbenen Hut und ebenfalls Röhrchen darunter, keine Lamellen hat, auch keinen Kranz um den Stiel, ist die Ziegenlippe. Gut geputzt ist er in der Suppe nicht zu verachten. Auch ein Schirmpilz (Parasolpilz) verdirbt keine Suppe. Man nimmt aber nur den abgezogenen Hut. Nächst dem giftigen, roten Fliegenpilz ist dies vielleicht der stolzeste Pilz unserer Wälder. Er ist in der Jugend schön, wenn der Schirm noch geschlossen ist, und auch im reiferen Alter von einigen Tagen, wenn er ganz ausgebreitet dasteht. Mit seiner hellen, braungeschuppten Haut, den lichten Lamellen, dem stattlichen Wuchs und dem Kranz um den schlanken Stiel ist er kaum zu verwechseln (dieser Kranz bei vielen Pilzen, eine feine Haut, rührt immer von dem Hutrand her, der sich vom Stiel losgerissen hat), höchstens mit dem gedrungenen Habichtspilz, der aber lange nicht so zart ist und Röhrchen hat, übrigens auch genießbar sein soll. Seltener fand ich kleine Grünlinge, die mit ihrer ausgesprochen grünen Hutfärbung und den hellen Lamellen bescheiden aus dem Heidesand hervorlugten, häufig aber an Waldrändern den klebrigen Butterpilz, dessen Geruch mir nicht gerade angenehm ist, der aber besonders zu einer Zeit, wenn andere Pilze nachlassen, oft einen Hauptbestandteil der Suppe bilden muß. Er hat gelbe Röhrchen unter dem klebrigen braunen Hut, und die Haut, mit der dieser zuerst am Stiel angewachsen ist, zerreißt spät, so daß sie noch bei mittelgroßen Exemplaren wie ein weißes Trommelfell unter den Röhrchen sitzt. Die Haut läßt sich ab ziehen. Wenn man dies getan und den Stiel etwas verkürzt hat, schneidet sich der Pilz, der ein schönes, gelbliches Fleisch hat, in der Tat wie Butter.

Solch eine Pilzsuppe, die ich dem Gemüse unbedingt vorziehe — doch das sind Geschmacksachen — ist nicht schwer zu bereiten. Man setzt die geputzten und in Stücke geschnittenen Pilze in kaltem Wasser auf, tut Salz und eine Zwiebel heran und läßt sie eine bis zwei Stunden kochen. Dann gießt man sie durch, fügt Butter oder Schmalz hinzu, auch etwas Zitronensaft, und quirlt sie mit Mehl ab. Das Gemüse ißt man sich leicht über. Anders, wenn man die Pilze brät, zum Beispiel Champignons oder Reizker. Der letztere ist ein niedriger Pilz mit schmutzig-graugelbem Hut, der in der Mitte eine Mulde aufweist, mit Lamellen unter dem Hut und einem hohlen Stiel. Charakteristisch ist der rote Saft, der ihm entquillt, sowie man ihn anbricht oder schneidet. Dadurch unterscheidet er sich von einem ähnlichen, dem Giftreizker mit weißem Saft. Dieser echte Reizker, den ich am meisten in der Nähe eines nördlichen Waldrandes auf freiem Feld fand, der mir also nicht allzuviel Sonne zu vertragen scheint, kann wegen seines roten Saftes nicht gekocht werden, mundet aber gebraten ausgezeichnet. Auch den großen, weißen, kurzstieligen Tellerpilz mit weißen Lamellen und weißer Milch, den man in mächtigen Kolonien findet und der fast immer unberührt bleibt, kann man braten, er schmeckt aber etwas nach Terpentin, und das ist wiederum Geschmacksache.

Die Pilze geben dem Wald in der Zeit, wenn das sommerliche Leben auf die Neige geht, einen neuen Reiz. Sie beleben das Waldbild und regen den Menschen zu Wanderungen an. Mag die Jagd auch manchmal — besonders in der Nähe der Großstadt — wenig ergiebig sein — allein schon die Wanderung mit einem bestimmten Ziel ist angenehm.

Ginette Lantelme.

Von Henry de Blèdes. — (Hierzu das Porträt auf S. 1295.)

Auch sie war ein „Stern". Kein solcher, der sein Licht über beide Hemisphären ergießt. Keine Duse, keine Sarah Bernhardt; kein Eilgutgenie mit versicherter Beifallsfrist. Sie stand nicht mit dem dramatischen Musterkoffer in der Reihe der großen Kunstzigeuner, die den Vertrieb ihrer Erschütterungen einem Impresario übergeben. Dazu hätte es nie gelangt. Es langte just für Paris oder, noch richtiger, für den Boulevard; nicht einen Schritt weiter. Schon an den Grenzen der Stadt, am Schragen des Oktroi, dort, wo man den Zehent von der Atzung des Volkes nimmt, wußte man kaum von Ginette Lantelme. Und nun, da in einer schwülen Sommernacht die Fluten des deutschen Rheins plötzlich über diesem Luxusgeschöpf von der Seine zusammenschlagen, hallt ihr Name durch die ganze Welt, die an dem Spiel dieser Kontraste ihre Einbildung mästet und, in überflüssiger Erhitzung, nach dem Rätsel forscht, das um die Jacht des Pariser Nabobs webt.

Auch sie war ein Stern. Ein Stern freilich, dessen Glanz manchen Strahl von den Diamanten borgte, die sie sich in das üppige Haar flocht. Dieses Haar schlängelte sich in launischen Locken kosend um die reine Stirn, hinter der wohl nie ein Selbstbetrug gewohnt hat. Aber die Hüte saßen wunderbar darauf, die berühmten Hüte der Lantelme, von denen jeder ein kleines Vermögen kostete. In der Portierstube der Avenue de Clichy, in der sie, sehr frühzeitig, der elterlichen Zucht entwuchs, hätte dieses Vermögen sogar für groß gegolten. Allein man gewöhnt sich rasch an den Reichtum anderer, und lange bevor sie noch den ersten Schritt vor dem Souffleurkasten wagte, war sie bereits eine Prinzessin der Eleganz geworden, der nicht nur die Männer nachstarrten, sondern auch die Frauen, sogar solche, denen man schon in der Kinderstube beigebracht hatte, sich niemals umzuwenden. So schwebte sie wie in einer Wolke des Neides, der Wünsche und der Bewunderung über den blumigen Pfad ihres Lebens. Aber ihre Triumphe stiegen ihr nicht zu Kopfe. Sie wußte, wie wenig sie sie kosteten. Sie imponierte sich selber gar nicht und gefiel vielleicht gerade dadurch am meisten, daß sie sich die ganze Fröhlichkeit, Ursprünglichkeit, Unbedenklichkeit und das ungenierte Mundwerk



ihrer Ursprünge bewahrt hatte. Ihre „Abfuhren“ sind fast so berühmt geworden wie ihre Hüte. Sie blieb inmitten ihres patrizischen Glanzes ein plebejisches Mädel mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern, „Vorstadt“ im guten wie im üblen Sinne, und im tiefsten Grunde, um es mit einem Wort zu sagen, eine Grisettennatur.

Wir kennen diesen besonderen im Aussterben begriffenen Pariser Frauentyp aus den Liedern Bérangers, aus Murgers und vielen andern Büchern der „guten alten Zeit“. Diese muntern Dinger lachen, plaudern und lieben ohne Vorurteile und ohne Ansprüche, dem lüsternen Philister unzugänglich, aber mit ihrem Freunde die dürftigste Küche teilend, um dann wieder mit der gleichen Selbstverständlichkeit sein Geld ausgelassen zum Fenster hinauszustreuen, falls es unverhofft ins Haus schneien sollte: anmutige Wesen, die den Tag nützen, ohne nach dem Morgen zu fragen, die schwärmerisch, frivol, opferfreudig, unverdrossen, treulos, naiv, lasterhaft, zärtlich, offenherzig, schonungslos und demütig sind, nach allem verlangend und mit allem zufrieden, verschmitzt und vertrauensselig, willenlos und verstockt — das Weib in seiner beunruhigendsten, ärgerlichsten und entzückendsten Mischung von Engel und Dirne. Tagsüber in einem Laden oder auf einem Nähstuhl, zumeist aber nur in der Garçonnière ihres zeitweiligen „mari“ beschäftigt, werfen sie sich abends in ihren besten und einzigen Staat und zeigen sich als die bonne fille, die im Leben wie in einem Roman blättert, in dem zwischen den lustigen Kapiteln da und dort auch ein elegisches nicht fehlen darf. Daß sie diesen Roman häufig in der Bibliothek umtauscht, wer möchte mit ihr darüber rechten! Auch sie sucht ihr Ideal, und es geschieht nicht gar zu selten, daß sie es in ganz spießbürgerlicher Weise vor dem Standesamt findet.

Auch Ginette Lantelme lief in diesen fast von allen ersehnten Hafen ein. Allein ob es wirklich auch ihr Ideal war, in „festen Händen“ und die Gattin des Monsieur Edwards zu sein, der nach den Jahren reichlich ihr Vater hätte sein können, ist eine offene Frage. Nötig hatte sie die Legitimität nicht, Gott sei Dank! Sie hatte nach einem ganz kurzen Training in der Bohème vom Montmartre sehr, sehr bald den für ihre leichten Füßchen nicht einmal steilen Pfad zu jenen Gipfeln der Galanterie erklommen, die im Märchenäther des Ueberflusses und des Genusses baden. Ans Theater dachte sie vorerst nicht, und als Pierre Wolff, ihr Entdecker, dem damals achtzehnjährigen Mädchen in einem seiner Stücke eine kleine Rolle anbot, nahm sie in der Laune an, sich einen amüsanten Zeitvertreib zu bereiten und auch diese Genugtuung der Eitelkeit ihrem mit Genugtuungen wattierten Dasein hinzuzufügen. Aber vom ersten Abend an war sie gefangen. Der Taumel der Bühne hatte sie erfaßt, und keine Macht auf Erden hätte ihr den Entschluß entrissen, fortan um die berauschende Gunst jenes hunderttausendköpfigen anonymen Liebhabers zu buhlen, den man Publikum heißt. Die kleine Kurtisane wollte eine große Schauspielerin werden.

Warum nicht sie, wie so viele andere? In Paris vollzieht sich dieser Uebergang leicht. Freilich, die allermeisten bleiben in den Niederungen der Bühne stecken, die ihnen vornehmlich als Ort und Anlaß dient, sich zur Schau zu stellen. Im Rampenlicht sieht man doppelt begehrenswert aus. Allein jene, die wirklich vom Schauer der Kunst berührt wurden, mögen so hoch fliegen, wie die Schwingen ihres Talents sie nur tragen. An ihrer Vergangenheit scheitert keine, sofern sie es ernst meint. Wir Franzosen denken hierin nachsichtiger als die germanischen Völker; wir stehen — man lese nur die Worte des Sokrates in den „Memorabilien“ seines Schülers Xenophon — der antiken Auffassung näher, die der Schönheit einen Freibrief gab. Dieser Freibrief hat (nach mancher anderen und nicht ihr allein) der statuarischen Cécile Sorel sogar die Pforten der Comédie française geöffnet, wo sie sich den Platz einer Königin zu machen verstand. Sie hat genau so begonnen wie Ginette Lantelme. Das weiß jeder. Und heute drängen sich Minister und Akademiker um den Thron dieser Königin, die als die Braut Lord Roseberrys gilt.

Ginette Lantelme wollte es so weit bringen wie Cécile Sorel. Dieses Vorbild begeisterte sie, ihm strebte sie nach. Aber sie kannte die Klippen und Hindernisse dieses kühnen Aufstiegs, und darum nahm sie die starke Hand des robusten, muskulösen, lauten Mannes, auf den man sich schon ordentlich stützen konnte. Geld — du lieber Himmel, das hatten die andern auch, vielleicht sogar noch mehr! Aber sie brauchte die nach rechts und links stoßenden Ellenbogen, das rücksichtslose Draufgängertum dieses Levantiners, der seine Geschäfte so rund und reinlich besorgte, auch seine sentimentalen Geschäfte. Herr Edwards war viermal verheiratet, davon dreimal mit viel jüngeren Frauen, deren er oder die seiner bald überdrüssig wurden. Er grämte sich nicht, er flennte nicht, er fluchte nicht, er versuchte nicht, die Sache wiedereinzurenken. Er zog flugs eine Million aus der Tasche, eine blanke Million, und die Scheidung ging jedesmal glatt wie auf der Rutschbahn vonstatten. Eine Million, das war sein Tarif — für das Finale. Für die Ouvertüre wechselte er nach der Lage des Falles. Widerstände kannte er nicht. Und als ihn der Satrapenwunsch anwandelte, das kleine, reizende Persönchen ganz allein für sich zu besitzen, da fühlte Ginette gleich, daß dies der rechte Mann sei, ihr aus der Trübsal gleichgültiger Episoden auf gleichgültigen Bühnen zu den großen Rollen auf den großen Bühnen hinaufzuhelfen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Er kaufte ihr die Rollen, die Autoren, die Reklame, die Begeisterung, den Ruhm. Er kaufte ihr alles, um seiner Sultanin ein Lächeln der Befriedigung abzugewinnen. Und als ihr eines Tages Réjane eine Rolle verweigerte, kaufte er ihr für eine Unsumme das Haus. Die Direktorin Ginettes wurde deren Partei, der sie den Stuhl vor die Tür setzen konnte.

Das war noch in den Anfängen dieses Liebesbundes, vor vier Jahren, bevor das Gesetz das eheliche Siegel darauf gedrückt hatte. Später verließ sie Réjane, um vorerst in den Variétés, hierauf im Vaudeville und zuletzt in der Renaissance zu spielen. Sie war endlich das geworden, was im Pariser Theaterjargon eine „Vedette“ heißt: eine Künstlerin, deren Namen, fett aus dem Troß des Personenverzeichnisses herausgehoben, noch über dem Titel des Stückes prangt. Das ist der Marschallstab, von dem jeder französische Mime träumt. Für Ginette hat sich dieser Traum schon an der Schwelle ihrer Laufbahn erfüllt. Natürlich haben auch die Millionen ihres Herrn und Sklaven an diesem Wunder mitgewirkt, aber ihr Talent half dabei tüchtig mit. Das hatte sie wirklich, das war das einzige, was Master Edwards ihr nicht zu kaufen brauchte. Es war nicht groß, aber es war reizend, und, genau besehen, bestand es hauptsächlich darin, daß sie



sich auch auf den Brettern genau so gab, wie sie im Leben war: als das herzige Vorstadtmädel mit den schnippischen Worten und den Schelmereien der vergnügten Midinette. Das wußten die Autoren und schrieben ihr die passenden Rollen auf den aller Achtung werten Leib. Sie fanden ihre Rechnung dabei. Wenn Ginette auftrat und ihre wunderbaren endlosen Augen erstaunt und unwissend auf das Publikum öffnete, das an ihrem sehr wissenden, wie zu einem ewigen Kuß geschwellten Munde hing, flogen ihr die Herzen zu, und das Stück gefiel, weil sie gefiel.

Ob sie mehr gekonnt hätte, als sich in ihrem eigenen Wesen widerzuspiegeln; ob sie nicht nur ein Temperament war, sondern auch eine Gestalterin, das hätte uns die Zukunft gelehrt, deren Grab nun der Rhein geworden ist. Der Rhein ist der Strom der Legenden. Einst saß die deutsche Lorelei daran, und jetzt ist eine französische Lorelei darin versunken. Ist sie das Opfer eines brutalen Zufalls geworden, oder hat sie ein Geheimnis des Willens mit sich hinabgenommen? Eine richtige Grisettenseele ist unergründlich und unberechenbar. Manchmal schlagen Melancholien und Verzweiflungen aus ihrem Grunde auf und schwemmen alle Freudigkeiten des Lebens hinweg. Man will sich jetzt erinnern, daß Ginette in der letzten Zeit plötzlich von Anwandlungen der Uebersättigung heimgesucht wurde; daß Stunden der Verdrossenheit über sie kamen, in denen sie verloren in die Ferne starrte, wie einer, der ein Glück sucht, von dem er zu wenig empfangen hat. Oder sollte es ein Glas Sekt zu viel gewesen sein ...?

Unsere Bilder

Der Kaiser in Swinemünde (Abb. S. 1289). Nach seiner Nordlandreise ist der Kaiser auch in diesem Jahre nach Swinemünde gekommen und hat dort einige Tage verbracht. Gleich nach der Ankunft des Monarchen kamen auch der Reichskanzler und Herr v. Kiderlen-Waechter nach Swinemünde, um Vortrag über die Marokko-Frage zu halten.

Die Königin der Niederlande in Belgien (Abb. S. 1291). Königin Wilhelmina, die mit dem Prinzgemahl vor einigen Tagen einen offiziellen Besuch am belgischen Königshof abstattete, ist in Brüssel sehr herzlich empfangen worden. Die Bevölkerung jubelte der sympathischen und beliebten Königin der Holländer mit besonderer Begeisterung zu. Ein Glanzpunkt der Festtage war eine Parade der Vereine und Schulen auf dem Großen Platz.

Das tragische Nationalfest von Konstantinopel (Abb. S. 1292). Seit den Tagen der Französischen Revolution hat es keine so unheilvolle politische Gedenkfeier gegeben wie das Freiheitsfest, das die Jungtürken am dritten Jahrestage der Wiederherstellung der ottomanischen Verfassung, am 24. Juli 1911, in Konstantinopel gefeiert haben. Während die ganze Garnison auf dem „Freiheitshügel" in Pera eine festliche Parade abhielt, während sich die Vertreter aller Nationen und Kulte des Reichs um den Bau des neuen Nationaldenkmals scharten, brach der von den Gegnern der neuen Aera gelegte furchtbare Brand der Hauptstadt aus. Gerade die Stätten, in denen die höchsten Behörden der von den Jungtürken so eifrig geförderten nationalen Heeresmacht residieren, sind zerstört worden. Nicht nur das Kriegsministerium, auch die in besonderen Gebäuden untergebrachten Bureaus des Generalstabs sind völlig eingeäschert worden. So hat die türkische Hauptstadt nach dem unheilvollen Nationalfest wohl ein neues stattliches Denkmal der Freiheit, ringsum aber zeugen traurige Ruinen von dem Haß dunkler Mächte gegen die Verfassung des Reiches.

Die Enthüllung des Abbe-Denkmals in Jena (Abb. S. 1293). Auf dem Karl-Zeiß-Platz in Jena wurde dieser Tage ein Denkmal des großen Optikers und Volksfreundes Ernst Abbe enthüllt. Es ist ein Tempelbau, den Professor van der Velde in Weimar geschaffen hat. Im Innern steht eine Herme Abbes von Max Klinger.

Dr. Vassel (Abb. S. 1294), der deutsche Konsul in Fez, ist nach Berlin berufen worden, um als Augenzeuge der letzten Vorgänge in Marokko an den Beratungen der maßgebenden deutschen Staatsmänner über die Marokkofrage teilzunehmen.

Das Kurhaus von Pyrmont in Flammen (Abb. S. 1294). Von einem schweren Brandunglück ist das besonders von Berlinern bevorzugte Bad Pyrmont heimgesucht worden. Am 1. August um $^3/_4$ 4 Uhr morgens explodierten aus noch nicht ermittelter Ursache Feuerwerkskörper, die in einem Moorschuppen aufbewahrt wurden. Das Kurhaus geriet sofort in Brand, und die örtliche Feuerwehr war nicht imstande, das nahegelegene fürstliche Kurhotel zu retten, das auch ein Raub der Flammen wurde.

Todesfälle (Abb. S. 1290). Der türkische Botschafter in Paris Abdullah Naum-Pascha ist während eines Diners im Unionklub plötzlich durch einen Herzschlag hinweggerafft worden. Naum wirkte seit dem Herbst 1908 als Vertrauensmann des neuen türkischen Regimes in Paris. Früher war er einige Zeit Gouverneur des Libanons.

Die Hitze (Abb. S. 1296) ist seit Wochen das bevorzugte Thema aller Gespräche in Europa. Alle Welt leidet unter dem allzuschönen Wetter dieses Sommers. Wo sich irgendein Fluß oder See in der Nähe einer Großstadt befindet, dort wimmelt es von Badenden. Allerdings sieht es mit dem Wasserstand der Flüsse da und dort sehr bedenklich aus. So sind in der Elbe an der böhmisch-sächsischen Grenze die sogenannten „Hungersteine" zum Vorschein gekommen, die im Laufe der Geschichte nur zur Zeit unerhörter Dürren sichtbar geworden sind. Zu den Daten, die diese Steine tragen, kommt nun auch 1911.

Ginette Lantelme (Abb. S. 1295), die schöne und elegante Bühnenkünstlerin, die auf einer fröhlichen Rheinfahrt bei Emmerich aus dem Schiff gefallen ist und in den Wellen den Tod gefunden hat, war, so trübe ihr tragisches Ende auch ist, im Leben eine Glückliche gewesen. Als Schauspielerin hat sie alle Pariser entzückt, als elegante Modedame alle Pariserinnen neidisch gemacht. Ihr Gatte Edwards verlangte von ihr nicht, wie soviele millionenreiche Ehegatten schöner Künstlerinnen, den Verzicht auf die Bühnenlaufbahn, sondern ebnete ihr mit seinen reichen Mitteln die Wege zu neuen glänzenden Erfolgen in eigens gepachteten großen Theatern. So ist diese schöne Pariserin, deren Grazie und Talent sich immer herrlicher entfaltet hatten, vom Gipfel des heitersten Lebensglücks ins Dunkel hinabgestürzt.

Personalien (Abb. S. 1290). Dem serbischen Königshaus Karageorgiewitsch wird die langersehnte verwandtschaftliche Verbindung mit der russischen Zarenfamilie endlich zuteil. Auf Schloß Racconigi, der Sommerresidenz ihrer Tante, der Königin von Italien, hat sich König Peters Tochter, Prinzessin Helene von Serbien, mit dem Prinzen Johann, dem Sohn des Großfürsten Konstantin, verlobt. — Zum Generalissimus des französischen Heeres wurde an Stelle des Generals Michel, da der populäre General Pau ablehnte, General Joffre ernannt, ein besonders in der Leitung des Geniewesens sehr bewährter Offizier. — In diesen Tagen spricht man viel von dem Obersten Sylvestre, dem Befehlshaber der in Elksar stehenden spanischen Marokkotruppen, dessen fortwährende Reibereien mit den französischen Offizieren und Konsularbeamten großes Aufsehen erregt haben.

Die Toten der Woche

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Konrad Duden, der Altmeister der deutschen Rechtschreibung, † am 1. August in Sonnenberg im Alter von 83 Jahren.

Geheimer Archivrat Professor Dr. Colmar Grünhagen, Nestor der schlesischen Geschichtsforschung, † in Breslau am 27. Juli im Alter von 83 Jahren.

Professor Dr. Hermann Ferdinand Hitzig, † in Zürich am 26. Juli im Alter von 43 Jahren.

Abdullah Naum-Pascha, türkischer Botschafter in Paris, † in Paris am 28. Juli im Alter von 63 Jahren.



Bilder vom Tage

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern“.

Kaisertage in Swinemünde.

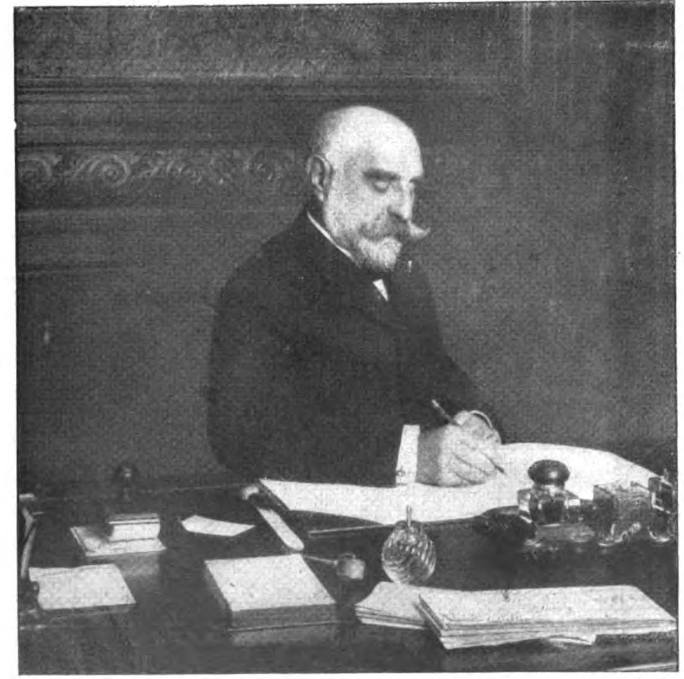
Der Kaiser verläßt die „Hohenzollern“, um den Vortrag des Reichskanzlers über die Marokkofrage entgegenzunehmen.



General Joffre und Gemahlin. Phot. Harlingue.
Der neuernannte Generalissimus des französischen Heeres.



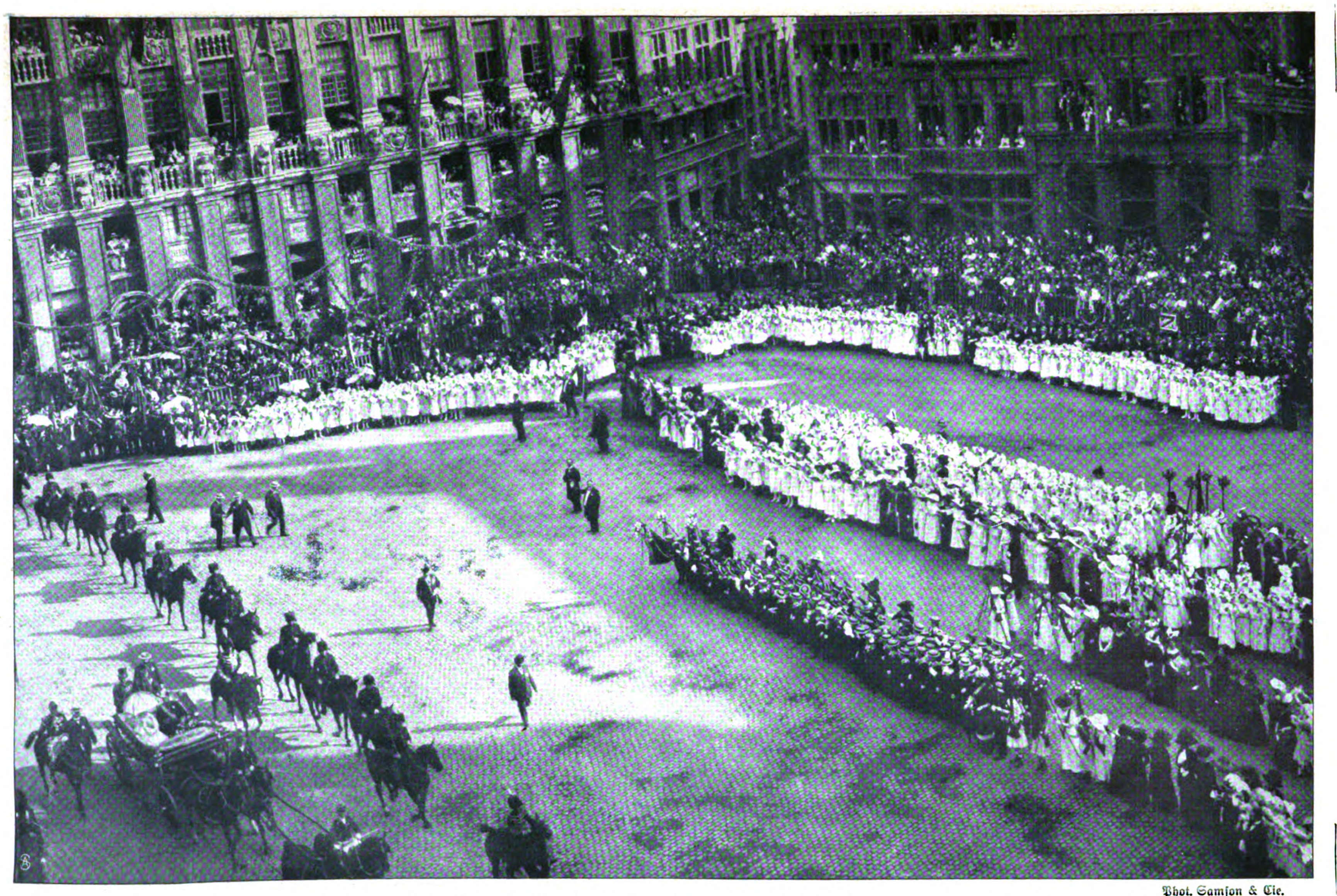
Hofphot. T. H. Voigt.
Prinzessin Helene von Serbien.
Zu ihrer Verlobung mit dem Prinzen Johann, Sohn des Großfürsten Konstantin von Rußland.



Abdullah Naum-Pascha † Phot. Manuel.
Der türkische Botschafter in Paris erlag einem Herzschlag.

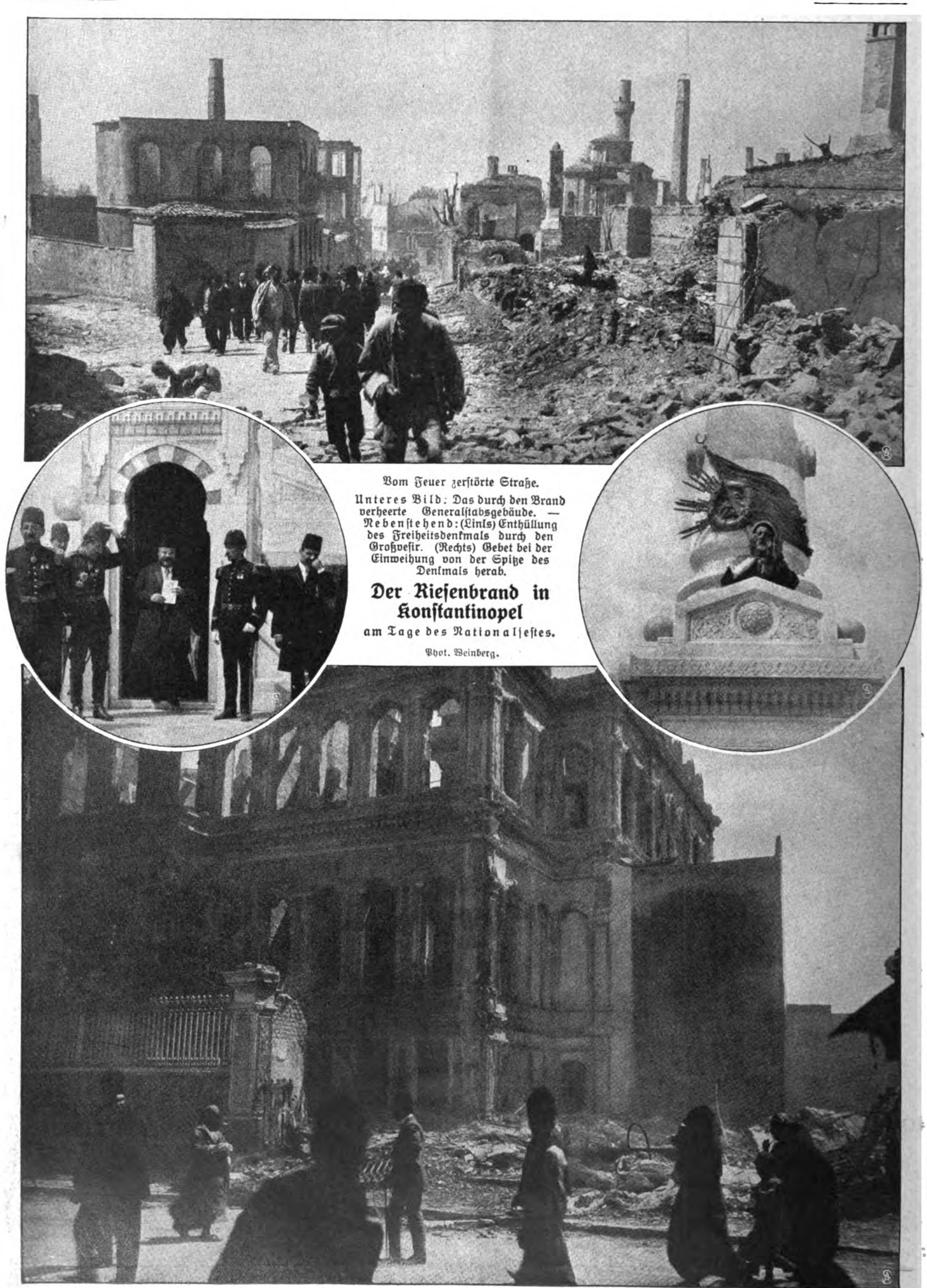


Oberst Sylvestre,
der Oberbefehlshaber der spanischen Truppen in Marokko.



Phot. Samson & Cie.

Vom Besuch der Königin Wilhelmina der Niederlande in Belgien: Vereine und Schulen huldigen der Königin auf dem Großen Platz in Brüssel.



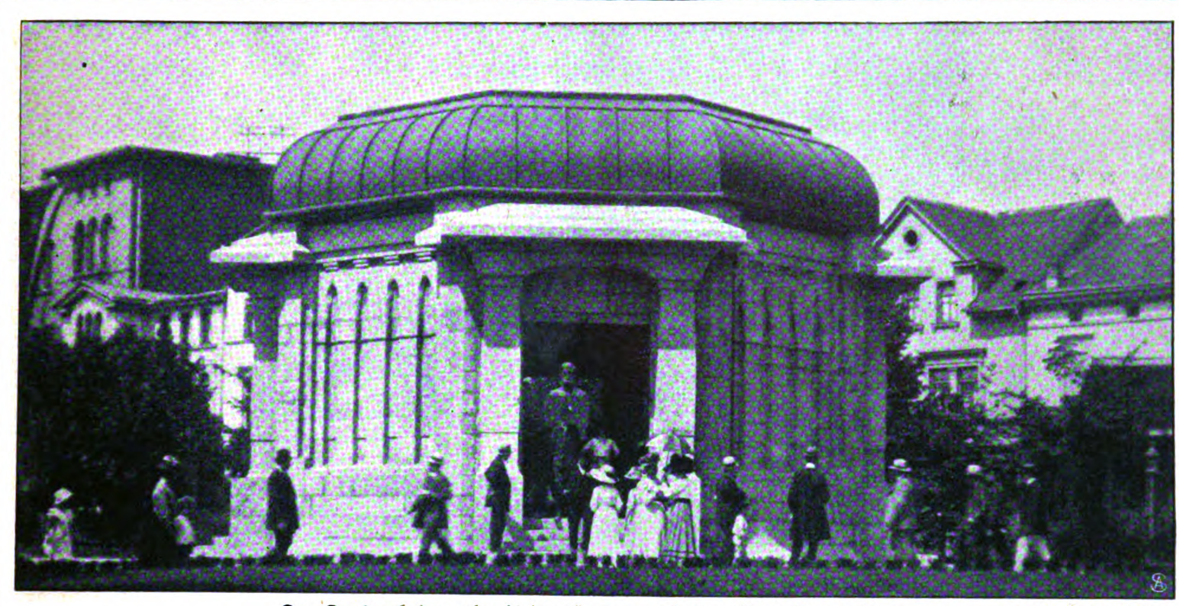
Vom Feuer zerstörte Straße.

Unteres Bild: Das durch den Brand verheerte Generalstabsgebäude. — Nebenstehend: (Links) Enthüllung des Freiheitsdenkmals durch den Großvesir. (Rechts) Gebet bei der Einweihung von der Spitze des Denkmals herab.

Der Riesenbrand in Konstantinopel

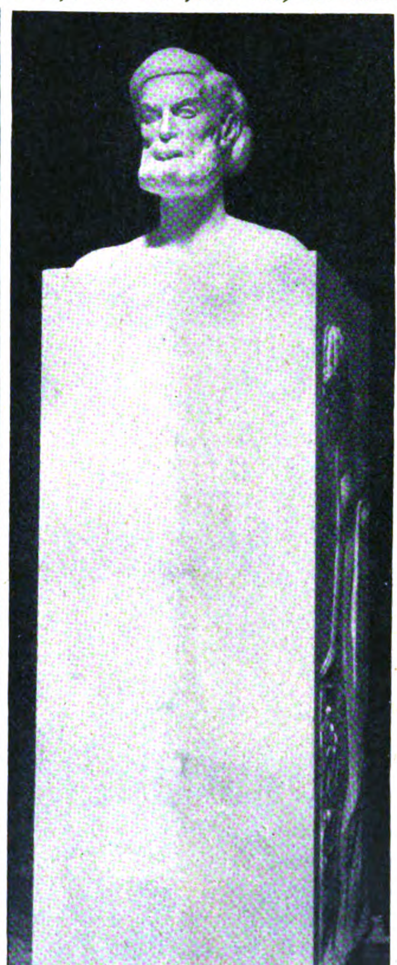
am Tage des Nationalfestes.

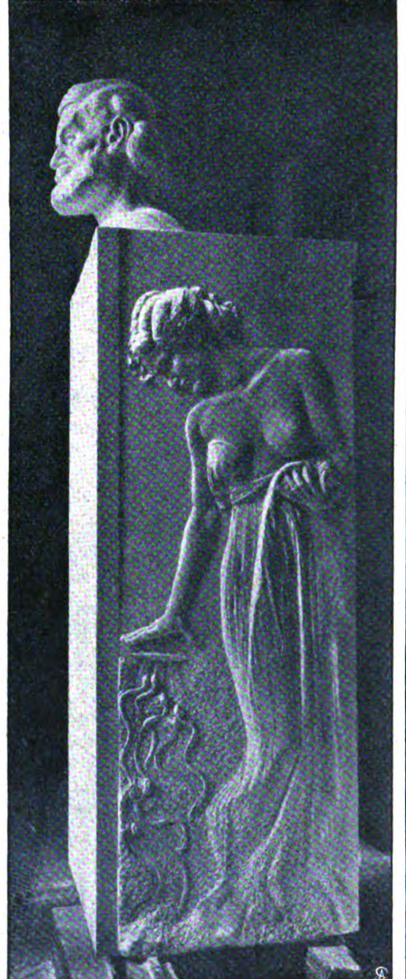
Phot. Weinberg.



Der Denkmalstempel mit der Herme nach der Einweihungsfeier. Phot. Bräunlich & Tesch.







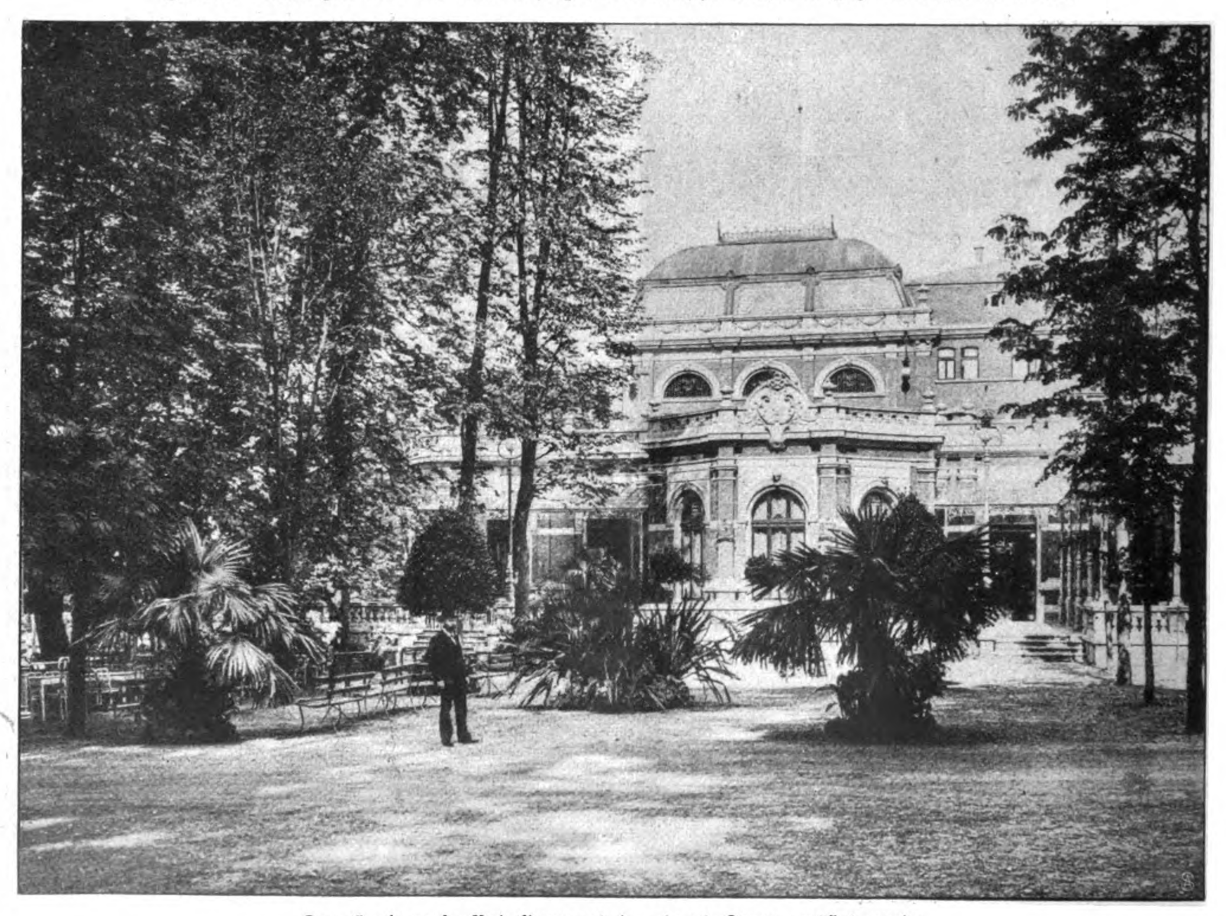
Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung E. A. Seemann in Leipzig.

Büste und Sockel des Abbe-Denkmals von Professor Max Klinger, Leipzig.

Ein Denkmal für den Volksfreund Professor Abbe in Jena.



Zu den Beratungen über die Marokkofrage: Der deutsche Konsul in Fez Dr. Vassel in Berlin.



Das Kurhaus in Bad Pyrmont, das durch Feuer zerstört wurde.



Phot. Reutlinger.

Ginette Lantelme †

Die bekannte französische Schauspielerin, die einen jähen Tod in den Fluten des Rheins fand.

Badende bei der Brigittabrücke in Wien. Phot. Seebald.

In kühler Meeresflut. Phot. Underwood & Underwood.

Niedriger Wasserstand der Elbe: Hungerstein bei Schandau. Phot. Zichtner.



Volksmenge am Elbstrand bei Hamburg während der großen Ferien. Phot. Strumper & Co.

Sommerhitze in Nord und Süd.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

2. Fortsetzung.

Peter saß, das Kinn in die Hand gestützt, und sah in die Landschaft hinaus, die draußen vorbeiflog. Die Etsch wälzte gelbbraune Wellen, die sich stromaufwärts brachen, durch ein enges Tal. Steil bauten sich jenseits des Wassers die Berge empor. Die Straße da unten lag tot und leer, kein Gefährt, kein Mensch war zu sehen... Man hätte glauben mögen, der Zug führe heute zum erstenmal in diese Wildnis hinein. — Ein grauer Morgen hatte seine zerfetzte Wolkendecke über den Gipfeln aufgehängt. Nach Wochen zum erstenmal wieder sah Peter Wolken, wo er dem Land des ewig blauen Himmels entgegenfuhr...

Hinter der dünnen Scheidewand in dem Schlafcoupé nenbenan begann es sich zu regen. Lisa mußte erwacht sein.

Während er auf sie wartete, kamen die Gespenster wieder zu ihm auf Besuch, die ihn heute nacht nicht hatten schlafen lassen, die ihn so früh von seinem Lager getrieben hatten. — Es war nicht der Schmerz um Lolo, um das versäumte Glück, der obenauf lag. Der kauerte weich und wehmütig im Hintergrund und harrte seiner Zeit. Und Peter wußte, daß es ein langsam bohrender Schmerz werden würde, dem die Jahre nicht viel anhaben könnten. — Vielleicht trüge er selbst die Schuld daran, daß keine große, gesunde Verzweiflung daraus geworden war, die ihn tüchtig geschüttelt hätte. — O über diese vernünftige, säuerliche, miesepetrige Entsagung...!

Nur an eins konnte seine Hoffnung sich klammern: Wenn Lisas Jugend dadurch die Sonne erhalten bliebe — dafür hätte er mit seinem Glück nicht zu teuer bezahlt.

Aber da lag ja eben, was ihm die meisten Sorgen machte. — War es nicht ein ganz verfehltes Beginnen gewesen, gestern in seiner Verlegenheit die Sache vor ihr so leichthin mit Selbstironie zu behandeln, sie gleichsam als unbedachten Bocksprung eines alten Narren darzustellen und dann plötzlich zu sagen: „Jetzt ist es Gott sei Dank vorbei. Und nun sprechen wir nicht mehr davon! Abgemacht?"

Dieser Pakt, den sie ganz ernsthaft abgeschlossen hatten, reute ihn bitter. — Durfte Lisa nicht mit Recht eine höhere Aufrichtigkeit von ihm verlangen? Und wäre er die nicht auch sich selber schuldig gewesen?

Wie mochte er jetzt in seines Kindes Augen dastehen? Sie bedauerte ihn wohl — gewiß! Aber mußte das nicht ein überlegenes Mitleid sein, war er ihr nicht auch ein klein wenig zum Gelächter geworden? . . .

Und er war für Lisa eine Art heimlicher König gewesen. — Ewig zwar hätte das sowieso nicht währen können... — Aber sie war noch so jung, daß es ihm leid tat für sie...

Sein bitterstes Mitgefühl dabei galt vielleicht ihm selbst; aber das schob Peter beiseite. Er wollte sich nicht gestehen, mit wieviel Stolz er diese aus Lisas Gedanken gewobene, für sie allein sichtbare Krone — konnte er sie doch nur im Spiegel ihrer Augen erblicken — wie beseligt er diese Mondscheinkrone getragen hatte...

Und plötzlich wußte er, daß ihre Abmachung von gestern null und nichtig war. Sie würden sich nicht frei und mit dem alten Vertrauen ins Gesicht sehen können, bevor sie noch einmal — und auf ganz andere Weise — von seinem trübseligen Abenteuer gesprochen hätten...

Die Mondscheinkrone war unwiederbringlich verloren, sein Postament in die Erde gesunken. Auf gleichem Boden mußten sie sich wiederfinden. Mit einem Darüberhinlächeln war nichts getan. Nur Aufrichtigkeit konnte von Stund an seine Klugheit sein. Sie sollte sehen, daß auch er nur ein schwacher Mensch war, aber auch sehen, daß Menschenschwäche nicht eine lächerliche Schande ist, sondern ihren ergreifenden Ernst hat, daß sie einer der großen Beweger des Lebens ist, vielleicht der mächtigste Wegweiser der Weltgeschichte. Vornehmer ist es, Andacht zu haben vor der eigenen Torheit, als feig und billig sich selbst zu verspotten...

Und Lisa — sie würde er damit nicht nur für sich gewinnen, sondern auch für alle andern, für das Menschliche. — War es im Grunde nicht gut so? War es nicht endlich Zeit, ihr eine Brücke zu schlagen, hinüber nach den lärmenden Ländern der Menschen? War Lisa geschaffen, ihm eine Augenweide zu sein? — Wohl fühlte sich Peter in dieser Stunde alt — so alt aber wollte er nie werden, daß er die Jugend nicht mehr verstünde, seines Kindes Jugend, ein Stück seiner eigenen und dennoch losgerissen von ihm, eine Straße zu wandern, die er bis zum Horizont laufen sah — auf der Lisa einmal davongehen und seinen Augen immer kleiner werden würde, indessen seine Füße im Boden wurzelten und ihr nicht folgen könnten...

Das Wasser stieg Peter in die Augen. Die Wollust der Entsagung machte seinen Schmerz tief und beglückend, die Liebe ließ ihm aus dürrem Sande die betäubend duftenden Blumen des Selbstbetrugs ersprießen, der doch die reinste Wahrheit ist — Wahrheit des Augenblicks...

* * *

Gleich und aus vollem Herzen wollte Peter mit Lisa sprechen; aber er tat es auf der Fahrt nicht und verschob es auch in Venedig von Tag zu Tag. Wohl quälte es ihn, daß sie beide sich so befangen um den verbotenen Namen herumschlichen, aber er warf sich vor, daß er die Sache einmal aus Mangel an Takt falsch angefaßt hätte; er wollte nicht durch Überstürzung zum zweitenmal in denselben Fehler fallen. Und der zwingende Augen-



blick, der seine Lippen entsiegeln mußte, kam und kam nicht. — Dazu hatte Peter noch das Gefühl, als ob Lisa empfände, was ihn innerlich drückte und den Weg ins Freie und zu ihr suchte. Sie sah ihn manchmal mit einem liebevoll ernsten Blick an, der ihn merkwürdig ahnungsvoll und reif däuchte, und in dem er die Bitte zu lesen vermeinte: Jetzt nicht! Später! — Und neben der Bitte lag eine dunkle Verheißung von etwas Gutem ...

Derweil durchschweiften sie die stille Stadt und hatten genug zu reden von all der Schönheit, mit der Natur und Kunst sie begnadet haben. Lisas Begierde, jedwedes zu sehen, war ganz kindlich; aber der leidenschaftliche Ernst, die fromme Glückseligkeit, mit der sie die neuen Eindrücke aufnahm und in sich nachklingen ließ, hatten wenig von der Weise junger Mädchen im Backfischalter. — Abermals fragte sich Peter staunend: Ist denn die kleine Lisa auf einmal erwachsen?

Abends, wenn auf dem Kanal die Musikbarken lagen und ihre Gondel sich im Gedränge der andern wiegte, so fest in den Kreis gepferchit, daß die Eisen am Bug sich mit leisem Knirschen aneinander rieben — wenn der Instrumente und der Menschenstimmen schmelzend musikalische Töne in der Luft schwammen, süß, banal und doch so eigen ergreifend, so hergehörig, als stiegen sie geboren aus dem Wasser der Lagune — wenn die Lampions ihr Licht blutig blank über die Gondelbeile rinnen ließen und die Menschengesichter warm belebten — wenn dann hoch über dem Turm von San Giorgio Maggiore klein, weiß und leuchtgewaltig der Mond stand: und das Wellengekräusel spielte mit seinem Abglanz, warf blaue Funken weiter von Rücken zu Rücken in kurzen, flachen Schwüngen — in solchen Stunden von feierlich altmodischer Fackelzugromantik wurde Peters Herz groß und glaubte er zuweilen, jetzt würden ihm von selbst die rechten Worte kommen zu seiner Aussprache mit Lisa ...

Doch immer wieder fühlte er, daß die Zeit noch nicht reif war. Und endlich sollte er erkennen, wie töricht sein Wille gewesen war, das Zarteste, Feinste ungeduldig in vernünftelnder Rede zu zerpflücken. — Er sah die befreiende Stunde erblühen, aber nicht aus seinem Verstande, nein, aus dem Herzen Lisas, des Kindes.

Eines Abends nach der Serenade hatte sie die Bitte, sie sollten noch ein Stück hinausfahren auf die Lagune, gegen den Lido zu. — Und wie so Venedig zurückblieb und sie vor sich nichts sahen als Wasser und Mondglast und die Stille sich weithin breitete hinter dem regelmäßigen Klopfen und Platschen des Ruders, dem geheimnisvollen Gurgeln und Flüstern der Wellen unter dem Kiel, während sie leise und friedlich von gleichgültigen Dingen redeten — da brach Lisa zum erstenmal ihre Abrede und sprach von Lolo, aber sie tat es unbefangen und frei, ohne falsche Scherzhaftigkeit und ohne falsche Scham; und ihre Augen, die das Mondlicht tiefer und leuchtender machte, sahen ihrem Vater ernst und gut ins Gesicht und sagten: — Peter, sei ruhig! Ich verstehe dich ganz. Aber laß es dabei bleiben! Gib mir nicht wieder Erklärungen!

Er fühlte dankbar, daß sie recht hatte und genoß wieder einmal das feine Wunder des weiblichen Taktes, das stark war auch in diesem Kind. Das gab ihm die Kraft, ihr in demselben Ton zu antworten, befreit von Zwang und Verlegenheit. — Bald lenkten sie das Gespräch von Lolo ab zu andern Gegenständen und konnten auch wieder so recht warm miteinander schweigen.

Das Größte vollzieht sich still. Sie wußten beide, daß sie einen Wendepunkt in ihrem Leben erreicht hatten: Lisas Kindheit war abgeschlossen — Peter sah sein Alter herankommen. Denn das hat es zu bedeuten, wenn sich Eltern und Kinder zum erstenmal wirklich in Freundschaft auf gleichem Fuß begegnen. Eine Neige von Wehmut steht für beide Teile auf dem Grund solchen Glückes.

Sie hießen den Gondolier sein feierlich und doch so aalgewandt schwimmendes Fahrzeug wenden: da lag Venedig wie ein Traum vor ihnen; der Widerschein von tausend Lichtern stieß flimmernde Spieße ins Wasser, über dem Markusplatz loderte eine Wolke rötlichen Lichtes gen Himmel. — Nun wußte Peter, was Venedig einen lehren kann wie keine andere unter den Städten allen der Welt: — Altern in Schönheit ...

Er ergriff Lisas Hand und drückte sie flüchtig, fast scheu, und sie nickte ihm zu, mit ihrem keuschen, eckigen Backfischnicken. — Hin und her zwischen ihnen wob ruhig eine neue Liebe, die großer Worte und Gebärden nicht bedurfte. Eins und einig fühlten sie sich in ihren Träumen — und sahen nicht, wie weit der Weg ist von des Lebens Schwelle bis zu der Schwelle des Todes ...

* * *

Jahre des Friedens folgten sich nun auf der Hainzenhöhe — wenn eine Zeit so heißen darf, in der es äußerlich keine Kämpfe gibt ...

Kameradschaftlich munter war der Ton zwischen Vater und Tochter, es trennten sie keine Wände des kalten Respekts; dennoch sah alles ganz anders aus, als jene Mondnacht in Venedig es ihnen vorgegaukelt hatte ...

Peter konnte Lolo nicht vergessen. Nicht, daß er sie zurückgerufen hätte ... Er wußte: es war ein Abschied für immer gewesen, hätte es auch ohne die Karte gewußt, die bald danach die Verlobung mit einem Maler meldete, und ohne die etwa ein Jahr später erfolgende Anzeige ihrer Vermählung mit einem Rittmeister adligen Namens. — Zurück rief er sie nicht, aber trotzdem umloderte seine Reue mit farblosen, überhitzten Flammen die versäumte Stunde. Es ging nicht nur um das schöne Mädchen, um dessen verwirrende Körperlichkeit — viel mehr war im Spiel. — Das Leben war es, das mit ihren getragenen Schritten von ihm ging, indessen er atemlos hinterher hastete. Heiße Rufe keuchte er ihm nach — doch es ging und ging, unerreichbar ... Nur hie und da machte es Halt zu einem Wort von spöttischem Klang, wendete es den Kopf, schenkte ihm einen halben Blick und lächelte: — Lolos Lächeln, leer und geheimnisreich, gewährend und versagend, kalt und erhitzend.

Abends, wenn er lauschend am Fenster stand, und die Stimme von Lisas Geige schluchzte sehnsüchtig herüber — dann erkannte er, daß ihre tiefsten Stunden schon jetzt in einem fremden Land wandelten, dahin es für ihn keinen Weg gab. Sie ging von dannen in ihr Land, und so mußte es sein. — War er heute schon einsam —



er sah es: morgen oder übermorgen würde er ganz allein sein.

Dann konnte ihn wohl die Bitterkeit überwältigen. — Hatte er sich also vor der Zeit zum alten Mann gemacht, ohne Lisa damit mehr zu geben als ein paar gerührte Stunden erhöhter Gefühle? Brauchte sie ihn eigentlich noch? — Äußerlich, ja! Aber innerlich...? — Sind unsern Kindern, wenn sie erwachsen, die Eltern nicht im tiefsten Grund zur Last? — So verkleinerte Peter den wirkenden Wert seines Verzichtes und war ängstlich darauf bedacht, nichts zu tun, was Lisa auf den Gedanken hätte bringen können, er heische Opfer um Opfer, oder er dränge sich ihr auf mit seiner Liebe... Frei sollte sie sein von jeder Dankespflicht! — Darum begegnete ihr so manchmal, wenn sie offenen Herzens zu ihm kam, scheue Zurückhaltung. Und sie konnte den Grund ja nicht ahnen; sie ging traurig beiseite und dachte bei sich, er vergäße sie bald noch ganz über seiner Kunst...

Dichterisch waren dies Peters fruchtbarste Jahre. Er arbeitete mit der Leidenschaft eines Mannes, der vergessen will. — Und über allem, was er schuf, lag eine hochsommerliche Stille. Ein Glanz war darin wie Sonnenschein auf gelben Feldern; ein leises Geläute, wie Sensendengeln in der Ferne, erschwang sich aus seiner feinen, klugen und warmen Sprache.

Wuchsen nun diese Bücher aus tröstlichem Selbstbetrug, oder gaben sie seines Wesens Wahrheit, sein verschwiegenstes Hoffen im Bilde der Erfüllung?...

Ein freudiges Jasagen zum Leben war stets der Ausklang. Gläubige Werke waren es eines Ungläubigen und dennoch ehrliche Bekenntnisse. Es sagt keiner so laut und glühend Ja, dem nicht das Nein zutiefst ins Herz geschrieben stünde. — Wie Kinder im Dunkeln singen, sich die Angst zu vertreiben — so auch die Dichter, unseres Herrgotts Kinder und Singvögel und Maulwürfe...

Breit und tief machte diese Zeit Peters Erfolg bei den Menschen. Nach dem schnell ins Kraut geschossenen Ruhm seiner jungen Jahre, nach dem ein wenig kühlen Respekt, der jenem gefolgt war, zeigte ihm sein Herbst die Liebe des Volkes.

Wärmte ihm die auch das Herz — unbescheiden machte sie ihn nicht. Wohl wußte er, daß seine Bücher echt waren, doch konnte er sich nicht mit der Täuschung schmeicheln, alles Echte sei groß. — Für ihn war sein Schaffen eine Notwendigkeit — die Welt hätte seiner leicht entraten können.

Auch sein Künstlerglück war also nicht frei von Wehmut, doch blieb ihr nur der fernste, dunkelste Winkel seines tätigen Lebens eingeräumt; er ließ niemand etwas davon merken — selbst Lisa nicht.

So fühlte die nicht nur manchmal Eifersucht auf seine Arbeit, sondern fast etwas wie Neid. Er stand bei aller Einsamkeit so hoch im Leben, wurde von Tausenden und aber Tausenden gesehen . . . — Sie kam sich neben ihm unnütz und zwecklos vor.

„Mein Gartenkind!" pflegte er sie liebevoll zu nennen. — Warum nicht lieber gleich sein Treibhauskind? fragte sie sich. — Ihre sorgsam umhegte Jugend däuchte sie ein Gefängnis. Wie oft wünschte sie sich, daß sie ein Mann wäre! — Dann hätte sie einen Beruf, eine Arbeit! — Denn: Frauenberuf...? Auf welchem Gebiet war da Großes zu erreichen? — Und Gattin und Mutter werden...? Heiraten...? — Ich heirate nie! sagte sie oft genug ernsthaft zu sich und nickte heftig dazu. — Liebe...? — Von der Liebe wollten ihre jungen Gedanken durchaus nichts halten. Lächerlich erschien sie ihr noch immer und erniedrigend, tierisch...

Wenn sie Ähnliches hie und da auch vor ihrem Vater aussprach, wußte der wohl, daß ihm da neben echten Jungmädchengefühlen auch allerhand Lesefrüchte aufgetischt wurden. Er bekam ja die meisten Bücher, die zu der Zeit erschienen, von den Verfassern ins Haus geschickt, und sein Kind las neben anderm auch viele Kampfschriften, die von einem neuen, aus der Sphäre der Sinnlichkeit emporgehobenen Weibe zu künden wußten. — Er lächelte deshalb — milde, doch belustigter, als sichs Lisa gewünscht hätte — über den heiligen Eifer, mit dem sie sich an den Schlagworten der Frauenrechtlerinnen berauschte. — Das war nur natürlich und von ihm durchaus nicht böse gemeint. Aber es raubte ihm mehr von ihrem freien Zutrauen, als er ahnen konnte. Er sagte sich mit gutem Gewissen, daß er seinem Kind ein innigeres Verständnis entgegenbringe als andere Väter, daß nichts Feines aus dem Grunde ihres Wesens erwüchse, was er nicht mit Andacht und ernster Rührung genösse. Den verstiegenen Kindereien, die sie zuweilen aussprach, legte er keine Bedeutung bei; und er tat sich etwas darauf zugute, daß er nicht nach schlechter Elternweise gegen den Unsinn wetterte und seine abweichende Meinung in erregte Predigten ergoß. — Das aber war es eben, was Lisa kränkte. Grüne Jugend läßt sich nicht an Nachsicht für ihre kleinen Dummheiten genügen; sie verlangt, daß man sich eben für diese Dummheiten mit ihr begeistere. — Und war das nicht möglich, so hätte er immer noch lieber gegen sie ankämpfen als sie belächeln sollen... Daraus wäre Lisa wenigstens ein gesunder Trotz erwachsen und daneben das tröstliche Gefühl, daß er sie ernst nähme. — So vergiftete sein stiller Einfluß ohne Absicht den eigenen feurigen Glauben. Die Erfahrung, die ihm das Leben gebracht hatte, sah unsichtbar, ein Gespenst, zu jeder Stunde ihrer frischen Unerfahrenheit über die Schulter. Sie konnte ihr nichts geben, aber sie nahm ihr viel. Die Sonne, die Peter in ihr Leben hatte scheinen lassen wollen, war schwül und stechend geworden. Güte ist mächtiger als Zorn und Härte; und Peters Güte hatte, ohne daß er es wußte, eine schwere Hand auf seines Kindes Leben gelegt.

* * *

Es kam eine Zeit, wo Lisa kurzerhand die allgemeinen Erwägungen beiseite schob, Gedanken und Worte für nichts erklärte und „Taten" von sich verlangte. Sie wollte sich für einen Beruf ausbilden — für einen künstlerischen natürlich; das lag bei dem Dichterkind ja nahe... — Seit den Backfischtagen hatte sie für die Bühne geschwärmt... Also ging sie zu Peter und erklärte ihm, sie wolle Schauspielerin werden.

Aber hier stellte sich ihr, vielleicht zum erstenmal, ein festes Nein ihres Vaters in den Weg. Er kannte das Theater zu gut und wußte, daß schon der dramatische



Unterricht sie in eine Atmosphäre führen würde, die ihn für sein Kind ungeheuerlich däuchte. — Sonst hätte er sich kaum dagegen gewehrt; denn daß sie im Ernst Komödiantin werden könnte, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er war sich ja so sicher, zu welchem Beruf Lisa erschaffen sei, wo allein eine Natur wie die ihre das Glück finden könne — so verächtlich sie heute auch von der Liebe redete. — Auch schlug er es ihr nicht etwa in schroffer Form ab — es war mehr eine dringende Bitte, darauf zu verzichten.

Und weil er ihr sonst immer den Willen tat, hatte das große Gewalt über sie. Schweigend senkte sie den Kopf und lag ihm nicht weiter an. Das glaubte sie einem so guten Vater schuldig zu sein.

Aber einen Beruf brauchte sie, so viel stand fest bei ihr. In der Folge warf sie sich auf eine Kunst nach der andern: Musik, Malerei, Modellieren... Selbst im Dichten versuchte sie sich. — Doch überall erlahmten ihr Mut und ihr Eifer bald, trat schnell die Ernüchterung ein.

Peter nahm es mit heiterer Ruhe auf, wenn sie nach kürzerer oder längerer Pause immer wieder zu ihm kam und erklärte, sich auf etwas Neues verlegen zu wollen. Ohne Widerrede ließ er sie gewähren und bewilligte ihr die Mittel für jede Art von Unterricht. Aber gerade dadurch wuchs ihre Scheu, fiel es ihr immer schwerer, ihm ihre Enttäuschungen zu gestehen.

Mit der Zeit kam sie sich ernstlich als ein Opfer der Kindesliebe vor. Jeder Fehlschlag in den andern Künsten schrie ihr lauter ins Ohr, daß sie der Bühne gehöre; diese wurde ihre große Sehnsucht und ihr großes Geheimnis vor Peter. — Sie gewöhnte sich daran, abends in ihrem Zimmer Verse aus Dramen zu sprechen und der eigenen Stimme zu lauschen; sie stellte sich dazu vor den Spiegel und prüfte Mienenspiel und Gesten. Ein wenig eintönig, aber in fesselnder Melodie rollten die Worte von ihren Lippen. Sie hörte, daß es gut klang, natürlicher, einfacher, als wenn sonst Schauspieler sprechen; sie freute sich bewußt an der knappen Grazie ihrer nackten Arme, an dem schnellen, aufleuchtenden und wieder in klaren Dämmer sinkenden Leben, das über ihr Gesicht lief...

Es waren nicht mehr die Zeiten, da Lisa sich für häßlich gehalten hatte. Daß sie nicht schön war, wußte sie; aber sie wußte auch und hatte es zum erstenmal auf einer Photographie von sich entdeckt, daß sie mehr war als schön. Mit Befriedigung empfand sie von da ab das Vornehmbesondere in ihrer Erscheinung. Sie verstand es auch, sich zu kleiden und schuf sich eine eigene Mode. Alles, was gewollt und geschmacklos auffallend hätte wirken können, vermied sie ängstlich; aber sie sah in aller Schlichtheit immer so aus, daß sie sich aus der Fülle der Erscheinungen hervorhob, daß die Münchener ihr auf der Straße nachsahen... Anfangs litt sie unter der Dreistigkeit der vielen Augen, mit der Zeit jedoch wurde sie es gewohnt und empfand eher eine Genugtuung dabei. Die freilich konnte ihr niemand ansehen; sie ging durch das Gedränge, als ob die Menschen ihr Luft wären, vielleicht sogar schlechte Luft — so unnachahmlich stolz konnte sie gleichsam durch die Menschen hindurchsehen...

Und ihre Sehnsucht sollte sein, vor diesen selben Menschen auf den Brettern zu stehen, sich innerlich zu entkleiden vor ihnen? — Es gab genug Stunden, wo sie das sich selber nicht glauben wollte, wo ihr Verstand diesen ungeduldigen Drang Lügen strafte. — Aber was half das! Es wurde darum doch nicht anders. — Ihr Zweifel war nur stark genug, sie von einem festen, rücksichtslosen Entschluß abzuhalten. — Ihren Vater so schwer kränken und dann am Ende doch wieder dieselbe Erfahrung machen wie in den andern Künsten... selbst in der Musik, trotzdem sie ihre Geige so liebte...

Wer sagte ihr denn, ob sie nicht durch ihre ganze Erziehung für jedes tüchtige Schaffen verpfuscht wäre, ob sie nicht am Ende zu den innerlich trägen Naturen gehörte, die nur die Peitsche der Not zu Taten treiben kann? — Vielleicht würde das Leben ihr nie eine Antwort geben auf ihre in Not und Bangen so oft wiederholte Frage: — Was bin ich? Was soll ich hier? . . .

Nach der Bibel ist die Arbeit als Fluch über den Menschen verhängt; wohin aber Lisa schaute, was sie auch las — überall wurde sie als der höchste Segen gepriesen. — Sie fragte vergeblich, was es denn wäre, was den Fluch zum Segen mache und konnte nicht wissen, daß hier dieselbe Kraft am Werk ist, die alles geschaffen hat und schafft und erhält.

Sie wußte es nicht, und doch stand das große Wort mächtig in ihrem Herzen. Mochte ihr junger Kopf auch behaupten, daß er die Liebe verachte — ihre Träume schlichen sich scheu um die versiegelte Pforte, pochten an und vernahmen von drinnen den dumpfen Widerhall hoher Gewölbe.

Die schwülste Zeit eines Mädchenlebens war für Lisa herangekommen und hielt atembeklemmend stark und weich die Arme um ihre Brust gelegt. Und das mußte sie tiefgeheim und einsam tragen... — Sie dachte oft, ihr wäre leichter, wenn sie eine Mutter hätte... — Peter konnte ihr hier so wenig helfen wie irgendein Fremder. — So floh sie, wenn das große, unbestimmte Weh sie packte, vor den Menschen hinaus auf den Tegernsee. Dort konnte sie stundenlang liegen und den Stimmen der Tiefe lauschen, die geheimnisvoll und doch bestimmt, wie der kurz aufspringende Klang einer metallenen Saite, an den Boden des Kahnes schlugen. — Und sie gab Antwort und klagte den Wellen ihr Leid. — Klagte sie wirklich? — Sie wußte ja kaum, was ihr fehlte. Die Natur klagte, und unbewußt löste sich in ihr ein Klingen, das zum Akkord verschmolz mit der Trauerweise der Welt. —

Durch endlose Traurigkeiten führten diese Jahre Lisa. Ihre Einsamkeit hielt Zwiesprache mit dem Tode; überallher winkte er ihr: aus den Wassern des Sees, aus den Sternenmustern der Nächte, aus den Wolkengestalten des Abends, aus des Morgens kreißenden Nebelschwaden wie aus der flimmerstillen Hitze des Mittags...

In solchen Stunden erschien ihr die Sorge darum, durch welchen Beruf sie ihr Leben gestalten solle, klein und vergeblich... Und ihre Tatlosigkeit verstand sie dann ganz... — Was hätte sie auch tun sollen!

Worauf wartete sie denn?

Auf das Wunder!



Eine verzauberte Märchenprinzessin — so saß sie auf einer wüsten Insel. — Ob wohl jemals der Eine, Einzige käme, der den Gegenzauber trüge — der Prinz aus fernem Lande...? Stark, leuchtend und einfach müßte er sein...

— Kindereien! sagte Lisa dann wohl zu sich und riß sich gewaltsam in die nüchterne Tagwelt empor.

Hart und grün standen noch die Knospen in ihrem Herzen, und sie wollte nicht wissen, daß das Zerren und Pressen da drinnen schon davon erzählte, wie sie aufspringen würden vor eines Maientages warmregnerischer Schwüle, zu leuchten, zu duften, zu welken und Frucht zu bringen für den Herbst...

* * *

Eines Morgens fand Peter, zum erstenmal seit Jahren, Lisa nicht am Kaffeetisch. Dafür lag neben seiner Tasse ein Brief, der in ihrer feinen, ordentlichen Schrift an ihn adressiert war. Der erste Brief, den er sein Lebtag von ihr bekam... — Sie schrieb:

„Es ist mir so wunderlich, daß ich Dir schreibe. Und so geht es mir schwer von der Hand. Ich hatte schon einen sehr langen Brief fast fertig, in dem ich Dir alles erklärte. Aber ich habe ihn zerrissen. Ich will Dir lieber ganz kurz sagen, worum es sich handelt. Viele Worte machen die Sache nicht anders. Und was da noch zu besprechen sein sollte, darüber können wir mündlich reden, später einmal.

Verzeih mir, wenn ich Dir Schmerz bereite, aber ich konnte wirklich nicht anders. Um gleich zur Sache zu kommen: ich bin Dir auf und davon gegangen und bitte Dich, mich nicht zurückzuholen. Ich habe es mir reiflich überlegt, bevor ich es tat. Aber ich fühle den Beruf zur Schauspielerin nun einmal unbezwinglich in mir. Ich weiß ja, daß Du der beste Vater bist und meinem so dringend geäußerten Wunsch kein strenges Nein entgegengestellt hättest. Aber gerade deshalb fiel es mir so schwer, mit Dir darüber zu sprechen. — Dieser Schritt fällt mir schwer und sagt Dir am besten, wie ernst es mir um meine Kunst ist.

Sag mir, bitte, nicht, ich sollte wieder zu Dir zurück, und ich könnte ja von hier aus, sooft ich wollte, zu meinen Stunden nach München hineinfahren. Ich muß mich mit ganzem Ernst meiner Kunst widmen, und das kann ich auf die Weise nicht. Auch sonst ist es Zeit, daß ich einmal ins Leben hinauskomme. Es wäre frevelhaft, wenn ich leugnen wollte, daß es mir zu Hause bei Dir gut gegangen ist. Und was ich tue, mag wie schnöder Undank aussehen. Aber ich kann nicht anders, wenn ich nicht innerlich verschmachten und zugrunde gehen soll. Es ist mir im Gegenteil zu gut gegangen. Ich weiß wohl, daß Du mich grenzenlos verwöhnt hast. Und das ist für den schönen, aber schweren Beruf, den ich mir erwählt habe, gewiß nicht das Richtige. Du mußt nicht glauben, daß ich so kindisch bin, am Theater alles im rosigen Lichte zu sehen. Das andere muß man aber überwinden, und ich fühle die Kraft dazu in mir. Sie wird sich, hoffe ich, im Lebenskampfe stählen.

Ich bin Dir von Herzen dankbar für meine schöne sorgenlose Jugend. Aber es wird Zeit, daß sie zu Ende geht. Ich bin erwachsen, und es wäre traurig, wenn ich mich nicht auf die eigenen Füße stellen würde. Jetzt muß es sich zeigen, ob ich in Deiner Obhut etwas geworden bin. Du hast Dich auch durchkämpfen müssen im Leben, und ich wäre nicht wert, Deine Tochter zu heißen, wenn ich alles nur Dir verdanken wollte.

Mein Plan ist, mir einen guten Lehrer zu suchen und fleißig zu arbeiten. Du sollst bald von mir hören. Für jetzt bitte ich Dich, mir nicht nachzuforschen. Wenn ich mir erst alles eingerichtet habe und einen bestimmten Weg vor mir sehe, besuche ich Dich gleich. Sollte ich es aus irgendeinem Grunde für nötig halten, München zu verlassen, so teile ich es Dir natürlich mit. Aber ich glaube gar nicht, daß der Fall eintritt. Um meinen Unterhalt sorge Dich nicht. Ich möchte auch gar keine Unterstützung von Dir. Du hast mir ja immer so viel geschenkt, was ich auszugeben keine Gelegenheit hatte. Mit Mitteln bin ich also auf lange hinaus versorgt. Einliegend ein Verzeichnis der Sachen, die Marie mir einpacken und herschicken soll, sobald ich meine neue Adresse aufgebe. Ich nehme nur einen Handkoffer mit dem Nötigsten mit.

Und nun leb herzlichst wohl und zürne mir nicht. Bald, sehr bald besuche ich Dich einmal auf der alten, lieben Hainzenhöhe. Und nachher komme ich jeden Sonntag.

Nicht böse sein und nicht traurig sein! Du wirst sehen, jetzt werden wir erst recht viel voneinander haben. Glaub nur nicht, daß ich mich nicht nach Dir und nach Hause sehnen werde. Aber es muß sein! Wirklich, es muß! Herzlichst

Lisa.

Nun ist es doch wieder ein langer Brief geworden, und wie ich ihn durchlese, finde ich ihn schlecht und möchte noch einmal anfangen. Aber es ist spät in der Nacht, und er würde schließlich auch nicht besser. Wenn also nicht viel davon drin steht, was ich Dir eigentlich sagen wollte, so kennst Du mich ja wirklich so gut, daß du das andre erraten kannst. Glaube mir nur! Ich gedenke Deiner jetzt in Liebe und Trauer, und kann doch nicht anders!

Herzlichst, herzlichst
Deine arme
Lisa."

Peter ließ den Brief sinken und starrte lange dumpf vor sich hin. Seine Gedanken gingen hart und vernünftig ihren Weg...

Er war allein. Wie lange hatte er diese Stunde kommen sehen von weitem! Und doch war sie über ihn hereingebrochen wie der Dieb in der Nacht.

Schleimig legte sich auf die Kraft seines Schmerzes eine selbstsüchtige Bitterkeit, erfaßte ihn eine tatlose, unfruchtbare Reue um die versäumten Gelegenheiten seines Lebens. — Ein Narr, wer sich opfert! Es wird ihm nicht gedankt! — Wer sollte einem auch dafür danken? — Den andern dient immer nur, wer sich selber dient...

Groß getan hatte er sich damals heimlich ob seines Verzichtes auf Lolo... — Und was war damit geschaffen worden? — Nichts! — Seit jenem Tage, das



wußte er heute, waren seines Kindes und sein Weg dennoch auseinandergegangen. Er hatte Lisa bloß das bißchen häuslichen Frieden bewahrt, dem sie nun angeödet entlief. — Und tat sie nicht recht daran? — Was auch geschehen wäre — es hätte ihr nicht geschadet, wenn sie schon früher ein wenig Sturm in ihr Leben bekommen hätte statt dieser stickigen Luft so edelmütiger wie dummer Heuchelei und Lüge. Ja, Lüge und Heuchelei!

Edelmütig? — Er lächelte hart. — Sein protzig gutes Gewissen . . .! — War Feigheit nicht ein richtigeres Wort dafür als Tugend und Güte!

Dies erst wurde die Stunde, da Peter wirklich die Träume seiner Jugend begrub, so alt er sich oft schon gedeucht hatte. — Der Mantel der Illusion glitt ihm von den Schultern, und wie er hastig nach ihm griff, verging er ihm unter den Fingern. Peter sah, daß er nackend war. Und nirgend auch nur ein ärmlicher Fetzen, seine Blöße zu decken . . .

Das war nicht allein das Werk von Lisas Flucht — schon lange war er im Nebel den Weg dieser Erkenntnis emporgestiegen. Es hatte nur eines Windstoßes bedurft, damit die weichen grauen Schleier zerrissen.

Er sah sich am Ziele, hoch auf dem Gipfel. Das Leben der Erde verdeckte ein Wolkenmeer; unter seinen Füßen totes Gestein, ihm zu Häupten trostlos klar des Himmels blasse Unendlichkeit . . .

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen aus der Tierwelt.

Von Dr. Th. Zell.

1. Gegenseitige Hilfe bei Tieren.

Tiere, die in Herden leben, werden sich naturgemäß eher Beistand leisten als solche, die ein einsiedlerisches Leben führen. Doch werden selbst von ausgesprochenen Einsiedlern, wie es z. B. unser Dachs ist, Fälle berichtet, wo sie sich Hilfe leisteten. So schoß ein Förster des Grafen von Schlitz an einem Oktoberabend einen Dachs, kaum einen Schritt weit von seiner Röhre entfernt. Der Dachs wälzte sich klagend, und ehe noch der Schütze hineilen konnte, stieg ein zweiter Dachs herauf, packte den Klagenden und zog ihn in die Tiefe. Auch die Katze, die von Hause aus ein einzeln lebendes Geschöpf ist, pflegt nicht selten ihren Spielkameraden Beistand zu leisten. Perty erzählt folgenden Fall: In Hamburg wollte der Frohnknecht eben einen Hund in seinen Sack stecken, als dessen Hausgenosse, ein schwarzer Kater, wütend auf den Knecht zusprang und ihn derart kratzte, daß er den Hund losließ, der eiligst floh. Als der Knecht dafür die Katze einstecken wollte, widersetzten sich die Umstehenden, da er nur Hunde zu jagen das Recht habe. Einen ähnlichen Fall erlebte ich vor einigen Jahren bei einem befreundeten Gutsbesitzer. Die beiden Hunde meines Freundes pflegten die Hauskatze, sobald sie sich an ihnen erreichbaren Orten aufhielt, dermaßen zu belästigen, daß sie sich schließlich durch Klettern retten mußte. Einen Grund zu besonderer Freundschaft für die Hunde hatte die Katze also sicherlich nicht. Das hielt sie aber nicht ab, ihr Leben für einen der Hunde in die Schanze zu schlagen, als dieser von einem fremden Köter zu Boden geworfen war. Wie eine Furie sprang sie auf den Fremdling, und mit vereinten Kräften verjagten die beiden Hausgenossen den unliebsamen Besucher.

Herdentiere können sich natürlich dann nicht Hilfe leisten, wenn sie zwecklos wäre, z. B. gegen ein übermächtiges Raubtier richten müßte, oder wenn die Organe zur Beistandsleistung fehlen. Rinder stehen sich beim Angriffe großer Raubtiere regelmäßig bei, so die Büffel selbst bei einem Überfall durch einen Tiger, aber wenn ein Rind im Schlamme versinkt, kümmern sich seine Genossen nicht um sein Schicksal. Womit soll auch eine Kuh in diesem Falle einer anderen helfen? Ihre Hauptwaffe, die Hörner, versagen hier vollständig.

Daß sich Hunde gegenseitig beistehen, kann man oft bei Spielkameraden beobachten. In der Vogelwelt zeichnen sich namentlich die Krähen und Kiebitze durch den gegenseitigen Beistand, den sie sich leisten, aus.

Die Palme auf diesem Gebiete gebührt aber unzweifelhaft den in Herden lebenden Affen. Das ist auch nicht wunderbar, denn ihre Hände ermöglichen ihnen Hilfeleistungen, die bei anderen Tieren ganz ausgeschlossen sind. Brehm war Augenzeuge, wie ein altes Pavianmännchen zwei von Hunden versprengte Junge rettete. Und Hagenbeck berichtet in seinem bekannten Buche „Von Tieren und Menschen", daß sich manchmal Paviane zusammenrotten, um ihre gefangenen Kameraden zu befreien, ja, daß ihnen das zuweilen gelungen sei.

2. Verstellung bei Tieren.

Häufig hört man die Ansicht, daß Menschen und Tiere sich dadurch prinzipiell unterscheiden, daß das Tier unfähig zur Verstellung sei. Der Tierkundige kann dieser Ansicht nicht beitreten, denn das Vorspiegeln von sogenannten unwahren Tatsachen ist in der Tierwelt weit verbreitet. Bekannt ist es beispielsweise von unserm Hasen, daß er Widergänge und Absprünge liebt. Die Widergänge, wobei Lampe auf seiner Fährte zurückläuft, haben natürlich den Zweck, den Verfolger irrezuführen. Solche Widergänge macht nicht nur der Hase, sondern auch anderes Wild. Auch vom Bären berichtet Krementz, daß er Widergänge liebe, bevor er sich in sein Winterlager begäbe.

Auch der Wolf ist sonst als großer Verstellungskünstler bekannt. Nur die Fabel hat ihn zum dummen Isegrimm gestempelt. Die unerfahrenen Füllen sucht er dadurch zu täuschen, daß er sich ihnen nach Art eines spiellustigen Hundes nähert. Hat er das junge Tier weit genug von den Alten gelockt, dann springt er ihm an die Kehle.

Dem Hund ist diese Kampfesweise seines Vetters nicht ganz fremd. Von einem Bulldoggpinscher, Venus genannt, erzählt Anderson folgenden Vorfall: In einer sehr jagdreichen Gegend, in welcher es namentlich viele Schakale gab, erlegte dieser kleine Hund einen seiner wilden und bedeutend stärkeren Vettern auf sehr listige Art. An demselben Orte, den er sich zum Baden und Trinken auserkoren hatte, streifte eines Tages ein Schakal vorbei und erblickte den kleinen Hund. Dieser verkroch sich augenblicklich vor ihm und sah so kläglich aus, daß dem Schakal der Gedanken kommen mochte, hier sei mit leichter Mühe eine Mahlzeit zu gewinnen. Er nahte sich also kühn seiner vermuteten Beute, mußte aber sehr bald einsehen, daß er es mit einem Wesen zu tun hatte, das ihm nicht nur gewachsen, sondern überlegen war. Denn kaum war er nahe genug, als Venus ihm mit einem geschickten Satze an die Gurgel sprang und sich hier so fest verbiß, daß der Schakal nach wenigen Minuten erstickend verendete.

Der Fuchs liebt ähnliche Verstellungskünste. Nicht selten stellt er sich schlafend, um sich plötzlich zwischen die ihn umschwärmenden Kiebitze und Krähen zu stürzen und einen Schreier zu packen.

Pferde sind gewöhnlich arbeitswillig, aber manchmal finden sich Drückeberger, die plötzlich lahm gehen, wenn sie eine ihnen unangenehme Arbeit verrichten sollen.

Die meisten Verstellungskünstler gibt es wohl unter den

Vögeln. Der harmlose Wendehals zischt den Ankömmling wie eine Schlange an, weshalb er auch Natterwendel heißt. Am auffälligsten aber ist es, daß sich zahllose Vogeleltern krank stellen, um den Feind von der Brut fortzulocken.

3. Das Scheuen der Pferde.

Wenn wir zur Probe sämtliche Tiere als Zugtiere benützen würden, so ist anzunehmen, daß sich das Scheuen als eine Eigentümlichkeit zahlreicher Geschöpfe herausstellen würde. Die beiden Voraussetzungen für dieses uns so unbegreifliche Gebaren sind nämlich folgende: Einmal müssen die Tiere ein schwaches Gesicht besitzen, das sie in einem harmlosen Gegenstand etwas Gefährliches vermuten läßt. Sodann müssen die Tiere zu den Geschöpfen gehören, die lieber fliehen als kämpfen. Besonders werden also zum Scheuen die fliehenden Pflanzenfresser neigen, die ihre Rettung in eiliger Flucht suchen. Daß bei dem Pferde das Sehvermögen keine große Rolle spielt, erkennt man daran, daß mancher Pferdekäufer ein blindes Pferd aufgehalst erhält. Denn Blindheit ist zwar bei uns Menschen ein fürchterliches Gebrechen, aber bei den Tieren, bei denen die Nase das Hauptsinnesorgan ist, also bei Hunden, Pferden, Schweinen, Kühen u. dgl., liegt die Sache ganz anders. Wie mir ein Oberlehrer aus der Lausitz mitteilte, war das den Bauern seiner Heimat schon vor hundert Jahren bekannt. Als nämlich die Franzosen dort Pferde requirierten, stachen die listigen Landleute den Tieren die Augen aus. Blinde Pferde konnten die Feinde als Militärpferde nicht gebrauchen und ließen sie den Bauern, die wohl wußten, daß die Tiere trotz dieser Verstümmelung nach wie vor zu den landwirtschaftlichen Arbeiten sehr wohl zu gebrauchen waren.

Das seit Jahrhunderten bekannte Einlappen des Wildes beruht auf weiter nichts als auf dem Scheuen schwachsichtiger Geschöpfe. Hirsche, Rehe, Hasen, Füchse, ja Elefanten scheuen die harmlosesten Gegenstände und bleiben lieber an der gefährlichen Stelle, als daß sie sich einem wehenden Fetzen Zeug oder ähnlichem Dinge nähern.

Das Scheuen der Pferde ist also nicht, wie man es gewöhnlich hinstellt, eine unbegreifliche Merkwürdigkeit. Vielmehr scheuen unter Umständen selbst starke Raubtiere, wie der Bär. Daß man auch ihn einlappen kann, wußte man schon im Altertum. Ein deutscher Jäger, der viel in der Bukowina jagte, wo noch eine Unmenge Bären hausen, schilderte kürzlich das Benehmen unseres Petzes beim Zusammentreffen mit Menschen. Gewöhnlich flieht er in einem solchen Falle. „Ihm unbekannte Gegenstände," heißt es weiter, „sowie regungslos stehende Menschen brummt er an und drückt sich, den Gegenstand nicht aus den Augen lassend, im Bogen an ihm vorbei." Auch Meister Petz scheut also gewissermaßen, weil er nicht genau erkennen kann, ob ein in Sicht befindlicher Gegenstand gefährlich oder harmlos ist.

4. Warum ist das Weibchen der Raubvögel größer als das Männchen?

Gewöhnlich heißt es, daß die Männer größer und stärker als die Frauen seien. Für die Tierwelt gilt dieser Satz keineswegs allgemein. Bei den Insekten scheint es die Regel zu sein, daß die Weibchen größer sind, und bei Fischen und Schlangen sehr häufig vorzukommen. Das würde nun nicht viel zu sagen haben, da es sich hier um ganz andersgeartete Tierklassen handelt. Aber auch bei den höher organisierten Tieren, also bei Säugetieren und Vögeln kommen solche Fälle vor. Von den Wassersäugetieren wären beispielsweise Seehunde, Delphine und die meisten Wale anzuführen. Bei den Vögeln sind es namentlich die Raubvögel, die sich durch diese Eigentümlichkeit auszeichnen. Das ist um so bemerkenswerter, weil gerade bei vielen Vögeln die Sache umgekehrt liegt. Der Auerhahn erscheint beispielsweise im Vergleich zur Henne wie ein Riese, wie ja auch unser Haushahn gewöhnlich viel größer und stärker als die Henne ist.

Für diese Verschiedenheit in der Erscheinung muß es Gründe geben, nur sind sie leider nicht leicht zu erkennen. Zutreffend dürfte jedoch die Ansicht sein, daß bei allen Geschöpfen, die in Polygamie leben, die Männchen durch das Prinzip der Auslese größer und stärker geworden sind. Der Auerhahn, der ein weites Herz hat, ist deshalb sehr viel stattlicher als die Henne, während umgekehrt der Rebhahn, der in treuer Einzelehe lebt, sich wenig von seinem Weibchen unterscheidet.

Da die Raubvögel, wie es scheint, sämtlich in Einehe leben, so wäre damit wenigstens erklärt, daß die Männchen nicht größer sind als die Weibchen, aber noch nicht, weshalb die letztgenannten größer als ihre Männer sind.

Der Unterschied zwischen beiden Geschlechtern ist so groß, daß das Volk beispielsweise den männlichen Sperber als kleinen Sperber, den weiblichen als großen Sperber bezeichnet. Das Weibchen wird für viel schädlicher gehalten, weil es manche Geschöpfe überwältigt, denen das Männchen nicht gewachsen wäre.

Da sich diese Eigentümlichkeit der Größenunterschiede unter den Vögeln nur bei den Raubvögeln zeigt, so muß sie mit ihrer Tätigkeit des Raubens zusammenhängen. Worin besteht nun diese? Die Antwort wird lauten: Ein Raubvogel muß nicht nur gut fliegen, sondern auch seine Beute forttragen können.

Weshalb bedarf nun das Weibchen mit Rücksicht auf seine Räubertätigkeit einer besonderen Größe? Die Antwort kann nur lauten: Weil es während der Zeit vor der Eiablage im Fliegen und Tragen behindert ist.

Aus demselben Grunde läßt man Brieftauben, die vor der Eiablage stehen, an Wettfliegen nicht teilnehmen.

Hiermit steht auch im Einklange, daß die weiblichen Schmetterlinge, welche die Eier tragen, längere Flügel als die Männchen besitzen.

5. Woran erkennen die Tiere, daß die Eisdecke nicht trägt.

Schon im Altertum war man der Überzeugung, daß man gefahrlos eine Eisdecke betreten könnte, über die Tiere gelaufen waren. Der ausgezeichnete Naturforscher Lenz erklärt, daß nach seinen Beobachtungen diese Ansicht durchaus richtig sei, da er niemals habe beobachten können, daß Tiere eingebrochen seien. Er fügt noch hinzu, daß man auch im Gebirge den Fährten der Gemsen im Schnee vertrauensvoll folgen könne, ja daß er selbst einmal, als er sich vollkommen verirrt hatte, durch eine Gemsfährte gerettet worden sei. In neuerer Zeit ist die Ansicht, daß Tiere niemals einbrechen, stark erschüttert worden. In den Jäger-Zeitungen wurden nämlich alle die Fälle gesammelt, die hiermit in Widerspruch stehen. Da ergab es sich denn, daß Jäger aus den verschiedensten Teilen Deutschlands von Beobachtungen berichten konnten, wonach Hirsche, Rehe, Hasen und Wildschweine eingebrochen und ertrunken waren.

Leider ist durch diese Feststellungen die Frage nicht geklärt worden. Denn alle Beobachter hatten immer nur das Ertrunkensein feststellen können, jedoch niemals gesehen, aus welchem Grunde das Wild das unsichere Eis betreten hatte. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß die Tiere nur gezwungen, weil sie von Menschen oder Hunden gehetzt waren, auf das dünne Eis geflüchtet sind.

Wenn man bedenkt, daß in jedem Winter trotz aller Warnung eine Menge Kinder im Eise einbrechen, so müßte bei der Unmenge von Seen, die das östliche Deutschland besitzt, und bei dem großen Wildreichtum das Einbrechen von Tieren eine ganz gewöhnliche Erscheinung sein. Das ist sie aber niemals gewesen, sonst hätte sich bei vortrefflichen Tierbeobachtern nicht der Glaube bilden können, daß Tiere nicht einbrechen.

Ferner kommt man um folgende Tatsache nicht herum: Die Tiere sind von tausend Gefahren umgeben, die der Mensch erst nach langer Belehrung vermeiden lernt. So muß er schwimmen lernen, um nicht zu ertrinken, das Tier hat das nicht nötig. Trotz der Belehrung in Schule und Haus essen jährlich zahlreiche Kinder giftige Beeren, oder sterben Menschen an giftigen Pilzen, bei Tieren ist das niemals der Fall. Daß wilde Tiere, wie es bei Menschen häufig vorkommt, von Giftschlangen gebissen werden, ist mir vollkommen unbekannt.



Daß die Tiere sehr selten vom Blitze getroffen werden, ist schon den Alten aufgefallen. Im Gebirge werden die Stellen, wo Felsstürze drohen, von den Tieren in Eile passiert.

Damit steht im Einklang, daß die Hunde der Polarreisenden sofort auseinandergehen, sobald das Eis zum Tragen der Schlitten zu dünn wird.

Wie sollen wir uns nun vorstellen, woran die Tiere die Tragfähigkeit des Eises erkennen? Wir wissen es nicht, und deshalb sagen wir: Ihr Instinkt lehrt sie es. Dadurch kämen wir natürlich keinen Schritt vorwärts. Vielleicht ist die Annahme begründet, daß die Tiere die Gefahr durch ihre feine Nase merken. Reines Wasser, das für uns geruchlos ist, wird nämlich von Hunden, Pferden und allem Wild aus weiter Entfernung gerochen. Ist das Eis dick, also tragfähig, so riecht das Tier kein Wasser. Daß das Eis zu dünn ist, würde es daran merken, daß es plötzlich Wasser wittert.

Abend.

Feld an Feld ist voll von Sensengleißen,
Sichelsang und schrillem Dengelschlag —
Laut um Laut verzittert in dem heißen,
Unbarmherzig wolkenlosen Tag.

Endlich ruft das Dorf im Abendrote ...
Und beim Glockenklang der Wiederkehr
Ziehn die Schnitter hin wie müde Boote
Durch ein duftig dunkelblaues Meer.

Alle steuern schweigend durch die stillen,
Tiefen Wege nach dem Heimatort;
Hinter ihnen webern nur die Grillen
Wie ein Nachhall ihrer Sensen fort.

Doch wer sichelt noch durch Busch und Bäume? —
Ach, schon hängt am hellen Kirchturmknauf
Ueber ihnen sacht der Herr der Träume
Seine alte Silbersichel auf.

A. R. T. Tielo.

Ein Soldatendorf.

Von Hans Kaspar Freiherr von Steinegg. — Hierzu 11 photographische Spezialaufnahmen.

In den schönen Ferienwochen haben viele die Gelegenheit recht gründlich wahrgenommen, den verloren gegangenen Anschluß an die Natur wieder einmal herzustellen und zu suchen.

Da gab es Ueberraschungen und Enttäuschungen!

So war für viele in ihrer Erinnerung ein Dorf der Inbegriff aller Poesie des beneidenswerten Landlebens. Ach, wie niedlich, ach, wie nett! hieß es da beim Näherkommen, bis der Fuß im eleganten Schuh auf schlechten Pflaster streikte und das an städtische Sauberkeit gewöhnte Auge nach einem kurzen prüfenden Blick hinter die Kulissen zum blauen Sommerhimmel aufschaute, wobei dann wohl der Mund Scheffels Rodensteiner Lied zu summen begann: „Ein Dorf, was ist's? Nur Mist und Rauch!"

Zugegeben, oft sind derartige Stoßseufzer wegemüder Wanderer nur der Ausdruck begreiflicher Entrüstung, weil die Empörten, die auf einen kühlen Trunk gerechnet hatten, erleben mußten, daß der Flaschenbiervorrat im Dorf just eben ausgegangen und Butter, Eier, Milch gerade zum Wochenmarkt ins nahe Städtchen gebracht worden waren.

Trotz dieser „Befangenen" gibt es zum Glück im lieben deutschen Vaterland noch so manches blitzblank gehaltene Dorf, an dem selbst der verwöhnteste Städter nicht gar viel auszusetzen vermag, wenn er die Schwierigkeiten in Betracht zieht, mit denen ein Ort, der nur etwas fern vom Verkehr liegt, zu rechnen hat, um allen neuzeitlichen Anforderungen gerecht zu werden.

Wie aber ists, wenn die Gegend noch arm, weil der Boden zu leicht, von den harten Köpfen ganz zu schweigen, die sich einer jeden vom Ortsvorsteher vorgeschlagenen Neuerung prinzipiell entgegenstemmen? Andere Wanderfrohe wiederum vermeinen, daß es der „Luftkurorte" längst zu viele gäbe, sie wollen für ihr Geld mehr ländliches Leben haben.

Wer will es allen recht machen? Die Bedrängtesten sind dabei die für alles und von jedem verantwortlich gemachten Ortsoberhäupter, ihr Amt ist daher kein leichtes, und man kann es wohl verstehen, daß ein solcher Mann, sitzt er auch noch so fest auf angestammter Scholle, im gegebenen Fall den Ortsinsassen die Vorteile überzeugend vor Augen führt, die ihnen erwachsen, wenn eines schönen Tages der Militärfiskus mit dem Ansinnen an sie herantritt, das Dorf und alles Land in der Runde dem Staat käuflich zu überlassen, weil dieser Grund und Boden für einen Truppenübungsplatz benötigt. Begreiflicherweise setzt bei derartigen „Enteignungsverfahren" heftiger noch als sonst ortsüblich die Opposition ein; der homo rusticus erkennt plötzlich nur die Vorzüge seines oft nicht ganz einwandfreien Besitzes, der Kleinkrieg entbrennt auf der ganzen Linie, während welcher Zeit nichts mehr hineingesteckt, aber alles nur irgend greifbare buchstäblich aus Haus und Hof „herausgeschlagen" wird, und ist der „Herr Fiskus" dann nach langen Verhandlungen erst Dorf-, Feld-, Wald- und Wiesenbesitzer, mag er zusehen, wie er Dach und Fach zusammenhält, bald aber blüht, wie unsere Bilder zeigen, neues Leben auf den Ruinen.

Am 1. April 1910 wurde Zehrensdorf in der Mark gon der Militärbehörde übernommen. Seine Umgebung bot für Uebungen im Gelände aber so vielerlei Abwechslung, daß auf die Baulichkeiten im Ort weniger Wert gelegt wurde, sollen sie ja nur vorübergehend den übenden Truppenteilen Unterkunft und Obdach bieten. Zwei große Uebungsplätze grenzen dicht an das Dorf, und da der eine für das Gardekorps, der andere für die Infanterieschießschule bestimmt ist,



so kann der abseits der großen Heerstraße einst im Dornröschenschlaf liegende märkische Ort nunmehr schon deshalb auf allgemeines Interesse rechnen, weil für die Garde der Ersatz aus allen preußischen Provinzen eingezogen wird, und zur Schießschule in Spandau bekanntlich aus allen deutschen Regimentern, mit Ausnahme von Bayern, das eine eigene Schießschule besitzt, Abkommandierungen erfolgen, um den Schießdienst in der Armee einheitlich zu gestalten. So wohnen in Zehrensdorf fast das ganze Jahr hindurch stammverwandte Söhne aus allen deutschen





Von links: Hauptmann von Altrock. Major Nolte. Oberst Sontag, Kommandeur. Major von Tippelskirch, 2. Stabsoffizier. Hauptmann Frhr v. Wechmar, Führer der Stammkompagnie. Hauptmann Petersen.
Kommandeur und Mitglieder der Inf.-Schießschule.



Das Aufziehen der Wache, im Hintergrund die alte Dorfspritze als Sprengwagen in Tätigkeit.

Gauen, die ihre Dienstpflicht unter die Fahne rief. — Selbstverständlich hat der Staat darauf zu achten, daß ein Soldatendorf wie dieses nicht im Laufe der Zeiten gänzlich verfällt; es mußte also ein Sachwalter bestellt werden, der mit den geringen zur Verfügung stehenden Mitteln den Besitz zu erhalten hat; diesem werden einige Leute zum Arbeitsdienst überlassen, allerdings nur gerade so wenige, wie deren zu gedachtem Zweck verfügbar sind. Und nun: hilf dir selbst! — Geradezu erstaunlich ist es, was hier durch den „Pfleger" Hauptmann Walter Freiherr von Schleinitz vom 2. Garde-Rgt. in so kurzer Zeit geschaffen wurde. Schon die Dorfaue ist ein Schmuckplatz, wie ihn wohl nur wenige märkische Dörfer aufzuweisen haben. Gepflegte Rasenplätze und aus Fallholz hergestellte Bänke geben dem freundlichen Bild jene Behaglichkeit, die unsern braven Jungens nach den Strapazen des Dienstes wohl zu gönnen ist. Das Schilderhaus, in dem zur Erinnerung an frühere Zeiten des Nachtwächters Feuerhorn pietätvoll aufbewahrt wird, und die hohe schwarz-weiße Fahnenstange verraten dem Durchwandernden, daß er sich hier unter altpreußische Disziplin zu fügen hat, eine Rast im Dorf und Umgebung wird ihm nicht gestattet, denn die Absperrungsmaßregeln sind auf Schießplätzen wegen der durch abirrende Geschosse stets bestehenden Gefahr besonders streng. Desto willkommener werden daher für den Leser die für die „Woche" aufgenommenen Bilder sein.

Ein Zufall führte mich des Weges, als gerade die



Der „Scheibenoffizier" Oberleutnant Stroedel
gibt durch Feldtelephon an die Anzeigerdeckungen Befehle.

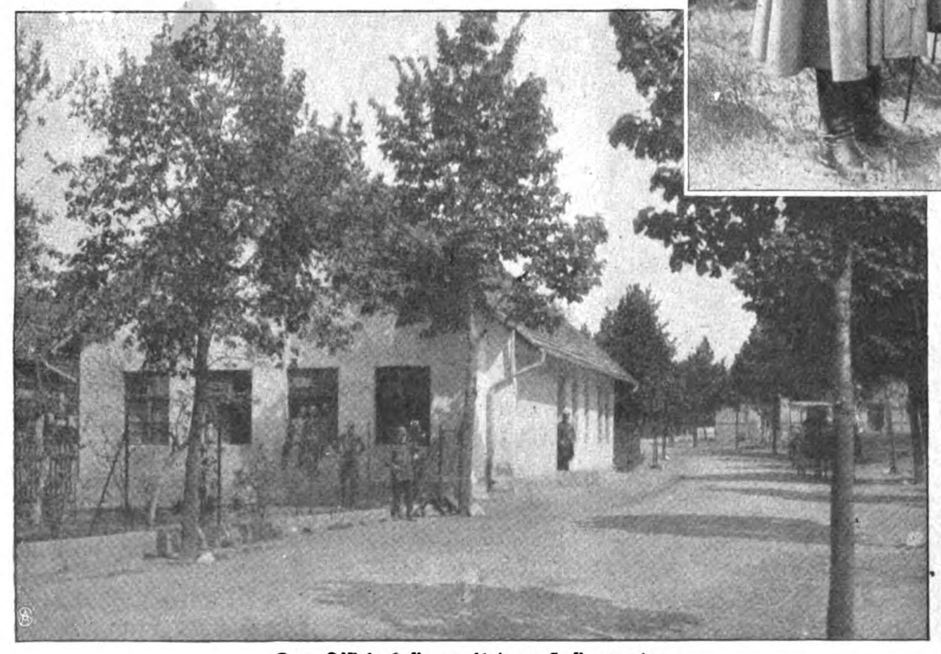
Infanterieschießschule Quartier in Zehrensdorf genommen hatte, und mit Genehmigung des Kommandeurs war es mir ausnahmsweise vergönnt, etwas detailliertere Milieustudien im Soldatendorf sowie in seiner Umgebung zu machen.

Wie sauber ist das kleine Nest, kein Strohhalm, kein Papierfetzen liegt umher; die an allen Ecken aufgestellten Papierkörbe stehen nicht nutzlos, wie leider sonst so oft, zur Aufnahme bereit. Blumenschmuck ziert die innen und außen sauber gehaltenen Häuser; das vordem als Dorftümpel übel duftende Loch ist zugeworfen; dort werden Anpflanzungen in nicht mehr allzu ferner Zeit den schattigen Kasinogarten bilden, und das einfache, aber gemütliche dazugehörige Heim der Offiziere ist im Schulhaus des Dorfes eingerichtet, während ihre Wohnungen im Dorf verteilt zu suchen sind. Der Kommandeur wählte sich beispielsweise sein Zimmer im Haus des früheren Dorfschulzen. Er, wie alle Mitglieder der Schießschule schlafen in Mannschaftsbetten, und wer den Luxus von Vorhängen nicht entbehren kann, sorgt selbst für solchen Zierat, der hier einigermaßen angebracht erscheint, da die Fenster Tag und Nacht über geöffnet bleiben. Ein Blick in eine als Mannschaftswohnraum eingerichtete Scheune zeigt, wie wohnlich die Leute untergekommen sind. Ueberall in den Gärten wird nach beendetem Dienst emsig gearbeitet, soll doch der Ertrag der Gemüsebeete den Bedarf für die Mannschaftsküche liefern; selbst



Von links: Major Freiherr Speck von Sternburg. Oberst von Gersdorff. Generalmajor Krug von Nidda.

Eine Gefechtspause.



Das Offizierkasino mit dem Kasinogarten.



Die Schützenlinie im Feuer. (Auch Kavallerie wird verwendet.)
Im Hintergrund die zum Kursus abkommandierten Offiziere und der Kommandeur Oberst Sontag (×).

Der Herr Feldwebel wird rasiert.

ein aus den Resten verfallener Hütten erbautes Gewächshaus fehlt nicht. Von Mannschaften betätigt, fungiert die ehrwürdige Dorfspritze ältesten Modells nunmehr als Sprengwagen; hier in diesem Dorf weht daher wirklich „staubfreie Morgenluft“, und gar interessant und lehrreich müßte es für Zehrensdorfs einstige Bewohner sein, wenn sie sich ihre verlassene Heimat gelegentlich einmal ansehen könnten. Wie würden sie die Ohren spitzen, wenn ihnen aus dem letzten Haus am Dorfausgang, der „Villa Musika“, am späten Nachmittag flotte Märsche und lustige Tanzweisen entgegenschallten, und sie dann erführen, daß die ausübenden Musikanten aus den verschiedenen Regimentern vor ihrer Kommandierung zur Schießschule noch nie ein Instrument zu spielen versuchten. Bei einem Elitekorps, wie es die Stammkompagnie der Infanterieschießschule ist, deren Mannschaften



Uebungsstunde in der „Villa Musika“.



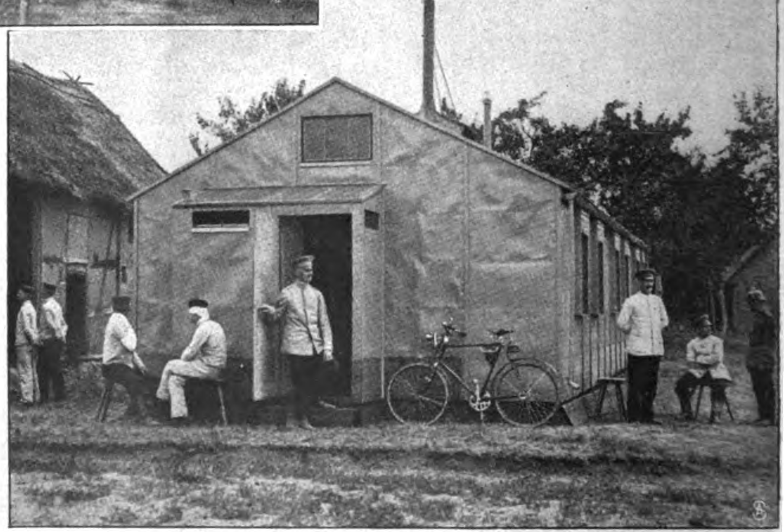
Der Entfernungsmesser beim Erscheinen neuer Ziele.
Die ermittelte Entfernung wird durch Zuruf in der Schützenlinie weitergegeben.

als Auszeichnung Adlerknöpfe auf den Aermelaufschlägen tragen, die sie auch später im Regiment behalten, wirkt ebenjeder nach besten Kräften in und außer dem Dienst mit, sei es zur Förderung der Marschleistung auf weiten Wegen zum Gefecht oder zur Anregung und Erheiterung in wohlverdienten Mußestunden. Man rechnet in der deutschen Armee seit Friedrich dem Großen nicht mit Zahlen; man rechnet mit dem Geist, der eine Truppe beseelt. Dementsprechend sind aber auch die erstaunlichen Trefferresultate, die der Kommandeur der Schießschule Oberst Sontag den Zuschauern, die zu den vier Kursen im Lauf des Jahres nach Spandau und später



Die Dorfaue.

nach Zehrensdorf von den Regimentern abkommandiert werden, immer auf's neue wieder vorführen kann. Ueber 500 Offiziere, auch solche der Kavallerie und der Marine, lernen hier, was für Erfolge sie bei richtiger Anleitung ihrer Leute mit der Schußwaffe erzielen können. Zwei Beispiele nur mögen dies veranschaulichen: Die Stammkompagnie schoß an jenem Tag auf eine Entfernung von 1000 Meter nach im Gras versteckt aufgestellten Kopfscheiben, die eine liegende Schützenlinie darstellten. Nach kaum zehn Minuten waren zwei Drittel des Gegners außer Gefecht gesetzt, den Rest erledigten die Maschinengewehre nach einer Minute. Derartige kleine Ziele auf so weite Distanz erfolgreich unter Feuer zu nehmen, das bedingt eine bis ins kleinste gehende Ausbildung des einzelnen Mannes, die sich die Offiziere der Schießschule, Mitglieder wie Assistenten, bis zum jüngsten zur Dienstleistung Kommandierten zur Pflicht machen und sich zur Ehre anrechnen können. Im Laufe des Gefechts wurde ferner noch u. a. eine hinter einer Höhe aufgestellte Kompagniekolonne auf 1100 Meter beschossen, deren Stellung dort nur gemeldet, demnach für die Schützen nicht sichtbar war. Nach hagelartig nur während einer Minute über dem Höhenkamm fegendem Feuer konnte ein Verlust von einem Viertel der Mannschaft beim Feind festgestellt werden.



Das Lazarett.

In dieser anschaulichen Art dem Ernstfall entsprechende Uebungen anzulegen, sie lehrreich für alle Beteiligten durchzuführen, das vermag nur ein durch sein Beispiel die Untergebenen faszinierender Vorgesetzter, dessen hervorragendes taktisches Können in jedem Moment des Gefechts durch sein scharfes, geschultes Auge auf das wirksamste unterstützt wird. Die Offiziere der Armee zur Nacheiferung anzuleiten und sie durch den Erfolg derart zu überzeugen, daß sie das auf dem Schießplatz als praktisch Erprobte später in ihren Regimentern mit allseitigem Nutzen verwerten können, ist eine seltene Gabe. Umfassende Umsicht, klares Verständnis für die Fähigkeit des Einzelnen sind erforderlich. Diese für eine derart wichtige Stellung erforderlichen Eigenschaften sind in geradezu glänzender Weise dem derzeitigen Kommandeur gegeben, den der Kaiser an die Spitze der für Heer und Marine vorbildlichen Infanterieschießschule stellte — dem Vaterland zum Nutzen!

Strandleben in englischen Seebädern.

Von Karl Sommer. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

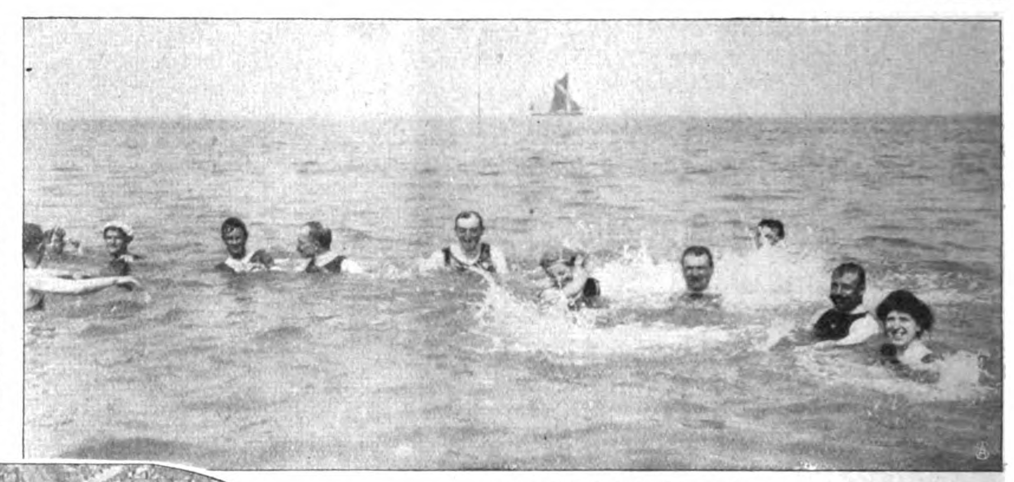
Die See ersetzt in England alles. Während bei uns der Harz, der Thüringer Wald, der Taunus und die Sächsische Schweiz breite Ströme von Erholungs- und Naturbedürftigen aufnehmen, ist es bei unsern englischen Vettern eigentlich immer wieder nur die See, die die große Herde in die Arme schließt. — Und wer zum erstenmal in England weilt, der wird sehr bald an der Tafel seines Londoner Boardinghauses die Bekanntschaft des Wortes „Seaside“ machen. In kontinentalen Begriffen befangen, vermutet er zunächst darunter einen bestimmten Teil der englischen Küste, um aber bald zu erfahren, daß die „Seaside“ überall da ist, wo die Wogen des Meeres Britannia umspülen. Die Liebe zur See ist beim Engländer tief eingewurzelt, sie ist gewissermaßen eine große, selbstverständliche Tradition, die allen im Blut liegt. Söhne aus begüterten englischen Familien fahren oft zwei, drei Wochen mit einem einfachen Fischkutter hinaus, arbeiten sich Schwielen an die Hände und vertauschen den gewohnten Komfort mit gebackenem Seefisch und trockenem Brot, einem Schluck Whisky und einer Pfeife Tabak. — So ist der „Sailor“ recht eigentlich der Liebling der Nation, viel populärer als „Tommy Atkins“, wie der Landsoldat im Volksmund heißt. Mit Wärme und Stolz hört man von „our blue jackets“ reden. Beziehungen zu ihnen finden sich überall vom „Navy cut“-Tabak bis zum Sailor-hat, den Mann und Frau und jung und alt trägt. — Kein

Der große Landungssteg am Strand von Yarmouth.

Badezelte am Strand von Folkestone.

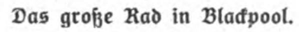


Wunder, daß die zahlreichen Seebäder und kleinen Küstenstädte am Kanal oft einem Ameisenhaufen im Sommer gleichen. In ihrem Aeußern haben sie alle eine gewisse Aehnlichkeit, von Margate bis Brighton, von Brighton bis Blackpool; bald flache Küste, bald steil abfallende Kreide-



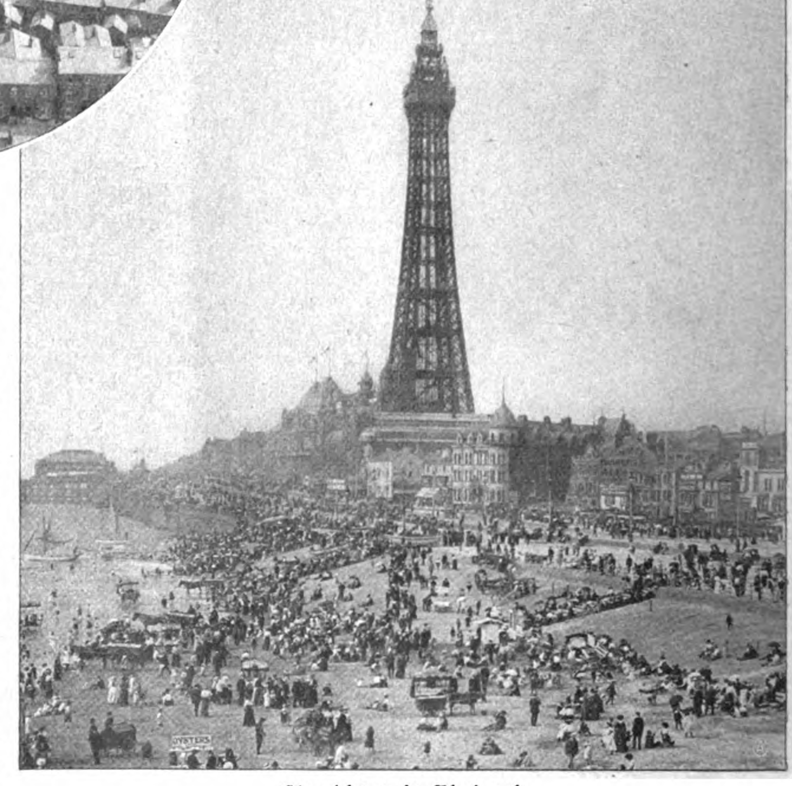
Familienbad in Margate.

Auch Yarmouth gilt für „very gay“, ein Ort, wo auch der konventionellste Engländer nur hingeht, um mal über die Stränge zu schlagen. Der breite, in die See gebaute Landungssteg trägt einen riesigen Vergnügungstempel, der Theater, Varieté und Tanzsaal in sich vereinigt. Hier wie in Margate finden sich neuerdings etwas französische Anklänge, denn der freie, lustige Ton, die vielerlei Vergnügungen und last not least das Familienbad sind alles Einrichtungen, die gar nicht recht englisch anmuten und entschieden französischen Einflüssen und Nachahmungen ihr Dasein verdanken.

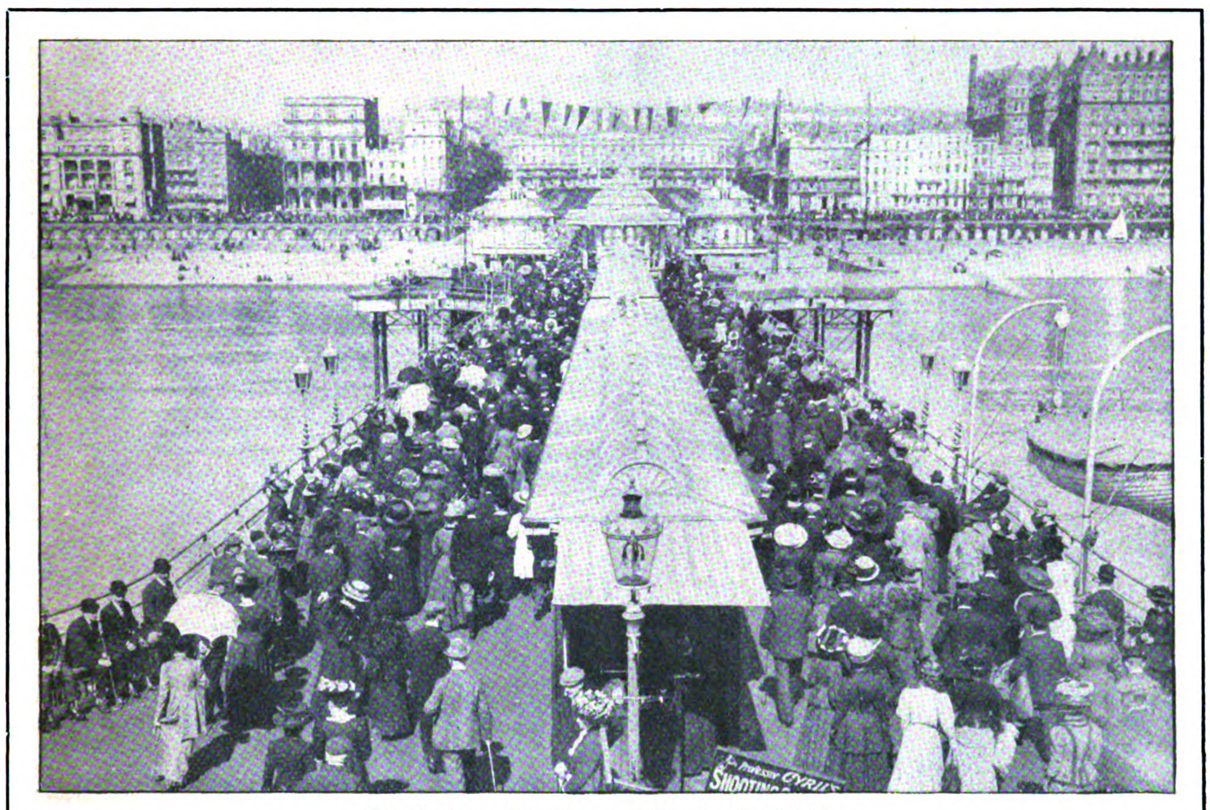


Das große Rad in Blackpool.

felsen, ganz gleichmäßig gebaute Häuser und für das Auge eine beruhigende Farbenmischung von Gelbgrau und Grün. — Die feineren Nuancen der einzelnen Orte und ihre Verschiedenheiten offenbaren sich erst dem Eingeweihten, dem genauen Kenner des Landes. Da sind zunächst die „less aristocratic places“, zu ihnen gehört Margate, Blackpool, Southend und wohl auch Yarmouth. Sie gehören fast ausschließlich dem Vergnügen; der Berliner würde sie mit „großen Rummelplätzen“ an der See bezeichnen. Wer sich mal ganz aus dem gewohnten Gleise herauswerfen will, der fährt dorthin und genießt mit der Menge. Da ist das „große Rad“ und der Wintergarten und ein zweiter Eiffelturm in Blackpool, namentlich das erstere genießt einen gewissen Ruf als Schauplatz romantischer Abenteuer.



Strandleben in Blackpool.



Der Landungssteg an einem Feiertag in Brighton.



Wettbewerb für „Sandplastik“ in Margate.

Denn alles, was nicht echt angelsächsisch ist, wird als „french" bezeichnet; man spricht von französischen Fenstern, französischem Weißbrot und natürlich zahllosen „French things", die in das Gebiet der Damengarderobe fallen.

Brighton, das größte aller englischen Seebäder, beinahe ein kleines London an der See, vereinigt eigentlich beides in sich, Vergnügungssüchtige wie Erholungsbedürftige. An den Festtagen strömen Tausende aus London dorthin, dann ist es der Typus des Volksseebades, trotzdem es einen Teil des Jahres, wenige Wochen Ende Februar oder Anfang März, auch eine recht erlesene Gesellschaft versammelt. Leute, die aus dem Süden früher zurückkommen, denen es in London noch zu düster und neblig



In Sonne und Sand am Strand von Yarmouth.

Höhepunkt der „Season" in Margate.

ist, wärmen sich in der freundlicheren Sonne Brightons. In den Zeitungen ist dann zu lesen: Lord und Lady X. haben längeren Aufenthalt in Brighton genommen, die Herzogin von Fairyland und die reiche Amerikanerin Mrs. Plenty prominierten heute am Strand. Und reiche Bankiers fahren von ihren Londoner Stadthäusern aus mit dem Auto für einige Tage „down to Brighton" und beleben mit einem Schimmer eleganter Toiletten und tadellos sitzender Abendanzüge die luxuriösen Halls palastartiger Hotels. — Einen ausgesprochen ruhigen und vornehmen Charakter trägt das an der Ostküste gelegene Felixstowe, das auch die Kaiserin Friedrich sehr liebte. Seitdem haben wiederholt deutsche Fürstlichkeiten dort den Meeresstrand und das einförmig-beruhigende Landschaftsbild der Grafschaft Suffolk genossen. In Felixstowe trifft man fast nur vornehme Gesellschaft, und außer der Tafelmusik einer ungarischen Kapelle im Hotel vernimmt das Ohr nichts als den gleichmäßigen Wellenschlag des Meeres und das Wehen einer oft recht kräftigen Seebrise. Aber weiter nördlich an der Küste von Suffolk und Norfolk, da gibt es noch ganz stille und weltfremde kleine Küstenorte mit kleinen

zweistöckigen Gasthöfen, die ihre altehrwürdigen Bezeichnungen, wie „The white Horse“, „The Royal Arms“ oder „The golden Horse-shoe“ noch nicht gegen hochtrabende Namen wie „Palace“, „Metropole“ oder „Grand Hotel“ vertauscht haben. Dort trifft man biedere alte Engländer vom Land. Country-Squires mit ihren Ladies spazieren am Strand und versammeln sich abends im langen niedrigen Speisezimmer mit den breiten Chippendale-Stühlen und alten, bunten Sportbildern an der Wand, auf denen Rotfräcke zu sehen sind, die über eine Hecke setzen, oder die feine Lithographie eines schönen edlen Pferdes, das vor fünfzig Jahren das Derby gewann, und das jeder Sportsman von der alten Schule noch kennt. In diesen ganz entlegenen Seebädern fehlen auch unsere deutschen Landsleute, die eigentlich sonst überall zu finden sind. Wenn sich aber mal ein „German cousin“ in dieses ausschließlich englische Milieu verliert, so muß er zunächst einer recht frostigen Aufnahme gewärtig sein. Er wird als unliebsamer Eindringling betrachtet. Erst nach Wochen, wenn er durch manierliches Wesen und bescheidenste Zurückhaltung seine friedlichen Absichten bekundet hat, gelingt es ihm, sich von dem Odium des lästigen Ausländers und Ruhestörers zu befreien. Dann allerdings findet er eine echte, ehrliche und in ihrer Einfachheit sehr wohltuende Freundschaft von Mensch zum Menschen.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

7. Fortsetzung.

Komische Leute, dachte Herta, als sie jetzt neben ihm herschritt. Es ist doch nicht so einfach.

Aber bald war der kleine Zwischenfall vergessen.

Auf der weißen Landstraße zogen sie dahin, im spärlichen Flockenfall, der ihre Kleider mit silbernen Sternen zierte, und oft wieherten die beiden Tiere laut und freudig in die schweigende Landschaft hinaus. Und hier, in der frischen, kalten Luft, die die Brust weitete und die Augen klarer machte, hier neben dem Mann, der ihr so unbedingt ergeben war, da wurde das kleine Geschöpf plötzlich wieder von jenem Hochgefühl des Herrschens befallen, vor dem sie gewarnt worden war, und das sie doch nicht missen konnte.

Vorwärts — vorwärts. Nur wagen!

Hatte ihr der dumme, ungelenke Mensch nicht einen Wunsch abgeschlagen? Unerhört! Dafür mußte sie ihm gleich jetzt zeigen, wie mächtig sie wäre. Und spielerisch griff sie nach dem Zügel des schlanken, braunen Hengstes, der neben ihr einhertänzelte.

„O Herta“, bat Heinrich erschrocken.

Allein die elegante junge Dame im schwarzen Samtjackett nickte ihm nur unbefangen zu, und dann begann sie mit dem Tier im Trab vorauszurennen.

„Das ist nicht richtig — das ist wirklich nicht richtig“, stammelte Heinrich.

Aber kuck, wie sie dahin lief in ihren flatternden Kleidern, die goldenen Härchen vom Wind zerzaust und versprüht, und wie nun ihr silbernes, neckisches Lachen erklang, da war doch das Bild so schön, so bestrickend, daß dem Nachschauenden alle Bitterkeit entschwand und um seine Lippen ein leises, beifälliges Lächeln zu spielen begann.

Sie ist eben noch ein halbes Kind, dachte er entschuldigend.

So kamen sie in die Schmiede. In dem offenen Vorraum wartete bereits Meister Fielitz mit seinen Gesellen. Die Pferde wurden abgegeben, und alsbald begannen drinnen in der dunklen Werkstatt die Funken um den Amboß zu sprühen. Das Herdfeuer zuckte und fauchte. Und gleich darauf schallten die klirrenden, lustigen Hiebe der Hämmer über die Landstraße. Heinrich selbst hielt mit seinen mächtigen Händen die Hufe, die beschlagen werden sollten. Wieder erkannte Herta, die neugierig und aufmerksam dicht hinter ihm stand, welch ungeheure Gewalt in den muskulösen Armen des jungen Landwirts schlummern müßte.

Klapp — klapp, dröhnten die Hämmer.

Das mußte ja jedes Glied erschüttern, und doch — Heinrich rührte sich nicht. Da beschlich die Zuschauerin eine ferne, quälende Ahnung. Wie, wenn sich dieser schlafende Riese einmal reckte? Es müßte grauenhaft sein, sobald er sich seiner gefesselten Kraft jemals bewußt würde. Konnte sich diese Gewalt nicht auch gelegentlich gegen sie kehren, die doch mit ihm spielte, der es Spaß bereitete, seine dumpfen Geister zu locken und wieder abzustoßen? Nicht doch! Sie beabsichtigte ja gar nichts. Was erstrebte sie denn? Nur herrschen wollte sie, heimlich und unvermerkt, und ihm dann und wann die Überlegenheit ihrer kleinen zierlichen Person beweisen.

Und als ob sie sich selbst beruhigen wollte, klopfte sie dem geneigten Riesen wohlwollend auf den breiten Rücken.

Gerade war der Beschlag zu Ende gediehen und das Rossepaar soeben einem der Schmiedegesellen übergeben worden, der es auf das Gut Werrahn zurückleiten sollte, als sich in dem offenen Vorraum ein heftiges Hundegebell erhob. Gleichzeitig schoß ein auffallend großer, schwarzer Pudel heran, kugelte sich ein paarmal knurrend und pustend durch den Schnee und stob endlich vor dem jungen Landwirt zurück, während er wütend zu bellen anfing. Der Hund schien sich offenbar in durchaus feindlicher und mißtrauischer Gemütstimmung zu befinden.

„Kusch“, rief Heinrich, während das Mädchen geschickt ein Kohlenstückchen gegen den Kläffer schleuderte.

Der Hund fuhr zurück, doch im nächsten Moment setzte er seine Sprünge nur um so wütender fort. Seine schwarzen Augen funkelten und blitzten dabei.

„Je“, räusperte sich plötzlich eine feierliche Stimme, die unvermutet hinter dem jungen Paar laut wurde. „Schmeißen und kusch nützt da gar nichts. I wo! Denn dieses ist kein gewöhnlicher Hund. Das können Sie mir auf mein Wort glauben. Ich habe ihn bereits auf die Probe gestellt.“



Mit diesen Worten schüttelte Küster Vierarm, denn er war es, bedächtig die fünf Kragen seines schwarzen Mantels, wiegte überlegen das eisengraue Haupt unter dem unförmigen Zylinder, der sehr wohl als Schornstein einer Dreschmaschine hätte gebraucht werden können, und streckte dann dem jungen Paar sacht und bedeutungsvoll seine Hand entgegen.

„Guten Morgen, Herr Heinrich, guten Morgen, verehrtes Fräulein", wünschte er. „Süh, süh, schon auf dem Damm. Ja, das Wetter ist zu solch lüttem, vertraulichem Spaziergang wohl geeignet. Ne, ne, ich sage nichts dawider. Ich meinte man. Aber nu denken Sie sich bloß, wie mich das geht. Da sitz ich heute morgen in meiner Stube — in meinem Studierstübing", verbesserte er sich, „und lese das erhebende Buch über den Dombau zu Straßburg. Da haben nämlich die Maurer anstatt mit Mörtel mit Weichkäse und Rheinwein gearbeitet. Denken Sie bloß! Ein so edler Bau war das. Und dem ersten Küster von genanntem Dom ist in der ersten Nacht zur Bestechung vom Teufel ein Glas Liebfrauenmilch in die Amtswohnung getragen worden, so hoch wie ein ausgewachsener Heuwagen. Ja, damals waren noch gute und erkenntliche Zeiten. Aber kucken Sie. Wie ich nun diese erfreulichen Begebenheiten mit wissenschaftlichem Interesse lese, da kratzt was an meine Tür. ‚Still', sag ich. Aber wird es woll ruhig? Ne, es kratzt noch viel ärger. Und zwar mit eine unheimliche Kraft, als ob einer von den Löwen aus Daniels Löwengrube — Sie besinnen sich wohl noch auf die rührende Geschichte — zu mich hereinwill. ‚Na, denn also in Gottes Namen', sage ich, stehe auf und kucke durch den Türspalt. Aber was denken Sie nun woll? Da sitzt dieser zugelaufene Hund draußen, dieser merkwürdige, unnatürliche Pudel, und zeigt mich die Zunge. Ich erschrak. Denn so eine rote Zunge hatte ich noch nie gesehen. Herr Heinrich und Fräulein Herta, ich schwöre es Ihnen zu, das glühende Eisen da von Herrn Schmied Fielitz ist gar nichts dagegen. Und aus dem Schlund dampfte ihm auch etwas. Das habe ich genau bemerkt. Ich sage also: „Hebe dich hinweg". Denn auf diese Weise muß man solche Tiere anreden. Ich hab nämlich einmal Faust von Wolfgang Goethe in der Stadt spielen sehen, und da ist das auch so gemacht worden. Aber will das unheimliche Tier woll? Ne, es will nich. Ich denke also, sollst ein Stück Holz nach ihm schmeißen. Und das tu ich denn auch mit aller Kraft, sehen Sie, so!"

Hier bückte sich der Küster zur Seite, warf seinen Leib mit den fünf Kragen weit zurück und führte mit der Hand eine heftig schleudernde Bewegung aus. In dem gleichen Augenblick jedoch fuhr der Pudel mit wütendem Gebell auf ihn ein und schnappte nach seinen Fingern.

„Allmächtiger", schrie der Küster. „Da haben Sie's. Genau so machte es das Vieh. Bloß mit dem Unterschied, daß es das Stück Holz auf unbegreifliche Weise in der Schnauze auffing und es mich höflich, ja sogar mit einer tückischen Verbeugung vor die Füße legte. Und als ich ihm nun die Tür vor der Nase zuwarf, was meinen Sie woll, was da geschah? Glauben Sie etwa, daß sich der schwarze Abgesandte etwa fortscherte? I wo, fiel ihm gar nicht ein. Da kennen Sie ihn schlecht. Ne, zum offenen Fenster fuhr er plötzlich herein, mit einem Sprung, daß mir die Haare zu Berge standen. Und dann kroch er sofort unter mein Bett — entschuldigen Sie, Fräulein, aber es war wirklich so — um von da etwas hervorzubringen, was ich gewöhnlich dort aufzuheben pflege. Was das ist," schnitt der geistliche Mann mit einer raschen energischen Handbewegung ab, „das tut hier nichts zur Sache."

„Na, und nun läuft er Ihnen nach?" lachte Herta aus vollem Herzen, indem sie den jungen Landwirt in die Seite stieß.

Allein die scharfen Augen des Küsters mußten diese Bewegung erspäht haben.

„Lachen Sie nicht, geehrtes Fräulein", verwies er sie und verzog griesgrämig das bartlose, faltenreiche Antlitz. „Ich habe nun einmal das Schicksal, daß mir von dieser Seite viel zugesetzt wird. Und sobald werde ich ihn auch nicht wieder los. Aber wenn Sie sich vielleicht davon überzeugen wollen? In meinem Hausflur liegt noch das Stück Holz. Das hab ich dort liegen lassen. Da können Sie sich mit eigenen Augen davon überführen."

„Ach ja, Herr Küster", stimmte die kleine Blonde in hellster Begeisterung zu. „Ein Hauswesen wie das Ihrige denke ich mir furchtbar interessant. Nicht wahr, Heinrich, das darf man sich nicht entgehen lassen?"

Und nachdem auch Heinrich mit einem gutmütigen Lächeln seine Einwilligung erklärt hatte, da nickte der Küster geschmeichelt, rückte sich den Zylinder fester in die Stirn und wies mit seinem Stock gegen das Ende des Dorfes.

„Es sind nur ein paar Schritte", gab er an. „Sehen Sie dort das grüne Häuschen mit dem verschneiten Storchennest auf dem Dach? Dort wohne ich. Auf ein Storchnest halte ich nämlich außerordentlich", fügte er belehrend hinzu. „Das hat eine ganz besondere und befreiende Kraft."

Munter schritten sie zu dreien aus, und die Kleine drängte sich so dicht an den Geistlichen heran, sie blinzelte so oft und bewundernd in sein ernstes Prophetenantlitz in die Höhe, daß Küster Vierarms vorsichtige Gemütsart allmählich hinschmolz.

„Sie sünd ein sehr munteres Ding, verehrtes Fräulein", stellte er mit gemessenem Beifall fest. „Das kann sich Frau Lotte Kalsow zu Werrahn woll gefallen lassen. Nich wahr, Herr Heinrich?"

„Gewiß, das kann sie", scholl es von der andern Seite.

Der Küster verzog die struppigen Brauen.

„Allerdings — hm —", wollte er einschränken. Denn ihm fiel noch zur rechten Zeit die Erscheinung aus der ersten Dezembernacht ein, und daß er ja eigentlich mit einem Kobold über Land wandele.

Aber wie er nun auf die kleine, kindliche Gestalt herunterschielte und dabei plötzlich zu seinem eigenen Erstaunen empfand, daß sie wie ein kleines Mädchen ihre Hand in die seine geschoben hatte, gleichsam als ob sie sich ganz seiner väterlichen Obhut anvertrauen möchte, da brodelten in seiner temperamentvollen Seele Gutmütigkeit und Wohlbehagen von neuem über.

„Keine Spur", sprach er aus seinen Gedanken heraus. „Sie sünd etwas sehr Nüdliches!"

Und wieder sagte sein Nebenmann laut und beglückt: „Nicht wahr? Ja, das will ich meinen."

Selbst der unheimliche Hund sprang an der Blonden empor und schnopperte zärtlich an dem schwarzen Samtmantel herum.

„Hm", murmelte Küster Vierarm. „Das will mir doch wiederum sehr bedenklich erscheinen."



So kamen sie an die Kirche. Da beschlich den Mann mit den fünf Kragen ein neuer Einfall. Die gelbe, eisenbeschlagene Eichentür, die in den viereckigen Backsteinturm eingefügt war, stand sie nicht offen? Wie wäre es, wenn er einmal prüfte, ob dieses kleine, blonde Geschöpf neben ihm auch ein christliches und religiöses Gemüt besäße? Denn darauf wußte er zu laufen. Dafür besaß er schon seine Methoden.

Und kurz entschlossen schritt er mit seinen langen Beinen auf die Tür zu, stieß sie zurück und forderte seine beiden Begleiter auf einzutreten. Es sei zwar nur eine kleine Kirche, meinte er, aber die Frau Gräfin habe sie erst vor wenigen Jahren auf ihre eigenen Kosten frisch tünchen, mit einer wundervollen Holzbekleidung versehen und mit den schönsten bunten Glasfenstern ausschmücken lassen.

„Und was das Hauptsächlichste ist," setzte er hinzu, „die hochgeborene Frau hat nämlich erst vor kurzer Zeit eine neue Orgel gestiftet. Die ist direkt aus Köln gekommen und hat einen Klang wie nur wenige im Land. Und da ich gerade einen Tagelöhner zur Hand habe, der die Bälge treten könnte, so —"

Kaum war das Wort gefallen, so sprang Herta auch schon vor ihn hin, hob sich auf die Zehen, und nun streichelte sie schmeichlerisch und liebkosend seine Brust, die so wohl verwahrt unter den fünf beschneiten Kragen steckte.

„Das dürfen Sie uns nicht entgehen lassen, lieber, lieber Herr Küster", bettelte sie. „Sie sollen ja so wundervoll die Orgel spielen. Und es gibt kein Instrument, das ich auch nur annähernd so gern hörte. Nicht wahr, Heinrich, wir setzen uns zusammen und lauschen ganz still und andächtig."

Der Küster war gewonnen.

„Na, dann kommen Sie", forderte er auf.

Ein schmales, dunkles Kirchenschiff empfing sie. Aber von oben flutete durch die bunten Glasscheiben ein unirdisches Licht und streute blaue und rote Kränze auf die Chorbänke und tiefer hinab auf die weißen Steinfliesen. Laut hallten die Schritte der drei Wanderer in dem leeren Raum wider.

Auf ein Zeichen ihres Führers ließen sich Herta und Heinrich auf einer Bank dicht neben der Kanzel nieder, die an einer weißen runden Säule in die Höhe kletterte. Der Küster jedoch legte die Hand an die Lippen, als wolle er den beiden nochmals Schweigen und Andacht empfehlen. Dann entfernte er sich mit seinen weit ausgreifenden Schritten. Das hallende Geräusch verstummte, und eine Weile blieb es gänzlich still in dem dämmernd dunklen Raum.

Aber was war das?

Erst ein leises Ziehen und Atmen, wie wenn eine Schar von Kindern mit ganz feinen Stimmchen zu singen anhöbe. Und dann — es rauscht und donnert. Im starken Echo brechen sich die Tonwellen an den kahlen Mauern und branden verebbend wieder zurück. Und nun donnert, von starken Fäusten regiert, das alte Trutz- und Loblied nordischen Glaubens durch die Kirche:

„Eine feste Burg ist unser Gott."

Ja, Küster Vierarm war ein Orgelmeister. Die gewaltigen Töne, die er seinem Instrument entlockte, das doch in Köln gebaut war, um hier oben an der Küste des Meeres zur Buße und zur Erbauung zu rufen, jene mächtigen, die Seele erschütternden Klänge, sie waren seine Äxte und seine Streitkolben, die er gegen den bösen Feind und die Mächte der Finsternis schwang. Immer drauf! Immer vorwärts! Bis die Gehörnten mit zerschmetterten Schädeln winselnd davonflohen und über ihnen durch den Sternenhimmel des Daches sich Engelsköpfchen hindurchdrängten, um silbern und quellenrein Lieder der Vergebung zu singen.

Wo blieben da die heimlichen Gedanken des blonden, allzu irdischen Geschöpfs, das gekommen war, um eine Stunde der Erheiterung und der Lust zu erleben?

Zuerst hatte sie ihrem Nachbar leise die Hand gereicht, als ob sie sich fürchte, in der Leere allein zu weilen. Jetzt entzog sie ihm ihre Finger mit einem harten, unvermuteten Ruck. Ihre hellen, blauen Augen öffneten sich und starrten dort hinauf, woher all der Sturm und Drang herunter wetterte. Noch wehrte sie sich. Eine kurze Spanne Zeit versuchte sie näher an den ungelenken Menschen heranzurücken, um noch einmal einen spöttischen Blick mit ihm zu tauschen. Aber sieh nun, sieh! Wie ernst und blaß dämmerte ihr sein Antlitz in der halben Finsternis entgegen. Er hatte sein Haupt gesenkt und faltete die Hände. Da durchfuhr es auch ihre Seele. Ein eisiger Schrecken überflog sie, wie wenn sie nicht hierher gehöre. Über den Rücken rann ihr ein Schauer. Unaufhörlich brüllten die Donnerstimmen um sie herum: „Geh in dich! Sei wahr! Demütige dich! Hast du nicht eben erst an den Pfosten eines bürgerlichen Hauses gerüttelt, und lag es nicht an dir, daß es nicht zusammenbrach? Wie ruhtest du nackt und entblößt und voll uneingestandener, übermannender Sehnsucht auf deinem Pfühl? Und wen erwartetest du? Gestehe doch, wen? War die Tür verschlossen? Hieltest du dich nicht vielmehr bereit, in jenem tollen Hexenwirbel mitzutanzen, den du den Reigen des Lebens nennst? Und jetzt? Wende die merkwürdig glitzernden Augen, mit denen du deine Bewunderer reizt, wende sie nach innen. Wozu hast du dich hier eingedrängt? Gedenkst du nicht die Macht der alten ehrsamen Frau zu brechen, um dich ihres Schatzes zu bemächtigen, ihres Hauses und ihrer Kinder? Die Demut, die du heuchelst, die Hilfsbereitschaft, die du zeigst, entspringen sie einem reinen, einem zwingenden Bedürfnis? Oder ist nicht alles unecht, erlogen, gespielt? Wehe, wenn es nun doch ein Auge gäbe, das alles durchdringt, das auch dich erkennt, so wie du bist. Wie willst du dich rechtfertigen? Wehe! Wehe!"

Mein Gott, mein Gott! Dazu war sie in diese Dorfkirche gedrungen, spielerisch und leichtsinnig, damit sie hier in Banden geschlagen würde? Auf daß ihr Wille, der doch herrschen wollte, zermürbt werde und in die Knie sänke? Nie und nimmer! Warum gerade jetzt? Weshalb gerade heute?

Sträuben, Aufspringen und sich wehren!

Und wieder rollte die Schlacht über ihrem Haupt. Ganz deutlich nahm sie mit innerem Ohr wahr, wie die Dämonen, gegen die der Geisterbeschwörer seine Streitaxt schleuderte, tobten und brüllten. Und mit einem tiefen Seufzer sank sie zurück und schloß die Augen.

Gottlob, gottlob! Welch ein herrlich vergebender Engelsgesang! Nun war es geschehen, das Böse war besiegt, und die Verkündigung des Verzeihens drang auch bis zu ihr.

„Herta, um Gottes willen, was ist dir?"

„Ich, ich — laß mich!"

„Nein, du weinst ja, du schluchzt! Ist dir nicht wohl?"



Da schlug sie die Hände vor die Augen, raffte die letzte Kraft zusammen und blieb aufrechtsitzen.

Und was dann kam, das fühlte sie nur verschwimmend und wie durch einen weißen Flockenschwarm hindurch. Stille trat ein. Eine furchtbar dräuende Stille. Dann hallende Tritte. Eine weiße Schneelandschaft umfing sie. Und plötzlich konnte sie sich nicht länger bezwingen. Mit einer heftigen Bewegung riß sie sich von der Hand ihres Begleiters los, der sie wohl festgehalten hatte, um sie zu stützen, und in rasendem Lauf stürzte sie davon, dem Haus von Werrahn entgegen.

Allein sein, allein! Niemand ihre Tränen zeigen. Sie war ein törichtes, leicht zu erschütterndes Kind.

„Ja", sagte Küster Vierarm und legte dem betroffenen Landwirt, der fassungslos der Enteilenden nachblickte, schwer und wuchtig die Künstlerhand auf die Schulter. „Sie hat ein weiches und christliches Gemüt, Herr Heinrich. Passen Sie auf, die kriegen wir noch zurecht. Und mit dem Pudel da werde ich auch noch handelseinig, Sie sollen mal sehen."

* * *

„So", sagte der alte Graf Karl Anton von Hohensee und schlug sich behaglich auf den etwas vollen Leib, der sich rundlich und nett aus seinen hellgrauen Beinkleidern abzeichnete. „So, mein Junge", sagte er zu dem jungen Kürassierleutnant, der ihm mit offenem Waffenrock an dem Kaffeetisch in dem hell getäfelten, winzigen Frühstücksalon, eine Zigarette rauchend, gegenübersaß. „Unser roher Schinken schmeckt wirklich immer besser. Mamsell Westphal ist in der Tat eine wahre Künstlerin auf diesem Gebiet. Tadellos! Ne, wahrhaftig, das alte Frauenzimmer trifft die Räucherei ausgezeichnet. Na, willst du noch ein Stück?"

„Ich danke, Papa."

„Gut, dann nehm ich's. Auch jrade kein Unglück. Na, was ich noch sagen wollte", erinnerte er sich während des behaglichen Kauens. „Verfluchter Bengel, ich muß nu doch allmählich ne kleine Abrechnung mit dir halten."

„Erachtest du das wirklich für unumgänglich nötig, Alterchen?" entgegnete der junge Offizier, indem er die kleinen, wohlgeordneten Zähne zu einem Lächeln entblößte.

Und während er aus der Hosentasche ein goldenes Etui hervorzog, reichte er die kleine Kostbarkeit dem alten Grafen Karl Anton herüber und bot den Inhalt mit einer zuvorkommenden Verbeugung an.

„Schön, Alterchen, dann stärke dich mal erst. Feinste Goldmarke. Echt türkischer Tabak. Wirst entschieden milder gestimmt, wenn du dich davon vollgesogen hast. Und nu leg mal los."

„Dummer Junge", widersprach der Gutsbesitzer, zog aber doch eine der Zigaretten aus dem Etui, setzte sie in Brand und lehnte sich dann paffend und pustend zurück.

„Diesmal kommst du mit deinen Alfanzereien nich durch, mein Söhnchen, dat bilde dir nich ein. So einfach is dat nich, mein Liebling. Und wenn du hier noch groß aufmucken willst und den Grandigen spielen, dann werden wir dir die Säbelkoppel 'n bißchen enger schnallen, verstanden? Und nu paß auf. Du bist nämlich hier eklig verklatscht worden."

„Bei dir, Papa?"

„Ja, natürlich, bei mir auch. Das hätte aber nich so viel zu sagen, denn ich bin ja leider ein viel zu zartfühlender und verständnisinniger Erzeuger. Leider Jottes. Ne, aber was viel schlimmer is, bei Maman. Und es is 'ne Gnade von Jott, Junge, daß sie ihre Morgenandacht noch nicht zu Ende gebracht hat, sonst würde sie dir heillos über den Leib kommen, mein Sohn. Aber schad't ihm nich, auch wir haben ein ernstes Wort miteinander zu sprechen."

„Ne", sagte der Leutnant lässig und ohne große Aufregung. „Hab'n wir nich."

Und dabei goß er sich ein Glas Portwein ein und hielt den goldbraunen Trank wohlgefällig gegen das Licht, so daß sich die spärlichen Strahlen der Morgensonne in ihm spiegeln mußten.

„Prost, Alterchen. Sprechen kein ernstes Wort miteinander; ich räume nämlich alles ein, obwohl ich vorderhand noch gar nicht weiß, was Frau Mama wieder aufgegabelt hat. Aber das tut nichts. Ich bekenne mich von vornherein schuldig. Und weißt du was, Vater? Inzwischen möchte ich den englischen Hengst ein bißchen bewegen. Das Vieh wird mir sonst stumpf auf den Beinen, und du weißt doch, ich habe beim Stettiner Rennen angemeldet."

„Was, schon wieder?" rief der alte Herr, klatschte mit dem Zeitungsblatt des Kreisanzeigers, den er gerade gelesen, auf den Tisch, sprang auf und wanderte keuchend und pustend über den Parkettfußboden, der nur von ein paar unauffälligen persischen Teppichen bedeckt war.

„Wer hält denn bei der unnötigen Geschichte gegen dich?"

„Oh, bloß ein paar schwache Kandidaten. Fritz Basedow auf ‚Atlantic'."

„Aha. Das ist ja woll der Pasewalker Kürassier? Na, und wer noch?"

„Rittmeister von Schwengen auf ‚Kleopatra'."

„Kuck, der von den hannöverschen Ulanen. Na, da is ja wieder 'ne recht anmutige Gesellschaft beisammen. Sag mal, da kann doch der kleine Elten von den Potsdamern auch nicht weit sein? Nimm dich in acht, Bengel, für den bezahlt der Alte nich mehr. Da gibt's 'n ekligen Krach. Und mit dem Obersten der Leibeskadron is auch nich zu spaßen. So, und da wir gerade dabei sind, so will ich dir klipp und klar anmelden, daß ich von heute an nicht mehr in der Lage bin —"

Jammerschade! Der alte Herr, der sehr zu Unrecht diese Bezeichnung führte, denn er war ein Mann, der die Fünfziger noch nicht verlassen und mit seiner kleinen, behäbigen Figur, an der alles von strotzender Kraft zeugte, den Eindruck einer forschen, unerschütterten Gesundheit machte, jammerschade, Karl Anton hatte sich gerade in eine Respektspose gesetzt, was er sonst seinem Jungen gegenüber selten fertigbrachte. Mit gespreizten Beinen, die in ein Paar Stulpstiefeln steckten, stand er vor ihm und rieb sich nun ärgerlich die rote Nase, ein deutliches Signal, daß er einem fröhlichen kleinen Gelage, wo Schaumwein der Franzosen floß, nicht abgeneigt war. Vorausgesetzt natürlich, daß die gestrenge Gattin Frau Anne-Marie Luise, geborene Freiin von Pötteritz, den Rücken gewendet hatte. Denn Lischen, wie Karl Anton sie in vertraulichen Stunden nannte, empfand solche Völlerei als gegen jede Buße gerichtet und pflegte leider Gottes fast beständig in Karfreitagstimmung herumzuwandeln.

„Na also, Junge, nu knöpfe gefälligst eins die Ohren auf."

Aber wie gesagt, jammerschade! Dem mannhaften Anlauf sollte kein Sprung folgen. Denn an die Tür wurde hart, wenn auch respektvoll geklopft, und als Karl



Anton, der sich unterbrochen sah, wütend geschrien: „Na, in drei Deuwels Namen, herein!“ da stand auch schon der Inspektor Hartmann vor den beiden Herren, angetan in grüner Flauschjoppe und hohen Landmannstiefeln, um sich flüchtig vor seinem Chef zu verbeugen. Er strich sich den kurzen, blonden Vollbart, der sein gebräuntes Gesicht umrahmte, und legte ohne weiteres einen großen Haufen Briefe und Papiere auf den Tisch.

„Milchabrechnungen, Herr Graf.“

„Schön.“

„Und hier die Aufstellung über die neue Maschinenhalle in der Ziegelei.“

„Was, was? Auch schon? Hartmann, Sie haben woll zu viel Kesch-Kesch? Oder glauben Sie, ich könnte die Dukaten —“

Bei dieser Stelle verschluckte Karl Anton leider das schöne Gleichnis, und da er sah, daß sein Verwalter noch nicht Miene zeigte, sich zurückzuziehen, so riß er wieder gefährlich an seinem roten Gesichtsvorsprung, als hätte ihn dieser gröblich beleidigt.

„Noch wat? Ach, ich merke schon“, schnaubte er, wobei ihn wieder ein neuer Hustenanfall beinah auf den Rücken legte. „Sie kommen von Ihrer verdammtigen Verrücktheit nich los. Wollen mich durchaus zum Konkurs treiben. Uns Landleuten geht es ja so prachtvoll. Und die Ausgaben für unsere liebe Familie werden immer geringer.“

Hier schnellte ein Blick aus den blinzelnden blauen Augen zu dem Sohn herüber, der dem Inspektor Hartmann gerade vertraulich auf die Achsel klopfte, um ihm nun gleichfalls seine türkischen Zigaretten aus dem goldenen Etui anzubieten.

„Na, Hartmannchen,“ forderte er ihn auf, „nun spielen Sie man nich den Bescheidenen. Ich beziehe en gros. Kann meine ganze Schwadron unter Brand setzen.“

Und damit steckte er dem andern eine Handvoll in die Flauschjoppe.

„Danke, Herr Graf.“

„Na, zum Donnerwetter“, schnaubte jetzt Karl Anton. „Wollen Sie nun vielleicht die Güte haben? Spukt Ihre verhagelte, niederträchtige Entdeckung immer noch?“

Der Inspektor nickte sehr befriedigt wie jemand, der sich mit Recht etwas einzubilden hat.

„Jawoll, Herr Graf. Es ist wirklicher Mergel, den wir unter dem Weizenacker gefunden haben.“

Jetzt ließ sich der Rittergutsbesitzer in einen Schaukelstuhl fallen und wiegte sich in stiller Wut hin und her, so daß seine kurzen Beine gefährlich nahe an den Inspektor herangeschwungen wurden.

„Und Sie glauben wahrhaftig, Sie leichtsinniger Patron, daß ich deswegen gegen 200 Morgen des besten Weizenbodens eingehen lassen werde? Hartmann, nehmen S' nicht übel, Sie müssen besoffen sein.“

An derartige gute Meinungen seitens seines Chefs war aber der Beamte gewöhnt. Gleichmütig zuckte er die Achseln, und dabei brachte er bereits eine braune Tüte aus seiner Tasche hervor, die er nun ohne besondere Hast auf den Tisch legte.

„Hier haben Sie, Herr Graf, die Untersuchung aus dem chemischen Laboratorium zu Greifswald. Und hier die Analyse. Die Herren schreiben, es sei bester, hochgradiger Mergel, wie er sich in solcher Vollkommenheit nur auf dem uralisch-baltischen Landrücken findet, ein Dünger und Reizmittel ersten Ranges. Ich veranschlage den jährlichen Nutzen für uns auf mindestens 30,000 bis 40,000 Mark. Und für die fünf Morgen, die leider ohne diesen kostbaren Gehalt zu liegen scheinen, da habe ich auch bereits einen Käufer.“

„So, haben Sie?“ knurrte Karl Anton, indem er zu schaukeln aufhörte und sich eifrig die Nase rieb. „Wer ist denn das, wenn ich fragen darf?“

„Das is unser Nachbar Kalsow. Die alte Dame hat ihren Sohn, der in ihrem Namen die Geschäfte führt, zu uns geschickt. Und wenn Sie gestatten, Herr Graf, so rufe ich den jungen Mann gleich herein, denn er wartet hier draußen schon auf dem Gang.“

Bei dieser Ankündigung schaukelte sich der Graf aus seiner bequemen Lage in die Höhe, sprang auf beide Füße und trampelte vor seinem Untergebenen zwischen Zorn und Befriedigung hin und her.

„Haben ihn gleich mitgebracht“, schimpfte er. „Is ja wirklich recht nüdlich. Jeht alles wie geölt. Na, nu sagen Sie mal, wann werden Sie mich eigentlich unter Obervormundschaft setzen?“

Und während er den Inspektor in die Seite puffte, fuhr er ganz geschäftsmäßig fort: „Na also, Hartmann, was fordern wir denn nu für die fünf Morgen? Solche Arrondierung is doch für die alte Dame da drüben ein Fressen. Das darf nich billig verkloppt werden. Also rechnen wir dreitausend Mark.“

„Zu hoch, Herr Graf.“

„Zweitausendfünfhundert.“

„Nich zu machen, Herr Graf.“

„Also Schockschwerenot zweitausenddreihundert. Nich einen Pfennig billiger. Ich handle doch nich. Und nu lassen Sie den Mann mal eintreten.“

Und als sich der Inspektor für einen Augenblick entfernt hatte, um den Besucher hereinzugeleiten, da wanderte der alte Herr mit den Händen auf dem Rücken auf und ab, grimmige Blicke seinem Sohn herüberschleudernd, der dieses ganze Geschäft mit unverhohlener Befriedigung zu verfolgen schien.

„Lach nich“, knurrte er. „Davon hast du eben leider keinen Schimmer. Keine blasse Ahnung besitzt du davon. Na, und übrigens dieser Herr Kalsow“, setzte er nach Luft schnappend hinzu. „Da hätten wir's ja. Das is ja gerade der triftige Punkt. Darüber unterhalten wir uns noch, mein liebes Jungchen.“

„So?“ sagte der Leutnant ungerührt. „Ich nich, Papa. Übrigens, ich muß dir sagen, das Mädel is eine prachtvolle Erscheinung. Ein Nümmerchen, Vater! Die solltest du mal sehen!“

„Was“, schrie der Alte, der im Moment das Lachen nicht verbeißen konnte. „Halt die Schnauze, Bengel. Solche Vertraulichkeiten möchte ich mir doch ergebenst verbitten. Himmelschock, wenn das deine Mutter wüßte.“

„Na, sie weiß es ja“, sagte der Leutnant ruhig und setzte eine neue Zigarre in Brand. „Ihr geistlicher Oberspion der Küster Vierarm dürfte ihr ja von meiner neuen Entdeckung bereits Mitteilung gemacht haben. Wodurch mein Fund natürlich nichts an Wert verliert. Herein!“ unterbrach er sich eifrig, denn es wurde an die Tür geklopft.

„Herein!“ brüllte Karl Anton hinterher, der sich das Heft in geschäftlichen Dingen nicht aus der Hand nehmen ließ. Heinrich, der in seinem unvermeidlichen faltenreichen Gehrock erschienen war, verneigte sich förmlich und ein wenig ungelenk vor den beiden Aristokraten.

(Fortsetzung folgt.)

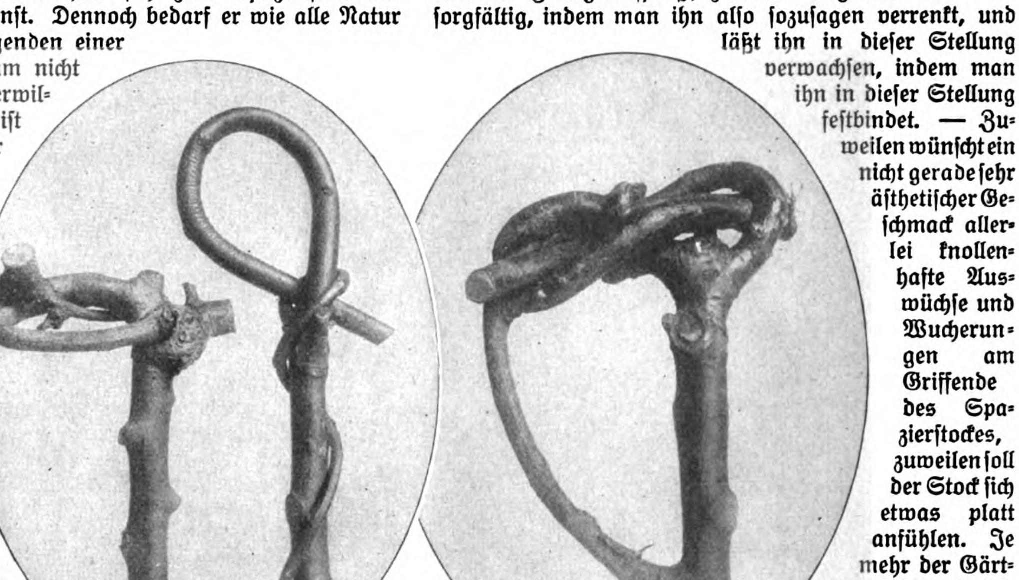


Ueber Naturstöcke.

Von Dr. Peter Fernau. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Der Naturstock verhält sich zum Spazierstock wie die Natur zur Kunst. Dennoch bedarf er wie alle Natur in kultivierten Gegenden einer gewissen Pflege, um nicht gar zu sehr zu verwildern. Besonders ist dies natürlich der Fall in jenen Gegenden, wo man ganze Gärtnereien angelegt hat, um Naturstöcke ernten zu können. Eine besonders große Gärtnereianlage finden wir in Maule bei Paris, wo ein Raum von etwa 200 Hektaren der Zucht solcher Stöcke gewidmet ist. Man pflanzt dort junge Eichen, Ahorne, Kastanien und andere Bäumchen. Sind die Pflanzen ein Jahr alt geworden, so werden sie eben über dem Boden glatt abgeschnitten, um das Treiben mehrerer Zweige zu ermöglichen, und diese Zweige läßt man dann drei Jahre lang sich entwickeln, bis sie die vorschriftsmäßige Größe erreicht haben.

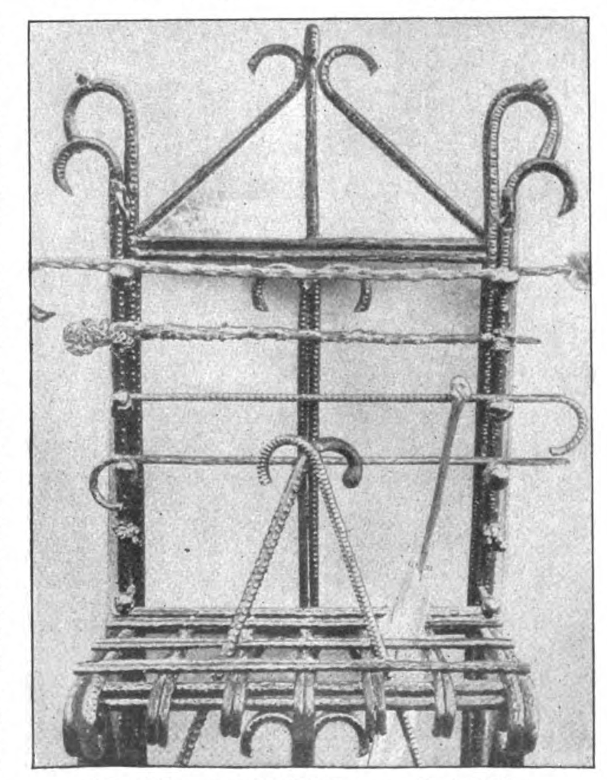
Zuweilen werden während dieses Wachsens schon allerhand chirurgische Eingriffe am Stamm vorgenommen, um der Rinde ein eigenartiges, seltsames, narbenvolles Gepräge zu geben. Zuweilen werden auch wohl, während die lebendigen Wurzeln noch im Erdreich haftend wirken, allerlei Nebenzweige wunderbar verknotet und verschlungen, um so eine eigenartige Krücke zu bilden, die später nach dem Erstarren in Trockenheit dauerhaft hält. Zuweilen dient als Krücke oder Handgriff einfach ein Stück jenes größeren Zweiges, dem der Stock als kleinerer Zweig entsproß; zuweilen biegt man den Stab sorgfältig, indem man ihn also sozusagen verrenkt, und läßt ihn in dieser Stellung verwachsen, indem man ihn in dieser Stellung festbindet. — Zuweilen wünscht ein nicht gerade sehr ästhetischer Geschmack allerlei knollenhafte Auswüchse und Wucherungen am Griffende des Spazierstockes, zuweilen soll der Stock sich etwas platt anfühlen. Je mehr der Gärtner sich mit der Zucht des Stockes beschäftigt, je mehr Gewalt er der Natur antut, desto mehr entfernt sich sein Gebilde von der schlichten Art des Naturstockes, und desto schneller sehen wir den Spazierstock entstehen, dessen Geschichte und dessen Wesen so wenig mit dem Leben und der Art des Naturstockes gemein hat. — Denn beim Naturstock, den man auch wohl richtiger und natürlicher als Wanderstab bezeichnen könnte, kann man wirklich von einem Leben sprechen! In alten Zeiten, als es noch gar keine Spazierstöcke gab, weil es noch gar keinen Luxus gab, da schnitt man schon Wanderstecken, wenn man sich auf der Wanderung befand. Man schnitt sie am Wege; so wollte es der alte Wanderbrauch; sie sollten nicht nur Wandergenossen sein, sondern auch erst auf der Fahrt entstehen, und später von ihr erzählen. Dieser Wanderstab sollte nichts weiter sein als eine Stütze und schlimmstenfalls eine Waffe. Und wie man damals überhaupt allem,



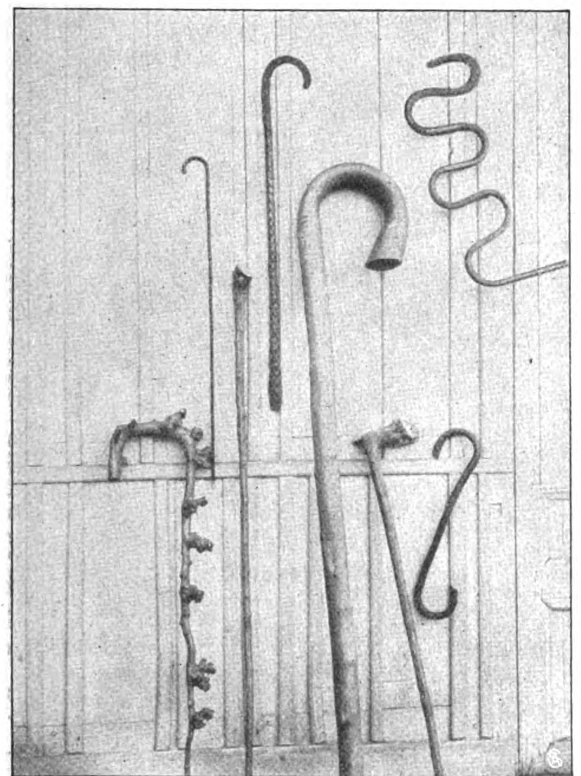
Geflochtene Naturstöcke, während des Lebens gebogen.



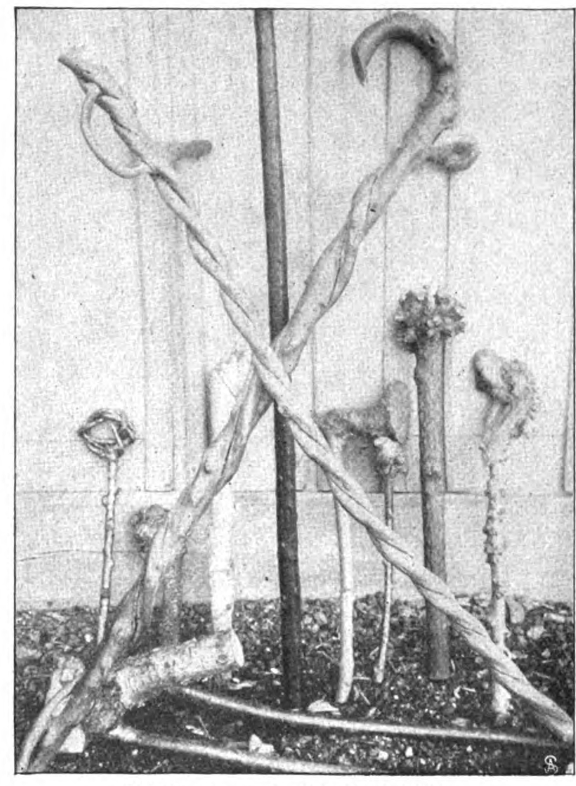
Ungeschälter Naturstock mit geflochtenem Griff.



Ein Schirm und Stockständer aus Naturstöcken.



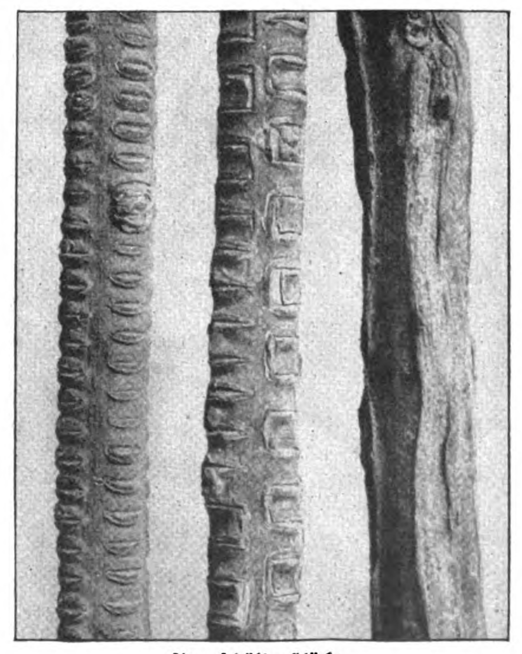
Künstlich gebogene Naturstöcke verschiedener Formen.



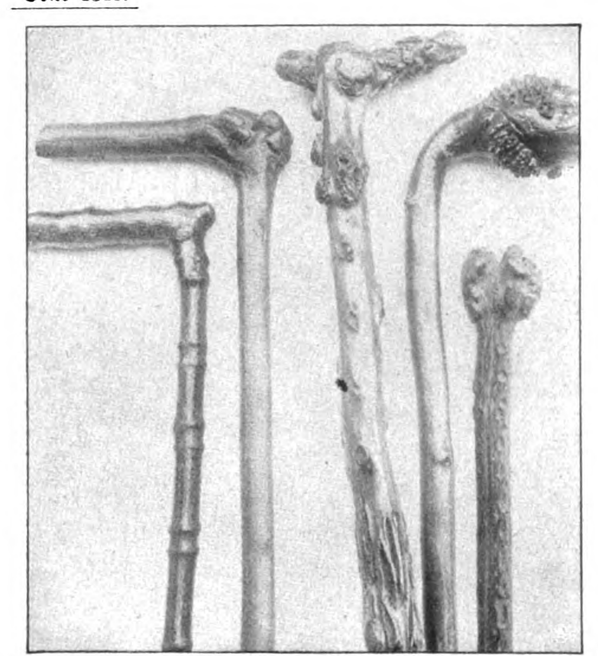
Allerhand wunderliche Naturstöcke.

was die Natur in so verschwenderischer und doch so geheimnisvoller Art bot, Ehrfurcht entgegenbrachte, und nichts unnütz zerstörte, so wurde einem solchen Stab nicht die schützende Rinde abgezogen! Ein von Anfang an welker Stab wäre als ein unheilbringendes Symbol erschienen! Wären später auf langer Wanderfahrt alle Säfte und Triebe des Wanderstabs ganz vertrocknet, so wäre der natürliche Tod des Zweiges ein würdiger und ehrenhafter gewesen. Oft aber überdauerte die im Holz schlummernde Kraft die Reise, und wenn dann nach der Heimkehr der Wanderer rastete, dann rastete der Stab auch, und zwar auch in seiner Heimat, nämlich im Erdboden! Und wenn es dann vorkam, daß so ein scheinbar schon verdorrtes Holz wieder ausschlug in grünen Blättern und Zweigen, so faßten das in reinen einfacheren und glücklicheren Tagen die Menschen als ein fröhliches, günstiges Zeichen auf, und Blüten so eines Baumes galten als besonders heilig!

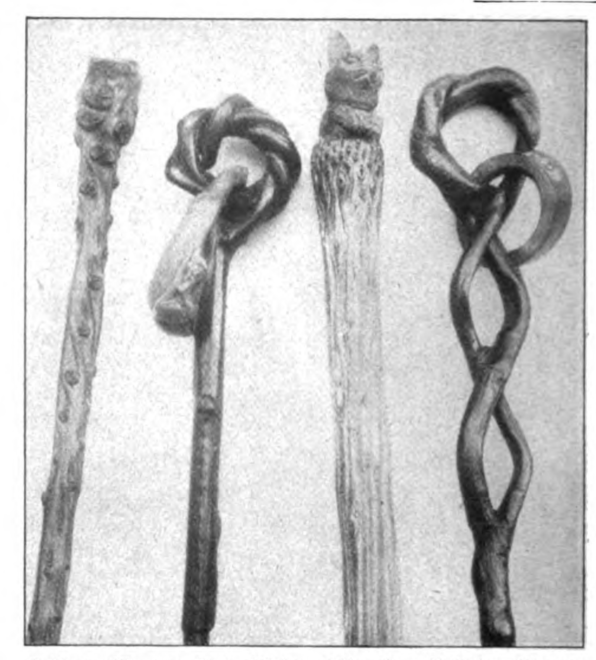
So fern vielen Menschen unserer Zeit solch Empfinden scheint, so selbstverständlich muß es ihnen erscheinen, wenn sie sich die Persönlichkeit bedeutender oder gar gewaltiger Wanderer vorstellen. Der Stab z. B., mit dem Moses an den Felsen schlug, so daß frisches Wasser herausquoll, war doch sicherlich ein Stab dieser einen Wanderschaft allein; diesen Stab hatte er geschnitten während der Wanderschaft; dieser Stab lag nicht schon jahrelang neben anderen Geräten in seiner Hütte, so daß Moses nur nach ihm zu greifen brauchte wie nach einem Spazierstock. Dadurch würde er erniedrigt werden zu einem nüchternen, nichtssagenden Instrument. Wenn wir an den Stab des Moses denken, so steht vor unserm Geist nicht nur sein sichtbarliches Segenswunder, sondern wir denken auch, daß in ihm selbst noch keimendes Leben im tiefsten Mark lebendig war, als er die verschlafenen Wasser weckte; und wir sehen im Geist vor uns den Augenblick, als Moses an den blühenden Baum herantrat, unter seinen Zweigen den Wanderstab sich zu suchen. Jede andere Hand, die an dem Holz dieses Stabes herumgearbeitet hätte, und wäre es die sorgsam prüfende Hand des künstlerischsten Meisters gewesen, sie hätte den Stab nur entweihen können!



Ungeschälte Stöcke,
die während des Lebens ihre eigentümliche Form durch Einschnitte erhalten.

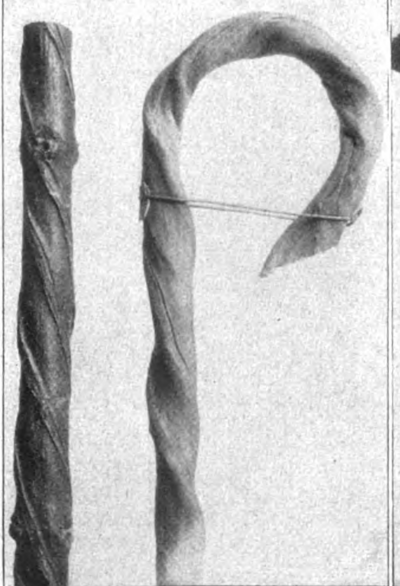


Verschiedene Naturstöcke mit gewachsenen Krücken u. Knaufen.

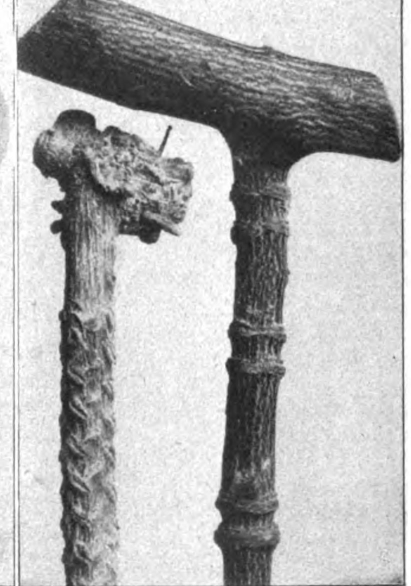


Schirmgriffe aus Naturstöcken, teilweise mit freien Ringen.

Wenn in früheren Zeiten der völlig Verarmte sein Heim verließ, um ins Elend zu ziehen, dann schnitt er sich den letzten Wanderstab vom heimischen Baum. Und in der Gestaltung, die er diesem Stab gab, lag in rührender Weise der Ausdruck seiner Hoffnungslosigkeit und Heimatlosigkeit. Dieser Stab wurde nämlich von ihm der schützenden Rinde entkleidet: dieser Stab war ein weißer Stock. Es war meistens ein Stab ohne Krücke, denn er sollte ja gar nicht eigentlich stützen, sondern nur die nackte Not symbolisieren. Dieser Stock sollte es deutlich aussprechen, daß an eine fröhliche Heimkehr und an ein dereinstiges neues Wurzelschlagen nicht mehr zu denken war; denn wie seinem Herrn das Dach, so war ihm die schützende Hülle der Rinde fortgenommen, und beide waren den Unbilden von Wetter und Wind ausgesetzt. Deshalb spricht man noch heutigen Tages in unserem plattdeutschen Norden von der Befürchtung eines Menschen, „er müßte mit einem weißen Stock (mit em witten Stock) vom Hof gehen."



Spiralig geschälter Stock.
Zur Krücke gebogene Rebe.



Naturstock mit Perlenschnitt.
Bambusimitation und natürliche Krücke.

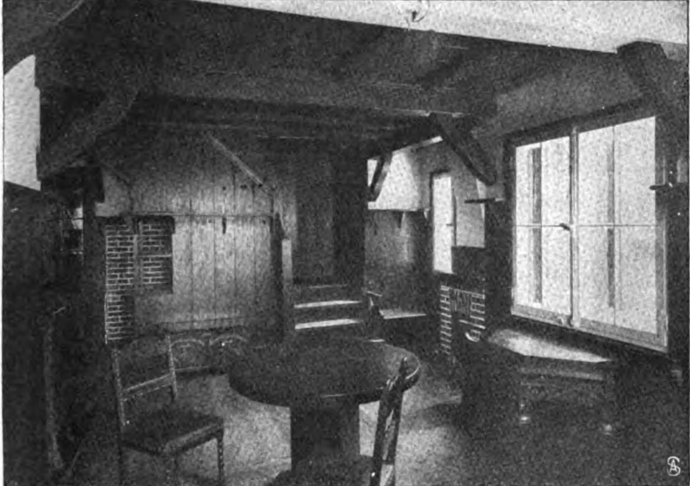
Der Bettelstab war in alter Zeit ein geschälter. Gutzkows „Lorbeerbaum und Bettelstab", jenes Lieblingsdrama unserer Großeltern, in dem ein verarmter Künstler aus dem Stamm seines Lorbeerbaumes sich den Bettelstab schneidet, wird jetzt ja nur noch selten gegeben. Wo es aber doch geschieht, achte der Schauspieler darauf, daß er nachher nicht an seinem Stab die braune Rinde belasse; sonst spielt er mit einem verkehrten Requisit!

Der Naturstock ist immer und immer wieder in Wanderliedern und in Balladen besungen worden; dagegen nicht der Spazierstock, sein kultivierterer oder gar degenerierter Bruder. Der Stock, den der Alte Fritz trug, war im Grunde doch auch ein Spazierstöckchen; wir reden aber immer da von seinem „Krückstock", weil uns das Wort Spazierstock leicht ein wenig philiströs und eines Helden unwürdig erscheint. Mag auch tausendmal, wie Schillers Wachtmeister sagt, alles Regiment vom Stock ausgegangen sein und das Szepter in Königshand nur ein Stock sein, so haftet dem Spazierstock doch etwas Spießbürgerliches an, was es ihm unmöglich macht, unter den würdigen Requisiten der Ballade eine ernste Rolle zu spielen. Wenn zum Beispiel Björnson in seinem „Fischermädchen" uns einen klein-

städtischen Bürgermeister schildert, der einem lebhaften Straßentumult wohlweislich fernblieb und erst nachher auf dem Markt erscheint, als da nur noch ein paar Frauen und Kinder zu sehen sind, die er strenge von dannen verweist, so genügt es dem Dichter, die Gestalt uns dadurch in scharf umrissener Weise zu zeichnen, daß er erzählt, der Bürgermeister sei „mit seinem Spazierstöckchen" gekommen. Wenn Schillers Musikmeister Miller nach seinem „spanischen Rohr" verlangt, so spricht Kleinbürgerlichkeit und spießiges Streben nach weltmännischem Glanz oder doch mindestens nach respektabler Würde aus seinen Worten. Die Geschichte des Spazierstockes gibt uns auf all ihren Blättern Bilder der menschlichen Eitelkeit und Verschwendungssucht. Die Geschichte des ehrlichen, alten, echten Wanderstabes liest sich dagegen oft fast wie eine Legende.

Bilder aus aller Welt

Wie an manchen anderen Orten unseres Vaterlandes und über seine Grenzen hinaus nach dem Erscheinen der Sonderhefte der „Woche" über Sommer- und Ferienhäuser ganze Kolonien solcher Häuser entstanden sind, so ist jetzt auch eine solche auf dem hoch- und freigelegenen Gelände auf dem Kienberg bei Freudenstadt im Schwarzwald im Entstehen begriffen. Die Architekten Bacher und Bangert haben hier eine Anzahl reizvolle Häuser errichtet, die das Interesse aller derer beanspruchen, die ein warmes Herz für die Erhaltung unseres heimatlichen Landschaftsbildes und dessen Bauweise haben. Wer sich jemals mit den Baufragen, soweit sie bei der Errichtung eines Wohnhauses in Betracht kommen, näher beschäftigt hat, weiß, wie schwierig es ist, alle Ansprüche, die ein moderner Kulturmensch an seine Wohnung stellt, zu befriedigen und dabei einmal die Bausumme einzuhalten und darüber hinaus dem Haus eine äußere Gestaltung zu geben, die in das Landschaftsbild hineinpaßt. Gelingt es dem Architekten, durch sein Bauwerk nun noch die Stimmung des Landschaftsbildes zu steigern, so haben wir es mit einem wirklichen Künstler zu tun. Bei der Kolonie auf dem Kienberg sind solche Künstler am Werke. Es entstehen hier, wie unsere Abbildung zeigt, Häuser, die echte Schwarzwaldstimmung erzeugen, die einen vorzüglichen Grundriß haben und dabei nur einen mäßigen Herstellungswert, 12—18000 Mark, erfordert haben. Unendlich viel ist von berufener und unberufener Feder über die Verunstaltung unseres heimatlichen Landschaftsbildes geschrieben worden. Die besten Artikel nützen aus dem einfachen Grunde nichts, weil das Gros der Bauherren sie nicht liest. Das beste Mittel, ja fast das einzigste, um hier überzeugend zu wirken, ist das gute Beispiel. Aus diesem Grunde kann man nur wünschen, daß es den mutigen Männern am Kienberg nicht an Erfolgen fehlen möge und daß auch an anderen Orten ebenso tüchtige Hände sich regen mögen.



Innenansicht eines Sommerhauses auf dem Kienberg bei Freudenstadt.

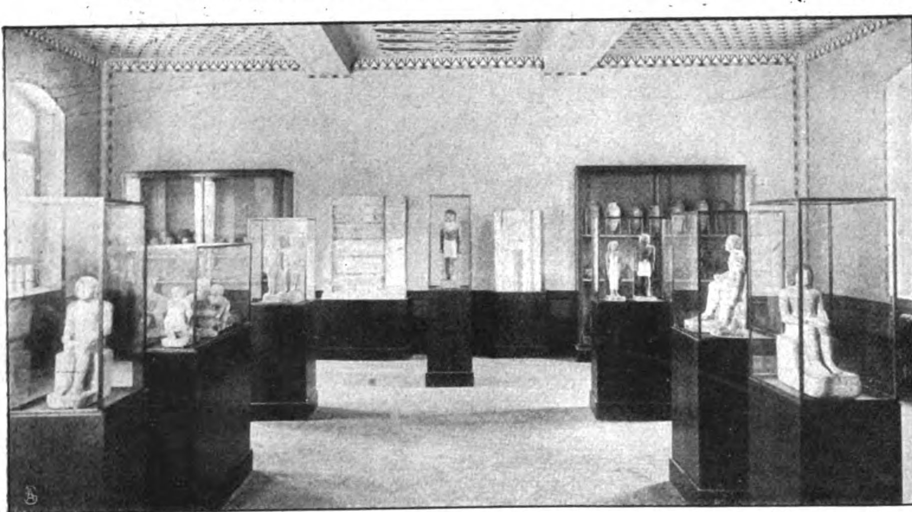
In Nürnberg tagte kürzlich die X. Hauptversammlung des Deutschen Bankbeamten-Vereins unter zahlreicher Beteiligung aus allen Gauen Deutschlands. Das reichhaltige Programm wies unter anderem einen interessanten Vortrag des Professors Dr. Bonn von der Handelshochschule München auf über das Thema: „Die Bedeutung des Bankgewerbes und die Ausbildung der Angestellten". Ein weiteres wichtiges Referat behandelte die Pensionsfrage.



Sommerhaus auf dem Kienberg bei Freudenstadt.



Die Teilnehmer an der X. Hauptversammlung des Deutschen Bankbeamten-Vereins in Nürnberg.



Saal der ägyptischen Statuen
im Pelizaeus-Museum in Hildesheim.



Wilhelm Pelizaeus,
Stifter des Pelizaeus-Museums in Hildesheim.

Der in Hildesheim geborene Großkaufmann Pelizaeus in Kairo hat seiner Vaterstadt ein ägyptisches Museum gestiftet, das eine reiche, wohlgeordnete Sammlung von ägyptischen Statuen des alten Reiches enthält.

Der berühmten schwedischen Dichterin Ellen Key hat der schwedische Staat als Ehrengabe ein Grundstück zwischen Orneberg und dem Wetternsee auf 30 Jahre geschenkt. Ellen Key hat sich darauf ein entzückendes Heim gebaut und die Bestimmung getroffen, daß dieses, falls sie früher sterben sollte, mit allem was drin und dran ist, in ein Erholungsheim für arbeitende Frauen umgewandelt werden soll. Auch durch diese Bestimmung hat Ellen Key wieder ihre bekannte philanthropische Gesinnung dokumentiert.



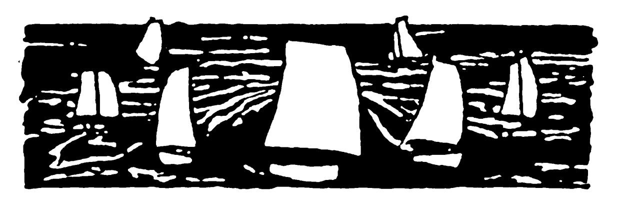
Das neue Heim der schwedischen Dichterin Ellen Key
auf dem vom Staat der Dichterin auf die Zeit von 30 Jahren gestifteten Grundstück.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 32. **Berlin, den 12. August 1911.** **13. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 32.



Die sieben Tage der Woche.

3. August.

Die Kaiserin erkrankt in Wilhelmshöhe leicht an einer Mandelentzündung.

In Berlin stirbt, 80 Jahre alt, der Bildhauer Reinhold Begas (Portr. S. 1338).

Aus Cetinje wird gemeldet, daß die Malissorenführer die Vorschläge der türkischen Regierung zur Beilegung des Aufstandes angenommen haben.

Im Weißen Haus zu Washington werden der englisch-amerikanische und der französisch-amerikanische Schiedsvertrag unterzeichnet.

Auf Haiti werden deutsche und britische Marinesoldaten gelandet, um die Behörden bei der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen.

4. August.

Zur Marokkofrage gibt die Regierung halbamtlich bekannt, daß in den Unterredungen zwischen dem französischen Botschafter Cambon und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Kiderlen-Waechter eine Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden hat; die Ausarbeitung im einzelnen erfordere jedoch eine eingehende Prüfung, mit der die zuständigen Reichsressorts befaßt seien.

Zum amerikanischen Botschafter in Berlin wird der bisherige Botschafter in Rom John G. A. Leishman (Portr. S. 1333) ernannt.

5. August.

In Berlin wird bei einem nächtlichen Kampf zwischen Polizei und Einbrechern ein Schutzmann lebensgefährlich verletzt. Aus diesem Anlaß macht der Polizeipräsident v. Jagow bekannt, er werde jeden Schutzmann bestrafen, der zu spät von der Schußwaffe Gebrauch mache.

Der Verband der Metallindustriellen in Leipzig beschließt, 60 Prozent der Metallarbeiter auszusperren.

In Stuttgart wird der Kongreß des Zentralverbandes deutscher Bäckerinnungen „Germania" eröffnet.

Der Leipziger Verband Deutscher Handlungsgehilfen hält in Köln seine Jahresversammlung ab.

In Wien stirbt, 90 Jahre alt, der Fürstbischof Kardinal Dr. Anton Gruscha (Portr. S. 1336).

Auf dem Nil geht ein mit eingeborenen Landleuten voll besetztes Schiff unter. Etwa hundert Personen finden in den Fluten ihren Tod.

6. August.

Der Kaiser trifft in Wilhelmshöhe ein.

In Mainz beginnt die 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands mit einem großen Umzug, an dem sich etwa 50 000 Personen beteiligen.

In Jena wird von Schulmännern und Theologen ein Bund für Reform des Religionsunterrichts begründet.

In Kassel stirbt, 60 Jahre alt, der Vize-Oberzeremonienmeister Bodo von dem Knesebeck (Portr. S. 1336).

7. August.

In Bremen wird ein englischer Jurist und Offizier der Yeomanry unter dem Verdacht der Spionage verhaftet.

König Nikolaus von Serbien spricht dem Sultan telegraphisch seine Glückwünsche zur Beendigung des Malissorenaufstandes aus.

In Persien schleudert das Oberhaupt der schiitischen Geistlichkeit den Bannfluch gegen den Exschah.

Auf Haiti zieht der General Leconte in die Hauptstadt ein und wird zum provisorischen Präsidenten erklärt.

8. August.

Das englische Unterhaus lehnt mit 365 gegen 246 Stimmen das von den Konservativen beantragte Mißtrauensvotum gegen das Ministerium Asquith ab.

Aus Persien wird gemeldet, daß die Turkmenen des früheren Schahs Mohammed Ali sechs Tagemärsche von Teheran einen Sieg über die Regierungstruppen errungen haben.

In Haiti ernennt der provisorische Präsident Leconte ein neues Ministerium.

9. August.

Das englische Oberhaus nimmt das Mißtrauensvotum gegen die Regierung mit 282 gegen 68 Stimmen an.

Wie muß die Tuberkulosebekämpfung beschaffen sein, wenn sie Erfolg versprechen soll?

Von Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Kirchner, Berlin.

Wenn man von großen Volkskrankheiten spricht, denkt man wohl an die Pest, die im Mittelalter bei uns furchtbare Verheerungen angerichtet hat und jetzt wieder im fernen Osten aufgetreten ist; oder an die Cholera, die seit Anfang des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Wanderzüge über die Erde angetreten hat; aber nicht an eine Krankheit, die doch im Vordergrunde des Interesses stehen sollte, weil sie die meisten Opfer fordert, nämlich die Tuberkulose.

Die Tuberkulose war schon in den fernsten Zeiten bekannt. Schon bei Hippokrates finden wir sie als Phthisis erwähnt. Aber daß sie eine übertragbare Krankheit ist, diese Erkenntnis ist eine Errungenschaft erst der letzten 30 Jahre. Dank den Fortschritten der Gesundheitspflege haben seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die großen Verheerungen, die

die Schwindsucht anrichtete, angefangen geringer zu werden. Während früher in Preußen jahraus, jahrein von je 100 000 Lebenden etwa 340 in einem Jahr an Tuberkulose zugrunde gingen, nahm diese Zahl nunmehr von Jahr zu Jahr ab; aber diese Abnahme war verhältnismäßig langsam, weil man nicht wußte, wie die Schwindsucht entsteht und sich verbreitet. Die einen nahmen an, sie entstehe durch Erkältung, eine andere Anschauung war, sie sei erblich und pflanze sich in gewissen Familien von Generation zu Generation fort.

In dieses Dunkel kam mit einem Mal Licht, als Robert Koch, der große Forscher, den wir am 27. Mai 1910 mit Trauer haben dahinscheiden sehen, die Schwindsucht zum Gegenstand seiner Untersuchungen machte und am 24. März 1882 die wissenschaftliche Welt mit der Mitteilung überraschte, daß er den Erreger der Schwindsucht im Tuberkelbazillus entdeckt hätte.

Freilich dauerte es einige Zeit, ehe man die Ergebnisse der Forschung in die Praxis übersetzte. Man wußte mit dem Tuberkelbazillus zunächst nicht viel anzufangen. Allerdings lernte man bald unterscheiden, in welchen Fällen eine chronische Lungenkrankheit harmloser Natur war oder auf dem Eindringen der Tuberkelbazillen beruhte. Die Armee machte sich das bald zunutze: Mannschaften, bei denen man Tuberkelbazillen fand, wurden entlassen und die Armee dadurch von der Gefahr der Ansteckung befreit.

Anfangs war man der Ansicht, daß Tuberkelbazillen überall zu finden wären. Dieser Gedanke hatte einen Schein der Berechtigung. Die Tuberkelbazillen zeichnen sich nämlich durch ein eigenartiges Verhalten gegenüber Anilinfarben aus: sie nehmen Farbstoffe schwer auf, wenn sie sie aber aufgenommen haben, geben sie sie ebenso schwer wieder her. Man fand nun in der Natur: am Grase, in der Erde an verschiedenen Stellen, ebenso „säurefeste" Stäbchen, und der Gedanke lag nahe, daß dies alles Tuberkelbazillen wären. Nun hatte man ja die Erklärung dafür, daß die Tuberkulose so verbreitet war. Allein bald zeigte sich, daß diese säurefesten Stäbchen mit Tuberkulose nichts zu tun haben. Wenn man sie auf Meerschweinchen, Kaninchen übertrug, so blieben diese gesund; wenn man dagegen echte Tuberkelbazillen aus dem Auswurf schwindsüchtiger Menschen auf Tiere übertrug, so gingen sie an Tuberkulose zugrunde. Es ergab sich, daß die Tuberkelbazillen sich nur im Körper des an Tuberkulose Erkrankten finden.

Nun tauchte die Frage auf: Kommen nur beim Menschen Tuberkelbazillen vor? Es war ein Verdienst von Koch, den Nachweis erbracht zu haben, daß man Tuberkelbazillen auch bei Rindern, Pferden, Meerschweinchen, Vögeln usw. findet, und daß es kaum ein Säugetier gibt, das nicht an Tuberkulose erkranken kann. Hieraus entwickelte sich die Auffassung, daß die Tiere, mit denen wir die innigste Berührung haben, deren Fleisch wir verzehren, deren Milch wir unsern Kindern geben, die Quelle der menschlichen Tuberkulose wären. Diese Ansicht hat sich lange erhalten; noch in den neunziger Jahren warnten die Aerzte allgemein vor dem Genuß roher Kuhmilch. Im Jahre 1901 machte jedoch Robert Koch darauf aufmerksam, daß zwischen den Tuberkelbazillen des Menschen und den Tuberkelbazillen des Rindes tiefgreifende Unterschiede beständen.

Ich entsinne mich einer Unterredung, die ich damals mit Koch hatte, als er mir seine Ergebnisse mitteilte; ich setzte ihm alle Gründe auseinander, die gegen seine Anschauung sprechen konnten, aber er war von der Richtigkeit dieser Ansicht so überzeugt, daß er sie auf der Internationalen Tuberkulosekonferenz in London bekanntgab. Ein Sturm erhob sich in der Gelehrtenwelt, namentlich die Tierärzte konnten sich mit dieser Ansicht nicht befreunden; jahrelange Kämpfe wurden geführt, bis durch grundlegende Arbeiten des Kaiserlichen Gesundheitsamts und anderer Forscher mit Sicherheit festgestellt wurde, daß in der Tat die Tuberkelbazillen des Menschen für Rinder so gut wie ungefährlich und umgekehrt die Rindertuberkelbazillen für Menschen fast völlig harmlos sind. Bei diesen Untersuchungen stellte sich weiter heraus, daß die Tuberkelbazillen, die bei dem Geflügel vorkommen, weder mit denen des Menschen noch mit denen des Rindes identisch sind.

So sehen wir, daß die Tuberkulose des Menschen weder entstehen kann durch Einatmen säurefester Stäbchen mit dem Staube noch durch Genuß von Milch tuberkulöser Rinder, sondern allein durch Berührung mit tuberkulosekranken Menschen. Der kranke Mensch ist für uns die einzige Quelle der Tuberkulose, und daher können nur solche Maßregeln die Ausbreitung der Tuberkulose verhüten, die sich gegen den kranken Menschen richten.

Diese Ansicht ist neu und erst seit wenigen Jahren zur Anerkennung gelangt, sie muß die Grundlage der Maßregeln bilden, die gegen Tuberkulose schützen sollen.

Inzwischen war die Wissenschaft nicht untätig geblieben. Kurz nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus mußte Koch im Auftrage des Reiches nach Aegypten und Indien gehen, um die Cholera zu erforschen. Aber nach Rückkehr von dieser glänzenden Orientfahrt, auf der er den Cholerabazillus entdeckte, ging Koch wieder an die Arbeit über die Tuberkulose und suchte ein Heilmittel gegen sie zu finden. Schon im Jahr 1891 konnte er als Ergebnis seiner Forschung mitteilen, daß er ein solches im Tuberkulin gefunden habe.

Da erhob sich ein neuer Sturm der Begeisterung, der allerdings nicht lange anhielt, weil man übertriebene Hoffnungen in das Mittel gesetzt hatte. Die Zahl der Freunde und Verehrer Robert Kochs, die von der Richtigkeit seiner Lehre überzeugt blieben, war gering, und es ging so weit, daß das Tuberkulin beinahe von der Tagesordnung verschwand. Nur wenige treue Anhänger Kochs wendeten es noch im stillen an, bis sich nach jahrelanger Arbeit herausstellte, daß Koch recht gehabt hatte. Jetzt sind alle, die mit der Tuberkulosebekämpfung vertraut sind, der Ueberzeugung, daß das Tuberkulin ein zuverlässiges Mittel ist, um die Tuberkulose zu erkennen und zu heilen.

Inzwischen nahmen Praktiker die Tuberkulosebekämpfung in anderer Weise in Angriff. 1894 brachte Ernst von Leyden, zusammen mit dem bekannten Laryngologen Bernhard Fraenkel, die Anschauung zur Geltung, daß die Tuberkulose durch eine einfache diätetische Methode zu heilen sei. Sie brachten die Schwindsüchtigen aus ihren gewöhnlichen Verhältnissen heraus in sogenannte Lungenheilstätten, wo sie bei Tag und Nacht in frischer Luft lagen und überernährt wurden. Es zeigte sich, daß häufig wenige Monate genügten, um Leute, die schon Todeskandidaten waren, wiederherzustellen. Es bildeten sich Vereine, um den Gedanken zu verwirklichen. Dank der Opferwilligkeit weiter Kreise gelang es, im Lauf der Jahre in Deutschland zahlreiche Lungenheilstätten zu errichten.

Koch und seine Schüler betrachteten diese Bewegung nicht ganz mit Beifall. Vom Standpunkt der Seuchenbekämpfung aus müssen Menschen, die Krankheitskeime schwerer Art in sich tragen, von ihrer Umgebung abgesondert werden, damit sie diese nicht anstecken können. Denn es gibt Krankheiten — und zu diesen gehören die übertragbaren — gegen die die ärztliche Kunst weniger in bezug auf Behandlung als auf Verhütung zu leisten vermag. So stellte man sich die Frage, ob man nicht gegenüber der Tuberkulose ähnlich verfahren sollte wie im Mittelalter gegenüber dem Aussatz. Die Aussätzigen, von deren Ansteckungsfähigkeit die Bevölkerung überzeugt war, wurden aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen; sie verloren Familie und Vermögen und wurden auf Almosen angewiesen. Dank dieser, wie man sagen muß, barbarischen Behandlung ist der Aussatz im Lauf der Jahrhunderte verschwunden. Zur Ausstoßung der Tuberkulösen aus der Gesellschaft liegt aber keine Veranlassung vor. Denn unsere Kenntnis über die Verbreitung der Krankheit setzt uns in den Stand, sie hintanzuhalten. Kranke mit Lungenschwindsucht sind nämlich nicht vom ersten Tag ihrer Krankheit ab ansteckend, sie sind es häufig noch monate-, selbst jahrelang nicht. Sie husten noch keine Tuberkelbazillen aus und können ruhig im Schoß ihrer Familie bleiben und ihrer Beschäftigung nachgehen, denn sie sind für ihre Umgebung ungefährlich. Im Lauf der Zeit ändert sich das; dann fangen die Tuberkelknötchen in den Lungen an zu zerfallen, mit dem Schleim werfen die Kranken Tuberkelbazillen aus, und nun werden sie für ihre Umgebung gefährlich. Allein wenn sie mit ihrem Auswurf vorsichtig umgehen, können sie auch dann noch ruhig in der Familie bleiben. Ein Schwindsüchtiger wird erst wirklich gefährlich von dem Augenblick ab, wo die Lunge zerfällt, Fieber und Schweiß sich einstellen und der Kranke nicht mehr die Selbstbeherrschung hat, um mit dem Auswurf vorsichtig umzugehen. Von diesem Zeitpunkt ab sollte der Kranke, wenn möglich, abgesondert werden.

Die Absonderung braucht keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, darin zu bestehen, daß man den Kranken aus dem Schoße seiner Familie herausnimmt; man kann ihn dort lassen, wenn er ein eigenes Zimmer, Gebrauchsgegenstände, die nur für ihn allein bestimmt sind, eigene Eß- und Trinkgeräte erhält, und wenn alles, was mit seinem Auswurf in Berührung kommt, Wäsche, Fußböden, Möbel u. dergl., fortlaufend sorgfältig gereinigt wird. Den Tuberkulösen aus einer Familie herauszunehmen, ist nur dann nötig, wenn seine Wohnungsverhältnisse so schlecht sind, daß die Gefahr der Uebertragung der Krankheit auf die Angehörigen unvermeidlich wird.

Vor allem aber kommt es darauf an, die Schwindsüchtigen mit Sicherheit zu erkennen. Man hat in einer Reihe von Staaten für Kranke mit Tuberkulose die Anzeigepflicht eingeführt; zuerst in einigen ausländischen Staaten: Dänemark, Norwegen, den Vereinigten Staaten von Amerika; in Deutschland zunächst in einigen kleineren Staaten, Herzogtum Altenburg, Königreich Sachsen, Großherzogtum Baden, jüngst auch im Königreich Bayern. In Preußen hat sich beim Erlaß des Seuchengesetzes vom 28. August 1905 leider nur die Anzeigepflicht für Todesfälle an Tuberkulose durchsetzen lassen, nicht für Erkrankungen. Das ist eine schwere Lücke in unserer Gesetzgebung.

Weiter ist erforderlich, daß sicher festgestellt werden kann, ob es sich wirklich um Tuberkulose handelt. Zu diesem Zweck haben neuerdings alle Kulturstaaten, zuerst Preußen, ich sage das mit einem gewissen Stolz, das Staatsgebiet mit Untersuchungsämtern überzogen, in denen die Absonderungen von Kranken mit übertragbaren Krankheiten auf öffentliche Kosten untersucht werden. Man erhält in den Apotheken Versandgefäße, dazu bestimmt, Material zur Untersuchung auf übertragbare Krankheiten, auch Tuberkulose, aufzunehmen und an ein staatliches Untersuchungsamt zu senden. War die Untersuchung erfolgreich, so bekommt der Einsender in kürzester Frist Mitteilung davon.

Sobald festgestellt ist, daß Tuberkulose vorliegt, ist zu entscheiden, was mit dem Kranken zu geschehen hat.

Handelt es sich um Tuberkulose im Anfangstadium, das erfahrungsgemäß noch heilbar ist, wird man den Kranken womöglich in eine Lungenheilstätte überführen. Früher konnte sich das nur der Wohlhabende leisten; damals hielt man Höhenluft dazu für notwendig. Man schickte den Kranken nach der Schweiz, z. B. Davos, oder in ein deutsches Mittelgebirge, z. B. den Harz, und zwar auf längere Zeit. Es ist ein Verdienst von Brehmer, Dettweiler, Leyden und Fraenkel, den Nachweis geführt zu haben, daß auch in unserer Ebene, am Meer, in Wäldern derartige Lungenheilstätten errichtet werden können, in denen die Kranken durch Ruhe, reine Luft und gute Ernährung geheilt werden. Leider kann man nicht alle Kranken mit Tuberkulose in Lungenheilstätten senden; die deutschen Heilstätten reichen dazu nicht aus.

Es ist mit Dank anzuerkennen, daß die Landesversicherungsanstalten sich mit großen Mitteln an der Errichtung von Lungenheilstätten beteiligt und es dadurch ermöglicht haben, daß die Kranken, die der Alters- und Invalidenversicherung unterliegen, in Lungenheilstätten übergeführt werden können. Aber was wir jetzt noch schmerzlich vermissen, sind Lungenheilstätten für den Mittelstand. Es wäre eine segensreiche Sache, wenn hier Abhilfe geschaffen und Lungenheilstätten für den Mittelstand errichtet werden könnten. Der Reiche sorgt für sich selbst, für den Arbeiter sorgen die Landesversicherungsanstalten, aber für den Mittelstand sorgt leider niemand, wenn ihm etwas zustößt.

Handelt es sich um Kranke mit vorgeschrittener Tuberkulose, dann kommt in Frage, daß sie aus ihrer Familie hinausgebracht werden, damit sie ihre Angehörigen nicht gefährden. Das erscheint vielleicht grausam. Aber man bedenke: In einer Familie, in der der Hausvater, die Frau, vielleicht auch die Kinder dem Erwerb nachgehen müssen, liegt ein Schwindsüchtiger mit fortgeschrittener Tuberkulose; was ist die Folge? Entweder müssen die Angehörigen ihren Erwerb aufgeben, und die Familie verfällt wirtschaftlich, oder der Kranke bleibt sich selbst überlassen, infiziert die Wohnung und steckt seine Angehörigen an; es wäre ein Segen für die Angehörigen und den Kranken selbst, wenn er in eine Lungenheimstätte übergeführt würde, in der für ihn gesorgt wird. Man hat an verschiedenen Orten, auch in Berlin, solche Heimstätten (Asyle) für vorgeschrittene Tuberkulöse errichtet, aber vielfach beobachtet, daß die Kranken ungern in diese Anstalten hineingehen. Sie betrachten sie als Sterbehäuser, weil sie jede Hoffnung aufgeben zu müssen glauben, wenn sie dort hinkommen. Man ist daher vielfach der Ansicht, daß man von Lungenheimstätten

ganz absehen und die hoffnungslosen Fälle mit solchen Fällen zusammen unterbringen sollte, die noch eine Heilung versprechen, damit sie die Hoffnung auf Genesung nicht verlieren.

Es gibt jedoch Lungenkranke, für die noch in anderer Weise gesorgt werden muß. Das ist sogar das Gros, alle die, die sich zwar nicht mehr im Anfang der Krankheit befinden und daher nicht für eine Lungenheilstätte eignen, aber auch die Erwerbsfähigkeit noch nicht verloren haben, bei denen also von Siechtum noch keine Rede ist. Für sie hat man zuerst in Belgien und Frankreich Einrichtungen geschaffen, sogenannte Dispensaires antituberculeux, in denen die Kranken beraten werden, in denen ihr Auswurf auf Tuberkelbazillen untersucht, die Desinfektion ihrer Wäsche vorgenommen, in denen ihnen nachgewiesen wird, wo sie einwandfreie Milch oder Geldunterstützungen bekommen, um ihre vielleicht zu enge Wohnung durch Zumieten eines Zimmers vergrößern zu können. Ich habe im Jahr 1902 auf Veranlassung des Herrn Kultusministers diese Einrichtungen in Belgien und Frankreich besucht, der Herr Kultusminister hat sie für Preußen empfohlen, und ich kann mit Freude konstatieren, daß das infolge dieser Anregung begründete Zentralkomitee für Auskunfts- und Fürsorgestellen mit Erfolg gearbeitet hat; an 300 Auskunfts- und Fürsorgestellen sind im Deutschen Reich entstanden Sie entsenden Fürsorgeschwestern in die Familien der Tuberkulösen, damit sie sich ihre Wohnungen ansehen und dafür sorgen, daß öffentliche Wohlfahrtsmittel armen Familien zur Verfügung gestellt werden; so befinden sich gegenwärtig schon in zahlreichen Orten sämtliche Tuberkulösen unter ständiger Beobachtung, sie werden beraten, getröstet, man kann ihnen helfen und sie davor bewahren, ihr eigenes trauriges Schicksal auf ihre Angehörigen zu übertragen.

Diese drei Einrichtungen: Lungenheilstätten, Lungenheimstätten und Auskunfts- und Fürsorgestellen sind die wesentlichsten Waffen gegen die Tuberkulose.

Es gibt aber noch eine Gruppe von Wohlfahrtseinrichtungen für den Kampf gegen die Tuberkulose. Die Erreger der übertragbaren Krankheiten sind ja glücklicherweise verhältnismäßig leicht zu vernichten durch die Desinfektion. Seit dem Aufschwung der Bakteriologie ist man daran gegangen, sämtliche Krankheitskeime darauf zu untersuchen, durch welche Mittel sie vernichtet werden können, in vielen Städten und Kreisen sind Desinfektionsanstalten entstanden, in denen die Wäsche, die Kleidung und die Betten Erkrankter desinfiziert und von denen aus auch die Wohnungsdesinfektionen vorgenommen werden. Vor wenigen Jahren hat das preußische Kultusministerium Desinfektorenschulen errichtet, in denen Personen, die mit der Desinfektion betraut werden sollen, einen gründlichen Lehrgang durchmachen. So ist das ganze Staatsgebiet mit zahlreichen staatlich geprüften Desinfektoren versorgt und mit einem Netz von Desinfektionsanstalten überzogen worden. Neuerdings hat sich, gleichfalls auf Anregung des Herrn Ministers, eine große Anzahl von Gemeinden dazu bereitfinden lassen, die Desinfektion der Wohnungen von Tuberkulösen unentgeltlich ausführen zu lassen. Wir müssen hoffen und wünschen, daß überall die Wohnungsdesinfektion bei Tuberkulose unentgeltlich ausgeführt wird. Ich habe vor Jahren nachgewiesen, daß die Tuberkelbazillen, die Lungenkranke entleerten, häufig monate-, selbst jahrelang in der Wohnung haften; es sind Wohnungen bekanntgeworden, in denen Kranke mit offener Tuberkulose gewesen waren, und in denen dann gesund hineingezogene Familien nach einigen Monaten an Tuberkulose erkrankten. In großen Städten gibt es leider zahllose Wohnungen, die nur aus einem Zimmer bestehen, in dem häufig zugleich gekocht werden muß, und in dem die Eltern und soundso viele Kinder sich Tag und Nacht über aufhalten. Befindet sich unter diesen ein Kranker mit offener Lungentuberkulose, der seinen Auswurf achtlos auf den Fußboden spuckt, so wird dieser Auswurf zerstäubt, in die Luft emporgewirbelt und der Atemluft beigemischt und so die ganze Wohnung infiziert. Bekanntlich wechseln in großen Städten zahlreiche Familien zwei- bis dreimal jährlich die Wohnung und tragen dadurch in ungeahnter Weise dazu bei, die Tuberkulose zu verbreiten. Deswegen muß in zahlreichen Staaten bei jedem Wohnungswechsel eines Tuberkulösen eine Wohnungsdesinfektion erfolgen. In Preußen haben wir diese Vorschrift leider nicht; aber wir hoffen, daß die Gemeinden die Wohnungsdesinfektion freiwillig einführen. Allerdings ist es mit einer einmaligen Desinfektion bei Aufgabe der Wohnung oder beim Tod des Tuberkulösen nicht getan; vielmehr müssen während der ganzen Dauer der Krankheit der Lungenauswurf des Kranken und seine Wäsche, besonders die Taschentücher, regelmäßig desinfiziert werden. Ich habe darauf hingewiesen, daß man den Auswurf desinfiziert mit strömendem Wasserdampf und durch Kochen im Speigefäß. Auch gibt es billige Speigefäße aus Pappe, die mit dem Auswurf auf dem Herd oder im Ofen verbrannt werden. Auf diese Weise ist die Durchführung der laufenden Desinfektion am Krankenbett einfach durchführbar.

Es ist, wie wir sehen, eine Kette von öffentlichen Einrichtungen geschaffen, um die Tuberkulose zu bekämpfen; wir müssen verlangen, daß noch mehr geschieht, weil die Tuberkulose in erster Linie eine Kinderkrankheit ist.

Ich habe gezeigt, daß von den Todesfällen von Schulkindern zwischen 10—15 Jahren die Mehrzahl durch Tuberkulose veranlaßt wird, und daß die Tuberkulose auch besonders verbreitet ist unter den Kindern im ersten und zweiten Lebensjahr.

Worauf beruht die Häufigkeit der Tuberkulose im Kindesalter? Wenn in einer Wohnung, in der ein Kranker mit offener Tuberkulose sich aufhält und seinen Auswurf um sich verbreitet, kleine Kinder sich bewegen, auf dem Fußboden herumkriechen, in den Ecken ihre Finger mit Schmutz bedecken und diese dann in den Mund bringen, so können sie etwas davon in die Luftwege und den Verdauungskanal aufnehmen und sind daher außerordentlich gefährdet. Es kommt hinzu, daß die Kinder im ersten Lebensjahr der besonderen Fürsorge der Eltern bedürfen, und daß eine Mutter oder ein Vater, die an Tuberkulose leiden, ihre Kinder leicht anstecken. Um dem vorzubeugen, bedarf es der Belehrung, die schon in der Schule stattfinden sollte. Es sollte in jeder Mädchen-, jeder Knabenschule dem heranwachsenden Geschlecht nahegebracht werden, daß die Tuberkulose eine ansteckende Krankheit ist, und es sollte in den Fortbildungschulen gelehrt werden, daß die Eltern ihre Kinder peinlich sauber halten und daran hindern sollen, alle möglichen Dinge in den Mund zu führen, an der Erde herumzukriechen und im Schmutz sich aufzuhalten. Vor allem muß die Ueberzeugung



mehr und mehr in die Bevölkerung dringen: Reinlichkeit in Haus und Hof, am Körper, in der Wäsche und Kleidung ist das beste Mittel zur Verhütung von Krankheiten. Daß zwei Menschen die gleiche Zahnbürste, das gleiche Handtuch, das gleiche Taschentuch gebrauchen, aus der gleichen Tasse trinken, muß die Jugend als unzulässig erkennen lernen, weil es ein Weg ist, um Krankheitskeime zu verbreiten. Es ist mit Nachdruck dahin zu streben, daß jeder seine eigenen Gebrauchsgegenstände hat, namentlich wenn in der Familie ein Tuberkulöser vorhanden ist. Hier sind die Kinder besonders gefährdet und müssen besonders vor Ansteckung behütet werden. Neue Gefahren erwarten die Kinder, wenn sie in die Schule gehen. Dort können sie von tuberkulösen Lehrern oder Schülern angesteckt werden. Mit Nachdruck ist dafür zu sorgen, daß sich unter den Lehrpersonen kein Tuberkulöser befindet. Durch Erlaß der Minister der Unterrichtsangelegenheiten und des Innern vom 9. Juli 1907 ist bestimmt worden, daß Lehrer und Schüler mit offener Tuberkulose die Schule meiden müssen. Um dies zu erreichen, sollten die jungen Leute, die sich dem Lehrberuf widmen, schon beim Eintritt ins Seminar sorgfältig darauf untersucht werden, ob sie Tuberkulose haben. Ebenso sind die Schüler von Zeit zu Zeit zu untersuchen.

Man hat nun die Erfahrung gemacht, daß Kinder, die geistig zurückgeblieben sind, sich wunderbar zu entwickeln anfangen, wenn man sie aus der gewöhnlichen Schule hinaus in Sonderklassen für geistesschwache Kinder bringt. Was man aus Rücksicht auf die geistige Entwicklung tut, sollte man auch im Interesse der körperlichen Entwicklung tun. Es sollten überall Sonderklassen für körperlich schwache und für tuberkulös verdächtige Kinder eingerichtet werden. Das ist bereits an zahlreichen Orten durchgeführt worden. Unsere Nachbarstadt Charlottenburg hat den Ruhm, als eine der ersten hier vorgegangen zu sein. In Westend befinden sich zwei Waldschulen, in denen schwache Kinder erzogen werden, und wo sie in frischer Luft aufblühen, während sie in der gewöhnlichen Schule dahinsiechen würden. Die Errichtung und Unterhaltung solcher Waldschulen verursachen natürlich Kosten, aber diese Kosten bewahren die Kinder vor dem Ausbruch der Tuberkulose.

Wer auf dem Lande wohnt, ist jeden Augenblick in Sonnenschein und frischer Luft; aber der Großstädter, und zumal die arme Bevölkerung in ihren engen, dumpfen Wohnungen, bekommt wenig Sonnenschein und frische Luft. Wenn die großen Ferien kommen, ziehen die Kinder wohlhabender Familien hinaus aufs Land, ins Gebirge, an die See, baden sich in der Sonne gesund und kehren fröhlich zur Arbeit zurück. Die Kinder der Armen bleiben in der Großstadt. Hier zu helfen, ist eine Aufgabe derjenigen, die für sozialpolitische Einrichtungen Verständnis und für das Wohl des Volkes ein Herz haben. Hier muß noch mehr getan werden. Es bestehen bekanntlich Vereine, die Seehospize und Ferienkolonien unterhalten, in denen in jedem Jahr soundso viel Kinder aus den Großstädten sich in frischer Luft wieder gesund baden. Wer die Kinder gesehen hat, wenn sie mit den Schwestern oder Lehrern zu Beginn der Ferien blaß und matt hinauszogen, und sie wiedersieht, wenn sie froh und frisch aus den Ferien heimkehren, der muß diese Bestrebungen der Unterstützung wert finden, weil sie dazu beitragen, unsere Jugend vor der Tuberkulose zu bewahren.

Es ist eine schöne Sache, wenn man sich nicht nur morgens und abends waschen, sondern auch regelmäßig ein Bad nehmen kann. Es ist noch nicht überall möglich, für billiges Entgelt zu baden; es ist eine wichtige Aufgabe der öffentlichen Gesundheitspflege, die Bevölkerung davon zu überzeugen, daß der ganze Körper mindestens einmal wöchentlich gründlich gereinigt werden muß. Es war eine rühmenswerte Tat des verstorbenen Professors Lassar, zur Errichtung von Volksbädern aufgerufen zu haben. Der Deutsche Verein für Volksbäder hat an zahlreichen Orten Anstalten eingerichtet, in denen man für wenig Entgelt oder unentgeltlich ein Bad nehmen kann, und das trägt auch zur Verhütung der Tuberkulose bei.

Ich will nicht schließen, ohne einen Ausblick zu geben, der zeigen wird, daß wir eigentlich erst im Anfang der Tuberkulosebekämpfung stehen, und daß es möglich ist, der Tuberkulose noch energischer zu Leibe zu gehen.

Wenige Monate vor seinem Tode sagte mir in einer längeren Unterredung unser unvergeßlicher Robert Koch, daß wir seiner Ueberzeugung nach gegenüber der Tuberkulose gründlicher vorgehen müßten, um sie gänzlich auszurotten. Um die Durchführbarkeit eines solchen Vorgehens zu prüfen, haben wir einen kleinen Kreis im preußischen Staat, der von Tuberkulose besonders heimgesucht ist, ausgewählt und einen hervorragenden Tuberkulosekenner dorthin gesandt, um zusammen mit Aerzten und Schwestern sämtliche Ortschaften darauf zu untersuchen, wo Tuberkulöse vorhanden waren; er hat eine Art von Kataster von sämtlichen Häusern aufgestellt, in denen Tuberkulöse vorhanden oder gewesen sind, mit Hilfe des von Pirquet angegebenen Verfahrens der Tuberkulindiagnostik sämtliche Schulkinder daraufhin untersucht, ob sie Tuberkulose haben oder nicht, drei Schulbäder eingerichtet mit Mitteln, die zur Verfügung gestellt waren, endlich sämtliche Häuser, die mangelhaft waren, notiert, und es ist in Aussicht genommen, diese Häuser gründlich zu sanieren. Die Landesversicherungsanstalt der Provinz will eine namhafte Summe gegen mäßigen Zins für diesen Zweck zur Verfügung stellen, und ein Magnat will diese Summe auf 20 Jahre hinaus verzinsen. Es soll versucht werden, jeden Tuberkulösen in Verhältnisse zu bringen, in denen er für seine Umgebung ungefährlich ist. Man wird sehen, ob es möglich ist, diesen Kreis auf diese Weise von Tuberkulose zu befreien, ihn also zu sanieren. Wenn dies gelingt, werden wir in andern Kreisen und Städten in ähnlicher Weise vorgehen, und dann wird es vielleicht gelingen, der Tuberkulose vollständig Herr zu werden.

Wir befinden uns bei der Tuberkulose nicht einer Krankheit gegenüber, die wie die Pest und Cholera von auswärts kommt, und der wir den Eingang verwehren, oder die wir, wenn sie eingedrungen ist, verhältnismäßig leicht besiegen können, sondern einer Krankheit gegenüber, die sich bereits in unsern Familien eingenistet hat, und die, obwohl sie seit 30 Jahren erheblich zurückgegangen ist, noch immer jahraus, jahrein allein in Preußen über 60000 Menschen dahinrafft. Es ist eine wichtige Sache, ja eine Lebensfrage für unser Volk, energisch gegen sie vorzugehen.

Es ist einst gelungen, des Aussatzes, der im Mittelalter das Leben der Menschen zerstörte, Herr zu werden. Wir werden auch der Tuberkulose Herr werden, vorausgesetzt, daß alle, die mitzuwirken haben, Staat, Gemeinde und jeder einzelne, ihre Schuldigkeit tun.



Der Kaltofen.

Von Hans Dominik.

Die tropische Temperatur dieses Sommers bringt vielleicht eine technische Frage ihrer Lösung näher, die seit geraumer Zeit angeschnitten wurde und von Jahr zu Jahr spruchreifer wird.

Bereits im Jahr 1908 hat Professor von Linde, der angesehene Führer der deutschen Kälteindustrie, auf dem Kältekongreß zu Paris einen Vortrag über den Kaltofen gehalten. Und seit jener Zeit hat die Technik der Kälteerzeugung gewaltige Fortschritte gemacht. Man braucht, um den Beweis dafür zu geben, nur an die zahlreichen künstlichen Eisbahnen zu erinnern.

Wir haben heute Eismaschinen oder besser gesagt Kältemaschinen, die überaus rationell arbeiten und bis zu achtzig Prozent der zugeführten Arbeit wirklich in Kälte, in Temperaturgefälle umsetzen. Maschinen, die kaum noch einer Wartung bedürfen, die etwa im Keller des Hauses aufgestellt und, mit einem Elektromotor gekuppelt, ständig laufen und Kälte produzieren können.

Die Wirkung speziell der Lindeschen Eismaschinen beruht auf der sogenannten Expansionskälte. Wenn wir eine Portion Luft in einem Zylinder komprimieren, so erwärmt sie sich recht beträchtlich. Das kann man beispielsweise sehr bequem an jeder Fahrradpumpe konstatieren. Pumpt man einen Reifen schnell und scharf auf, so wird die Pumpe so heiß, daß man sie kaum noch anfassen kann. Läßt man die komprimierte Luft sofort wieder auspuffen, so sinkt ihre Temperatur auch im Augenblick wieder auf die anfängliche Höhe, die die Luft vor der Zusammenpressung besaß.

Nun gibt es aber einen recht einfachen, aber desto wirkungsvolleren Trick, mit dem die Eismaschinen arbeiten. Man komprimiert Luft in einem Zylinder beispielsweise auf zwanzig Atmosphären, wobei sie sich auf beinah zweihundert Grad erwärmt. Man läßt diese zusammengepreßte heiße Luft dann durch Kupferröhren fließen, die von gewöhnlichem Brunnen- oder Leitungswasser umspült werden. Selbst in einem heißen Sommer wird das Leitungswasser imstande sein, die Luft in den Röhren auf etwa vierzig bis fünfzig Grad Wärme abzukühlen. Dann aber läßt man diese Luft in einem andern Behälter expandieren. Dabei erfolgt ein Temperatursturz, der der bei der Zusammenpressung stattgefundenen Temperaturerhöhung entspricht. Im Augenblick haben wir Luft in dem Expansionszylinder, die etwa 150 Grad kalt ist. Gerade auf den Laien, der im allgemeinen nur das Wassereis als Kälteträger kennt, wirkt es erstaunlich, wenn eine gewöhnliche eiserne Maschine, die noch dazu neben einer heißen Dampfmaschine steht und mit dieser gekuppelt ist, sich plötzlich als ein Kälteerzeuger entpuppt.

Die Eismaschine könnte in Verbindung mit den gewöhnlichen Warmwasserheizungen arbeiten. Als Heizflüssigkeit käme dann nicht reines Wasser, sondern eine Salzlösung in Betracht. Im Winter würde diese Lösung im Kessel angewärmt und in der bekannten Weise durch die Radiatoren oder Heizkörper der einzelnen Wohnungen geschickt. In den heißen Tagen dagegen, wenn beispielsweise die Temperatur zwanzig Grad im Schatten überschreitet, käme die Kaltofenanlage in Betrieb. Die kalte Luft der Eismaschine würde im Keller dazu benutzt, die Salzlösung etwa auf zwanzig Grad unter Null abzukühlen. Die Hausleitung würde an die kalte Lösung angeschaltet, und eine kleine Motorpumpe triebe die eisige Lösung durch das Hausnetz. In den Wohnungen wären die Heizkörper in gewohnter Weise zu bedienen. Dreht man das Ventil auf, tritt der Kaltofen in Tätigkeit, er bedeckt sich mit einer Schneeschicht und haucht Kühle in das Zimmer.

Ebenso einfach ließe sich aber die Kühlanlage direkt mit einer Luftheizung verbinden. An Stelle der warmen Ofenluft würde dann in den Hundstagen die eisige Luft der Kältemaschine durch die Heizungschächte strömen und in die Zimmer eindringen. Eine solche Anlage würde voraussichtlich noch wirksamer sein und noch kräftiger kühlen als die zuerst beschriebene.

Es ist bemerkenswert, daß solche Vorschläge heute nicht mehr rein theoretische Erörterungen sind, sondern daß sie an mehr als einer Stelle praktische Anwendung gefunden haben. So ist beispielsweise eine solche Kaltofenanlage in den Räumen der Neuyorker Börse in Betrieb. Man wird einwenden, daß die Börse sich solchen Luxus wohl leisten kann. Aber auch das Wiener Bürgertheater ist bereits mit einer künstlichen Kühlanlage versehen, und in Marseille ist das erste Zinshaus mit Kaltöfen ausgerüstet worden.

Das beweist wohl, daß die Kältemaschine im Begriff steht, unsere Wohnungen ebenso zu erobern, wie sie in früheren Jahren die Schlachthöfe, die Brauereien und die Schiffe erobert hat.

Vor dreißig Jahren galt eine Wohnung für sehr vornehm, wenn sie mit Gas und Wasser versehen war. Die hochherrschaftliche Wohnung unserer Tage hat außerdem noch elektrisches Licht, Fahrstuhl, Vakuum-Cleaner, Müllschlucker und einen eingemauerten Safe. Zentralheizung und Warmwasserversorgung gehören ganz selbstverständlich dazu. Für alle diese Dinge wird ein bestimmter Prozentsatz auf die Miete geschlagen, der für die Zentralheizung und Warmwasserversorgung 15 bis 20 Prozent beträgt.

Es läßt sich aber jetzt schon voraussehen, daß die Kosten für den Kaltofen sich erheblich geringer stellen als die für den Warmofen. Und es ist ebenso sicher, daß die Leute, die genötigt sind, die heiße Jahreszeit im Steinmeer der Großstadt zu verbringen, diesen geringen Zuschlag gern entrichten werden, wenn sie dafür auch in den Hundstagen angenehm kühle Zimmer zur Verfügung haben.

Wir kennen heute eine ganze Reihe von Palliativmitteln gegen die Hitze der Hundstage. Dazu gehört beispielsweise der kleine dienstwillige Elektroventilator, der ständig einen Luftstrom durch das Zimmer wirft. Die bewegte Luft ist natürlich zunächst ebenso warm wie die ruhende. Und doch empfinden wir den Luftstrom als sehr erfrischend, weil er die Verdunstung auf unserer Hautoberfläche beschleunigt und dadurch Verdunstungskälte erzeugt.

Solange uns die große Kältemaschine in den Wohnungen noch fehlt, ist solch Ventilator gewiß eine recht angenehme Sache. Wird doch die Verdunstungskälte von allerlei Flüssigkeiten, wie Kohlensäure und schwefliger Säure, auch in manchen Kältemaschinen erfolgreich zur Erzeugung sehr tiefer Temperaturen benutzt. Aber die Verdunstung unmittelbar im Zimmer hat auch ihre Nachteile. Wir erhalten zwar die Ver-



dunstungskälte. Dafür aber belädt sich die Zimmerluft mit Wasserdampf, und die Verdunstung auf unserer Hautoberfläche wird schwächer, das Hitzegefühl stärker.

Das Radikalmittel ist daher in einer systematischen Kühlung der Wohnräume von einer Zentralstelle aus zu suchen, in einer Kühlung, bei der die Kälte erzeugenden Vorgänge sich in der geschlossenen Maschine vollziehen und die Bewohner des Hauses nur die angenehme Frische zu spüren bekommen. Solche prompt wirkenden Maschinenanlagen befinden sich bereits in zahlreichen Klub- und Gesellschaftshäusern usw. in den Tropen, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch unser heimisches Wohnhaus in absehbarer Zeit dieses Fortschritts teilhaftig werden wird.

Kulinarisches aus Brasilien.

Die Wasserleitung, der Rio de Janeiro sein gesundes Trinkwasser verdankt, und über deren kühnen Pfeilerbau heute die elektrische Bahn zum Corcovado gelegt ist, datiert bereits aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Heute sind nur ihre Sammelbecken vergrößert und verbessert und ihre Röhren unterirdisch gelegt worden. Rios Beispiel sind in neuerer Zeit die fortgeschritteneren Städte Brasiliens gefolgt. Sie verfügen heute fast alle über gutes Wasser aus den Bergen. Nicht weniger angenehm berührt den Reisenden der Umstand, daß er fast durchweg gute Milch, Sahne und Butter erhält. In Sao Paulo werden diese wichtigen Nahrungsmittel in besserer Beschaffenheit als durchschnittlich in Berlin geboten. Hier wird auch vortrefflicher Käse hergestellt. Es ist der guten Milch zu danken, wenn man in Rio wie in Sao Paulo und Parana überall blühenden weißen Kindern begegnet. Ebenso wie in diesem Punkt sind in der Versorgung mit frischem Fleisch große Fortschritte in Brasilien gemacht worden. Einstmals spielte getrocknetes Fleisch, das aus den Südstaaten und Argentinien kam, die Hauptrolle bei der Volksernährung. Jetzt sieht man es wohl noch in Massen in allen Läden aufgestapelt und riecht es vor allem, doch die besseren Bevölkerungsklassen halten sich heute mit Vorliebe an das Fleisch der Rinder, die aus dem Innern mit Hilfe der Bahn lebend herangeschafft werden. Nur der getrocknete Fisch spielt noch immer in dem vorwiegend katholischen Land eine sehr große Rolle. Die Schuld liegt an dem mangelhaften Fischereibetrieb. Die Bai von Rio wie alle brasilischen Küstengewässer wimmeln von trefflichsten Fischen aller Art. Aber nur wenige kleine Barken betreiben den Fang. Man hat die Einrichtung einer rationellen Dampffischerei angeblich aus Rücksicht auf die Wahlstimmen der protestierenden Kahnfischer und Fischverkäufer verboten. Die Folge ist, daß nur ganz unzureichende Fischmengen in die große Markthalle gelangen und die Preise für die Meertiere in Rio erheblich höher sind als in Berlin. Unter diesen Umständen wird nach wie vor Stockfisch aus Europa in Massen verbraucht.

Der Stockfisch wie frischer Fisch werden mit Vorliebe mit Tomaten, Zwiebeln, Pfefferschoten u. dgl. gekocht oder geschmort und zusammen mit einem Brei aus Maniokmehl genossen. Das Gericht mundet auch einem europäischen Gaumen. Noch mehr ist das bei einem andern brasilischen Lieblingsessen der Fall: Krabben mit jungem Palmenkohl — Camarões con palmitas —. Die Krabben werden hier mehr als fingergroß und sind sehr schmackhaft. Der Palmenkohl besteht aus den weißen Herzblättern des Schusses einer jungen Palme und schmeckt ähnlich wie Spargel. Allgemeiner Beliebtheit erfreut sich der Puchero, d. h. gekochtes Rindfleisch, Huhn und Wurst mit allerlei Gemüsen, süßen Bataten, Kürbis und Reis. Die ersteren, die ja jetzt auch in Berlin schon mehrfach auf den Markt kommen, die Knollen einer Winde, sind sehr schön mehlig und erinnern im Geschmack an gekochte echte Kastanien. Der Reis ist stets vorzüglich gekocht; er ist ganz weich, und dabei bildet er doch nicht, wie bei uns so häufig, einen dicken Brei, sondern jedes Korn ist für sich. Ganz besonders schwärmt der Brasilier aber für schwarze Bohnen. Die kleinen, den Linsen ähnlichen Hülsenfrüchte werden wie solche bereitet und zusammen mit gekochtem Dörrfleisch, Schinken, Reis und Maniokmehl verzehrt. Einige kleine, sehr scharfe Pfefferschoten liefern die Würze. Auch Hühner werden, meist am Spieß gebraten, häufig mit Reis und Salat verzehrt, und eine große Rolle spielt der hier außerordentlich gut gedeihende Puter. An Gemüsen gibt es eine große Zahl unter den einheimischen Pflanzen. Besonders die mächtigen Knollen des Yam fallen in die Augen. Der Fremde ist aber nicht immer in der Lage, über Art und Namen der Nutzgewächse ins klare zu kommen.

Wie nicht anders in einem Tropenland zu erwarten, spielen Früchte auf dem Küchenzettel eine große Rolle. Die duftigen Gujaben werden frisch, als Mus und noch lieber als Marmelade verzehrt. Mit Vorliebe genießt man letztere zum Käse. Die weiße Ananas, hier Abacaxé genannt, kommt während ihrer Reifezeit stets auf den Tisch. Bananen jeder Größe und Form finden roh und gebacken ihre Liebhaber. Als Delikatesse gilt die grüne, einem Pinienapfel gleichende Fruta de Conde, eine Art Anone, mit schwarzen Kernen und süßem, cremeartigem, weißem Fleisch. Sie heißt in manchen Gegenden Pinha im Süden, in einer größeren Art Ceremoja. Die Mangopflaume mit ihrem leichten Terpentingeschmack hat auch zahlreiche Freunde. Ganz delikat sind die melonenartigen Früchte des überall wuchernden Papayabaumes, die hier Mamão heißen. Sie schmecken gut gekühlt etwa wie Kaffeecreme. Leider sind sie für empfindliche Magen nicht zu empfehlen. Erfrischend schmecken die eigenartigen eckigen Früchte, die den Namen Carambolas tragen. Eine andere noch seltsamere Frucht ist die Cachú. Sie gleicht einer grünen Tomate, auf der ein winziges Eichhörnchen kauert. Man bereitet aus ihr die wie Mandelmilch schmeckende Cachuada und ein sehr gutes Kompott. Einer großen schwarzen Kirsche ähnelt äußerlich die Jaboticaba. Die Frucht wächst direkt aus den Aesten eines stattlichen, wild vorkommenden Baumes. In Geschmack und sonst erinnert sie an Stachelbeeren. Mehr für Liebhaber sind die sonderbaren Riesenfrüchte des Affenbrotbaumes.

In großen Mengen kommen überall Orangen und Mandarinen auf den Markt. Neben Arten, die an die in Europa gangbaren erinnern, gibt es wahre Riesen, die aus der Gegend Bahias stammen. Sie sind kernlos und grün, aber überaus süß und saftig. Kokosnüsse werden auch angeboten, doch sind sie in Rio nicht



sehr häufig und ziemlich teuer. Aus ihrem Kern bereitet man mit Eigelb und Zucker eine außerordentlich wohlschmeckende, honigartige Speise. — Als Königin der brasilischen Früchte gilt vielfach die birnenartige Abacate oder Butterfrucht. Das den großen, runden Kern umgebende gelbgrüne Fleisch wird von manchen mit Pfeffer und Salz oder Essig, von andern mit Kirsch oder Portwein, Zitronensaft und Zucker genossen. Gut geeist schmeckt es ebenso eigenartig wie ausgezeichnet. Die Frucht würde gewiß auch in Europa viele Verehrer finden, wenn es möglich wäre, sie in reifem Zustand zu versenden und aufzubewahren. — Wer Tropenfrüchte nicht liebt, findet übrigens in den größeren Städten auch Weintrauben, Aepfel, Birnen, Pfirsiche u. dergl. Sie kommen aus Argentinien und zeichnen sich wie alles, was von dort kommt, durch besonders hohen Preis aus. Uebrigens muß man auch die Früchte des Landes in den Städten unverhältnismäßig teuer bezahlen, obwohl sie meist ohne menschliches Zutun in unbeschränkter Fülle gedeihen. Der Grund liegt in ganz ungenügender Organisation des Vertriebs. Die Händler finden es vorteilhafter, kleine Mengen zu hohen Preisen in den Städten abzusetzen. Da Warenhäuser und Märkte in entsprechender Zahl nicht vorhanden sind, verkommt so das meiste ungeerntet auf dem Lande. Billig und vorzüglich zugleich ist in Brasilien nur durchweg der Kaffee. Ueberall kostet die Tasse des tiefschwarzen, duftigen Tranks, der nur in dem türkischen Kaffee des Orients seinesgleichen findet, zehn Centavos, d. h. zurzeit etwa $13\frac{1}{2}$ Pfennig. Man nimmt dazu den überall in geschlossenen Dosen zur Verfügung stehenden mehlartigen Rohrzucker, der allerdings sehr wenig süßt. Der Brasilier füllt gewöhnlich vor dem Einschenken die ganze Tasse mit dem Zuckermehl. **A. Z.**

Unsere Bilder

Zur Steinbockjagd des Kronprinzen (Abb. S. 1332). Der König von Italien verfügt als Jagdherr über einen Wildbestand, wie ihn kein anderer europäischer Monarch besitzt: er kann sich von Zeit zu Zeit das Vergnügen machen, im Hochgebirge Piemonts eine Jagd auf Alpensteinböcke zu veranstalten. In Valsavaranche gibt es ein Bergrevier, wo diese so seltenen edlen Tiere sorgsam gehegt werden. In diesem Sommer hat nun König Viktor Emanuel den deutschen Kronprinzen eingeladen, sein Jagdgast in Valsavaranche zu sein.

Die Segelregatta von Cowes (Abb. S. 1334 u. 1335) ist nicht minder glänzend verlaufen als die „Kieler Woche“ dieses Jahres. Die englische und die spanische Königsfamilie, Prinz Heinrich von Preußen und mehrere andere fürstliche Gäste, die englische Hocharistokratie und natürlich auch viele reiche Amerikaner und schöne Amerikanerinnen hatten sich auf der Insel Wight versammelt, um den Rennen beizuwohnen. Der König von England, der Deutsche Kaiser und die Stadt Cowes hatten kostbare Preise gestiftet. Unter den Jachten, die die Regatten mitmachten, zeichneten sich zwei deutsche Fahrzeuge besonders aus, nämlich die kaiserliche Jacht „Meteor“, die den Pokal der Stadt Cowes gewann, und die Jacht „Germania“ des Herrn Krupp v. Bohlen u. Halbach, die den Pokal des Deutschen Kaisers nach Deutschland zurücknahm. Der deutsche Jachtsport kann also mit der Woche von Cowes sehr zufrieden sein.

Das Akademische Olympia in Breslau (Abb. S. 1336), das der akademische Ausschuß für Leibesübungen anläßlich des Universitätsjubiläums veranstaltete, unterschied sich sehr wesentlich von allen ähnlichen Sportkämpfen unserer Zeit. Wie einst in Hellas begnügten sich die Sieger mit Ehrenkränzen, die zum Teil der Kaiser gestiftet hatte.

Feldmarschall Nogi (Abb. S. 1331), der Sieger von Port Arthur, ist auf seiner Studienreise durch Europa nochmals nach Berlin gekommen. In der Reichshauptstadt interessierten den brühmten japanischen Krieger natürlich vor allem die verschiedenen militärischen Institute. So besuchte er unter andern auch das Invalidenhaus.

Der neue amerikanische Botschafter in Berlin Mr. J. G. A. Leishman (Abb. S. 1333) ist aus den einflußreichen industriellen Kreisen der Union hervorgegangen. Bevor er nach Europa ging, um sein Vaterland in Bern, Konstantinopel und schließlich in Rom zu vertreten, hat er als Mann der praktischen Wirtschaft ein großes Vermögen erworben.

Lidj Jeassu (Abb. S. 1337). In den letzten Wochen hat man wenig aus Abessinien gehört; sicher ist jedenfalls, daß der Regent des äthiopischen Kaiserreichs heute Lidj Jeassu heißt und ein fünfzehnjähriger Jüngling ist. Seit dem Tode seines Vormunds Ras Tassama ist er der alleinige Regent Abessiniens.

Reinhold Begas † (Abb. S. 1338.) Das Bild, das wir zur Erinnerung an den Altmeister der deutschen Bildhauerkunst veröffentlichen, zeigt den Meister auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Am Grabe des ausgezeichneten Bildners gedenkt man dieser Zeit seiner Vollkraft mit besonderer Ehrfurcht.

Die Wagnerfestspiele in Bayreuth (Abb. S. 1336) sollen nach dem Urteil vieler Kenner in diesem Jahr womöglich noch tiefer und stärker wirken als sonst. Freilich sind auch die besten Künstler der deutschen Musikwelt wieder in Bayreuth versammelt. Unser Bild zeigt zwei sehr bekannte musikalische Persönlichkeiten, nämlich Gertrud Matzenauer, die Waltraute dieses Jahres, und Josef Stransky, den Nachfolger Mahlers in Neuyork.

Personalien (Abb. S. 1338). Am 6. August konnte der hochverdiente Berliner Arzt Geh. Sanitätsrat Dr. F. Körte ein ungemein seltenes Jubiläum feiern: die siebzigste Wiederkehr seines Promotionstages. Der trotz seiner 93 Jahre noch recht rüstige Greis empfing am Tage des Doktorjubiläums die herzlichsten Glückwünsche des Kaisers, der Berliner Medizinischen Gesellschaft und vieler anderer ärztlicher Körperschaften. — Die Berliner Alma mater hat sich ihren neuen Rektor gewählt. Diesmal hat der bekannte Historiker Prof. Max Lenz die höchste akademische Würde erhalten. Der Gelehrte wirkt seit dem Jahr 1890 in Berlin. Sein Name ist durch wichtige Arbeiten über die Geschichte der Reformation, Bismarcks und Napoleons bekannt geworden.

Todesfälle (Abb. S. 1336 u. 1338). Der Fürsterzbischof von Wien Kardinal Dr. Anton Gruscha ist im 91. Lebensjahr verschieden, nachdem er 21 Jahre lang den Stuhl der Erzdiözese eingenommen hatte. — Der Altmeister der deutschen Rechtschreibung Dr. Konrad Duden ist, 82 Jahre alt, in seinem Buenretiro zu Sonnenberg bei Wiesbaden gestorben. Im Jahr 1872 erschien sein erstes Werk über deutsche Rechtschreibung. — Der verstorbene Vize-Oberzeremonienmeister Bodo von dem Knesebeck hat lange Jahre hindurch als Kammerherr der Kaiserin gewirkt. Er war der treueste Gehilfe der hohen Frau in allen ihren Wohlfahrtsbestrebungen. So war er 26 Jahre lang Mitglied und 14 Jahre lang 1. Vorsitzender des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz.

Die Toten der Woche

Edwin Abbey, berühmter englischer Historienmaler, † in London am 1. August im Alter von 59 Jahren.

Professor **Reinhold Begas**, Altmeister der Bildhauerkunst, † in Berlin am 3. August im 81. Lebensjahr (Portr. S. 1338).

Kardinal Fürsterzbischof Dr. **Anton Gruscha**, † in Kranichberg am 5. August im Alter von 90 Jahren. (Portr. S. 1336).

Wirkl. Geh. Oberbaurat **Friedrich Jungnickel**, Eisenbahndirektionspräsident a. D., † in Othmarschen am 1. August.

Vize-Oberzeremonienmeister **Bodo von dem Knesebeck**, Kammerherr der deutschen Kaiserin, † in Kassel am 6. August im 61. Lebensjahr (Portr. S. 1336).

Wirkl. Geh. Rat Exzellenz **Hermann Möllhausen**, Ministerialdirektor a. D., † in Sterzing in Tirol am 1. August.





Wie trocknet man praktisch sein Haar?

Haarpflege ohne Kopfwaschen gibt es nicht.

Das Kopfwaschen ist eine Lust mit dem **Ortlid-Haartrockner,** eine **Erquickung** bei Hitze, vor und nach der Arbeit, **auf der Reise,** vor dem **Schlafengehen** — aber nur, wenn man den **Ortlid-Haartrockner** benutzt.

Das Abtrocknen mit Tüchern reißt die Haare aus, der **Ortlid erhält sie.**

Wer **Geist und Körper** frisch erhalten will, **trockne den Kopf** mit dem **Ortlid-Haartrockner.**

Wer **Sauberkeit** liebt, wasche sich täglich den Kopf und trockne ihn im Nu mit dem **Ortlid.**

Wem sein **Haar lieb** ist, sorge für tägliches **Waschen und Abtrocknen** mit dem **Ortlid.**

Kinderleichte Handhabung mit nur **einer** Hand — der **Ortlid wiegt nur ca. 340 Gramm.**

Haarwaschen jetzt in **kürzester Zeit** möglich, da der überall bereitliegende **Ortlid im Nu** trocknet.

Nach **staubiger Fahrt** wie **nach dem Bade unentbehrlich!**

Der **Ortlid** ist **bequem, leicht, billig.**

Haarwaschen jetzt **fast kostenlos,** da die Heizkraft im Ortlid **nur wenige Pfennige** kostet.

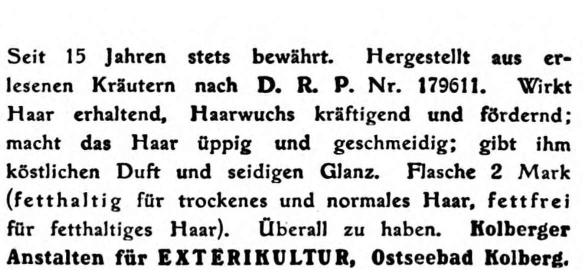
Der **Ortlid** dient jedem **überall und jederzeit** ohne Leitung, ohne äußere Heizung 2c.

Der Ortlid kann deshalb **überall,** auf **Reisen,** wie zu **Hause,** in **jedem Zimmer,** an **jeder Stelle** angewendet werden.

Aeußerst billig in der Anschaffung; denn der **ORTLID-Haartrockner kostet einschließlich eines Kartons ORTLID-Heizkraft in elegantem Etui fein vernickelt nur M. 15.—, stark versilbert M. 20.—, in echter Vergoldung (prachtvolles Geschenk) nur M. 25.—. Infolge enormer Nachfrage nicht vor Ende August lieferbar.** Patente in allen Kulturstaaten angemeldet. Einzig zu beziehen von

ENERGOS CO., DRESDEN 8 Or.


JAVOL
für das
Haar


Seit 15 Jahren stets bewährt. Hergestellt aus erlesenen Kräutern nach D. R. P. Nr. 179611. Wirkt Haar erhaltend, Haarwuchs kräftigend und fördernd; macht das Haar üppig und geschmeidig; gibt ihm köstlichen Duft und seidigen Glanz. Flasche 2 Mark (fetthaltig für trockenes und normales Haar, fettfrei für fetthaltiges Haar). Überall zu haben. Kolberger Anstalten für EXTERIKULTUR, Ostseebad Kolberg.



DIE·WOCHE Bilder vom Tage



Spezialaufnahme für die „Woche".

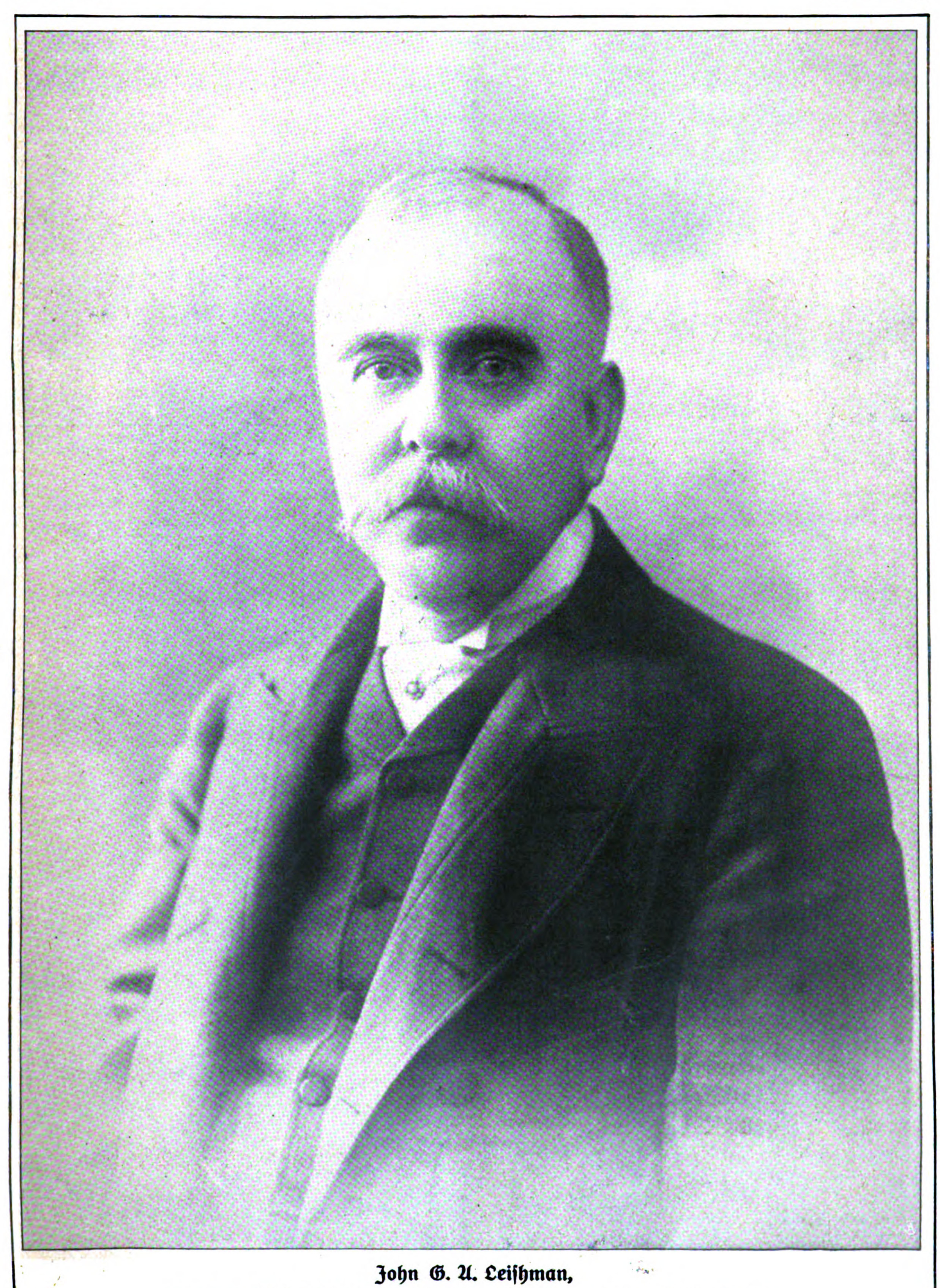
Von links: Generalltn. v. Lindenau; Generalltn. v. Bergemann, Kommandant des Invalidenhauses; General Graf Nogi; —; Hauptmann Henze (Generalstab).

Vom Besuch des japanischen Generals Grafen Nogi im Invalidenhaus in Berlin.

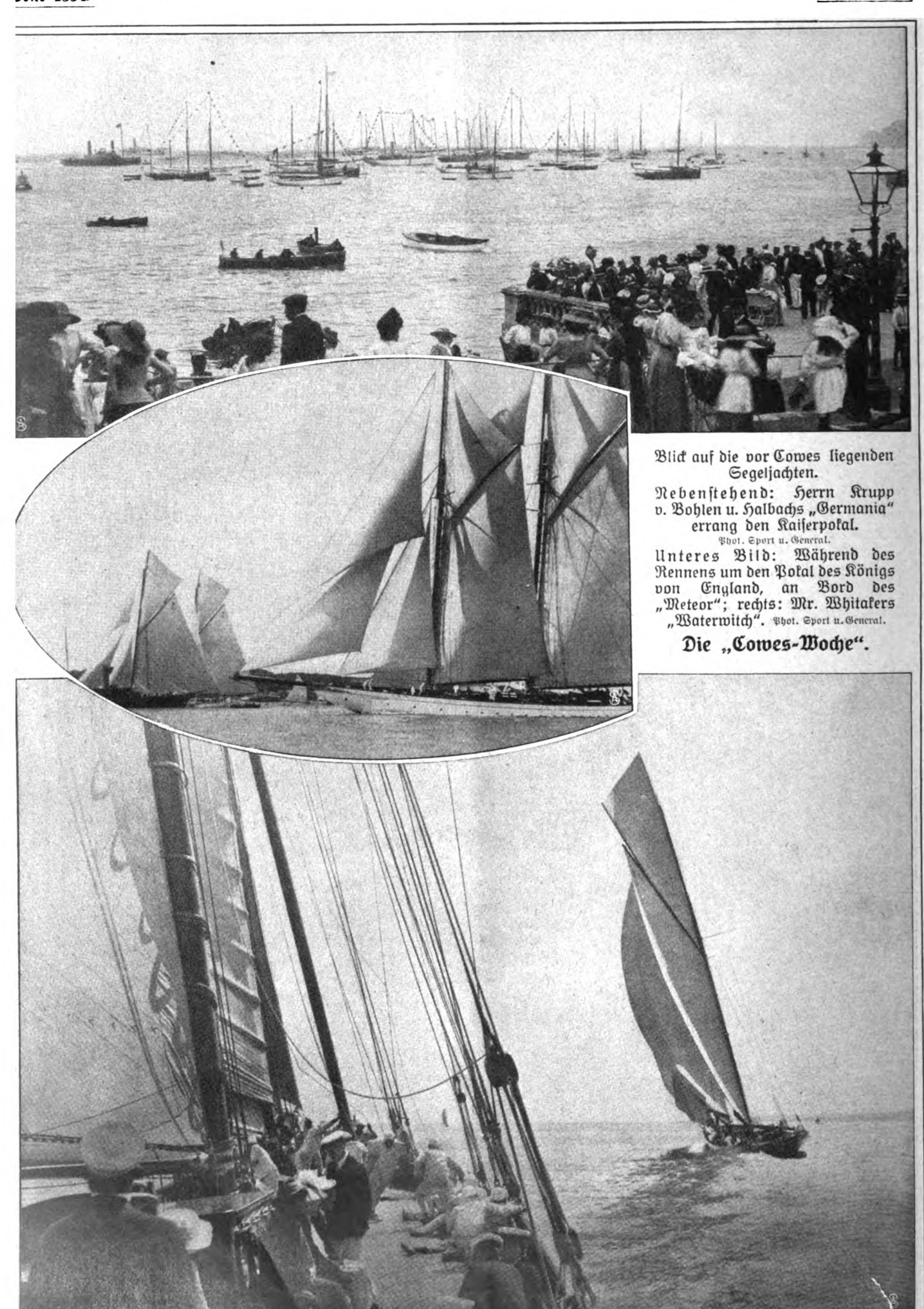


Jagdhüter und Treiber mit der Strecke eines Jagdtages
Nebenstehend: Schloß Sarre bei Aosta, wo der deutsche Kronprinz als Jagdgast König Viktor Emanuels weilt.
Unteres Bild: Der erlegte Steinbock wird auf einem Maulesel fortgeschafft.

Zur Teilnahme des Kronprinzen an den Steinbockjagden des Königs von Italien. — Phot. Brocherel.



John G. A. Leishman,
der neue Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin.



Blick auf die vor Cowes liegenden Segeljachten.

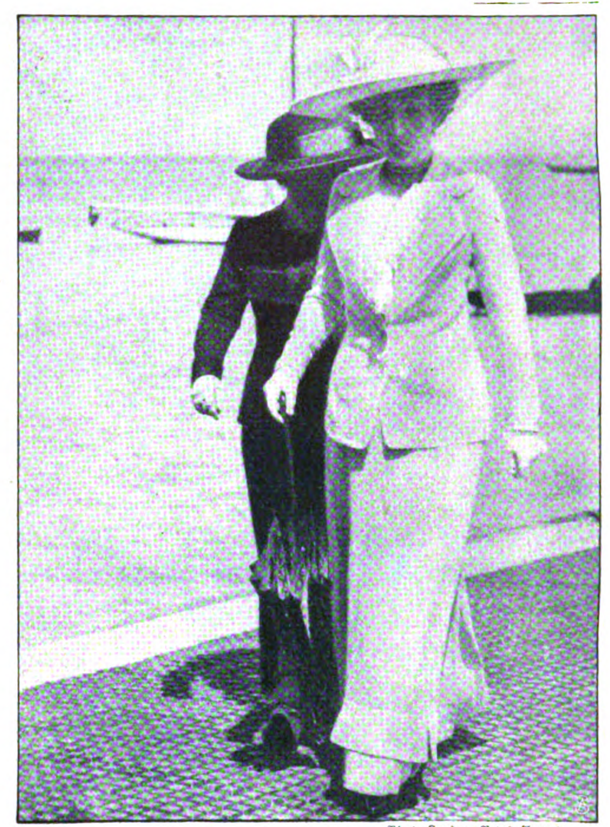
Nebenstehend: Herrn Krupp v. Bohlen u. Halbachs „Germania“ errang den Kaiserpokal. Phot. Sport u. General.

Unteres Bild: Während des Rennens um den Pokal des Königs von England, an Bord des „Meteor“; rechts: Mr. Whitakers „Waterwitch“. Phot. Sport u. General.

Die „Cowes-Woche“.



Der Herzog von Leeds und Lady Londonderry.



Phot. London News Agency.

Die Königin von Spanien mit ihrer Mutter.



Die Herzogin von Westminster (×) und Mr. u. Mrs. Brook.



Prinz Heinrich von Preußen und der Marquis von Ormonde.

Die „Cowes-Woche“: Vornehme Gäste bei den Segel-Wettkämpfen in Cowes (Insel Wight).



Die Sieger in den deutsch-akademischen Olympia-Spielen mit ihren Eichenlaubkränzen. Phot. „Lilly".
Von der Jubiläumsfeier der Universität Breslau.

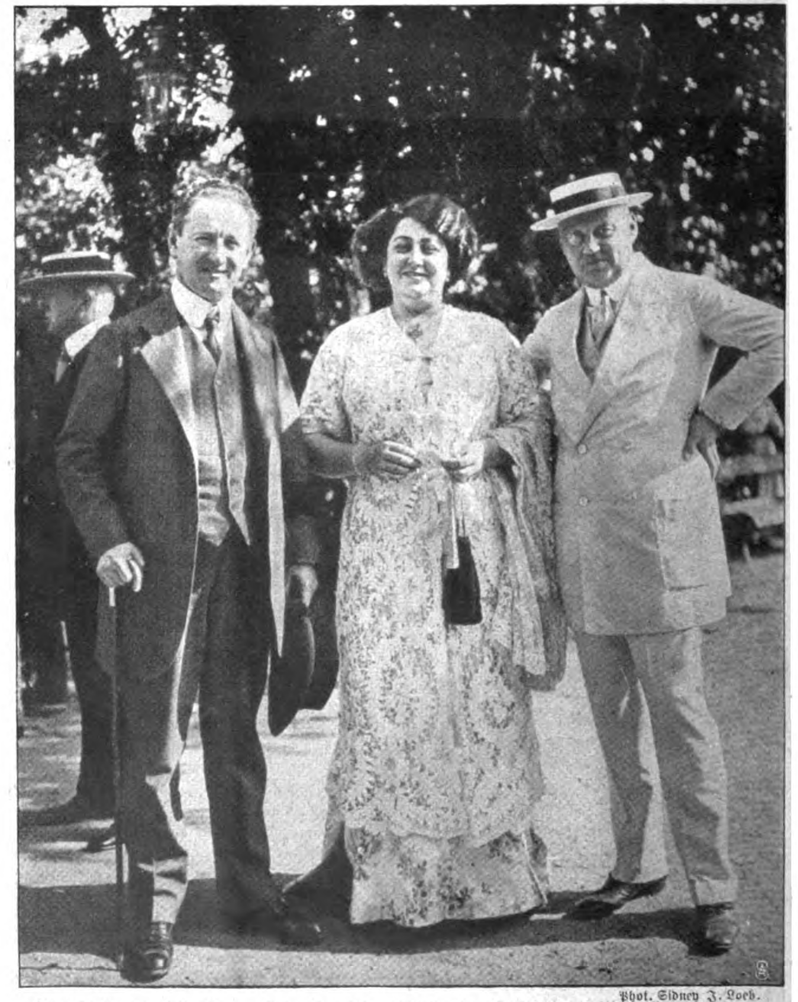


Hofphot. Angerer.

Kardinal Dr. Gruscha †
Der Fürsterzbischof von Wien.



Dr. Bodo v. d. Knesebeck †
Vize-Oberzeremonienmeister und diensttuender Kammerherr der Kaiserin.



Phot. Sidney J. Loeb.

Mitwirkende Künstler: Kapellmeister Stransky (links) und Frau Matzenauer.
Festspieltage in Bayreuth.

Lidj Jeassu, der Enkel Meneliks.

Letzte Aufnahme des neuen Herrschers von Abessinien von Léon Yazedjian.





Phot. Fuchs.

Geh. Reg.-Rat Dr. Konrad Duden,
der Altmeister der deutschen Rechtschreibung,
verschied im 83. Lebensjahr



Phot. A. Hertwig.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Max Lenz,
der neue Rektor der Berliner Universität.



Phot. Fuchs.

Geh. Sanitätsrat Dr. Körte,
der Senior der Berliner Aerzteschaft,
feierte sein 70jähriges Doktorjubiläum.

Reinhold Begas †
Der Künstler bei der Arbeit in den Jahren des Höhepunkts seiner künstlerischen Schaffenskraft.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

3. Fortsetzung.

„Da geht's 'nein", sagte der Portier des Landestheaters, als Lisa nach dem Direktor Gorter fragte; „dann links über zwei Stiegen, nachher rechts, und dann fragen Sie halt am gscheitesten wieder ... Es laufen da s o alleweil Leut umeinander."

Lisa verirrte sich in dem winkligen Gängewerk des alten Hauses und fand sich schließlich in einem schmalen Korridor, der auf einer Seite Fenster hatte. Von seinem andern Ende her ertönten Stimmen. Sie schritt zaghaft vorwärts. An den Wänden hingen grobe Malereien, eine wahre Ahnengalerie von Porträten aus allen Ländern und Zeiten. Lisa erkannte eins und das andre wieder. Sie hatte sie schon auf der Bühne als Wandschmuck gesehen. Aber wie trübselig nahmen sie sich in der Nähe und bei Tageslicht aus! Überhaupt: wie staubig und verkommen hier alles war . . .!

Plötzlich erhob sich da, wo sie hinwollte, das durchdringende Kreischen einer Frauenstimme.

„Halt!" donnerte ein tiefer Baß dazwischen. „Aber, Fräulein Bondelius, das ist unmöglich. Entschuldigen Sie, ich will Sie durchaus nicht kränken, aber . . . Ist das Verzweiflung? — Nein: ein kurzer Aufschrei — dann leise, ganz gebrochen . . . Noch einmal, bitte, den Satz! Zuerst den Aufschrei!"

„Ha!" erscholl es gellend.

„Aber nein doch! — Ha! — Wer schreit denn: Ha? — Beim seligen Raupach schrien die Leute: Ha! — Ha, Verruchter, rutsch mir den Buckel runter!"

„Nichts ist recht, was ich mach!" jammerte die Stimme der Bondelius fast weinerlich. „Warum haben Sie an Frau Jagoda nie etwas auszusetzen?"

„Herrgott, dann führen Sie die Regie! Glauben Sie, ich tu's zum Vergnügen? — Also, weiter! Den Aufschrei!"

„Ich ruinier meine ganze Stimme. Am Abend bring ich es schon richtig, Herr Oberregisseur. Überhaupt, ich bin heiser. Ich möcht lieber markieren."

„Ich werd mich hüten! Damit Sie mir am Abend das ganze Stück schmeißen . . ."

„Ich beschwer mich beim Herrn Direktor!"

„Na, wenn schon!"

„Ich meld mich krank! Ich bring ein ärztliches Zeugnis."

„Bringen Sie, was Sie wollen; aber nachher! — Jetzt halten Sie, bitte, die Probe nicht auf!"

Lisa lauschte und spähte neugierig. Das also war eine Probe! So sah es hinter den Kulissen aus! — Der weite, hohe Raum war dunkel; alles mögliche Schattenhafte stand und hing umher. Nur vom Schnürboden sickerte zwischen dem wirren Gebälk, den hinaufgezogenen Prospekten und Kulissen ein wenig bleiches Tageslicht herunter. Vorn, wo das große Loch nach dem Zuschauerraum gähnte, bewegten sich ein paar Gestalten in dem gelben Schein eines herabgelassenen Soffitenlichtes . . . Ganz romantisch und abenteuerlich sah das aus. — Und doch wehte es Lisa von dem Schauplatz ihres künftigen Berufes mit einer kalten Trostlosigkeit an.

— Wenn mich nun jemand erwischte! dachte sie. Sie fühlte sich zaghaft als unberufner Eindringling . . .

Auf einmal sagte ganz in der Nähe eine lustige Männerstimme:

„Heiliges Affentheater!"

Vor ihr stand, ohne daß sie wußte, woher er gekommen wäre, ein junger Mann mit lockigen Haaren, vergnügten Augen und auffallend schön geschnittnem Munde. Das Licht, das an ihr vorbei vom Gang hereinfiel, beleuchtete ihn scharf. Sie erkannte ihn sogleich. Es war der Schauspieler Sartori.

„No, Fräulein," fragte er, „wo kommen Sie denn daher?"

„Ich . . . ich . . ."

„Ah, Sie sind am End die neue Kollegin, die . . .?"

„Nein, ich . . . ich hab mich, glaub ich, verirrt . . ."

„Ja, das glaub ich dann auch. Dies ist nämlich das Königliche Landestheater. Kein öffentlicher Durchgang!"

„Ich wollte . . . Wo komm ich denn hier in die Sprechstunde von Herrn Direktor Gorter?"

„Zum Gorter wollen Sie?" Er schaute sich nach der Rampe um. „Warten Sie, ich bring Sie geschwind hin. Bis die ausdiskuriert haben, lauf ich nach Nymphenburg und retour. Gehn Sie nur mit!"

Lisa folgte ihm erleichterten Herzens. — Vor einem der Bilder machte Sartori flüchtig Halt.

„Schaun Sie den Krampus an: das bin ich! — Wenn das keine Ehrenbeleidigung ist . . .! — Übrigens: Sartori heiß ich."

„O ja, ich hab Sie gleich erkannt", lächelte Lisa.

„Sehr schmeichelhaft! Oder eigentlich: vielmehr das Gegenteil! — Ich kann mich für einen Komödianten infam schlecht verstellen. So hab ich eigentlich ein sehr kleines Fach. Das heißt: spielen tu ich hier ein recht großes. — Aber wenn Sie das trösten kann: ich komm mir selber im Ritterstiefel noch komischer vor als den andern. — Aber Sie wollen zum Gorter — da hab ich doch wohl das Vergnügen mit einer Kollegin, oder?"

„Vielleicht . . ."

„Na also! — Eigentlich sollt ich Sie warnen, obzwar . . . Mir kann's ja bloß recht sein, wenn einmal was Junges reinkommt in die königliche Altersversorgungsanstalt."

„Ich bin noch eine ganze Anfängerin . . ."

„Das macht nix. Anfangen ist bei dem Geschäft



leichter als aufhören. Ich hab schon die ältesten Naiven gekannt . . . — Aber da wären wir an dem Vorhof zum Allerheiligsten . . . Hals- und Beinbruch bei unserm Sklavenhalter! — Wenn ich mir noch die Frage erlauben dürft, — mit wem ich die Ehre . . .?"

„Lisa Olai," erwiderte sie leise.

„O! Mit Peter Olai verwandt?"

„Ja, mein Vater . . ."

„Respekt — Jetzt darf ich aber . . . Und auf Wiedersehen hoffentlich!"

* * *

Lisa betrat ein kleines Gemach, ähnlich dem Wartezimmer eines Zahnarztes, nur ungemütlicher. Zur Linken war eine geschlossene Tür, die offenbar in das Privatbureau des Direktors führte, denn es stand „Kein Eingang" darauf. Durch eine offne Tür rechts sah man in einen kleinen Raum, dessen Wände ganz mit Aktenschränken verstellt waren. Darin saß am Schreibtisch ein Herr mit blondem Spitzbart.

Der wendete sich um und musterte Lisa schweigend und ungeheuer ironisch.

„Sie wünschen?" fragte er schließlich.

„Ich möchte Herrn Direktor Gorter sprechen!"

„Ist noch nicht da. — Wollen Sie warten? — Dürfte ich dann um Ihre Karte bitten?" — Er las sie und verbeugte sich plötzlich sehr höflich. „Bitte, nehmen Sie Platz!"

Lisa setzte sich an das Fenster . . .

Nach einer Weile kam eine auffallend gekleidete Frauensperson hereingeflattert, die sich sogleich zu dem Herrn im Nebenzimmer begab, beide Hände auf die Platte seines Tisches stemmte und neckisch auf und nieder wippte.

„Grüß Gott, Doktorchen!"

„Moin, Rainerl."

„Ist er da?"

„Wer?"

„Na, er!"

„Nee, Rainerl."

„Kommt er denn bald?"

„Θεῶν ἐν γούνασι κεῖται."

„Ach, Doktorchen, Sie immer mit Ihrem . . .? Woher soll denn ich Lateinisch kennen?"

„Es ist ja Englisch!" Der Doktor schüttelte sich einfach vor Spottlust.

„Englisch kann ich auch net. Aber das lern ich schon noch!"

„Lernen Sie erst mal Ihre Rollen, Rainerl!"

„Das steht dafür! Die Viertelsbogen! Sie sollen mir erst einmal Rollen geben! Dann wird sich's schon zeigen!"

„Wo wollen Sie die Zeit hernehmen, Rollen zu lernen? Auch noch! Wer so viel zu tun hat . . .!"

„Nein, Dokterchen, das wird alles ganz anders!"

„Um Gottes willen, Sie werden doch keinen Lebenswandel anfangen?"

„Sie Schlimmer! — Nein, Doktorchen, sehn Sie mir garnix an?"

„Daß das Wagenrad auf Ihrem Kopf noch nicht bezahlt ist?"

„Nein, pfui!" Der Sekretär bekam einen neckischen Stoß gegen die Schulter. „Nein, ganz was Ernstliches! Deshalb muß ich ja mit ihm sprechen. — Ob er heut wohl gut aufgelegt ist?"

„Weeß mersch?"

„Ich hab so einen Mordsbammel vor ihm . . .! — Ich will mich nämlich verloben . . ."

„Meinen Segen, Rainerl! — Gegen wen denn?"

„Ein wirklich sehr feiner Mann!"

„Das ist ja selbstverständlich."

„Der Doktor Lipschitz; von dem großen Seifengeschäft am Rindermarkt der Sohn."

„Gratuliere, gratuliere!"

„Und was meinen Sie . . .? Ob e r was dagegen hat?"

„Nein, Rainerl, verlassen Sie sich darauf: das ist ihm gänzlich schnuppe."

„Dann meinen Sie, daß ich die Erlaubnis krieg?"

„Was für eine Erlaubnis denn?"

„Ja, es steht doch im Kontrakt . . .?"

„Oh, Rainerl, lernen Sie lesen!" Der Doktor lachte leise und gluckſend, aber so heftig, daß er blaurot im Gesicht wurde und fast erstickt wäre. „Verehelichung heißt es im Kontrakt! Aber verloben . . .! Kinder, verloben könnt ihr euch jeden Tag dreimal. Das ist uns Wurscht."

„Dann brauch ich's ihm garnet sagen?"

„O nein!"

„Mir ist ein Stein vom Herzen. Dann geh ich wieder!"

„Reisende Leute soll niemand aufhalten. — Gehn Sie mit Gott!"

„Und vielen Dank noch, Doktorchen!"

„Bitte, es war mir ein Fest."

Lisas Gedanken verweilten bei der sonderbaren Neuigkeit, die sie da erlauscht hatte. Als Schauspielerin durfte man also ohne Erlaubnis des Direktors nicht heiraten! — Sartori hatte Gortern vorhin als seinen Sklavenhalter bezeichnet . . . Dieses Wort, das unbeachtet an ihrem Ohr vorübergeglitten war, kam wieder und wandelte sich zum Begriff mit Rundung und Farbe, vielleicht mit mehr davon, als es verdiente . . .

Das Wartezimmer füllte sich jetzt schnell mit Leuten, die sicher alle etwas vom Direktor begehrten und alle in irgendeiner Weise zum Theater in Beziehung standen. Lisa sagte sich, daß ein Blick in die Seelen dieser Männlein und Fräulein ihr viel von dem offenbaren könnte, was sie wissen wollte, und ihr wohl ein umfassendes Bild von dem geheimnisvollen Getriebe zu geben vermöchte, das sich Bühne nennt . . .

* * *

Endlich trat der Erwartete ein. Alles erhob sich; auch der sarkastische Sekretär eilte auf die Schwelle seines Zimmers . . .

Gorter schickte einen majestätischen Blick in die Runde, leicht, hell und sieghaft.

„Grüß Gott, meine lieben Kinder!" sagte er zu den Schauspielern. Dann musterte er Lisa, die als die einzige sitzengeblieben war. Sein Gesicht sagte ihr in aller Geschwindigkeit, daß er sie zwar nicht kenne, daß



sie sich aber jedes Entgegenkommens von seiner Seite versichert halten dürfe. Auf einen fragenden Blick von ihm reichte ihm der Doktor ihre Karte. Er las sie; seine Züge legten sich in die Falten angenehmer Überraschung, seine Augen leuchteten auf und lächelten sie noch einmal an . . . Dann sagte er:

„Nun, was bringen Sie uns Gutes und Neues, mein bester Doktor?"

„Es liegt nicht viel vor, Herr Direktor. — Eine Petition von den Theaterarbeitern . . ."

„Was wollen diese Unersättlichen schon wieder? — Haben wir nicht alles für sie getan?"

„Wegen der Überstunden . . ."

„Ei, ei! — Ja, von dieser — ich möchte Bande sagen — ein wenig Idealismus verlangen — das freilich wäre zu viel! — Wer bezahlt uns unsre Überstunden, bester Doktor? — Doch davon später!" Er wendete sich plötzlich wieder an die Schauspieler: „Meine wackern Kinder, ihr haltet mich deswegen doch nicht für einen rohen kapitalistischen Ausbeuter? — Im Gegenteil: ich bin Demokrat bis auf die Knochen; natürlich immer nur so weit, als es sich mit der Pflicht des Pächters einer königlichen Bühne verträgt."

Ein Beifallsgemurmel ging durch das Zimmer. Nur der Sekretär schnitt hinter dem Rücken seines Chefs eine Fratze von geradezu infernalischer Ironie.

Gorter ging in sein Zimmer hinüber. In der offnen Tür machte er Halt und schmetterte die Worte hervor: „Fräulein Lisa Olai!" Er sprach den Namen dreisilbig aus — O=la=i — und gestaltete ihn dadurch besonders klangvoll.

Ihr pochte das Herz, als sie seiner deutenden Armbewegung folgte und dann die Tür zufiel und sie mit dem ihr halb komischen, halb unheimlichen Menschen in die staubige Stille dieses Amtszimmers bannte, dem der langjährige Bewohner wohl hie und da den Stempel seiner Mimeneitelkeit aufgedrückt, durch kein Stück aber etwas Persönliches gegeben hatte.

„Ich habe wohl die Freude, ein Töchterlein unseres großen Peter O=la=i vor mir zu sehen? — Dacht ich mir's doch! — Ei nun, vortrefflich!" sagte er und wies auf einen Stuhl. Er selbst setzte sich in eine Ecke des Sofas, schlug die kurzen Beine übereinander, lehnte sich zurück, verschränkte die Finger locker vor dem Bauch, und ließ sein Gesicht sich ganz mit dem Ausdrucke der verbindlichsten Frage erfüllen.

Lisa suchte umsonst nach einem Anfang. — Er wartete eine Weile, lächelnd und des verwirrenden Eindruckes froh, den er machte; dann fragte er:

„Nun, mein liebes Fräulein . . .? Und was treibt unser verehrter Dichter, mein lieber Freund O=la=i?"

„Danke . . ."

„Es geht ihm gut? — Das ist mir eine aufrichtige Freude. — Und wie ist es denn? Will er uns denn wohl bald wieder ein Stück geben?"

„Ich glaub kaum."

„Ei, das kann ich wohl egoistisch bedauern; mißbilligen kann ich es nicht. Das sei ferne! — Traun fürwahr, er ist ein Weiser, ein Einsiedler. Was fragt er nach den lärmenden Erfolgen des Marktes! Er gibt uns seine tief schürfenden Romane, die als ein treues Spiegelbild unsrer merkwürdigen Zeit bleiben werden. Bleiben werden, mein liebes Fräulein O=la=i! — Und doch: er hätte ein Reformator unsrer dramatischen Kunst werden können. Sein „Rausch" — es ist das beste moderne Stück! — Eine Arbeit seiner Jugend! Ein Erstlingswerk! Aber welch ein Wurf! Ich liebe das Stück. Auch glaube ich, daß ich den Hausmeister Brunnhuber zu meinen besten Rollen zählen darf. — Doch das mögen andre beurteilen."

Der innerliche Spott über das Gehaben dieses Komödianten stärkte Lisa den Rücken und gab ihr den Mut, ihr Anliegen vorzubringen.

Er ließ sie sprechen und wußte durch allerhand Laute und ein starkes Mienenspiel seine Aufmerksamkeit zu bekunden. Doch unterbrach er sie nicht, sondern schien immer noch mehr hören zu wollen. Vielleicht vermißte er Lobsprüche über seine Kunst . . . — Sie hatte jedenfalls das Gefühl, sie müsse weitersprechen; da ihr aber eigentlich nichts mehr einfiel, wiederholte sie sich nur und brach schließlich verwirrt ab.

„Mein liebes Fräulein", nahm Gorter mit einem nachsichtigen Lächeln das Wort, „Sie verlangen von mir nicht wenig! — Ich gebe seit vielen Jahren nur mehr ganz selten Unterricht. Und bloß an Schüler, die ich für Begnadete halte. — Nun ja, das wollen wir bei Ihnen hoffen . . . Aber glauben Sie eigentlich bei mir zu finden, was Sie suchen?"

„Wäre ich sonst zu Ihnen gekommen, Herr Direktor?"

„Aber mein liebes Fräulein, von unsern jungen Soi-disant-Schauspielern werfen mich gar viele zum alten Eisen . . . Und in der Tat fürwahr: wenn Sie bei mir suchen, was diese Wirbelköpfe den modernen Schauspielstil nennen — den freilich finden Sie bei mir nicht. Denn ich nenne das, mit Respekt zu sagen, keinen Stil, sondern eine Unzucht."

„Herr Direktor, ich bin fest überzeugt, daß ich von niemand mehr lernen könnte als von Ihnen."

Er strahlte über das ganze Gesicht.

„Sie haben einen klaren Verstand, Fräulein O=la=i. Und das ist schon eine große Hauptsache. Glauben Sie mir: der große Schauspieler ist immer der denkende Schauspieler. — Glauben Sie mir: wenn ich dumm wäre — ich wäre nie der Gorter geworden. — Und noch eins bringen Sie mit: eine umfassende Bildung. Auch das ist etwas, was der Schauspieler heute braucht, notwendig wie das liebe Brot. Es muß wieder ein vornehmes Geschlecht von Schauspielern heranwachsen. Gesellen Sie sich zu denen, die unsre Hoffnung sind!"

„Selbstverständlich!" sagte Lisa nicht ohne Hochmut.

„Und wenn Sie denn meine Schülerin werden sollten — was ja noch von dem Resultat einer kleinen Prüfung abhängen wird — so bleiben Sie mir treu und lassen Sie sich nicht abwendig machen von mir! — Oh, ich weiß sehr genau, wieviel in diesen Mauern über mich geschimpft wird. Von denselben Leuten, die mir ins Gesicht hinein die dicksten Schmeicheleien sagen . . . — Nun, mein Gott, was liegt mir daran! — Denn Sie werden mir wohl nicht zutrauen, daß Lob oder Tadel innerlich irgend von Einfluß auf mich sein könnten."



Lisa hörte ihm amüsiert zu und glaubte ihn ganz zu durchschauen. Sie tat es aber doch nur so weit, wie er durchschaut sein wollte. Er hatte etwas von einem schlauen Spieler, der sich von seinen Partnern scheinbar harmlos in die Karten gucken läßt, dabei aber durch geschicktes Halten der Blätter eine Fünf für ein Aß auszugeben versteht.

„Wollen Sie mir etwas sprechen?" fragte er plötzlich. „Dann ist die kleine Prüfung erledigt, und wir können weiter sehen . . ."

„Wenn ich nur wüßte . . ." stotterte Lisa. „Ich weiß nicht recht, was . . ."

„Je nun, gleichviel! Was es auch sei — ich werde mir danach ein Bild machen; über Ihre Mittel, über Ihr Talent . . ."

Sie zauderte.

„Was könnten wir denn etwa nehmen?" überlegte er. „Ja, können Sie Gretchens Monolog aus dem ‚Faust': Ach, neige, du Schmerzenreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not . . .?"

„Gelernt hab ich ihn . . ."

„Trefflich, trefflich! — Also, bitte!"

Es fiel Lisa schwer, die Verse zu sprechen, die sie zu Hause so oft geübt hatte. Mehr noch als die Furcht vor Gorters Urteil störte sie das Bewußtsein, daß die Schauspieler draußen sie durch die dünne Tür hören müßten. So begann sie leise und ausdruckslos . . . .

Und als ihr das bewußt wurde, überschrie sie sich wieder.

„Das war nichts!" stotterte sie nachher und sah Gorter in dem Gefühl ihrer kläglichen Leistung zaghaft an. „Ich weiß nicht, sonst . . ."

Aber er schien überraschenderweise andrer Meinung zu sein.

„Ei nun," sagte er, „freilich, es ist noch nichts Fertiges... Und manches setze ich natürlich auf Rechnung der begreiflichen Erregung... Auch ist die bisherige Schule nicht gut... Sie bilden den Ton ja hier, ganz hinten im Kehlkopf, und Sie müssen ihn hier bilden, vorn, mit Lippen, Zungenspitze und Zähnen... — Aber immerhin, ein Versuch erscheint mir aussichtsreich. — Nun denn, mein liebes Fräulein O-la-i, und wegen der näheren Bedingungen — da dürfte es wohl das beste sein, wenn ich mit Ihrem lieben Vater, meinem verehrten Freunde, Rücksprache nähme. — Warum ist er denn nicht gleich mit Ihnen gekommen?"

Lisa erschrak. Nun stand plötzlich etwas vor ihr, woran sie noch gar nicht gedacht hatte.

„Mein Vater hatte gerade keine Zeit", sagte sie verwirrt. „Er... er steckt so tief in einer neuen Arbeit, und da... Er meinte... ich würde am besten selbst mit Ihnen reden, meinte er..."

„Nun, jawohl, gewiß," entgegnete Gorter. „Im Prinzip sind wir uns ja einig. Aber... die näheren Modalitäten — das würde mir zwischen uns doch nicht recht passend erscheinen. — Auf ein paar Tage kommt es nicht an, und... Nein, da muß ich schon mit Ihrem lieben Herrn Vater sprechen. Und dann hören Sie das Weitere von ihm. — Also denn, auf baldiges Wiedersehen, mein liebes Fräulein O-la-i. Sie müssen mich jetzt entschuldigen... Sie haben ja gesehen, welch eine Schar dort auf mich wartet."

Bevor Lisa sich auf einen weitern Einwand besonnen hatte, stand sie schon draußen in einem Kreuzfeuer von neugierigen Blicken. — Mutlos ging sie die Treppe hinunter. — Was nun? — Sie hatte ihr Ziel durch eigne Kraft erreichen, hatte Peter erst wiedersehen wollen, wenn sie ihm sagen könnte: So und so ist es, es gibt kein Zurück, alles ist abgemacht. Und schon beim ersten Schritt war sie auf seine Hilfe angewiesen. — Sollte sie ihn bitten, zu Gorter zu gehen? — Nein, nie! entschied sie in kindischem Trotz. — Was für ein lächerlicher Backfischstreich wäre ihre ganze Flucht dann gewesen, ihr großer Schritt in das Leben hinaus! — Es gab ja mehr dramatische Lehrer. — Aber würde sie nicht jeder nach ihrem Vater fragen? — Wie hatte doch der junge Sartori gesagt: — Peter Olais Tochter! Aha, Respekt!

Sie sehnte sich auf einmal förmlich danach, das Kind eines unbekannten, armen Mannes zu sein. So schlecht es ihr dann gehen könnte — sie stünde dem Leben nicht so ungerüstet gegenüber...

* * *

Als Lisa das Vestibül des Hotels betrat, erhob sich von einem der Korblehnstühle, die dort standen, Peter.

„Guten Tag, Lisa," sagte er ruhig.

„Ah, Peter!" Trotzdem sie mit keinem Gedanken daran gedacht hatte, ihn hier zu finden, überraschte es sie kaum. Ihr war beinahe, als hätte gerade das jetzt kommen müssen.

„Gehen wir nicht auf dein Zimmer?" schlug er vor. — Sie nickte hastig und schritt ihm voran.

Peter hatte die Bitterkeit der ersten Stunden gebannt, aber nicht überwunden. Er fühlte sich alt und enttäuscht. Kalte, leere Jahre sah er kommen... Frühling, Sommer und Herbst — auch dieser fern schon — wanderten die abschüssige Straße hinunter, die in die Vergessenheit läuft... Der Winter spreitete lautlos das Leichenlaken über seine Welt...

Wozu hatte er gelebt, gekämpft, gearbeitet? — Für nichts! — Wozu zeitigt ein Baum Blüten, Blätter und Früchte? — Um schließlich nackt zu stehen und zu frieren!

Kann es uns Trost sein, daß vielleicht auch unser ein neues Frühjahr harrt, in einer andern Erscheinungsform? — Noch einmal und immer wieder die gleiche Sinnlosigkeit?...

Aber gerade, weil Peter so dachte, kam er, seinem Kinde zu helfen. — Wenn er zurücksah auf seine Jahre — dennoch: lag da nicht Reichtum, lag da nicht Glück? — Woraus war das erwachsen? — Aus Kampf, Not und Hoffnung. Er hatte tapfer gekämpft — freilich um nichts, das wußte er jetzt. Aber er malte sich aus, wie sein Leben verlaufen wäre, wenn seine Jugend schon die harte Wahrheit besessen hätte, die ihm der Winter heute schwer auf den Rücken lud. — Da segnete er die bunte Lüge, die ihn geführt hatte, wie den Wüstenwanderer die Fata Morgana lockt.

Peter kam nicht, Lisa die Wahrheit zu geben. — Was hätte sie auch mit seiner Wahrheit anfangen sollen! Es war nicht die ihre, durfte die ihre nicht sein...



Dieser Tag hatte ihn gelehrt, wie tief er in der großen Elternsünde gesteckt hatte, sein Kind für ein Ausnahmewesen zu halten, auf das die Gesetze des Daseins nicht zuträfen. — Die rechte Liebe war hier, Lisa das Werkzeug in die Hand zu geben und ihr zu sagen: Nun baue dir selbst dein Haus, darin dein Leben wohnen mag!

Wohl kannte Peter das Meer, auf das hinauszustürmen ihres Schiffes Segel sich blähte; er ließ sie nicht leichten Herzens ziehen. Aber Stranden und Scheitern — das Schlimmste war besser als feig und schläfrig im Hafen verkümmern.

Nicht aus liebender Schwäche und nicht um Dank wollte er ihr willfahren. Er wußte, wenn es zum Äußersten käme, und sie kehrte wirklich gebrochen an Geist und Leib zu ihm zurück, dann erhielte ja doch er die Vorwürfe, weil er sich ihren Plänen nicht unerbittlich widersetzt hätte.

Was tut das! — Sind Eltern nicht überhaupt dazu da, ihren Kindern den Sündenbock zu machen, mögen die nun die Fehlschläge ihres Lebens der Vererbung oder der falschen Erziehung in die Schuhe schieben...?

„Lisa," begann Peter, als sie sich in dem unbehaglichen Gasthauszimmer gegenübersaßen, „glaub mir: die heimliche Flucht war nicht nötig."

Sie seufzte und nickte leise.

„Dies soll kein Vorwurf sein, Lisa... Ich weiß schon, daß ich es dir nicht leicht gemacht habe, es mir zu sagen..."

„Ach, Peter, ich bin mir selber vollkommen klar darüber... Es war eine romantische, kindische Idee!"

Er blickte überrascht auf.

„Romantisch? Nun ja, aber was tut das! — Sonst braucht ja niemand davon zu hören; und ich versteh dich!"

„Besser vielleicht als ich selbst, Peter."

„Wie meinst du das? — — Aber vor allem eins, Lisa: sei ruhig, ich leg dir nichts in den Weg."

Sie starrte mit großen Augen auf die Tischplatte. Alle die kleinen Eindrücke, die sie heute gewonnen hatte, ballten sich zusammen und reckten sich empor zu einer schattenhaft drohenden Gestalt, die ihre Straße versperrte... — Plötzlich brach sie in lautes, kindliches Schluchzen aus...

Er trat schweigend neben sie und strich ihr nur hin und wieder leicht über die Haare.

„Wein dich nur aus!" sagte er schließlich in beinahe mütterlich warmem Ton.

Da trocknete sie ihre Augen und blickte ihn an. Das Gefühl einer Befreiung war in ihr — und doch eine sonderbare, trostlose Leere...

„Verzeih, Peter! Ich weiß nicht, was ich hatte... Ich war ja so dumm... Und ich stellte mir alles so vor, so herrlich und leicht... — Aber beim ersten Schritt hinaus — alles hat mir gezeigt: ich bin dem Leben nicht gewachsen!"

„Oh, Lisa, das scheint dir jetzt so... Das ist echt Olaische Art, sich alles schwerer zu machen, als es ist..."

„Nein, Peter, ganz im Ernst... Gott, es waren ja lauter Kleinigkeiten... Aber innerlich hab ich heute viel erlebt und gelernt. Und nun... Ich fühl mich auf einmal so gereift."

Ein gutes Lächeln spielte um Peters Lippen.

„Nein," fuhr Lisa fort, „ich bin für das Leben da draußen nicht gemacht..." Ihre Augen schwammen schon wieder in Tränen; die eigne Entsagung rührte sie...

Auch Peter wollte es wie ein Schluchzen in die Kehle steigen, und doch packte ihn heftig die Versuchung, aus der Stunde ihrer Mutlosigkeit Vorteil für sich zu ziehen... — Aber er überwand sie.

„Ach geh! Warum denn?" sagte er in dem leichtesten Ton, der ihm zu Gebote stand.

„Ja, Peter, jetzt, wo ich die Erfahrung habe... — Es ist schon das richtige, ich geh wieder hinaus zu dir, und alles wird wieder, wie es war. — Besser noch, Peter...!"

„Und wenn ich das nicht annehme?"

„Du wirst mich schon nicht verstoßen. Ich kenn dich! — Nein, Peter, mich wirst du nicht los! Wir bleiben immer beisammen."

„Oh, Lisa, bis zur Hochzeit besinnst du dich schon anders!"

Sie lächelte, machte aber sofort wieder ein ernstes Gesicht und sagte bestimmt:

„Heiraten, nein! — Und weißt du, Peter, diese Unruhe, dies Hinauswollen — das ist eben die Jugend..."

„Zweifellos!" entgegnete er belustigt.

„Jugendlich ist es, Peter!" Sie sah ihn mit einem schnellen Blick an und fühlte sich ihres Ernstes nicht mehr ganz sicher, biß aber energisch die Zähne zusammen.

„Ist das ein großer Fehler?" fragte er.

„Nein, wirklich, Peter... Ich glaub immer, schön und... und friedlich wird das Leben erst, wenn man das alles hinter sich hat..."

„Geschmacksache!" warf er trocken hin, wendete sich dann aber ab: das Wasser wollte ihm in die Augen steigen. Ihre eingebildeten Schmerzen waren ja seine wirklichen...

„Nein, Peter, ich denk mir oft: wenn ich doch schon alt wäre! — Und schließlich, wenn wir so still da draußen leben — da schläft die Unruhe schon ein. Und, Gott, wie lange...? Mit fünfundzwanzig Jahren ist man eine alte Jungfer..."

Peter empfand, daß diese große Resignation im heimlichsten Winkel ihres Herzens ihr selbst ein wenig komisch erschien, und daß sie sich so kindisch immer begeisterter dahinein redete, um sich und ihm ihren verzweifelten Ernst zu beweisen. — Er wußte, daß es an der Zeit war, ihr Lachen zu erlösen, und rief mit komischem Pathos:

„Neunzehn Jahre, und ratzekahl fertig mit dem Leben!"

Und wirklich, sie stimmte in sein Gelächter ein. — Gleich darauf aber hatte sie sich wieder bezwungen und sagte krampfhaft ernst, mit schmollender Miene:

„Du brauchst mich gar nicht zu verspotten! Es ist nun einmal so!"



„Sag mir doch, Lisa, was sind denn das für schreckliche Erlebnisse, die dich so mit einem Sprung ins tiefste Greisenalter versetzt haben?"

„Ach nichts! Ich sag dir ja: Kleinigkeiten! Lächerliche vielleicht sogar ..." Hier glaubte sie wieder leicht auflachen zu dürfen. Dann aber fuhr sie elegisch fort: „Aber wenn mich das schon ... Wenn nun die großen, ernsten Fragen herankommen — wie hilflos werd ich da erst sein! — Ich bin nun einmal verpfuscht fürs Leben!"

Er ergriff ihre beiden Hände.

„Na, Lisa, sieh mich einmal an! — Nein, ganz voll in die Augen! — Und nun, bitte, bleib ernst! — Glaubst du das wirklich?"

„Ja, Peter, wenn du so ... — Quäl mich doch nicht! — Da muß man natürlich lachen!"

„Na, siehst du!" nickte er befriedigt. „Komm, und jetzt reden wir einmal vernünftig! — Sieh, was du deine Hilflosigkeit, deine Lebensuntüchtigkeit nennst — du weißt ja selbst, wie wenig das zu bedeuten hat. — Es würde jedem so gehen. Woher solltest du es denn haben! Das will so gut gelernt sein wie jede andere Fertigkeit. Und warum solltest gerade du es nicht lernen! Du bringst doch wahrhaftig mehr dafür mit als tausend andere."

„Das glaub ich eben nicht, Peter", entgegnete Lisa hartnäckig; doch horchte sie schon ein wenig getröstet auf.

„Lisa, verlaß dich darauf! Das ist alles unendlich viel leichter, als es dir heute erscheint. — Und mit den Aufgaben wachsen die Kräfte. Es kann einer vor einem kleinen Hindernis sehr zaghaft sein, der doch im Moment einer großen Gefahr stark und entschlossen wird. — Spring ins Wasser; du wirst schon schwimmen!"

„Peter, nein, sag, meinst du das wirklich im Ernst?"

„Scheint dir das so wunderbar? — Du findest, ich habe sonst anders gesprochen? — — Ja, siehst du, du sagtest, du hätetst heute viel gelernt; aber ich hoffe noch mehr gelernt zu haben. — Dies Gartenleben, das ich so gut geführt habe wie du — das macht untüchtig und ... und ... Einerlei! — Ich bin freilich zu alt; für dich aber ist's gerade an der Zeit, ein Leben der Arbeit und des fröhlichen Kampfes anzufangen."

„Arbeit, ja!" sagte Lisa mit einem gewissen schwärmerischen Pathos. Dieses Wort, das gute und schlechte Dichter so tönend gemacht haben, gab ihr den Anlaß, ihre Umkehr einzuleiten.

Und Peter sprach weiter. Eine ganze Weltanschauung baute er langsam vor ihr auf, die sich streng den Bedürfnissen ihrer jungen Sehnsucht anpaßte; er ereiferte sich und ließ sich fortreißen von seinen Worten, gläubigen Worten eines Ungläubigen — wie sie in seinen Büchern sangen. Er, der in der Wahrheit fror, schenkte seinem Kinde die bunte Lüge. Eine Fata Morgana stellte er an ihren Himmel und lächelte, da sie sich aufraffte aus ihrer Mutlosigkeit und, ohne sich lange nach ihm umzusehen, mit eilenden Schritten dahinging auf die Sonnenstadt zu, die keiner erreicht, hinaus in Kampf, Not und Hoffnung ...

Als Lisa Peter am nächsten Nachmittag zur Bahn begleitete, war er bei Gorter gewesen und hatte das Nötige mit ihm verabredet, hatte er ihr Unterkunft in einer guten Pension besorgt ... Überhaupt war alles besprochen und in eine feste Ordnung gebracht. Lisa sah ruhig und hell in ihr neues Leben.

Und Peter ... Peter war traurig, aber er war zufrieden mit sich ...

* * *

Schüchtern betrat Lisa zum ersten Male den großen Speisesaal der Pension, dem man es ansah, daß er durch Vereinigung mehrerer Zimmer entstanden war. Eine Menge meist junge Leute plauderten ringsum in kleinen Gruppen und warteten auf das Mittagessen ...

Die Pensionswirtin, eine derbe, dicke Münchnerin in protzig schwerem Seidenkleide und mit vielen Ringen an den Fingern, deren Nägel jedoch schwarze Ränder aufwiesen, kam ihr entgegengerauscht.

„Grüß Gott, liebes Fräulein! Es is wohl am gescheitsten, ich stell Sie gleich vor. Dann haben wir die heilige Prozedur hinter uns! — Aber Sie brauchen kein so verzweifeltes G'sicht machen!" lachte sie und schnupfte geräuschvoll auf. „Sie werden sehn, daß Sie sich bei uns pudelwohl fühlen! Bei mir, das kann ich schon ohne Übertreibung sagen, finden Sie das fidelste Gefängnis von ganz München. Fast lauter Jugend! Und von ältern Leuten bloß, was lustig is. — Wenn schon so Grantelhauer und alte Jungfern kommen, dann sag ich einfach: — Bedaure, alles besetzt! Eine Pensionsmutter muß halt wissen, was sie will: ent oder weder! — Und ich fahr net schlecht dabei: Gott sei Dank steht bereits nie was leer. — Auf die Fadiane kann ich leicht verzichten!"

Lisa lauschte diesem schmetternden Wortschwall mit Verwunderung und machte wohl ein hochmütiges Gesicht dazu; denn die Wirtin lachte:

„Sie brauchen mich net so bös anschaun! Entschuldigen Sie bloß, daß ich geboren bin!"

„Aber ich ... Nein ... wieso denn?"

„Ich hab einen Wachtmeisterton; aber das gewöhnen Sie bald. — Das is bloß äußerlich Wenn einem nur das Herz am rechten Fleck sitzt ...! — Werden Sie einmal fertig mit der jungen Bande, die nix tut, wie ihre alte Mamma Staudinger derblecken — da muß eins ein kräftiges Mundwerk kriegen. Unt ohne Humor könnt man im Tag zehnmal verzweifeln in so einer Pension, wenn man alles über sich hat. — Wir werden uns schon vertragen! In drei Tagen sind Sie bei mir wie zu Haus! — Und jetzt kommen Sie, Fräulein, zur großen Prozession!" Sie legte die hohle Faust wie eine Trompete an den Mund, tutete eine Fanfare hinein und rief: „Aufgemerkt, Kinder, eine neue Hausgenossin! Fräulein Lisa Olai, Tochter von dem Schriftsteller Peter Olai, der wo die schönen Bücher schreibt! — Daß ihr's alle wißt und ich's net jedem einzeln verzählen muß ..!"

Lisa wurde von Gruppe zu Gruppe geführt. Eine Flut von Namen ergoß sich über sie. Sie verstand wenige davon und behielt keinen. Ein Gesicht nach dem andern neigte sich vor; sie sah sie nur wie durch einen Nebel, keines machte ihr einen Eindruck ... Als sie die Reihe herum war, wußte sie bloß, daß ein ziemlich internationales Publikum in dieser Pension hauste.



Die Wirtin blieb neben ihr stehen.

„Wissen Sie auch, wen Sie als Tischherrn bekommen? — Die allererste Garnitur!“

„So?“

„Ja, darum werden Ihnen viele neidig sein; besonders von meinen Misses. — Wie er gehört hat, daß Sie einzogen sind, is er eigens zu mir und hat drum gebeten! — Na ja, und wer kann dem Sartori Kasperl was abschlagen!“

„Wer?“ fragte Lisa.

„Der Sartori! Vom Landestheater! Sie müssen ihn doch kennen!“

„Flüchtig“, sagte Lisa fast wegwerfend. Aber ein wenig freute sie sich doch über die Nachricht. „Wohnt er bei Ihnen?“ fragte sie die Wirtin.

„Das glaub ich! Länger wie fünf Jahr schon! Das is der treueste! Das heißt: mir is er treu! Außerdem... Halt ein Künstlerherz...! Heut hier, morgen da! — In ihn verlieben tät ich Ihnen net raten!“

„Du lieber Gott...!“ Lisa bekam wieder ihr hochmütiges Gesicht.

In diesem Augenblick trat Sartori von der Diele aus ein. Er grüßte den ganzen Kreis mit einer umfassenden, parodistisch feierlichen Handbewegung, die von großer Komik und dabei doch von zierlichster Eleganz war. Heute sah Lisa — was sie neulich gar nicht beachtet hatte — daß er sich auffallend gut anzog.

Er kam, die linke Schulter ein wenig vorgeschoben, mit wohlgesetzten Bonvivantschritten direkt auf sie zu, schüttelt ihr die Hand und sagte, verblüffend echt im Tone Gorters:

„Traun fürwahr, unsere wackere Lisa Olai! Ei nun, Sie wollen unser mildes Irrenhaus verschönen, wenn mir der Ausdruck gestattet ist. Das ist edel und nobel von Ihnen!“

„No, Kasperl!“ Die Wirtin drohte ihm neckisch mit dem Finger. „Redens Ihnen net so leicht! Mildes Irrenhaus...!“

„Grüß Gott, Mamma Staudinger! — Was wollen Sie denn? — Ein bißchen spinnete Leut sind grade das Wahre! Und das schätz ich an Ihnen besonders, daß Sie nicht den Oberarzt mit Zwangsjacke und Wasserbad machen, sondern selber am hörbarsten spinnen.“

„Frechling!“ gab Frau Staudinger zur Antwort. — Dann rief sie plötzlich: „Wo nur die Bagasch mit der Suppen bleibt?“ Und damit rannte sie so schnell davon, daß die Fleischmassen ihres Körpers mächtig hin und her wackelten.

* * *

Kaspar Sartori trug viel dazu bei, daß Lisa sich schon am ersten Tag in der neuen Pension heimisch fühlte. Er unterhielt sie bei Tisch in seiner leichten Weise ausgezeichnet. Und da er sich trotzdem nicht ihr ausschließlich widmete, sondern jedem, der ihn ansprach — und er wurde viel angesprochen — mit gleicher Liebenswürdigkeit und Schlagfertigkeit Red und Antwort stand, baute er Brücken zwischen ihr und den andern Nachbarn. — Auch wußte er von allen den Leuten vielerlei zu erzählen, und so, daß Lisa häufig ins Lachen kam — doch nie mit boshafter Schärfe.

Verspätet betrat den Speisesaal eine Dame, die Lisa durch ihre Erscheinung sogleich auffiel. Sie war ungewöhnlich groß und stattlich, was durch ein loses Kleid von schwerem Faltenwurf in vielleicht nicht ganz glücklicher Weise noch unterstrichen wurde. — Auch sie selbst schien das zu empfinden; denn als sie so unter den vielen Augen hereintrat, sah es fast aus, als ginge sie mit krummen Knien, um sich klein zu machen. — Ihr Gang war schlaff; sie ließ das Gewicht ihres Körpers gleichsam von selbst auf ihre Füße sinken. Wie sie aber Frau Staudinger im Vorübergehen ein lächelndes Wort der Entschuldigung zurief, war in ihren Bewegungen und ihrer Miene eine schüchterne Mädchenanmut, die merkwürdig und doch reizvoll ließ zu ihrer ausgesprochnen Schwere.

Sie saß Lisa in ziemlicher Entfernung schräg gegenüber; und die konnte fast keinen Blick von ihr wegwenden — so sehr interessierte sie die Fremde. Deren Gesicht war von durchsichtigem, reinem Perlmutterweiß, wovon die eine Idee zu scharf abgezirkelten und zu roten Backen, die metallisch schwarzen Haare und die wie mit dem Pinsel gezogenen Brauen über den leuchtend dunkelblauen Augen höchst auffallend abstachen. Schade deuchte es Lisa, daß im Gegensatz zu der Kraft seiner Farben die Formen dieses Gesichtes ein wenig zu weich und verschwommen waren. Besonders die kurze, breite, am Sattel eingedrückte Nase paßte gar nicht hinein...

(Fortsetzung folgt.)

Künstler als Sportsleute.

Von Dr. Kurt Ullmann.

Bühne und Sport sind nach der landläufigen Meinung Dinge, die sich schwer miteinander vereinbaren lassen. Man hat dabei allerdings das Urbild des Komödianten meist im Auge, wie er auf der Schmiere gedeiht. Feierliche Bewegungen, die der Steifheit zum Verwechseln ähnlich sehen, und dröhnendes Organ, das selbst bei Bestellung eines Glases Bier das falsche Pathos nicht unterdrücken kann, sind seine Hauptmerkmale. Man kann wohl sagen, daß die Mitglieder unserer großen Theater nichts von alledem haben, daß sie vielmehr, dem naturalisierenden Zug unserer Zeit folgend, sich so natürlich wie möglich zu geben suchen. Auf der Bühne gilt denn auch „Natürlichkeit“ als erstrebenswertes Ziel.

Gelenkigkeit und Eleganz sind an Stelle von Würde und Gespreiztheit getreten. Der Bühnenkünstler hat den veränderten Erfordernissen der Gegenwart allmählich auch Rechnung getragen und auf den verschiedensten Wegen das Ziel zu erreichen gesucht. Dabei hat er auch den Sport als wirksamstes Mittel befunden. Es soll indessen nicht gerade behauptet werden, daß die



Absicht, den Körper zu einem allzeit lenksamen Instrument zu machen, immer dabei maßgebend gewesen sei. Vielfach spielte auch Mode und spielerisches Bedürfnis mit. Aber im großen und ganzen herrscht doch das dunkle Gefühl vor, daß man für den Körper mehr tun müsse, als frühere Komödiantengenerationen getan haben. Daß der Körper das vornehmste und bedeutendste Ausdrucksmittel des Bühnenkünstlers ist, hat erst die Theorie klar zum Ausdruck gebracht, die in den Kreisen der modernen Theaterreformer eifrige Anhänger fand. Allerdings ging es auch hier nicht ohne Uebertreibungen ab. Einige Münchener Aesthеten verlangten eine direkte Verbindung von Sport und Theater, wobei das Pantomimische ungebührlich in den Vordergrund gerückt wurde. Aus der Bühne würde auf diese Weise eine bessere Turnanstalt mit Musik und Tanz. Solche Auswüchse, die Folgen einseitigen Theoretisierens, sind natürlich abzulehnen.

Unsere bedeutenden Künstler, die Sport treiben, sind auch weit davon entfernt, in dieser Betätigung Möglichkeiten zu einem neuen großen Stil der Darstellungskunst zu entdecken. Die Ironie des Lebens will es sogar, daß gerade die Künstler, die am wenigsten mit einem großen Stil zu tun haben, die Komiker, am häufigsten unter den Sportsleuten anzutreffen sind.

Da ist zunächst Hans Waßmann, der Vertreter des Berliner Humors auf der Bühne. Man sieht es seinen köstlichen Tölpelgestalten nicht an, daß ihr Schöpfer ein eifriger Jäger vor dem Herrn ist. Heinrich Schroth, dessen Stärke auf dem gleichen Gebiete liegt, ist Sportsmann im wahren Sinn des Wortes. Die gedrungene Gestalt, die sich auf der Bühne, wie es im Charakter vieler Rollen liegt, kaum fortbewegen zu können scheint, ist von einer Elastizität, die es mit dem berufsmäßigen Leichtathleten aufnehmen kann. Die nächtlichen Zirkusfeste der Bühnengenossenschaft in Berlin haben dem Künstler ja reichlich Gelegenheit gegeben, sich auch von dieser nicht offiziellen Seite seines Talents zu zeigen. Bei einer solchen Veranstaltung hat auch Tilly Waldorf bewiesen, daß sie sich auf dem Rücken des Pferdes ebenso sicher bewegt wie auf der Bühne. Von Nichtberlinern sei zunächst Alexander Girardi genannt. Der typische Vertreter der Altwiener Gemütlichkeit pflegt den wenig gemütlichen Sport des Motorradfahrens. Wenn sich so aus den Vertretern des komischen Faches die große Mehrzahl der Sportsleute rekrutiert, so finden sich doch unter den Tragöden und Tragödinnen eine ganze Reihe. Bei diesen kann man auch mehr als bei den ersteren eine gewisse Beziehung zu ihrer künstlerischen Betätigung finden.

Ein Musterbeispiel ist Bassermann. Er ist ein Schulreiter von erstaunlicher Vollendung. Wie beim Ibsendarsteller das seelische Moment eine große Rolle spielt, so auch beim Reiter. Bei der Einwirkung des Reiters auf das Pferd dürfen psychologische Vorgänge nicht außer acht gelassen werden. Der Reiter muß sich gewissermaßen in das Pferd einfühlen, wenn er es so beherrschen will, wie es die hohe Schule verlangt. Hier ist es nicht wie etwa beim Rennen mit robusten Schenkel- und Zügelhilfen getan, hier muß auf die Empfindungsvorgänge bei der kleinsten Bewegung des Pferdekörpers Rücksicht genommen werden. Ein schneidiger Bravourreiter ist der lautenfreudige Carl Clewing des Berliner Theaters, demnächst jugendlicher Held des Königlichen Schauspielhauses. Wenn man diesen Liebling der Damen mit seiner Vollblutstute die Hindernisse nehmen sieht, hat man wohl das Gefühl, daß hier der Sport mit echter Leidenschaft und Liebe getrieben wird. Auch Boxen und Fechten gehört zu den Leidenschaften Clewings, und mancher gut geführte „Knock out" läßt kaum vermuten, daß die gleiche Hand in der künstlerischsten Form die Laute meistert. Bergsteigen und Singen lassen sich zwar nicht gut zu gleicher Zeit betreiben, aber die bekannte Altistin Frau Ottilie Lattermann-Metzger weiß beides entsprechend zu vereinigen. Die entschieden weniger anstrengende Betätigung des Motorradfahrens pflegt der Tenorist Alois Pennarini.

Dies sind einige der bedeutendsten Sportsleute unter den bedeutenden Künstlern. Man kann natürlich nicht jeden, der seine Erholung im Reiten, Schwimmen, Turnen findet, als einen ausgesprochenen Sportsmann ansehen. Hier sollte nur von den Künstlern gesprochen werden, die das Spiel mit dem Ernst der Leidenschaft betreiben. Doch den wenigsten ist es dabei um mehr als ein leichtes Ausruhen zu tun. Sie empfinden allerdings dabei wohl instinktiv, daß der Sport etwas Verwandtes mit der Kunst des Darstellens hat: er gibt ein gesteigertes Lebensgefühl. Die Absicht einer Art von Vorschule für bühnenmäßige Gelenkigkeit ist allerdings wohl selten dabei zu finden.

Eine Ausnahme macht nur das Florettfechten. Es wird fast nur mit Rücksicht auf seine spätere Verwendung in der Komödie gepflegt. Es war von altersher ein eiserner Bestandteil im Programm der Schauspielschulen, prangte aber ebenso wie französische Sprache und Anstandsunterricht nur als dekoratives Lockmittel auf den Einladungen zum Eintritt in diese Institute. An den ernstlichen Betrieb dachte in Wirklichkeit niemand. Und in der Tat ist der Wert dieses Sports ein ziemlich problematischer. Eine direkte Verwendung auf der Bühne findet er nur selten. Das moderne Stück kennt ihn fast gar nicht, und die klassischen Dramen, in denen solche Fechtszenen vorkommen, sind an den Fingern herzuzählen. Der Einfluß des Florettfechtens auf die Körperentwicklung im allgemeinen ist ebenfalls ziemlich einseitiger Natur. Gewisse Muskelpartien werden besonders ausgebildet, wie etwa Waden und Oberarm, andere wieder bleiben ziemlich unbeteiligt. Es ist ja nicht zu bestreiten, daß dabei eine gewisse Eleganz und Geschmeidigkeit der Bewegung herausgebildet werden kann. Aber im Grunde ist das Resultat solcher Uebungen eine Haltung, wie sie dem modernen Geschmack nicht mehr entspricht.

Das Florett ist ein Ueberbleibsel aus einer längst entschwundenen Zeit, als der französische Kavalier noch das Ideal der eleganten Welt war. Kampfbereitschaft bis in die äußersten Muskelfasern galt als das Zeichen des Elegants von damals. Doch die Gesellschaft von heute will eine andere Haltung als die jener antiquierten „Schneidigkeit". Die Selbstverständlichkeit der Bewegung ist es, die wir schön finden, eine Sachgemäßheit der Gebärde, die dem sicheren Funktionieren der Maschine gleicht. Man darf in dem Spiel der Glieder nichts von unnötigem Kräfteaufwand spüren. Alles muß lose sein und doch jederzeit funktionsbereit. Um dies zu erreichen, ist das Florettfechten nur wenig geeignet. Alle andern Sportbetriebe, die eine allseitige Muskelanregung befördern, geben dem Bühnenkünstler die Körperbeherrschung, die er nötig hat.



Fremde in Luzern.

Hierzu 6 Originalaufnahmen von Anton Krenn.


Zwei Rucksacktouristinnen.

Die Fremdenmetropole am Vierwaldstättersee gehört zu den Städten, deren Aussehen nicht leicht übersättigt und in die man immer wieder gerne einkehrt. Sie gehört nicht zu jener Gattung, die nach einer bestimmten Schablone einander gleichen, so daß, wenn man eine kennt, auch die übrigen nicht mehr fremd sind, sondern sie ist nach Bauart und Lage, Umgebung und nicht zuletzt des Lebens wegen, das in ihr herrscht, ein Typus für sich. Trotzdem eigentlich die ganze Stadt dem modernsten Gewerbe, der Fremdenindustrie, wie das schöne Wort heißt, dienstbar ist, macht sich dieser Charakter äußerlich durchaus nicht in der unschönen und aufdringlichen Weise bemerkbar, wie dies bei vielen andern sogenannten Fremdenstationen der Fall ist. Daß in den letzten Jahren durch stilwidrige Riesenbauten am Stadtbild gesündigt worden ist, kann nicht geleugnet werden und sollte als Warnung dienen gegen eine zu krasse Verunstaltung; im ganzen genommen ist aber Luzern immer noch ein ungemein reizendes und heimliges Städtchen, mit seinen altertümlichen Häusern, Plätzen und Straßen, zu welchen die vieltürmige Stadtmauer den passenden Rahmen abgibt. Wer Luzern in seiner ganzen Bedeutung als Fremdenstadt kennen lernen will, muß unbedingt in den


Ein Plauderstündchen am See.



Hochsommermonaten kommen; denn eine größere Völkerversammlung ist seit dem Turmbau zu Babel nicht mehr dagewesen. Wer all die Sprachen und Dialekte beherrschte, die auf der Eisenbahn und am Schiffe, auf der Straße und an der Tafel durcheinanderschwirren, der wäre ein zweiter Mezzofanti. Und merkwürdig, trotzdem wir Angehörigen der deutschen Sprache weitaus das größte Kontingent stellen, müssen wir die Superiorität in der Wertung der einzelnen Nationen an die Engländer und besonders an die Amerikaner abtreten. Diese letzteren sind, nicht nur in Luzern, obenauf und geben den Ton an, wenn er auch nicht immer ganz einwandfrei ist. Wenn man die Fremdenliste zur Hand nimmt, so sind in einzelnen Hotels, besonders den ganz erstklassigen, die Namen mit der Herkunftsbezeichnung „U. S. A." in der erdrückenden Mehrzahl, oftmals befinden sich recht gut deutsch klingende Namen dabei, während die wirklich deutschen darunter sich ausnehmen wie ein einsames Veilchen auf einer großen Wiese, und selbst diese stammen dann meist nicht aus Deutschland, sondern aus „l'Allemagne" oder gar „Germany" . . . Trotz des allgemeinen Bestrebens nach Verfeinerung und Exklusivität im Reiseverkehr, das immer „erstklassigere" Unterkunftsstätten erfordert, ist das Hotelwesen doch demokratischer geworden; ein stattliches Reiseautomobil mit einem kleinen Sternenbanner ist heute überall ein besseres Empfehlungsmittel als ein russischer Fürstentitel und selbst eine englische Lordschaft. Deshalb sind unsere schweizerischen Hoteliers auch auf die Automobilhetze im Land nicht gut zu sprechen, die ihnen die besten Klientel zu vertreiben drohe und auch schon vertrieben habe. Nun, bisher haben sie wenig Ursache zur Klage, denn die infernalische Julihitze hat ihnen Gäste zugeführt, wie es die beste Attraktion nicht vermocht hätte, und über den Automobilkrieg mögen sie sich mit ihren bündnerischen Kollegen trösten, zu welchen gar keine Automobilreisenden gelangen können und die doch über Mangel an Besuchern nicht zu klagen haben. Wenn die glücklichen Autobesitzer einst zur Einsicht kommen, daß auch die zu Fuß gehenden oder nur Eisenbahn fahrenden Mitmenschen auch noch eine gewisse Daseinsberechtigung haben, wer-

Fremdenpromenade am Nationalkai. Oben: **Jungamerika beim Morgenspaziergang.**



Auf dem Schweizerhofkai in Luzern.

den auch für sie wieder freundlichere Tage kommen.

Der Sammelpunkt des Luzerner Fremdenlebens sind die einzig herrlichen Kaianlagen längs des Sees, unter deren dicht belaubten Bäumen man selbst unter der gegenwärtigen Hundstagshitze noch angenehme Kühlung findet und dabei hinausblicken kann auf die spiegelnde Seefläche und die von ferne herüberwinkenden Schneeberge. Das Interessanteste und Sehenswerteste ist aber das bunte Treiben auf dieser Promenade selbst, die man nicht mit Unrecht scherzhaft die Millionärsschau nennt, denn was dort zur belebtesten Zeit an Eleganz und Reichtum vertreten ist, kann nur in ganz wenigen Weltstädten erreicht werden. Zwar heißt es auch hier, es ist nicht alles Gold, was glänzt, wer aber etwelche Erfahrung hat, wird unschwer das Talmi von dem echten Metall unterscheiden können. Wieviel Macht und Können, Wollen und Wünschen, Schicksal und Zufall ist in all diesen Menschen verkörpert, die hier größtenteils teilnahmslos und unbekannt aneinander vorüberwandern. Und verschieden wie ihr Sein ist auch ihr äußerer Mensch, neben der wirklichen Vornehmheit die geschniegelte Eleganz, der echte Reichtum neben der ostentativ zur Schau getragenen Protzenhaftigkeit, wohlerzogene Höflichkeit und Rücksichtnahme auf seine Mitmenschen neben rüpelhafter Rücksichtslosigkeit, Glück und Zufriedenheit neben mürrischen Mienen und offensichtlichem Leid, kurz, nur Menschen mit all ihren großen und kleinen Freuden und Sorgen.



Luzerner Hafenbild.

Wie sich der Pariser Elegant im Jahre 1911 kleidet.

Hierzu 10 Zeichnungen von B. de Monvel und 2 Abbildungen.


1. Der moderne Hut wird tief über den Kopf gezogen und nach dem rechten Ohr zu getragen.

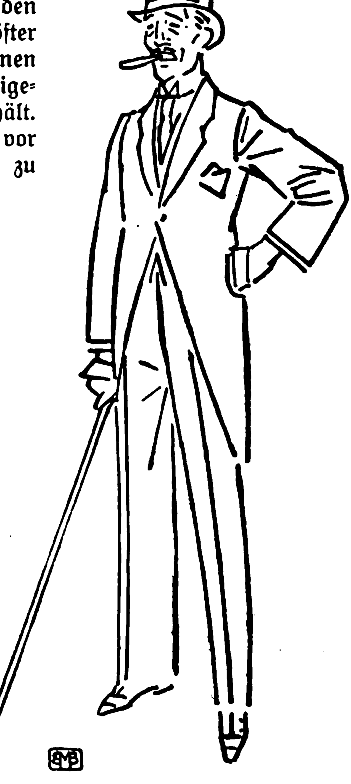
Auf die Frage, wo man sich in Sachen der aktuellen Mode Rat holen müsse, wird jeder antworten: „Für Frauenmoden in Paris. Für Herrenmoden in London." — So unbestritten wahr das ist, so können wir doch nicht leugnen, daß Wien seine, nach englischen und französischen Vorbildern geschaffene, dennoch ganz eigene Herren- und Frauenmode besitzt, daß die Engländerinnen ihren aus Paris übernommenen Toiletten genug britische Elemente beimischen, um ihnen ihren unverkennbaren Stempel aufzudrücken usw.

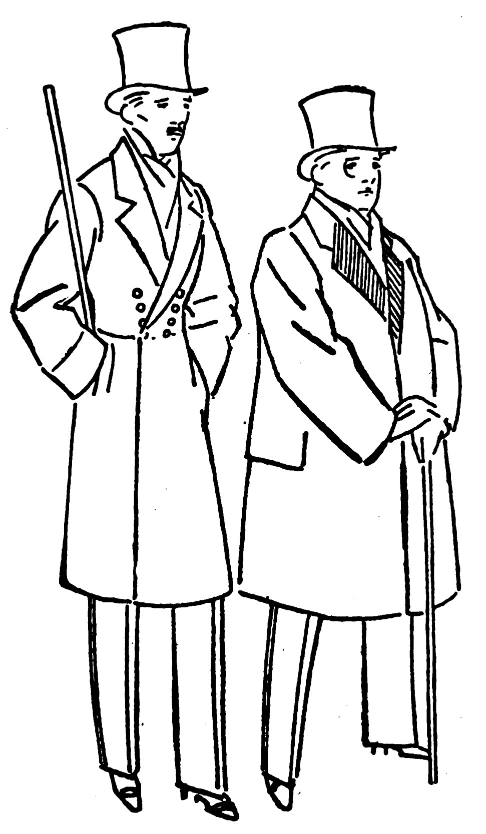
So gibt es auch in Paris, obwohl man stets London in Sachen der Herrenmode für maßgebend anerkennt, eine besondere und charakteristische gallisch, oder besser romanisch anmutende Herrenmode, die, im Gegensatz zu der Männereleganz Wiens und Londons, etwas Zierliches, Gebügeltes und Geschniegeltes hat, das immer ein wenig unnatürlich und beinahe geziert erscheint.

gene Mann nicht auffallen dürfe. Das scheint mir das genaue Gegenteil der Eleganz zu sein. Natürlich darf sich niemand durch Exzentrizitäten im Schnitt oder in der Farbe hervortun wollen, sondern ausschließlich durch die Vollendung distinguierter Eleganz.

Es gibt Edelleute, die immer den Eindruck von Bedienten machen, wenn sie im Frack sind, und Parvenüs, die darin aussehen wie vornehme Männer. Freilich ist der letztere Fall der seltenere. Es kommt nicht oft vor, daß man die Bedienten mit den Gästen verwechselt, öfter schon, daß man einen Hausherrn für seinen eigenen Haushofmeister hält.

Man verstehe also vor allem, seinen Anzug zu


4 Der „Cutaway" ist der Höhepunkt des modernen Anzuges


3 Es gibt zwei Formen für Straßenmäntel.


2. Am elegantesten ist immer der einfache schwarze Gehrock.

tragen. (Abb. 9). — Zur Eleganz gehört dann noch mehr als diese Eigenschaft. Man muß verstehen, seiner Umgebung, seiner Beschäftigung entsprechend gekleidet zu sein und aus dem Vorhandenen das Richtige auszuwählen wissen, gewissermaßen Hand und Geist seines Schneiders zu lenken. Ein bekannter Pariser Modeplauderer M. de Molmoen bemerkt, daß es gut sei, sich von ein paar erfahrenen und geschmackfesten Freunden bei der Anprobe zum Schneider begleiten zu lassen (Abb. 12.)

Was heißt im Grunde gut angezogen sein? Doch das, im Rahmen der vollendetsten Anwendung der herrschenden Mode seine Persönlichkeit geltend zu machen. Es gibt Leute, die behaupten, daß der gut angezo-

Derselbe Modechroniqueur stellt auch für den Sommer 1911 die wichtigsten Modegesetze der Herrenwelt fest, um die herum natürlich Veränderungen, Zusätze und Ausschmückungen vorgenommen werden dürfen.

Das meistgetragene Kleidungsstück, das Jackett, hatte während der letzten Jahre amerikanische Weite der Formen angenommen. Jetzt ist es enger geworden, anliegend und kurz, mit lang herabreichenden Kragenaufschlägen. Der Schlitz im Rücken ist verschwunden. Ein oder zwei Knöpfe schließen die bald gekreuzt, bald glatt aneinanderstoßend geschlossene Jacke, die in diesem Sommer beinah ausnahmslos dunkelblau getragen wird. Die tief ausgeschnittene Weste läßt das mit kleinen Punkten oder großen Karos am liebsten in Blau oder Schwarz gemusterte Hemd sehen. Die Krawatte ist dunkel mit kleinen, schwarzen Streifen- oder Punktmustern. Die Hose ist wieder ebenmäßig weit oder eng, wie man es nennen will, und hat die nach unten tütenartige Form abgelegt. Im übrigen liebt man es, sie ziemlich kurz zu tragen, so daß man die elegante Chaussüre aus zwei verschiedenen Ledersorten sieht. Aus dem unteren schwarzen Lackteil steigt der Schaft des niedrigen Stiefels entweder in schwarzem Tuch oder grauem Wildleder, in braunem Hirschleder oder gelbem und weißem Kalbleder auf. Beim Anlegen der verschiedenen Abarten der Stiefel muß der Einzelgeschmack und -takt wieder einsetzen. Neben dem bis in den späten Nachmittag getragenen Jackettanzug tritt für die Zeit nach zwölf Uhr mittags der angezogener wirkende „Cutaway" in Erscheinung (Abb. 6). Bei den Rennen dieses Frühsommers war er ebenso der distinguierteste Anzug wie beim Flanieren auf eleganten Straßenzügen der Hauptstadt. Der vorbildliche „Cutaway" ist aus englischem Stoff, weich und angenehm anzufassen. Er bezeichnet die Taille sehr scharf (Abb. 10). Vorn gekreuzt und mit einem Knopf geschlossen, wird er mit tief ausgeschnittener Weste von gleichem Stoff und Beinkleidern getragen, die grau mit breiten schwarzen Streifen, einfarbig braun oder kleinkariert sind.

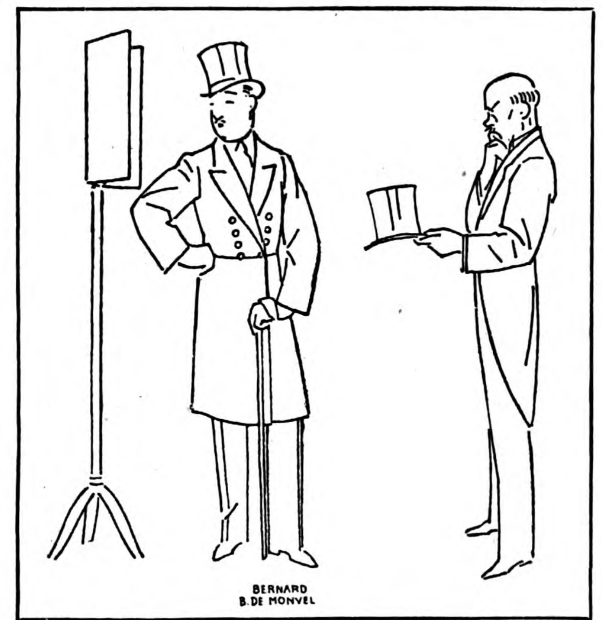
6. Neben dem Jackettanzug tritt der „Cutaway" in die Erscheinung.

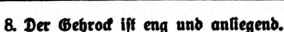


5. Der tadellos sitzende Frack ist aus Cheviot.

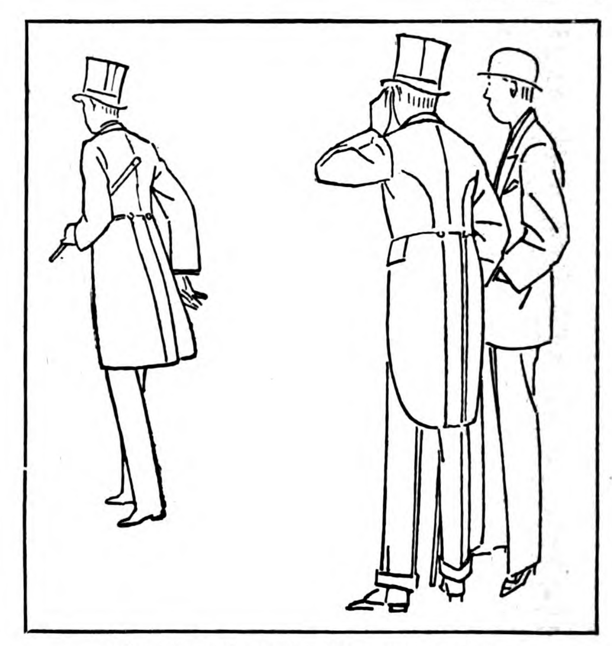


7. Der Marquis von Hastings (rechts) und seine Freunde galten bei ihren Zeitgenossen für vollendet elegant, uns erscheinen sie lächerlich.





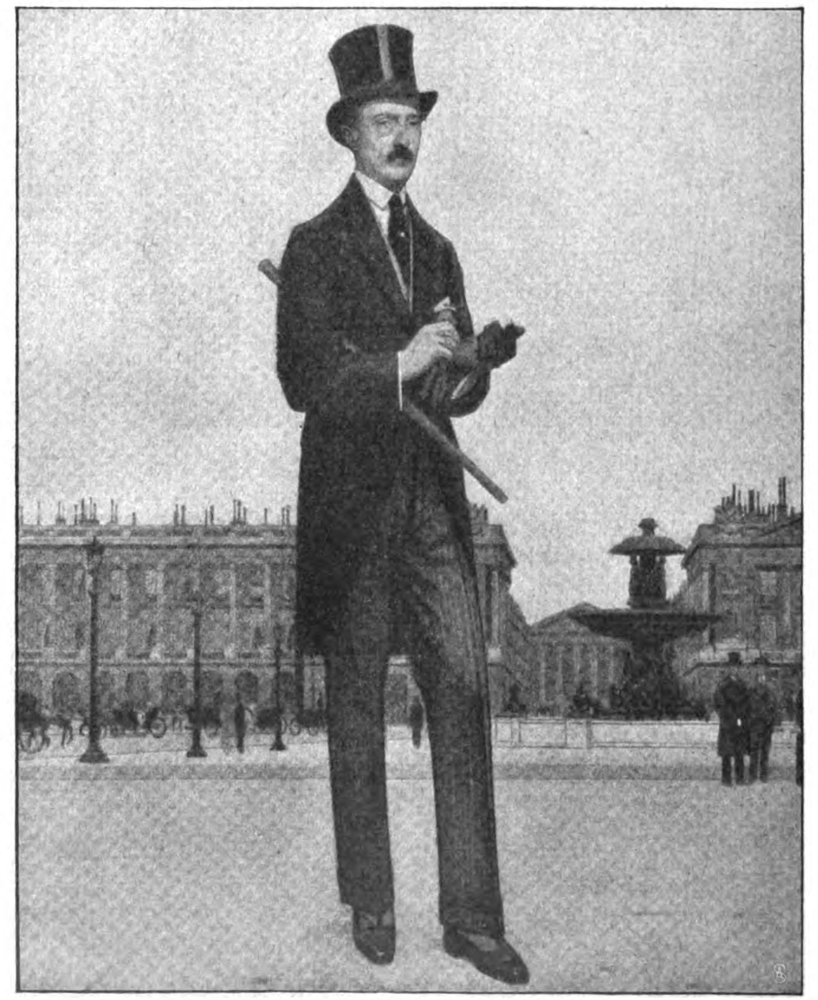
8. Der Gehrock ist eng und anliegend.



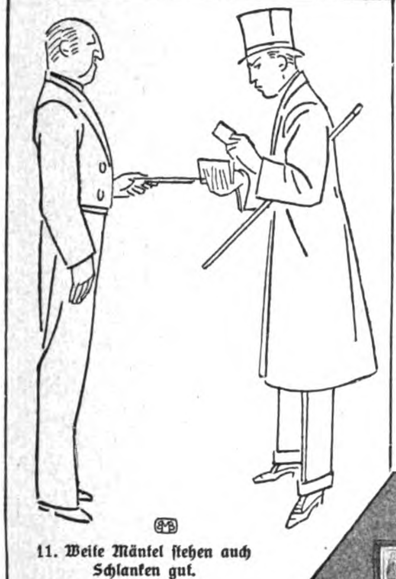
9. Vor allem muß man die Kleider zu tragen verstehen.

Er ist gewissermaßen der Höhepunkt des modernen Anzuges, der ruhende Pol, von dem aus der Elegant die ewig wechselnden Moden seines Bereichs vorbeidefilieren läßt (Abbild. 4). Da ist der Gehrock, eng und anliegend, bis zu den Knien reichend (Abb. 8). Der Sommer hat ihn uns auch farbig gebracht, in grau, braun und selbst dunkelblau. Am elegantesten ist aber immer noch der einfache schwarze Gehrock (Abb. 2). Der Frack, der augenblicklich in Cheviot gearbeitet wird (Abb. 5), zeigt Aufschläge von dicker, gerippter, gekörnter, ja selbst von Moiréseide. Er wird am Abend vom Chapeau claque aus glänzender Seide mit ziemlich abstehendem Rand ergänzt, der, ein wenig nach dem rechten Ohr zu geneigt, tief über den Kopf gezogen, getragen wird (Abb. 1). Die kleinen, hoch auf dem Kopf schwebenden Hüte sind verschwunden. Der heutige Hut hat vor allem die Pflicht, bequem zu sein.

Natürlich wird der Claque nur des Abends getragen. Zum Jackettanzug herrscht nach wie vor der runde Filzhut, dessen kürzlich noch weit abstehende flache Ränder sich jetzt gegen den Kopf zu zusammenrollen. Zum „Cutaway“, zum Gehrock und, wenn das Unglück es will, daß man den Frack am Tage anlegen muß, auch zu diesem, herrscht unumschränkt der



Der „Cutaway“ macht eine gute Taille.
Ein Pariser Elegant auf dem Place de la Concorde.



11. Weite Mäntel stehen auch Schlanken gut.

Zylinder aus glänzender schwarzer Seide. Zu grauen Gehröcken sieht man hellgraue Zylinder.

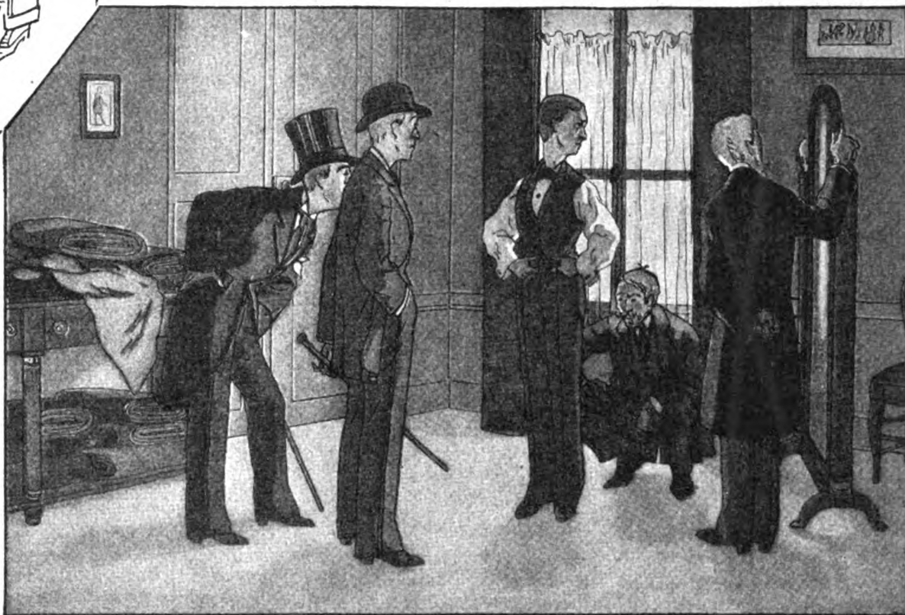
Für Straßenmäntel gibt es augenblicklich zwei Formen (Abb. 3). Den Mantel auf Taille, eng aber ohne Uebertreibung mit angesetztem rockartigen Schoß, der vor allem des Abends getragen wird, oder den sehr weiten, flatternden Mantel, der nach unten zu tütenartig auseinandergeht und vor allem solchen Herren zu empfehlen ist, die ein wenig zu einer Körperfülle neigen, die sich mit dem Taillenmantel nicht verträgt. Uebrigens sehen diese weiten Mäntel auch auf schlanken Figuren gut aus (Abb. 11).

Das Monokel erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Der elegante Stock ist kurz mit einem runden Gold-, Lapis- oder Elfenbeinknopf.

Solche Regeln, die, wie ein anderer Pariser Modeplauderer sagt, nur dazu da sind, um übertreten zu werten, sollen der Mode einen festen Grundriß schaffen. Ihre Anwendung darf nicht unter Uebertreibungen leiden, wie sie von den Elegants mit unsterblichen Namen, wie von Beau Brummel, erzählt werden, der in der Nacht nicht schlief, wenn er am nächsten Tage zur Anprobe zum Schneider mußte, und bei dem das oft zwei Stunden in Anspruch nehmende Binden einer Krawatte eine Tragödie bedeutete.

Schließlich sind ja auch trotz aller Popularität die Könige der Mode bald vergessen, und wenn wir heute die Photographien der Männer sehen, die nach Aussage ihrer Zeitgenossen die vollendete Eleganz waren, so erscheinen sie uns vollendet lächerlich.

Klementine.



12. Bei der Anprobe soll man sich von erfahrenen und geschmackfesten Freunden beraten lassen.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

8. Fortsetzung.

„Herr Kalsow", leitete Karl Anton mit größter Zuvorkommenheit ein, obwohl er noch eben so heftig getobt hatte, und dabei schüttelte er dem Gast kräftig beide Hände. „Ich freue mich außerordentlich, Sie bei mir zu sehen. Sind ja hier der tüchtigste Landwirt aus der ganzen Umgegend, von dem man nur lernen kann. Jawoll, nur lernen", schrie er plötzlich zu seinem Sohn herüber, der sich auf diesen Anruf zuvorkommend und elegant verneigte, als ob ihm sein Vater eine besondere Ehrung erwiesen hätte. „Jawoll, nur lernen. Was macht Ihre Frau Mutter? Auch eine stramme Dame, mit der ich in früheren Jahren auf manchem Erntefest zu tanzen die Ehre hatte. Na, das wird sie wohl inzwischen aufgegeben haben. Werden ja leider nich jünger. Und nu setzen sie sich mal, Herr Kalsow, bitte! Und was ich sagen wollte, die fünf Morgen kosten 3000 Mark."

Der Inspektor räusperte sich, der Offizier lachte, und Heinrich Kalsow schüttelte ablehnend das kurzgeschorene Haupt. Darauf folgte ein schnelles Bieten. Und nachdem man auf jenen Preis herabgekommen war, den der Rittergutsbesitzer seinem Inspektor gegenüber schon vorher fixiert hatte, wurde man handelseinig.

„Schön", hustete Karl Anton und schlug sich befriedigt



auf den runden Leib. „Viel zu billig abgegeben. Wieder mal unverschämt geschoren worden. 'Ne reine Wohltätigkeitsache. Aber nu Weinkauf. Wir setzen noch 'ne Buddel Rotspon drauf, wat, Herr Kalsow? Hartmann, Sie machen uns auch das Vergnügen."

Und ohne sich um Heinrichs verlegene Abwehr zu kümmern, der etwas von großer Ehre stotterte, klingelte der Rittergutsbesitzer. Der Wein wurde von dem aufwartenden Diener gebracht, und die vier Herren lagerten sich um den noch gedeckten Frühstückstisch. Laut und fröhlich klirrten die Gläser zusammen. Der Offizier erzählte niedliche und lustige Geschichten, und der alte Graf klopfte jedem seiner Gäste vertraulich aufs Knie. Aber wenn der junge Besitzer von Werrahn weltkundiger gewesen wäre, dann mußte er bemerkt haben, daß Karl Anton ihm näher und näher rückte und etwas Besonderes mit ihm vorzuhaben schien. Denn plötzlich legte er unauffällig den Arm um die Schulter des jungen Mannes und tuschelte ihm ins Ohr: „Haben ein recht gemütliches Heimwesen, wie ich von dem Herrn Pastor zu meiner Freude erfahren. Wat, stimmt's?"

„Ja, Gott sei Dank, Herr Graf."

„Und besitzen noch eine Schwester, nicht so? Soll ja ein pompöses Weib sein!"

Der Offizier sah zur Decke empor und ließ kleine Rauchkreise in die Luft steigen. Der Alte jedoch blinzelte seinem Gast listig zu, klopfte ihm von neuem aufs Knie, um ihm endlich geheimnisvoll zuzuflüstern: „Aufpassen, junger Freund. Hübsch aufpassen. Solch Blume lockt Schmetterlinge und Grünschnäbel an. Denen muß man eins auf die Nase geben. Verstanden?"

Aber ehe sich der Gewarnte noch recht klar werden konnte, war der Kürassier bereits aufgesprungen und hielt ihm sein Glas entgegen.

„Papa hat recht", rief er frohgelaunt. „Wollen auf die Schönheit in unserer in dieser Hinsicht so vernachlässigten Gegend anstoßen. Hurra, hurra, hurra! Mein lieber Herr Kalsow, Ihre Frau Mutter und Ihr schönes Fräulein Schwester!"

„'N janz gottverlassener Bengel", seufzte der alte Graf, in sich zusammensinkend.

Dann aber stürzte er den Inhalt seines Glases gottergeben hinunter.

Vor der Rampe des Schlosses Wildhagen hielt der Schlitten des Landwirts. Laut wieherten die beiden Braunen, als Heinrich nach abgeschlossenem Geschäft mit dem jungen Grafen heraustrat, der sich mit seinem pelzbesetzten grauen Mantelkragen noch stattlicher als sonst ausnahm. Die weiße Mütze mit dem roten Streifen hatte er verwegen ein wenig aufs rechte Ohr geschoben, und zwischen den Lippen hielt er wie immer die lustig glimmende Zigarette.

Da wollte ihm der Scheidende eine gemessene Abschiedsverneigung machen. Fritz Hohensee jedoch murmelte etwas von „Papperlapapp" und schob seinen Arm vertraulich unter den seines Begleiters. Und wieder brachte Heinrich undeutlich etwas hervor, das wie eine Entschuldigung oder wie eine befangene Abwehr klang. Inzwischen hatte der junge Offizier seinen schwarzen, sporengeschmückten Lackstiefel auf die Kufe des Schlittens gesetzt und zupfte nun dem Aufbrechenden an einem Knopf seines Überziehers herum. Dann forschte er mit großem Interesse, ob Heinrich nicht zu Werrahn ein tüchtiges Gebrauchsreitpferd auffüttere. Aber ein Rappe müßte es sein, denn in seiner Schwadron ritten die Kameraden sämtlich auf Rappen, und ein kräftiges Kreuz müsse es haben, mit einem Wort: „Nich dot zu kriegen", denn mit seinem letzten Schinder wäre er vom Pferdejuden angeschmiert worden. Und als ihm Heinrich geantwortet, daß sich ein solcher Hengst in seinem Besitz befinde, und der Herr Graf könnte ihm ja gelegentlich einmal die Ehre geben, oder er, Heinrich, würde das Tier auch, wenn es gestattet wäre, gern nach Wildhagen zur Ansicht senden, da spielte Fritz Hohensee nachlässig mit dem schwarzen Galanteriedegen, den er unter dem linken Arm trug, und während seine heiteren blauen Augen aufblitzten, rief er plötzlich, dem andern schallend auf die Achsel klopfend: „Menschenskind, wissen Sie was? Nehmen Sie mich mit. Zeit habe ich. So ein verdammter Urlauber weiß ja ohnehin nichts anzufangen, und dann sehe ich mir Ihren schwarzen Schatz gleich heute an."

Dagegen ließ sich nicht viel einwenden. Aber als die beiden nun in dem engen Schlitten unter einer Decke nebeneinandersaßen und Heinrich die Zügel des Gefährtes ergriffen hatte, da mußte der Landwirt doch wie unwillkürlich das Haupt oftmals dem jungen Offizier zukehren.

Merkwürdig, merkwürdig! Was hatte der alte Graf da oben nur mit seinen unverständlichen Worten gemeint? War's eine Warnung? Und vor wem? Doch nicht etwa vor dem eigenen Sohn? Bewahre! Das wäre ja unnatürlich gewesen. Und so sah auch sein Gefährte keineswegs aus. Im Gegenteil. Das frische, lebensfrohe Gesicht da neben ihm leuchtete und strahlte ja förmlich vor Gutmütigkeit, Witz und Gesundheit. Und wie freundschaftlich, wie einfach und gar nicht ein wenig herablassend der Aristokrat mit ihm redete. Nein, das war doch eigentlich ein prächtiger Mensch.

Und als der Offizier dem Schlittenführer nunmehr aus seinem goldenen Etui eine Zigarette anbot und ihm das Ding, als Heinrich ablehnen wollte, ohne Umstände zwischen die Lippen schob, da waren die letzten Bedenken des Harmlosen verflogen. Ganz sicher, der alte Graf mußte etwas anderes gemeint haben.

„Hören Sie mal, Herr Heinrich", riß ihm plötzlich der Nebenmann aus seinem Hingrübeln. „Wissen Sie was Neues? Sie sind eigentlich ein verdammt stolzer Herr geworden!"

„Ich? Oh, Herr Graf!"

„Ne, ne, Sie können's mir glauben", fuhr Fritz Hohensee fort und klopfte dem andern belehrend und beruhigend auf die Achsel. „Ich weiß ja, daß Sie als Musterknabe für die ganze Gegend verschrien sind. Mein alter Herr hat mir das ja erst vorhin liebreichst unter die Nase gerieben. Aber wenn Sie es auch so verdammt weit gebracht haben, so brauchten Sie doch eigentlich nicht zu vergessen, daß wir hier beide zusammen als kleine Hosenfetter zum Küster Vierarm in die Küsterschule gewandert sind. Erinnern sie sich noch? a b: ab, b a: ba. Verdammt feine Methode! Und später waren wir doch auch drinnen in der Stadt auf dem Gymnasium Kameraden. Mathematik bei Professor Sutry. $a^2 + 2ab + b^2$. Und die Tangente und die Hypotenuse. Na, das war 'ne liebliche Gegend. Eben — eben — höchst unverständig", ahmte er nach.

„Wahrhaftig", gab Heinrich plötzlich, von der Erinnerung ergriffen, zu. „Der alte Herr war eigentlich unvergeßlich."



Der Offizier lachte hell auf.

„Ich danke", fuhr er fort. „Wenn ich heute noch davon träume, dann falle ich vor Angst aus dem Bett. Na, und sehen Sie, diese Kameradschaft scheinen Sie ganz vergessen zu haben. Denn sonst könnten Sie sich doch nie und nimmer so fremd und gemessen gegen mich verhalten."

„Oh, Herr Graf", stotterte Heinrich, der durchaus nicht begriff, warum der junge Aristokrat gegen ihn, den unbedeutenden Menschen, so viel Güte und Herablassung bewies. „Das ist doch unmöglich Ihr Ernst."

Fritz Hohensee jedoch, der dieses Sträuben und Sichwehren nicht lange ertragen zu können schien, packte ihn mit seinen weiß behandschuhten Fingern am Arm und schüttelte ihn hin und her, als wolle er einen Verstockten zur Besinnung bringen.

„Aber, Menschenskind", rief er ganz verwundert. „Wollen Sie nich, oder können Sie nich? Meinen Sie denn, es bedeute für mich nicht ein wahres Labsal, wieder solch einen braven, unverfälschten Jugendfreund neben mir zu wissen? Einen Menschen ohne all den Qualm und Tand, ohne Kostüm und Zeremonien, wie sie in der großen Welt jetzt leider üblich sind? Sie sind ja direkt eine Erholung. Und was das hübscheste ist, Sie scheinen davon keinen Schimmer zu haben."

„Nein, Herr Graf, das habe ich wirklich nicht", stotterte Heinrich, der unwillkürlich die Zügel sinken ließ und auf seine Pferde nicht mehr achtgab.

Mit der Linken nahm ihm sein Gefährte die Leine aus der Hand, die Rechte aber streckte er ihm freimütig und mit bezwingender Freundlichkeit entgegen.

„Na, Menschenskind, dann geben Sie mir vorläufig mal die Patsche. Mehr will ich ja vorderhand gar nicht verlangen. Aber wenn es Ihnen möglich wäre und ich Ihnen nicht zu langweilig sein sollte, so tun Sie mir den einzigen Gefallen, Heinrich Kalsow, und nehmen Sie mich in Gnaden auf. Als guten alten Freund, mit dem man keine Umstände macht. Zu dem man auch ein offenes Wort spricht, und dem man gelegentlich gestattet, das dumme Herz, wenn es sich an einer Ecke ein bißchen gestoßen, mal gehörig auszuschütten. Das letzte wär für mich sogar direkt eine Medizin. Täglich fünfzehn Tropfen zu nehmen. Na, und nu ziehen Sie nich so ein ernstes, nachdenkliches Gesicht, Heinrich Kalsow, sondern sagen Sie: Fritz Hohensee, du hast recht."

Da hatte die Anmut, die von diesem jungen, mit so viel Frische und Lebensfreudigkeit begabten Menschen ausging, auch das vorsichtig tastende Gemüt von Mutter Lottings Sohn bezwungen und an sich gerissen. Zögernd zwar, doch mit ausbrechender tiefer Freude umklammerte Heinrich die schmale, feine Hand in dem weißen Wildlederhandschuh. Behutsam hielt er sie, umschloß sie in seiner mächtigen Tatze, als fürchte er, sein Druck könne zu gewaltig und schmerzhaft ausfallen, aber aus innerster Seele quoll es ihm, wie er jetzt die Versicherung seiner Freundschaft stockend und abgerissen hervorbrachte: „Ja, ja, Herr Graf, wenn Sie das wirklich wollen — ich meine — wenn ich Ihnen nicht zu schlecht dafür bin, mit tausend Freuden. Ich fürchte nur, Sie werden nicht das bei mir finden, was Sie suchen. Denn dazu gehört wohl ein ganz gebildeter und weltgewandter Mann. Aber wenn es bloß auf eine treue Gesinnung ankommt, das traue ich mir woll zu. Daran soll es nicht fehlen."

Und der junge Aristokrat ließ plötzlich gleichfalls die Leine auf die Decke fallen, nahm auch die andere Hand vor, und nun wurde von den vier Händen in dem langsamer gleitenden Schlitten ein Freundschaftsbund besiegelt, der von beiden Seiten im Moment gesucht und vollkommen ehrlich gemeint war.

Im Moment!

Doch der Moment ist der König der Minuten. Er zäumt sie auf, er sattelt sie, sie fliegen mit ihm dahin, bald als leuchtende Schimmel, bald als tiefschwarze Rappen, aber an jeder Wegkreuzung brechen sie unter dem Reiter schweigend zusammen.

Trau nicht dem Moment!

Mutter Lotting saß auf dem Fenstertritt der blauen Stube und rechnete, näßte den Bleistift und schrieb in ihr Wirtschaftsbuch. Ihre beiden jungen Mädchen jedoch standen nicht weit von ihr und bemühten sich, im Auftrag der Hausherrin von grauen Wolldocken ein Knäuel aufzuwickeln, denn von dieser Farbe pflegte die Hausfrau Winterstrümpfe für ihre gesamte Umgebung zu fertigen. Und sobald ihre Tochter einmal gegen diese unförmigen Zierstücke etwas einzuwenden hatte, dann lehnte Mutter Lotting solche Aufsässigkeit gegen ihren Geschmack mit heftigem Kopfschütteln und unter ihrem Lieblingsausspruch ab: „Junges Volk, junges Volk!"

Recht still war es im Zimmer. Selbst das fröhliche Lachen Hertas, an das man sich doch bereits gewöhnt hatte, fehlte heute.

Sonderbar!

Ohne daß Heinrichs Mutter oder seine Schwester es recht gemerkt hätten, war der blonde Gast seit dem Tag des Kirchenbesuchs immer stiller und nachdenklicher geworden. Nicht, daß ihre Dienstwilligkeit oder ihr freundliches Wesen gegen jedermann darunter gelitten hätten. O nein! Nur selbstverständlicher, ohne Schein und Trug leistete die Kleine jetzt überall hilfreiche Hand, ruhig, bestimmt und geräuschlos, wo es verlangt wurde, und ganz so, wie ihr Mutter Lotting dafür als Beispiel diente. So war sie von der Hausfrau öfter dabei betroffen worden, wie das Mädchen ungeheißen die Stube ausfegte. Ja, als sie einmal zu spät zu dem gemeinschaftlichen Mittagbrot erschien, wurde sie von Anna überrascht, wie sie in ihrem Mansardenstübchen an den Kleidungstücken der Haustochter sowie an ihren eigenen herumschneiderte und flickte. Und was ihre Hände auch berührten, alles blühte unter ihnen förmlich neu und farbig empor.

„Sie sollten sich nicht zu viel zumuten, mein Kind", hatte sogar einmal Mutter Lotting geäußert.

Aber heimlich freute sich die alte Frau dennoch dieser Wandlung, und es machte eins ihrer schwerwiegendsten innerlichen Bedenken aus, ob sie sich nun der Kleinen rückhaltlos und mütterlich hingeben solle oder nicht. Freilich, noch riet ihr die Erfahrung: abwarten und nicht voreilig handeln. Denn man konnte nicht wissen. Solche kleinen verwöhnten Prinzessinnen hatten öfter Launen, und man müßte doch eigentlich noch stärker prüfen, um eine zwingendere Gelegenheit abzuwarten. Und siehe da, auch eine solche sollte der schwankenden alten Dame werden.

Eines Abends — Küster Vierarm hatte gerade das gastliche Heim von Werrahn aufgesucht, um Mutter Lotting die neusten höllischen Kunststücke seines Pudels vorzuführen — da ereignete sich unvorhergesehen und ganz plötzlich jene für Mutter Lotting so unangenehme und schrecknisserregende Begebenheit.

„Ich nenne dieses schwarze Vieh nämlich ‚Sus',



Madaming", hatte der Küster eben geäußert. ‚Sus' heißt, wie mich mein Herr Paster neulich erklärt hat, in der vornehmen und alten lateinischen Sprache das Schwein. Und ich nenne meinen Pudel so, weil unser Herr und Heiland, wie Sie woll wissen, die schreienden Geister der Besessenen in eine Schweineherde gebannt hat. Dadurch will ich nämlich den Hund indirekt beleidigen, indem ich ihm andeute, daß ich woll durchschaue, woher er stammt. Aber kucken Sie. Sus ist der wissenschaftlichste Hund, der mich je vorgekommen. Nehme ich bloß meinen Zylinder ab — sehen Sie, so — dann säßt er ihn zierlich an die Krempe und trägt ihn auf den nächsten Stuhl. Aber das Satanischste macht er, wenn ich Violine spiele. Denn das können die höllischen Geschöpfe am wenigsten vertragen. Passen Sie auf. Ich ziehe bloß ein paar Striche — so — und sofort beginnt Sus auf den beiden Hinterbeinen zu tanzen wie ein Vortänzer auf einer Bauernhochzeit. Haben Sie so was schon eins von einem richtigen Pudel wahrgenommen, Madam?"

Wahrscheinlich wollte Frau Lotte Kalsow, die ebenfalls von den Leistungen Sus aufs höchste erbaut war, gerade aufstehen, um ihm ein Schinkenstückchen zur Belohnung vorzuwerfen. In diesem Moment aber schwankte die alte Dame hin und her, und sie mußte sich eine Weile an der Lehne des Stuhles festhalten, sonst wäre sie gefallen.

„Mutter Lotting", hörte man zu gleicher Zeit die kleine Herta rufen, und ihre Stimme klang sonderbar ängstlich und erschreckt. „Warum sehen Sie so rot aus? Um Gottes willen, Ihnen fehlt doch nichts?"

Schon aber hatte die kräftige Anna die Greisin mit beiden Armen umfangen, und Heinrich war wie toll hinausgestürzt, um nach dem Landarzt Doktor Abraham zu kutschieren, der im nächsten Dorf praktizierte. Und als der alte Sanitätsrat nach einer Stunde am Bett der Hausherrin erschien, die mit glühendem Haupt in ihren Kissen lag, um unverständliche Phantasien vor sich hin zu murmeln, da hatte der kahlköpfige Praktikus erst bedächtig eine Prise genommen, um dann mitleidig und geheimnisvoll den Angehörigen, jedem einzeln, in die Ohren zu flüstern: „Die Rose, mein Jünging, die Rose, mein Döchting. Man düchtig Eis herangeschafft und dieses Pulver hier nehmen, das ich mitgebracht. Aber die Hauptsache bleibt: Tag und Nacht bei ihr wachen. Denn solche alten heftigen Damen, die sich die Rose anschaffen, die können uns womöglich Dummheiten machen, und das wollen wir doch lieber nicht leiden."

Und nun geschah das, was die Kranke nimmer geglaubt hätte, wenn sie es nicht selbst erlebt. Nach den ersten vier Nächten nämlich war die kräftige, an Strapazen doch so gewöhnte Anna bereits abgefallen und mußte fast mit Gewalt zur Ruhe gebracht werden. Und an dem Schmerzenslager harrten von jetzt an, schweigend und allein, Heinrich und der kleine, blonde Gast, der einstmals vom Küster Vierarm als ein besonders bösartiger Kobold verschrieen war. Manchmal, wenn die alte Dame aus ihren wirren Träumen aufwachte, dann fühlte sie mit Behagen, wie die schmale, kühle Hand der Kleinen beruhigend und erfrischend auf ihrer brennenden Haut lagerte. Und sobald die Leidende dann in ihrem unverständlichen Flüsterton etwas vor sich hin gestöhnt hatte, dann wußte die Kleine sofort, daß die Zeit genaht sei, um über die trockenen, geborstenen Lippen der Fiebernden ein paar Tropfen der wohltätig gekühlten Limonade zu träufeln. So oft die Alte auch die Augen aufschlug, immer sah sie das blonde Köpfchen der Kleinen, die sie bald melancholisch anlächelte, bald ihr aufmunternd über das graue, wirre Gestrüpp der Haare streichelte.

„Gut, gut", murmelte die Kranke.

Und dann kam der Tag, wo dem alten Sanitätsrat Abraham jenes Leidwesen widerfuhr, das er so oft verfluchte.

Mutter Lotting war an einem schönen Morgen bei Sinnen und wieder fieberfrei. Ja, sie verbat sich sogar die weiteren Besuche ihres ärztlichen Ratgebers auf das entschiedenste, denn jede dieser Visiten kostete schließlich, wie sie bereits berechnen konnte, zwei Mark. Und das war doch wahrhaftig nicht wenig.

Und als der Sanitätsrat auf seinem klapprigen, von einem elenden Schinder gezogenen Korbwagen abfuhr, da hatte ihm Heinrich in der Freude seines Herzens ein Schwein an den Wagen gebunden, wie dem Arzt dies von dankbaren Bauern öfters geschah. Und der alte Medikus war altgläubig und konnte von dieser Spende keinen Gebrauch machen. Er sah während der Heimfahrt oftmals wütend über den Rand des Wagens auf das trottende und grunzende Borstenvieh zurück, das ihn noch außerdem zwang, im langsamen Schritt zu fahren.

Aber Mutter Lotting war gesundet. Zwar einen besonderen Dank gegen ihre Pflegerin sprach sie nicht aus. Aber etwas Ungewöhnliches ereignete sich dennoch, als die alte Dame das erste Mal wieder in der blauen Stube erschien, wo die Ihrigen sie bereits an dem gedeckten Kaffeetisch erwarteten. Sie reichte nämlich jedem einzelnen die Hand. Die kleine Herta jedoch zog sie empor, streichelte ihr einmal sacht über das schöne, blonde Haar und äußerte dazu wie von ungefähr: „Nun kannst du dich aber wieder ausschlafen, mein Döchting. Und in den nächsten acht Tagen bringt dir Anna um acht Uhr früh den Kaffee ans Bett. Denn die Jugend braucht ihren Schlummer."

Und dann klopfte sie ihr noch einmal beifällig auf die Wange und schloß ihre Betrachtung mit den sehr wohlwollend hervorgebrachten Worten: „Junges Volk — junges Volk."

Ja, die Hausfrau von Werrahn, sie, die so schwer zu beeinflussen war, Mutter Lotting hatte den kleinen, blonden, verschlagenen Vogel zum erstenmal mit „Du" angeredet. Und wer das nicht als eine Auszeichnung auffaßte, der verstand sich eben nicht auf den Charakter jener herrschgewohnten alten Dame.

Mutter Lotting saß auf dem Fenstertritt der blauen Stube, rechnete, näßte den Bleistift und schrieb in ihr Wirtschaftsbuch. Ihre beiden jungen Mädchen jedoch standen nicht weit von ihr und bemühten sich, von den grauen Wolldocken ein Knäuel aufzuwickeln. Dies geschah derart, daß die kleine Blonde die große graue Kugel aufspulte, während die Haustochter mit weit gespreizten Händen die Wollage hin und her schwenkte, um ihrer Freundin die Arbeit zu erleichtern. Und das Schweigen, das sich zwischen den drei Frauen erhoben, würde sicherlich noch lange Zeit gedauert haben, wenn nicht plötzlich vor der Einfahrt helles Schellengeläut geklirrt hätte.

„Heinrich", meldete die alte Dame, ohne indessen von ihrer Rechnung das Haupt zu erheben.

In dem gleichen Augenblick jedoch stutzten die beiden andern.



Was bedeutete diese heftige Bewegung von Anna? Warum ließ sie die erhobenen Hände so unvermittelt sinken, um sich, weit vorgeneigt, auf die Stuhllehne ihrer Mutter zu stützen, von wo sie selbstvergessen und laut atmend auf den Hof hinausstarrte.

„Wer ist denn dieser Offizier?“ warf Herta ganz ahnungslos hin. „Erhalten wir etwa heute Besuch, Mutter Lotting?“

„Ja, weiß Gott“, versetzte die alte Dame in langgezogenem Ton, wobei sie sich ihr weißes Häubchen unwillig zurechtrückte. „Das wird wohl so etwas.“

Damit suchte ihr Blick das Antlitz ihrer Tochter, die unverändert in ihrer Stellung beharrte. Gleich darauf jedoch führte die alte Dame ihren Bleistift zum Mund und begann unbekümmert weiter zu rechnen.

„Die Herren gehen in den Stall“, meinte sie gleichmütig. „Warum nicht? Heinrich will vielleicht eins von unsern beiden Reitpferden verkaufen. Und wenn es gut bezahlt wird, dann —“

Sie tippte mit dem Bleistift auf den Tisch und warf noch über die Achsel hinweg: „Anna, die Wollage fällt dir aus der Hand. Heb auf, mein Döchting, und dann könnt ihr weiter wickeln.“

Als Anna sich nicht rührte, wiederholte sie: „Heb' auf, mein Döchting, und dann könnt ihr weiter wickeln.“

Und richtig! So gewöhnt war alles auf dem Anwesen, den Weisungen der Hausfrau zu gehorchen, daß das große, starke Mädchen sofort etwas von sich abschüttelte, um dann, scheinbar ganz unberührt, wieder ihre Beschäftigung aufzunehmen. In langen, schwingenden Bewegungen wurden die grauen Wollsträhnen hin und her geführt. Ja, nicht einmal ihre Stellung wagte das Mädchen zu verändern, denn noch immer verharrte sie mit dem Rücken gegen das Fenster.

So mochte abermals in tiefem Schweigen eine halbe Stunde verstrichen sein, als die drei Frauen von neuem bemerkten, wie die Stalltür geöffnet und von einem Knecht ein hochgewachsener, ungezäumter schwarzer Hengst auf den Hof hinausgeführt wurde, der nun vor den beiden nachfolgenden Herren alle Schrittarten zeigen sollte. Bald sahen die Beobachterinnen, wie das edle Tier mit seinem Führer in wildem Galopp im Kreis herumstürmte, und gleich darauf konnte man wahrnehmen, wie der Rappe dampfend und schnaubend im langsamsten Tempo die zierlichen Füße setzte.

Längst hatten die beiden Mädchen, ohne daß die alte Dame es hindern konnte, ihre friedliche Beschäftigung vergessen. Mit großen, verwunderten Augen, die beiden Köpfchen eng aneinander geschmiegt und weit vorgebeugt, sahen sie dem Schauspiel zu. Aber auch der fremde Offizier mußte die Bewohnerinnen der blauen Stube entdeckt haben, denn er wechselte unvermittelt ein rasches Wort mit seinem Begleiter, um gleich darauf sich völlig dem Fenster zuzuwenden und die Hand, verbindlich salutierend, an die Mütze zu führen.

Schade! Nur Mutter Lotting von ihrem Fenstertritt aus war in der Lage, diesen Gruß zu erwidern. Und sie tat es mit einer rückensteifen Gemessenheit, als wäre sie an ihre Stuhllehne festgeschmiedet und könne nur mit dem scharfen, schmalen Habichtsköpfchen einige Zeichen menschlicher Gesittung von sich geben. Und während sie die weiße Tüllhaube fast unmerklich beugte, knurrte sie wenig erfreut in sich hinein: „Kuck, das auch noch. Wie nett. Aber ich meine, das gehört gar nicht zum Geschäft. Und nun könnte er eigentlich bald fertig besichtigt haben.“

Allein auch dieser Wunsch der alten Dame sollte nicht in Erfüllung gehen. Immer verwunderter vielmehr mußte die Hausfrau das Haupt schütteln. „Herrgott im Himmel, worauf wollte das alles hinaus? Warum verabschiedete sich der vornehme Besuch nicht endlich von ihrem Heinrich, denn man schien doch handelseinig geworden. Im Gegenteil! Oh, das war doch wirklich stark! Deutete der Aristokrat jetzt nicht ganz offen auf die Stube? Und war es wirklich möglich, daß ihr Junge, ihr großer, dummer Junge, dazu eine einladende Handbewegung ausführte, als wolle er dem andern entgegnen: „Herr Graf, bitte treten Sie ein. Die Meinen werden sich daraus eine große Ehre machen.“ Ein Skandal wahrhaftig! All die Worte las die Hausfrau dem ungelenken jungen Landwirt ganz deutlich vom Gesicht ab. Laut aber äußerte sie nur: „Nu wird's hellichter Tag“, erhob sich, stieg von dem Tritt herunter und wandelte einmal durch die Stube, daß die unschuldigen Porzellanvasen auf der Mahagonikommode klirrten und rasselten.

„Es ist doch was Großes um die Bescheidenheit“, stellte sie noch während ihrer Wanderung fest.

Und als sie im Vorbeistreifen ganz flüchtig das erblaßte Antlitz ihrer Tochter gewahrte, und wie die Finger des sonst so kräftigen Mädchens in unruhiger Bewegung an ihrem Kleid herumstrichen, da stieß sie vollkommen verärgert hervor: „Alfanzereien!“

Es war das gleiche Wort, das bereits der alte Graf Karl Anton auf den vorliegenden Fall anzuwenden für gut befunden hatte. Nur die kleine Herta wurde von diesem heimlichen Familienzerwürfnis nicht berührt. Den rechten Fuß kräftig auf den Fenstertritt gestellt, stand sie da, ließ verloren eine Strähne des goldigen Haares durch ihre Fingern gleiten, und unaufhörlich schwirrte ihr der Gedanke durch den Kopf: Wo hast du diesen hübschen Menschen schon einmal gesehen? Das ist doch nicht der gleiche, der —“

Allein, schon wurde die Tür geöffnet, und unter mehreren ungeschickten Verbeugungen des jungen Landwirts, der augenscheinlich durch diese Höflichkeit das befremdende Schweigen der Seinigen zu verdecken suchte, trat der militärische Gast in die blaue Stube. — — —

Fritz Hohensee wollte den Damen und vor allem und ganz besonders der Hausfrau natürlich nur herzlich die Hand schütteln. Und daß er jene Zeremonie unter allerheftigstem Sträuben der davon Betroffenen so weit ausdehnte, der alten Dame in vollster Ehrerbietung die Hand zu küssen, jene Höflichkeit blieb selbstverständlich seiner guten Erziehung zuzuschreiben, schmerzte nicht und gewann ihm außerdem die bereitwillige Bewunderung der jungen Mädchen.

Ja, solch ein Kavalier! Selbst Mutter Lotting, die den gräflichen Besuch doch samt dem gekauften Hengst zu allen Teufeln wünschte, sie vermochte ihm ihre Gemütsart nicht deutlich zum Bewußtsein zu bringen, als sie den jungen, frischen Offizier in so vollkommener Seelenruhe und Harmlosigkeit plaudern hörte. Und wie wußte der elegante junge Herr alles, was irgendwie zu Werrahn gehörte, in ein blinkendes Licht zu setzen.

Donnerwetter! Was das für ein Staatshengst war, den er da eben gekauft hatte! Kameraden in dem verdammten, öden Nest da drinnen würden einfach platt sein. Und was nun gar Herrn Heinrich betraf, so bereitete es einfach ein unerhörtes Vergnügen, mit einem solch noblen und sicheren Verkäufer ein Geschäft abzu-



schließen. Apropos, das Geld würde der Papa, der über diesen Zuwachs seines Stalles zweifellos nur hoch befriedigt sein könnte, am nächsten Morgen durch einen Reitknecht übersenden. Oder halt! Natürlich! Wenn es gestattet wäre, dann würde er, Fritz Hohensee, sich selbst das große Vergnügen bereiten, die Summe persönlich auf dem bewußten Hengst zu überbringen. Denn das Tier würde doch selbstverständlich Sehnsucht nach Werrahn empfinden. — Hier folgte wieder eine leichte Verneigung vor den drei Damen. — Und da er einmal ein gutmütiger Kerl sei, so könne er solchem Herzenswunsch der Kreaturen nicht widerstehen. Und als Heinrich, der sich die Zurückhaltung der drei Frauen durchaus nicht erklären konnte, in halb bittendem Ton geäußert hatte, ob der Herr Graf nach der scharfen Schlittenfahrt nicht an dem bescheidenen Frühstück der Familie teilnehmen wolle, da geriet sein neuer Freund in förmliche Begeisterung. Aber natürlich, welche Frage, wenn die gnädige Frau es gestatte, selbstverständlich. Und um das Menü brauche man sich nicht die geringste Sorge zu bereiten, weil er ja vom Küster Vierarm schon zu wiederholten Malen gehört hätte, welch wunderbares Landbrot zu Werrahn bereitet würde. Und wenn er nicht irre, so glaube er vernommen zu haben, daß Fräulein Kalsow selbst die Schöpferin dieses Kunstwerkes wäre. Zu nett, daß er eine solche Delikatesse einmal persönlich kosten dürfe. Er hätte ja überhaupt bereits das Vergnügen, sei eigentlich ein alter Bekannter, denn das gnädige Fräulein hätte ihm ja gestattet, daß er im Vorüberreiten ein paar Worte mit ihr über die Hofmauer hätte wechseln dürfen. Und sie könne gar nicht ermessen, welche Freude ihm, dem hier draußen so Vereinsamten, durch solch einen kleinen Diskurs bereitet würde. Und nun die andere junge Dame! Herrgott, das Haar erinnere ja direkt an die Märchenwelt, weil nur Feen mit solchem Hauptschmuck beschrieben würden. Indessen, was er bemerken wollte, auch die kleine Gnädige müsse er schon gesehen haben. Und nachdem Herta geäußert hatte, daß sie eine Tochter des Obersten Boddin wäre, da sprang Fritz Hohensee auf, schlug die Hacken zusammen, daß die feinen silbernen Sporen klirrten, und rief in höchster Freude: „Aber gewiß, meine Gnädigste, Oberst Boddin von den Füselieren. Ein ganz vortrefflicher Herr. Sein Bild hängt ja im Kasino. Und die Ähnlichkeit erscheint mir auch unverkennbar."

Wieder eine Verbeugung, die silbernen Rädchen klingen von neuem, und doch bereitet es Mutter Lotting eine wahrhafte Befriedigung, weil die kleine Blonde in die ihr dargereichte Rechte des Offiziers gar so zögernd und zurückhaltend einschlägt.

„Wirklich, wirklich, das ist zu loben. Daran könnte sich meine eigene dumme Dirn, die den Menschen wie ein Meerwunder anstarrt, ein Beispiel und Muster nehmen."

Und als sich nun die Kleine völlig zu der Hausfrau zurückzieht, ihr schlankes Körperchen nahe an die alte Dame herandrängt und überdies noch ihren Arm vertraulich und eng unter den von Mutter Lotting schlingt, da empfindet die Greisin mit einem gewissen Neid, wie das kleine, blonde Geschöpf, das so sehr zu seinem Vorteil verändert ist, sich an der gastlichen Aufnahme dieses jungen Aristokraten nur als gleichgültige Zuschauerin zu beteiligen gedenke. Und nachdem der Gast während des Frühstücks erfahren hatte, daß Anna in diesem engen ländlichen Kreis wegen ihrer Altstimme geschätzt würde, da fuhr er elektrisiert auf und fing an, zu bitten, sie möchte auch ihm eine Probe ihres Könnens geben.

„Vielleicht ist die kleinere Dame ebenfalls eine Künstlerin", fügte er noch hinzu, um auch Herta eine verlorene Liebenswürigkeit zu erweisen.

Allein mit einem merkwürdig verhaltenen Lachen in der Stimme wies ihn die Kleine ab.

„Ich singe nicht", gab sie zurück.

Und wieder nickte Mutter Lotting befriedigt. Der Graf indessen ruhte nicht eher, bis ihm die Haustochter ihren Arm gereicht, und was die alte Dame dabei nicht wahrnehmen konnte, das bestand in jenem Wohlgefühl, das den Offizier durchströmte, als er diesen vollen, festen Mädchenarm unter dem seinigen beben und zucken spürte.

„Bitte, bitte, liebes Fräulein, ohne falsche Bescheidenheit! Kommen Sie! Nach dem Kostpröbchen Landbrot einen ganz kleinen Happen Musik. Ich begleite Sie, und passen Sie auf, ich unseliger Musikante werde, von Ihrer Meisterschaft fortgerissen, ein Liszt, ein Hans von Bülow. Na, Sie werden schon merken, wie ich pauke."

Er setzte sich, schlug den Deckel zurück, und als das schöne, große Mädchen, bald blaß, bald rot, in ihrer Herzenangst sich nicht für ein bestimmtes Lied entscheiden konnte, da forderte der Offizier mit übermütigem Lachen, sie solle die „Wacht am Rhein" singen.

„Wie, was?" stotterte Heinrich.

Jedoch Fritz Hohensee beharrte bei seinem Einfall. Schon begann er die Tasten zu rühren und siehe, was niemand geglaubt hätte, eine wilde, regellose, wahrhaft künstlerische Genialität entfaltete sich hier. In wunderbaren, tollen, sich überpurzelnden Akkorden und Fugen variierte er die Hymne so herrlich und meisterhaft, daß Anna mit erglühenden Wangen einfallen mußte. Und nun erklang es lauter und immer lauter wie ein merkwürdiger, nie gehörter Sturzbach, der Wellen, Schaum, Steine und Geröll in unendlichen Stürzen zu Tal braust:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

So fortreißend, so ineinander verwoben tönte die Darbietung der beiden, daß auch Heinrich mit seiner gewaltigen Bärenstimme einfallen mußte, und bald klang und dröhnte das ganze Zimmer von dieser unerhörten tollen und doch bis in den Grund aufwühlenden Musik wider. Nur Mutter Lotting fingerte nervös auf der Mahagoniplatte des runden Tisches herum. Aber wehe, auch ihre scharfen, grauen Augen waren durch das Absonderliche, das sich hier vollzog, abgelenkt. Sonst hätte sie sicher gemerkt, wie die kleine Herta neben ihr stand, mit Händen, die sich in die Lehne des Sofas einkrallten, und mit Augen, die sich wie ein stürmisch bewegter Himmel bald umdüsterten, bald in grellen Blitzen aufleuchteten.

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

„Ganz schön", urteilte Mutter Lotting. „Aber gesund ist das nicht. Gesund nicht! Basta!"

* * *

„Ja, es is heut 'n jottvolles Wetter", meinte der alte Graf Karl Anton, der mit seinem Sohn in der behaglichsten Gangart durch seine Felder trabte, und klopfte



seinem zarten Schimmel liebkosend dabei auf den Hals. „Na immer langsam, Mariannchen.“

„Weiß der Deuwel, wie es zugeht, mein Jung, aber es kommt mir doch äußerst komisch vor, seit wann du eigentlich so eine verfluchte Familienanhänglichkeit bei dir entdeckt hast? Deine liebe Mama, unsere Anne-Marie-Luise, hatte nämlich heute morgen kaum ihr erstes Andachtslied begonnen — na ja, dagegen hab ich ja gar nichts, und ich bin daran gewöhnt — da höre ich dich auf diesem Werrahner Rappen in den Hof galoppieren. Sag eins, Jünging, du hast dich wohl rein in mich verliebt?“

„Natürlich, wenn man einen so famosen Papa besitzt!“

„Jawoll“, sagte der Alte. „Hat sich was!“ — Er schlug sich mit der Reitpeitsche auf den Stulpstiefel. „Willst du mir nu vielleicht auch entdecken, wo du hinreiten wolltest, als ich dich eben hier an der Wegscheide attrappiert? Na, raus damit!“

„O Papa, dahinter steckt ja gar nichts Besonderes. Ich wollte nur den herrlichen Tag genießen.“

„Denn laß dir hier in aller Kürze noch etwas mitteilen, mein Liebchen. Wenn du Dummheiten zu machen gedenkst, ich decke sie nicht, verstanden? Mit meinem guten Namen nicht.

„Ja, aber Papa — ich weiß tatsächlich gar nicht —“

„Na also, um so besser. Und nun, mein süßer Junge, noch ein paar ganz nebensächliche Fragen. Worauf läufst du eigentlich? Was wird eigentlich aus dir? I wo, dir sehe ich's doch schon längst an der Nasenspitze an, daß dich der Gamaschendienst langweilt.“

„Langweilt? Aber Papa, woraus siehst du das?“

„Tu mir den einzigen Gefallen, Bursche, und laß mich ausreden. Das kann ich doch wenigstens für mein teures Geld verlangen. Also was nu? Landwirt? Du, das is auch kein Beruf, wo einem die fetten Ernten nur so in die Hand hineinwachsen. Also jetzt vielleicht Musik? Denn ich höre ja, daß sie dich in der Garnison bereits ‚Richard Wagner‘ nennen. Nun sag mal, Bengel, aber bitte, ein bißchen ernsthaft, hast du dir über deine Zukunft schon Gedanken gemacht?“

„So, Alterchen, weil du nun glücklich deine Moralpredigt losgeworden bist, so laß dir sagen, ich will ja nur noch die paar Jährchen, die mir in der Garnison bleiben, so vergnügt und lustig hinbringen, wie es meine Jugend braucht. Denn sieh, Vater, so spaßhaft nehme ich das alles wirklich nicht. Meine Natur bedarf eben des Frohsinns und des Auskostens, bevor ich hier auf unserm Wildhagen solch ein anständiger Geschäftsjunker werden kann, wie du es jetzt bist. Also, Vater, nun gib Ruh“, schloß er mit einer dunkleren Stimme als sonst, die keinen Widerspruch zuzulassen schien. „Du weißt, ich kann nur eine gewisse Portion vertragen. Und nun laß mich ruhig meinen eigenen Weg ziehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Dinkelsbühl.

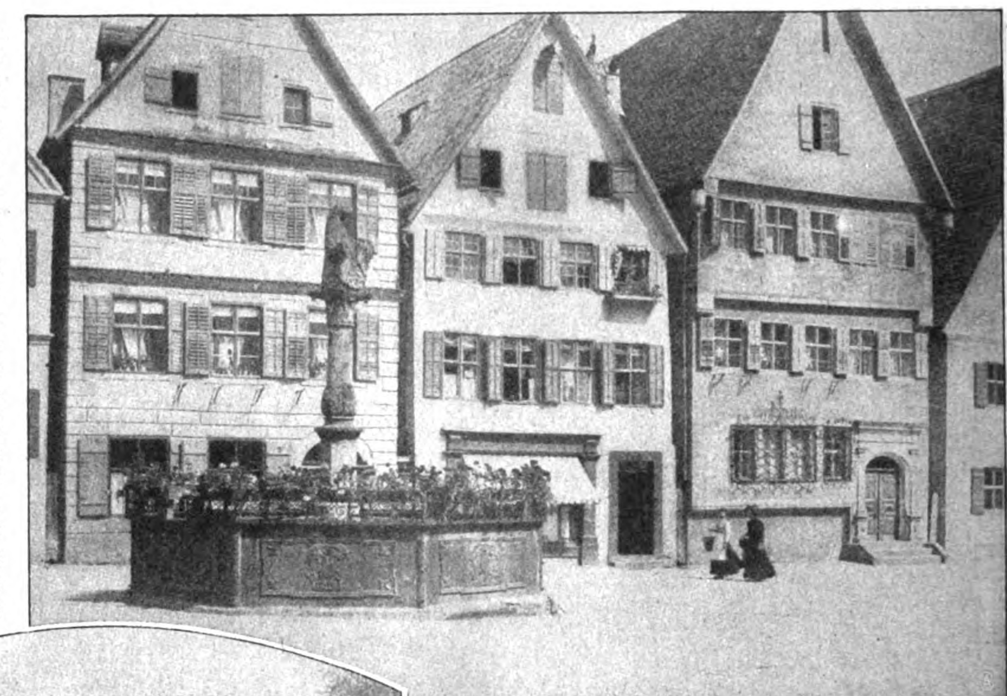
Von Walter Tiedemann. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen von G. J. von Dühren.

Das gesegnete Bayerland ist reich an Städten, die im architektonischen Bild ihr historisches Gepräge zum großen Teil erhalten haben und dem Besucher ein Stück romantischen Mittelalters vor Augen zaubern. Man braucht nur an Nürnberg zu denken, an Augsburg, an Rothenburg ob der Tauber, Nördlingen usw., an diese herrlichen Blüten im deutschen Städtekranz, ehrwürdige Mittelpunkte alten, hochkultivierten Bürgertums. Auch das mittelfränkische Dinkelsbühl an der Wörnitz gehört dazu und darf sich getrost mit Rothen-



Die Nördlinger Straße mit alten Hängeschildern.

burg vergleichen, wenn es auch, da etwas abseits von den großen Heerstraßen des Verkehrs gelegen, nicht so häufig besucht wird wie die berühmte Tauberstadt. Mit Mauern und Zinnen umgürtet, von vielgestaltigen Türmen überragt, steht die ehemalige freie Reichsstadt trutzig und wehrhaft wie ein Landsknecht auf grünem Anger. Aber sie holt nicht mehr zum Schlage aus, die Hellebarde hat Ruh. Keine Feldschlange,



Renaissancebrunnen hinter dem Wörnitztor.

Partie aus der Stadtmauer vor dem Rothenburger Tor.

keine Kartaune reckt sich dem Ankömmling dräuend entgegen, und nicht einmal ein mißvergnügter Torschreiber fordert uns barsch die Pässe ab. Um Schießscharten und Wehrgänge wuchert der Efeu, und aus dem uralten Gemäuer, das sich in schilfumsäumten Wallgräben und Weihern spiegelt, schallt die Heiterkeit spielender Kinder.

Wem die Erhaltung schöner alter Städtebilder am Herzen liegt, der fühlt sich denen zu

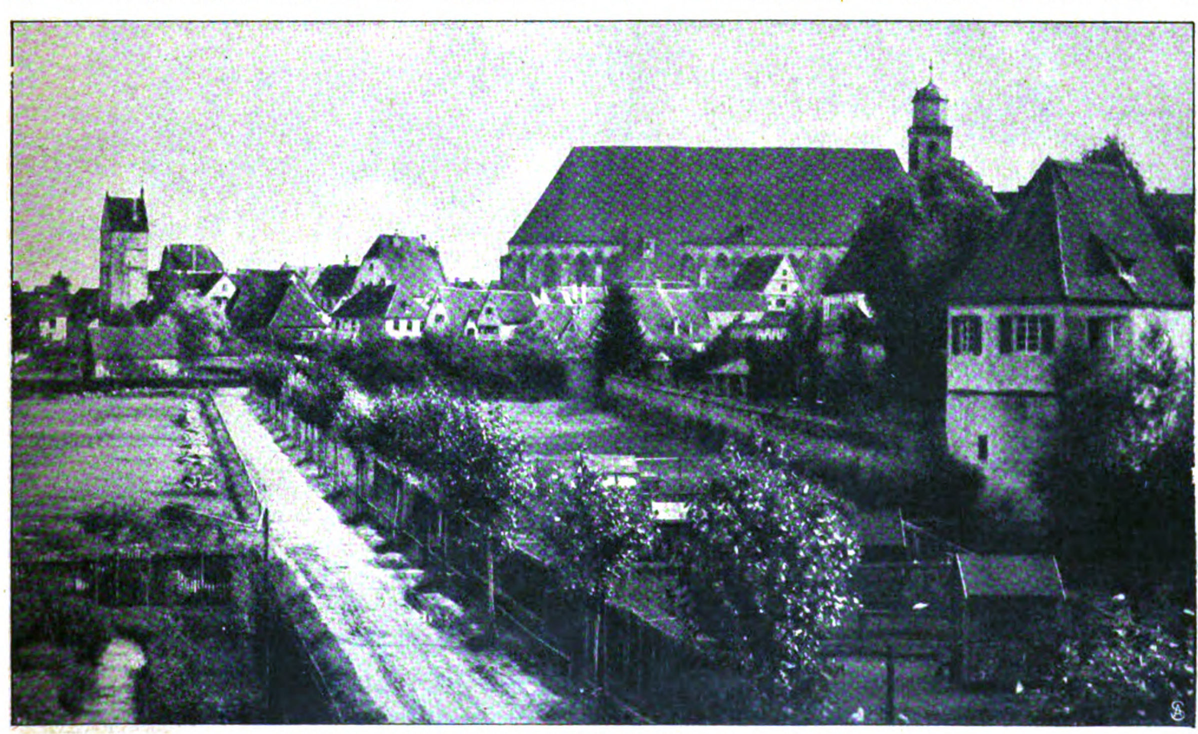


Das Rothenburger Tor von außen.



Die Nördlinger Straße.

Dank verpflichtet, die in Dinkelsbühl das Ueberkommene in Baudenkmälern, Sitten und Gebräuchen so treulich bewahren. Die kleinen Städte können das freilich auch leichter tun als die großen, die, wie zum Beispiel Nürnberg, den gebieterischen Ansprüchen der Entwicklung unabwendbare Opfer bringen müssen. In Dinkelsbühl kann sich der einigermaßen illusionsfähige Besucher ohne Mühe um ein paar Jahrhunderte in der Zeitrechnung zurückversetzt fühlen. Wo er auch wandeln mag, überall bietet sich seinem Auge nahezu derselbe Anblick, wie ihn die längst zu Staub zerfallenen Geschlechter hatten. Das Ge-



Partie vor dem Rothenburger Tor mit Blick auf die St.-Georgskirche.

samtbild der Stadt ist, wie ein Vergleich mit alten Darstellungen zeigt, ziemlich unverändert geblieben. Es sind die gleichen gemütlichen Spitzdächer und Giebel wie ehedem, überragt von dem massigen Schiff der St.-Georgs-Kirche, deren Stattlichkeit den Wohlstand alter Zeiten bekundet. Mit prunkenden Palästen kann Dinkelsbühl nicht aufwarten; die Architektur der Privathäuser steht ganz und gar im Zeichen soliden, schlichten Bürgertums und bietet dennoch, wie aus unseren Abbildungen hervorgeht, prachtvolle, höchst charakteristische Beispiele des deutschen Renaissancestils im Fachwerkbau Darunter nimmt das „Deutsche Haus" mit seiner edlen Fassade wohl den

Strumpfwirkerhäuschen in der Nördlinger Straße.



Hintere Priestergasse.

vornehmsten Rang ein; es ist ein architektonisches Juwel, das hinter den schönsten Fachwerkbauten Hildesheims nicht zurücksteht. Aber auch die bescheidenen Häuser der hinteren Priestergasse und anderer Straßen strömen mit ihren hohen, oft weit vorgekragten Giebeln und spitzen Dächern, ihren Blumenbrettern vor den blanken Fensterscheiben ein unbeschreibliches Behagen aus, ebenso wie die schönen Wirtshausschilder und alten Embleme, in denen das frühere Kunsthandwerk eine so schöpferische Phantasie entfaltete, und ferner das originelle Strumpfwirkerhäuschen in der Nördlinger Straße. Nicht unerwähnt dürfen die monumentalen Brunnen bleiben, darunter an erster Stelle der Renaissancebrunnen hinter dem Wörnitztor. Die alten Stadttore, zumal das Rothenburger Tor mit seiner reichen Gliederung, sind so wohlerhalten und täuschen so lebendig längst verschwundene Zeiten vor, daß der Besucher sich gar nicht sonderlich wundern würde, wenn unter dem Torbogen statt der neumodischen Bürger plötzlich ein Fähnlein Bewaffneter in Pluderhosen und Harnisch erschiene. — Einmal im Jahr, am dritten Montag im Monat Juli, beschwört Dinkelsbühl die Vergangenheit zu farbenfrohem Spiel herauf, dann wird die „Kinderzeche" gefeiert, ein Volksfest lieblichster Art. Es gilt der Erinnerung an die Uebergabe der Stadt an die Schweden im Jahr 1632. Den guten Dinkelsbühlern hatte damals schweres Unheil gedroht,



Ehemalige Ratstrinkstube und „Deutsches Haus".

denn der schwedische Oberst Sperreut war durch den langen Widerstand aufs höchste erbittert, und man weiß ja, in welcher drastischen Weise die Eroberer ihren Zorn zu entladen pflegten, gleichviel ob es die Schweden oder die Kaiserlichen waren. Da hatte des Türmers Töchterlein den guten Einfall, mit der ganzen Kinderschar von Dinkelsbühl dem grimmigen Herrn entgegenzuziehen und um gut Wetter zu flehen — und zwar mit bestem Erfolg. Zum Dank dafür bewirtet die Stadt die Kinder alljährlich, und seit einigen Jahren ist mit der Feier ein Festspiel verbunden, das zum Teil auf offener Straße spielt und die historischen Vorgänge jener alten schweren Tage in packender Anschaulichkeit aufs neue erstehen läßt.

Bilder aus aller Welt.

Schlesien hat seinen namhaftesten Geschichtsforscher verloren, den Geheimen Archivrat und Professor Dr. Colmar Grünhagen in Breslau. Grünhagen hat in den Jahren 1862 bis 1901 das Breslauer Staatsarchiv geleitet; seit dem Jahr 1873 gehörte er auch der Universität als außerordentlicher Professor an. Eine große Anzahl von Werken über die Geschichte Schlesiens und Breslaus haben den Ruhm des Forschers fest begründet. Seine Arbeiten behandeln sowohl die Piastenzeit des Mittelalters als auch die für Schlesien so wichtige friderizianische Epoche.

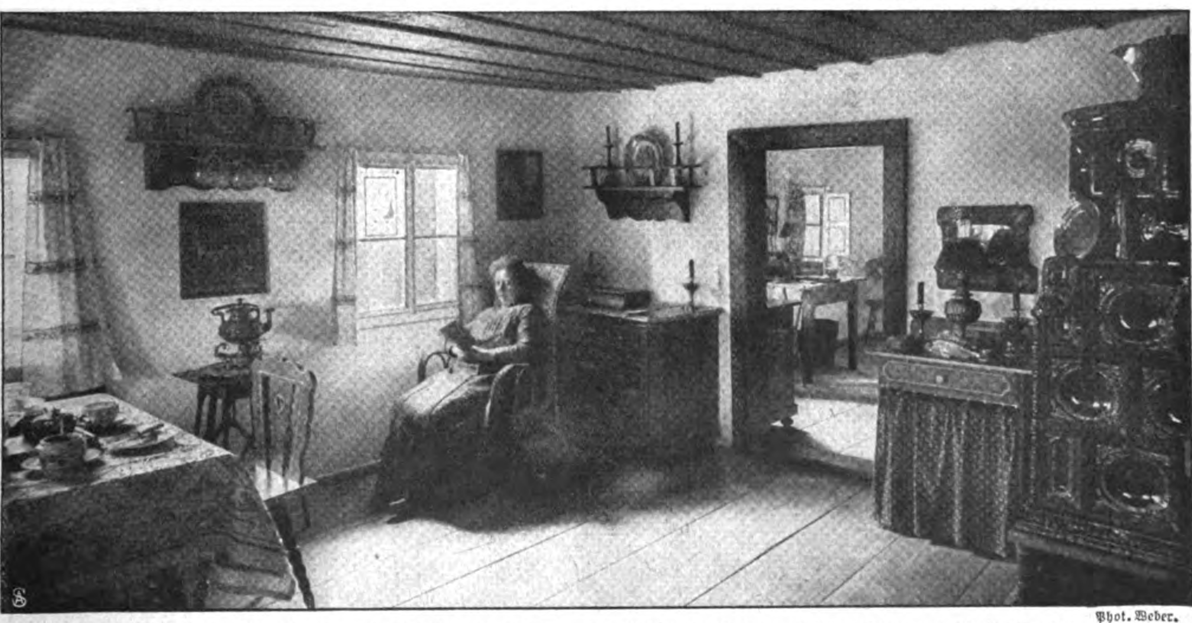




Atelier Lilly.

Prof. Dr. Colmar Grünhagen †
Geh. Archivrat und bekannter Historiker der Universität Breslau.

Das Erholungsheim „Moospoint" bei Berchtesgaden verdankt seine Entstehung der Prinzessin Marie von



Phot. Weber.

Das von der Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen gegründete Erholungsheim „Moospoint" in Berchtesgaden.
Oben: **Das Haus von außen,** unten: **Blick in ein Zimmer.**

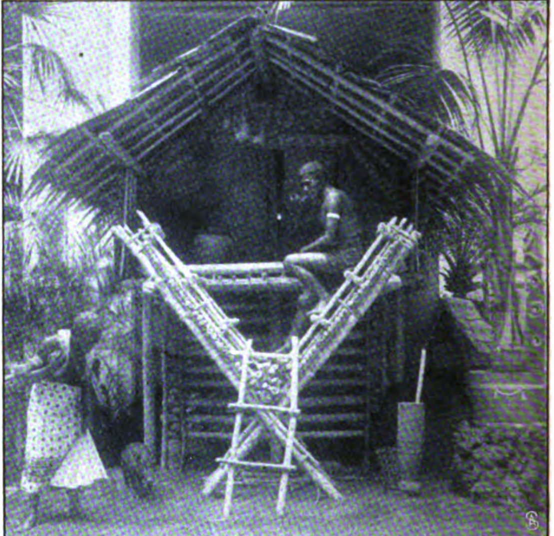




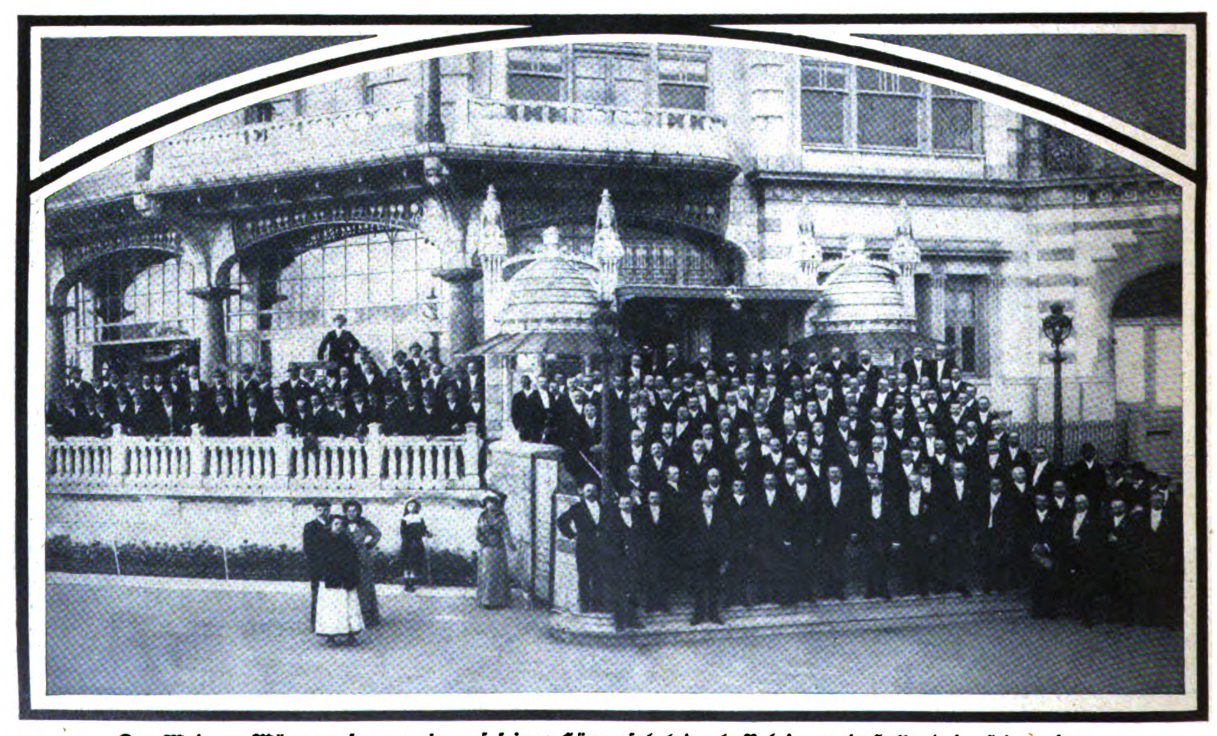
Sachsen-Meiningen, der Tochter des Herzogs Georg. Erholungsbedürftige Meininger Landeskinder finden hier in der herrlichsten Bergnatur ein angenehmes, bequem und modern eingerichtetes Heim.

Bremen besitzt seit dem Jahr 1896 in seinem Städtischen Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde ein wissenschaftliches Institut von hohem Wert. Das Gebäude, das die kostbaren Sammlungen enthält, ist jetzt vollständig umgebaut und beträchtlich vergrößert worden. Vor kurzem fand die Wiedereröffnung des Museums unter großen Feierlichkeiten statt.

Der Mainzer Männergesangverein hat unter der Führung seines Präsidenten Wolle eine schöne Sängerfahrt durch Holland und Belgien gemacht. Die deutschen Sänger konzertierten in den Kurhäusern zu Scheveningen und



Zur Wiedereröffnung des Städtischen Völkerkundemuseums in Bremen.
Links: Empfangszimmer in einem Ningpo-Haus (China). **Rechts:** Eingeborenenhaus auf den Salomon-Inseln.



Der Mainzer Männergesangverein auf seiner Sängerfahrt durch Belgien und Holland in Scheveningen.



Phot. Reutlinger.

Mlle. Marthe Chénal,

Primadonna der Pariser Oper in altburgundischer Tracht in der Oper „le Miracle“ von M. Georges Hüe.

Ostende, im Cercle Royal Artistique zu Antwerpen und in der Vauxhall in Brüssel und ernteten bei den Hörern überall rauschenden Beifall, der nicht zum mindesten dem genialen Dirigenten Wilhelm Geis-Wiesbaden galt. Die Mainzer wurden vom Publikum und der Presse hoch gefeiert; der Großherzog von Hessen, die Königin von Holland und das belgische Königspaar nahmen lebhaften Anteil an ihren Erfolgen, und die in Holland und Belgien lebenden Deutschen begrüßten ihre sangeskundigen Landsleute natürlich mit großer Freude.

In der Pariser Oper bewundert man jetzt sehr die Sängerin Mlle. Chénal in der Hauptrolle von Georges Hües Oper „le Miracle“. Die Künstlerin trägt ein prächtiges altburgundisches Kostüm, von dessen Kostbarkeit man sich viel erzählt.

In Nummer 26 haben wir unseren Lesern das Bild junger Mädchen gebracht, die ihr Beruf nach Tanger geführt hat. Es sind nicht Dienstmädchen — denn welche Hausfrau in Marokko wäre so glücklich, ihr Haus durch eine deutsche Dienerin in Ordnung halten lassen zu können — sondern die jungen Damen unseres Bildes verbreiten als Erzieherinnen in dem fernen Land das kostbare Gut der deutschen Bildung.

Vor kurzem schied aus dem Lehrkörper der k. k. Montanistischen Hochschule zu Leoben der Hofrat Hans von Hoefer, ein



Phot. Nubell.

Gruppenaufnahme deutscher Erzieherinnen in Tanger.

Hofrat Hans von Hoefer,
bekannter Lehrer der Montanschule in Leoben.

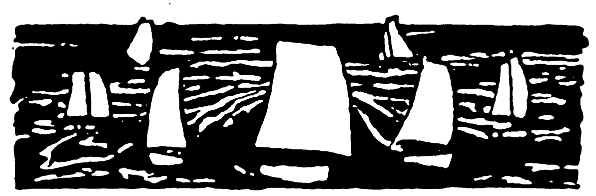
hochverdienter Geolog und Bergmann, dem die Wissenschaft die Begründung der Erdölgeologie verdankt. Dem scheidenden Gelehrten wurden ungewöhnliche Ehrungen zuteil. Die Hochschule, an der er 30 Jahre lang gewirkt hatte, ernannte ihn zum Ehrendoktor, der Kaiser erhob ihn in den erblichen Adelsstand, und dankbare Schüler und Verehrer stifteten eine Marmorbüste des berühmten Geologen, die in der Hochschule aufgestellt worden ist.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 33. Berlin, den 19. August 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 33.



Die sieben Tage der Woche.

10. August.

Der Kaiser begibt sich von Wilhelmshöhe nach Cronberg.

Aus dem Südosten von Kamerun kommen Berichte über Unruhen, bei denen ein Sergeant und drei farbige Soldaten verletzt werden.

Das englische Oberhaus nimmt mit 131 gegen 114 Stimmen die Vetobill an.

In London streiken die Hafenarbeiter und Fuhrleute (Abb. S. 1378), zusammen etwa 75000 Mann.

11. August.

Der Kaiser wohnt einer Gefechtsübung auf dem Großen Sande bei Mainz bei.

Frankreich erhebt Einspruch gegen die von den Türken vollzogene Besetzung von Ain-Galakka im Hinterland von Tripolis.

Den Londoner Fuhrleuten werden ihre Forderungen bewilligt, sie streiken aber zur Unterstützung der Hafenarbeiter weiter.

Aus dem Forcados-Gebiet der britischen Kolonie Lagos (Westafrika) wird gemeldet, daß die Eingeborenen zwei Polizeibeamte und drei Bootsleute getötet haben. Gegen die Mörder wurde eine Strafexpedition entsandt.

12. August.

In der Englischen Kirche zu Homburg v. d. Höhe wird in Gegenwart des Kaisers eine Gedenktafel für König Eduard VII. enthüllt (Abb. S. 1377). Im Anschluß an die Feier tauschen der Kaiser und König Georg herzliche Telegramme aus.

In Glasgow bricht ein Streik der Straßenbahnangestellten aus, die an verschiedenen Stellen der Stadt die Wagen zertrümmern.

Aus Persien wird gemeldet, daß die Truppen des Ex-Schahs bei Firuskuh von den Bachtiaren nach heftigem Kampf geschlagen worden sind.

13. August.

In Liverpool kommt es zwischen Streikenden und Polizei zu blutigen Zusammenstößen, die das Eingreifen von Militär nötig machen. Es wurden 250 Personen verwundet, mehr als hundert verhaftet.

Aus Ekuador wird gemeldet, daß der Präsident Alfaro abgedankt und der Senatspräsident Treile die Exekutive übernommen hat.

14. August.

Der Kaiser kehrt von Cronberg nach Wilhelmshöhe zurück.

In Dresden wird der Verbandstag des deutschen Zentralverbandes für Handel und Gewerbe eröffnet.

In Liverpool sperren die großen Schiffahrtsgesellschaften 28000 Dockarbeiter aus. Im Londoner Hafen nimmt, obwohl der Streik für beendet erklärt wurde, nur etwa ein Drittel der Arbeiter die Arbeit wieder auf.

15. August.

Aus Haiti wird die Wahl des Generals Leconte zum Präsidenten der Republik gemeldet.

In Liverpool, wo es zu erneuten Zusammenstößen zwischen Streikenden und Militär kommt, verkündigt das Ausstandkomitee den Generalstreik für sämtliche Transportarbeiter einschließlich der Eisenbahnangestellten. — In Glasgow endet der Ausstand der Straßenbahner mit einer völligen Niederlage der Streikenden.

In Brüssel veranstalten die Liberalen und Sozialdemokraten Straßenkundgebungen zugunsten des allgemeinen Stimmrechts, an denen sich eine Viertel Million Personen beteiligen.

Das englische Unterhaus spricht sich mit 241 gegen 128 Stimmen für die Gewährung von Diäten an seine Mitglieder aus.

16. August.

Aus Washington wird gemeldet, daß Präsident Taft sein Veto gegen die vom Parlament beschlossene Anerkennung von Neumexiko und Arizona als Staaten eingelegt hat.

Der Mangel an Einheitlichkeit im höheren Schulwesen.

Von Professor Dr. med. et phil. H. Griesbach.

Seit dem Bestehen schulhygienischer Vereinigungen und insbesondere der Internationalen Kongresse für Schulhygiene steht die Organisation des höheren Unterrichts im Vordergrund hygienischer Interessen.

In der Pädagogik, die es in erster Linie mit der Entwicklung der Jugend in geistiger und körperlicher Beziehung zu tun hat, und der die Aufgabe zufällt, dieser Entwicklung einen gesunden Verlauf zu verschaffen, sucht man sich neuerdings den Wünschen der Hygieniker mehr als früher anzupassen, von einem regelrechten Aufbau des höheren Unterrichts auf physiologisch-hygienischer Basis ist man jedoch noch weit entfernt. Der Hauptgrund hierfür scheint darin zu liegen, daß die maßgebenden Persönlichkeiten im Schulressort der Morphologie, Physiologie und Hygiene des jugendlichen Organismus vielfach noch fremd gegenüberstehen und diesen Wissenschaften nicht die ihnen zukommende Bedeutung für den Unterrichtsbetrieb beilegen. Aerztliche, auf den Unterricht bezügliche Gutachten werden nicht selten mit dem Bemerken abgetan, in betreff der Organisation des Unterrichts könne man den Aerzten kein sachverständiges Urteil zugestehen, darüber hätten nur Schulmänner zu entscheiden. Wie verfehlt diese Ansicht ist, das zeigt die vielfach in Ueberbürdung ausartende geistige Belastung der Schuljugend. Daß eine Ueberbürdung nicht etwa nur vereinzelt vorkommt, wie

einige Schulmänner meinen, sondern weit verbreitet ist, haben neuere Untersuchungen unzweifelhaft nachgewiesen. Die Ursache ist hauptsächlich darin zu suchen, daß die Pädagogen sich selbst nicht im klaren darüber sind, wie man den Unterrichtsbetrieb zu gestalten habe, ohne die Schüler geistig und körperlich zu schädigen. Daß über den Unterrichtsbetrieb in den deutschen Bundesstaaten tatsächlich die bunteste Verschiedenheit herrscht, zeigt folgende Betrachtung.

In den neunstufigen Anstalten schwankt die wöchentliche Pflichtstundenzahl für neun- bis zehnjährige Schüler zwischen 25 und 34, für achtzehn- bis neunzehnjährige Schüler zwischen 29 und 38 Wochenstunden. Die wöchentliche Gesamtstundenzahl aller Klassen, also der ganzen Schule, differiert zwischen 246 und 323, d. h. um 31,7 Prozent, oder um mehr als ein Viertel ist die letztere Zahl höher als die erstere. Für die Gymnasien fand ich die niedrigste Zahl der Wochenstunden zu 246 (Bayern), die höchste zu 315 (Braunschweig). Für die Realgymnasien beträgt die niedrigste Zahl 265 (Bayern), die höchste 320 (Sachsen-Weimar-Eisenach). In den Oberrealschulen beläuft sich die niedrigste Zahl auf 268 (Bayern), die höchste auf 323 (Braunschweig). Die große Verschiedenheit in der Zahl der Unterrichtstunden tritt noch stärker hervor, wenn man die genannte Unterrichtsdauer während des Jahres in Betracht zieht, d. h., wenn man die Grenzzahlen mit der Zahl der Schulwochen multipliziert. Die Ferienzeit umfaßt in allen Bundesstaaten rund 12 Wochen, es bleiben also 40 Wochen für den Unterricht. Demnach beträgt für das Gymnasium die niedrigste Gesamtzahl der Unterrichtstunden 9840, die höchste 12600, Differenz 2760. Für das Realgymnasium beläuft sich die niedrigste Gesamtzahl der Stunden auf 10600, die höchste auf 12800, Differenz 2200. In der Oberrealschule sind die betreffenden Zahlen 10720 und 12920, Differenz 2200. Für die Grenzzahlen 246 und 323 beträgt die Differenz der jährlichen Unterrichtstunden 3080. Der Mangel an einheitlichem Ausmaß und einheitlicher Verteilung der Lehrstunden erstreckt sich auf alle Lehrgegenstände. Besonders auffallend aber tritt er in den sprachlichen Fächern hervor. Die für das Griechische angesetzte Stundenzahl schwankt zwischen 32 und 42, die Lateinstundenzahl in den Gymnasien zwischen 51 und 75, in den Realgymnasien zwischen 34 und 65. Die Zahl der französischen Stunden beträgt in den Gymnasien zwischen 10 und 32, in den Realgymnasien zwischen 26 und 41 und in den Oberrealschulen zwischen 39 und 54. Für das Englische, das in einigen Gymnasien bis zu 9 Stunden Pflichtfach ist, beläuft sich die Stundenzahl in den Realgymnasien zwischen 13 und 34, in den Oberrealschulen zwischen 18 und 28. Die Muttersprache erreicht in den Gymnasien mit 21 Stunden das Minimum, mit 31 Stunden das Maximum; in den Realgymnasien differieren die Zahlen zwischen 20 und 34, in den Oberrealschulen zwischen 31 und 43. Auch in andern Fächern finden sich erhebliche Abweichungen. Das mathematische Gebiet ist in den Gymnasien mit 29 bis 37, in den Realgymnasien mit 38 bis 51 und in den Oberrealschulen mit 43 bis 56 Wochenstunden bedacht. Für Geschichte und Geographie schwanken die Zahlen in den Gymnasien zwischen 25 und 31, in den Realgymnasien zwischen 23 und 32 und in den Oberrealschulen zwischen 27 und 34. Auf den naturkundlichen Unterricht kommen in den Gymnasien 14 bis 18, den Realgymnasien 17 bis 33 und den Oberrealschulen 24 bis 44 Wochenstunden.

Es nimmt sich wunderlich aus, daß bei derartigen Unterschieden in der Zahl der wöchentlichen und jährlichen Unterrichtstunden den betreffenden Anstalten die gleiche Wertschätzung zuteil wird, wie dies ausdrücklich seitens der deutschen Staatsregierungen vereinbart worden ist. Mit den geschilderten Verhältnissen ist der Mangel an Einheitlichkeit im Ausmaß des Unterrichts noch nicht erschöpft. Die Verschiedenheit geht vielmehr so weit, daß an verschiedenen, ja sogar an den gleichen Orten des gleichen Bundesstaats gleichartige Schulgattungen in der Stundenzahl einzelner Unterrichtsfächer nicht übereinstimmen.

Auffallend ist ferner der verschiedene Beginn einzelner Fächer. Während das Latein in den meisten Gymnasien und Realgymnasien in Sexta beginnt, setzt es in den Reformschulen erst in Untertertia ein. Griechisch wird in den Gymnasien von Untertertia an getrieben, in den Reformgymnasien findet es sich zuerst in Untersekunda. Die französische Sprache beginnt in den Gymnasien und Realgymnasien in der Regel in Quarta, manchmal in Quinta, in einzelnen Anstalten in Sexta; Bayern verlegt sie nach Untersekunda beziehungsweise Untertertia. Aehnliche Verschiebungen erfährt das Englische.

Eine andere sehr auffallende Erscheinung tritt darin zutage, daß die Zahl der Unterrichtstunden in den humanistischen Anstalten hinter der der Realanstalten vielfach ganz erheblich zurückbleibt. Es fragt sich, ob dies Verfahren pädagogisch und hygienisch gerechtfertigt ist. Kein Pädagoge wird behaupten wollen, daß der Lehrplan und Unterrichtsbetrieb in den Realanstalten einfacher und leichter sei als in den humanistischen Anstalten und deswegen eine größere Stundenzahl vertrage. Niemand wird glauben, daß das Schülermaterial der Realanstalten im allgemeinen begabter sei als das der Gymnasien und deswegen stärker in Anspruch genommen werden dürfe. Medizinisch wird sich der Nachweis schwer erbringen lassen, daß das Schülermaterial der Realanstalten das der Gymnasien in gesundheitlicher Beziehung übertreffe und ihm deshalb eine längere Unterrichtzeit zugemutet werden könne. Sehr gewagt wäre auch die Behauptung, die Mehrbelastung der Realanstalten ließe sich damit rechtfertigen, daß die Schüler dieser neuerdings mehr Berechtigungen erhielten und nun zeigen müßten, daß sie mit den Schülern des Gymnasiums die Konkurrenz aushalten.

Die Verschiedenheit in der Austeilung des Unterrichts beginnt bereits in der Vorschule. Ich beziehe mich hier auf 43 neuere Schulprogramme; 12 aus Preußen, 7 aus Württemberg, 1 aus Anhalt, 4 aus Hessen, 2 aus Mecklenburg-Schwerin, 2 aus Mecklenburg-Strelitz, 1 aus Oldenburg, 1 aus Reuß ä. L., 1 aus Reuß j. L., 1 aus Sachsen-Altenburg, 2 aus Lübeck, 1 aus Bremen, 2 aus Hamburg, 6 aus dem Reichsland. Nach diesen Programmen schwankt die wöchentliche Stundenzahl in der untersten Vorschulklasse (Nona) zwischen 13 und 22, für die mittlere Vorschulklasse (Oktava) zwischen 18 und 25 und für die oberste Vorschulklasse (Septima) zwischen 20 und 28. Im Jahr beträgt demnach bei 40 Wochen Schulzeit die Differenz für Nona 360, für Oktava 280 und für Septima 320 Stunden. Wer den tiefgreifenden Einfluß studiert, den der erste geregelte Unterricht auf sechs- bis neunjährige Kinder ausübt, der muß zu der Einsicht gelangen, daß sich die Schulverwaltung mit der Ansetzung von 22 bis 28 wöchentlichen Schulstunden von 45 bis 50 Minuten — einen 30-Minuten-



Betrieb habe ich nur in der untersten Vorschulklasse der Oberrealschule vor dem Hoertentor in Hamburg gefunden — einer Versündigung an der Gesundheit der jüngsten Jugend schuldig macht. Kein Wunder, daß der Schüler, wenn er in die Sexta eintritt, bereits nervös ist. Ebenso wie die Unterrichtzeit sind auch die Unterrichtsfächer in der Vorschule vielfach verschieden, und Mängel, die der Lehrplan der Hauptschule aufweist, finden sich bereits in der Vorschule.

In betreff der Verteilung des Unterrichts auf Tag und Jahr sind sich die Pädagogen ebenfalls nicht einig. Vielerorts wird der Vormittag von 7 oder 8 Uhr bis 12 oder 1 Uhr und der Nachmittag von 2 oder 3 Uhr bis 4 oder 5 Uhr und sogar bis 6 Uhr mit Schulstunden belegt. Anderorts ist der Unterricht auf den Vormittag beschränkt, er wird dann allerdings manchmal bis 2 Uhr ausgedehnt. Es hat sich herausgestellt, daß beim Beginn des Morgenunterrichts um 7 Uhr die Nachtruhe der Schüler häufig zu kurz kommt. Schüler, die einen weiten Schulweg haben, wie es in Großstädten oft der Fall ist, und solche, die von auswärts kommen, müssen beim Unterrichtsbeginn um 7 Uhr oft schon um 6 Uhr und sogar um 5 Uhr aufstehen. Der Unterricht sollte daher auch im Sommer nicht vor 8 Uhr beginnen. Im ersten und zweiten Vorschuljahr ist er im Sommer auf 9 Uhr, im Winter auf 9½ oder 10 Uhr anzusetzen. Im dritten Schuljahr mag man im Winter und Sommer um 9 Uhr beginnen. In der ganzen Vorschule ist der Unterricht mit verkürzten Stunden nicht über 12 Uhr auszudehnen. Hier läßt sich die Frage erörtern, ob es sich überhaupt empfiehlt, mit den neunstufigen Anstalten Vorschulen zu verbinden, oder ob es besser ist, alle Lernanfänger drei bis vier Jahre in der Volksschule unterrichten zu lassen. Der Gedanke einer allgemeinen Volksschule hat sicher einen hohen ethischen Wert. Er entspricht ohne Zweifel dem Grundsatz der Gleichheit aller Staatsbürger, und es muß zugegeben werden, daß der gemeinsame, durch geeignete Kräfte geleitete Unterricht soziale Spaltungen zu verhindern imstande ist. Es ist auch kein Grund vorhanden, statt der gemeinsamen Volksschule eine besondere Vorschule deswegen zu fordern, weil letztere meistens kleinere Klassen aufweist und bessere Lehrmittel zur Verfügung hat. Beides ließe sich in der gemeinsamen Volksschule ebenfalls erreichen. Auch hygienische Gründe stehen der allgemeinen Volksschule nicht entgegen; denn Krankheitsübertragung und Seuchengefahr würden durch sie bei gründlicher schulärztlicher Aufsicht wohl kaum vermehrt werden. Dennoch sind Gründe vorhanden, die gegen die gemeinsame Volksschule sprechen. Von pädagogischer und ärztlicher Seite wird geltend gemacht, daß durch die Beseitigung der Vorschulen wahrscheinlich minderwertigen und mit allerlei hygienischen Mängeln behafteten Privatschulen Tür und Tor geöffnet würden. Will man aber den Vorschulen den Vorzug geben und sie bestehen lassen, so muß wenigstens dafür gesorgt werden, daß sie hinsichtlich der Unterrichtzeit und der Unterrichtstoffe gleichartig organisiert sind. Es liegt absolut kein Grund vor, sie so verschieden zu gestalten, wie es heute geschieht.

Das bisher meistens geübte Verfahren, den Unterricht um 12 beziehungsweise 1 Uhr zu unterbrechen, ihn nach der Mittagpause wieder zu beginnen und bis 4, 5 oder 6 Uhr auszudehnen, ist sowohl in physiologisch-hygienischer als auch in pädagogischer und schultechnischer Hinsicht als ungeeignet zu bezeichnen. Die Mittagpause ist in der Regel zu kurz, um nach dem Morgenunterricht so weit Erholung zu bewirken, daß eine genügende geistige Frische für den Nachmittagsunterricht vorhanden ist. Auch wird die Verdauung durch geistige Anspannung nach der Mittagsmahlzeit beeinträchtigt. Weite Schulwege und eine kaum durchführbare Kontrolle über den Verbleib auswärtiger Schüler während der Mittagpause sind wichtige Argumente gegen den Nachmittagsunterricht. Beim Nachmittagsunterricht bleibt den Schülern auch keine Möglichkeit zu ausreichender körperlicher Betätigung, und zur Erledigung der häuslichen Schularbeiten müssen oft die späten Abendstunden bis in die Nacht hinein benutzt werden. Im Sommer wirken hohe Temperaturen während des Nachmittagunterrichts erschlaffend auf Körper und Geist. Und wenn man dann durch Hitzeferien Abhilfe schafft, so wird die Erledigung der Pensa beeinträchtigt.

In neuerer Zeit hat man in höheren Schulen Versuche mit Kurzstunden von 40 Minuten gemacht und den sich über sechs Fächer erstreckenden Tagesunterricht mit vier Pausen von 10 Minuten und einer Pause von 15 Minuten in fünf Zeitstunden von 8 bis 1 Uhr erledigt. Wo dieser Modus eingeführt wurde — die Versuche datieren seit sieben Jahren — hat er sich glänzend bewährt. Bei der soeben beendeten Frankfurter Enquete haben sich von 7020 Stimmen aus Eltern-, Pädagogen- und Aerztekreisen 6017 für die Einführung dieses Modus erklärt. Es scheint also wünschenswert, daß weitere Versuche gemacht werden.

Daß die Schüler bei diesem Verfahren geistig frischer und leistungsfähiger bleiben, habe ich selbst durch zahlreiche Untersuchungen festgestellt. Auch in der Verteilung des Unterrichts auf das Jahr, also hinsichtlich der Ferienordnung und in der Festlegung des Schuljahrschlusses, herrscht in den deutschen Bundesstaaten eine große Verschiedenheit, ja diese macht sich in betreff der Ferienordnung sogar in einzelnen Provinzen und Städten des gleichen Bundesstaates bemerklich.

Es ist nicht leicht begreiflich, wie man über die Lage und Länge, insbesondere der Sommerferien, verschiedener Ansicht sein kann. Die klimatischen Verhältnisse in Deutschland sind doch nicht so verschieden, daß sie gegen eine gemeinsame Ordnung der Sommerferien sprechen. Nach der meteorologischen Statistik fallen die höchsten Temperaturen in die Zeit von Mitte Juli bis Ende August, und auch im September gibt es noch recht heiße Tage. Aus hygienischen Gründen wäre daher zu empfehlen, die Sommerferien in diese Zeit zu legen. Aus schultechnischen Gründen empfiehlt sich eine Einteilung des Schuljahres in Trimester von tunlichst gleicher Länge. Das erste Trimester hätte etwa die Zeit vom 20. September bis zum 20. Dezember zu umfassen. Darauf würden etwa 16 Ferientage folgen. Das zweite Trimester würde vom 5. Januar bis zum 4. April dauern. Nach einer zweiten Ferienzeit von etwa 16 Tagen würde das dritte Trimester sich dann vom 20. April bis zum 15. oder 20. Juli zu erstrecken haben. Dann würden die Sommerferien folgen. Von der schwankenden Lage der Ostern und Pfingsten hätte sich die Schule mit ein- oder zweitägigem Ausfall des Unterrichts vor und nach den Festtagen unabhängig zu machen. Eine Festlegung des Osterfestes wäre für die Schule nicht erforderlich. Bei der vorgeschlagenen Einteilung des Schuljahres wäre der Schluß an das Ende des dritten Trimesters zu legen.



Von einer öden Gleichmacherei kann bei der genannten Einrichtung nicht die Rede sein, auch nicht von einer Befürchtung, daß bei gleicher Lage der großen Ferien die Badeorte und Sommerfrischen überfüllt würden. Wohl aber hat die gleiche Einteilung des Schuljahres eine große soziale Bedeutung für den über mehrere Bundesstaaten sich erstreckenden Familienverkehr und für die Versetzung von Beamten und Offizieren, denen man nicht zumuten kann, daß ihre Kinder durch die Schule einen Zeitverlust in ihren Studien erleiden. Und für die Teilnahme der Lehrer an wissenschaftlichen Versammlungen, die unter den heutigen Verhältnissen sehr erschwert ist, würde sich die gleiche Einteilung des Schuljahres in allen Bundesstaaten durchaus empfehlen.

Auch in der Bemessung der häuslichen Schularbeiten stimmen die Schulverwaltungen der einzelnen Bundesstaaten, die darüber Vorschriften besitzen, nicht überein.

Die Uneinigkeit der Schulmänner im Unterrichtsbetrieb tritt ferner im Versetzungs- und Prüfungswesen hervor. Während für die Versetzung der Schüler in der Regel deren Leistungen im Verlauf des Schuljahres maßgebend sind, werden am Schluß in einzelnen Bundesstaaten noch besondere Versetzungsprüfungen anberaumt, von deren Ergebnis die Entscheidung abhängig gemacht wird. Auch die Handhabung der Abiturientenprüfung ist eine verschiedene. In einigen Bundesstaaten wird bei befriedigenden Leistungen in den schriftlichen Arbeiten von einer mündlichen Prüfung Abstand genommen, in andern Bundesstaaten dagegen wird unter diesen Bedingungen die mündliche Prüfung nicht oder nur in einzelnen Fächern erlassen. Die schriftliche Prüfung erstreckt sich in den Gymnasien gewöhnlich über Deutsch (Aufsatz), Latein (Uebersetzung ins Lateinische), Griechisch (Uebersetzung aus dem Griechischen) und Mathematik (vier Aufgaben). In mehreren Bundesstaaten kommt noch eine französische, eine englische und eine historische Arbeit hinzu. In den Realgymnasien wurden nach meiner Information aus dem Jahr 1908 in Preußen und einigen Staaten mit preußischer Vorschrift fünf, in Mecklenburg, Hessen, Baden, Sachsen-Weimar-Eisenach und Lübeck sechs, in Hamburg sieben, in Bayern acht schriftliche Prüfungsarbeiten verlangt. In württembergischen Oberrealschulen stieg ihre Zahl sogar bis auf elf. Die mündliche Reifeprüfung erstreckt sich im Gymnasium über fünf bis sieben, in den Realanstalten über sechs bis acht Fächer. Wie bei der Normierung der Stundenzahl tritt also auch bei der Reifeprüfung wieder die völlig unberechtigte Tatsache hervor, daß die Ansprüche an die Abiturienten der Realanstalten vielfach größer sind als an ihre Kameraden der Gymnasien.

Ueber die Erfahrungen, die man mit der Reifeprüfung gemacht hat, ist die Literatur zu einer enormen Höhe angeschwollen. Die meisten der auf das Abiturientenexamen bezüglichen Schriften fordern ihre gänzliche Beseitigung. Die Minderzahl spricht sich für unveränderte Beibehaltung aus. Es gibt auch Aeußerungen, die nur eine schriftliche, sowie solche, die nur eine mündliche Prüfung wünschen. Endlich wird öfters dafür eingetreten, bei genügendem Ausfall der schriftlichen Prüfung von einer mündlichen Prüfung Abstand zu nehmen. Als wichtige Gründe für die unveränderte bzw. mit Erleichterungen versehene Beibehaltung der Prüfung werden angeführt: Die Prüfung sei das einzige Mittel, die Lehrer richtig zu beurteilen. Die Prüfung sei das einzige Mittel, um ein völlig objektives Urteil über Wissen und Können der Schüler zu erlangen. Die Prüfung sei das einzige Mittel, etwaiger Protektion vorzubeugen und Unparteilichkeit der Lehrer zu erzielen. Die Prüfung sei das einzige Mittel, ungeeignete Elemente von Hochschulstudien und von höheren Berufsarten fernzuhalten. Die Prüfung sei ein geeignetes Mittel, die Schüler zu regelmäßiger und pflichttreuer Arbeit anzuhalten. Die Prüfung sei ein geeignetes Mittel, die jungen Leute mit dem Wesen einer Prüfung genau bekannt zu machen und sie dadurch für die unvermeidlichen Prüfungen im Anschluß an ihre späteren Studien vorzubereiten. Die Prüfung erhöhe das Ansehen des Lehrerstandes.

Ich verzichte darauf, in eine Erörterung dieser Gründe einzutreten, da ihre Nichtstichhaltigkeit in betreff der Beibehaltung der Reifeprüfung für jeden erfahrenen Pädagogen und Vertreter der Schulverwaltung klar auf der Hand liegt. —

Von Gründen, die gegen die Beibehaltung der Reifeprüfung sprechen, will ich nur drei nennen. Diese sind so schwerwiegend, daß es keiner weiteren Gründe für die Beseitigung der Prüfung bedarf.

Die Reifeprüfung setzt der im Schulbetrieb leider nicht seltenen Unaufrichtigkeit die Krone auf und verleitet selbst die besten Elemente zum Betrug, sie untergräbt die Moral und verdirbt den Charakter.

Ich kann nicht umhin, von zahlreichen mir bekannt gewordenen Fällen hier zwei zu erwähnen. Der eine Fall ereignete sich am 15. Mai 1907 im Gymnasium einer kleinen Stadt Süddeutschlands. Dort ließen die Abiturienten einen Privatmann, der als tüchtiger Mathematiker bekannt war, aus einer anderen Stadt kommen. Die mathematischen Aufgaben wurden in einen Papierkorb gelegt, und nach einer Stunde holte man die Lösungen. Der andere Fall ereignete sich 1910 in einem Gymnasium der Provinz Posen. Dort drangen Abiturienten in das Amtszimmer des Direktors und verschafften sich die für die Prüfung bestimmten Themata.

Die Reifeprüfung ergibt in vielen Fällen ein vollständig schiefes Bild von dem Wissen und Können der Schüler, was dadurch bewiesen wird, daß Schüler durchfallen, deren Klassenleistungen stets genügten. Die Ursache dieses Mißerfolges liegt in einer plötzlichen Störung des Gleichgewichts zwischen Kraft und Leistung, ist also psychischen Ursprungs.

Die Reifeprüfung bedingt monatelange Aufregung und vermag dadurch die Gesundheit in so hohem Grad zu schädigen, daß sich der Schaden nicht mehr ausgleichen läßt. Diese Tatsache trifft auch für solche Schüler zu, die von jeher eine durchaus naturgemäße Lebensweise geführt haben und weder erblich belastet noch Neurastheniker sind. —

Wie steht es mit der vielumstrittenen Gleichberechtigung der drei höheren Lehranstalten im Deutschen Reich? Für die Zulassung zum Studium der Theologie und zur Anstellung als Geistlicher fordern alle Bundesstaaten das Reifezeugnis eines Gymnasiums bzw. Ergänzungsprüfungen in Latein und Griechisch. Für andere Studien und Staatsämter erkennen einzelne Bundesstaaten das Reifezeugnis des Realgymnasiums und der Oberrealschule an, dabei werden jedoch Nachprüfungen vorbehalten. In Bayern und Sachsen-Koburg-Gotha ist für die juristischen Aemter nur das Reifezeugnis des Gymnasiums maßgebend.

Zur Kennzeichnung des Mangels an Einheitlichkeit



im deutschen Schulwesen können auch die Lehrpläne dienen. Vergleicht man die Beschaffenheit und Anforderungen dieser in den einzelnen Bundesstaaten, so muß man darüber staunen, daß im einheitlichen Deutschen Reich so viel Uneinigkeit in betreff der Heranbildung junger Deutscher besteht. Das philologische Verfahren, nach dem der Zusammenhang zwischen den Anforderungen der Lehrpläne und der Zahl der zur Erledigung dieser Anforderungen erforderlichen Unterrichtstunden in den einzelnen Fächern konstruiert wird, pflegt darin zu bestehen, daß man zunächst den Lehrplan entwirft und die Klassenpensa bestimmt und dann die Zahl der Stunden festlegt. Nach physiologisch-hygienischen Grundsätzen wäre gerade umgekehrt zu verfahren. Zuerst müßte die der geistigen und körperlichen Organisation der Schüler angemessene Zahl der Stunden angesetzt werden, und dann müßte man fragen, welche Stoffmenge sich in dieser Zeit von Durchschnittschülern bewältigen läßt. Solange dieser Weg nicht eingeschlagen wird, solange man an der Ueberladung der Lehrpläne in einzelnen Fächern festhält und die daraus sich ergebenden umfangreichen Pensa durch eine hohe Stundenzahl, durch die Anfertigung zahlreicher schriftlicher Hausarbeiten, täglicher Extemporalien und durch eine enorme Anhäufung von Memorierstoff zu bewältigen sucht, kann die Schule nicht gesunden.

Der alte und der neue „Elfer".

Eine meteorologische Betrachtung von Dr. Richard Hennig.

Einen „Elfer"-Wein wird uns der Herbst dieses Jahres unter allen Umständen bescheren. Ob freilich das „heurige" Gewächs auch seiner Qualität nach den Ehrennamen „Elfer" verdient, vermag man heute noch nicht sicher zu sagen. Versteht man doch in den Kreisen der Weinkenner und Weinbauer unter einem „Elfer" das Köstlichste und Edelste, was uns die Traubenberge am Rhein, an der Mosel und anderswo in deutschen Landen überhaupt zu bieten vermögen, seitdem vor nunmehr genau hundert Jahren, Anno 1811, jenes gesegnetste aller Weinjahre des 19. Jahrhunderts den deutschen Winzern beschert wurde, jenes Weinjahr, dessen edler Tropfen so einzigartig erschien, daß man glaubte, der riesige Komet, der im September jenes Jahres am Himmel aufflammte, habe das Wunder bewirkt und den berühmten „Kometenwein" reifen lassen. Unsere heutige Generation kennt natürlich den alten Elfer kaum noch; ein paar Flaschen gibt es ja wohl noch — ich erinnere mich, daß vor einer Reihe von Jahren der weinfrohe Johannes Trojan einem ihm besonders nahestehenden Freund als Zeichen seiner höchsten Verehrung zum 70. Geburtstag eine Flasche „1811er" darbrachte — auch der Bremer Ratskeller birgt, neben mehreren noch viel älteren Jahrgängen, auch einige Reste vom kostbaren Elfer Wein; aber was heute noch davon vorhanden ist, hat doch nur Kuriositätswert und vermag uns schwerlich noch eine Vorstellung davon zu geben, wie der Kometenwein in seiner besten Zeit wirklich beschaffen war. Wir können uns aber ein schwaches Bild davon machen, wenn wir feststellen, daß selbst der größte deutsche Dichter jener Zeit, daß selbst Goethe dem Elfer-Jahrgang eine poetische Verherrlichung angedeihen ließ in dem von Mendelssohn so prächtig vertonten „Türkischen Schenkenlied": „Wer Wein bringt, sehe mich freundlich an; sonst trübt sich der Elfer im Glase!" — Die deutschen Weinberge haben seither glücklicherweise noch oftmals gute Jahrgänge hervorgebracht, die besten und edelsten in den Jahren 1834, 1865, 1893, 1904; aber ein „Elfer" scheint doch nicht wieder darunter gewesen zu sein! Wird nun der Name seinen ehrenvollen Klang auch beibehalten, wenn uns der Herbst 1911 einen neuen Elfer beschert? Oder wird das stolze Wort künftig einen ganz andern Sinn annehmen, vielleicht gar mit Geringschätzung ausgesprochen werden? Welch Gedanke, wenn sich künftig etwa mit dem Begriff des Elfer-Weins die Erinnerung an ein so trübseliges Gewächs hätte verknüpfen müssen, wie es uns der vorjährige Herbst bescherte, das größte Trauerjahr des deutschen Weinbaus seit über hundert Jahren!

Nun, soweit man bisher ein Urteil abgeben kann, wird der diesjährige Elfer seinem großen Namen wohl Ehre machen! Die Nachrichten aus den Weingebieten lauten im allgemeinen ausnehmend günstig, wenn auch hier und da die unvermeidlichen Klagen und Besorgnisse nicht ausgeblieben sind, und wenn nicht noch der üble Sauerwurm oder ein anderer Feind des Weins einen Strich durch die Rechnung macht, so mag in der Sonnenglut der jüngsten Juli- und Augustwochen wohl ein Edelgewächs gekocht worden sein, das für weitere hundert Jahre den Namen Elfer mit Ehren bestehen lassen wird!

Es ist interessant, die Witterung des Sommers 1911 mit der des Sommers 1811 zu vergleichen, da ja doch nun einmal die Witterung der Hauptfaktor ist, der auf das Gedeihen des Weines Einfluß hat. Das gegenwärtige Jahr zeichnete sich, wie bekannt, durch ein außergewöhnlich schönes Frühjahr, einen sehr heißen Hochsommer und eine vollkommen beispiellose Trockenheit aus. Von einigen wenigen Orten abgesehen, wo lokale Einflüsse, vor allem gelegentliche Gewitter (deren Zahl im gegenwärtigen Jahr übrigens merkwürdig gering ist), eine leidliche Niederschlagsumme brachten, ist der Ausfall an Regen in Deutschland überraschend groß, vor allem deshalb, weil schon seit März alle Monate im Durchschnitt nur etwa die Hälfte des ihnen normalerweise zukommenden Niederschlags gebracht haben. In Berlin z. B., das wegen seiner zentralen Lage eine für den größeren Teil Norddeutschlands typische Witterung aufweist, ist die Niederschlagsumme der vier Monate April bis Juli nur in dem herrlichen Weinjahr 1893 ebenso niedrig gewesen wie in diesem Jahr. Hitze und Dürre sind nun aber erfahrungsgemäß die besten Freunde des Weinbaus. Während alle andern Gewächse gegen übergroße Hitze und Trockenheit sehr empfindlich sind, kann der Wein, wenigstens im Hochsommer, fast unbegrenzte Mengen davon vertragen. Jedenfalls ist es bemerkenswert, wie die besten Weinjahre sich nahezu regelmäßig durch abnorme Hitze und Dürre auszeichneten und schlimmen Notstandsjahren der Landwirtschaft entsprachen. Gerade das heißeste Jahr, von dem die Chroniken Mitteleuropas



überhaupt zu berichten wissen, 1540, und ebenso der dürrste Sommer, der Mitteleuropa jemals betroffen hat, 1473, waren, der übereinstimmenden Ueberlieferung nach, durch einen unerhört starken und guten Wein ausgezeichnet. Es sind die beiden einzigen Jahrgänge aller Zeiten gewesen, denen die Chroniken das etwas zweifelhafte Lob spendeten, man habe den Wein unverdünnt überhaupt nicht trinken können, weil schon der kleinste Becher reinen Weins trunken machte — und unsere Voreltern waren doch bekanntlich noch erheblich trinkfester als wir!

Die Tatsache also, daß der Frühsommer und Hochsommer 1911 eine größere Trockenheit als irgendein anderes Jahr wohl seit Jahrhunderten brachte, die lang anhaltende, sehr bedeutende Hitze im Hochsommer und die beispiellose Menge von Sonnenschein sind ganz gewiß günstige Perspektiven für den diesjährigen Elfer. Die Hoffnung, daß uns ein nach Qualität und Quantität gleich vortrefflicher Tropfen heranreift, wenn nicht unvorhergesehene Zwischenfälle sich noch ereignen, ist aber um so größer, weil gerade auch das Hauptcharakteristikum der Witterung des Sommers 1811 in der großen und anhaltenden Trockenheit bestand. Schon im Mai hatte zeitweilig große Hitze geherrscht, die freilich durch zahlreiche Gewitter mit ergiebigen Niederschlägen gemildert wurde. Im Juni, Juli und in einem Teil des August stellte sich dann aber eine ganz auffallende Dürre und gleichzeitig eine zeitweilig außerordentlich starke Hitze ein. Die Bäche und Flüsse versiegten, ähnlich, wie wir es auch in den letzten Wochen wieder erlebt haben, und auf den großen Strömen stellte sich ein ungemein niedriger Wasserstand ein. Die gesamte Ernte war, im Gegensatz zu den meisten andern guten Weinjahren, reich und konnte ungefähr einen Monat früher als in andern Jahren eingebracht werden. Ende Juni gab es schon neues Getreide zu kaufen, und auch der Wein war hier und da gleichzeitig schon reif, so daß man am Johannistag (24. Juni) auf einer Gesellschaft in Köln bereits 1811er Brot aß und 1811er Wein trank! In der Würzburger Gegend begann um die gleiche Jahreszeit die Traubenlese. Auch nach Beendigung des eigentlichen Sommers dauerte, von einigen Unterbrechungen abgesehen, das schöne und warme Wetter an; bis in den Dezember hinein konnte man sich der milden und angenehmen Witterung erfreuen. Als nun während dieser auffälligen und segensreichen Witterung im September jener berühmte Komet am Himmel sichtbar wurde, der neben den Kometen von 1843 und 1858 der größte des 19. Jahrhunderts war, da war es für die meisten Menschen eine ausgemachte Sache, daß der Komet es gewesen war, der das schöne Wetter gebracht hatte, und daß er somit die Ursache des herrlichen Elfer-Weins war, den man ihm zu Ehren Kometenwein nannte. Seither war die an sich ganz sinnlose Regel sehr weit verbreitet: „Kometenjahre sind gute Weinjahre", bis das Kometenjahr 1910 diesen alten, unsinnigen Glauben in so grausamer Weise zunichte machte.

Die Aehnlichkeiten in der Witterung von 1811 und 1911 sind also, wenigstens bisher, merkwürdig groß, so daß man fast an eine Bestätigung des törichten Glaubens vom „hundertjährigen Kalender" denken könnte, wonach alle hundert Jahre das gleiche Wetter wiederkehrt. Nur hat es den Anschein, als ob in diesem Jahr die Frühjahrstrockenheit erheblich größer war als 1811, obwohl der Mai gerade am Rhein einige ergiebige Gewitterregen (die anderweitig fehlten) brachte, so daß die Aehnlichkeit mit 1811 noch sinnfälliger wird. Daß immerhin auch die größte Frühjahrsdürre nicht schädlich für den Wein sein kann, das hat das fast gänzlich dürre Frühjahr von 1893 bewiesen, in dem der Grund gelegt wurde zu dem herrlichen Tropfen von 1893. Vollständig übereinstimmend ist die Witterung natürlich niemals zwischen zwei Jahren, so auch nicht zwischen 1811 und 1911 — immerhin ist die Aehnlichkeit zwischen ihnen bis jetzt so groß, wie man sie billigerweise nur verlangen kann. Sie wird noch merkwürdiger dadurch, daß im Rhein bei Rüdesheim kürzlich der sogenannte „Weinstein" wieder aus den Fluten emporgetaucht ist, der nur sehr selten in den allerdürrsten Jahren sichtbar wird, dessen Erscheinen aber stets auf ein Glanzjahr des deutschen Weinbaus hindeutet, so daß vor 100 Jahren sein Sichtbarwerden zur Veranstaltung eines großen Volksfestes Veranlassung gab.

Die Aussichten auf einen ausgezeichneten Weinjahrgang sind also unbedingt günstig, weitaus günstiger als in den gesamten letzten Jahren seit 1904, welches gesegnete Weinjahr sich übrigens gleichfalls, ebenso wie der heißeste Sommer des 19. Jahrhunderts, 1834, durch seltene Dürre und Hitze im Hochsommer auszeichnete. Freilich, wenn alles nach Wunsch gehen soll, so wird vor allem zu erhoffen sein, daß auch der Frühherbst sich durch überwiegend sonniges und warmes Wetter auszeichnen möge. Die besten Weinjahre der letzten hundert Jahre, z. B. 1811, 1834, 1846, 1857, 1859, 1865, 1868, 1874, auch 1893, 1895, 1901 und 1904, waren übereinstimmend charakterisiert durch einen langdauernden, prächtigen Herbst, der z. B. 1834 noch gegen den 20. September Hitzegrade von über 30 Grad im Schatten und 1865 die längste, je vorgekommene Trockenperiode im September und Oktober brachte. Einzelne kühle und regnerische Tage, die weder ausbleiben können noch sollen, haben natürlich nichts zu bedeuten, sind sogar aus andern Gründen unbedingt erwünscht. Aber überwiegend warmes und trockenes Wetter müssen auch die nächsten Wochen noch bringen, wenn der heurige Elfer seinem großen Vorbild und Namensvetter Ehre machen soll. Dann mag wohl auch der größte Dichter unserer Zeit, dessen Namen erst die Zukunft kennen wird, sich durch den diesjährigen Wein begeistern lassen, ein Gedicht zu verfassen nach Art der Goetheschen Worte:

„Wer Wein bringt, sehe mich freundlich an;
Sonst trübt sich der Elfer im Glase!"

Josef Israels †

(Hierzu das Porträt auf S. 1375.)

Mit Israels ist der Patriarch der holländischen Maler dahingegangen. Wenn einer, wie er, im achtundachtzigsten Jahr von dieser blumigen Erde, just zur Zeit der Kornreife, abberufen wird, darf man das Schicksal nicht anklagen. Da ist der Kreislauf vollendet. Das Werk steht abgerundet vor den Augen der Mitwelt, und man erhebt sich an dem Gedanken, daß der Pinsel wirklich einem Auserwählten entsank. Bevor Israels durch das Tor des Todes von uns fortzog, war er schon längst — um mit Herder zu reden — als ein aufrechter Held durch die „kritischen Wälder"



geritten. Keiner seiner Landsleute genoß solch internationalen Ruhm wie er. Jeder, der einmal Israelssche Bilder gesehen hat, weiß, daß dieser Kunst größter Vorzug eine seltsam versonnene Geistigkeit ist, die man sich nicht erwerben kann wie irgendein vergängliches Gut, sondern die eben die Substanz des reinen Künstlertums ist.

Israels' Laufbahn war von keinem, weder von ihm noch von seiner Familie, vorausgeahnt. Der Vater wollte aus dem jungen Groninger zuerst partout einen Rabbiner machen. Dann steckte er ihn in sein Effektengeschäft, dem der Junge aber bald entwuchs, als sich die künstlerischen Talente immer lebhafter in ihm regten. Er malte und zeichnete immerzu und bekam dann in Amsterdam bei Kruseman schließlich den ersten regelrechten Unterricht. Nach einer sich daran anschließenden Pariser Reise versuchte er sich in vielfigurigen historischen Kompositionen, mit denen er aber wenig Glück hatte. Seine „Maria von Utrecht", wie sie die Nachricht von dem über ihren Gatten Johann van Oldenbarneveldt ausgesprochenen Todesurteil erwartet — was für ein Thema! — schlug er im Jahr 1852 für 1200 Gulden los, und als das Bild im Jahr 1904 in Amsterdam in einer Auktion wieder auftauchte, fand es ebenfalls nur wenig Sympathien: es wurde für 4000 Gulden nach Deutschland verkauft. Als Gegenstück dazu setze ich sein berühmtes späteres Gemälde „Großvaters Trost" hierher, das im Jahr 1905 auf einer Neuyorker Versteigerung 77 280 Mark einbrachte.

Den Weg zu seinem wirklichen Talent fand Israels erst in den fünfziger Jahren in Zandvoort, wo ihm das Leben der Fischer eine ganz neue Anschauungswelt erschloß. Mit einem Mal war ihm sein Pfad genau vorgezeichnet. Er wurde der Verherrlicher dieser güterlosen Menschenklasse. Er fühlte sich so mit ihr identisch, daß er ihr Leid als eigene Last auf dem Herzen trug. Immer wieder hat er in diese kleinbürgerliche Welt hineingehorcht und neue Motive darin gefunden. Wie oft hat er nicht das stille, unauffällige Mutterglück gemalt! Und wie der Tod seine eiskalte Hand auf alles legt, rührte und erschütterte ihn besonders. Auch das war eine ganz besondere Domäne von ihm: einen Menschen träumend, umspielt vom warmen Licht, in ein enges Zimmerchen zu setzen. Und nicht zuletzt verschenkte er an die Kinder sein Herz. Er war mit Uhde der größte Kindermaler unserer Zeit. Mit dem großen Menschen hatte er auch das gemein, daß er sich nie selbstbewußt als ein Fertiger fühlte. Aus dem Geringsten glaubte er noch Nutzen für seine Entwicklung ziehen zu können.

Israels war ein Lyriker der Palette und wie jeder echte Lyriker melancholischen Geblüts. Keiner der neueren holländischen Maler hat im Bild so unendlich Zartes gesagt. Oft entkleidet er die Farben aller positiven Farbigkeit und malt alles nur braun in Braun. Das Farbengeflecht ist ganz breit angelegt, wie hingehaucht zittern die Töne, das Ganze ist wie von Abenddämmerung umflossen. Das ist die Israelssche Art, die wohl am tiefsten in unserm Herzen haftet. So hat er seine Idyllen der Glückseligkeit geschaffen, in solchem „Regenton" gab ihm das über alles bewunderte Meer am meisten, und in seine Sterbeszenen wirft auch immer nur ein blasser Tag seinen matten Schimmer hinein.

Ja, Israels ist eben immer mehr als nur Novellenmaler. Freilich, seine Bilder haben auch Inhalt, aber das ist das Große an seiner Kunst, daß die Ausdrucksmittel stets alles Stoffliche verklären. Nie stellt sich ein Geschehnis bei ihm gespreizt in den Vordergrund. Immer findet er selbst für den schaurigsten Stoff noch den mit sich fortreißenden malerischen Akkord.

Dazu ist allerdings auch Israels erst im Laufe der Entwicklung gekommen. Im Leidener Museum hängt ein frühes Porträt von ihm, das einen gewissen Modderman darstellt, wo die Zeichnung noch allzu stark auf Kosten der Lebendigkeit betont ist. Vergleicht man damit das prachtvolle Alterswerk, das Selbstporträt, das in der jetzigen Berliner Sezessionsausstellung hängt, so hat man zwischen zwei Punkten die ganze Entfaltung — durch Nacht zum Licht, von der Gebundenheit zur Freiheit.

Daß Israels' Verinnerlichung unter dem Einfluß seines großen Landsmanns Rembrandt mächtig erstarkt ist, soll hier nur kurz gestreift sein. Aber auch das darf in einem Nekrolog über Israels nicht fehlen, daß von ihm seinerseits nachhaltige Anregungen ausgegangen sind. In der neuholländischen Malerei begegnet man auf Schritt und Tritt seinen Spuren, und in Deutschland war es vor allem Max Liebermann, der der Verehrung für den wahlverwandten Maler manch Denkmal setzte.

A. G. H.

Unsere Bilder

Eine Gedenktafel für Eduard VII. (Abb. S. 1377) ist dieser Tage in der Englischen Kirche zu Homburg v. d. H. enthüllt worden, in der der verstorbene König oft seine Andacht verrichtet hat. Der Kaiser wohnte der Ehrung seines Oheims bei. Zu der kirchlichen Feier hatten sich viele anglikanische Geistliche eingefunden, unter ihnen auch der Bischof Dr. Bury.

Kaiser Franz Josef (Abb. S. 1377) befindet sich in diesem Sommer äußerst wohl. Die Ischler, in deren Mitte der Monarch seine Erholungzeit verbringt, wissen das, denn sie haben mit freudigem Staunen gesehen, wie der Einundachtzigjährige im einfachen Alpenjägerkostüm anstrengende Jagden mitmachte, wie er, auf den langen Bergstock gestützt, zu Fuß zu seinem Stand in den Felsen emporstieg, und wie er mit reicher Beute frisch und heiter wieder heimkehrte.

Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe (Abb. S. 1379). Wir bringen in dieser Nummer die neuste Porträtaufnahme der Prinzessin, der Schwester des Kaisers; sie ist die zweite von den vier Töchtern Kaiser Friedrichs. Prinzessin Viktoria lebt mit ihrem Gemahl, der früher aktiven Dienst im 7. Husarenregiment tat, in Bonn, wo sie als vorzügliche Reiterin viel bewundert wird und sich durch ihren wohltätigen Sinn allgemeine Sympathien erworben hat.

Das Streikfieber in England (Abb. S. 1378). Inmitten dieses heißen Hochsommers hat England und besonders London böse Streiktage erlebt. In der Weltstadt an der Themse legten gegen 75 000 Hafen- und Transportarbeiter die Arbeit nieder, und bald begann es auf den Märkten an dem Nötigsten zu fehlen. Schließlich mußten die Unternehmer auf der ganzen Linie nachgeben. Die Streikenden hielten im allgemeinen gute Disziplin und gehorchten den Losungen, die in großen Demonstrationsversammlungen unter freiem Himmel ausgegeben wurden. Allerdings kam es auch zu unerfreulichen Gewalttaten gegen Arbeitswillige. Doch ging es in London lange nicht so wild zu wie in Liverpool, wo wahre Straßenschlachten geschlagen wurden.

In Baireuth (Abb. S. 1381) sind diesmal wieder die berühmtesten Sänger und Dirigenten bemüht, das große Werk Richard Wagners würdig darzustellen. Die vielen Fremden, die jetzt die Stadt der Festspiele bevölkern, zeigen einander auf der Promenade und in den Straßen voll Interesse die bekanntesten Persönlichkeiten. Mit Ehrfurcht betrachtet man



Erster Ballon Aufstieg in Süd Afrika.

An Bord des Ballons „Sirius“.

Kapitän Ed. Spelterini.

Abfahrts-Ort: Johannesburg Transvaal.

Datum: 19 Juli 1910

Zeit: 4.10. Nachmittags

Höhe: 4150 M. Wetter: wundervoll

Ort: bei Vereeniging (ca. 64 km. von Johannesburg.

Temperatur: (Celsius): 12° C. Geschwindigkeit: 18 km.
(in Kilometer per Stunde)

Windrichtung: Süd.

Glatte Landung.

Kapitän Spelterini

Ferd. Prior

Eine Ballonkarte aus Transvaal: Kartengruß des bekannten Luftschiffers Spelterini an die „Woche“.

die sympathische Gestalt des großen Dirigenten Hans Richter, mit großem Interesse spricht man von der „Kundry“ dieses Jahres Frau Bahr-v. Mildenburg, neben der der prächtige Charakterkopf ihres Gatten Hermann Bahr überall auftaucht. Im Theater selbst ist alle Welt tief ergriffen und hoch begeistert. Besonderen Eindruck machten in der „Siegfried“-Aufführung Herr Breuer als Mime und Ernestine Schumann-Heink als Erda, in den „Meistersingern“ Lilli Hafgren-Waag als Evchen.

Eine interessante Karte (Abb. obenst.) hat der von seinen prächtigen Alpenflügen her unsern Lesern wohlbekannte Luftschiffer Spelterini uns zukommen lassen. Er warf sie aus der Gondel seines Ballons, als er in der Höhe von 4100 Meter über Vereeniging in Südafrika schwebte. Dieser Aufstieg, den außer dem Ballonführer die Herren Theophil Schaer und Ferdinand Prior mitmachten, war die erste Ballonreise, die jemals in Südafrika ausgeführt worden ist.

Militärische Luftmanöver (Abb. S. 1376) begannen am 8. August in Metz. Die dort stationierten Militärluftschiffe „P. 1“, „M. 3“ und „Z. 3“ werden auf ihre Verwendbarkeit im Krieg geprüft. An den Manövern nehmen viele Offiziere und Mannschaften des Berliner Luftschifferbataillons teil.

Der Bayrische Lehrerverein (Abb. S. 1380) hat vor kurzem in Regensburg sein 50 jähriges Jubiläum gefeiert. Mit Stolz konnte ein Festredner darauf hinweisen, daß an der Jubiläumstagung 6740 Personen teilnahmen. So viele deutsche Lehrer sind wohl bisher nie in einem Saal beisammengewesen.

Die Eisenbahnbrücke von Harburg (Abb. S. 1380), die für den gesteigerten Verkehr zwischen Harburg und Hamburg zu eng geworden war, ist einem Umbau unterzogen worden. Die Brücke wurde sehr verbreitert, und nun führen auf ihr vier Gleise über die Elbe. Die Arbeiten sind beinahe vollendet, und der Verkehr wird bald im ganzen Umfang aufgenommen werden.

Große Hotelbrände (Abb. S. 1382) sind in dieser Zeit der Dürre auf der Tagesordnung. In London brannte kürzlich das fashionable Carlton-Hotel fast nieder, als sich die Gäste zum Diner umkleideten. Unter ihnen befand sich auch der frühere Staatssekretär Bernhard Dernburg. Er konnte das Haus wie alle seine Mitgäste und das Personal ungefährdet verlassen, büßte aber sein ganzes Gepäck ein. Aehnlich erging es den Insassen des Hotels „Stadt Berlin“ im Unterland von Helgoland. In einer benachbarten Konditorei war ein Brand ausgebrochen. Ehe die Feuerwehr helfen konnte, stand auch das Hotel in Flammen; seine Insassen aber hatten nach dem ersten Alarm Zeit gehabt, sich zu retten. Aehnlich verlief auch das Großfeuer des Hotels Post in Tegernsee. Hier entstand der Brand in der Autogarage. Bald ergriff er auch den alten Gasthof, aber auch dessen Gäste waren schon mit Sack und Pack ausgezogen, bevor die Gefahr ihnen näherrückte. So können die Fremden der drei Hotels noch von Glück sagen; die drei Gebäude aber sind gründlich zerstört worden.

Personalien (Abb. S. 1376). Am 12. August vollendete der Geh. Baurat Prof. Franz Schwechten, der mit Recht berühmte Schöpfer der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, der Posener Kaiserpfalz, der Kriegsschule in Potsdam und zahlloser anderer bedeutender Bauwerke, seinen 70. Geburtstag. Besonders Berlin verdankt diesem kraftvollen Architekten sehr viel. — Komtesse Lilly Szögyény, die jüngste Tochter des österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin, hat sich mit dem Grafen Karl Chorinsky, einem Sohn des verstorbenen Oberst-Erblandpanierträgers in Ungarn, verlobt.

Todesfälle (Abb. S. 1376). Der General der Inf. z. D. Georg v. Braunschweig, der dieser Tage im Alter von 66 Jahren verschieden ist, gehörte zu den wackeren Kriegern der deutschen Einigungskämpfe. Er wurde bei Nachod verwundet und machte den französischen Krieg als Adjutant mit. Im Frieden machte er rasch Karriere. Im Jahre 1894 wurde er zum Flügeladjutanten des Königs ernannt; als Generalmajor kommandierte er die 57. und dann die 29. Infanteriebrigade, als Generalleutnant die 10. Division. Als Kommandeur des XVII. Armeekorps in Danzig schied er im Jahre 1908 aus dem aktiven Dienst; er stand à la suite des Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 4, das er als Oberst kommandiert hatte.

Die Toten der Woche

Dr. Karl Bischoff, bekannter Chemiker, † in Berlin am 13. August im Alter von 86 Jahren.

General der Inf. z. D. Georg von Braunschweig, † in Blankenburg a. Harz am 11. August im Alter von 66 Jahren (Port. S. 1376).

Charles Luis Gratia, bekannter französischer Maler, † in Mont Lignon im Alter von 97 Jahren.

Professor Dr. Grimm, bekannter Abgeordneter, † in Wiesbaden im Alter von 90 Jahren.

Geh. Finanzrat Friedrich Hug, bekannter Reichstagsabgeordneter, † in Konstanz am 13. August im Alter von 72 Jahren.

Prof. Josef Israels, berühmter holländischer Maler, † im Haag am 12. August im Alter von 87 Jahren. (Portr. S. 1375.)

Geh. Reg.-Rat Heinrich Ritter v. Poschinger, bekannter Bismarckforscher, † in La Bollène (Seealpen) am 10. August im Alter von 66 Jahren.

Generalleutnant z. D. Georg von Randow, † in Nauheim im 65. Lebensjahr.

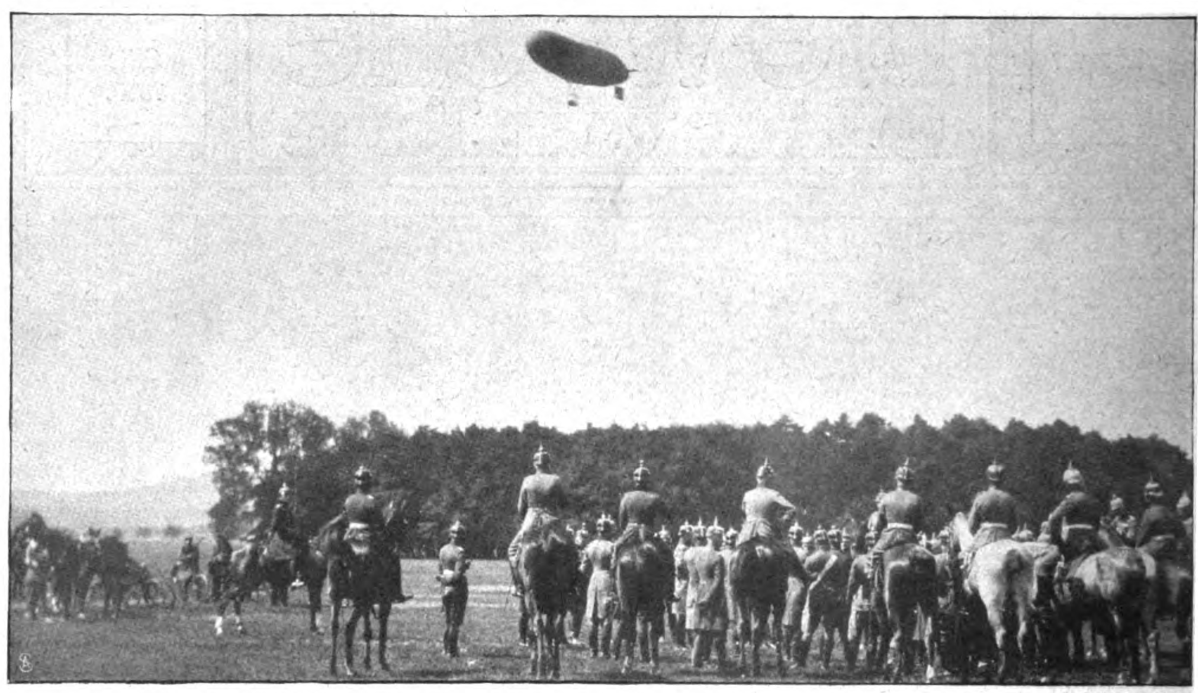
Reimund Freiherr von Stillfried und Rathenitz, bekannter Weltreisender und Maler, † in Wien am 13. August im 72. Lebensjahr.



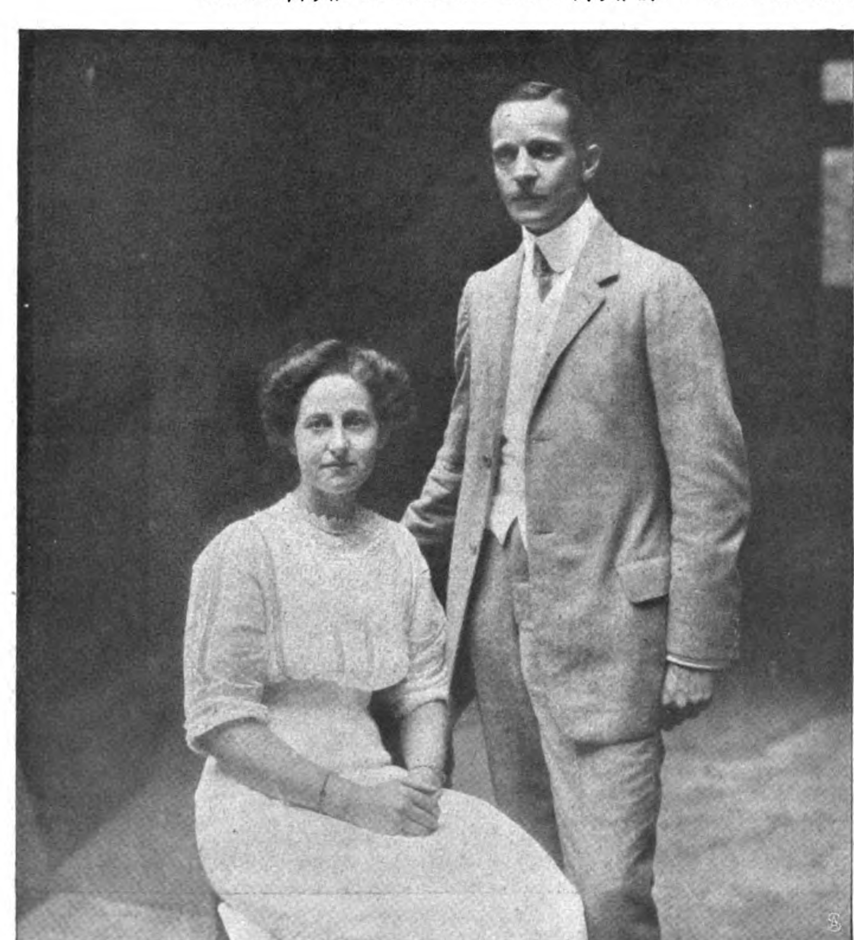
Phot. Becker & Maaß.

Josef Israels †

Der große holländische Maler.



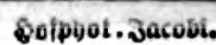
Militärluftschiffe im Manöver: Das Luftschiff „P. I“ über dem Manöverfeld bei Metz. Hofphot. Jacobi.



Komtesse Lilly v. Szögyény-Marich, Tochter des Botschafters, und Graf Karl Chorinsky. Eine Verlobung in der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin.



Phot. A. Hertwig.



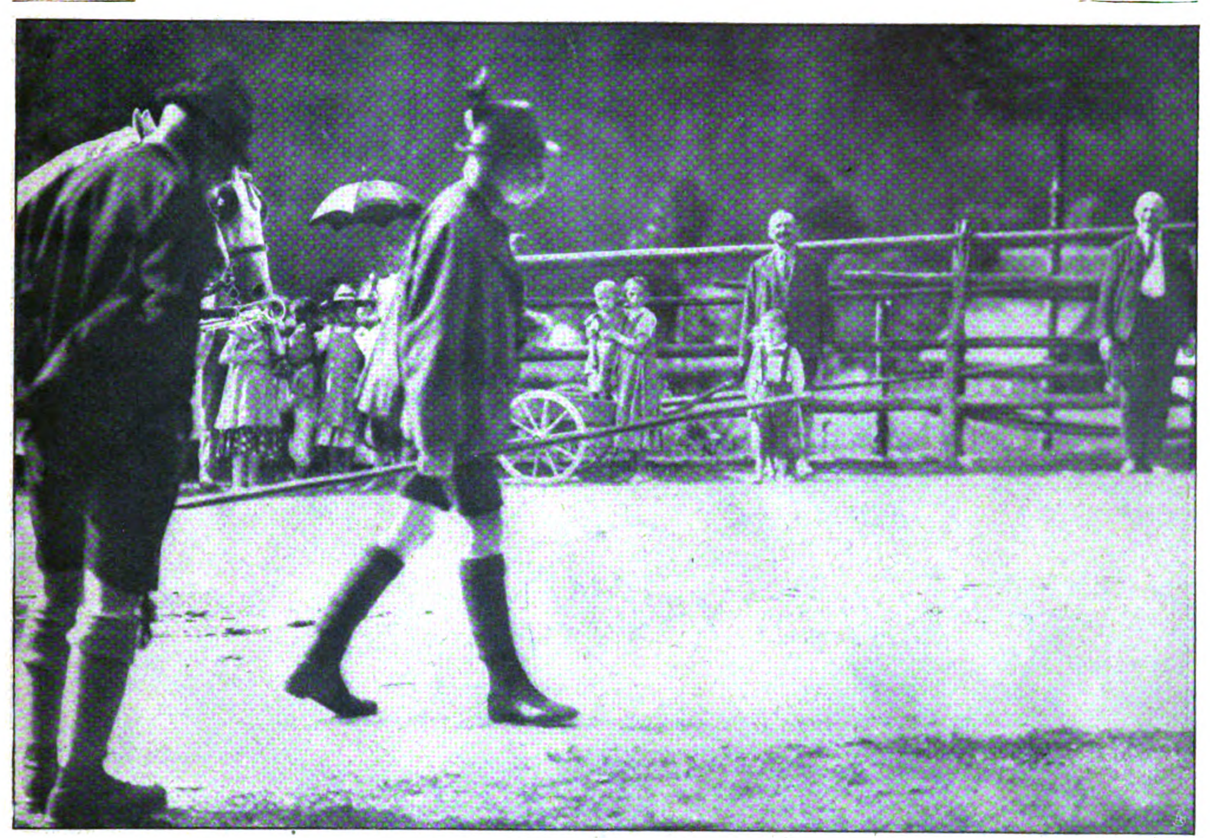
Geh. Baurat Prof. Schwechten, der bekannte Berliner Architekt, feierte seinen 70. Geburtstag.



Hofphot. Engelmann

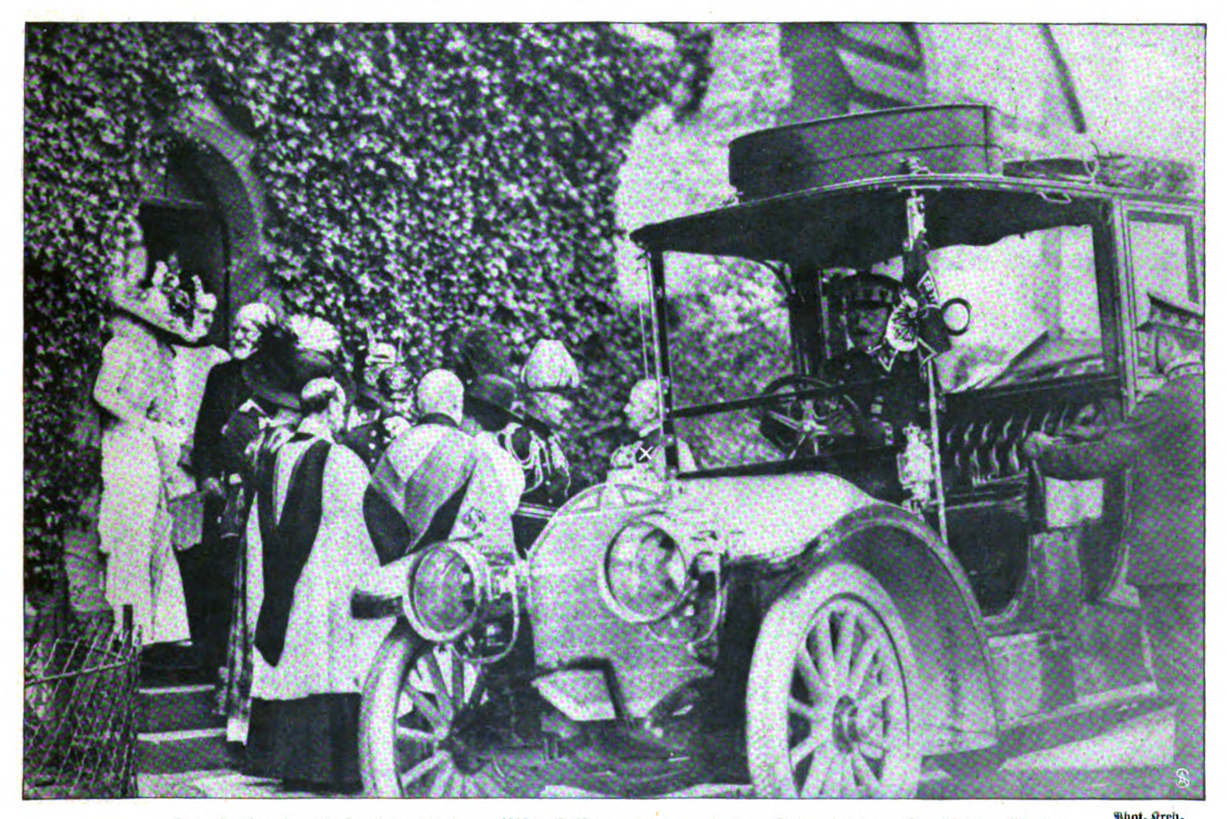
General d. Inf. z. D. v. Braunschweig †
Der frühere Kommandierende General des XVII. Armeekorps.





Kaiser Franz Josef in Ischl: Der Kaiser auf dem Wege zur Jagd.

Hofphot. Floeck.



Der Kaiser im Gespräch mit dem Bischof Bury (×) nach der Feier in der Englischen Kirche.
Die Enthüllung der König-Eduard-Gedenktafel in Homburg v. d. Höhe.

Phot. Kreh.



Massenversammlung der Streikenden vor dem Tower von London.



Phot. Intern. Illustr. Ag.

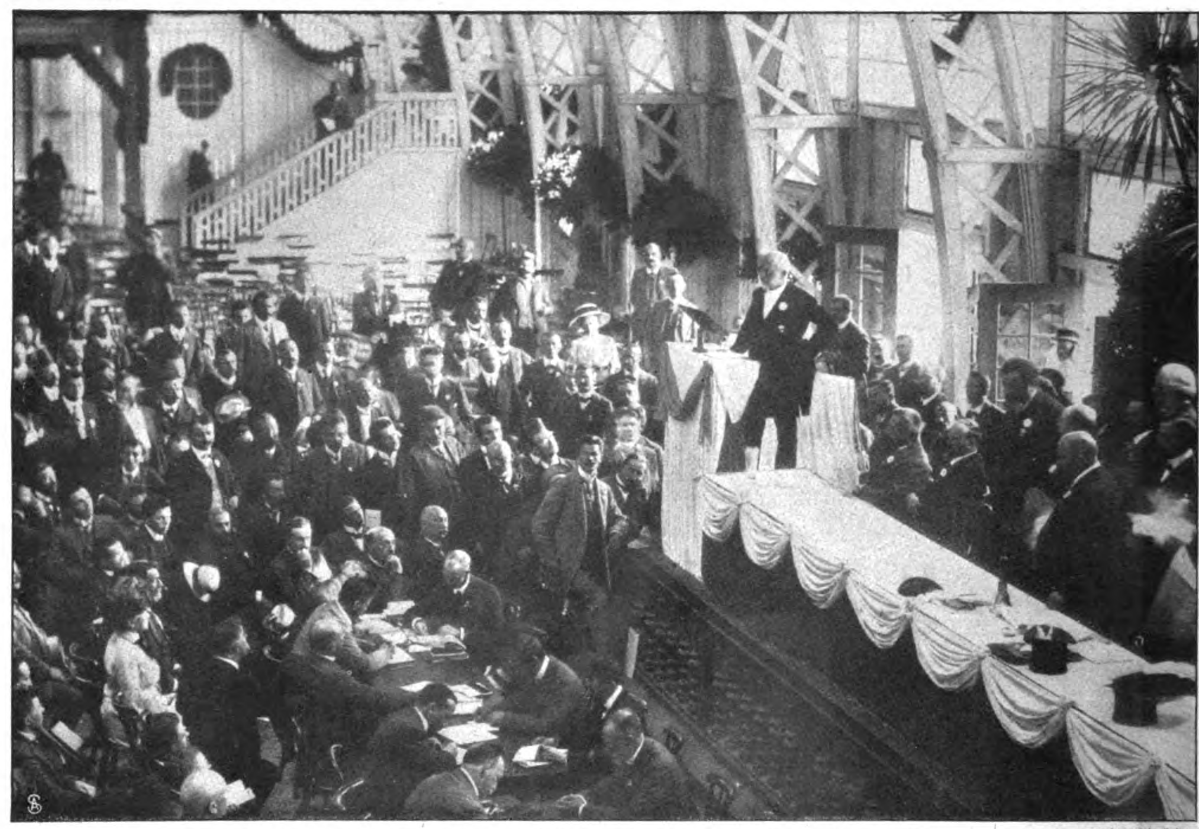
Zug der Ausständigen über die London-Brücke.

Vom großen Streik der Hafenarbeiter und Fuhrleute in London.



Frau Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin von Preußen.

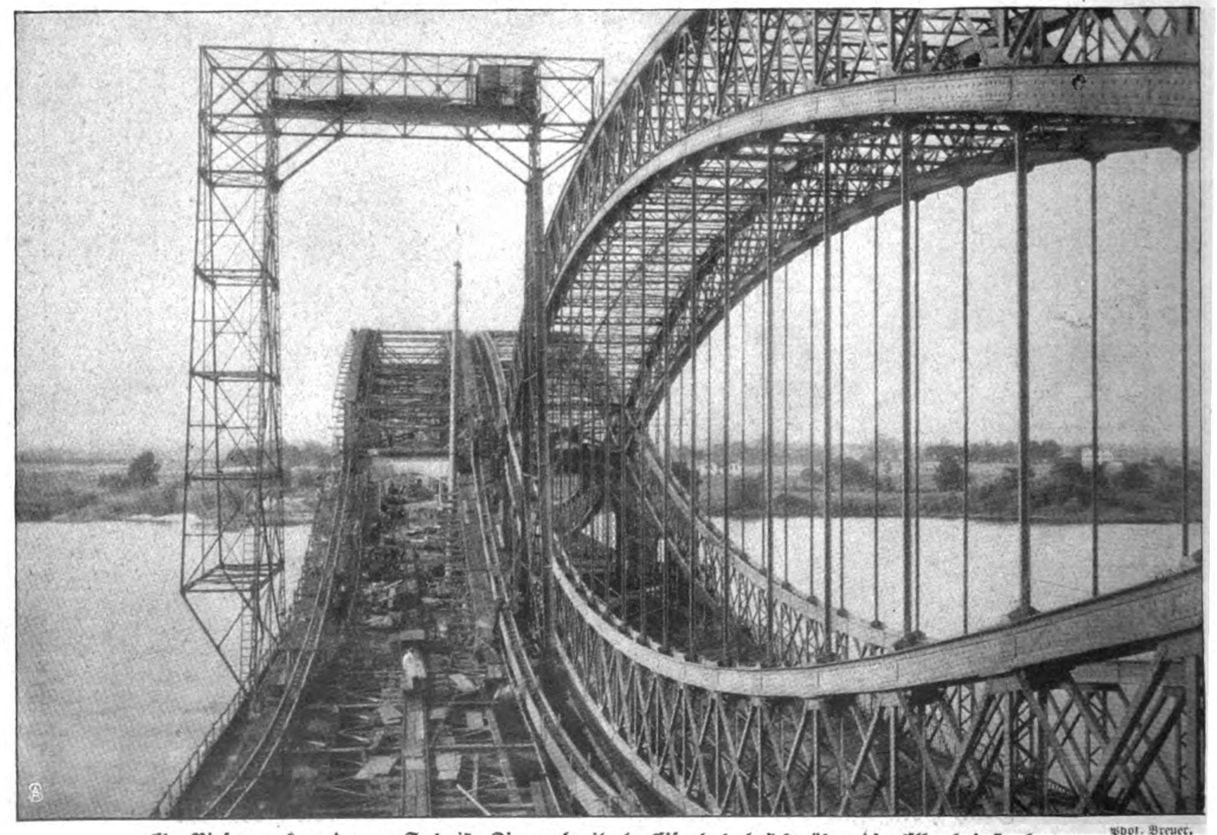
Neuste Aufnahme von Hofphot. L. Stüting & Sohn, Bonn.



Phot. Laiſte & Co.

Am Rednerpult: Der Vorſitzende Oberlehrer und Landtagsabgeordneter Schubert, Augsburg

Die Jubiläumsverſammlung des Bayriſchen Lehrervereins in Regensburg.



Phot. Breuer.

Ein Rieſenwerk moderner Technik: Die verbreiterte Eiſenbahnbrücke über die Elbe bei Harburg.



Frau Bahr-von Mildenburg und Hermann Bahr.



Hans Breuer mit Gattin und Sohn.



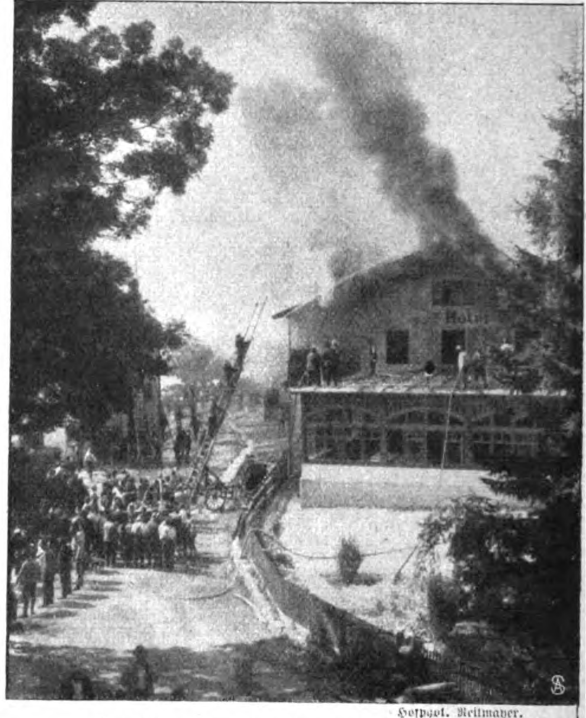
Frau Hafgren-Waag mit ihrem Gatten (links).



Dr. Hans Richter (×) mit seinem Enkel Hans Richter.

Berühmtheiten aus der Musikwelt in Baireuth. — Phot. Sidney J. Loeb.





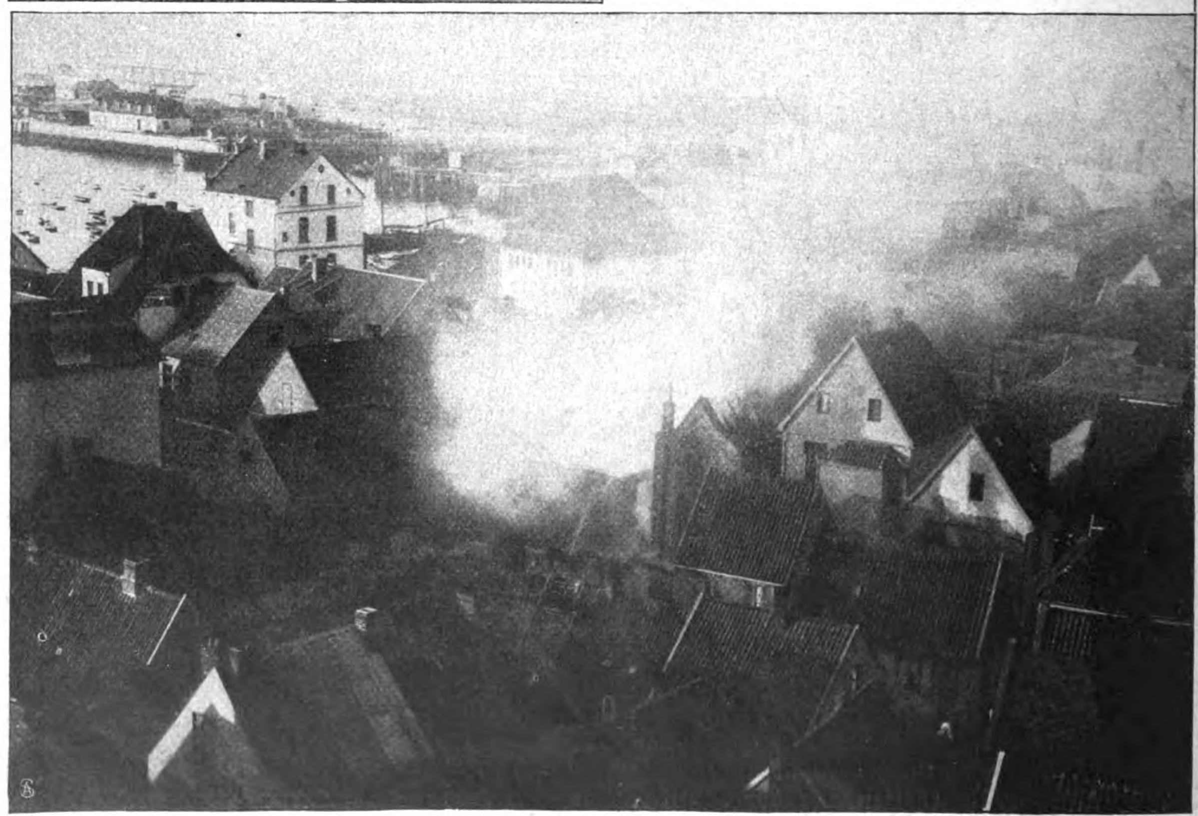
Hofphot. Reitmayer.

Der Brand des Posthotels in Tegernsee.

Nebenstehend: Das Carlton-Hotel in London in Flammen. Phot. Intern. Public. Co.

Unteres Bild: Die Feuersbrunst auf Helgoland: Blick auf die Brandstätte im Unterland. Hofphot. Schensky.

Die großen Brände der letzten Tage.



Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

4. Fortsetzung.

„Wer ist die Dame?“ fragte Lisa Kasparn.

„Die? — Ein Fräulein Jansen oder Janssen; ich weiß nicht... Sie kommt nur zum Mittagessen. Malerin, glaub ich. Und dann entwirft sie auch Kleider für Damen.“

„Ach, die ist es! — Ja, ich hab von ihr gehört. Voriges Jahr in der Kunstgewerbe-Ausstellung waren Kleider von ihr.“

„Ja, mir kommen sie auch noch manchmal im Traum vor“, sagte Kasperl. „O pardon, Sie tragen ja selbst Reform!“

„Oh, nicht immer!“ lächelte Lisa.

„Aber Ihnen steht es famos, während... Fräulein Jansen...“

„Ich mag das Kleid auch nicht an ihr... Aber doch: wie stilvoll sie aussieht...!“

„Finden Sie? — Ich mein immer: ein bissel bäurisch...“

„Bäurisch, um Gottes willen! Das nun doch wirklich gar nicht! — Von Frauen versteht doch kein Mann auch nur das Geringste.“

Ein Schalk sprang in Kasperls Augen auf.

„Ich einmal leider gewiß nicht!“ beteuerte er mit heuchlerischem Ernst.

„Sie sieht doch so fein aus“, fuhr Lisa eifrig fort. „Und ihre Farben! Und wie weich und sympathisch sie schaut!“

„Die Farben, ja! Unsere Maler hier möchten sie auch alle ums Leben gern porträtieren. Aber sie sagt, die Ähnlichkeit wär überhaupt nicht zu treffen. — Ich kann mir das auch ganz gut vorstellen. Ich denk mir immer, beim Porträt muß man doch mit der Nase anfangen. Und wenn keine da ist...“

„Übertreiben Sie auch nicht!“

„No ja, die ist bei ihr wirklich nicht der Red wert. Zu dem Gesicht eine richtiggehende, energische Nase — dann tät sie mir vielleicht nicht schlecht gefallen. Dann könnt sie wie eine Perserin aussehn.“

„Perserin — das ist nicht so dumm.“

„Danke! — Ich hab zwar noch keine gesehn; aber so ähnlich stell ich mir sie vor.“

Lisa lächelte und sah dann wieder schweigend zu Maria Janssen hinüber. Und sie hatte das Gefühl, als ob die ihren Blick ebenso freundlich erwidere. Sie schien sich auch bei ihren Nachbarn nach Lisa zu erkundigen. Warm berührt, sagte diese zu Sartori:

„Sie ist sicher furchtbar lieb und nett!“

„Wer? — Ach so: Fräulein Janssen! — Ja, ich glaub... Ich weiß nicht... Sie kommt noch nicht lang her. Ich hab kaum drei Worte mit ihr gesprochen... Sie soll so unheimlich gescheit sein...“

„Verlangen auch Sie von den Frauen, daß sie dumm sind?“

„Daß ich neben Ihnen sitz, beweist ja schon das Gegenteil.“

„Schmeicheleien sagen können Sie auch?“

„Wenn Sie das jetzt zum ersten Male bemerken, bin ich stolz. Ich sag sie sonst eben feiner. — Aber gegen Fräulein Janssen hab ich gar nichts. Ich kenn sie nicht. Das mit der Gescheitheit hab ich von dem Doktor Jenisch — der mit dem blonden Spitzbart neben ihr. Und der ist freilich kein Licht, sondern ein gelehrter Stiefel. — Sie kennen die Sorte? — Sonst aber ein ganz gemütlicher Kerl...“

„Komisch!“ sagte Lisa. „Und ich würde unter allen Frauen hier gerade diese am liebsten kennen lernen.“

„Das kann leicht geschehn. Ich mach Sie nachher sofort bekannt.“

„Nein, doch lieber nicht! Das sähe so aus...“

„A was! — Wie säh es denn aus!“

„Es hat keine Eile. Ich lern sie schon kennen!“

* * *

Nach Tisch versammelte sich ein kleiner Kreis — wohl die Intimsten von Frau Staudinger — zu einer Tasse schwarzen Kaffees in dem Flur, von dem die Treppe in den ersten Stock führte. Die dicke Dame präsidierte in einem Klubsessel und blies mächtige Rauchwolken aus einer großen, dunklen Zigarre. — Sartori nahm Lisa, ohne sie lange zu fragen, dahin mit. — Als sie sich eben gesetzt hatte, erschien auch Maria Janssen.

„Darf ich heute auch eine Tasse haben?“ fragte sie.

„Es is uns eine besondre Ehr!“ sagte die Wirtin breit; aber es klang dabei ein Unterton mit, der den Eindringling ganz heimlich für eine „fade Nocken“ zu erklären schien.

Kasperl Sartori war aufgesprungen.

„Fräulein Janssen, darf ich Sie mit Fräulein Lisa Olai bekannt machen? — Sie hat bei Tisch nix getan, wie von Ihnen geschwärmt!“

„O Jessas naa!“ flüsterte Mama Staudinger kaum hörbar ihrer Nachbarin zu.

Lisa wurde feuerrot; auch Marias Gesicht zeigte eine leichte Verlegenheit.

„No, was ist denn dabei!“ rief Sartori. „Darf man den Leuten denn bloß erzählen, wenn einer auf sie schimpft? — Grad das Angenehme soll man wiedersagen!“

Maria Janssen lächelte ihm beifällig zu. Dann wendete sie sich an Lisa:

„Hat er nicht recht? — Ja, Sie haben mir schon von weitem gut gefallen. Deshalb bin ich ja hier!“



„Also doch net wegen meiner schönen Augen?“ erkundigte sich Frau Staudinger mit so gut gespielter Harmlosigkeit, daß Sartori ein helles Gelächter aufschlug und die ganze Gesellschaft damit ansteckte.

Maria Janssen setzte sich neben Lisa; aber Kasperls Indiskretion hatte die beiden so überrumpelt, daß sie vergebens nach dem ersten Wort suchten.

„Kinder!“ rief die Wirtin. „Wer geht morgen mit ins Deutsche Theater? Es is ein neues Programm. Und — ich hab ja meine Fühlhörner überall — es soll gut sein!“

„Ich einmal sicher!“ meldete sich Sartori, und mehrere folgten ihm.

Fräulein Janssen sah Lisa an und fragte so leise, daß die ihr die Worte fast von den Lippen ablesen mußte:

„Gehn Sie mit?“

Lisa sagte mit den Augen Ja. — Und diese stille Verständigung nahm plötzlich den Abstand zwischen ihnen fort.

„Für mich bitte auch ein Billett, Frau Staudinger!“ rief Maria.

„Also: elf!“ bestätigte die, ein wenig überrascht.

„Zwölf!“ sagte Sartori. „Denn Fräulein Olai ...?“

Lisa nickte.

„Zwölf!“ Die Wirtin erhob sich. „Ich will doch besser gleich telephonieren! Daß wir auch unsere richtigen Tische kriegen ...!“

Sartori lächelte hinter ihr drein.

„Unser Vergnügungsrat! Da geht sie hin mit ihrem schwarzen Glimmstengel wie ein Sergeant von den schweren Reitern!“

„Ich find sie nett!“ sagte Maria. „Sie ist so ... so ... Ich weiß nicht ... So ... rund!“

„Ja, das weiß Gott!“ lachte Kasperl ...

* * *

Lisas Art war es eigentlich nicht, sich schnell an einen Menschen wirklich anzuschließen; Maria aber, die, was sie stark empfand, mit einer großzügigen Selbstverständlichkeit äußerte, nahm sie im Sturm.

Als sie sich schon nach wenig Tagen den Kuß auf Du und Du gaben, sagte sie lächelnd:

„Das war gar nicht leicht. Lisa, du bist im Grund ein bißchen wie ein kleiner Igel. Auf einmal zusammengerollt, und ganz feine unsichtbare Stacheln . . .“

„Das weiß ich doch wirklich nicht ...“, erwiderte Lisa nachdenklich.

„Doch! Und das paßt auch so gut zu dir. — Aber ich will die Stacheln jetzt niemals mehr fühlen! Ich hab so eine empfindliche Haut dagegen.“

Alle Welt wunderte sich über diese Freundschaft und faßte das Verhältnis zwischen den beiden Mädchen gerade umgekehrt auf, als Maria es tat. In der Pension galt diese für die schwer Zugängliche, während Lisa gar bald als muntre und liebenswürdige Gesellschafterin beliebt war. Die um gut zehn Jahre ältere Malerin gab in jedem Wort, jeder Gebärde ihr Selbst hin, unbefangener, als es sonst im täglichen Verkehr der Brauch ist. So etwas erregt immer Mißtrauen; wird einem doch nichts schwerer geglaubt als ganze Aufrichtigkeit. — Lisa hingegen, die Junge, Scheue, verbarg sich, paßte sich mit einem instinktiven Geschick dem Ton der andern an. Und die konnten freilich nichts von ihren Stacheln merken, weil sie sie unter der Oberfläche trug, wohin gröbere Finger nicht tasten — nichts von den Stacheln und nichts von dem, was diese so sorglich verteidigten.

In einem hatten die Leute recht: verschieden waren die beiden, nicht nur an Jahren und an Erfahrung. — Aber vielleicht war das es gerade, was die Brücke zwischen ihnen schlug ...

* * *

Maria Janssen war die Tochter eines Hamburger Senators. Sie war mit achtzehn Jahren aus dem väterlichen Hause entflohen, hatte anfangs sehr schwere Zeiten durchgemacht und sich nur mit Mühe eine geringe Unterstützung von ihren Eltern ertrotzt. — Sie galt bei den Kollegen für sehr talentvoll, war aber mit dem Malen nicht zu der ersehnten Unabhängigkeit gekommen. Vor allem jedoch hatten ihr die eignen Leistungen nie Genüge zu tun vermocht, vielleicht weil sie so helle Augen besaß und, bei aller innern Sicherheit, sich selbst nicht liebevoller ansah als andre.

Da hatte sie denn schließlich vor ein paar Jahren, unmutig auf ihre großen Hoffnungen verzichtend und angesteckt von dem Eifer einer Freundin, gemeinsam mit dieser, die ein kleines Vermögen besaß, ein Atelier für „künstlerische und vernunftgemäße Frauenkleidung“ gegründet und es nachher, als die Teilhaberin heiratete, für eigne Rechnung übernommen. Heute lasteten keine Schulden mehr auf dem Geschäft, es gab sehr viel Arbeit, und Marias Kundschaft reichte bis in die Kreise der bayrischen Prinzessinnen hinauf. So hatte sie ihr reichliches Auskommen; und das wußte sie, die alle Schönheit und jeden feinen Genuß sehr liebte, nach Gebühr zu schätzen. — Mit Begeisterung freilich war sie nicht bei dem Brotberuf. Es erschien ihr selber so komisch wie Lisa, daß sie — eben sie — „eine bessere Schneiderin“ war; im vertrautesten Kreise gestand sie auch wohl manchmal, daß ihr die Reformgewänder „so weit“ stünden. Sie bewunderte die einfache, streng modische Tracht, zu der Lisa sich in München bald bekehrt hatte, und jammerte darüber, daß sie selbst die „dekorativen Vernunftfetzen mit Jugendstilgemüse“, die ihr gar nicht stünden, weitertragen müsse: „schandenhalber und zur Reklame für die Firma“.

Sie wollte auch nicht länger dabei bleiben, als es notwendig wäre. Ihr Vater war hoch bei Jahren und kränklich; so wußte sie, daß es nicht ewig währen würde, bis sie ihn beerbte. Freilich hatte ihre Familie sie bei Eröffnung des „Schneidergeschäfts“ feierlich verflucht. Aber schon das Pflichtteil würde groß genug sein, daß sie sich davon ein Häuschen mit Atelier auf dem Lande bauen und dort malen könnte, was ihr gefiele.

„Versuchen will ich es doch noch einmal mit der ‚Kunscht‘!“ sagte sie zu Lisa. „Wird es auch dann nichts, nun, so pflanz ich in Frieden meinen Kohl und lebe frei mit der Natur. — Aber ich glaub fast, es wird was. — Ich war damals so jung und . . . und so . . . halb. — Ganz werden wir Frauen ja doch erst durch den Mann.“ Sie seufzte ein bißchen.



„Nein, daß du so altmodische Vorurteile hast . . .!" rief Lisa eifrig.

„O Lisel, es ist ja das Gute, daß man das immer erst nachher weiß", lächelte Maria fein. „Wenn alle die jungen Mädchen es wüßten und wild nach ihren fehlenden Hälften jagten — das wäre schrecklich!"

* * *

Ja, die erfahrene Freundin konnte Lisa nicht nur von einem Schicksal erzählen, wie es sich die so oft erträumt hatte: von Kämpfen und Not, von Erringung einer Stellung durch eigne Kraft, — sie gab ihr mehr . . .

Als das Vertrauen zwischen ihnen stark geworden war, erzählte Maria Lisa ebenso ernst und unbefangen, wie sie von andern Erlebnissen sprach, von ihrer großen Leidenschaft: einem übrigens stadtkundigen Verhältnis mit einem italienischen Maler, der sich nachher als ein niedriger Lump erwiesen hatte. In ihren Worten zitterte noch das Leid von damals nach, ein Hauch der Glut wehte Lisa daraus entgegen, der in dieser Liebe gewesen war. — Maria verschwieg auch nicht, daß sie seitdem noch ein kurzes, unglückliches Verhältnis gehabt hatte, mit fiebernden Sinnen geschlossen, in schnell erwachtem Überdruß von ihr selbst abgebrochen . . . Jetzt hätte sie genug von den Männern, sagte sie, sie sei alt und vernünftig geworden.

Aber von Scham oder gar Reue klang nichts durch ihre Bekenntnisse mit . . .

Hätte eine andre Lisa von einer solchen Vergangenheit erzählt, sie würde sich als gute Haustochter vielleicht bekreuzigt haben, — hier aber kam es nicht zu der hochmütigen Aburteilung der Unerfahrenheit, weil sie Maria schon im vorhinein mit bewundernder Freundschaft umfaßte. Freilich, sie selbst war anders — eines aber wußte sie sicher und gut: was ihre Freundin zu tun vermocht hatte, konnte nicht niedrig und häßlich sein; und spielte selbst Niedriges und Häßliches herein, so müßte es tausendfältig aufgewogen werden durch Hohes, Reines und Starkes.

Nicht wenig war es, was Lisa hieran lernte: sich rein zu halten und andre, die anders waren, nicht schmutzig zu schelten, zu erkennen, daß es im Leben nicht um das Was geht, sondern um das Wie . . .

* * *

München, die festliche Stadt, bot Lisas unverbrauchten Sinnen eine Fülle von Genüssen und Vergnügungen, und sie nahm sie alle mit, in dem guten Bewußtsein, daß sie sich das durch ernste und freudige Arbeit verdiene. Sie versäumte keine Unterrichtsstunde bei Gorter und bereitete sich auf jede gewissenhaft vor. Auch den Proben wohnte sie fast täglich bei, dort zuschauend zu lernen, wie man es macht und wie man es nicht macht . . . Ihr Lehrer war mit ihrem Eifer und ihren Fortschritten zufrieden. Schon nach zwei Monaten durfte sie — als wohlbestallte „Volontärin" des Landestheaters — in ganz kleinen Rollen vor das Publikum treten, damit sie sich ein wenig Sicherheit aneigne . . .

Ihre Tage waren ausgefüllt und rollten so schnell dahin, daß sie staunte. Und trotzdem war ihr, als stünde sie schon Jahre in diesem tätigen und frohen Leben, das sie selbst ihrer Geige abtrünnig zu machen vermocht hatte. Die Stimme von Lisas Sehnsucht war verstummt — vielleicht auch nur übertönt . . . Schweigend verstaubte der kleine, schwarze Sarg im Winkel unter dem Sofa . . .

* * *

Es war nach einer Premiere im Landestheater, die Kaspar Sartori einen jubelnden Erfolg gebracht hatte. — Lisa und Maria saßen in einem kleinen Weinrestaurant und erwarteten ihn. Denn er war der ständige Begleiter der unzertrennlichen Freundinnen geworden; die drei hatten sich langsam aus dem vergnügungssüchtigen Kreise der Pension Staudinger gelöst und gingen ihre eignen Wege. — Zur Strafe dafür erhielten sie den Namen „das mysteriöse Kleeblatt" verliehen; sie lieferten den andern unerschöpflichen Stoff zu allerhand Kombinationen und schlechten Scherzen . . .

„Wo er nur bleibt?" rief Lisa. „Der braucht immer eine Zeit zum Abschminken . . .!"

Maria, die mit einem still leuchtenden Gesicht schweigend dagesessen hatte, erwachte gleichsam und sagte:

„Ich bin so froh!"

„Worüber?"

„Weil er so gut war!"

„Du? — Ich wußte gar nicht, daß er dich so interessiert."

Maria sah einen Augenblick vor sich auf das Tischtuch nieder. Dann blickte sie auf und sagte mit dem sehr mädchenhaften Ausdruck, den ihr Gesicht oft ganz plötzlich annahm:

„Es ist eine egoistische Freude. Ich genieß es so, wenn ich etwas seh, was so gut und so . . . ohne Anstrengung gut ist . . ."

„Ja! Aber . . . Er war ja furchtbar nett und komisch und . . . niedlich. — Aber in der Rolle . . . Das ist doch leichteres Genre . . . ."

„Wie jung du noch bist, Lisa! — Kinder fragen auch immer, wenn sie sich von etwas imponieren lassen wollen: — Geht das schwer?"

„Ja, aber in der Kunst, Maria . . .?"

„Gerade da gibt es kein Leicht und Schwer; nur ein Gut und Schlecht."

„Großes kann man doch nur in großen Aufgaben zeigen?"

„Du stehst noch im Anfang, Lisel, und nimmst das zu wichtig. — Nein, ich hab selten so genossen im Theater wie heute durch Sartori. Er war so ganz, so geschlossen, so . . . . so selbstverständlich."

„Er hat mir ja auch ausgezeichnet gefallen. Aber sag, Maria, fandest du nicht: er war eigentlich genau wie im Leben?"

„Gewiß! Ja! — Warum auch nicht? — Das ist ja das Gute! — Also ich . . . ich fand ihn einfach . . . zum Küssen fand ich ihn!"

Lisa wußte nicht, was es war, das sie an dieser Exaltation ein ganz klein wenig peinlich berührte; sie dachte auch gar nicht darüber nach.

„Küß ihn doch ab, wenn er kommt!" sagte sie nicht ohne Spott.

„Das . . . werd ich bleiben lassen! — Und . . . es ist nicht seinetwegen, gewiß nicht . . . Aber es macht



mich so traurig, daß du . . . Du hast doch sonst soviel Instinkt . . . Daß du ihn so gar nicht fühlst . . .!"

„Aber Maria, ich hab ihn furchtbar gern, und er ist ein famoser Gesellschafter . . . Aber sein wir doch ehrlich: ein bißchen oberflächlich bleibt er nun einmal."

„Ach nein . . .", sagte Maria nervös. „Lisa, muß man denn immer philosophieren?"

„Gar nicht! Das wär entsetzlich langweilig!"

Und doch verlangst du's im Grunde von ihm!"

„Keine Spur! Ich verbrauch ihn schon so, wie er ist."

„Aber wenn er philosophieren würde, dann wär er tief!" Eine Gereiztheit klang in Marias Worten.

Lisa blickte überrascht auf.

„Findest du mich absprechend?" fragte sie. „So mein ich es aber gar nicht. Ich genieß ihn in seiner Art sehr."

„Daß du ihn eben nicht ohne Einschränkung genießen kannst — das ist so . . . Ja, manchmal, Lisa, bist du wirklich ein bißchen . . . bourgeois . . ."

„Bourgeois?" Lisa fühlte sich gekränkt durch das Wort. „Wieso?"

„Bourgeois — ja, so nenn ich es, wenn man Nebensachen zur Hauptsache macht. — Die Bürgertugenden — das ist ja ganz schön, aber . . . man spannt doch ein Reh auch nicht vor eine Droschke!"

„Ich versteh nicht . . ."

„Du machst Sartori einen Vorwurf daraus, daß er, wie die Leute so sagen, ein Leichtfuß ist, daß er . . ."

„Ja, aber Maria, davon habe ich kein Wort gesagt?"

Maria wurde rot. Dann begann sie, sich übersprudelnd und sonderbar erregt:

„Aber du denkst es, und daher kommt es . . ."

„Nein, Maria! — Du bist wirklich komisch! — Hab ich mich je über Kasperl moralisch entrüstet? Meinetwegen kann er ruhig bis über die Ohren in Schulden stecken und heute die lieben und morgen jene, und was weiß ich . . ."

„Die alten Klatschweibergeschichten . . .!" lachte Maria in einem Ton auf, der Lisa fast hysterisch bedünken wollte. „Du weißt doch gut, daß er jetzt nur eine liebt!"

„Ach so, du meinst: mich? — Glaub mir, er stirbt nicht an gebrochenem Herzen." Lisa wurde von Marias Nervosität allmählich angesteckt, und zugleich wuchs jenes schwer erklärliche Gefühl des Unbehagens in ihr, das sie von Anfang an empfunden hatte. So klangen ihre Worte schärfer, als sie im Grunde gemeint waren.

Maria zwang sich mühsam zur Ruhe und sagte ernst, nur mit einem leichten Zittern in der Stimme:

„Man soll ein Gefühl nicht unterschätzen, Lisa! Liebe ist etwas, wofür man dankbar sein muß, auch wenn man sie nicht erwidert."

„Ach Gott, die ewige dumme Liebe . . .! Ich glaub, bei den meisten ist sie bloß Einbildung. — Und weil mir Kasperl ein bissel die Kur schneidet . . . Er nimmt es ja selbst nicht so tragisch."

„Ein feiner Mensch macht da keine pathetischen Redensarten. Das gibt es nur auf dem Theater. — Die innerliche Schamhaftigkeit . . ."

Dies Wort deuchte Lisa zu groß für die Sache.

„Ja, oder die Angst, sich lächerlich zu machen . . ." fiel sie Maria in die Rede.

In deren Gesicht zuckte es. Mit sonderbar flackernder Stimme sagte sie:

„Er tut mir leid. — Wie du kritisch und scharf bist! Das ist es eben, was ich bourgeois nenne. Du hast irgendwo da drinnen, vielleicht unbewußt, eine Verachtung gegen ihn."

„Aber keine Spur! — Maria, du bist so komisch. — Dir hat er heute gut gefallen . . . Und da . . . Wenn du dich für etwas begeisterst, dann . . . dann verträgst du einfach nicht den geringsten Widerspruch. Und du redest dich dann so hinein in so was . . . Ich weiß nicht . . . so was Schwimmendes — und kämpfst gegen Windmühlen!"

„Ja, wenn ich etwas schön finde — das ist richtig — lieb ich es nicht, wenn man mir Wasser hineingießt."

„Aber wenn ich . . . Soll ich dich denn anlügen? — Es darf doch wohl jeder seine eigne Ansicht haben?"

„Ja, aber daß gerade du es bist . . .! Ein Fremder, ein Dummer könnte mir sagen, was er will. — Aber daß du es nicht fühlen kannst, was ich fühle, das tut mir körperlich weh, hier in der Brust. — Und es kommt ja gar nicht vom Künstlerischen — dir steht nur der Mensch Sartori im Wege, wie du ihn siehst! — Du trägst diese persönliche bürgerliche Überhebung, die du hast, in dein Urteil über seine Kunst hinein!"

Nun begannen auch Lisas Hände zu zittern, Tränen traten ihr in die Augen.

„Ja, wirf mir nur recht viel Schlechtes vor! Ich wußte noch nicht, daß du mich für kalt und engherzig hältst."

„O Lisa, sag doch nicht so etwas Hartes, Schneidendes! Dann bist du auf einmal ganz weit weg von mir . . ."

„Ich bin nicht schuld, Maria. — War ich es, die dir plötzlich aus dem Stegreif die schlimmsten Dinge vorgeworfen hat?"

Marias Gesicht wurde weich und ganz unglücklich.

„Lisel, verzeih! Und sei mir wieder gut! So mein ich es doch nicht. Wenn ich dich nicht so lieb hätte . . . Aber gerade bei dir kann ich es nicht aushalten, wenn ich plötzlich auf so etwas stoße, was . . ."

„Ja, soll ich allein nicht das Recht haben, zu sein, wie ich nun einmal bin?"

Maria seufzte tief auf; dann sagte sie:

„Recht hast du, Lisel! Ich weiß auch nicht, was ich hatte . . . Verzeih, daß ich so dumm war! — Und nun gib mir die Hand! Lisa, nicht unbegabt sein! Es ist schon alles wieder gut. — Nein, nicht so! Unter dem Tisch, daß es die Leute nicht merken!"

Es sah so komisch aus, wie sie sich in ihrem Eifer bückte, um unter dem breiten Tisch Lisas Hand zu erreichen, daß die lachen mußte.

„Ob das nicht am Ende noch mehr auffällt?" rief sie, plötzlich wieder übermütig gelaunt.

Ihre Fingerspitzen hatten sich aber kaum berührt, als Maria in jähem Entsetzen zurückfuhr.

„Da kommt Sartori! Er soll nichts merken!"

„Müllern die Damen unter dem Tisch?" fragte Kasperl nach der ersten Begrüßung. Doch war er fein genug, an ihrer Verlegenheit zu bemerken, daß irgend-



eine Spannung in der Luft lag. Um darüber hinwegzuhelfen, plauderte er sogleich munter weiter: „Haben Sie schon gehört, Fräulein Janssen: J. P. Müller, der Mein-System-Müller, ist tot?"

„Ach was! Wirklich?"

„Ja, er ist jetzt im Winter bei einem Luftbad auf einem Bein stehend erfroren."

„Faule Witze, Kasperl!" lachte Lisa.

„Nein, Herr Sartori, ist er wirklich tot?" fragte Maria interessiert. Sie trieb seit kurzem mit dem ihr eignen schnell begeisterten Eifer Müllersche Zimmergymnastik und suchte überall Proselyten dafür zu machen.

„Mein kleines Ehrenwort . . .!" beteuerte Kasperl. „Und wissen Sie, was sich bei der Sektion herausgestellt hat?"

„Nun?"

„Er hat sich mit seinen Übungen alle innern Organe verrenkt und verdreht. Die Leber soll genau wie ein Pfropfenzieher ausgesehen haben." Sartori beschrieb mit dem Zeigefinger eine kühne Spirallinie in die Luft.

Maria lachte gleichsam befreit auf.

„Daß ich doch immer wieder so naiv sein muß, auf Ihre Foppereien hineinzufallen . . .!"

„Es ist mein tiefster Ernst. Ich weiß auch genau, warum gerade Sie auf das Müllern gekommen sind. — Aus Instinkt! Um die Schädigungen der vernunftgemäßen Tracht zu paralysieren. Auf irgendeine Weise muß sich der Kulturmensch von heute die Eingeweide aus der Fasson bringen. Sonst kommt er sich mit der Zeit wie ein Bauer vor oder beginnt schließlich sogar auf die Bäume zu klettern wie unsre Ahnen." Und mit ein paar Grimassen und kleinen Handbewegungen stellte Kasperl so verblüffend echt einen Affen dar, daß die beiden Mädchen hellauf lachten.

„Und wie war's denn heute in unserm Affentheater?" fragte er dann ganz beiläufig, um nur nicht den Eindruck zu erwecken, als könne er ihr Urteil über seine Leistung nicht abwarten.

„Famos!" rief Lisa. „Du bist entschieden talentvoll, junger Mann!"

„So? War es so halbwegs? Ich hatte immer das Gefühl . . ."

„Warum tun Sie so?" fragte Maria. „Sie wissen doch selbst, daß es gut war."

„Dann allerdings . . .!" lächelte er geschmeichelt. „Wenn sogar Dame Kritik das sagt . . .!"

„Finden Sie mich so kritisch?"

„Im Gegenteil!" rief Lisa, in der noch die Nervosität von vorhin saß. „Sie hat mir sogar einen Krach gemacht, weil ich mich nicht genügend für dich begeisterte."

„Ach, Lisa . . .!" bat Maria gequält.

„Hast du mich nicht gut gefunden?" fragte Kasperl; und das schien ihm schwerer zu wiegen als Marias Lob.

„Doch! Ausgezeichnet! — Ich meinte nur: das Stück . . .! Die Rolle an sich ist nicht viel wert."

„Na ja, mein Gott, charakterisieren kann man darin nicht. Es ist halt die typische Komikerrolle . . ."

„Ja", fiel Maria eifrig ein. „Deshalb empfinde ich es als so etwas Seltenes. Die meisten Schauspieler sind schrecklich, wenn sie komisch sein wollen. Ich weiß nicht . . . sie . . . sie verrenken sich die Leber dabei."

„Na ja, ein bissel gemüllert hab ich aber heute vielleicht auch; besonders beim zweiten Aktschluß . . . — Ich hatte beinah einen kleinen Moralischen . . ."

„Herrje, wie er sich ziert . . .!" lachte Lisa. „Und dabei strahlt er über das ganze Gesicht!"

„Oh, Sie waren so natürlich," sagte Maria, „so leicht, so selbstverständlich!"

„Das ist eben mein Pech!"

„Wieso?"

„Das imponiert den Leuten doch nicht!"

Lisa lachte.

„Als ob er nicht im Grund überzeugt wäre, daß er der beliebteste Schauspieler von ganz München ist!"

„Beliebt? Na ja, sie finden mich ganz nett und amüsieren sich über mich . . . Aber eine ‚Größe' werd ich auf die Art nie. Berühmt wird man so nicht."

„Vielleicht ist das gar nicht der Zweck der Kunst!" bemerkte Maria.

„Aber jedenfalls eine sehr angenehme Beigabe. — Recht schwitzen muß man, wenn man den Stieseln imponieren will! — Der Gorter, der hat es heraus!"

„Der schreckliche Kerl!"

„Nein", rief Lisa, „auf Gorter laß ich nichts kommen! Er ist wirklich nett."

Kasperl verfiel sofort in den Ton seines Direktors:

„Nun, ei jawohl, Liebste, Beste, es wäre auch undankbar, wenn Sie Ihren Meister nicht ehren wollten. Mein wackrer Freund, Peter O-la-i, der Dichter, muß tüchtig blechen — das freilich . . . Nun — ist er nicht ein großer Mann und ein reicher Mann? Umsonst ist der Tod, aber nicht der dramatische Unterricht eines Gorter. Aber Sie werden selbst zugeben, Liebste, Beste, daß ich auch etwas tu für mein Geld. — Erfreuen Sie sich nicht einer weitgehenden Protektion? Haben Sie nicht die dritte Sklavin in den ‚Rosenketten' spielen dürfen? — Fürwahr, ein treffliches Stück und eine Rolle von mindestens zwanzig Worten. Und so dekolletiert, daß mir meine kleinen Statistinnen, die auf das Geld angewiesen sind, noch etwas zuzahlen würden, wenn sie so auf die Bühne dürften." Sartori verfiel plötzlich in seinen natürlichen Ton. „O Lisel, jetzt machst du wieder ganz den Kopf, wie wenn auf der Probe einer einen gewagten Witz erzählt. Ich bitte feierlich um Verzeihung für meine Frivolität."

„Kasperl, tu nur nicht, als ob ich gar so zimperlich wäre!"

„Na, ich sag Ihnen, Fräulein Janssen . . .! Es ist ja manchmal ein recht gemischter Ton auf der Probe; zu meinem tiefsten Bedauern . . . Aber Lisas Gesicht in solchen Fällen . . .! Mehr von oben herunter schaut keine englische Herzogin auf den Mob!"

„Ja", sagte Maria, „sie kann manchmal plötzlich so aussehn, daß sie ganz weit ist, drüben, auf einem andern Ufer."

Wieder fühlte Lisa sich leicht gereizt durch diese Erinnerung an vorhin; aber sie wendete sich mit einem Auflachen an Kaspar:

„Laßt mir Zeit! Ich gewöhn mich daran schon noch!"



„Das soll aber kein Vorwurf sein!“ verteidigte sich Maria ein bißchen überflüssig. „Du sollst dich wahrhaftig nicht anders machen, als du bist!“

„Jawohl, das weiß Gott!“ sagte Kasperl. „Du kannst so bleiben, wie dich zurzeit anbetend bewundert dein in Ergebenheit gefertigter Freund Kaspar Sartori.“

„Quatsch!“ lachte Lisa.

„Dein Freund, liebe Lisa!“ seufzte Kasperl mit Betonung. „Das ist's ja, worums so ewig schad ist: daß wir so gute Freunde sind! Das . . . das ist so störend. Man kann nicht . . . — Und wie nett wär's doch, so ein bißchen zu techtelmechteln!“

„Nein, weißt du, Kasperl, mir ist es so schon lieber. Die große Leidenschaft . . . Nein, ich schenk sie mir lieber.“

„Lisel, du redst dir leicht in deinem jugendlichen Leichtsinn. So recht verliebt sein, — das ist kein Hund!“

„Du mußt es ja wissen!“ spottete Lisa.

„Wie sagt doch Mama Staudinger: — O je, das is bald nimmer wahr! — Man wird immer älter, klüger — klüger, ich bitte! — und für die Freundschaft geeigneter.“

„Das werden Sie wohl nie!“ warf Maria sonderbar sachlich dazwischen.

„Sehn Sie, Fräulein Janssen, Sie haben Verständnis für mich! — Machen Sie es der Lisel doch einmal klar, wofür ich geeignet bin!“

„Ich . . . ich . . . — Ich glaube . . . Lisa ist . . . Vielleicht ist sie zu jung, um gerade Sie zu goutieren . .“

„Was du heute immer mit meiner Jugend hast!“ sagte Lisa, beinahe geärgert.

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Kaspar mit komischem Erschrecken. „Daß ich . . .? Das wär ja eine bedenkliche Perspektive . . .! — Freilich, es ist ja schrecklich: Sie haben recht. Gerade die älteren Damen fliegen auf mich! Siehe Mama Staudinger! — Und leider beruht das gar nicht auf Gegenseitigkeit . . .“

„Das kann ich mir denken“, sagte Maria in dem flackernden Ton, der Lisa heute schon ein paarmal an ihr überrascht hatte. Und dann lachte sie plötzlich auf, mit einem nervösen, glucksenden Lachen, das nicht recht natürlich klang und sie doch nicht loslassen wollte . . .

Alle drei bemühten sie sich heute ein wenig krampfhaft, lustig und munter zu sein; und darum wurde es nicht die Stimmung wie sonst . . .

Lisa behielt den ganzen Abend das Gefühl einer schweren, unbehaglichen Leere in der Brust; das begleitete sie nachher auch nach Hause und bis in den Schlaf und die Träume hinein . . .

* * *

Am nächsten Tage, gut eine Stunde vor dem Mittagessen, klopfte es ganz leise und zart an Lisas Zimmertür, und Maria steckte ihren Kopf herein. Sie lächelte liebevoll, aber etwas verlegen und hatte ihr jüngstes Jungmädchengesicht.

„Darf ich . . .?“

„Maria! Aber natürlich! Wie kannst du so fragen!“

Maria ging, mit einem befangnen Zögern, auf Lisa zu und gab ihr einen Kuß. Dann ließ sie sich auf den Diwan sinken — in Mantel und Hut, wie sie war, die eine Hand im Muff — und sah die Freundin mit leicht seitwärts geneigtem Kopf forschend und warm an. In einer gleichsam befreiten Schlaffheit saß sie da, so recht schwer, und doch in der ganzen Anmut ihrer Schwere . . .

„Bist du noch böse?“ fragte sie.

„Keine Spur! Nie gewesen!“ entgegnete Lisa leichten Tones, innerlich aber noch immer von dem dunklen Unbehagen gehalten, das seit gestern abend über ihr war.

„Also, es ist so!“ sagte Maria betrübt.

„Was ist wie?“

„Ich weiß nicht . . . Böse ist natürlich nicht das richtige Wort . . . Aber du fühlst mich nicht mehr. — Das hab ich gewußt — die ganze Nacht und heute morgen . . . Darum hielt ich es nicht aus und bin gekommen . . .“

Lisa stand am Schreibtisch; ihre Finger spielten verloren mit Federhalter und Falzbein . . .

„Nein, wirklich . . .“ sagte sie, und ihre Schultern wanden sich leise. „Du täuschest dich.“

„Lisa, nun mach doch nicht deinen Igel!“

„Wieso denn?“ fragte die mit einem Schatten von Eigensinn in der Stimme und fuhr dann plötzlich in anderm Tone fort: „Willst du denn nicht ablegen?“

„Später! Jetzt bin ich noch auf Visite. — Wenn ich wieder bei dir zu Hause bin . . .“

„Nein, Maria, mach doch keine großen Geschichten aus nichts! Das ist so . . .“

„Sei ehrlich, Lisel! Ich fühl es doch, wie es von dir kalt gegen mich herströmt!“

„Das ist alles so übertrieben, Maria. — Ich weiß nicht, was ich gegen dich haben sollte! — Ja, gut: man ist mal verstimmt, aber . . .“

„Du weißt es nicht, Lisa?“ Forschend und eindringlich klang diese Frage.

„Was soll ich denn wissen?“

Maria sah die Freundin mit ihren großen, ehrlichen Augen an.

„Ich dachte, es wär deutlich genug gewesen . . . — Dann ist es eben die Ahnung, was dich so macht . . .“

„Ja, lieber Gott, was für eine Ahnung denn?“

„Es ist bei dir . . . Du bist . . . So ein strenger, jungfräulicher Instinkt . . . — Es liegt darin . . . Grausam möcht ich es beinahe nennen . . . Wir sind grausam gegen das, was so weit von uns ist . . . was wir nicht verstehen können . . .“

„Wer? Ich? Grausam . . .?“ fragte Lisa, gequält durch der Freundin Sonderbarkeit.

„Aber es ist gut, wenn du es nicht wußtest“, fuhr Maria aus ihrem Gedanken heraus fort, mit einem starren Lächeln. „Dann weiß er es hoffentlich auch nicht.“

„Wer? Was?“

„Er.“

„Kasperl?“ Lisa fuhr förmlich zurück. „Ja, Maria, du . . . Ich versteh nicht . . . Du . . .“

„Ja, du verstehst schon!“ seufzte Maria.

Ja . . . — Nein . . .“ Lisas Kopf sank auf ihre Brust.

„Jawohl! Verliebt!“ Maria wollte das scherzhaft



sagen, aber ihr ganzes Weh stürzte sich in das Wort. Es gab einen schneidenden Mißton. „Wie du darüber erschrickst, Lisel!“ lächelte sie dann trübe. „Du findest: es ist eine Verschwendung meiner Gefühle . . .?“

„Es . . . es überrascht mich so . . .“

„Ja überrascht — das hat es mich auch. So richtig weiß ich es erst seit gestern. — Und nun, Lisel, wirst du vielleicht Nachsicht mit mir haben und mich als einen Patienten nehmen . . .“

„Maria!“ Lisa setzte sich neben sie und legte den Arm um ihre Schultern. „Maria!“ sagte sie noch einmal, leise und scheu.

Die Freundin nickte, zufrieden, und doch mitleidig — mit dem Mitleid, das wir den Menschen geben, die unter unsern Schmerzen nicht stöhnen können...

Sie schwiegen eine Weile. Dann wurde das Bedürfnis, wenigstens irgend etwas zu sagen, stark in Lisa, und sie begann:

„Es ist . . . So merkwürdig ist mir das, so . . . — Ja, paßt ihr zwei denn eigentlich überhaupt zusammen?“

„Lisel, so fragen immer die andern. Die Liebe fragt nicht so. — Außerdem ist das in diesem Fall wohl kaum von praktischer Bedeutung. Zum Zusammenpassen gehören zwei.“

„Daß er . . . Er müßte doch glücklich sein . . .!“ sagte Lisa. „Viel zu gut bist du für ihn!“

„Das wird mir wenig nützen! — Und das findest du! Du bist ja jung . . . Darum . . . Du schätzest die Menschen noch nach ihrem Gewicht . . .“

„Nun ja . . .“ entgegnete Lisa sinnend, und es klang ein halber Widerspruch darin.

„Ach, Lisel, ich komm mir so schwer und plump und . . . unten vor, wenn ich ihn sehe! Und so alt und so... zusammengesetzt und so... Er ist so ganz... und so einfach und so glücklich, wie . . . wie vielleicht nur ein Mann sein kann. Wir Frauen . . .“

„Ist er eigentlich so besonders männlich?“

„Menschlich ist er. — Frei und leicht und stark.“

„Stark . . .? — Ja, hat er denn viel Charakter?“

„O Lisa, der sogenannte Charakter . . . Das sind mir die schrecklichsten Menschen, die das haben. — Er braucht das nicht, um immer er selbst zu sein . . .“

Lisa biß sich auf die Zunge. Sie wollte nicht mehr widersprechen. Es war doch ein törichtes Gefühl gewesen, das sie hatte glauben machen, dies könne eine Art Trost für die Freundin werden . . .

„Puh, wie mir heiß ist!“ rief Maria und riß mit einem heftigen Ruck die Knöpfe ihres Mantels auf.

Lisa half ihr, sie zog ihr die Hutnadeln heraus und legte Mantel, Hut und Muff fein säuberlich beiseite auf einen Stuhl. Dann setzte sie sich neben die Freundin, lehnte den Kopf einen Augenblick an deren Schulter und schlüpfte mit ihren schmalen, heißen Fingern zwischen Marias zusammengelegte Hände hinein, die kalt waren, und in denen eine Unruhe zuckte.

Von unten herauf sah sie ihr dann voll und gut in die Augen. Wenn ihr Verstand sich auch noch gegen so manches sträubte — mit dem ahnenden Gefühl hatte sie alles verstanden, durch Liebe. Das sah Maria.

Aus diesen Augenblicken erwuchs zwischen ihnen eine neue, höhere Freundschaft. — Was hernach kam, konnte der nichts mehr anhaben.

* * *

Gar oft hatte Lisa in den kommenden Wochen und Monaten das Gefühl, daß Maria jene Stunde des Vertrauens bereue. Ertappte sie selbst sich doch beinahe täglich darauf, daß sie die Freundin unbewußt und wider Willen mit einem diskret forschenden, manchmal staunenden, gar zu oft bedauernden Mitwisserblick ansah . . .

Die glückliche Unbefangenheit in dem Verkehr des „mysteriösen Kleeblattes“ war dahin . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Böttinger-Studienhaus in Berlin,

ein deutsches Institut für Ausländer.

Von Dr. Geo. Kartzke.

In unserm Jahrhundert des Verkehrs sind die Völker so eng aneinandergerückt, daß von einer Trennung selbst durch das Meer nicht mehr zu reden ist. So heißt ein moderner Glaubenssatz, und mit dem Bewußtsein, „wie haben wir's doch so herrlich weitgebracht“, sehen wir auf die Vergangenheit zurück. Und doch ist jener Satz nur eine von den oft wiederholten Halbwahrheiten, die es sich verlohnt, ein wenig näher zu betrachten.

Gewiß bringt uns die Eisenbahn in wenigen Stunden von dem einen Land Europas in ein anderes; gewiß führt uns das Dampfschiff in wenigen Tagen von Europa nach Amerika, und in wenigen Monaten können wir gar eine Reise um die ganze Welt machen. Sicherlich macht auch eine sehr große Anzahl von Leuten fortwährend von diesen glänzenden Verkehrsverbindungen Gebrauch, so daß jeden Augenblick gewissermaßen eine Mischung der Völker stattfindet. Sind sich nun aber die Völker im selben Maße nähergekommen, wie der Austausch von Angehörigen dieser Völker zugenommen hat — nicht bloß räumlich, sondern in ihrem gegenseitigen Verstehen? Denkt man an die schiefen Urteile über fremde Länder, besonders über Deutschland, die ständig neu gedruckt und gläubig hingenommen werden, so wird man sich oft fragen, ob nicht sogar aneinandergrenzende Länder noch heute durch eine ganze Welt getrennt sind. Wer längere Zeit im Ausland gelebt hat, wird daran denken, wie er mit wehmütigem Lächeln die ungeheuerlichsten Vorstellungen über Deutschland selbst bei Gebildeten hat berichtigen müssen, und jeder weiß, wie politische Streitigkeiten auf nationalen Vorurteilen, d. h. mangelndem Verständnis der anderen Völker, und dem Treiben einer daraus Nutzen ziehenden Hetzpresse beruhen.

Und doch, die Voraussetzungen zu einem besseren



Verständnis sind durch den ständigen Austausch der Fremden gegeben, die man wohl, abgesehen von Geschäftsleuten, in drei Gruppen einteilen kann. Da ist zunächst die große Menge von Vergnügungsreisenden, die, der Sprache wenig oder gar nicht mächtig, panoramaartig alles an sich vorüberziehen lassen wollen, die von der Höhe des „Sight-seeing Automobils" oder bei der Table d'hote im Verkehr mit einem internationalen Reisepublikum ihre „kulturhistorischen Beobachtungen" machen; sie werden meist kleine äußerliche und konventionelle Abweichungen beobachten, und sie werden sich nun für berechtigt halten, auf Grund vorgefaßter Urteile zur Verbreitung und Befestigung falscher Anschauungen beizutragen. Man könnte die paradox erscheinende Behauptung wagen, daß diese Leute oft für die Bestrebungen internationalen Verständnisses mehr schaden als nützen. Da ist dann die Gruppe der Studierenden, die des Deutschen kundig sind und hier oft jahrelang ihren Fachstudien obliegen. Sie wohnen zum größten Teil in Ausländerpensionen und verkehren nur mit ihren Landsleuten, so daß auch sie nicht zu einer wirklichen Berührung mit deutscher Art gelangen. Schließlich ist da eine Gruppe von Besuchern, besonders aus Amerika, meist aus Lehrern und Studierenden beiderlei Geschlechts bestehend, die während ihrer Ferien nach dem Kontinent eilen, um mit heißem Bemühen die ältere Kultur Europas zu studieren.

Was geschieht nun bis auf diesen Augenblick von unserer Seite, um aus den bloß Anschauenden und Urteilenden verständnisvolle Beobachter deutschen Wesens zu machen und um denen die Wege zu ebnen, die das Land Kants, Goethes und Beethovens wirklich kennen lernen wollen? Bis jetzt tun wir nichts dazu, während andere Nationen, besonders England und Frankreich, das Studium ihrer Sprache und Kultur durch Ausländer in ihrem Lande außerordentlich ermutigt haben. In England und Frankreich sind an zahlreichen Universitäten Ferienkurse eingerichtet, die von Leuten aller Herren Länder eifrig besucht werden. In der „Alliance française" haben die Franzosen treffliche Einrichtungen geschaffen, um selbst einen kurzen Aufenthalt für Ausländer so gewinnbringend als möglich zu gestalten. So sehr hat sich die „Alliance française" bewährt, daß Engländer und Amerikaner häufig Frankreich vor Deutschland bevorzugen.

Daß es von großer politischer Bedeutung ist, wenn alljährlich Tausende mit der französischen Kultur in Berührung kommen, französische Ideen mit in ihre Heimat nehmen und dort für deren Verbreitung sorgen, liegt auf der Hand. Es ist ferner für ein Land von ökonomischem Vorteil, wenn der Fremdenstrom vergrößert wird. Diese Vorteile sind oft nur mittelbar fühlbar, so etwa, wenn die heimkehrenden Fremden als Freunde der Literatur eifrige Käufer werden. Der Absatz der französischen Romane in den Vereinigten Staaten redet in dieser Beziehung eine beredte Sprache.

Was können wir nun tun, um nach dem Vorgang der Franzosen unsere nationale Sache zu fördern? Unsere Universitäten, nur Stätten wissenschaftlicher Forschung, können nach ihren Einrichtungen dem einige Monate hier weilenden Fremden nichts bieten; zudem setzen sie eine genau vorgeschriebene Vorbildung voraus.

Es fehlt uns also ein Institut, das allen gebildeten Ausländern ohne Unterschied des Geschlechts und ohne allzu ängstliche Prüfung eines staatlich abgestempelten Schulsacks geöffnet ist. Eine solche Anstalt hätte zunächst die deutsche Sprache als den Zugang zu einem tieferen Verständnis für deutsche Art zu vermitteln. Es müßte eine Einführung in deutsche Literatur, Kunst und Geschichte geboten und Verständnis für speziell deutsche Einrichtungen geweckt werden. Auf Grund der erworbenen Kenntnisse könnten die Besucher mit wirklichem Verstehen unter sachkundiger Führung zu den wichtigsten deutschen Kulturstätten geführt werden. Besonders würde ein Anschluß an Familien zu vermitteln sein, damit der Fremde dort vor allem Einblick in deutsches Wesen gewinnt.

Mit großer Freude wird es von jedermann begrüßt werden, daß die Schöpfung eines solchen Instituts in Berlin für den nächsten Winter bevorsteht. Geh. Rat von Böttinger, Mitglied des Herrenhauses, hat seine Einwilligung gegeben, daß ein von ihm hochherzig unterhaltenes Fremdenhaus in Göttingen in Berlin auf die oben gekennzeichnete Basis gestellt wird. Der durch die Abhaltung von deutschen Sprachkursen an der Universität und an der Handelshochschule bekannte Prof. Dr. Paszkowski, der Organisator der „Akademischen Auskunftsstelle", hat die Verwaltung und Leitung übernommen, und bei seiner reichen Erfahrung, die er durch Studien der Universitätseinrichtungen aller Kulturländer an Ort und Stelle erworben hat, wird das „Böttinger-Institut" eine große Zukunft haben. Das Kultusministerium bezeugt diesem Studienhaus, das ganz im Sinne des dahingeschiedenen Althoff ist, sein größtes Interesse und hat dem Institut im Neubau der Königlichen Bibliothek die erforderlichen Räume zur Verfügung gestellt. Zu dem Kuratorium gehören außer den Vertretern des Kultusministeriums der derzeitige Rektor der Berliner Universität, Max Rubner, und die ordentlichen Professoren Erich Schmidt, Hermann Diels, Alois Brandl.

Drei achtwöchige Kurse und zwei vierwöchige Ferienkurse zu einem mäßigen Honorar werden es allen Ausländern möglichmachen, zu irgendeiner Zeit der Vorteile des Studienhauses teilhaftig zu werden. An drei Vormittagen werden von Dozenten der Berliner Universität Vorträge geboten werden, und zwar über deutsche Literatur und Geschichte, über deutsche Einrichtungen u. a.; an vier Nachmittagen werden Oberlehrer Sprachkurse in kleinen Klassen abhalten. An Diskussionsabenden werden von den Teilnehmern Fragen aufgeworfen werden. Zudem werden jede Woche Besichtigungen von Museen, Ausflüge in die Umgebung Berlins stattfinden. Das Studienhaus wird es sich vor allem auch angelegen sein lassen, den Besuchern Verkehr in gebildeten deutschen Familien zu verschaffen. Von den vielen anderen Vergünstigungen sei nur die unentgeltliche Benutzung der Bibliothek des Böttinger-Studienhauses und der Akademischen Lesehalle erwähnt.

Bei dem trefflichen Programm, den mannigfachen Vorteilen für die Besucher und der günstigen Lage Berlins, das dem Fremden so unendlich viel bietet, wird das Böttinger-Studienhaus zweifellos bald großen Zuspruch haben. Neben Professoren- und Lehreraustausch, neben dem Amerika-Institut ist es berufen, im stillen Kulturarbeit vornehmster Art zu leisten; schafft es doch das Verständnis für Deutschland und deutsche Art und gibt somit die Voraussetzungen für das Ideal des Weltfriedens.



Aus dem Caprivizipfel.

Von Hans Kaufmann, Oberleutnant in der Schutztruppe für Südwestafrika. — Hierzu 14 Aufnahmen des Verfassers.

Durch die — bisher noch unbestätigte — Nachricht von einem Ueberfall auf die Kolonne von Frankenberg ist die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Caprivizipfel, diesen nordöstlichsten Teil unseres südwestafrikanischen Schutzgebiets, gelenkt worden, der sich bisher der weitestgehenden Unbekanntheit im deutschen Volk zu erfreuen hatte. Der etwas eigenartige Name dieses Landesteils, zuerst wohl als halb scherzhafter Verlegenheitsausdruck für eine schwer zu benennende Sache entstanden, wurde allmählich in den Sprachgebrauch übernommen und ist jetzt als amtliche Bezeichnung eingeführt. Es erübrigt sich fast, zu bemerken, daß der Caprivizipfel tatsächlich, wie ein Blick auf die Karte lehrt, ein „Zipfel" ist und unter der Aegide des Grafen von Caprivi in unsern Besitz gelangte.



Der „Caprivi"-Store, das Warenhaus von Schuckmannsburg.

Jagdlager der Massubialeute.

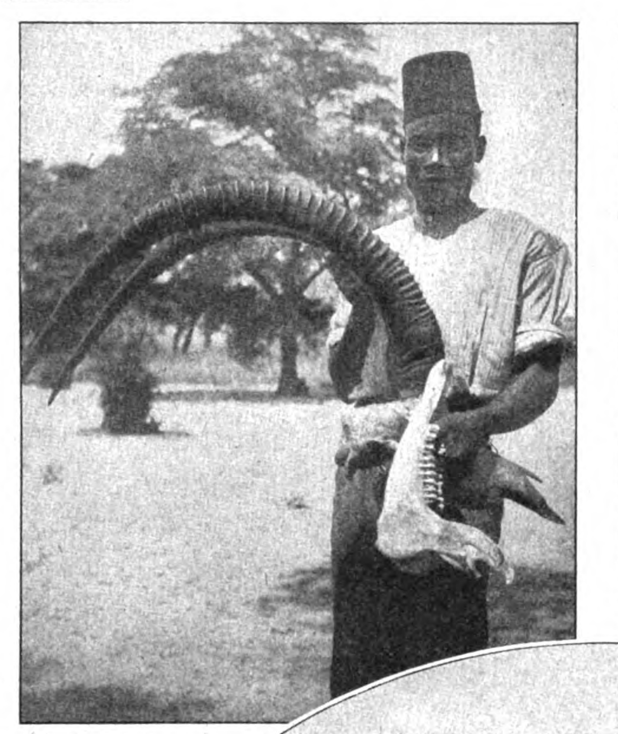
Erst in den Jahren 1905/6 wurde der Zipfel vom Forschungsreisenden Franz Seiner erkundet, während der Hauptmann Streitwolf von der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika am 27. Januar 1909 die deutsche Flagge dort am Linyanti hißte und etwas später am Sambesi gegenüber der englischen Station Sesheke die „Residentur im Caprivizipfel" errichtete, die zu Ehren des damaligen Gouverneurs von Südwest Exzellenz von Schuckmann Schuckmannsburg benannt wurde.

Es war keine leichte Aufgabe, die der erste Resident zu lösen hatte, da er ein Land ohne Leute vorfand. Die Eingeborenen, nämlich die zur großen Völkerfamilie der Bantuneger gehörigen Massubia, Masuë und Majeë, hatten auf die Nachricht von dem Anmarsch Streitwolfs das Land bis auf einige wenige verlassen, da ihnen von irgendeiner unkontrollierbaren Seite her die Deutschen als eine Art von Menschenfressern und -schindern geschildert worden waren. Es ist damals sogar die Frage aufgetaucht, ob die Deutschen „Weiße" wären. Durch seine ruhige und zielbewußte Politik gelang es Hauptmann Streitwolf jedoch innerhalb ganz kurzer Zeit, sich das Vertrauen der verschüchterten Eingeborenen in höchstem Maße zu erwerben, so daß ein großer Teil der Flüchtlinge zurückkehrte. Im Januar 1910 fand ich als Nachfolger des ersten Residenten bereits mindestens 10000 Eingeborene im Lande vor.



Am Linyanti.
Oben: Blick auf den Strom.
Unten: Ein Tigerfisch.

Die Eingeborenen sind wie wohl fast alle Ackerbauer durchaus kein kriegerisches Volk. Der neuerliche Ueberfall hat anscheinend ganz im Westen in der Okawangogegend stattgefunden und ist meiner Ueberzeugung nach



Massubiasoldat
mit dem Gehörn einer Säbelantilope.



Masuë
mit einer erlegten Oribi-Gazelle.

von auf fremdem Gebiet ansässigen Stämmen ausgeführt worden. Am meisten wäre es den Owakuanguaris zuzutrauen, die seit Jahren als echte und rechte Räuber ihre Nachbarvölker zu brandschatzen pflegen, und deren Häuptling Niangana eine ganze Anzahl von Morden auch an Europäern zur Last gelegt werden. Zu fassen war er bisher nie, da er sich je nach Bedarf in den Einöden von Portugiesisch-Angola oder der Kalahari verlieren konnte.

Der Caprivizipfel wird sich meiner Ueberzeugung nach niemals in dem Maß

Wohnhaus des Residenten in Schuckmannsburg.



Aluminiumboot der Residentur auf dem Zambesi.

zur Ansiedlung von Weißen eignen wie das Herero- oder Namaland. Die ganzen Lebensbedingungen ähneln weit mehr denen tropischer Gegenden als denen von Südafrika, dem „Lande des weißen Mannes“. Seine hauptsächliche wirtschaftliche Bedeutung beruht neben der Möglichkeit zahlreicher subtropischer und wohl auch tropischer Kulturen darauf, daß er Raum und Existenzbedingungen für 80- bis 100 000 Eingeborene bietet, also die Vorbedingung für „black labour“, die uns in Südwest so bitter not tut. Eine angenehme Zugabe zu dieser allerdings erst in der Zukunft liegenden wirtschaftlichen Bedeutung des Landes ist sein großer Wild- und Fischreichtum.


Besuch französischer Missionare aus Gesheke in Schuckmannsburg.


Djkamatonde in Booten zu einer **mit 100 Mann** Treibjagd versammelt.

Fischreichtum in Südwest! Krokodile, Flußpferde, Boote, Ueberschwemmungen usw. sind tatsächlich Begriffe, die in das Gesamtbild von Deutsch-Südwestafrika schlecht hineinpassen. Der Caprivizipfel, dessen Landschaft durch die Flüsse Sambesi, Okawango und Linyanti nebst deren Ueberschwemmungsgebieten das Hauptgepräge erhält, hat mit dem Hereroland und Namaland in der Tat auch recht wenig Aehnlichkeit.

Ich will nicht verfehlen, auf das vorzügliche Buch des Hauptmanns Streitwolf: „Der Caprivizipfel“ hinzuweisen, das 1911 im Verlag von Wilhelm Süßerott in Berlin erschienen ist, und das über alle Fragen, dieses interessante Land und seine Bewohner betreffend, die beste und berufenste Auskunft gibt.


Uebersetzen des zerlegten Ochsenwagens auf Booten über den Linyanti.

Es dürfte gewiß die Leser interessieren, die Ansicht des Autors über die Wertbemessung dieses Kolonialgebietes zu hören; Streitwolf schreibt folgendes: „Der wertvollste Teil des Caprivizipfels ist nun

Massubialeute mit Fischen.

fraglos das Ueberschwemmungsgebiet des Sambesi und Linyanti. Dieses Gebiet hat Tausende von Hektaren guten und sehr guten Ackerbodens, die nur des Pfluges harren. Im Durchschnitt ist der Boden am Linyanti besser als am Sambesi, da letzterer infolge seines größeren Wasserreichtums und seiner größeren Stromgeschwindigkeit die Gegend hat mehr versanden lassen als der Linyanti. Wenn nun auch am Sambesi große Strecken versandet sind, so bleibt doch noch genug Boden übrig, um einen Ackerbau im großen zuzulassen.

Was die Sambesi- und Linyantiflut **anbelangt, so ist sie in keiner Weise etwa** zu vergleichen mit der Nilüberschwemmung. Letztere bringt befruchtenden Schlamm, unsere Flüsse lediglich sterilen Sand. Gebaut kann werden Mais, Kaffernkorn, Zuckerrohr und Reis. Ob Weizen dort gedeiht, kann nur der Versuch lehren. Letztere Kornart müßte dann nach Ablauf der Flut auf die rückbleibende Bodenfeuchtigkeit hin gesät werden und während der Winterzeit reifen. Zuckerrohr und Weizen hätten unbegrenzten Absatz nach Südafrika und könnten auch die hohen Transportkosten bis zur Bahn nach Livingstone tragen. Für Reis hingegen fehlt der Absatz, da die Ein-

Hütte Djkamatondes, des Häuptlings der Westmassubialeute.



Eingeborene Soldaten bei der Schießausbildung.

geborenen keine Reisesser sind und der Abtransport nach Süd-Rhodesia, wo eine größere weiße Bevölkerung ist (etwa 13 000), sich nicht lohnt infolge der zu hohen Frachtkosten. Baumwolle wird fraglos an den nicht zu hoch überfluteten Stellen des Ueberschwemmungsgebietes gedeihen.

Die Weide des Ueberschwemmungsgebietes ist gut. Nach Ablauf der Flut ist dort sofort grünes Gras, das so ziemlich die ganze Trockenzeit vorhält. Das Rind, das sonst in Südafrika in den dürren Monaten sehr abfällt, bleibt also hier stets gut im Fleisch.

Was den Absatz des Viehs anbelangt, so ist er unmöglich nach Englisch-Südafrika, das seine Grenzen gegen Deutsch-Südwestafrika gesperrt hat und auch kaum wieder öffnen wird. Der nächste Markt liegt daher erst in Otavi-Grootfontein auf 900—1000 Kilometer Entfernung. Dieses macht einen Verdienst ziemlich illusorisch oder wenigstens recht schwierig.

Das Waldgebiet des Linyanti-Beckens hat zum großen Teil gute Weide und in den Omurambas guten Ackerboden. Der torfartige schwarze Boden im Mopanewald ist hingegen für Ackerbau nicht geeignet. Der Wald selbst hätte großen Wert, wenn er bei Windhuk läge. Sowohl Nutzholz wie Brennholz würde er in ungeheurer Menge liefern. Aber so, wie er nun einmal gelegen ist, spielt seine Holzausnutzung keine Rolle."

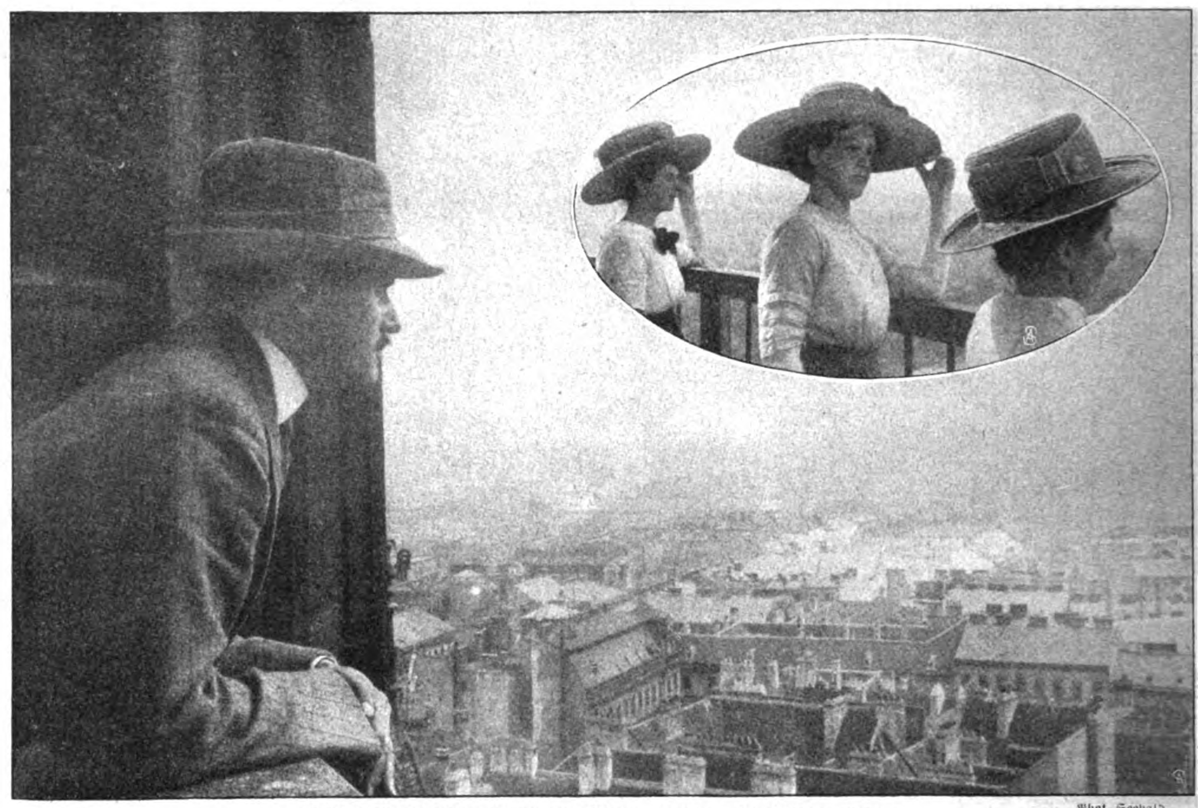
Hoch oben.

Von Victor Ottmann. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Zu den Türmen steht der Mensch von jeher in einem eigentümlichen Verhältnis: er ist es, dessen Geist sie erfinnt, dessen Hand sie baut, und dennoch empfindet er sie in ihren edelsten Beispielen fast als etwas Ueberirdisches. Wenn wir die Türme unserer Kathedralen betrachten, des Straßburger Münsters, des Kölner Doms, der Wiener Stephanskirche, wie sie so selbstverständlich, scheinbar für alle Ewigkeit gefügt, als feierliche Symbole des zu lichten Höhen strebenden Ideals, als Offenbarungen des Göttlichen emporragen, da kommt uns kaum der Gedanke, daß es Menschenhände waren, die diese Wunderbauten schufen. Die geschäftige Phantasie des Volkes hat die Türme und ihre einsamen Bewohner, die Glöckner und Türmer, mit tausend romantischen Schleiern umwoben, und die Dichtung verdankt diesem Stoff eine Fülle packender Gestalten: man denke nur an Goethes Lynkeus, an Victor Hugos Glöckner von Notre-Dame, an Ibsens Baumeister Solneß, der seinen letzten Triumph mit dem Todessturz von der Turmspitze bezahlt. Im Gegensatz zur alten Zeit, die den Turm nur in zweierlei Gestalten kannte, als Abschluß des Got-



Paris vom Turm der Notre-Dame-Kirche aus. Oben: **Auf der „Galerie der Wasserspeier" der Notre-Dame-Kirche.**



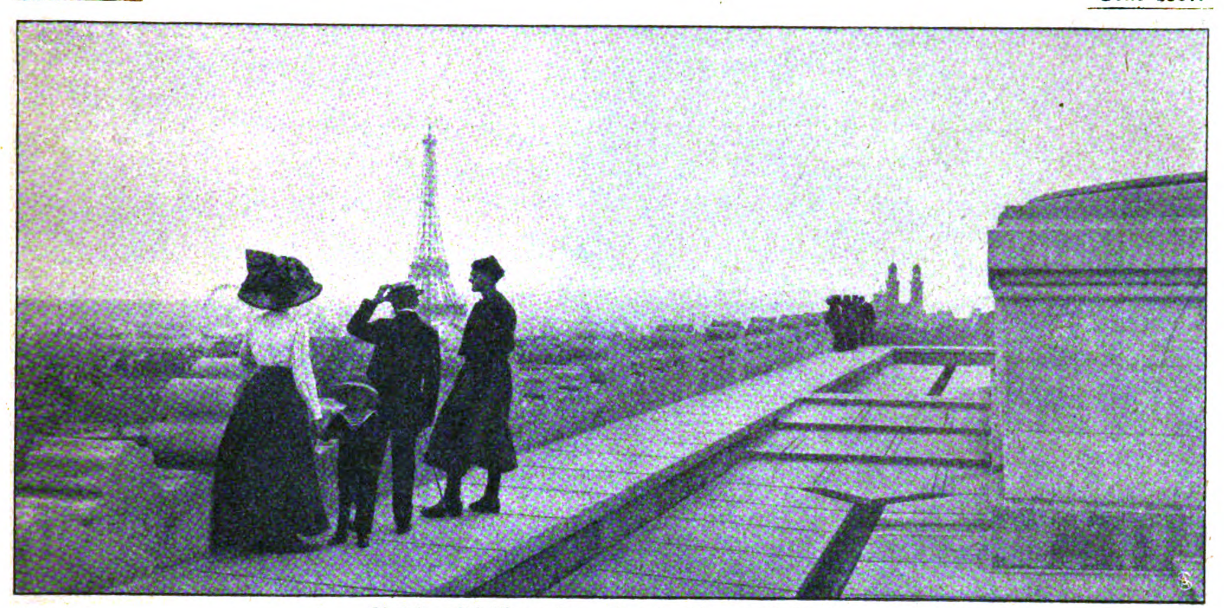
Blick vom Stephansturm auf Wien. Oben: **In luftiger Höhe.** Phot. Gerbald.

teshauses oder als Befestigungs- und Wachtturm, schafft die moderne Architektur immer neue Typen: Aussichtstürme, Türme für wissenschaftliche Beobachtungen, Türme für drahtlose Telegraphie und endlich förmliche Turmhäuser, die Wolkenkratzer Amerikas.

Wem das Treppensteigen nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, wird Goethes Beispiel folgen und in fremden Städten immer zunächst einen Turm besteigen, um aus der Vogelschau einen Ueberblick über die charakteristischen Formen des Stadtbildes und seiner Umgebung zu gewinnen. Allerdings gibt es genug Personen, denen der Aufenthalt in solcher Höhe Unbehagen verursacht, zumal wenn die Türme im Winde merklich zittern. Denn auch die festesten Türme schwanken, müssen schwanken. Unsere Abbildungen führen den Leser ohne die geringste Gefahr zu einigen der be-

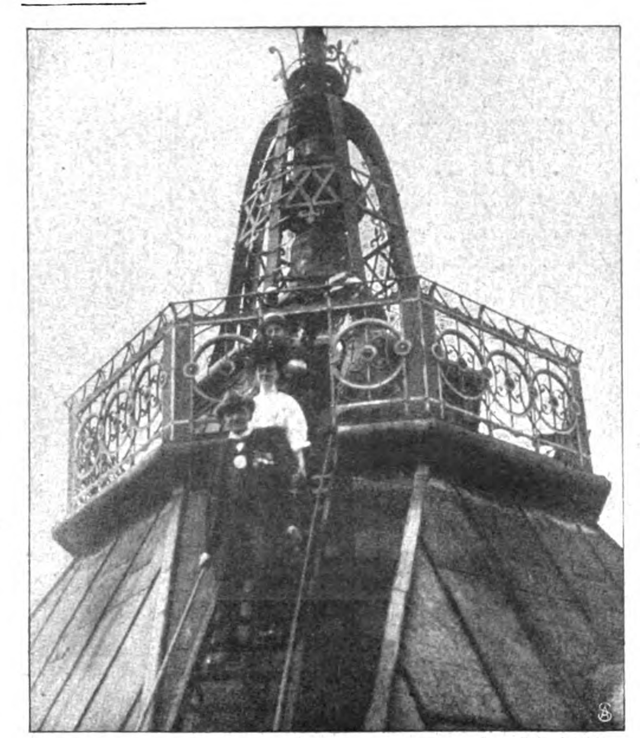


Blick vom Straßburger Münster. Phot. Manias & Co.



Auf der Plattform des „Arc de triomphe“, Paris.

London von der „golden gallery“ der St.-Pauls-Kathedrale.



Phot. Gebr. Haeckel.

Die Spitze des Berliner Rathausturms.

kanntesten Türme und hohen Baudenkmäler Europas hinauf, zu berühmten Aussichtspunkten. Da ist zunächst der vielbesungene „alte Stepherl", das Wahrzeichen Wiens, der Turm der ehrwürdigen St. Stephanskirche, von dem in Zeiten schwerer Türkennot die Bewegungen der Belagerer beobachtet wurden. Ein prachtvoller Rundblick belohnt hier oben die kleine Mühe des Steigens: unten, rings um die Kirche, die Altstadt mit ihren wunderlichen Dächern, im weiteren Umkreis die neuen Stadtteile, das breite Donauband, der Wienerwald. Fünf Meter höher (142 Meter) ist der Turm des Straßburger Münsters, dessen Plattform einen unvergleichlich schönen Blick auf die Stadt und den gesegneten Gau zwischen Schwarzwald und Vogesen erschließt. Wesentlich tiefer befindet man sich auf der Krönung des Arc de Triomphe de l'Etoile in Paris, aber trotz der verhältnismäßig geringen Höhe von 50 Meter ist die Aussicht auf das Häusermeer von Paris mit seinen Türmen, Kuppeln und bizarr geformten Dächern von bezaubernder Wirkung. Nicht so malerisch, aber — bei einem Gesichtsfeldradius von 90 Kilometer — unvergleichlich großartig ist der Rundblick vom dritten Stockwerk des Eiffelturms, dem vorläufig immer noch höchsten Bauwerk der Welt. Das romantische Gegenstück zur nüchternen Sachlichkeit dieser kolossalen Eisenkonstruktion bildet die sagenumwobene Kathedrale von Notre-Dame. Ihre unvollendet gebliebenen, stumpfen Türme nehmen sich mit nur 68 Meter Höhe zwar zwerghaft gegen andere Kirchtürme aus, aber die edlen architektonischen Linien und das phantastische Beiwerk der Ornamente, z. B. die wunderlich fratzenhaften Wasserspeier, verwandeln den leblosen Stein in sprechende, faszinierende Wesen. Auch das irrigerweise so oft als



Phot. Gebr. Haeckel.

Auf dem Kopf der Siegessäule in Berlin.



Auf der dritten Galerie des Eiffelturms in Paris.

häßlich verschriene London besitzt viele Punkte, die sich getrost mit den besten Pariser Veduten vergleichen dürfen. Sein höchstes Bauwerk, die St.-Pauls-Kathedrale, erschließt von den verschiedenen Plattformen der Türme, besonders von der „Golden Gallery“ und der Glockengalerie aus, ein mächtig eindrucksvolles Panorama. Man muß gegen Abend hinaufsteigen, wenn der für London so charakteristische Dunstschleier, vom Gold der sinkenden Sonne verbrämt, die Riesenstadt in jene farbige Schönheit taucht, die niemand besser erkannt hat als der Maler Whistler. — Berlin kann mit so pittoresken Stadtbildern wie Wien, Paris und London nicht dienen, dazu fehlt der jugendlichen Metropole und ihren geraden Linien zu sehr das Verschnörkelte, Verwitterte, Verträumte einer altehrwürdigen Kultur. Dennoch sollte kein Besucher Berlins versäumen, wenigstens den 67 Meter hohen Rathausturm und auch noch die Siegessäule zu besteigen. Die gewaltige Häusermasse der Stadt entbehrt, von hier oben gesehen, trotz einer gewissen Nüchternheit doch keineswegs der Poesie: es ist die Poesie jener schöpferischen Kräfte, die aus dem spröden Boden der Mark mit der Zeit eine Weltstadt zauberten, die Poesie des rastlosen und nimmer ruhenden Vorwärtsstrebens, der Arbeit.



Blick von der Glockengalerie der St.-Pauls-Kathedrale auf London. Phot. Record Preß.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

9. Fortsetzung.

Zur selben Zeit befand sich die kleine Herta an dem versteckten und heimlichsten Winkel, den man in Werrahn aufspüren konnte.

Am Rand eines spärlichen Eichenhains, in dessen Mitte sich eine beinah kreisrunde enge Wiese eingedrängt hatte, floß breit und tief mit hellem, fröhlichem Wasser der Mühlgraben vorüber, der sich gerade an dieser Stelle ein umfangreiches sandiges Bett gewühlt. Von der andern Seite wurde das Gewässer von einer Reihe starker Pappeln begrenzt, die im leisen Frühlingswind hin und her schwangen, und von Stamm zu Stamm zog sich frisches, schlankes, geschwätziges Weidengestrüpp, unter dessen Blätterdach eine Schar bunter Stieglitze zwitscherte, denn dicht am Wald gab es eine Distelkolonie, die dieses Volk bevorzugt. Hier an dem stillsten Plätzchen hatte Mutter Lotting über den Wasserlauf ein viereckiges, von Segelleinen umspanntes Zeltgerüst aufschlagen lassen, damit die Bewohner von Werrahn nach getaner Arbeit ihre Mühe und Last in dem kristallnen Naturbecken abspülen könnten. An dem heutigen Himmelfahrtstag indessen lag die Stätte verödet. Nur die ersten gelben Zitronenfalter, die frühzeitig den durch das Land wandernden Frühling begrüßen wollten, gaukelten um Hunderte von goldenen Marienblumen, mit denen sich die Wiese bereits geschmückt hatte, die Schar der farbenfrohen Stieglitze schwirrte hin und wieder, und durch die sonnenspiegelnde Flut huschte zuweilen eine Rotte winziger Stichlinge, die von einem größeren Fischlein einexerziert wurden. Drüben, jenseit der Pappeln, stolzierte einsam ein bejahrter Storch herum, nickte ehrwürdig mit dem Haupt und hörte beifällig auf das Quaken der Frösche sowie auf das monotone Summen und Zirpen der Heuschrecken. Über Feld und Wald und Wiese aber spannte sich ein durchsichtiges, spiegelndes Sonnennetz.

Da nahte am Grabenrand entlang ein eiliger, leichter Schritt. Im hellen Sommergewand, unbedeckten Hauptes, so daß die goldenen Haare, von den Sonnenstrahlen getroffen, wie ein dichter Kranz jener Marienblumen funkelten, schritt die kleine Herta einher. Bald blickte sie auf ihre gelben Stiefelchen hinunter, die den schmalen Fuß so fest einspannten, bald schaukelte sie sorglos den großen, gelben Strohhut, den sie nach Friederikenart an blauem Seidenband über den Arm trug. Als sie die Wiese in dem Eichenwäldchen erreicht hatte, verharrte die Blonde einen Moment und beschattete mit der Rechten die Augen. Plötzlich jauchzte die Kleine laut auf, aber im nächsten Moment erschrak sie vor ihrem eigenen Ausbruch.

Herrgott, daran war sie gar nicht gewöhnt. Wenn das einer von den Leuten vernommen hätte, mit denen sie jetzt stets zusammen war, und die sie beobachteten!



Merkwürdig — merkwürdig, — sie ließ sich am Grabenrand nieder und schaute auf die silberne, rasch vorüberwirbelnde Fläche herab, die ihr schmales Haupt in zitternden, schnell verwischten Linien widerspiegelte; so sehr lange, eine so unbegreifliche Zeit hatte die Kleine nun bereits unter der ständigen Beobachtung all ihre innersten Neigungen, Pläne und Liebhabereien unterdrückt — und jetzt? Jetzt schien es ihr beinah, als ob jenes rege Leben, das sonst ihre Glieder gestreckt, langsam und friedlich entschlummert wäre! Ja, auch friedlich! Wirklich, höchst seltsam! Wie hätte sie sonst hier so untätig im Gras hocken können, die eine Hand hinter sich aufgestützt, um so, halb zurückgelehnt, mit stillem, unberührtem Interesse zwischen den Pappeln auf das Feld hinauszublinzeln, dorthin, wo der Storch seinen gravitätischen Morgenspaziergang unternahm?

Jetzt verbeugte er sich und hackte mit dem roten Schnabel in eine weite, glitzernde Wasserlache, die von der letzten Überschwemmung zurückgeblieben war.

Er hat sich wohl ein Fröschlein geholt, dachte Herta, und wieder mußte sie sich darüber wundern, daß sich in derlei weltfremden Beobachtungen ihr einst so jagendes, unstetes Temperament hatte einfangen und beruhigen lassen.

Wohlig streckte sie ihr schlankes Körperchen noch weiter nach hinten und begann versonnen allerlei Grashalme in ihrer Nähe auszurupfen. Nur traumverloren und müde schlichen ihre Gedanken fürbaß!

Aber ach, wie lind legte sich diese ihr früher so verhaßte Ruhe um Seele und Leib. Es war, wie wenn eine alte, weiche, verrunzelte Greisinnenhand ihr beständig über die heiße Brust und das schlagende Herz striche; es war, wie wenn dies Mutter Lottings Hand wäre! In tiefer, sie durchzitternder Wohlbehaglichkeit bettete die Kleine beide Arme unter das Haupt, so daß ihr das Licht blendend die Stirn umspielte, dehnte sich und schloß die Augen. Und während grüne und braune Käfer um sie herumsummten, da kam es ihr im Verdämmern so vor, als ob feine, unirdische Stimmen ihr ins Ohr lispelten: „Sieh, du süße, kleine Blonde; diese Wunschlosigkeit, dieses Einschlummern alles Wilden und Regellosen, darin besteht wohl am Ende das Glück. Es sieht ganz anders aus, als du es dir vorgemalt. Kein herunterbrausender Sturzbach ist es, sondern ein landvergessener, schlummernder Weiher, umstanden von einer dichten Wand surrenden Binsengestrüpps, das dem Wind wehrt, auf daß er unschädlich vorüberstreiche. Ja, ein stiller, nur von wenigen gekannter Weiher! Und sieh — sieh — sieh — aber bleib ruhig, Kleine, bleib ruhig — wie lange wird es dauern, dann wirst du dich dem verbinden, der über all diesen Frieden hier gebietet, der ihn dauerhaft und fest für dich machen kann, ihm, dem großen, guten, ehrlichen Riesen, der seine mächtigen Fäuste faltet, um zu dir wie zu einer Gottheit zu beten?"

„Heinrich? — Oh — oh —" Sie seufzt und regt sich im Gras. Doch die summenden Stimmchen wiegen sie wieder ein.

„Bleib still — süße Kleine — bleib still, wir Heimchen singen dir vom Glück. Merkst du nicht selbst, welch ein fressendes Gift die Leidenschaft, die wilde, entfesselte, die mordgierige und liebessehnsüchtige, den menschlichen Leibern mitteilt? Wie sie selbst die Schönsten entstellt? Blick doch auf Heinrichs Schwester Anna! Ist sie nicht höher und herrlicher gewachsen als du? — Ein reifes, sommerliches Weib? Und merk auf — merk auf, Kleine! Entdecktest du nicht schon seit langem an der Ruhigen, scheinbar so Unerschütterten einen Flor über den Augen, wie er nur von schlecht unterdrückten Tränen herrührt? Und die Hast und die Unruhe und das tiefe Seufzen, das manchmal nächtlich zu dir aus der Nebenkammer hereindringt! — Wie erklärst du das wilde Stammeln, das überstürzte Reden aus quälenden Träumen heraus? Und dann, Kleine, o du bist ja klug, längst hast du doch das Versteckenspielen beobachtet, das diese beiden, der hübsche, blonde, gräfliche Junge und jenes sich nach Hingebung sehnende Weib vor den andern treiben! Wie oft ging ein Lächeln über deine Züge, wenn das große, verschlossene Mädchen ihrer Mutter irgendeine zwingende Besorgung vortäuschte, die sie dahin und dorthin in die Umgegend oder in die Stadt führen müsse. Hast du die beiden nicht einmal zur Zeit, als die Frühlingstürme anfingen, die kahlen Äste von den Chausseepappeln zu reißen, hast du sie nicht aus einem Krug der Umgegend miteinander heraustreten sehen? Du wandtest zwar, du kleine Schlaue, das Haupt und schlugst einen Feldweg ein. Aber seitdem weißt du, was dir zu denken und zu glauben bleibt, nicht wahr? Ist's so? — Ist's so?"

In immer engeren Kreisen surrt und schwingt sich das Käfervolk um das hingestreckte blonde Haupt. Die Sonnenstrahlen fangen sich in den riesenhaften Maschen eines zwischen zwei Lindenstämmen ausgespannten Spinnennetzes, und die Tautropfen, die dort in den unsichtbaren Kammern hängen, glitzern und werfen funkelnd die Lichtflut zurück. Gleich lebendig gewordenen Smaragden stehen schillernde grüne Fliegen fast unbeweglich in der Luft, um plötzlich davonzublitzen.

Aber da, — was ist das?

Ganz unvermittelt fährt die Kleine empor, streicht sich über die Stirn und blickt so wirr um sich, als ob sie sich im ersten Moment nicht auf sich selbst besinnen könnte. Wie ist doch das? Der Brief? Dieser sonderbare, winzige Brief, den sie heute in einer unbekannten Schrift erhalten, und der sie so kurz und bestimmt um ein Zusammentreffen dort draußen auf dem Vorwerk unter der alten herabgebrannten Windmühle bittet? Richtig — richtig! Eifrig fährt sie mit der Hand unter den Brustlatz und holt von dort den knisternden Zettel hervor. Wie bestimmt und heischend diese wenigen Worte klingen. Kein Zweifel, sie weiß ganz genau, diese Zeilen stammen von dem Junker, der sie eigentlich nie so recht beachtet hat, und der sie jetzt vielleicht als Vermittlerin, als Liebesboten zu gebrauchen gedenkt. Ha, ha! Der törichte, leichtfertige Patron. Jetzt schleicht er gewiß um die ausgebrannte Holzruine herum, während sie, die er sucht, am entgegengesetzten Ende der Werrahner Besitzung sich versteckt hält, um hier über dem sanft rollenden Bach seine Einladung in hundert kleine Fetzen zu zerreißen.

Guck, wie sie davonschwimmen! Sie wirbeln sich herum, sie kreisen umeinander und verschwinden. Nein, nein, nicht aus dem Frieden heraus. Die sanfte, gedankenlose Ruhe umschmeichelt sie so wohltätig, macht alle Glieder so wunderbar matt und gefügig!

Und wie die Kleine den weißen Schnitzeln nachschaut, da gewinnt der Wunsch Macht über sie, gleichfalls die Kühle des Gewässers zu versuchen. Ja, das ist wahr, alles ladet zu solch einem heimlichen, plätschernden Bad.

Mit einem raschen Entschluß springt sie auf, steckt das Kuvert des Briefes, das noch übriggeblieben ist, wieder zu sich, schon überschreitet sie das schmale Brett, das in den leinwandumspannten Raum hineinleitet, im nächsten

Moment streifen und lösen ihre Finger an den leichten Kleidungstücken herum. Nun steht sie im vollen Sonnenlicht prangend da und reckt sich. Nur das aufrauschende Wasser vermag die weiße Gestalt zu belauschen, und die grünen Lindenwipfel, die über die offene Wand hereinlugen, streuen Knospenhüllen über sie herab. Ein Dehnen und Strecken! Und dann schießt etwas Weißes, Glitzerndes auf der Fläche hin und her, versinkt und kommt wieder zum Vorschein, balgt sich mit dem Schaum und huscht hinter den irrlichtelierenden Sonnenstrahlen her. Über ihr jedoch schießen und blitzen noch immer die lebendigen Smaragde, die sie begleitet haben, und sie werfen merkwürdig grüne Schatten über die nasse, seidige Haut.

* * *

Über dem Weidengestrüpp, das zwischen den Pappeln seine Blätter im sanften Wind hin und her kräuselte, bald grün, bald silberweiß, erschien ein schwarzer Pferdekopf. Dessen Nüstern weiteten sich, als das Tier das nahe Wasser spürte, und wie weiße Flocken schleuderte es den Schaum fort, so daß es aussah, als ob frisch gefallener Schnee den Bach hinuntertriebe.

Aber noch etwas anderes gab es dort zu erlauschen. Drüben, auf der umfriedeten Wiese, saß dort nicht eine hell gekleidete junge Dame, auf deren blondem Haupthaar es wie von Tautropfen funkelte, und die — Himmeldonnerwetter, es war wirklich so — sich bemühte, ein Paar allerliebste schwarze Strümpfe auf die entblößten Füßchen zu streifen?

Herrgott — Fritz Hohensee vergaß jede Vorsicht, drängte die Weidenzweige zur Seite und beugte sich selbst weit vor, um auf das ihm so unvermutet geschenkte anmutige Bild einen vollen, durstigen Blick schicken zu dürfen. Herrgott — wie leuchtete und blitzte das! Das saß ja da wie eine von den huschenden Waldnixen, so wie sie die verfluchten Kerle, diese modernen Maler, jetzt schufen, und die sie nur zum Spaß und für prüde Augen mit allerlei weichem Kleiderkram umhüllten. Das dort drüben mußte eben aus dem Wasser entstiegen sein. Kein Besinnen länger. „Warte, du Hexe, jetz faß ich dich! Du sollst mir bezahlen, du frecher, blonder Spatz."

Ein heftiger Schenkeldruck, zwei Schritte prallt das schlanke Roß zurück, die beiden Vorderbeine spannen sich schräg und angestrafft nach hinten, als gedächte sich das edle Tier vor dem, was nun folgen sollte, mit aller Macht zu sträuben. Ein Schauer geht über die zitternden Glieder, und dann — —

Von jenseit ein Schrei. Die blonde Nixe auf dem grünen Plan fällt zurück, wie wenn ein Blitz mitten durch den Sonnendunst vor ihr eingeschlagen hätte. Ist das möglich?

Über den Graben fliegt es herüber, schwarz und weiß, nicht zu unterscheiden, eine unheimliche Masse. Und jetzt wiehert etwas vor der Hingestreckten laut und durchdringend, ein Paar blitzend blaue Augen umfassen sie, als ob sie durch das unschuldige weiße Kleid hindurchsengen möchten, und eine fröhliche Stimme klingt jauchzend an ihr Ohr, nichts als das eine Wort schmetternd: „Kriegsgefangen!"

Die dichte Wand der Eichen hallt das Wort zurück. Dann ein dumpfes Aufspringen, und der weißröckige Offizier mit den glänzenden Reiterstiefeln steht vor ihr, den Zügel des Pferdes lässig um die Faust geschlungen. Da schnellt auch Herta aus ihrer hingestreckten Lage auf. Ihre erste Bewegung gilt ihrem weißen Röckchen. Sie sucht ihre Blöße zu verdecken. Dann bannt sie ein keckes, trotziges Lächeln auf ihre Lippen, obwohl ihr Herz vor Furcht und Unruhe hüpft und zittert.

„Guten Morgen, Herr Leutnant", beginnt sie so unbefangen, als es ihr möglich ist.

Aber von der andern Seite klingt es in durchaus verschiedener Tonart zurück. Das Beben der Erwartung, des Sieges, des Besitzens durchdringt bereits die Stimme des Reiters, dessen Wangen von der bräunlichen Flut des Frühlings überströmt sind.

„Guten Morgen, kleine Gnädige. Da wären wir also!"

„Ja, das sehe ich."

„Gut, dann gestatten Sie wohl. Nicht wahr, es ist erlaubt?"

Der Graf wirft sich dicht neben dem Mädchen nieder. Die Wiese schüttert einen Moment vor dem dumpfen Fall, und das Herz schlägt der Kleinen bis in die Kehle.

Was soll das? Was wird das? durchstürmt es ihre aufgestörten Sinne. Mit beiden Händen krampft sie sich rückwärts in den Grashalmen fest und gedenkt sich aufrechtzuerhalten. Um Gottes willen sich jetzt nicht aus dem Frieden forttreiben lassen, der sie so süß, so dämmernd umfangen hat. Das Geschenk von Mutter Lotting. Nein, dagegen sich wehren! Hier gilt es, sich zu verteidigen, sich sträuben gegen das Herüberlangen einer wilden Jugend, die sie bis vor kurzem noch in sich selbst verkörpert wähnte.

Fest bleiben, die Hand vorwerfen und den Zudringlichen fortjagen!

Aber wie der junge Offizier sie jetzt mit einem so verschlagenen Ausdruck anblinzelte und seine Hand einen Moment leicht auf die ihre legte, da vermochte sie nicht, sich zu irgend etwas Entscheidendem aufzuraffen. Nur leise lispelte sie vor sich hin: „Nicht doch!"

„Ja," begann der Leutnant geradezu, „wir sind also abgeblitzt. Komme nämlich eben von der alten Werrahner Mühle, wo ich die verkohlten Sparren so andächtig betrachtet habe, als wäre ich irgendein Branddirektor. Bitte, warum kamen Sie nicht, kleines Fräulein?"

„Ich?"

So herabgedämpft war ihre Natur bereits durch die fügsame Schweigsamkeit, die sie Mutter Lotting zuliebe solange geübt hatte, daß sie sich über die fast selbstverständliche Unverfrorenheit des Aristokraten nur dumpf verwundern konnte.

„Ich weiß gar nicht, was Sie meinen", fuhr sie ohne Nachdenken fort, und doch schnürten sich dabei ihre dunkleren Augenbrauen bereits etwas näher zusammen.

Dann wieder ein leichter, unterdrückter Schreckensruf. War das wirklich geschehen? Hatte sie die Finger dieses Menschen tatsächlich an Hals und Brust gespürt? Mit einem kecken Griff hatte sich der Reiter des Papierfetzens bemächtigt, der noch immer aus ihrem Brustlatz hervorlugte. Jetzt hielt er ihr das zerknitterte Kuvert entgegen.

„Sie hätten doch kommen sollen", fing er von neuem an, und es schien so, als wisse er gar nicht, welche Worte er gebrauche, derartig bewundernd und huldigend umfaßten seine Blicke immerfort die kleine, bebende Gestalt der Blonden.

Aus ihrem Haar perlten fortgesetzt Wassertropfen, und den weißen Rock hielt sie angestrengt und eng um die entblößten Füße gespannt, die der Offizier doch nur flüchtig und fast mit Scheu gestreift hatte.

„Sie hätten doch kommen sollen", wiederholte er noch einmal unsicher, während er von neuem nach ihrer Hand griff.



Heftig entzog sie ihm ihre Finger.

„Was wünschen Sie eigentlich von mir, Graf Hohensee?“ rief sie plötzlich, sich auf sich selbst besinnend, und in ihre Stimme drang ganz unbewußt wieder jenes lockende Beben und Schwanken, das sich hier auf Werrahn bereits verflüchtigt hatte. „Ich wüßte doch nicht, daß wir beide etwas miteinander abzumachen hätten, was meine Freunde nicht hören dürften, nicht wahr?“

„Ja“, murmelte der Offizier, riß händevoll Grashalme um sich aus und streute sie ihr in den Schoß. „Wüßte es eigentlich auch nicht.“

„Oder wollen Sie mir vielleicht erklären,“ richtete sich die Kleine jetzt in vollem Zorn in die Höhe, wobei sie im Grunde sich doch keinerlei Rechenschaft darüber ablegen konnte, warum sie von einer so leidenschaftlichen Erregung gepeitscht würde, „wollen Sie mir vielleicht erklären, weshalb Anna Kalsow in Tränen herumgeht? So sagen Sie es doch!“ setzte sie errötend und heftiger hinzu. „So verstecken Sie sich doch nicht. Ich wollte es Ihnen längst schon einmal ins Gesicht werfen. Schämen Sie sich eigentlich gar nicht? Verbietet es Ihnen nicht Ihr Ehrgefühl, daß Sie, ein Offizier, ein Großer des Landes, sich gegen den ausgesprochenen Willen der Hausherrin in diese harmlose Familie drängen, aus keinem andern Grunde, als ein vertrauensvolles, gutes und schönes Geschöpf zu beunruhigen, ja vielleicht zu betören? Handelt so ein Mensch, den wir auch nur im landläufigen Sinne anständig zu nennen gewohnt sind? So heben Sie doch Ihr Gesicht! Sehen Sie mich doch bitte an, wenn Sie es vermögen.“

Ihre Brust zitterte, ihr ganzer Körper flog, allein plötzlich fiel sie wie betäubt zurück. Statt einer Antwort hatte der Weißrock neben ihr mit einem wilden Griff einen harten sehnigen Arm um sie geklammert, so daß sie widerstandslos zurückstürzen mußte, und jetzt spürte sie, während sie vermeinte, daß Donnerschläge die Erde erschütterten, ja, daß die Wassertropfen auf ihrem Haar wie glühendes Blei über ihre Augen zischten, um alles Schauen, alle Wahrnehmung zu vernichten, jetzt spürte sie halb gelähmt vor Entsetzen und doch mit einer untermischten, widerspruchsvollen Entspannung, wie sich ein Männerhaupt in ihren Schoß grub, und daß gleich darauf ihre Füße von irren Küssen bedeckt wurden.

Und siehe, die Sonne ging unter, es wurde Nacht um sie. Duldend lag sie, fühlte Tränen durch ihre Wimpern hervordrängen und meinte, die letzte Stunde des Daseins wäre angebrochen. Und die letzte Stunde quoll von Süßigkeit, und der weiße Tod lag neben ihr und küßte sie.

Da schoß einer der lebendigen grünen Edelsteine summend durch ihre Schwäche. Mit einer übermenschlichen Anstrengung zuckte sie empor, griff sich in die halb gelösten, fließenden Haare und sprach ganz natürlich, ohne Trug und Verstellung, nur verloren und wehklagend: „Ja aber — großer Gott!“

Der Graf war aufgesprungen, hatte den Zügel seines Pferdes ergriffen, und es sah so aus, als wolle er sich vor dieser Hilflosigkeit in den Sattel schwingen, um zu flüchten. Wäre dies geschehen, das Elend hätte nie das Dach des Werrahner Hauses abgedeckt, um durch die leeren Sparren die Verödung zu schauen. Jedoch ein schneller Atemzug der Kleinen, für den sie nichts konnte, den sie nicht beabsichtigt hatte, hielt den Reiter zurück und fesselte ihn abermals an die Stätte des Überfalls. Mit dem Rücken gegen das Pferd gelehnt, begann er Vorwürfe und Anklagen gegen sie zu sprudeln, als hätte ihm dieses kleine blonde Geschöpf, mit dem er doch kaum hundert Worte gewechselt, seine Existenz, Gegenwart und Zukunft verwirrt.

So klang es: „Warum Anna in Tränen herumgeht? Weshalb fragen Sie mich das, Sie wunderbares kleines Ding? Sie wissen recht gut, daß der Stärkere immer recht behält. Und wer ist wohl dort in dem Hause zu Werrahn der Stärkere? Wer? Weshalb schweigen Sie stets? Dieses Schweigen, das so grausam spricht? Warum entfernten Sie sich immer und zogen doch mit schnürenden Stricken nach sich? Das alles wußten Sie recht gut. Man braucht nur in Ihre Augen zu schauen, um zu erkennen, daß Sie das alles vorausgesehen. Und dann, was kümmert mich Ihr Irrtum, sobald ich aus ihm emporgetaucht? Wir jungen Leute sind dazu da, daß wir dem Augenblick seine Krone entwenden. Glauben Sie mir, darin besteht die höchste Lust. Das ist gewissermaßen die neue kostbare Religion der Jugend. Und Sie, Sie herrliches, wildes Geschöpf, Sie täuschen mich nicht, Sie denken geradeso.“

Vor Hertas Ohren schwirrte es. Das Rauschen der Bäume, das lispelnde Plätschern des Wassers, das Summen der Käfer, das schmerzvolle Keuchen, das in ihrer eigenen Brust aufstieg, alles umtanzte sie gleich einer irren Musik. Sie hörte Schellengeläut, Glockenklänge, Tanzweisen, und dazwischen donnerte ganz fern die Orgel des Küsters Vierarm. Sie wollte sich aufrichten, aber ihr Bedränger verhinderte es, indem er mit seinem Pferd dicht an sie heranrückte, so daß sie auf nackten Knien vor ihm liegen bleiben mußte. Die merkwürdig blauen Augen zu ihm erhoben, einer widerspenstigen Beterin gleich, mußte sie ihn weiter hören.

Wie seltsam! Tiefer beugte er sich zu ihr herab, und während sich seine Fäuste ballten, als hätte sie ihm das Ärgste angetan, klang dieses heiße, vor innerer Leidenschaft unterbrochene Stammeln fort: „Eindrängen? Wer hat sich hier eingedrängt? Sie haben es getan! Sie, die vornehme junge Dame, das Mitglied unseres gehobenen Kreises, Sie haben sich gewissermaßen hier eingeschmuggelt! Ja, ja, so ist es.“ Er rüttelte an ihren gefalteten Händen. „So antworten Sie doch, wenn Sie den Mut besitzen. Wozu berücken Sie diesen guten, ehrlichen Jungen, diesen Heinrich, der doch niemals ohne Ihre Ermunterung seinen Blick nach Ihnen zu richten gewagt hätte, wozu umnebeln Sie ihm den armen schwerfälligen Kopf? Doch, doch, Sie sollen mir antworten“, tobte er heißer weiter. „Das ist doch alles Betrug, Gaukelspiel, aber nie und nimmer ein innerer Zug von Wahrheit! Ja, ich höre, daß man Sie, das feine, kleine seidige Geschöpf, in der Umgegend bereits für seine Braut hält. Ich frage Sie, warum tun Sie nichts dazu, ein solches Lügengespinst zu zerreißen? Das müssen Sie doch tun! Sie müssen doch einsehen, daß Sie das tun müssen, nicht wahr?“

So stark rüttelte und zog der Offizier an ihren Händen, daß er sie unwillkürlich aus ihrer knieenden Stellung in die Höhe riß. Nur so viel Zeit blieb der Kleinen noch, um sich mit beiden Händen betäubt und bewußtlos gegen seine Brust zu stemmen, und während sie mit vergehenden Sinnen vor sich hin murmelte: „Ich dachte, Sie wären sein Freund. Was geht das Sie an, wie ich über meine Zukunft bestimme? Wie kann ein Freund gegen den anderen so schlecht handeln?“ Und während dies alles ohne innere Anteilnahme von ihr abfiel, da schauderte der schlanke Körper abermals wie unter



Schlägen zusammen, denn der starken Bewegung folgend, hatte der Aufgeregte sie an sich gerissen und verschloß ihren Mund nunmehr mit sengenden, trunkenen Küssen.

„Und ich leide es nicht, das soll nicht sein, das darf nicht —" Da vernahm sie noch ein Zischen vor ihrem Ohr und dann wieder dieses stumme, entsetzliche, alles auflösende Ringen, bis es plötzlich unendlich still um sie ward.

Merkwürdig — oh, wie seltsam merkwürdig!

Da lag sie ausgestreckt mit weit hingebreiteten Armen in dem jungen Grase. Von fernher verklang der tolle Galopp eines Rosses, und wenn sie die Augen öffnete, dann sah sie durch die grüne Wand der Pappeln hindurch ganz weit auf der Landstraße einen weißen Punkt auf- und abtauchen und immer kleiner und winziger werden.

Aber auch dieses Bild vermochte sie nicht lange festzuhalten.

Ohne jeden Gedanken, völlig apathisch, wie in zerbrochener Wunschlosigkeit, ein Engel, der eben von schwarzer Faust aus den Himmeln des Lichts gestürzt wurde, so lag sie mit geschlossenen Augen. Über ihr summte die Käferschlacht fort, und ein Fliederbäumchen, das sich mit rötlich-blauer Krone unter die Eichen gedrängt, schüttete mitleidig seine Blüten über sie herab.

Das Wasser rauschte fort, der Wind ging weiter. Auf einem Sonnenpferdchen ritt der Frühling fernab über das Feld, und die verlassene Kreatur lag und sah, wie ihre Tränen im Morgenstrahl über die Gräser blitzten.

* * *

„Ganz sicher, jetzt finden wir sie", sagte Heinrich, der mit seiner Schwester Anna bereits seit Stunden spähend und in immer steigender, nur noch mühsam unterdrückter Angst in Feldern und Hecken umhersuchte, denn die Kleine hatte zum erstenmal, seit sie auf Werrahn weilte, die Mittagsstunde versäumt, so daß selbst in Mutter Lotting eine schlecht verhehlte Besorgnis aufgestiegen war.

„Sie wird schon kommen. Natürlich, sie wird schon kommen — wer weiß, junges Volk", sprach wohl die alte Dame vor sich hin. Und doch merkte die Hausherrin an der unrastigen Bewegung, die ihr ganzes Wesen ergriff, welch enge Anteilnahme sie bereits mit ihrem zierlichen Gaste verknüpfte. Wo würde sie denn sein, ein so besonnenes kleines Ding, das sich so sehr zurückhielt? Vielleicht in einer Fliederlaube über einem Buch entschlummert! Denn in der letzten Zeit las ja die Kleine viel. Das war nichts Schlimmes, denn sie benutzte nur gute Bücher.

„Es wäre nun doch vielleicht richtig", forderte schließlich Mutter Lotting ihre Kinder auf, „wenn ihr einmal nach ihr Ausschau halten würdet. Es ist gewiß nur ein Versehen. Denn die Kleine hält sonst auf Pünktlichkeit und will mich nicht besorgt machen. Also geht — geht rasch!"

Vor dem Graben stockte Heinrich. Mit einer krampfhaften Bewegung griff er nach der Hand des hochgewachsenen Mädchens, das ihn begleitete, und zerrte sie näher an sich heran.

„Sieh, Anna, sieh dort!" wollte er, über das Weidengestrüpp deutend, hervorkeuchen. Allein die Schwester hörte ihn nicht! Halb zur Seite gewandt, die Hand zum Schutz vor den Sonnenstrahlen über die großen, starren Augen gebettet, die dunkel in einem weißen Antlitz brannten, verharrte sie aufgereckt und bewegungslos neben dem Bruder, und ihre Blicke gruben sich in die Ferne, dorthin, wo zwischen den Chausseepappeln etwas Weißes, Schattenhaftes wie ein leuchtender Vogel von Ast zu Ast hüpfte. Allmählich wurden ihre Augen schwarz. Dann schoß eine düsterrote Glut bis unter die vollen dunkelblauen Haare, und jetzt — jetzt schwankte die Starke, als hätte sie in den Schollen des Ackers fehlgetreten, und griff vorübergehend nach dem Arm ihres Begleiters.

Der aber spürte und merkte nichts. Als wäre er in dieser Welt des Sprossens und Keimens völlig allein, so schob er das Stierhaupt weit vor, Angstschweiß brach aus seiner Stirn, und während er die Weidenbüsche zurückdrängte, um dort drüben nach der ausgestreckten Gestalt zu spähen, ungewiß und mit umflorten Blicken, da glitt es halb unsinnig von seinen wie im Fieber fröstelnden Lippen: „Nicht tot — barmherziger Gott — Herr im Himmel, nur schlafen! Nicht wahr, Anna, doch nur schlafen?"

„Herta! Herta!"

„Heinrich!"

Mit einem gewaltigen Satz übersprang der Riese den Bach, taumelte, von seiner eigenen Wucht fast zu Boden gerissen, auf sie zu und hob sie in die Höhe, zart und doch ungestüm, wie sich ein Kind einer wiedergefundenen Puppe freut.

„Liebe Kleine, es ist doch nichts?" stammelte er, während seine ungelenken Finger sie tastend und prüfend bestrichen. „Was war denn? Um Gott, welche Angst haben wir ausgestanden!"

Da besann sich die Blonde. Und wie in jener Nacht, als der Sensenhieb des Todes vor ihren Ohren pfiff, so warf sie sich plötzlich, unbekümmert um die Zuschauerin, an die Brust des ungelenken, schwankenden Burschen, vergrub dort ihr Haupt, als wolle sie nichts mehr hören und sehen, und stammelte immerfort nur das eine, irre, trunkene Wort: „Gottlob, o gottlob!" — —

„Hier ist sie, Anna, da hast du sie!" Und ein breites Lachen löste alle Spannung von seinen gutmütigen Zügen. „Ha, ha, denk dir nur, sie war eingeschlafen, hatte gebadet und war dann entschlummert. Das ist doch possierlich, was?"

Keine Antwort. Nur die Hand streckte die Schwester aus, und ohne sich zu der Gefundenen herabzubeugen, brachte sie kurz und abweisend hervor: „Wo sind deine Strümpfe und Schuhe?"

Heinrich erschrak. Und als er sah, daß auch die Kleine stutzte, sprang er ohne Besinnen noch einmal über den Bach zurück, um gleich darauf mit den vermißten Stücken in der Sonnenglut wieder aufzutauchen.

„Hilf ihr an, Anna", bat er sich abwendend. „Wahrhaftig, sie muß alles um sich herum vergessen haben."

Die Augen der beiden Mädchen fanden sich einen Moment ineinander. Herta suchte sich an den Arm des Landmädchens zu hängen. Allein die Große trat wie unabsichtlich zurück.

„Laß", äußerte sie gepreßt. „Die Mutter erwartet dich schon lange."

Als sie den Hof erreicht hatten, geschah das, was Herta in innerster quälender Ahnung gefürchtet hatte. Auf der Schwelle zu der roten Diele beugte sich Heinrichs Schwester zu dem Ohr der Kleinen herab und flüsterte ihr zu: „Heute nachmittag im Garten. Ich habe mit dir zu reden. Hörst du! Vergiß das nicht."

(Fortsetzung folgt.)





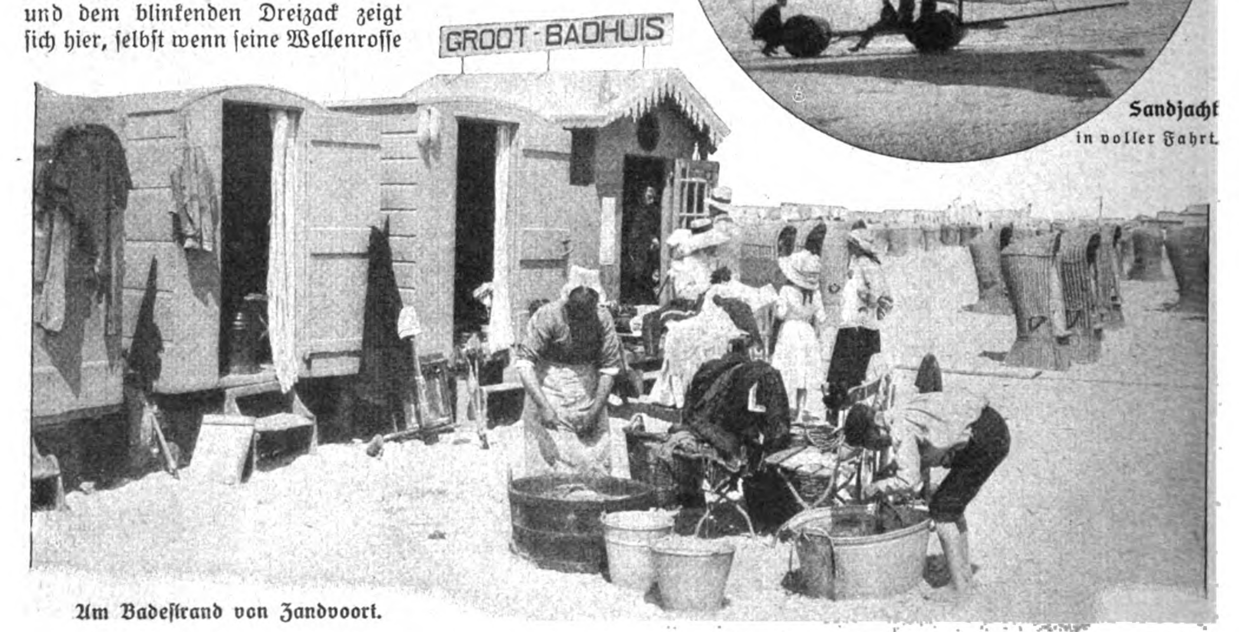
Am holländischen Badestrand.

Von A. G. Hartmann. — Hierzu 12 Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

Strandleben und Burgenbau in Zandvoort.

Das ist das Merkwürdige an diesem seltsamen Landstrich: Kein Mensch vermißt hier den grünenden Wald. Wohl hat Scheveningen im Binnenland seine schattenspendenden, unvergleichlichen „Boschjes", und auch sonst findet man hinter den Dünen da und dort vereinzelten Baumbestand, in dem die Sonne auf die Erde ihre zitternden Kringel malt. Aber im allgemeinen kann man doch sagen, daß hier dem Waldgott Pan keine Stätte bereitet ist, und daß Poseidon der alleinige große, unumschränkte Herrscher ist. Die Tausende und aber Tausende, die hier Erholung suchen, wissen, daß sie mit diesem Begriff nur Rosenbande verketten. Der Gott mit dem wallenden Bart und dem blinkenden Dreizack zeigt sich hier, selbst wenn seine Wellenrosse gelegentlich einmal in tollem Ingrimm über die smaragdene Fläche rasen, stets nur von seiner wohltätigen Seite. Wie ein milder Vater lächelt er immerzu. Warum auch nicht? Man sitzt hier wie im Theater wohlgeborgen am Strand. Gefahren gibt es so gut wie keine; die gibt es draußen, weit draußen, wo

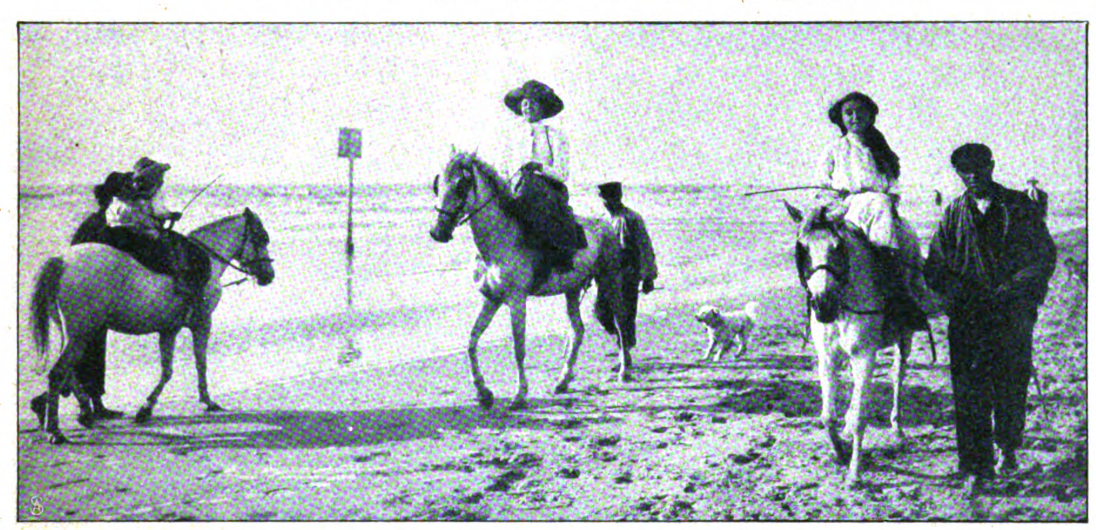
Sandjacht in voller Fahrt.



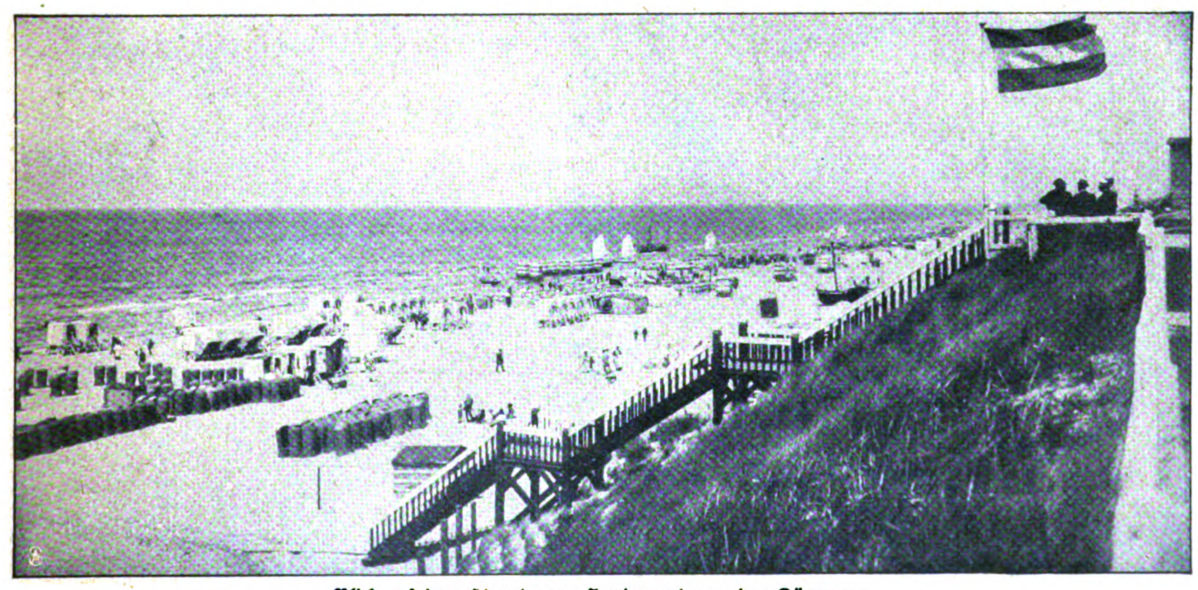
Am Badestrand von Zandvoort.



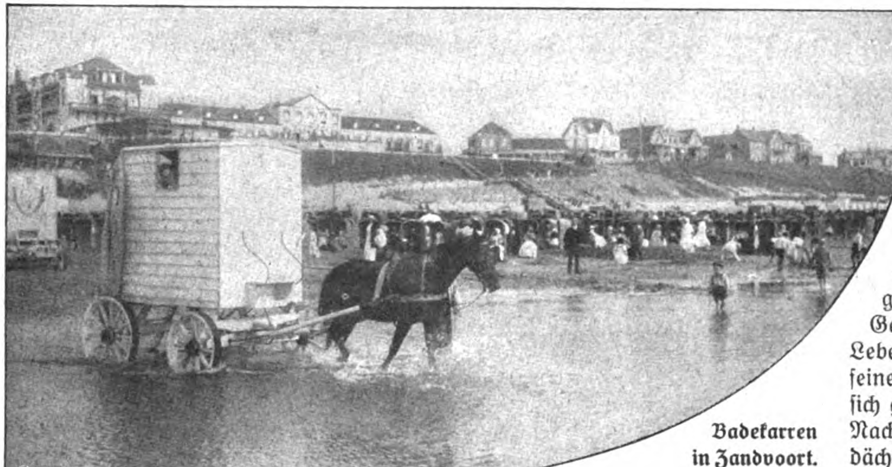
Der Strand von Scheveningen, von der Seebrücke aus gesehen.



Pferdereiten am Strand von Scheveningen.

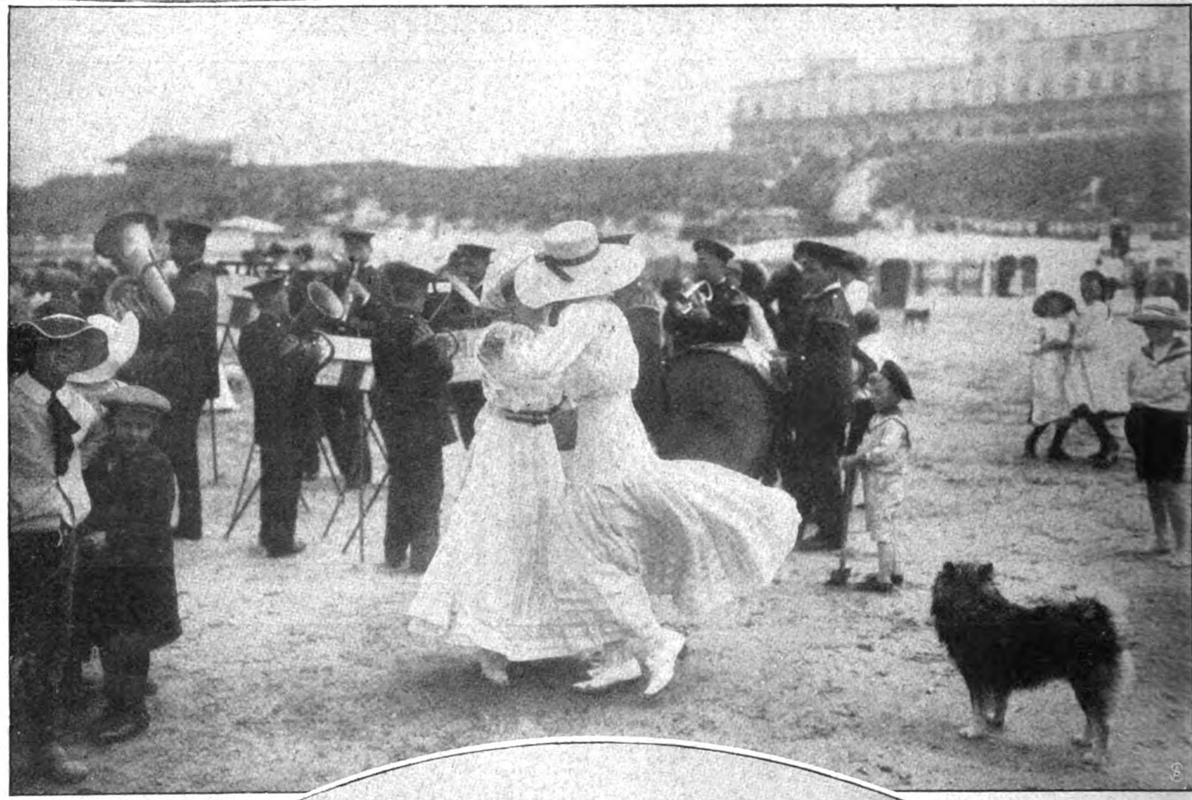


Blick auf den Strand von Zandvoort von der Düne aus.



Badekarren in Zandvoort.

kommend, sogar in der Brust des Mattesten wieder neuen Lebensmut erblühen lassen. Da ist selbst der feinste Komfort, den der Reisende heute in Scheveningen, in Noordwijk und in Zandvoort findet, nicht imstande, den Menschen gleichgültig gegenüber der Natur zu machen. Gerade diese Verfeinerung der Lebensitten hat auch eine Verfeinerung des Naturgenusses mit sich gebracht. Zu allen Tag- und Nachtzeiten sieht man hier Andächtige trunkenen Auges die Welt



Tanz am Strand von Zandvoort.

die Fischerboote und die Dampfer fahren. Poseidons Haupt ist von der Gloriole des Ferienglücks umflossen, und jeden umfächelt er mit jenen labenden Wunderdüften, die, aus den geheimnisvollen Gefilden der Unendlichkeit



Dorfschöne am Strand.

bestaunen. Schon bei Sonnenaufgang sind Strand und Dünen bevölkert, und neigt sich erst der Tag, dann wird es recht lebendig. Nie sah ich eine solch reiche Variation der Sonnenuntergänge wie gerade an der holländischen Küste.

Beim Baden in Scheveningen.

tollt und lacht und plauscht und plätschert in der schaumgekrönten, salzigen Flut! . . . Und der Strand wird zum Parkett; Musik erschallt; schon dreht sich ein Paar im Tanz . . . Zuletzt läßt man noch die sorgsam gesammelten, in hundert Formen gebildeten Muscheln durch die Hände gleiten und stellt die merkwürdigen Dünenblumen ins feingeschliffene Glas. Und dann horcht man noch einmal mit klopfendem Herzen ins Meer hinaus. Der Mond ist verschwunden. Alles schläft. Nur Poseidon findet keine Ruhe — nie und nimmer. Aber morgen, morgen ist



Am Strand von Zandvoort.

Mit den Geheimnissen des Meeres verbrüdert sich dann das große, glitzernde Mysterium der Nacht. Schwer geht der Atem Poseidons. Die Sterne spiegeln sich auf seinem blanken Riesenleib, und drüben steht, alles überblinkend, Frau Lunas holde Lichtsichel. — Bild um Bild zieht noch einmal am Auge des Tagmüden vorüber. Das Zeitraubende des Strandlebens: der Burgenbau. Das still in sich versunkene Kinderglück, an dem sich das Gemüt der Alten verjüngt. Mag auch die Flut kommen, die Fahnen flattern lustig im Wind, und die Aktivität der Kinderhände kennt keine Müdigkeit . . . Behende Rosse, Radfahrer und windgeblähte Sandjachten jagen auf dem abgeebbten, glattgebürsteten Strand dahin . . . Die Lebenslust selbst entsteigt den hellgrünen Badekarren . . . Hei, wie das wieder ein Tag. Mag er Sonnenschein oder Sturm bringen! Wir halten aus — und bis — na, bis es eben dann heißt, die Koffer packen.

Bilder aus aller Welt.

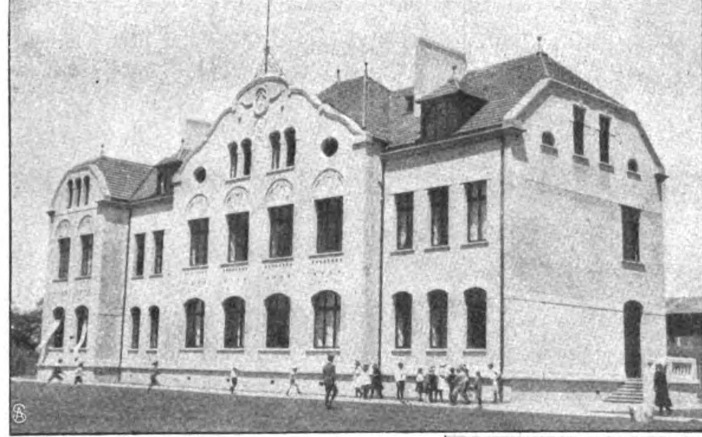
Das von dem Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten gegründete „Seehospiz Kaiserin Friedrich“ auf Norderney konnte in diesem Jahr auf eine 25jährige segensreiche Wirksamkeit zurückblicken. In der von dem verstorbenen Geh. Rat Beneke gegründeten Anstalt können in sieben Pavillons gleichzeitig 265 Kinder (jährlich etwa 1300) mit etwa zwischen 80 und 85 Prozent Heilungen und Besserungen verpflegt werden. Das am 21. und 22. Juli begangene Stiftungsfest wurde in Gegenwart des Fürsten Bülow, des Prinzen Ratibor und



Zum 25jährigen Bestehen des Seehospizes „Kaiserin Friedrich“ auf Norderney.
Der Mädchenspielplatz.

lichkeiten nicht, und so schritt man daran, ein eigenes Gebäude zu bauen. Die deutsche Kolonie von Schanghai hatte dem Kaiserpaar zur silbernen Hochzeit ein Grundstück geschenkt. Der Kaiser stiftete dieses Grundstück der Schule, die deswegen den Namen „Kaiser-Wilhelm-Schule“ erhalten hat. Der Bau und die Einrichtung des stattlichen Gebäudes mit seinen acht Klassenzimmern, dem Physiksaal und der Turnhalle haben gegen 100 000 Mark gekostet. Die Summe konnte von den Schanghaier Deutschen nicht ganz gedeckt werden; sie hoffen, daß man ihr nationales Werk durch Spenden aus der Heimat unterstützen wird.

vieler anderer hoher Persönlichkeiten nach Begrüßung der Gäste und Festteilnehmer durch den derzeitigen Vorsitzenden des Vereins Dr. jur. Gelpcke-Berlin mit einer Festrede des Generalsekretärs Geh. Rats Ewald-Berlin eingeleitet. Aufführungen und kostümierte Reigentänze der Kinder, eine Vogelwiese auf dem Gelände des Hospizes sowie eine Festfahrt in See auf



Das neue Schulhaus
der deutschen Kaiser-Wilhelm-Schule in Schanghai.

dem von dem Norddeutschen Lloyd freundlichst gestellten Dampfer „Nixe“ sorgten für die helle Freude der Kinder bei dieser von schönstem Wetter begünstigten Feier.

In Schanghai wohnen etwa 1000 Deutsche. Unsere Landsleute in der großen anglochinesischen Hafenstadt erhalten seit dem Jahr 1894 eine Schule, die etwa dem Lehrplan einer deutschen Realschule bis Obertertia entspricht. Im letzten Jahr besuchten etwa 60 Knaben und Mädchen die acht Klassen. Die Schule nimmt, um ihren deutschen Charakter zu wahren, nicht allzu viele Nichtdeutsche auf. Aber auch für die deutschen Kinder Schanghais genügten die bisherigen gemieteten Räum-

In Rom verschied der frühere Minister des königlichen Hauses Senator Urbano Ratazzi, ein ergebener Freund der Dynastie Savoyen. Er hat seinerzeit nach dem Tod Viktor Emanuels II. Ordnung in die Finanzen des Hofes gebracht. Humbert I. schenkte seinem Hausminister die aufrichtigste Freundschaft, mußte ihn aber auf Crispis Wunsch verabschieden. Ratazzi ist 66 Jahre alt geworden.



Senator Urbano Ratazzi †
der frühere italienische Staatsminister und Freund Umbertos I.



Die Schulkinder in einer Erholungspause.
Zur Einweihung der neuen Kaiser-Wilhelm-Schule in Schanghai.

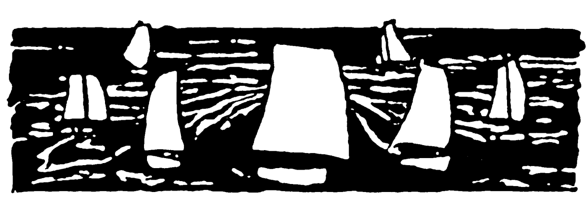
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 34. Berlin, den 26. August 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 34.



Die sieben Tage der Woche.

17. August.

Im Auswärtigen Amt in Berlin werden zwei englisch-deutsche Verträge über die Auslieferung zwischen Deutschland und den britischen Protektoraten und über die Bekämpfung der Schlafkrankheit in Westafrika unterzeichnet.

Die englischen Eisenbahnerverbände erklären ohne Festsetzung eines Termins für die Arbeitseinstellung den Generalstreik.

Aus Livingstone (Rhodesia) wird gemeldet, daß die Nachricht von der Niedermetzelung der Kolonne von Frankenberg im Ngamiland falsch war. Der Distriktschef von Frankenberg und seine Leute befinden sich wohlbehalten auf der Rückkehr nach Schuckmannsburg.

18. August.

Auf Schloß Wilhelmshöhe findet zur Feier des 81. Geburtstages Kaiser Franz Josefs eine Festtafel statt, an der auch der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes teilnehmen. Der Kaiser trinkt mit kurzen Worten auf das Wohl seines „väterlichen Freundes".

Der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika telegraphiert, daß der Distriktschef von Frankenberg selbst ihm aus Livingstone seine Rückkehr angezeigt hat.

In Plymouth wird ein Deutscher Dr. Max Schultz unter dem Verdacht der Spionage verhaftet.

Infolge des Generalstreiks, an dem sich 200 000 Eisenbahner beteiligen, ruht in Nordengland und Südwales der Verkehr vollständig.

Die portugiesische Nationalversammlung nimmt das Verfassungsgesetz endgültig an.

19. August.

Der Kaiser empfängt auf Schloß Wilhelmshöhe die Primaner des Kasseler Friedrichsgymnasiums und richtet an sie eine Ansprache, in der er den Wert humanistischer Bildung hervorhebt.

In Petersburg wird das deutsch-russische Abkommen über Persien unterzeichnet.

Aus Haiti wird gemeldet, daß die Vereinigten Staaten den Präsidenten Leconte in aller Form anerkannt haben.

20. August.

Der englische Eisenbahnerstreik wird durch einen Vergleich beendet, doch wird an einzelnen Orten der Ausstand fortgesetzt.

Aus Persien wird gemeldet, daß eine Schar nationalistischer Freiwilliger die Stadt Barferusch besetzt hat, die als ein wichtiger Stützpunkt für den früheren Schah galt.

21. August.

Die Ernennung des Kapitäns zur See Meyer-Waldeck zum Gouverneur des Kiautschougebiets wird amtlich bekannt gegeben.

Aus dem Staat Georgia kommen Nachrichten über grausame Ausschreitungen der Weißen gegen die Neger.

22. August.

Der amerikanische Kongreß vertagt sich mit Rücksicht auf das vom Präsidenten Taft gegen die Revision der Baumwollzölle eingelegte Veto.

In England setzen sich trotz der offiziellen Beendigung des Generalstreiks die Unruhen fort.

23. August.

Aus Saloniki kommt die Nachricht, daß der vor einigen Monaten von Räubern entführte deutsche Ingenieur Richter an der griechischen Grenze aufgefunden wurde und nach Elassona zurückkehrte.

In Zarskoje Sselo wird eine Jubiläumsausstellung in Gegenwart des Zaren eröffnet.

Das türkische Heer und die Balkanstaaten.

Von Generalmajor a. D. C. von Zepelin.

Die augenblicklichen Zustände auf der Balkanhalbinsel, die Rolle, die das durch die Unterstützung Rußlands zum Königreich gewordene Montenegro im Aufstande der Albanier spielte, die andauernden Konflikte an der Grenze Bulgariens und die fraglichen Verhältnisse Serbiens, endlich die feindliche Stellung weiter Kreise des griechischen Volkes zur Türkei geben pessimistischen Naturen reiche Veranlassung zu der Frage, ob eine Lösung dieser verwickelten Verhältnisse ohne Krieg denkbar ist.

Wir gehören weder der Zunft der Pessimisten noch der der Konjekturalpolitiker an. Daher beschränken wir uns darauf, uns in objektiver Weise mit der Frage zu beschäftigen, welche kriegerischen Machtmittel den einzelnen Staaten zur Verfügung stehen, die man als Balkanstaaten zu bezeichnen pflegt.

Aus naheliegenden Gründen glauben wir, wenn es sich um einen in absehbarer Zeit bevorstehenden Konflikt mit der Türkei handelt, das in gewissem Sinn auch zu den Balkanstaaten gehörende Oesterreich-Ungarn und Rumänien aus unserer Betrachtung ausscheiden zu dürfen.

Es bleiben dann die Türkei auf der einen, Griechenland, Montenegro, Serbien und Bulgarien auf der anderen Seite. Es sei dahingestellt, ob alle diese Staaten, deren Interessen sehr verschieden und die zum Teil räumlich weit voneinander getrennt sind, ein Krieg gegen die Türkei stets vereinigt finden wird. Es fragt sich ferner, ob jeder von ihnen sicher sein würde, daß



eine der Großmächte ihm nicht die gepanzerte Hand auf den zum Schlag erhobenen Arm legen könnte, oder daß ihm auch zu rechter Zeit von „befreundeter" Seite die Geldmittel zufließen werden, ohne die bekanntlich ein Krieg im zwanzigsten Jahrhundert unmöglich ist, und die alle vier „Königreiche" schon im Frieden entbehren. Wir wagen einige gelinde Zweifel in dieser Hinsicht zu hegen.

Aber gesetzt auch, es gelänge, die vier „christlichen Königreiche" zu einem Bund zu vereinigen, so würden ihrer Kriegsführung sicher alle die Schwächen anhaften, die bisher die Kriegsgeschichte alliierter Heere besonders national und wirtschaftlich so verschiedenartiger Staaten aufweist.

Was die Heeresmacht der Türkei anlangt, so hat sie soeben ihre Auferstehung aus einer jahrzehntelang von ihrem Kriegsherrn künstlich aufrechterhaltenen kriegerischen Lethargie feiern dürfen. Die strebsamen jüngeren Generationen des Offizierkorps, aufgewachsen in der Schule ihrer deutschen Instrukteure, an deren Spitze der als Mensch wie als Soldat gleich hochstehende Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz steht, haben in selten würdiger und verständnisvoller Weise nicht allein die Reformbewegung ins Leben gerufen, sondern sie arbeiten auch unermüdlich an der begonnenen Hebung des Heeres weiter.

Eine solche Zeit — das vergesse man nicht — gibt einen kriegerischen Aufschwung, der ein Heer zu hohen Taten begeistert, wo jeder sich bemüht, das Beste herzugeben, was er an Leistungsfähigkeit besitzt. Hiervon haben die großen Manöver der letzten beiden Jahre ein Zeugnis abgelegt, die als die ersten unter den schwierigsten gewagt wurden. Der Russisch-Türkische Krieg der Jahre 1877/78 hatte gezeigt, was in einem Heer, dem damals jede Erziehung für den Krieg mangelte, an kriegerischem Sinn und trefflichen soldatischen Eigenschaften enthalten war.

Als die Armee aus diesem Krieg zurückkehrte, da geschah seitens ihrer Heeresleitung nicht das, was wir für gewöhnlich bei allen Heeren der Neuzeit sahen, denen das Kriegsglück abhold war. Man forschte nicht nach den Ursachen der Niederlage, man suchte die so zutage getretenen Mängel nicht zu verbessern. Abd ul Hamid, ihr Kriegsherr, wußte im Gegenteil in seinem unglückseligen Mißtrauen nichts Besseres zu tun, als seine Truppen in den Schlaf zu wiegen. Es wurde nicht mehr geschossen, nicht mehr manöviert. Die Ernennung zu den höchsten Stellen des Offizierkorps geschah nach der Laune des Sultans. Was für ein Geist muß in einem Heer latent gewesen sein, welche trefflichen kriegerischen Eigenschaften muß die Bevölkerung besitzen, aus der es hervorging, daß sich in so kurzer Zeit eine solche Veränderung vollziehen konnte.

Ein jeder, der je einen Einblick in das Wesen des türkischen Volkes und des türkischen Soldaten tun konnte, weiß, über welches ausgezeichnete Soldatenmaterial das Heer verfügt.

Die türkische Armee hat nicht wie die der andern Staaten der Balkanhalbinsel eine tatsächlich sehr kurze Dienstzeit, sondern man hat die dreijährige Dienstzeit im Prinzip beibehalten, wenn man auch aus materiellen Gründen meist die Wehrpflichtigen nur zwei Jahre bei der Fahne festhalten durfte. Für die Ausbildung wurden überall die deutschen Vorschriften zugrunde gelegt. Man hat Modelltruppenteile geschaffen, die meist unter dem Befehl von deutschen Offizieren stehen, von denen die andern Truppenteile im Bedarfsfall Offiziere und Unteroffiziere beziehen können. Eine größere Anzahl türkischer Offiziere wurden ins Ausland auf zwei bis drei Jahre gesandt, um sich eingehend mit dem Dienst in der deutschen Armee vertraut zu machen. 49 Offiziere waren ferner zum Schießkursus in der Schießschule zu Bruck nach Oesterreich-Ungarn geschickt, um als Lehrer bei der unter dem alten Sultan so vernachlässigten Schießausbildung zu dienen. Dem Militär-Erziehungs- und Bildungswesen wird eine besondere Sorgfalt zuteil. Die Militärschule in Pankaldi entließ im vergangenen Jahr nicht weniger als 493 Zöglinge als Unterleutnants. Auch der Hebung des Reserveoffizierkorps wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet und zu diesem Zweck durch den Kriegsminister eine Schule für Reserveoffiziere gegründet. Die Mobilmachung der Armee wurde sorgfältig vorbereitet. Die Neubewaffnung hat große Fortschritte gemacht. Die türkische Armee verfügt jetzt über eine Million Mausergewehre mit verschiedener Magazinkonstruktion, die Artillerie ist mit Kruppschen Schnellfeuergeschützen bewaffnet. Pferde sind in den letzten Jahren in so großer Anzahl angekauft wie sonst kaum in einem Jahrzehnt. Eine große Anzahl von Maschinengewehren sind der Armee übergeben. Etatsmäßig sollten 138 Maschinengewehrkompagnien vorhanden sein. Ein neues Aushebungsgesetz ist erlassen, nach dem auch die Einstellung der Nichtmohammedaner geregelt ist. Die Verteilung der Aushebungsbezirke wurde neu durchgeführt. Die durchgreifende Reform des Offizierkorps bildet die Krönung des Gebäudes der Erneuerung der türkischen Armee.

Ueber die budgetmäßige Stärke des Heeres hat man mit Veröffentlichungen zurückgehalten. Daß die Kriegsstärke des Feldheeres mindestens 800 000 Mann betragen dürfte, erscheint sicher. Wahrscheinlich überschreitet sie aber diese Zahl bedeutend.

Im Frieden bestehen zurzeit in den vier Heeresinspektionen 14 Armeekorps mit 38 Divisionen und ein selbständiges (XIV.) Armeekorps zu drei sowie zwei selbständige Divisionen (die 42. und 43. Division) zu 13 Reiterbrigaden mit im ganzen 387 Bataillonen Infanterie mit 129 Maschinengewehrkompagnien, 70 Jägerbataillonen mit 9 Maschinengewehrkompagnien, $6^1/_2$ Bataillonen berittener Infanterie, 39 Regimentern Reiterei, 243 fahrenden Feldbatterien, 15 Batterien reitender Artillerie, 83 Batterien Gebirgsartillerie, 28 Kompagnien schwerer Feldartillerie und 2 Dromedar-Mörserbatterien, 14 Pionierbataillonen, 13 Kompagnien Brückenzüge, 15 Kompagnien Telegraphentruppen, 4 Eisenbahnbataillonen, 14 Kompagnien Sanitätstruppen, 16 Bataillonen Fuhrwesen, 51 Kompagnien Grenzwache. In dieser Zahl sind nicht enthalten die Miliz und die Gendarmerie der Insel Kreta, die kurdischen irregulären Reiterregimenter der Hamidieh und die Miliz in Tripolis.

Zu diesen Truppen treten im Kriegsfall noch die 39 Redifs-(Landwehr-)Divisionen 1. Klasse. Diese Landwehrformationen umfassen die ausgedienten Mannschaften vom 30. bis 38. Lebensjahr. Doch darf man diese Landwehr nicht unbedingt gleichstellen mit den Landwehren der meisten europäischen Mächte. Für sie bestehen nämlich im Frieden Stämme. Und zwar sind für jedes Regiment 52 bis 68 Offiziere und 80 bis 100 Mann vorhanden. Ebenso bestehen Stäbe für die Redifbrigaden und -divisionen. Man darf bei der



Findigkeit des türkischen Soldaten annehmen, daß diese Redifs ohne Schwierigkeit in erster Linie vor dem Feind verwendet werden können.

Im ganzen stehen von den Truppen der mobilen Armee zunächst die der beiden europäischen Heeresinspektionen Konstantinopel und Saloniki mit 27 Divisionen und 8 Reiterbrigaden der aktiven Armee und 29 Redifdivisionen für einen Krieg auf dem Balkan zur Verfügung. Die Heranziehung der 16 Divisionen und 2 Reiterbrigaden der aktiven Armee, die den beiden asiatischen Heeresinspektionen angehören, sowie der dort befindlichen 10 Redifdivisionen hängt von der politischen Lage ab. In zweiter Linie sind noch 10 Redifdivisionen 2. Klasse vorhanden.

Werfen wir nun einen Blick auf die vier „Balkankönigreiche". Zunächst Griechenland. Auf dem „Papier" kann die Armee mit 146 000 Mann erster Linie im Feld erscheinen. Was für Leute aber zum Teil die Reihen füllen werden, geht schon daraus hervor, daß 1908 die Dienstzeit bei der Fahne für alle Waffengattungen von 18 auf 14 Monate herabgesetzt wurde und der Kriegsminister Lapathiotis, mit dem Jugendunterricht rechnend, sich mit viermonatiger Dienstzeit begnügen wollte. Durch den „Gewaltstreich" der Offiziere und Unteroffiziere im August 1909 wurde zwar ein neues Wehrprogramm geschaffen, nach dem jeder Wehrpflichtige zwei Jahre bei der Fahne dienen sollte, schon im folgenden Jahr ergab sich aber, daß sich von den zu dieser Dienstzeit Bestimmten etwa die Hälfte (4050) der Einstellung entzog.

Daneben führte man einen „militärischen Vorunterricht" ein. Wer 40 Stunden jährlich nimmt, dient nur 20 Monate, wer sich vom 16. Jahr ab auf eigene Kosten einer Schießausbildug unterzieht, nur 12 Monate.

Die traurige Finanzlage des Landes läßt alle Programme zur Hebung der Wehrkraft mehr oder weniger zweifelhaft erscheinen. Was soll man aber von einem Offizierkorps erwarten, das vor wenigen Jahren die königstreuen Offiziere durch ein „Lagerkriegsgericht" aus der Armee ausstieß, eine Liste der abzusetzenden Beamten usw. aufstellte und hierüber mit den Ministern entschied. Wenn die „Offizierrevolte" auch einige Reformen auf militärischem Gebiet zur Folge hatte, so war sie doch von schlechtestem Einfluß auf die Disziplin und den Geist der Armee. Sehr richtig haben Kenner der Armee gesagt, daß, wenn die traurigen Ereignisse des Jahres 1909 so unblutig verliefen, dies weniger das Verdienst der revoltierenden Offiziere gewesen sei als die Folge der Furchtsamkeit und Ohnmacht der Gegner, echter, moderner Politiker, und des unkriegerisch gewordenen Sinnes des Volkes. Von einem solchen Gegner hat die Türkei wohl nicht allzu viel zu befürchten.

Was nun die beiden „slawischen Königreiche" an der Donau, Bulgarien und Serbien, anlangt, so haben beider Armeen aus dem Kriegsfieber des Jahres 1908 unstreitig einige materielle Vorteile gezogen. In Serbien wurden verhältnismäßig große Mittel für die Ergänzung der Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung bewilligt, in Bulgarien wie in Serbien das Bahnnetz zur Grenze ausgebaut, das Budget des Krieges erhöht, eine sehr große Zahl Mannschaften des Beurlaubtenstandes zu Uebungen einberufen usw. Im folgenden Jahr konnte man in gewissem Sinn sogar in Bulgarien von einer „latenten" Mobilmachung sprechen, die mit dem Zeitpunkt der Unabhängigkeitserklärung anhub und nach 6 Monaten, d. h. der allseitigen Anerkennung des Königtums, ihr Ende fand. Die Heeresverwaltung hat den Versuch der Probemobilmachung einer Grenzdivision, der achten, glänzend bestanden.

Die beiden Kriegsherren deutschen Stammes haben es verstanden, dem gesamten Offizierkorps einen Charakter zu geben, der es sehr hoch stellt. Wenn auch die wohl infolge russischer Wühlereien im Jahr 1886 veranlaßte Offizierverschwörung, die die Entthronung des Fürsten Alexander zur Folge hatte, ein dunkles Blatt in der Geschichte des bulgarischen Offizierkorps bildet und seinen inneren Halt auf Jahre hinaus erschüttert hat, so sind doch deren Folgen heute überwunden. Das Offizierkorps geht durchweg aus der Junkerschule usw. hervor und erfüllt nach allen Richtungen hin seine Aufgabe unter dem staatsmännisch und soldatisch tüchtigen König. Um im Kriegsfall eine Feldarmee von etwa 360 000 Kombattanten aufzustellen, war man genötigt, bei der Mobilmachung zu sehr bedeutenden Erweiterungen der bestehenden Kader seine Zuflucht zu nehmen, die für den Halt der Truppe nicht ganz unbedenklich sind. So erweitert sich ein Infanteriebataillon zu einem Regiment mit 4 Bataillonen, so jedes Festungsartilleriebataillon von 3 Kompagnien zu einem solchen mit 8 Kompagnien usw.

Für die Dotierung der Kriegsformationen erster Linie (9 Infanteriedivisionen) genügen die Offizierbestände der Friedensarmee; für die vielen im Krieg beabsichtigten Neuformationen sind diese jedoch ganz unzulänglich und erfordern eine übermäßig große Dotation mit Reserveoffizieren. Für diese bestehen allerdings seit mehreren Jahren Schulen in Knjatschewo.

Wehrverfassung und Organisation zielen darauf ab, ein Zusammenfassen aller lebensfähigen Streitkräfte im Rahmen der Feldarmeen zu ermöglichen und mit dieser alles auf eine Karte zu setzen. Auf dem als richtig erkannten Weg, nur Massen und zwar geschulte Massen ins Feld zu stellen, ist man ebenso logisch wie rücksichtslos vorgegangen. Die Dienstzeit beginnt schon mit dem 20. Lebensjahr, die Ueberzähligen und die aus persönlichen Gründen (Stützen der Familie, Privilegierte, Unabkömmliche) vom Dienst Befreiten können zu einer abgekürzten Ausbildung bis zu 6 Monaten herangezogen werden. Man kann sagen, daß in der letzten Zeit jeder Dienstbrauchbare militärische Ausbildung erhält. Zu den Herbstübungen erweitern sich die Infanterieregimenter von 2 zu 4 Bataillonen, vorher werden die Mannschaften mit abgekürzter Dienstzeit entlassen. Wenn auch nach dem Gesetz die Dienstzeit bei der Infanterie 2, bei den andern Waffen 3 Jahre betragen soll, so werden diese Mannschaften meist früher entlassen, im Jahr 1910 nach 18 bzw. 30 Monaten. In diesem Jahr stellte man zum Beispiel 22 586 Rekruten zu normaler, 8000 Rekruten zu nur sechsmonatiger Dienstzeit ein.

Die Armee Serbiens steht unter der Bulgariens. Die Friedensstärke soll budgetmäßig etwa 35 000 Mann betragen. Sie ist sehr wechselnd; im Winter etwa 17-—18 000 Mann, in den Sommermonaten erreicht sie die budgetmäßige Stärke. Die gesetzliche zweijährige Dienstzeit besteht seit langer Zeit nur auf dem Papier, die Masse dient tatsächlich wohl nur 18 Monate, gewisse Klassen nur 6 Monate.

Das Offizierkorps, von dem ein großer Teil noch aus der Truppe hervorgeht, läßt in seiner Zusammensetzung

noch manches zu wünschen übrig. Die Vorkommnisse während der bosnischen Krise, in denen ganze Offizierkorps gegen die Regierung demonstrierten, sind bekannt, ebenso auch die mannigfachen Prozesse gegen höhere Offiziere.

Die von politischen Agitatoren in der Armee entfachte Kriegswut glich zuweilen in gewissem Sinn einem Strohfeuer. So sollen, als „Belgrader Patrioten" im Jahr 1908 die vom Manöver einrückenden Truppen aufforderten, sofort nach der Drina-Grenze weiterzumarschieren, die edlen „Junaks" (Helden) sich gänzlich abgeneigt gezeigt haben. Sie hatten genug an den Manöverbiwaks.

Die Wehrverfassung ist darauf zugeschnitten, möglichst viel Volks der Waffenfähigen zum Dienst heranzuziehen, wobei die montenegrinische Wehrverfassung zum Muster diente. Wenn Montenegro seine sechzigjährigen Weißbärte noch ins Feuer schicken will, so ist dies dort möglich, bei den Serben aber nicht. Die eigentliche Dienstzeit dauert vom 21. bis 45. Lebensjahr. Die Kriegsstärke des 1. und 2. Aufgebots kann man auf 160-—180 000 Mann rechnen. Geist und Disziplin lassen auch heute noch manches zu wünschen übrig, wenn beides auch besser geworden ist als zu den Zeiten, da der Battenberger die Serben schlug.

Montenegro hat eine ruhmvolle, kriegerische Geschichte, aber nur im „Bandenkrieg" innerhalb seiner eigenen, schwer zugänglichen Gebirge. Außerhalb der eigenen Grenzen wäre seine Wehrmacht wohl nur imstande, einen im Gebiet des Nachbarn auflodernden Bandenkrieg zu nähren. Sollte aber das jüngste „Königreich" aus seiner defensiven Haltung heraustreten, so gehört wohl keine besondere Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß sein Heer trotz aller kriegerischen Vorzüge des einzelnen Mannes keinen größeren entscheidenden Schlag zu führen vermöchte.

Eine Kooperation mit Serbien scheint daher ausgeschlossen, wenn auch ein Kleinkrieg türkische Truppen fesseln würde. Zudem darf nicht übersehen werden, daß ohne die Geldunterstützung eines mächtigen Freundes, wie es Rußland bisher aus Rücksicht für seine Balkanpolitik war, Krieg führen überhaupt unmöglich ist. Das Gesamtbudget des „Königreichs" beträgt ja nur etwa 2 400 000 Mark, von denen etwa 25 000 Mark für Heereszwecke vorgesehen sind. Das vorhandene Kriegsmaterial ist zu einem nicht geringen Teil ein Geschenk des Zaren oder doch von Rußland geliefert.

Das Heer ist ein reines Milizaufgebot. Im Frieden ist das Land in 4 Divisionsbezirke eingeteilt, die wieder in 2 bis 3 Brigadebezirke (im ganzen 11) zerfallen, auf die je 3 bis 6 der 54 Bataillone verteilt sind. Zu jeder Brigade gehört noch eine berittene Aufklärerabteilung, eine Gebirgsbatterie, eine Maschinengewehrabteilung, zwei Telegraphen- und Pionierzüge. Die Gebirgsbatterien der Brigaden sind mit einer Feld- und einer schweren Batterie zur „Divisionsartillerie" vereinigt.

Die Gliederung ist im Frieden und im Krieg die gleiche. Die Gesamtstärke des Feldheeres beträgt etwa 40 000 bis 45 000 Mann Infanterie, 104 Geschütze und 44 Maschinengewehre. Dem Rest der waffenfähigen Männer, einigen tausend Mann, fällt der Grenz- und Lokalwachtdienst zu.

Im Frieden sind nur aktiv: Die 4 Divisionskommandeure, 4 Lehrbatteriekader zu je 3 Offizieren, 50 Mann und 20 Pferden sowie eine Lehrmaschinengewehrabteilung und eine Telegraphenkompagnie. Während vier Monate im Jahr sind zwei Infanterieinstruktionskurse zu je 250 Mann aufgestellt. Sehr empfindlich ist der Mangel an einigermaßen geschulten Offizieren. Für diese besteht die Offiziersaspirantenschule in Cetinje, auf der jeder Offiziersaspirant einen achtmonatigen Kursus durchzumachen hat, sobald er alle Uebungen als Zugführer mit Erfolg erledigte. Die Unteroffiziere müssen einen Korporalkursus mit Erfolg durchgemacht haben. Der Wehrpflichtige hat vom achtzehnten Jahr ab binnen zwei Jahren in der Rekrutenklasse je 30 Tage zu üben. Vom 20. Lebensjahr ab dient er bis zum 52. im aktiven Heer. In der ersten Klasse, der alle den größten Strapazen des Feldkrieges gewachsenen Männer angehören, übt er jährlich 10 Tage, während der Manöver 15 Tage, in der zweiten Klasse 4 Tage. Vom 53. bis 63. Jahr gehört er der Reserve an, die zum Intendanz- und Etappendienst bestimmt ist.

Wir sind am Schluß unserer Betrachtung und glauben, daß sie uns zu dem Urteil berechtigt, daß heute die ruhigen und festen Leiter der Geschicke des türkischen Staates keine Veranlassung haben, sich durch das „Säbelrasseln der Balkankönigreiche" beunruhigen zu lassen. Sollten aber ungezügelte Leidenschaften der Volksstämme wirklich eins von ihnen verführen, zum Schwert zu greifen, so dürften sie es vielleicht bitter zu bereuen haben!

Ein Kapitel vom Diensteifer.

Von Dr. R. Biezens.

Je mehr das Leben der Gegenwart in jedem Beruf den Menschen angreift, auch wenn keine Hitzwelle das Land überflutet, um so mehr liegt ein Zeitraum des Ausspannens nicht nur im Interesse des einzelnen, sondern auch jedes Arbeitgebers, vom Staat an abwärts. So kommt's, daß nicht nur dieser seinen Angestellten alljährlich schon von alters her einen Erholungsurlaub gewährt, sondern daß die Beurlaubung unter Fortlaufen des Gehalts immer weiter um sich greift, auch im Handelsgewerbe und bis zu den Dienstboten, oder, um der Ausdrucksweise der Zukunft möglichst gerecht zu werden, bis zu den Hausgehilfen herab. Es soll ja vorkommen, daß die Dienstherrschaft verreisen muß, obwohl sie weder Lust noch Geld dazu übrighat, eben nur, weil das Mädchen für alles sein Urlaubsrecht geltend macht. Selbstverständlich setzt solche Beurlaubung aber sonstige strenge Pflichterfüllung voraus (Hausgehilfen ausgenommen, bei denen Leistungen und Ansprüche bekanntlich nur im labilen Gleichgewicht zu stehen brauchen). Wer aber sonst faulenzt, braucht keinen Urlaub. Bedauerlicherweise hat sich nun neuerdings Faulheit auf einem Gebiet breitgemacht, wo man es nicht vermuten sollte, nämlich in der polizeilichen Fürsorge, auf dem Gebiet der Strafanzeigen. In der Zeit vom 1. Oktober 1910 bis 20. Mai 1911, also in 33 Wochen, sind von 19 Weseler Polizeibeamten



nur 6 bis 80 Strafanzeigen erstattet worden, also selbst von dem Beamten, der die höchste Zahl von 80 aufzuweisen hat, nur etwa an jedem dritten Tag eine Anzeige. Schon dies ist nur als eine mäßige Leistung zu bezeichnen. Was von den Männern mit sechs Anzeigen gilt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Polizeiverwaltung konnte sich also der Ueberzeugung gar nicht verschließen — und ihr Vertreter, der Bürgermeister, hat das auch ausdrücklich erklärt — daß die mit Anzeigen rückständigen Beamten entweder nicht aufgepaßt oder aber die Uebertretungen pflichtwidrig nicht angezeigt haben. Da ihm außer persönlicher Beobachtung — die natürlich nur beschränkt auszuführen — nur die Prüfung der Zahl der Strafanzeigen für die Beurteilung der Pflichterfüllung zur Verfügung stehe, so habe er angesichts der erwähnten Zahlen einschreiten müssen. Also wurde den Beamten, die in den 33 Wochen weniger als 20 Strafanzeigen zustande gebracht hatten, der Urlaub für 1911 entzogen. Wo ein fressendes Uebel zu bekämpfen ist, lassen sich durchgreifende Maßregeln nicht vermeiden, auch der Unschuldige muß mit dem Schuldigen büßen, deshalb mußte der Bürgermeister in Wesel nach seinem Bericht leider auch solchen Beamten den Urlaub entziehen, die bis dahin ihre Pflicht in vollem Umfang getan, aber leider die erforderliche Anzahl Anzeigen nicht beschafft hatten. Ist es zu bedauern, daß solche Urlaubstrenge in Wesel nötig wurde, so gewährt es wieder eine gewisse Genugtuung, daß es sich offenbar nur um ein örtlich begrenztes Uebel handelt und anderwärts die Anzeigepflicht mit dem nötigen Eifer gehandhabt wird, und zwar ohne Ansehen der Person. Hier seien nur ein paar Fälle herausgegriffen. Ein Student in Erlangen fährt im Dunklen mit einem Fahrrad, dem die Klingel fehlt, und ohne Licht. Er hat das Pech, auf einen Polizisten mit einem Hund zu stoßen, der seiner Abneigung gegen den Studenten nach Hundeart durch lautes Bellen Ausdruck gibt. Strafanzeige und Strafbefehl, weil der Student 1. ohne Licht, 2. ohne Klingel, 3. ohne Fahrkarte gefahren, 4. dadurch groben Unfug verübt, daß er hartnäckig gegen einen Hund gefahren und diesen dadurch zum lauten Bellen gereizt habe. Die Straftaten waren einzeln tarifiert, durch Zusammenrechnung einschließlich 2 Mark Schreibgebühr wurde der Beutel des Studenten um 18 Mark erleichtert. Ein Jüngling liebte eine Kellnerin, und sie besuchte ihn einigemal zu nächtlichem Stelldichein. Leider hatte sich des Jünglings Wirtin mit ihm erzürnt, sie ging hin, zeigte ihn an, und die Kellnerin wurde ihm noch während der Nacht weggeholt. Er erhielt einen Strafbefehl, weil er die Kellnerin bei sich beherbergt hätte, ohne dies der Polizei vorher angezeigt zu haben. Strebsame Gemeinden wissen die Erfüllung ihrer öffentlichrechtlichen Pflichten mit der Verbesserung ihrer Finanzen und folglich der Minderung der Steuerlast für jene Bürger zu vereinen, die nicht vom Pfad der Tugend abweichen. Da bietet sich wieder der Radfahrer als nicht unbeliebter Uebertreter dar. Besagte Gemeinden erfreuen sich nicht selten eines gebirgsmäßigen, d. h. aus Tal und Hügel bestehenden, Straßenpflasters, das der Radfahrer nicht liebt, und das ihn verlockt, auf dem Bürgersteig oder einem diesem entsprechenden Straßenteil dahinzuflitzen, wenn dort gerade keine oder nur vereinzelte Fußgänger zu erblicken sind. In Berliner Vororten macht er aber die Rechnung ohne den Wirt. Mitglieder der heiligen Hermandad, besonders gefährlich, weil sie nicht immer durch Uniform kenntlich sind, stehen an geeigneten Punkten, sich unversehens auf den Uebeltäter zu stürzen. Ein Angehöriger des Reichs der Mitte fuhr aus besagten Gründen in einem Vorort mit dem Rad auf der verbotenen Straßenseite und fiel in den Hinterhalt eines Polizisten in Zivil. Wie streng dieser seine Anzeigepflicht auffaßte, geht daraus hervor, daß er sich mit einem aus seiner Familie gebildeten Generalstab umgeben hatte. Während er nun mit dem Fremdling über dessen Geburtsort verhandelte, fuhr ihm ein anderer Uebertreter vorbei. Seine Tochter ermunterte ihn mit dem Ruf: „Vater, Vater, da ist schon wieder einer!" Da es ihm aber nicht gelang, gleichzeitig zweien Herren zu dienen, so machte ihm der Aufgeschriebene Vorhaltungen, weshalb er nicht auch den andern aufschriebe; das rettete den Aufgeschriebenen vor dem Strafbefehl.

Die Urlaubsentziehung in Wesel hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Bei den Verhandlungen über sie wurde in der Stadtverordnetenversammlung mitgeteilt, daß seither die Polizeibeamten viel strenger vorgingen, insbesondere auch einen Radfahrer mit 3 Mark Strafe bedacht hätten, weil er morgens, noch vor 7 Uhr, auf noch leerer Straße, auf der linken anstatt rechten Straßenseite gefahren sei. Trotz dieses offensichtlichen Erfolges wurde die Urlaubsverfügung von Stadtverordneten und auch von Abgeordneten des Handelsstandes bemängelt. Der Bürgermeister blieb jedoch bei ihr und verwies darauf, daß auch ein Kaufmann mit seinem Reisenden nicht zufrieden sein werde, der wenig oder keine Aufträge nach Hause bringe.

Scherz beiseite. Die Bemessung des Urlaubs nach der Zahl der Strafanzeigen ist nach Grund und Wirkung bedauerlich. Wenn nur der Unfleiß bestraft werden soll, so ist nicht zu rechtfertigen, daß auch anerkannt pflichtgetreue Beamte mitbestraft werden. Schon hierbei zeigt sich das Trügerische einer Strafschablone, entnommen lediglich aus der Zahl beschaffter Strafanzeigen. Es wird ferner schwerlich irgend jemand gelingen, für einen gewissen Bezirk im voraus eine Normalzahl strafbarer Handlungen festzustellen, die regelmäßig vorkommen müssen, so daß man aus einem ziffermäßigen Ausfall entsprechender Strafanzeigen Schlüsse auf die Wachsamkeit der Polizei ziehen könnte. Eine Statistik strafbarer Handlungen läßt sich überhaupt nur für große Bezirke, wie das Deutsche Reich, aufstellen und verwerten. Bei kleinen, wie etwa gar einer einzelnen Stadtgemeinde wirken zu viel Zufälligkeiten und Fehlerquellen mit, als daß aus dem Auf- und Absteigen der Zahlen etwas Sicheres zu folgern wäre. Schon damit fällt die Grundlage des Weseler Strafsystems fort. Bestände sie aber auch, so wäre mindestens fraglich, ob sich die Strafart rechtfertigen läßt. Nach der herrschenden Anschauung dient der Urlaub nicht dem Vergnügen, sondern der Erhaltung der Arbeitskraft. Eine Verkürzung an dieser widerstreitet nicht weniger dem Interesse des Beamten als der Behörde selbst, und dieser fehlt es für eine Bestrafung nicht an andern, besser geeigneten Mitteln. Die schwersten Bedenken erheben sich aber gegen die Wirkung eines solchen Strafsystems. Es ist überaus gefährlich, die Pflichttreue eines Polizeibeamten nach der Zahl seiner Strafanzeigen abzuschätzen, weil er damit geradezu in Versuchung geführt wird, in möglichst vielen Handlungen etwas Strafbares zu finden. Die Versuchung ist um so größer, als es sich um die unteren Organe der Polizei handelt,



deren finanzielle Stellung, Bildung und Schulung ihnen weniger Widerstandskraft gegen die Versuchung zu verleihen vermag als höheren Beamten. Wenn der Weseler Bürgermeister also auch erklärt, daß er nicht Strafanzeigen wegen jeder Kleinigkeit verlange, so wird seine Maßregel doch in diesem Sinn wirken. Daß die Vergleichung mit den Handelsreisenden auf beiden Beinen hinkt, bedarf kaum einer Ausführung, Aufgabe der Reisenden ist es, dritte, Kunden, zu Aufträgen anzuregen und die durch diese Anregung verursachten Aufträge ihrem Prinzipal zu übermitteln. Wendet man diese Parallele auf die Polizeibeamten an, so gelangt man unmittelbar zum — Lockspitzeltum.

Es wird viel geklagt in Deutschland über ein Zuviel an Polizeiverboten und Polizeistrafen. Ausländer machen sich darüber lustig. Meist wird der Staat als die Wurzel alles Uebels hingestellt. Aber mit Unrecht. Wenn man die Aeußerungen der Ausländer, besonders in französischer und englischer Literatur, durchmustert, so wird man finden, daß sich Aerger und Spott mindestens ebenso gegen die einzelnen Deutschen wie gegen die Staatsbehörden richten. Dahin rechnen insbesondere die zahlreichen Verbote mit und ohne Strafandrohung, mit denen der deutsche Michel seinen Besitz zu sichern sucht: Privatweg; Betreten der Wiese bei Strafe der Pfändung verboten; verbotener Durchgang usw. Die Kleinlichkeit, die in der Verfolgung geringfügiger Angelegenheiten sich Genugtuung zu schaffen sucht, ist also keineswegs eine Erfindung des Rackers Staat, sondern ein Volksfehler jedes guten Deutschen wie auch seine Prozeßwut. Bemerkenswert ist auch an dem Weseler Fall wie an den eben erwähnten andern, daß es sich nicht um Maßnahmen der Staatspolizei, sondern der freien Selbstverwaltung handelt, auf die wir uns sonst so viel zugute tun. Ein Beweis mehr, daß der sogenannte Bureaukratismus, der ein so dankbares Thema für Wahlreden bildet, nicht allein den Staatsbehörden anklebt, sondern eben dem deutschen Michel als solchem im Blut steckt.

Wenn nun auch nach aller Voraussicht der Weseler Urlaubsverordnung kein langes Dasein beschieden sein wird, so ist es nicht weniger bedauerlich, daß sie entstand in einer Zeit, in der der Staat sich bemüht, zu vieles und kleinliches Strafen einzudämmen (vgl. den Strafgesetzentwurf, die Aenderung der Gesetzgebung über Majestätsbeleidigungen und die in Nr. 30 der „Woche" besprochenen Gesetzentwürfe). Sie gibt aber jedem Deutschen Anlaß, auch an seine eigene Brust zu schlagen. Es wäre da manches aus ähnlichen Ursachen Entstandene zu bessern und auszurotten, als z. B. die Kleinlichkeit unseres Parteihaders, der, im Gegensatz zum Ausland, (vgl. den Sozialisten Macdonald) auch dem Ausland gegenüber nicht schweigt. Für große Fragen große Gesichtspunkte. Kleiner Diensteifer ist da vom Uebel. Auch das läßt sich aus der Weseler Verordnung über Diensteifer entnehmen.

Frauen untereinander.

Von Hans von Kahlenberg.

Es gibt keinen Vorwurf, der gegen das weibliche Geschlecht als Gesamtheit, gegen die Frauen in aller Welt so häufig erhoben wird wie der der Unkameradschaftlichkeit, des Mangels an Korpsgeist. Frauen gegen Frauen können keine Freundschaft halten, können keine Billigkeit üben. Selbst der milde Jean Paul, ein Verehrer des zarten Geschlechts und von ihm schwärmerisch verehrt, sagt: „Alles gönnen sich diese lieben Wesen einander, außer Männern, Kleidern und Kindern." Unsere Witzblätter füllen ihre Spalten mit mehr oder weniger feinen Beobachtungen über Neid, kleinliche Gehässigkeit und naive Ichsucht; es kehren da immer wieder die Unterhaltungen der „Freundinnen" bei Verlobungen, pikante Bemerkungen über körperliche Gebrechen oder die kleinen Toilettekünste einer Nebenbuhlerin — — entschieden lieben diese Damen einander nicht, der Prophet gilt unter seinesgleichen wenig! Mir sagte ein junges Mädchen, daß sie ein gewisses Kleid nicht mehr tragen könnte, es stände ihr sicher scheußlich, weil ihre Cousine gesagt hatte: „Du siehst darin reizend aus!" Die falschen, falschen Zungen, Giftstachel in Honigseim getunkt, haben in zarten Angelegenheiten viel Unheil angerichtet. Es wird schwer sein, selbst von einer verständigen und gebildeten Frau ein sachliches und anerkennendes Urteil über die Leistung einer Frau zu erhalten, angenommen sogar, daß diese Frau nicht eine Konkurrentin ist! Frauen mißtrauen einander instinktiv, eben weil sie beide Frauen sind und Fraueneigentümlichkeiten zu kennen glauben. Auch unter den Vorbildern, den Führerinnen, sind Eifersüchteleien und Feindschaften, ist gelegentliche Verdächtigung und Geringschätzung an der Tagesordnung.

Nun sollte das weibliche Geschlecht, ebenfalls als Gesamtheit, einen solchen Makel nicht leicht hinnehmen, als kleine weibliche und gefällige Schwäche dulden, denn der Vorwurf ist ein sehr harter. Die schönste Eigenschaft des Menschen, die Großmut, bestreitet er der Frau; nicht großmütig, nicht selbstvergessen und begeistert sein zu können, bedeutet, ohne Fähigkeit zur Größe überhaupt zu sein. Neid und Unduldsamkeit sind Sklavenuntugenden, Verleumdung ist die unehrliche Waffe des Verräters. Die Frauen sollten vor andern, vor dem Mann, warmherzig, aufopfernd und zukunftsgläubig sein — in solcher Atmosphäre müssen ihre Söhne aufwachsen, die Töchter der kraftvollen, frohen und selbstsichern Mutter nur können das Ideal edler und stolzer Weiblichkeit verkörpern, das wir wohl rührsam geschildert sehen, dem wir im Leben überaus selten begegnen.

> Der Mensch hat nichts so eigen,
> Nichts steht so schön ihm an,
> Als daß er Freundschaft zeigen
> Und Treue halten kann!

singt der alte, kerndeutsche Simon Dach. „Nichts ist mir verächtlicher als ein Mensch, der die Kraft zur Treue verloren hat", sagt Frenssen. Das gilt für den Mann wie für die Frau, gilt für beide in allen menschlichen Beziehungen. Man hat die Frau entschuldigen wollen, und sie hat gern vorgeschützt, daß ihre völlige und ausschließliche Hingabe an den Gatten und an die Familie ihr Teilnahme für andere, Außenstehende, Freundschaft und Hilfsbereitschaft überhaupt, unmöglich machte. Nun gilt wohl von keinem Reichtum der Welt so wie von diesem der inneren Güte



und Opferwilligkeit die schöne Eigenschaft der Märchenschätze, der Göttergeschenke, daß, je reichlicher man daraus schöpft, desto gefüllter und ausgiebiger der Schatz wird. Die verheiratete Frau hat sich durch Egoismus, wenn er auch Familienegoismus ist, schon hohe und wichtige Aufgaben entgehen lassen, hat sich selbst eine große und freiwillige Beschränkung auferlegt, die sich eines Tags, und vielleicht sehr bitter, am Geschlecht im ganzen rächen wird, mittelbar an ihren eigenen Töchtern und Schwiegertöchtern auch. Das große und notwendige Werk der Reform der Lage des Frauengeschlechts liegt fast ganz in den Händen der unverheirateten Frauen. Sie haben mehr Zeit, mehr Opferwilligkeit, mehr Begeisterung, ein höheres Gemeinschafts- und Verantwortlichkeitsgefühl. Das ist, zurzeit wohl, unbestreitbare Wahrheit, in ihren Reihen finden wir schon lebenslange und bis in den Tod getreue Freundinnen, Helferinnen der Schwachheit und Verteidigerinnen der Gekränkten und Geschädigten. Aus dem gesicherten Heim, in reicher und gesegneter Wirksamkeit, ein geliebter und verehrter Mittelpunkt, ließ die verheiratete Frau sich all diese Anstrengungen und Fortschritte als Zuschauerin gern gefallen. Sie gibt den Ihren, ist Mutter und Gattin — wer darf von ihr noch fordern?

Sie selbst soll fordern, und von ihr wird gefordert werden. Sie soll ihren Platz nicht nur als Mittelpunkt des Hauses, sondern als Mittelpunkt der Welt und des öffentlichen Lebens fordern. Frauengedanken, Frauengüte, Wärme und Duldsamkeit sollen den Tages- und Völkerverkehr durchdringen, die Frau darf nie vergessen, daß die eigentliche Kulturträgerin, trotz Schwert und Pflug in der Hand des Mannes, sie, die Frau, die Mutter, die Priesterin oder Hüterin ist. Männer mögen Heldentaten vollbringen, die die Dichter besingen, an den Boden knüpft sie erst die Gründung des Heims, die anwachsende Familie gibt ihrer Gründung Stetigkeit und Sicherheit, für die Zukunft, für die Enkel ist jeglicher Form von Tätigkeit die breite und sichere Grundlage geboten.

Die Frauen hätten unendlich viel mehr erreicht, wenn sie sich ihrer Geschlechtsbedeutung und Geschlechtskraft früher und in Masse bewußt geworden wären. Eigennutz isoliert und schwächt. Man durfte auf ihre häßlichsten Eigenschaften der Unterdrückten, auf Neid, Oberflächlichkeit und Kurzsichtigkeit spekulieren, um sie abhängig, ohnmächtig und ausgeschlossen zu halten.

Sie sollten einander besser kennen lernen. Es ist viel, daß wir jetzt eine Literatur haben, die nicht mehr die Frau bloß durch das Auge und das Hirn des Mannes sieht. Das Bild scheint zunächst nicht immer angenehm oder schmeichelhaft, die Frauen fühlen ihre Erniedrigung sehr tief, und eine große, ahnungsvolle Sehnsucht von Seele zu Seele geht durch ihr Geschlecht. Ihr ganzer Kummer, alles, was sie ertragen und gelitten haben, ist noch nicht genannt — schon heute ist die Sache *einer* Frau, ist ihr Unrecht oder ihre Schmach die Angelegenheit aller Frauen. Sie dürfen klagen, urteilen und dürfen richten. Das Herz der Frau wird richten, wie nun der Spruch des Gesetzes ausfällt, und *dies* Gesetz wird eines Tages das Recht in allen Frauen- und Menschendingen sein.

Wo so hohe Ziele zu erreichen sind und jeder Tag der Strom des Lebens, der durch Menschenschicksale geht, uns ihnen näherbringt, müßten kleine Unerfreulichkeiten bald weichen. Es wäre gut, bei ihnen anzufangen. Warum sind Damen ausgesucht unhöflich und unfreundlich gegeneinander auf Reisen, in Frauenabteilen? Ich habe bemerkt, daß sie sich über kleine Belästigungen durch ein Kind, über seine Unarten, früher beschweren, daß sie leichter ungeduldig wurden als Männer.

Soll Lieschen am Brunnen über des armen Bärbelchens Fehltritt ewiges Symbol bleiben? Frauen als Vorgesetzte sind kleinlich, peinigend und ungerecht. Man würde so viel Klagen über Dienstboten nicht hören, wenn Herrinnen gerecht, einsichtig und geduldig wären. Die Frauen, die sich oft durch Begeisterung für einen Tenor oder Heldendarsteller bis zum Vergessen jeder Würde lächerlich machen, sind seltsam knauserig, scharfsichtig und kühl den Heldentaten und den Heldinnen des eigenen Geschlechts gegenüber. Sie behaupten, schamhaft zu sein, und schämen sich wenig für beschimpfte Schwestern. Einen Mann stützen in einer schlechten Sache gegen eine Frau fast alle seine Geschlechtsgenossen, die Frauen schützen nicht einmal die unschuldig beleidigte Frau. Sie ist bloß eine Frau — so wenig wie sie selbst, ihre Verächterinnen!

Je höher du den Mitmenschen achtest, desto höher stellst du dich selbst. Es sollten nicht mehr Frauen sein, die höhnend oder schmähend ausrufen: So sind wir. Dies „Wir" richtet sie mit, die Geringschätzung einigt alle, Schmähende und Geschmähte.

Kameradschaft ist nicht nur eine Verpflichtung edlen Anstands, ritterlicher Gesinnung, sondern auch eine höchst praktische und nützliche Notwendigkeit.

Unsere Bilder

Der türkische Thronfolger (Abb. S. 1417) hat einer Einladung des Kaisers Wilhelm Folge geleistet und seine Reise nach Deutschland angetreten. Es ist eine bedeutsame Neuerung, daß der Erbe des Ottomanenreiches das Ausland bereisen darf. Das System orientalischen Mißtrauens, nach dem noch unter Abd ul Hamid alle dem Thron nahestehenden Prinzen in enger, wenn auch vergoldeter Haft gehalten wurden, ist nun unter Muhammed V., dem Sultan, der selbst so lange ein Gefangener war, völlig abgekommen. Yussuf Izzeddin, der jetzige Thronerbe, hat sein Land schon bei der englischen Königskrönung vertreten und nachher auch Paris und Rom besucht. Damals erregte die Reise des Prinzen berechtigtes Aufsehen, denn niemals zuvor hatte ein türkischer Thronfolger im Ausland eine offizielle Rolle spielen dürfen. Nun kommt er auch nach Berlin, um hier als Gast des Kaisers einige Tage zu weilen und der Herbstparade beizuwohnen. Er wird jedenfalls von dieser kurzen Fahrt nach dem Westen interessante und nachhaltige Eindrücke heimbringen.

Die Leiter unserer Auslandspolitik in Wilhelmshöhe (Abb. S. 1418). Am 18. August haben der Reichskanzler, der Staatssekretär des Auswärtigen Amts v. Kiderlen-Waechter und der deutsche Botschafter in Konstantinopel am kaiserlichen Hoflager in Wilhelmshöhe geweilt, um dem Kaiser über den augenblicklichen Stand der Marokkoverhandlungen Bericht zu erstatten.

Die Hochseeflotte (Abb. S. 1419), von der augenblicklich zwei Geschwader in Kiel stehen, wird an den diesjährigen Kaisermanövern teilnehmen, indem sie an der Ostküste operiert und auch ein Landungskorps zur Verstärkung der Nordarmee entsendet.

Eine Knabenparade (Abb. S. 1421) hat kürzlich der Zar auf dem Marsfeld zu St. Petersburg abgehalten. Nikolaus II. ist ein eifriger Protektor der Jugendwehrbewegung, die infolgedessen in Rußland einen sehr großen Aufschwung

genommen hat. In allen Teilen des Reiches gibt es wohl ausgebildete Knabenbataillone. 8000 von diesen kleinen Streitern durften nun in St. Petersburg vor dem obersten Kriegsherrn und seiner militärischen Umgebung defilieren. Die Knaben blieben einige Tage in der Hauptstadt und kehrten dann sehr befriedigt heim, nachdem sie alle Sehenswürdigkeiten besichtigt und mehreren für sie veranstalteten patriotischen Festen beigewohnt hatten.

Das Trachtenfest in Reinhardsbrunn (Abb. S. 1421), der koburgischen Sommerresidenz im Thüringer Wald, ist nun schon eine alljährlich wiederkehrende Einrichtung geworden. Der Herzog und die Herzogin von Sachsen-Koburg-Gotha suchen die Bestrebungen zur Erhaltung der alten Volkstrachten möglichst zu erhalten und sind die eifrigsten Förderer dieser hübschen Volksfeste. Auch in diesem Jahr hatten sie selbst die thüringische Volkstracht angelegt und weilten lange unter den fröhlichen Bauern und Bäuerinnen, die sich an allerlei Spielen und Wettbewerben harmlos vergnügten.

Die heilige Karawane (Abb. S. 1420), die aus den Hauptstädten des Islams alljährlich nach Mekka zieht, hat kürzlich Konstantinopel verlassen. Der Zug defilierte vor dem kaiserlichen Palast von Dolma-Baghtsche, auf dessen Stufen der Sultan, die Prinzen und die hervorragendsten Würdenträger des Reiches der imposanten religiösen Zeremonie beiwohnten.

Die Schwestern des Papstes (Abb. S. 1420) haben während der Krankheit ihres Bruders schwere Tage gehabt. Erstens lieben die schlichten Damen den Stolz ihrer Familie von ganzem Herzen und waren um ihren Bruder natürlich sehr besorgt, zweitens aber war es ihnen peinlich, im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu stehen. Sooft sie sich in den Vatikan begaben, mußten sie ein Spalier von neugierigen Reportern und drohenden Kodaks passieren. Einmal wurden die armen, bescheidenen Schwestern des höchsten Priesters der Christenheit sehr zornig und wandten sich an die Polizei um Hilfe. Wie unsere Leser an unserm Bild erkennen, sind sie dem Photographen trotzdem nicht entschlüpft.

Colonel John Jakob Astor (Abb. S. 1423), der amerikanische Milliardär, ist nach seiner sensationellen Scheidung nicht lange einsam geblieben. Astor, der heute 47 Jahre alt ist, hatte schon vor Monaten mit Miß Madelaine Talmage Force, der 18jährigen Tochter eines mäßig reichen Neuyorker Kaufmanns, einer blendenden Schönheit, geflirtet. Daß aus diesem Flirt schnell eine Verlobung geworden ist, soll ein Verdienst der eifrigen amerikanischen Zeitungsreporter sein. Diese nicht immer diskreten Herren bestürmten den Vater der Miß Force so lange mit Fragen, bis er ungeduldig wurde und den Colonel veranlaßte, sich schnell zu erklären. Das hat Mr. Astor denn auch getan, und ganz Neuyork beschäftigt sich nun mit dem Brautpaar. Uebrigens hat man auch vor einiger Zeit viel von dem unglaublich reichen Herrn Astor gesprochen. Das war damals, als er von einer Weltreise heimkehrte und zu Hause eine Scheidungsklage seiner ersten Frau vorfand.

Der Kronprinzen-Preis (Abb. S. 1424), das wertvollste deutsche Hindernisrennen, wurde am 20. August in Magdeburg ausgetragen. Um das mit 60000 Mark und vier Ehrenpreisen dotierte Rennen bewarben sich 14 Konkurrenten. Bei der letzten Hürde war noch Erbschaft in Front, dann wurde dieses Pferd aber überholt, und es entspann sich ein scharfer Endkampf zwischen Florian und Edelmann, aus dem der Reiter des letzteren Tieres, Leutnant Graf Holck, dank seiner überlegenen Reitkunst als Sieger hervorging.

Die Saison in Trouville (Abb. S. 1422). Trouville ist das Pariser Seebad par excellence. Freilich versucht man auch in allen andern Modebädern den Pariser Ton nachzuahmen, aber nicht immer mit Erfolg. Natürlich fehlt es auch in Trouville nicht an Ausländern, wie man ja auch in den Listen der besten Pariser Gesellschaft stets viele fremde Namen findet. Aber die schönen Damen aus dem Ausland haben gerade in Trouville einen schweren Kampf gegen ihre Pariser Schwestern zu bestehen. Das Schlachtfeld ist der Strand, und die Waffen stammen aus dem Arsenal der großen Pariser Schneiderfirmen. Es wird allerdings in Trouville auch gebadet, denn sonst könnte man ja die entzückenden Badekostüme nicht zeigen. Vor allem aber promeniert man, sagt man einander Komplimente und Bosheiten, bewundert und beneidet man einander — kurz, führt im Angesicht des ewigen Meeres das herrlichste Großstadtleben.

Der Waldbrand auf dem Hohen Venn (Abb. S. 1424) an der deutsch-belgischen Grenze hat ungeheuren Schaden angerichtet. Der Brand erstreckte sich auf der deutschen Seite bis zum Stadtwald von Malmedy, der auch in Mitleidenschaft gezogen wurde. Auf dem belgischen Gebiet wurde der Hertogenwald eingeäschert. Auf beiden Seiten halfen Soldatendetachements bei den wegen des Qualms sehr schwierigen Löscharbeiten. Die Aachener Truppen, die zuerst zur Stelle waren, wurden später durch Mannschaften der Garnison von Trier abgelöst.

Personalien (Abb. S. 1418 u. 1420). In Wiessee am Tegernsee feierte am 23. August der berühmte Anthropologe der Münchner Universität Geh.-Rat Prof. Dr. Johann Ranke ein dreifaches Jubiläum: seinen 75. Geburtstag, sein 50jähriges Doktorjubiläum und die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages, an dem er zum ordentlichen Professor der Universität München ernannt wurde, deren Lehrkörper er damals schon 23 Jahre lang angehört hatte. — Am 22. August feierte der General der Kavallerie Prinz Eduard zu Salm-Horstmar, Generaladjutant des Kaisers, seinen 70. Geburtstag. Der Prinz hat als Reiteroffizier an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 teilgenommen und dann im Frieden bis zum Jahr 1908 aktiv gedient. Auch in der Berliner Hofgesellschaft hat er stets eine große Rolle gespielt. Das Domkapitel in Naumburg zählt ihn zu seinen Kapitularen.

Todesfälle (Abb. S. 1418 u. 1420). In Professor Georges Dieulafoy, der im Alter von 71 Jahren in Paris verschieden ist, hat Frankreich einen seiner ersten Pathologen verloren. Der große Gelehrte, ein Südfranzose, hatte seit dem Jahr 1886 den Lehrstuhl für Pathologie an der Pariser Universität inne. Während dieser Zeit hat er sowohl als leitender Arzt schöne Erfolge erzielt als auch durch theoretische Schriften und Lehrbücher der neueren Pathologie grundlegende Werke geschaffen. In seinen letzten Jahren hat er sich besonders der Erforschung der Blinddarmleiden gewidmet. Er war einer der ersten, die auf die Notwendigkeit eines operativen Eingriffes bei Blinddarmentzündung hinwiesen. — Prinz Heinrich XVIII. R. j. L., der während einer Eisenbahnfahrt durch einen Schlagfluß hinweggerafft wurde, hatte das 65. Lebensjahr erreicht. Der Verstorbene hat seit dem Jahr 1867 der preußischen Armee angehört. Er focht 1870-71 mit, war jahrelang Flügeladjutant Wilhelms I. und erlangte im Jahr 1902 den Charakter als General der Kavallerie. Der Prinz, der mit der Herzogin Charlotte zu Mecklenburg vermählt war, hinterläßt drei Söhne.

Die Toten der Woche

Kolonialdirektor a. D. Canstatt, † in Wiesbaden am 15. August im Alter von 69 Jahren.

Professor Georges Dieulafoy, bekannter Kliniker, † in Paris am 16. August im Alter von 71 Jahren (Portr. S. 1420).

Lord James of Hereford, hervorragender Jurist, † in London am 18. August im Alter von 83 Jahren.

Geh. Kirchenrat Dr. Otto Kirn, Ordinarius an der Leipziger Universität, † in Leipzig am 18. August im 65. Lebensjahr.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Albert Ladenburg, bedeutender Chemiker, † in Breslau am 15. August im Alter von 64 Jahren.

Prinz Heinrich XVIII. Reuß j. L., † auf der Reise von Bad Kissingen nach Würzburg am 15. August im Alter von 65 Jahren (Portr. S. 1418).

Geh. Rat Ernst Schulze, Gymnasialdirektor, † in Homburg v. d. H. am 18. August im 69. Lebensjahr.

Richard Georg Vopelius, bekannter Glashüttenbesitzer, Mitglied des preußischen Herrenhauses, † in St. Blasien am 16. August im 68. Lebensjahr.





Ballgeflüster. „Der köstliche Duft Ihres Haares, gnädiges Fräulein, berauscht meine Sinne. Sie danken gewiß der **Mutter Natur** für so wundervolle Gabe." — **„O nein,** Herr Graf, den Dank dem Ortlid-Haartrockner, der mir täglich Kopfwaschung ermöglicht."

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Atel. Phébus.

Prinz Jussuf Izzeddin-Effendi.
Zum Besuch des türkischen Thronfolgers am deutschen Kaiserhof.





Hofphot. Eberth.

Staatssekretär v. Kiderlen-Waechter (×) und der deutsche Botschafter in Konstantinopel Frhr. Marschall v. Bieberstein. Zum Vortrag über die auswärtige Lage beim Kaiser in Wilhelmshöhe.



Atelier Bieber.

Prinz Heinrich XVIII. Reuß †
Kgl. Preuß. General der Kavallerie à la suite der Armee.



Hofphot. Selle & Kuntze—Niederastroth

Prinz Eduard zu Salm-Horstmar,
Gen.-Adj. des Kaisers, feierte seinen 70. Geburtstag.

Phot. Renard.

Vorübung zu den diesjährigen Flottenmanövern: Das I. und II. Geschwader der Hochseeflotte im Hafen von Kiel.



Phot. Weinberg.

Aus Konstantinopel: Die heilige Karawane defiliert vor dem Sultan vor der Pilgerfahrt nach Mekka.



Phot. Argus.

Die Schwestern (in Schwarz) und eine Nichte Pius X. auf dem Weg zum Vatikan.
Zu den Nachrichten über den Gesundheitzustand des Papstes.



Phot. Presse-Illustr.

Geh. Rat Prof. Dr. Ranke,
der bekannte Münchner Anthropologe, feierte seinen 75. Geburtstag.



Phot. Manuel.

Prof. Dr. Georges Dieulafoy †
der berühmte französische Pathologe, verschied in Paris.



Von links: Herzog Karl Eduard, Prinzessin Sibylle, Herzogin Viktoria Adelheid, Prinz Dietmar. Phot. Intern. Illustr.-Verl.

Vom Trachtenfest in Reinhardsbrunn: Das Herzogspaar von Koburg-Gotha beim Rundgang.



1. Großfürst Michael Alexandrowitsch. 2. Gen.-Adj. Baron Fredericksz. 3. General Flug. 4. Der Zar Phot. C. O. Bulla.

Die jüngsten Soldaten des Zaren: Kaiser Nikolaus besichtigt 8000 militärisch geschulte Knaben auf dem Marsfeld bei Petersburg.



1. Ein Spaziergang am Strande. 2. In der kühlen Flut. Phot. Rol. 3. Ein eleganter Damenflor.
4. Die Autos der Hautevolee vor dem Kasino. Phot. Meurisse. 5. Eine Modekönigin. Phot. Rol.

Hochsaison in Trouville.



Colonel John Jakob Astor

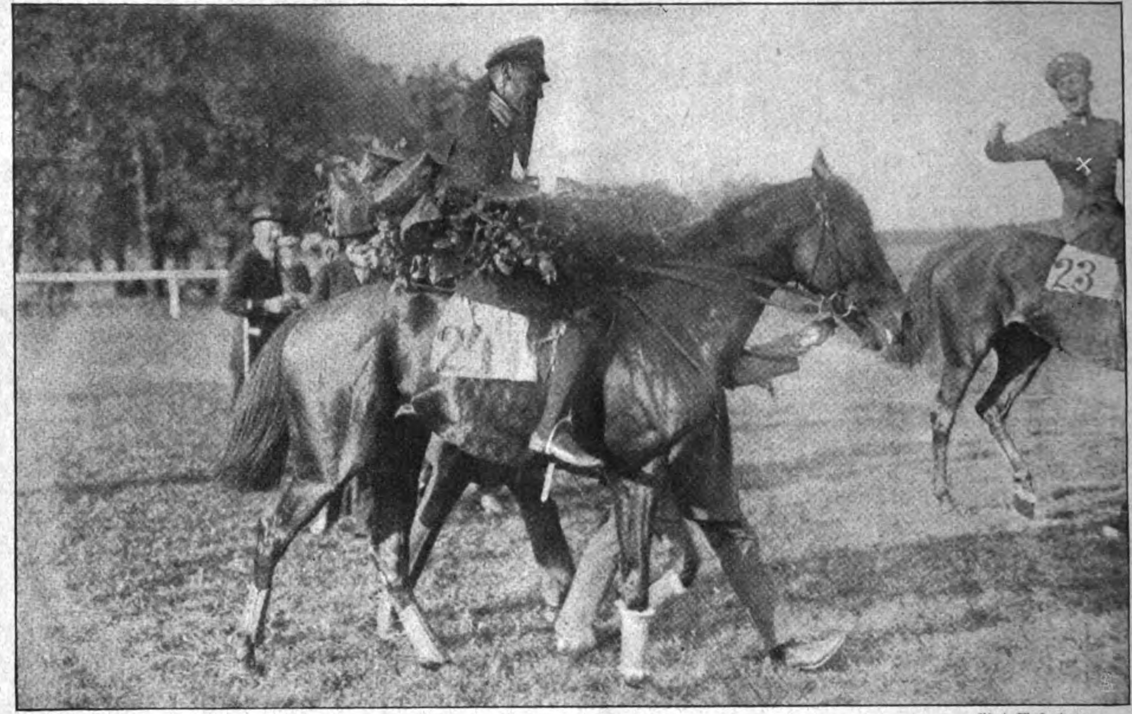
und seine Braut

Miß Madelaine Force.

Phot. Campbell Studio.

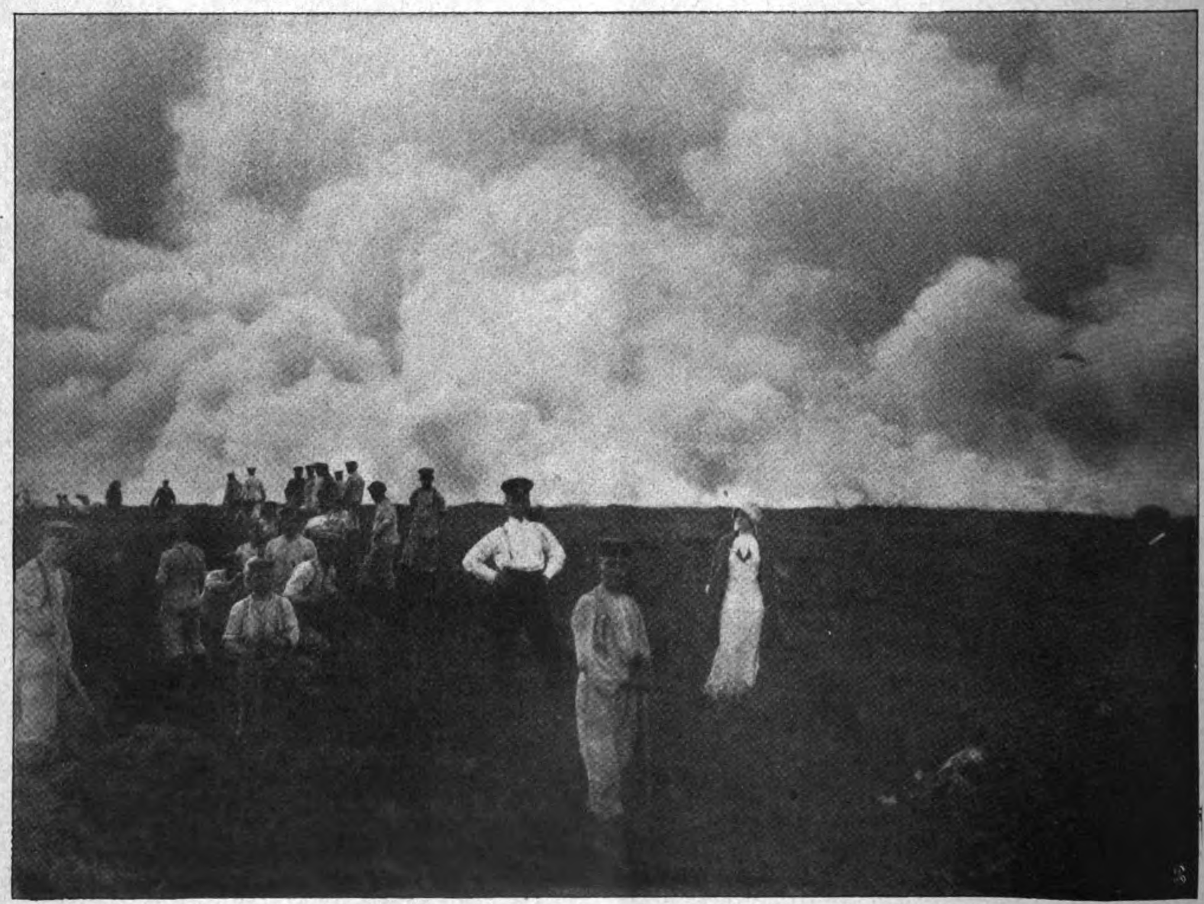
Eine sensationelle Verlobung in der Neuyorker Gesellschaft.





Phot. Mollenhauer.

Der Sieger Leutn. Graf v. Holck auf Leutn. v. Zobeltitz' (×) Edelmann nach dem Rennen.
Vom Rennen um den Kronprinzen-Preis in Magdeburg.



Ein mächtiger Waldbrand auf dem Hohen Venn: Militär bei den Löschungsarbeiten.

Phot. Kluge.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

5. Fortsetzung.

Maria gab sich Mühe Kaspar schlecht zu behandeln; doch wollte ihr das nicht immer glücken. Ihre kleinen Spitzigkeiten verkehrten sich oft unvermerkt in umschriebne Huldigungen. Was sie ihm mit der einen Hand zu nehmen suchte, gab sie ihm mit der andern zehnfach wieder. Und wenn ihr das zu Bewußtsein kam, konnte sie plötzlich geradezu ungezogen und ausfallend gegen ihn werden. So lenkte sie den Ärger über sich selbst auf ihn ab. Aber schon das letzte Wort eines solchen Satzes nahm — nur durch seinen Ton — den heftigen Angriff wieder zurück. — Peinlich flackernd war Marias ganzes Wesen. Die grelle Lustigkeit, die sie fast immer nach außen kehrte, strömte haltlos und ohne Besinnung dahin — für Lisas Gefühl stets hart an der Grenze des Weinkrampfes . . . .

Es gehörte Kaspars ganze Liebenswürdigkeit dazu, das mit äußerlich ohne Wanken gleichbleibendem Humor zu ertragen, wenn ihn heimlich auch manchmal ein nervöser Zorn schüttelte. Lisa bewunderte das an ihm; dennoch aber nahm das weibliche Solidaritätsgefühl unwillkürlich gegen den Mann Partei, obgleich sie an der Freundin jetzt manches peinlich fremd, ja fast abstoßend bedünken wollte. — Auch fand sie es unerträglich naiv von Kaspar, daß er durchaus nicht bemerkte, wie es stand — und vergaß ganz, daß sie bis zu Marias Bekenntnis genau so naiv gewesen war . . .

* * *

Einmal im Anfang versuchte Lisa sogar, ihrem Anbeter in der behutsamsten Weise auf die Sprünge zu helfen . . .

Es war auf einer Probe; sie standen gerade unbeschäftigt in einem Winkel der Bühne, und Kaspar erging sich wieder in halb scherzhaften Liebesbeteuerungen — da sagte sie plötzlich:

„Ach, Kasperl, ich bin so ermüdet von der Gewalt deiner Gefühle . . . Gib mir Schonzeit! — Muß denn immer ich es sein? — Verlieb dich einmal in wen anders!"

„Zu Befehl! Aber in wen? — Embarras de richesse! — Und, nein, Lisel, es geht nicht! — Denn dich zu meiden . . .! — Und du, armes Hascherl, was tust denn du ohne Hofnarren!"

„Na, vielleicht fände sich da ein Ausweg," sagte sie scherzhaft, aber mit einem hölzernen Stocken in der Stimme. „Wenn du im Kleeblattbund bleiben willst — du kannst dich ja in Maria verlieben!"

„Jawohl, das ginge mir ab!" lachte er. „Die Janssen Marri . . . Das doch nicht! Malweiber in Sauer bekommen mir nicht."

„Nicht so üppig, Kasperl! — Wer die einmal zur Frau kriegt, darf sich gratulieren!"

„Ich kann den Betreffenden beneiden, aber ihm nicht in den Weg treten. — Aber, Lisel, du sagst das so . . . komisch. Nimmst mir's am End gar übel, daß ich ein Malweib Malweib nenn?"

„O nein! Wer wird dir was übel nehmen! — Aber eine Frau wie Maria tut man nicht so mit einem Gattungsnamen ab. — Und du weißt, ich hab dich gern, — aber das glaub mir: die Maria steckt dich zehnmal in die Tasche."

„Eben darum! Sie ist zu bedeutend für mich! — Uije, der soll in den Hof machen? — Darauf wartet die ja bloß!"

„Bild dir nur nicht zu viel ein, Kasperl!" rief Lisa erschrocken und tief errötend.

Doch fuhr er zu ihrer großen Erleichterung fort: „Das wär für die ein gefundenes Fressen! Da könnt sie einmal ihren Schnabel an mir wetzen . . .! In der ihren Augen bin ich ja so schon der reinste Hanswurst. — Ja, ich weiß ja," fuhr er nicht ohne Sentimentalität fort, „wenn einer seine Weltanschauung nicht immer am Präsentierteller trägt, dann hat er keine! Wenn man lustig ist . . . Mein Gott! Daß ich auch meine sehr ernsten Stunden hab, davon braucht ihr ja nichts zu wissen!"

„Auf die Weise, Kasperl, kannst du mir wirklich gefährlich werden!" spottete Lisa ein wenig hastig und atemlos. „Zu allen andern Vorzügen noch eine Weltanschauung — dann bist du unwiderstehlich!"

Von da an schwieg Lisa ängstlich und ließ den Dingen ihren Lauf. Daß der zu keinem Ziel führen würde — dessen war sie freilich sicher; und sie litt unter der quälenden Sinnlosigkeit dieses Verhältnisses. Das äußerte sich darin, daß auch sie Kaspar in wachsendem Maße die Schärfe ihrer Zunge fühlen ließ, während die Freundin eher unter ihrer übertriebnen Rücksicht zu leiden hatte.

Es kam so weit, daß sich der also schnöd Behandelte mit dem Gedanken trug, langsam und ohne Aufsehen seinen Rückzug anzutreten. Was ihn noch hielt, war nur die Einbildung, Lisas Widerborstigkeit könnte das erste Zeichen einer doch noch erwachenden Liebe sein . . . — So schob er, was er bei der einen nicht bemerken wollte, spitzfindig der andern unter, bei der keine Spur davon vorhanden war . . .

* * *

Es war an einem Mittwochabend im Fasching. Die Freundinnen hatten sich verabredet, heute den bal paré im Deutschen Theater zu besuchen, damit Lisa das Münchner Karnevalstreiben einmal kennen lerne. Die hatte sich dazu von Maria ein Kleid entwerfen und anfertigen lassen, das ihr sehr gut gefiel. Es war von loser Form, hatte ein schlichtes, sparsames Ornament und wirkte



am stärksten durch seine Farben, die untereinander und mit Lisas Haut und Haaren höchst glücklich zusammenklangen. — Fertig angezogen, die schwarze Samtlarve schon in der Hand, stand sie vor dem Spiegel, als Maria im langen Abendmantel hereintrat, sie abzuholen.

„Entzückend siehst du aus!“ rief die. „So möcht ich dich wahrhaftig malen!“

„Und nun zeig dich auch einmal,“ drängte Lisa, „und lüfte das große Geheimnis!“ — Die Freundin hatte ihr immer nicht sagen wollen, was sie anzöge.

„Ach ...“ erwiderte sie jetzt leichthin, „du mußt nicht glauben ... Ich bin ganz einfach ... Ich hab mal zur Abwechslung einer Kollegin von der schneiderischen Fakultät was zu verdienen gegeben und mir den Domino bei der Purtscheller machen lassen. Was Erstaunliches ist er nicht.“ Sie zögerte einen Augenblick mit ihrem bang schelmischen Jungmädchenlächeln — dann warf sie den Mantel auseinander, daß er hinter ihr zu Boden fiel, und stand, eine neue, fremde Maria, in einem Ballkleid aus schwarzen Spitzen da, zwischen denen hie und da perlmutterbunt ein paar dunkle Pailletten hervorblitzten.

Lisa fühlte sich selbst auf einmal förmlich verschwinden und deuchte sich unendlich klein und dürftig, ein Stückchen Nichts, gehoben und gehalten durch eine Art Theaterkostüm. — Sie sah die Freundin überrascht und mit tief atmender Bewunderung an. Ja, in dieser Erscheinung war etwas von dem Geiste des Münchner Faschings, wie sie ihn sich vorstellte! — Blendend weiß standen Hals und Arme gegen das duffe Schwarz der Spitzen; in den blankschwarzen Haaren leuchtete als einziger Schmuck eine künstliche Rose von schreiendem Orange. Die blauen Augen, die Lisas stummes Entzücken genossen, erschienen dunkler als sonst; sehr rot und scharf begrenzt trennten sich die Lippen von der Weiße der Haut. — Ob da wohl ein wenig nachgeholfen wäre? fragte sich Lisa. — Es lag ein sanft aufstachelnder Reiz darin ... Auch Marias Gestalt, die frauenhaft üppig war und dabei doch frisch und formenklar wie bei einem Mädchen — auch ihr gab eine neue Note heute etwas so besonders deutlich Weibliches, daß Lisa aus tiefster Brust einen zitternden Atemzug hervorholte ...

„Schön!“ sagte sie endlich leise.

„Ist es einigermaßen ...?“

„Na!“ bejahte Lisa mit ihrem energischen Nicken. „Daneben kann ich mich verkriechen.“

„Dummchen! Du bist entzückend! So fein und nett, wie ich lange Latte nie aussehen kann.“

„Ja, fein und nett ...!“ seufzte Lisa in halb komischem Klageton.

„Nein, Lisel, entzückend! Ich bin wahrhaftig zufrieden mit dem Gewand. Keinem Menschen auf Gottes Erdboden können die Empirefetzen so gut stehen wie dir. — Aber für meine unglücklichen Nilpferdknochen ist das nichts.“

„Wahnsinnig schön bist du!“ rief Lisa. — „Aber sag ... Ich glaub gar, du hast ein Korsett an?“

„Ach, nicht der Rede wert! Ein Gürtel, so breit ...“ Maria zeigte es zwischen Daumen und Mittelfinger einer Hand. „Und absolut nicht geschnürt! Beide Fäuste kann ich noch hineinstecken!“ — Aber sie mußte selbst lachen, als Lisa sie daraufhin mit humoristischem Zweifel ansah. — Und in dieser blieb bei aller Bewunderung doch ein Gefühl des Unbehagens, über das sie sich keine Rechenschaft gab, aus dem dann aber plötzlich die Frage entsprang:

„Ist es nicht ein bißchen reichlich dekolletiert?“

„Warum? Für den bal paré? — Da wirst du dich wundern! — Und dann ... im Visier ... da kennt mich ja keiner.“ Mit einem schnellen Griff beider Hände legte sie die schmale Samtlarve an. „So! Nun hat man das Recht, sich an die Stelle meines eingehauenen Rüssels eine edle Nase zu denken. — Komm, Welt, und fall auf mich herein! Demaskieren — nicht ums Leben!“ Ihre Augen blitzten übermütig aus den Schlitzen der Larve; darunter lächelte über dem weichen, breiten Oval des Kinns verwegen der große, rote, schöne Mund.

„Wahrhaftig,“ sagte Lisa, „ich hätte nie geglaubt, daß so ein Ding jemand stehen könnte. Dich kleidet es aber.“

„Ob das nun gerade eine Schmeichelei ist ...? — Aber gleichviel! Die Kunst im Leben des Weibes ist auch was! — — Übrigens, Lisel, findest du im Ernst, daß mein Ausschnitt zu tief ist?“

„Ach ... nein ...“

Maria stellte sich vor den Spiegel.

„Du hast recht. Es geht doch wohl nicht. Wenn ich nur wüßte ... Meinst du, ich könnte mir einen Streifen aus irgendwas hineinnähen?“

„Ach Unsinn!“

„Hast du nicht irgend so einen Fetzen Spitze?“

„Nein, Maria, bleib nur, wie du bist! Ich ... ich weiß nicht ... Es ist ganz gut so. Es war bei mir nur der erste Schreck. — Du bist famos, so wie du bist.“

Maria konnte sich lange nicht vom Spiegel trennen. Sie zog und zupfte an ihrem Ausschnitt und schaute mit dem angestrengten, grimmigen Ernst in das Glas, der den meisten Frauen bei solchen Gelegenheiten eignet.

„Na ja,“ sagte sie schließlich, während sie den Körper schneller wegdrehte als die Augen, „mag es denn so bleiben! Wenn du meinst, es geht ... — Und du wirst sehn, dort sind die meisten tiefer dekolletiert. Da wirkt es ganz anders als hier in deinem keuschen Jugendstilzimmer.“

„Gehn wir dann?“ fragte Lisa.

„Ja, Lisel, und heut wollen wir lustig sein! Das erste sind schnell ein paar Gläser Sekt. Und dann machen wir mal die Männer ein bißchen verrückt, ich als ganz gewöhnlicher Domino, du als höchst aparte Märchenprinzessin.“

„Ja, Märchenprinzessin ... Ich werd mir, fürcht ich, recht deplaciert vorkommen.“

„A, paß auf, du hast mindestens zweimal soviel Erfolg wie ich!“

„Es wird wohl mehr ein Achtungserfolg sein. Und ob das auf einer Redoute gerade das Erstrebenswerteste ist ...?“ lächelte Lisa, vielleicht ein wenig resigniert, sicherlich aber auch nicht ohne eine Spur von haustöchterlicher Selbstgerechtigkeit. Es war ja schließlich kein Fehler, daß sie zu fein aussah, um neben „diesen Damen“ im Deutschen Theater zur Geltung zu kommen. — Und



Marias Sehnsucht, „den Männern" die Köpfe zu verdrehen, war doch eigentlich etwas sonderbar ...

* * *

Lisa sollte recht behalten: sie verschwand wirklich in dem bunten Gewühl und wurde wenig beachtet, während Maria sogleich einen Kreis von Bewunderern um sich versammelte.

Kaspar Sartori, der nebst einigen andern Herren und Damen — fast lauter Schauspielern — die Loge mit ihnen teilte, war von der veränderten Erscheinung des „Malweibes" sichtlich überrascht. Aber die bissigen Antworten, die Maria seinen Huldigungen zuteil werden ließ, schreckten ihn vor weitern Wagnissen zurück. — Auch Lisas Aussehen pries er, aber sie fühlte wohl, daß es zerstreut klang, und daß sich seine Augen dabei mit einem ihr unpassend scheinenden Ausdruck des Entzückens zu der Freundin hinüberstahlen. — Dann beurlaubte er sich:

„Bloß fünf Minuten ...! Drüben in der Loge da der Alte mit dem weißen Spitzbart, das ist der Professor Stöckl aus Salzburg — den muß ich begrüßen. Ein reizender Kerl! Bei meinem letzten Gastspiel haben wir die Nacht durchgekneipt. — Ich bin gleich wieder da!"

Aber er blieb stundenlang aus und reichte sich während dieser Zeit gleichsam herum bei seinen zahllosen Freunden und Freundinnen. Von einem Tisch ging er zum andern. Er mußte sich überall hinsetzen und mittrinken. Und wo er war, stieg sogleich ein helles Gelächter in die Luft.

Er befand sich schon in sehr gehobener Stimmung, als er endlich wieder in seiner Loge einkehrte. — Lisa saß gerade ganz allein an der Brüstung und schaute in das wilde rhythmische Getümmel und Gekreisch einer Münchner Française hinaus. Er ließ sich — „pflichtgemäß" dachte sie, denn sie neigte heute zur Bitterkeit — neben ihr nieder und wußte sie bald aufzuheitern. — Er hatte seinen besonders guten Tag und sprudelte von im Augenblick gefundenen Scherzworten über. Und sie wurde davon angesteckt; die Rapiere des Witzes kreuzten sich mit spielerischem Klingklang; ein fröhlicher Sporteifer, die reine Freude am brotlosen Können, kam über sie beide, rötete ihre Wangen, ließ einen angenehmen leichten Schwindel in ihre Köpfe steigen. — Der Stoff ging ihnen nicht aus, denn das Gewimmel im Saale führte genug Gestalten vorbei, über die sie sich lustig machen konnten....

Gemeinsames Lästern über andre schafft Kameradschaft, schafft oft noch mehr; denn man nimmt sich dabei an der Hand und führt einander auf einen Standpunkt über dem sonstigen Volk: — Wenn du nicht besser wärest als die da, würde ich sie nicht mit dir verlachen. — Je schärfer man die andern hernimmt, desto mehr versteckte Schmeicheleien sagt man sich gegenseitig....

Lisa fand heute ein tieferes Gefallen an Kaspar als sonst — sei es, weil er geistreich war, sei es, weil er ihr Gelegenheit gab, ihren Geist zu zeigen. — Das schuf Stimmung und söhnte sie völlig mit dieser Redoute aus, deren Besuch sie vorher schon bereut hatte.

Als dann ein sehr verlockender Walzer gespielt wurde, kam einer der andern Schauspieler an die Brüstung und bat sie um den Tanz. Sie bedauerte die Störung, doch mochte sie den Kollegen nicht kränken und sagte zu. Sie erhob sich und wartete, bis ihr Tänzer in die Loge käme, sie zu holen.

„Aber lauf mir nicht davon, Kasperl! Ich bin gleich wieder da. Du bist heut ausnahmsweise einmal amüsant, und ich will dich genießen."

Er drückte durch eine tiefe Verbeugung aus, wie geehrt er sich fühle. — In diesem Augenblick erschien Maria in der Tür. Sie sah heiß und aufgelöst aus, hatte sie doch die ganze Zeit fast ohne Unterbrechung getanzt und war dabei von einem Arm in den andern gewandert.

„Du kommst grade recht!" rief Lisa ihr entgegen. „Da setz dich her und halt mir den Kasperl warm! Ich will einmal tanzen. — Weißt du, er ist so gut bei Witz, daß es ein Jammer wär ... — Also, bitte! Sonst brennt er durch oder ist eingeschlafen, bis ich wiederkomm. In deine Hände befehle ich seinen Geist."

Maria trat mit einem verzwickten Lächeln näher.

„In der Tat ...?" rief Kaspar. „Wie kommt dieser Glanz in meine Hütte?"

„Aber nicht zu lange, Lisel!" mahnte Maria. „Ich muß tanzen! Tanzen!"

„Das könnten wir ja vielleicht derweil auch ..." Kasperl machte mit der Hand eine drehende Gebärde.

„Nein, jetzt nicht! Ein bißchen muß ich mich ausruhn. — Geben Sie mir lieber was zu trinken!"

* * *

Als Lisa nach einer halben Stunde zurückkehrte, sah sie sofort, daß hier eine Wendung eingetreten war. Zwar empfingen die beiden sie scheinbar erfreut, aber es lag eine eigne Geistesabwesenheit in ihren Worten. Und wenn sich Kasperl auch Mühe gab, sich ihr zu widmen — seine Augen hingen an Maria, und auch seine Rede wendete sich unwillkürlich immer wieder an diese. Er machte ihr, verstohlen zunächst noch, aber mit Feuer, den Hof — das war ganz klar.

Lisa sagte sich, daß sie froh darüber sein müsse. War doch endlich Wirklichkeit geworden, was sie ihrer Freundin schon lange gewünscht hatte ... — Dennoch sträubte sich in ihr ein gereiztes Gefühl dagegen, das sie sich mühevoll zu erklären versuchte. — Selbst Eifersucht wollte sie sich vorwerfen.... Aber nein, das war es nicht. — Ihr Unbehagen entsprang aus etwas anderm ...

Warf sich Maria hier nicht weg? — Jetzt hätte sie Kaspar, dessen Verliebtheit doch nicht mehr wäre als ein Strohfeuer — schlecht behandeln hätte sie ihn müssen! — Oh, wenn ich an ihrer Stelle wäre, dachte Lisa — werben sollte er mir, bitten und betteln ...! — Aber was tat Maria? — Sie schlürfte seine Huldigungen, wie ein halb Verdursteter Wasser trinkt, und ließ ihr Glück unverhohlen aus ihrem Gesicht leuchten. — Aus ihrem ganzen Körper! fügte Lisa hinzu.

Aber lieber Gott, mochte Maria doch tun, was ihrer Art entsprach! Was hatte sie denn wieder an ihr zu mäkeln! War sie nicht am Ende ein philiströser Sonderling? — Sie mußte es fast glauben, wenn sie in diesen Saal hinausblickte, in die trübe, heiße, wirblig kreisende



Luft, die hier Tausende vereinte und die Gesetze bürgerlicher Schwerkraft für sie aufhob, ein bacchantisches Wesen entfesselte und in den Augen der Menschen einen heidnischen Glanz anzündete.

Nur ihre eignen Augen, dachte Lisa, sähen hier nüchtern und kritisch darein, einsam unter den andern....

Einsame Augen — an diesem Wort berauschte sie sich für eine Weile. Sie konnte sich nicht viel dabei denken, aber es brachte nachhallend eine Saite in ihr zum Schwingen.

Einsame Augen...

Sie fühlte sich verpflichtet, in ihrer Verstimmung die Lustige zu spielen. Die beiden hätten sonst am Ende wirklich geglaubt, sie wäre eifersüchtig.... — Es war ein krampfhaftes Bemühen und wenig nütze. Kaspar und Maria waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um der andern groß zu achten. — Das Wesen verliebter Leute hat für Zuschaueraugen etwas Banales; und weil sie das selbst empfinden und sich doch keine Hemmung auferlegen können, helfen sie sich damit, daß sie die übrige Welt kurzerhand für blind halten...

Lisa schien es wunderlich schlecht zu Maria zu passen, wie sie sich so in verträumter Seligkeit unter dem Tisch von Kaspar die Hand drücken ließ, es duldete, daß er ihr in Augenblicken, wo sie sich unbeachtet glaubten, schnell einen Kuß auf die Schulter gab. — Diese feine, reife Frau hatte in Lisas Augen heute etwas von einem flirtenden Backfisch aus dem Mittelstande. — Die Liebe ist eine demokratische Göttin: sie verwischt Unterschiede...

Schließlich waren die beiden — nach einem Walzer, den sie miteinander tanzten — einfach verschwunden. — Lisa erwartete sie noch lange. Schließlich gab sie es auf. Sie ließ sich an eine Droschke bringen und fuhr heim. —

Gläsern wach lag sie, bis es Tag wurde. Sie hatte Herzklopfen. Ihr wurde kalt und heiß und wieder kalt... — Sie verstand das Leben nicht und verstand die Liebe nicht... Und mußte doch, daß sie sein mußten und so sein mußten, wie sie waren. — Maria galt ihr als einer der feinsten Menschen, die sie kannte. — Wenn selbst von der alles abfiel in diesem Wirbelwind!...

Warum, ach warum sie selbst nur so anders war...? — So betäubend laut war diese ewige Frage noch niemals in Lisa erklungen...

* * *

Es machte sich in der Folge von selbst so, daß die drei immer seltener zusammenkamen. Der Kleeblattbund löste sich auf — und Lisa war es, die draußen stand. — Kaspar wohnte zwar noch in der Pension; aber man bekam ihn kaum zu Gesicht. Seine Mahlzeiten hielt er mit Maria zusammen anderswo. — Und die Klatschmäuler hatten viel Arbeit in diesen Wochen...

Marias Freundschaft für Lisa war freilich nicht abgekühlt. Allein kam sie gern zu ihr, wenn sie nachmittags einmal Zeit hatte. Und ihre Wärme gewann sogar etwas Übersteigertes, als ob Reue wegen ihrer Treulosigkeit dahinter stecke — als bliebe sie der Freundin einen Teil der Liebe schuldig, die so ganz dem einen gehörte. Und ihre Art war so rührend und weich, daß Lisa das Herz aufging, wenn auch das stille Behagen, das solche Stunden früher durchwärmt hatte, nie mehr erwuchs.

Lisa stieß sich an dem fast krankhaften Fanatismus, mit dem die Freundin Kaspar vergötterte und sich ganz klein machte, um zu ihm aufschauen zu können. — Was er auch tat und sagte — alles war gut und schön und bezaubernd; menschlich und künstlerisch konnte keiner neben ihm bestehen....

Das Verhältnis war in München natürlich gleich stadtkundig geworden; und mancher, der es mit Maria gut meinte, mochte geglaubt haben, sie vor dem „Leichtfuß" warnen zu müssen. Vielleicht hatte das sie so empfindlich gemacht. Es kam so weit, daß sie hinter dem harmlosesten Wort Angriffe auf Kaspar vermutete und fast stündlich mit rührend ungeschickten Gebärden gegen Windmühlen kämpfte. — Selbst Lisa hatte unter solchem Mißtrauen zu leiden; und das kränkte sie sehr, zumal sie hier kein ganz reines Gewissen hatte. Denn ob sie auch ängstlich bemüht war, es nicht zu zeigen — innerlich erhob sich in ihr gar oft ein Widerspruch dagegen, daß dieses große Herz seine Gaben so verschwenderisch über den „Naturburschen" ausschütttete.

Maria, die ihrer selbst in allem, was den Kern ihres Wesens anging, so sicher war, daß kein Tadel, kein Mißfallen andrer überhaupt an sie herankam, und deren menschlich weite Seele so hoch über aller Kleinlichkeit wohnte, daß sie in unwichtigen Dingen jedem nachgab, sich das törichteste Herumkorrigieren an ihrer Person mit heiterm Humor, ja mit Selbstironie gefallen ließ — warum war diese Frau gereizt, wenn dieselben Leute dasselbe ihrem Liebsten antaten? Zeugte das nicht dafür, daß sie seiner unsicher war? Brauchte sie jeden Fehler an ihm zu leugnen oder in eine Tugend zu verklären, wenn sie sich nicht vor ihrer eignen Kritik fürchtete? Muß Liebe sich ängstlich um das Urteil fremder Banausen kümmern? — Erkaufte die Freundin sich ihr Glück am Ende durch eine Lüge?...

So dachte Lisa. Und Marias Seele hatte feine Fühlhörner... —

„Heiraten? — Nee!" hatte Maria geantwortet, als Lisa bald nach jenem entscheidenden Abend von dieser Möglichkeit sprach. Anfangs deuchte Kaspar sie für die Ehe überhaupt nicht geeignet, später deuchte er sie zu gut dafür — und am ersten Tag der Theaterferien wurden sie standesamtlich getraut.

* * *

Nach dem Hochzeitsmahl im engsten Kreise, dem Lisa halb heiter, halb melancholisch beigewohnt hatte, fuhr sie auf die Hainzenhöhe hinaus, zum ersten Male wieder für mehr als ein paar Stunden. Vier Sommerwochen sollten nun Peter gehören...

Bei ihren kurzen Sonntagsbesuchen war nie eine rechte Freiheit zwischen Vater und Tochter zur Herrschaft gekommen. Lisas zartes Gewissen verbot ihr, ihm zuviel aus ihrem fröhlichen Leben zu erzählen; genoß sie es doch auf seine Kosten, zahlte er doch mit seiner Verlassenheit dafür. — Das war die eine Hemmung; die andre wurde durch das Gefühl ausgelöst, sie dürfe ihm manches nicht sagen, weil er es nicht verstehen, sich viel-



leicht darob beunruhigen würde. Es war nicht Furcht, was ihr den Mund verschloß, es war eher Rücksicht auf ihn und — vielleicht — auch eine Art Bequemlichkeit, die sie von ihm geerbt hatte: eine Abneigung gegen unnötige Emotionen und weitläufige Auseinandersetzungen.

Die letzte Zeit aber in München war Lisa sich ein wenig verlassen vorgekommen. Kaspar hatte durch die Eroberung Marias doch eine große Lücke in ihre Tage gerissen. So freute sie sich heute der Heimkehr und des Wiedersehens mit Peter. Bei ihm, das wußte sie, war ihr ein sicherer Platz bereitet, ihn könnte nichts ihr nehmen ... —

Ihr freudiges Vorgefühl bewährte sich. Es waren glückliche Ferientage, die sie verlebten — vor allem durch Peters Verdienst. — Er hatte vermocht, was wenige Eltern über sich gewinnen: er hatte sich beschieden und war bescheiden geworden gegenüber seinem Kinde.

Er sah wohl, daß seine Tochter gerade emporwuchs, so frei und schlank, daß er Kleines und Häßliches für sie nicht zu fürchten brauchte. Darum verschonte er sie mit plumpen Lehren und Warnungen. Er wußte ja auch, wieviel die nützen ...

So klang ihr ein warmes Verständnis aus seinen Worten entgegen und stärker noch aus seinem Schweigen, aus dem guten Blick, mit dem er ihr lauschte.

Und sie dankte ihm dafür mit ganzer Offenheit. Sie konnte so gesprächig werden, wie er sie seit frühen Kindertagen nicht mehr gekannt hatte. — Er empfand eine tiefe, ihn reich belohnende Freude darüber, daß ihm hier nichts verborgen wurde, daß es gar nichts zu verbergen gab. — Mehr noch: sie war aufrichtiger, als sie wußte; hinter ihrer Rede konnte er lesen, was in ihr noch nicht zu Gedanken geworden war ...

Ein Name, der immer wieder mit besonderm Klang auftauchte, war der Maria Janssens. Peter verstand, daß das keine gewöhnliche Frau war, er fühlte stärker als sein Kind selbst den Einfluß, den diese Freundin auf sie gehabt hatte durch ihr Wesen und durch ihr Liebesschicksal ... Aus Mitgefühl war Lisa ein Ahnen erwachsen, das zitternd in ihrem Leben stand ...

* * *

Eines Tages — schon gegen Ende der Ferien — als sie plaudernd in der Laube saßen, fiel es Lisa plötzlich aufs Gewissen, daß sie eigentlich immer nur von sich sprach.

„Nun, und was macht dein Roman?" fragte sie unvermittelt aus ganz etwas anderm heraus.

„Roman? Wieso?"

„Ja, dein Roman?"

„Ach der! — Nichts."

„Was heißt: nichts? — Noch nicht fertig?"

„Ach nein ... nein, ich ... ich hab ihn liegen lassen ..."

„Ja ...? — Gefiel er dir nicht mehr?"

„Gott ... gefallen ... — Ich hab schließlich genug Romane geschrieben."

„Du ...? Ja ...? — Du willst überhaupt nicht mehr ...?"

„Ich weiß nicht", sagte er einfach.

Das gab ihr einen Stich, als trüge sie die Schuld daran ... — Sie sann einen Augenblick ernsthaft nach; dann fragte sie zögernd:

„Soll das heißen ...?"

„Es soll gar nichts heißen", erwiderte er leichthin „Muß man denn ewig ...? Schließlich ... wenn es mich nun nicht mehr befriedigt ...?"

„Ja, aber ...? Was tust du dann ewig an deinem Schreibtisch?"

„Was anders."

„Sag mir's doch!"

„Ach!" wehrte er sanft ab.

„Ist's denn ein Geheimnis?"

„Das grade nicht. Es ist nichts für die Leute. Das heißt ... vielleicht einmal später ... Ich weiß nicht ..."

„Aber für mich!" bat Lisa.

„Auch für dich nicht," sagte er ruhig, und als er ihr enttäuschtes Gesicht sah: „Wart es ab! Später! Kommt Zeit, kommt Rat."

„Was wird es denn? — Am Ende eine Rolle für mich? Ein Theaterstück?"

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Im Gegenteil: — Wahrheit."

„... und Dichtung. Jetzt hab ich's — deine Selbstbiographie!"

„Ja, sowas." Er sah sie mit unsicherm Blick an.

„O, aber die muß ich doch lesen! — Mehr könnte mich überhaupt nichts interessieren!"

„Wünsch dir das lieber nicht! — Ich bin auch noch lange nicht fertig. — Und dann ... Es ist sehr aufrichtig ... — Alle solchen Bekenntnisse, so viele wir ihrer haben, sind doch, so oder so, auf den Leser berechnet. — Den will ich nun versuchen, beim Schreiben aus meinen Gedanken ganz auszuschalten ... — Es ist also mehr eine ... Spielerei für mich selber. Und für mich hat es ja auch seinen Sinn. Ich lerne mich dabei kennen ... Ich weiß nicht, wie ich sagen soll ... Die Linie meines Lebens wird mir klar. — Aber sonst ... hat es keinen Zweck. Ich glaub auch, daß ich das Geschreibe vor meinem Tode wieder verbrenne."

„Na," lächelte Lisa, „das hat Gott sei Dank noch Zeit, junger Mann! Und außerdem wirst du das hübsch bleiben lassen! Das wär noch schöner! Das muß ich einfach lesen!"

„Ob es für dich was ist ...? Ich weiß nicht ... So ein ganz ehrliches Bild hat verdammt viel Schatten."

„Was macht das! — O, Peter, ich kann dir sagen, ich lese nichts lieber als sowas. Und je aufrichtiger der Verfasser ist, desto lieber gewinnt man ihn."

„Ich ..." sagte Peter; aber weiter kam er nicht. Mit Grausen sah Lisa, wie plötzlich jeder Ausdruck in seinem Gesicht verlosch, jeder Muskel erschlaffte, alles Blut daraus entwich. Er sank in sich zusammen, seine Hände fielen schwer hinunter und baumelten hilflos zu beiden Seiten des Stuhles ...

„Peter!" schrie Lisa auf und warf sich vor ihm nieder und berührte mit zaghaften Fingern seine kalte Hand. „Peter, was hast du?"

Er hörte sie nicht. Mit großen Augen starrte sie

ihn an. Ihr Herz, das zuerst stillgestanden hatte, klopfte zum Ersticken.

Nach einigen Augenblicken kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück. Er erwachte und sah sie mit einer leichten Verwunderung an.

„Ja, Lisa, was wollt ich doch sagen ...?"

„Peter, um Gottes willen, was hattest du?"

„Ich ...? Ja, ich weiß nicht ... Mir war so ..."

„Auf einmal, mitten im Satz, ganz totenbleich ...! Ich hab mich so erschreckt! — Es muß eine Ohnmacht gewesen sein", sagte Lisa mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Ja, dann wahrscheinlich ... — Komisch, ich wußte gar nichts davon; aber ..."

„Peter, hast du das öfter?" erkundigte sie sich besorgt.

„Nein, keine Rede ... — Aber vielleicht hängt das mit meinem Herzen zusammen. Das macht mir in letzter Zeit manchmal Beschwerden. — Will doch mal mit dem Doktor Matthäi sprechen!"

„Ja, Peter, das mußt du! Gleich heute! Soll ich ihn kommen lassen?"

„Unsinn! Ich geh selbst in den Tagen einmal vorbei. — Mach du dir nur keine Sorgen! Denn Herzleiden ... Mein Großvater Olai war schwer herzleidend und ist sechsundachtzig geworden." —

Zwei Tage darauf erzählte Peter Lisa, der Arzt hätte nichts Bedenkliches an seinem Herzen gefunden; nur ein bißchen schonen solle er sich und forcierte Bewegungen vermeiden. Ihre Bergwanderungen müsse Lisa nun wohl fürs erste allein machen ...

Der Anfall wiederholte sich nicht; der grauenhafte Eindruck, den er auf Lisa gemacht hatte, verblaßte und geriet langsam in Vergessenheit ...

* * *

Im März ihres zweiten Münchner Jahres sollte Lisa sich zum erstenmal in einer großen Rolle zeigen. Kleistens „Käthchen von Heilbronn" wurde neu einstudiert, und Fräulein Bondelius, die Trägerin der Titelrolle, erkrankte wenige Tage vor der Aufführung. Diese Gelegenheit ergriff Gorter, seine Schülerin einmal „herauszustellen".

Die wenigen Proben, für die die Zeit noch reichte, waren aufregend und anstrengend. Lisa hatte nicht nur unter ihrem eigenen Lampenfieber zu leiden, sondern in viel höherem Maß unter dem Gorters. So liebenswürdig und so zufrieden mit ihren Leistungen er sonst immer gewesen war, so viel hatte er jetzt an ihr auszusetzen. Er fand plötzlich, sie könne weder sprechen noch sich bewegen ... Nichts war recht, was sie machte.

„Wenn das nicht noch ganz, ganz anders wird, Fräulein O-la-i ...! Ich sehe eine Katastrophe voraus! — Nehmen Sie all Ihr Können zusammen! Darum möchte ich doch recht sehr bitten! — Bedenken Sie auch: Sie werden keinen leichten Stand haben bei Publikum und Presse! Sie spielen das Käthchen unserer trefflichen und bestens akkreditierten Bondelius nach. — Je nun, glauben Sie, das ist etwas Geringes?"

Dabei war es erst ein paar Wochen her, daß er ihr erklärt hatte, die Bondelius wäre — mit Respekt zu vermelden — eine talentlose Kuh ...

Fräulein Jagoda, die die Kunigunde zu spielen hatte, betrat in Hut und Pelzjacke die Garderobe.

„Was? Schon fix und fertig?" fragte sie Lisa, die in schlaffer Haltung dasaß und gedankenlos in ihren Spiegel starrte. „Ja, ja, so eine erste große Rolle ...! Ihnen puppert wohl das Herz?"

„Ach nein ..." log Lisa. Dann, nach einer Weile, stieß sie plötzlich hervor: „Herrgott, die Luft hier ...!"

„Überhaupt ..." erwiderte die Jagoda, die die Bluse ausgezogen hatte und nun ihren Rock über die Hüften hinunter zwängte. „Der alte Kasten dürft ruhig einmal abbrennen."

Lisa gab keine Antwort. Sie ertappte sich auf dem Gedanken, daß sie nichts dagegen hätte, wenn solch eine Feuersbrunst gleich ausbräche. Dann unterbliebe dieses Debüt, vor dem ihr so bangte, vielleicht für immer. Ein zweites Mal würde sie die Kühnheit dazu wohl schwerlich aufbringen. — Sich so zu ängstigen — um nichts ...! — Lisa setzte in dieser Stunde den Wert des Künstlerruhmes sehr tief hinunter — vielleicht in dem Bedürfnis, das zu verkleinern, was sie kaum hoffte erreichen zu können ...

Die elektrische Glocke über der Tür kreischte ihr Signal in die staubige Luft. Lisa wurde es kalt, sie fuhr zusammen und sprang auf.

„Sie haben ja noch lange Zeit", bemerkte die Jagoda gleichmütig und zerstreut, weil ihre ganze Aufmerksamkeit dem Spiegelbild der Puderquaste gehörte, die sie sorglich über ihren Hals und die gar zu üppige Büste führte.

„Ja, ich weiß . . ." sagte Lisa tonlos und machte halt, als sei sie verpflichtet, ihre Aufregung zu verbergen.

Plötzlich durchfuhr sie ein Schrecken. Sie hatte ihr Auftrittstichwort und den ersten Satz der Rolle vollkommen vergessen.

Hastig nahm sie das schmutzige, vergilbte Heft von dem Toilettentisch und blätterte mit zitternden Fingern die erste Seite um. Sie mußte lächeln . . . — Daß ihr diese Worte nicht eingefallen waren . . .! Wo sie sie heute abend doch unzähligemal zu sagen hatte ...!

„Mein hoher Herr!" — Und sogleich schloß sich mühelos und von selbst das nächste daran: „Vor meinen Richter hat man mich gerufen . . ." —

Denn sie konnte die Rolle wie am Schnürchen.

„Ich weiß nicht, ich glaub, ich geh doch lieber hinaus", entschuldigte sie sich grundlos bei der Jagoda; und in der Tür wechselte sie den Schritt, damit zuerst der rechte Fuß über die Schwelle ging.

* * *

Aber es lief alles viel besser ab, als Lisa geglaubt hatte. Nach wenigen Sätzen auf der Bühne war ihre kalte Angst geschwunden, hatte sich aufgelöst in eine Art wiegenden Rausch, der sie hielt und trug und weiterführte bis an das Ende. Selbst in den Pausen ließ er sie nicht los . . . — Halb unbewußt sprach sie, ging sie, gestikulierte sie; sie sah alles nur wie durch einen Nebel . . .

Erst als sie zum Schluß ein paarmal für den aufmunternden Beifall des nicht eben zahlreichen Publi-



kums gedankt hatte, erwachte sie zu einer peinlichen Ernüchterung. — Sie mußte also doch wohl auf einen ganz großen Erfolg gewartet haben, obgleich sie sich das nicht gestanden hatte . . .

* * *

Lisa hatte sich für den Abend mit Sartoris verabredet und bat Peter, doch mitzukommen. Er willigte ein, da er neugierig war, ihre vielbesprochene Freundin kennen zu lernen.

Natürlich war er zunächst enttäuscht. Er hatte zuviel — oder vielleicht auch etwas anderes — erwartet. — Maria fühlte das sofort und zeigte eine fast ängstliche Zurückhaltung. Peter und Lisa waren schweigsam und in Gedanken. So blieben Kaspars Versuche, Stimmung zu schaffen, zunächst ganz machtlos. Seine Witze verpufften im Leeren und zeugten bloß das verzerrte Lachen der Höflichkeit.

Bei Lisa erreichte er nicht einmal so viel. In ihr war alles unter einer kalten Enttäuschung erfroren. —

Kaspar konnte das schließlich nicht mehr mit ansehen. Er fand, es müsse etwas geschehen. Und so wendete er sich an sie: „Du, Lisel, das ist wirklich ein bissel Renommage, daß du gar so sehr die Dermatschte markierst! — Na ja, gut, das Käthchen ist eine anstrengende Sache; aber . . . schließlich war es doch der Müh wert."

„Findest du?" fragte sie mit einem matten, gequälten Lächeln.

„Du bist gut! — Wenn du schon bei der ersten Rolle so blasierst tust . . .! — Da nimm dir ein Beispiel an der Bondelius! Sie ist gewiß die älteste Sentimentale der Welt. Aber noch in zwanzig Jahren wird ihr keine Rolle zu groß oder zu anstrengend sein. — Ja, das ist heut eine Degeneration auf allen Gebieten . . .! — Übrigens, die Bondelius — die ist jetzt deine Freundin gewesen . . ."

„Wieso?" fragte Lisa.

„Auf den Erfolg hin . . .! — Die platzt ja!"

„Erfolg?" Lisas Bitterkeit brach plötzlich hervor. „Nennst du das einen Erfolg?"

„Na, ich hätt mir bei meinem Debüt einen solchen gewünscht! Ja, wenn du noch mehr verlangst . . .!"

„Nein, Lisel," fiel Maria ein, „es war doch ein schöner Erfolg!"

Jetzt nahm Peter das Wort, der bisher nachdenklich geschwiegen hatte . . .

Im Theater war der menschliche Eindruck ihres Spiels auf ihn so stark gewesen, daß er nach der künstlerischen Wirkung auf die andern gar nicht gefragt hatte. — Mit sonderbar zusammengesetzten Gefühlen hatte er sein Kind da oben gehen und reden und agieren sehen, zum erstenmal eigentlich in wirklichem Abstand, fern, in einer andern Welt . . . — Und schließlich gewann ein freudiger, gerührter Stolz die Oberhand.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Automobilstraße von Nizza nach Evian.

Von Erich Koerner, Paris. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Die Route des Alpes ist eine Fahrstraße, die sich von Evian am blauen Genfer See durch die Alpen Savoyens und der Dauphiné und durch die Seealpen bis hinunter nach Nizza erstreckt.

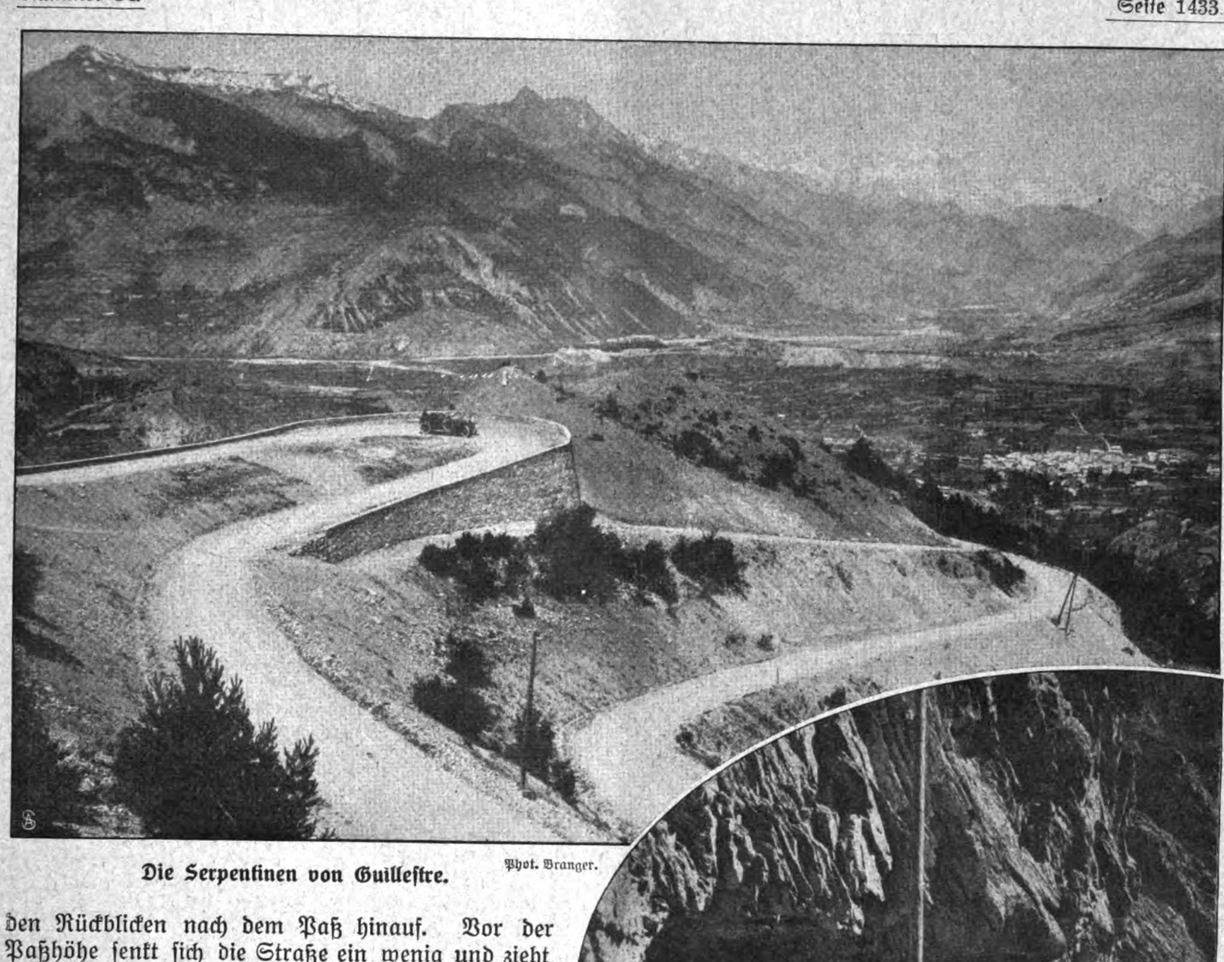
Sie ist weniger eine neue Straße als ein neuer Verkehrsweg durch die französischen Alpen. Augenblicklich besteht sie aus bereits vorhandenen Straßen. In Zukunft wird sie sich aber aus vollkommen neuen Straßen zusammensetzen, die gegenwärtig in Bau sind und in 2—3 Jahren vollendet sein sollen. Deren Erbauung wird mit vereinten Kräften verwirklicht, wobei der französische Touring-Club besonders tatkräftig eingreift. Die Route des Alpes soll eine Fahrstraße für Automobile sein, und zwar soll sie auch denen, die nicht im Besitz eines Kraftwagens sind, die Schönheit der französischen Alpen erschließen und vor allem schnell, bequem und billig zugänglich machen. Wenn sie ganz ausgebaut ist, wird sie über 700 Kilometer lang sein. Gegenwärtig umfaßt sie deren etwa 550. Sie verdankt ihr Werden vor allen Dingen der Paris—Lyon—Mittelmeer-Bahn, denn diese richtete auf der weiten Strecke von Evian nach Nizza einen öffentlichen Automobildienst ein, der am 1. Juli 1911 in Kraft getreten ist. In fünf Tagesetappen kann man jetzt in den P.-L.-M.-Autos, die zu bestimmten Stunden abfahren und ankommen, von Evian nach Nizza und von Nizza nach Evian gelangen. Vom Stamm der Route des Alpes gehen überdies verschiedene Zweige aus, die dem Reisenden Abstecher in die benachbarten schönen Gegenden gestatten. Die Route des Alpes überschreitet zehn Gebirgspässe, darunter die höchsten Frankreichs.

Am 2. Juli abends 9 Uhr 25 Minuten fuhren die Gäste der P.-L.-M.-Bahn vom Lyoner Bahnhof in Paris in einem Extrazug nach Nizza ab. In Avignon wurde in dem eleganten, weißgetünchten Luxuszug-Speisewagen der Kaffee eingenommen, wobei ein Elitepersonal in dunkelblauen Fräcken, roten Kniehosen und weißen Wadenstrümpfen, mit zahlreichen Ordensdekorationen geschmückt, bediente. Dann ging's an Arles mit seinem alten Römeramphitheater vorbei durch die Steinwüste der Cran und die malerischen Ufer des Lac de Berre entlang Marseille zu. Gegen 3 Uhr wurde Nizza, der südliche Ausgangspunkt, erreicht. Hier fuhren am andern Morgen die P.-L.-M.-Automobile am Hotel, in nächster Nähe des Bahnhofs, vor. Es sind dunkelrote Wagen mit schwarzen Ledersitzen, sie haben vierzehn Sitze, Radreifen mit besonders starker Bedeckung, ein verstellbares Verdeck von braunem Segeltuch, das von Bambusstäben gehalten wird, und Motoren von 22 Pferdekräften. Am Kopf tragen sie die Aufschrift „Correspondance P. L. M." Es waren sieben an der Zahl und mit Fahnen geschmückt. Ueberdies folgten ihnen fünf andere Automobile, so daß die aus einigen 60 Personen bestehende Gesellschaft sich aufs bequemste einrichten konnte. Unterwegs (auf dem Lautaret-Paß) wurden die P.-L.-M.-Autos durch andere etwas kleinere, aber stärkere vertauscht, die, im übrigen



von der gleichen Form und Konstruktion, Motoren von 35 Pferdekräften haben und noch wesentlich schneller sind.

Die erste Tagesetappe umfaßt fahrplanmäßig die Strecke Nizza — Barcelonnette mit zweistündigem Mittagsaufenthalt in Beauvezer im Tal des Verdon und Ueberschreitung der Pässe von La Colle—St. Michel und von Allos. Die Einweihungsfahrt wich indes vom Fahrplan aus folgendem Grund ab. Die zukünftige Route des Alpes wird über Guillaumes im Tal des Var und den 2352 Meter hohen Col (Paß) de la Cayolle führen, eine Strecke, die die großartigen Gorges de Daluis umfaßt, aber zwischen Guillaumes und Barcelonnette noch nicht vollendet ist. Diese wunderbare, kaum beschreibliche Klamm des Var wollte man uns zeigen. Zunächst fahren die Alpenautomobile der P.-L.-M.-Bahn (Auto-cars alpins genannt) bis zur Rennbahn an der Var-Mündung auf der Promenade des Anglais und ihrer Verlängerung dem Mittelmeer entlang. Dann biegt die Straße in das anfangs breite Var-Tal ein, und wir empfingen die ersten Eindrücke von der Annehmlichkeit unserer Wagen. Gerade diese erste Strecke hätte ich für die heißeste und infolgedessen unangenehmste gehalten. Aber eine unendlich prächtige, tiefen Schatten spendende Platanenallee, gemischt mit den merkwürdigen Eukalyptusbäumen, die rechts und links entzückende Ausblicke über die südlich üppige Landschaft mit bambusartigem Schilf, mit Oliven-, Feigen-, Maronen-, Nußbäumen und blühenden Oleandern und Kletterrosen nach den charakteristisch keck auf ihren immergrünen Hügeln thronenden, sonnbeglänzten Dörfchen gestattete, brachte uns schnell der trotzigen Felsenmauer der Seealpen näher, und alsbald traten wir in die kühle Klamm des Var, die Gorges de la Mescla, ein. Hier bewunderten wir zum erstenmal die Geschicklichkeit der Chauffeure, die im späteren Verlauf der Fahrt noch ganz andere Proben ihrer Leistungsfähigkeit ablegen sollten. Hier wurden wir auch alsbald überzeugt, daß nur das Automobil zum wahren Genuß der Gegend verhilft. Die Gorges de la Mescla setzen sich in dem ebenfalls schönen, aber weniger wildromantischen, sich ziemlich lang ausdehnenden Gorges du Cians fort. Dort würde eine Fahrt im gewöhnlichen Wagen, ja selbst in der Eisenbahn, die nur langsam die Steigungen überwindet, zweifellos ermüden. Das Automobil jedoch läßt kein Gefühl der Eintönigkeit aufkommen. Hinter Puget-Théniers erweitert sich das Var-Tal wieder, und man gelangt nach dem alten, malerisch gelegenen Städtchen Entrevaux, das eine ehemalige Ritterburg (jetzt Kaserne) überragt. Hier wendet sich die zukünftige Route des Alpes nach Norden in die Gorges de Daluis. Sie zweigt von der jetzigen bei der mittelalterlichen, nicht mehr benutzten Brücke Pont de Gueydan ab und tritt, beständig steigend, in diese unbeschreiblich großartige Schlucht ein. Deren Spezialität ist vor allem die Farbe. Sowohl Felsen als Erdreich sind rot wie Porphyr und werden später braunrot. Darüber breitet sich die immergrüne Vegetation des Südens. Ueber uns strahlt tiefblau der Himmel der Provence. Die Straße windet sich an die 500 Meter hoch durch ungezählte Tunnels an den senkrechten Felsen hin, die den tief unten schäumenden Fluß zu unaufhörlichen Sprüngen und Schlangenlinien zwingen. Ringsum ragen hohe Berge. Die Schlucht setzt sich fast bis Guillaumes fort. In Guillaumes, einem reizenden Alpenort mit alter Burg, wurde gefrühstückt. Von hier ab tauchten fast auf jedem Menü Forellen auf, leider gebraten und nicht so schmackhaft wie die deutschen. Wir genossen nun nochmals die Gorges de Daluis bis zum Pont de Gueydan und stiegen sodann durch Felsenmeere, über Annot zum Paß La Colle-St. Michel (1505 Meter) auf ausgezeichneter Straße unter reizenden Blicken ins Tal der Vaire und auf das malerische Dörfchen Méailles empor und jenseit durch schönen Wald nach Beauvezer hinab, einer im Tal des Verdon idyllisch gelegenen Sommerfrische der Nizzaer und Marseiller. Hier wurde übernachtet (fahrplanmäßig ist Beauvezer Mittagstation) und am nächsten Tag über Colmars der Aufstieg auf den großartigen Col d'Allos bewerkstelligt. Dieser Paß ist einer der schönsten und interessantesten der Route des Alpes. Seine Höhe von 2250 Meter wird in einer Schlangenlinie von 20 Kilometer erreicht. Wer sich in den letzten Autos befand, sah die ersten hoch über sich in entgegengesetzten Richtungen durcheinanderfahren und umgekehrt. Auf der Paßhöhe, die sich durch eine wunderbare Alpenflora auszeichnet, entrollt sich ein Alpenpanorama namentlich auf die Dauphiné-Alpen und die Seealpen der Umgebung des Monte Viso, das seinesgleichen sucht. Der Abstieg ins Tal der Ubaye, in dem Barcelonnette liegt, erfolgt unter den schönsten Ausblicken durch prächtigen Lärchenwald. Das schmucke Städtchen empfing uns, wie es den Präsidenten der Republik empfangen haben würde. Ehrenpforten waren erbaut. Ein Flaggenwald schmückte die freundlichen Häuser, und als wir durch die engen Straßen fuhren, jubelte uns die dichte Menge der Bevölkerung zu. Barcelonnette (1133 Meter) ist reizend gelegen und von schönen Bergen umgeben. Es bildet einen trefflichen Mittelpunkt für lohnende Besteigungen und ist die Anfangstation der zweiten Tagesetappe des P.-L.-M.-Automobildienstes der Route des Alpes, die in Guillestre einen zweistündigen Mittagsaufenthalt und in Briançon ihren Endpunkt hat. Die Route des Alpes folgt von Barcelonnette aus dem schönen Tal der Ubaye aufwärts, berührt das alte Dorf Jausiers, führt unter den Kanonen des Fort Tournoux vorbei und erhebt sich bei dem Dörfchen St. Pol auf dem Col de Var (2115 Meter). Hier machten wir beim Aufstieg mit einem heftigen Gewitterguß und der Zweckmäßigkeit unserer „Capote" (Verdeck) Bekanntschaft. Aber auf der Paßhöhe war wieder das schönste Wetter, und während unsere Autos dort aufeinander warteten, legten wir die paar Schritte nach dem Refuge Napoléon unterhalb derselben zu Fuß zurück. In jener Gegend gibt es eine ganze Anzahl von Napoleon aus militärischen Gründen angelegter, gleichmäßig gebauter Schutzhütten. Die erwähnte Schutzhütte ist auch heute noch militärisch besetzt. Die Dörfer zeigen dort überall den Charakter alter Kultur. Besonders schön aber ist der Abstieg nach Guillestre im Tal der Durance. Man erblickt hierbei zum erstenmal die schneeschimmernden Gipfel des Pelvoux (Dauphiné-Alpen). — In Guillestre wendet sich die Route des Alpes in das wildromantische Guil-Tal und zwängt sich durch die prächtige Combe du Queyras bis kurz vor Château-Queyras, dem malerischen alten Sperrfort des Wegs nach Italien über den Col de la Traversette hindurch, wo sie in das Tal der Rivière nach dem Col d'Izoard einbiegt. Wir setzten indes die Fahrt bis Aiguilles im Guil-Tal aufwärts fort. Am nächsten Morgen wurde nach Château-Queyras zurückgekehrt und der Col d'Izoard (2489 Meter) in Angriff genommen. Hinter Brunissard steigt die Straße unter entzückenden



Die Serpentinen von Guillestre. Phot. Branger.

den Rückblicken nach dem Paß hinauf. Vor der Paßhöhe senkt sich die Straße ein wenig und zieht in weitem Bogen an den schauerlich schrägen Sandabhängen der Casse Déserte, einer wilden, schlechterdings vegetationslosen Einöde, hin, die von den schroffen Felsennadeln des Pic de Rochebrune zu Tal

Phot. Branger.
Die Schlucht von Ubaye.



Auf der Paßhöhe von Lautaret. Phot. Central Photos.

steigt und mit ihrem erhabenen Charakter majestätischer Hochgebirgseinsamkeit anzeigt, daß wir jetzt den Riesen der Dauphiné-Alpen nahen. Auch dieser Mauvais-Pas wird spielend von unsern braven Autos über-

wunden und die Paßhöhe erreicht, von wo die Straße nun durch herrlichen Lärchenwald in vielen Windungen zunächst das grüne Tal von Cervières, dann die Bergfeste Briançon gewinnt. In Briançon endet die zweite Etappe. Die dritte Etappe zu Auto ist Briançon—Lautaret-Paß (mit fast dreistündigem Mittagsaufenthalt) — Galibier-Paß (2658 Meter) — St. Michel und St. Jean-de-Maurienne. Der Lautaret-Paß besitzt eine berühmte Alpenflora und eine nicht minder berühmte Aussicht auf die höchsten Schneehäupter des Pelvoux-Massivs: Les Ecrins (4103 Meter) und die gefürchtete Meije (3987 Meter). Der Galibier-Paß, dessen eigentliche Paßhöhe man in einem 380 Meter langen Tunnel unterschreitet, bietet dem Reisenden der Route des Alpes die erste Mont-Blanc-Aussicht. Die zweite folgt auf dem Col des Aravis (1500 Meter) der vierten Etappe. Letztere teilt sich in zwei Teile; man kann entweder zu Auto von Albertville über Flumet oder von Thônes über den Col des Aravis nach Le Fayet—St. Gervais (Mont-Blanc-Bahn; elektrische Bahn nach Chamonix—Martigny) gelangen. Albertville und Thônes werden bis auf weiteres mit der Bahn von St. Jean-de-Maurienne aus erreicht. Die letzte Tagespartie zu Auto führt von Le Fayet—St. Gervais über Sallanches (nach rückwärts schöne Mont-Blanc-Aussicht), die Uhrmacherstadt Cluses und die Pässe Col de Châtillon (832 Meter) und Col des Gets (1172 Meter) nach Evian. Wir fuhren wegen der Schwierigkeit des Transports einer so großen Automobilkarawane nicht über den ohnehin den meisten Teilnehmern bekannten Galibier, sondern direkt vom Lautaret durch das Romanche-Tal vorbei an La Grave mit seiner wundervollen Aussicht auf die Meije, hinab nach Bourg d'Oisans und Vizille (in $2^1/_2$ Stunden). Von hier wurde über das liebliche Bad Uriage die Bahnstation



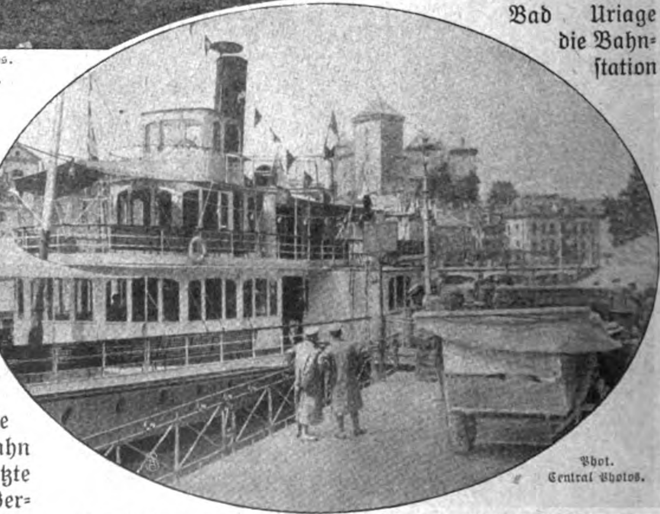
Phot. Branger.

Der Paß von St. Michel.



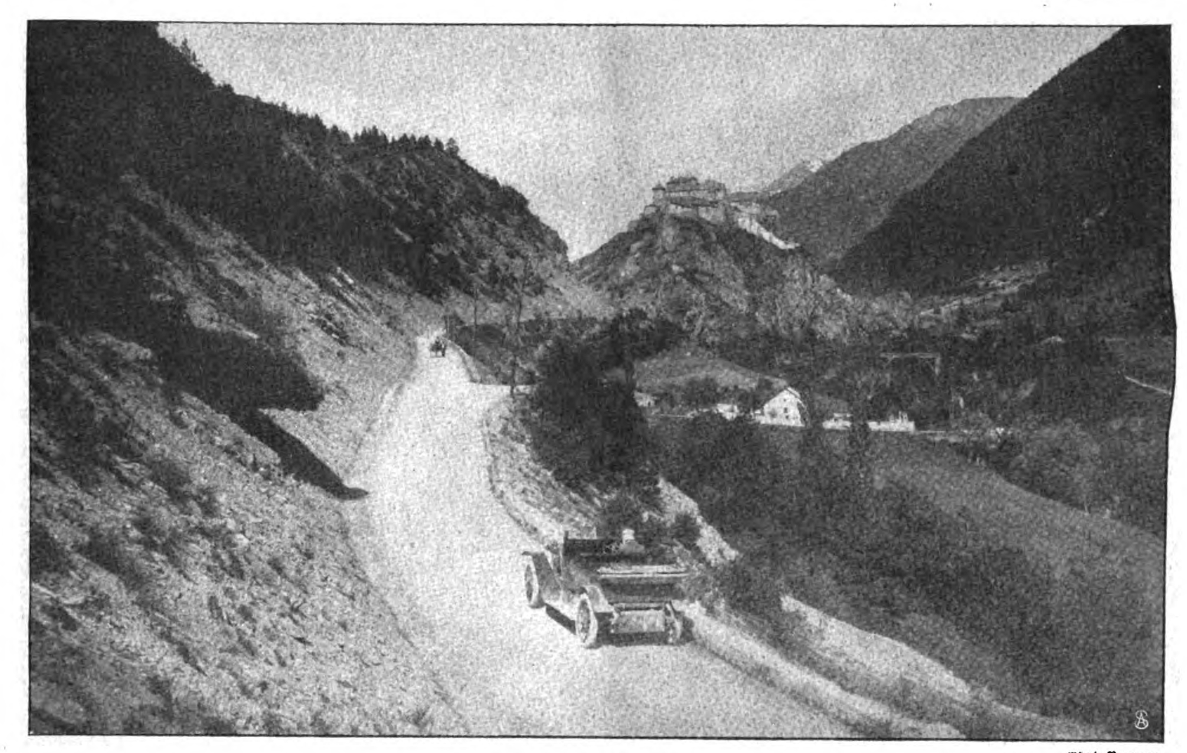
Phot. Central Photos.

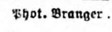
Das napoleonische Schutzhaus auf dem Col de Vars.



Phot. Central Photos.

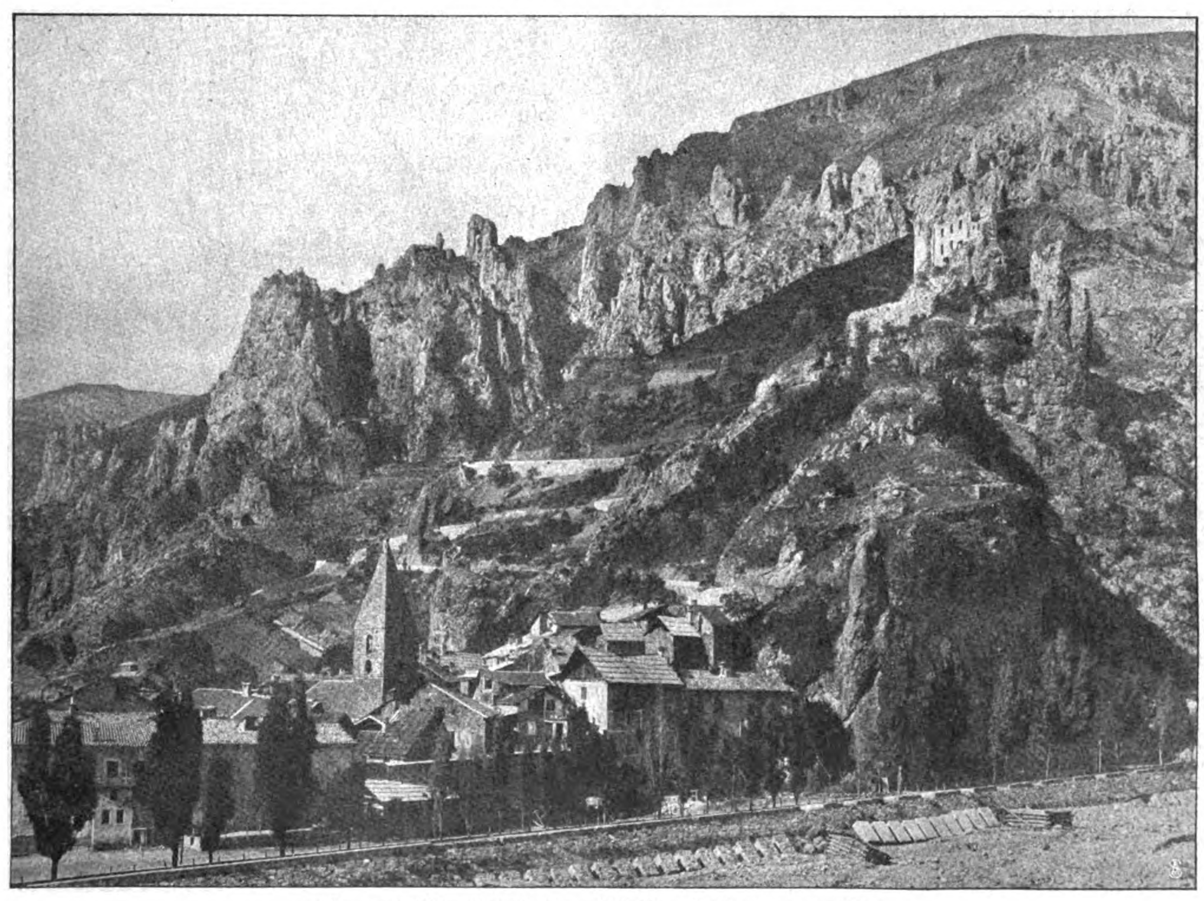
Die Teilnehmer begeben sich in Annecy an Bord des Dampfers.





Phot. Branger.

Die Bergfestung Queyras



Ein malerischer Punkt: Das Städtchen Guillaumes aux Vars.





Phot. Central Photos.

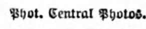
Abstieg vom Paß Izoard.

Gières der Linie Grenoble—Chambéry erreicht und mit Sonderzug durch das von der Isère durchflossene, fruchtbare Grésivaudin nach Aix-les-Bains gefahren, wo ein feierliches Galadiner im Kasino stattfand. Am nächsten Morgen brachten uns die Autos nach Annecy und das Dampfschiff über den entzücken- den See nach Talloires, wo uns der frühere Direktor der P.-L.-M.-Bahn Noblemaire in seinem reizenden Tuskulum mit seinem besten Falerner bewirtete. In Talloires holten uns die Autos wieder ab, um uns über den Aravis-Paß nach Le Fayet—St. Gervais zu befördern. Von hier aus brachte ein Extrazug der elektrischen Bahn die Gesellschaft an den Fuß des Mont-Blanc: nach Chamonix. Der Mont-Blanc, den auf dem Col des Aravis eine Wolkenwand verbarg, sandte uns huldvoll seinen Gruß, als ihn bei unserm Einzug in Chamonix allein die letzten Strahlen der sinkenden Sonne vergoldeten, und am nächsten Morgen, als wir nach Le Fayet wieder zurückkehrten, glänzten seine ewigen Schneefelder in ihrer ganzen majestätischen Pracht. Die Fahrt von Le Fayet nach Evian ist ebenfalls wunderbar. Sie bietet die reizendsten Landschaftsbilder, besonders wenn die Straße die beiden genannten Pässe übersteigt. Nach der interessanten Dranse-Schlucht werden endlich die Berge niedriger. Man verläßt sie schließlich, und der blaue Spiegel des Genfer Sees erscheint. Von da traten wir auf der P.-L.-M.-Bahn die Rückreise nach Bellegarde, Culoz und Paris wieder an.

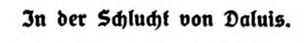
Phot. Central Photos

Ankunft der Teilnehmer in Barcelonnette.

Es erübrigt noch, zu bemerken, daß die ganze soeben geschilderte Fahrt von Paris nach Nizza über die Route des Alpes nach Evian und mit der Eisenbahn zurück nach Paris mittels eines Rundreisebilletts gemacht werden kann, das 1. Kl. 280 Franken und 2. Kl. 240 Franken kostet.



Phot. Central Photos.



In der Schlucht von Daluis.



Am abessinischen Kaiserhof.

Von Georg Escherich. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen von L. M. Yazedjian.

Habesch, das alte äthiopische Reich, hat eine Geschichte hinter sich wie kaum ein anderes in Afrika. Freilich keine des Friedens und stiller Kulturarbeit. Von Kampf und Streit, von Gift und Meuchelmord, von Martern und scheußlichen Grausamkeiten wissen die Geschichtschreiber aller Zeiten zu erzählen, und Aethiopiens Boden ist getränkt vom Blut seiner Feinde wie der eigenen Brüder. Ein Volk, in stetem Kampf erzogen und groß geworden und zu stetem Kampf bereit! Auch heute jeden Augenblick, wenn die Kriegstrompete erschallen und die Feuerzeichen auf den Bergen die kampflüsternen Stämme um ihre Führer scharen sollten.

Und trotz all dieser unaufhörlichen Kämpfe und inneren Fehden war Habesch stets das Land der Sehnsucht für den weißen Mann gewesen. Vor Jahrhunderten schon. Von der Kultur aber, die er dem Land damals brachte, ist nichts mehr geblieben als die geborstenen Mauern gewaltig schöner Paläste, in denen nun Hyänen und Schakale hausen. Das kraftvolle Bergvolk hatte in instinktivem Freiheitsdrang rechtzeitig noch die Segnungen, die man ihm aufdrängen wollte, abgeschüttelt und wurde damals wieder das, was es ehedem gewesen war: Ein freies, tapferes Volk von Hirten und Bauern. So paßte es am besten zu seinen wilden Bergen.



Hayle-Maryam Pacha,
erster Dolmetscher am abessinischen Hof.

Heute nun wetteifert die ganze zivilisierte Welt, wiederum Aethiopien mit seiner Kultur zu beglücken, es mit den Erfindungen der Neuzeit auszurüsten, ihm gegen Geld oder Versprechungen die Früchte jahrhundertelanger Geistesarbeit zu überlassen. Ein reiner Wettlauf ist's um die Gunst des Negus Negesti und seiner Regierung. Abessinien aber nimmt diese Huldigungen als etwas Selbstverständliches hin, ist es doch der Götze, den man umtanzt, und dem man goldene Opfer bringt. Ein starker Irrtum, wenn der weiße Mann auf Liebe und Dankbarkeit in Habesch rechnet. Aethiopien braucht ihn nur und weiß ihn zu nützen. Bringt der „Ferenki“ doch die Gewehre und lehrt das intelligente Volk noch so manches, das es einst von selbst zum gegebenen Führer afrikanischer Völkerschaften stempelt. Dann aber, Europa, hab acht!

Ein herrliches Land, das abessinische Hochland. Zwischen 2000 und 3000 Meter Meereshöhe im Durchschnitt. Dementsprechend ist auch die Jahrestemperatur eine mäßige. Von afrikanischer Hitze merkt man in diesen Lagen wenig, zumal die Nächte, auch in den heißesten Zeitperioden, immer abkühlen. Auch das Fieber, diese Geißel Afrikas, fehlt im Hochland. Würden sich dafür nicht Symptome der Bergkrankheit zeigen, so wäre es ein Land, wie man es sich gesünder nicht

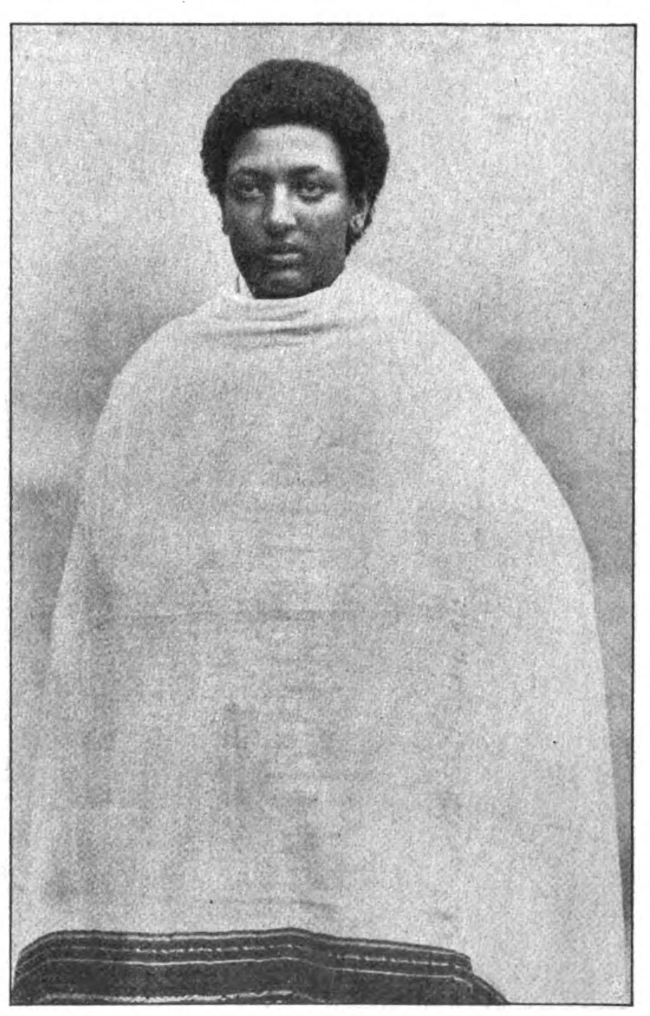


Abuna Matthaeos, Erzbischof von Aethiopien, mit Umgebung.

wünschen könnte. Dabei ist die Fruchtbarkeit des Bodens ganz außerordentlich. Es zeitigt das Land zwei bis drei Ernten, und diese bei primitivster Bearbeitung!

Viehzucht und Ackerbau sind die Haupterwerbsquellen des Landes, gegenüber denen alle andern, auch der vielgerühmte Kaffee- und Baumwollenbau, in den Hintergrund treten. Vor allem die Viehzucht ist es, die dem wenig arbeitsamen Volk am meisten zusagt und es bei den herrlichen, unermeßlichen Weidegründen auch mühelos ernährt. Nie habe ich schöneres Vieh gesehen als die feisten Buckelrinder dort. Ein wenig kleiner als unser Schlag, doch ebenmäßig gebaut, gut gehörnt und ein Fell so weich wie Samt. Nur die Euter sind noch klein, das ist das einzige, was daran auszusetzen wäre.

Dann die prächtigen Pferde, die stämmigen Esel des Hochlandes und die daraus gezogenen edlen Maultiere. Das Beste, was es in dieser Beziehung gibt, hart und



Voyzoro Manan, die 21 jähr. Schwester des Kronprinzen.

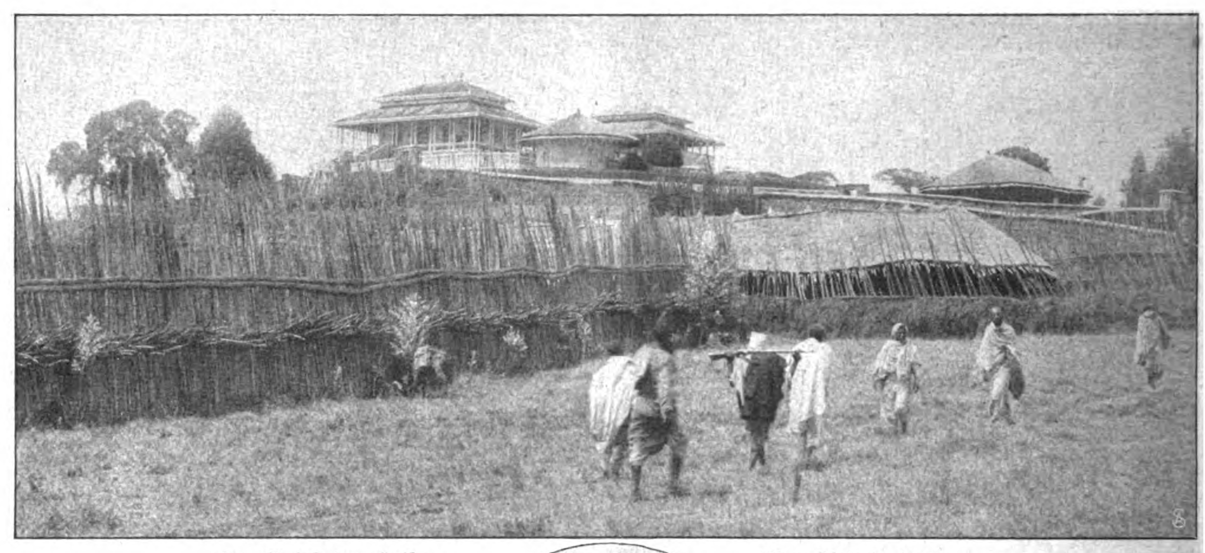
ausdauernd wie keine andern. Die unglaublich schlechten Verkehrsverhältnisse im Innern des Landes, die heute noch den gesamten Transport dem Rücken der Tragtiere überantworten, haben so wenigstens das eine Gute gehabt, der Tierzucht mehr Fleiß als sonst zuzuwenden. Sie hat sich reichlich gelohnt.

Auch das Tiefland, das im Osten, Süden und Westen das abessinische Hochplateau umspannt, ist beweidet von ungezählten Herden aller Art: Buckelrinder, Fettschwanzschafe, Ziegen, daneben auf den endlosen Steppen große Kamelherden, gehütet von den stolzen Somalis oder den mit Schild und Speer bewaffneten wilden Danakils. Nicht nur zum Schein trägt der Danakil die Mordwaffe mit zur Weide. Gar oftmals wird es bitterernst, und das Ruhe und Frieden atmende Bild der zur Tränke ziehenden Herde wird jäh unterbrochen durch den Aufschrei eines zu Tode getroffenen Issahirten: „Du



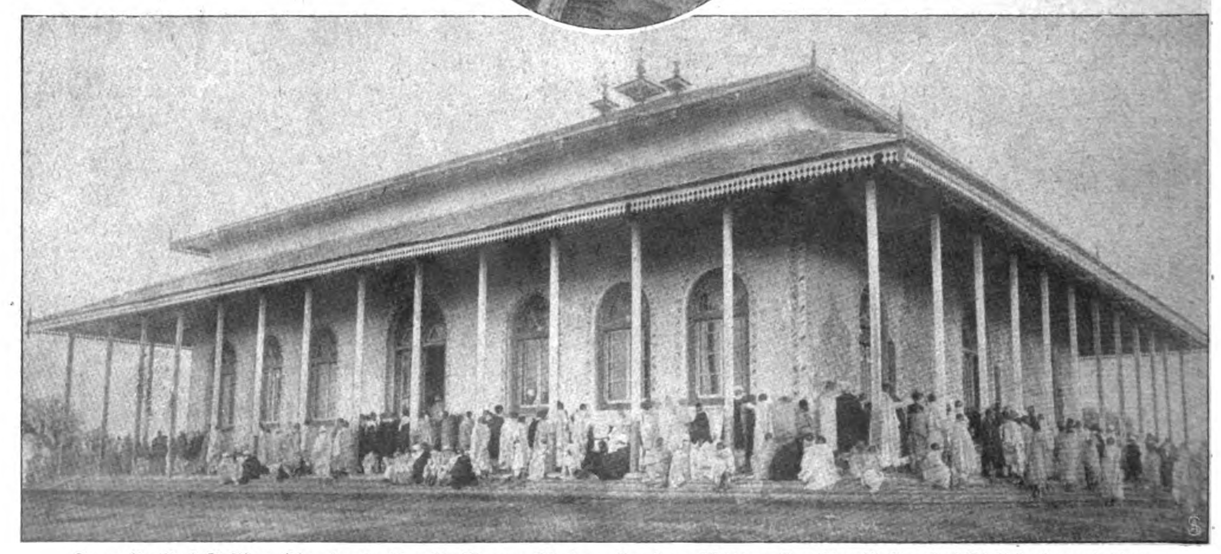
Jantrary Hayle Maryam, Stiefbruder des Kronprinzen, mit dem Titel des Kronbewahrers.

Lidj Volde Gabriel, Kommandeur der Leibgarde der Kaiserin, in Kriegsausrüstung.



Der Palast des Kaisers Menelik in Hollatta.

willst uns das Wasser nehmen, also stirb.“ Und ohne ein Zeichen von Erregung wischt der Mörder die breite, von Blut triefende Schneide seines Speeres an dem dichten, fettigen Wollhaar eines Fettschwanzschafes ab. Andere Länder, andere Sitten, und die Bräuche haben eine gewisse Berechtigung. Anders zeigt sich das Volk in den Städten. Hier ist der Abessinier zivilisiert geworden und hat von europäischer Kultur angenommen, was ihn gerade gut dünkte, freilich nicht immer das Beste. Harrar und Addis-Abeba sind die zwei eigentlichen „Großstädte“ des äthiopischen Reiches. Harrar, die ehedem bedeutendste innerafrikanische Handelstadt, gelangte nach schweren Schlägen unter dem Gouvernement des europäerfreundlichen, klugen, leider zu früh verstorbenen Ras Makonen zu ihrer Blüte. Addis-Abeba entstand auf Meneliks Wink und wurde die Hauptstadt Abessiniens. Sie, „die neue Blume“, ist die ureigenste Schöpfung des genialen Schoaners, der damit das eigentliche moderne Abessinien begründete. — Vor zwei Jahrzehnten war es, als der siegreiche König von Schoa aus Antottos sicheren Bergen herabzog, um in freiem, offenem Land seine Hauptstadt zu gründen. Seine eherne Faust hatte die Feinde niedergeschmettert, seine Klugheit andern goldene Brücken gebaut. Seiner Geni-



Der alte Palast Meneliks, heute die St.-Marys-Kirche. In der Mitte: Kantiba Wolde Tadik, Ackerbauminister.

alität blieb es vorbehalten, die Getrennten zu einen und jahrzehntelange Stammesfehden zu begraben. „Ba Menelik" wurde zur Zauberformel im ganzen Land, zum Schrecken der Bösewichte, zum Schutz und Segen der Schwachen und Bedrängten.

Zwei Jahrzehnte sind vergangen, und aus den uneinigen, sich stets bekämpfenden Stämmen ist ein mächtiges, geeintes Reich geworden. Die „Neue Blume" hat gehalten, was ihr Gründer versprochen. Sein eiserner Wille hat schier Unmögliches zustande gebracht. Im Innern Afrikas, Hunderte von Kilometer von der Eisenbahn entfernt, ist eine mächtige Stadt entstanden, der schon die Legationen der europäischen Großmächte eine überragende Bedeutung gewähren. Deutschland, Frankreich, England, Rußland, Italien und Amerika sind am Hof des Negus durch Gesandte vertreten. An einem Hof, von dem man vor noch gar nicht langer Zeit in Europa überhaupt nichts wußte. Und weiter und weiter arbeitete der rastlose Monarch am innern und äußern Ausbau seines Reiches. Er, der kaum des Lesens und Schreibens kundig, er, der keine Sprache als die seines engeren Landes beherrschte, organisierte nach europäischem Muster, schuf Ministerien und regelte den Behördenorganismus bis ins kleinste und genauste. Da kam für das aufstrebende Reich der schwerste Schlag. Ein unheilbares Leiden warf den schier Uebermächtigen rettungslos nieder. Geistesschwach und willenlos siechte er dahin. Das Reich bebte in seinen Grundfesten, doch der Bau hielt zusammen, vielleicht gerade noch dank des Lebensfunkens, der dem morschen Körper bis zuletzt innewohnte. Die Probe also wurde bestanden. Ras Tassama führte als Vormund die Regentschaft für Lidj Jeassu, den Enkel Meneliks, bis auch ihn eine tückische Krankheit dahinraffte. Lidj Jeassu wurde Negus. Der Hohepriester salbte den Knaben vor den Hofwürdenträgern, vor den Ministern und dem jubelnden Volk und drückte ihm die Kaiserkrone auf die jugendlichen Schläfen.



Woyzoro Shiemebet,
Gemahlin des Ackerbauministers.



Nagadaras Hayle Giorgis,
Handelsminister.



Afa Negus Stephanos,
Justizminister.

Dunkle Augen.

Mein Heimweh und meine Liebe
Ist heut in dieser heißen Nacht
Süß wie ein Duft von fremden Blumen
Zu heißem Leben aufgewacht.

Mein Heimweh und meine Liebe
Und all mein Glück und Mißgeschick
Steht wie ein stummes Lied geschrieben
In deinem dunklen Märchenblick.

Mein Heimweh und meine Liebe,
Der Welt und allem Lärm entflohn,
Hat sich in deinen dunkeln Augen
Erbaut einen heimlichen Königsthron.

Hermann Hesse.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

10. Fortsetzung.

Die Sonne warf schon schräge Strahlen über den Werrahner Hof, helle Schattenteppiche lagen bereits über den weißgetrockneten Pflastersteinen, da stahl sich Herta ganz sacht von Mutter Lottings Seite fort. Wie es der alten Dame seit ihrer Krankheit jetzt öfters geschah, war sie, auf dem grünen Ripssofa sitzend, mitten im Wort eingenickt. Langsam löste die Kleine ihre Finger aus der blau geäderten Hand der Greisin, die sie eben noch vertraulich gestreichelt, und schlüpfte auf Zehen hinaus. Die niedrige weiße Tür knarrte ein wenig, als sie von der Kleinen vorsichtig und mit angehaltenem Atem geschlossen wurde. Dann — ein kurzes Zögern auf der dunklen roten Diele. Noch einmal regte sich in der Blonden das Aufbegehren des Widerstrebens. War es nicht eigentlich feig, war es nicht häßlich, glich es nicht dem stummen und entwürdigenden Gehorsam einer Dienenden, daß ihr das Wort eines solchen einfachen Landmädchens so fest, so unverrückbar im Herzen saß? Wenn sie nun zu trotzen versuchte? Wenn sie nicht dorthin schritte, wohin sie befohlen war? Denn auf einen Befehl, das empfand sie mit deutlicher Abneigung, lief der so herrisch geäußerte Wunsch der Haustochter doch hinaus: „Ich habe mit dir zu reden!"

Sollte die Mißtrauische vielleicht heute morgen irgend etwas erspäht haben? Aber nein — das warf sie weit hinter sich. Und wieder griff sie sich an die Schläfen, hinter denen das Blut stockte und hämmerte. Sie war ja von aller Welt verlassen gewesen, eine hilflose, preisgegebene Kreatur! Und was hatte sich denn auch schließlich um sie herum und mit ihr ereignet? Ein loser, leichtsinniger Streich, über dessen Keckheit sie sich früher vielleicht amüsiert hätte! Und jetzt? Warum lag es ihr wie Blei in den Füßen? Warum konnte sie die schmerzhafte, schüttelnde Vorstellung nicht bannen, als ob das Schicksal selbst seine Hand auf ihren Nacken gelegt hätte und stieße sie nun vor sich her.

Ja, darin bestand's, darin allein.

Nicht Rechenschaft vermochte sie sich abzulegen, nicht nachzudenken, keinen Weg zu finden, weder rechts noch links. Ihr greller, scharfer Verstand war wie durch ein Wunder von ihr gewichen, und nichts spürte sie als dieses Stoßen und Treiben, dieses grauenvolle Zupacken einer Hand, die sie auch jetzt widerspruchslos und Schritt vor Schritt vor sich herdrängte. Sie widersetzte sich, lehnte störrisch nach hinten — es half nichts. Die Faust in ihrem Genick schlug sie vorwärts, schon öffnete sich die Hintertür des Hauses, das beruhigte Licht des Spätnachmittags strömte ihr entgegen, und widerwillig und gezwungen sah sie sich die schmalen Wege des ländlichen Gartens entlang schreiten. Zu beiden Seiten dehnten sich weit angelegte Gemüsebeete — Stachelbeerhecken und Johannisbeersträucher, aus denen schon die Frucht grün und rötlich hervorblinzelte, begrenzten ihren Pfad, weiß umwölkte Kirschbäume grüßten regellos und wild mitten aus den Furchen, und bunte Mauern von blauem und weißem Flieder zäunten die ganze, langgestreckte Anlage von den umgebenden Feldern ab, auf denen sich bereits der Abendgesang der Heimchen wiegte.

Und sieh! Die Kleine erschien nicht etwa zu früh, sondern sie wurde schon erwartet. Vor einer Laube, die zu verschiedenen Zeiten angepflanzt war, so daß sich jetzt wilder Wein, ein großblättriges Bohnengeranke, sowie rötlichblauer Flieder durcheinander schlängelten, vor dem schwarzdämmrigen Eingang dieser friedvollen Stätte ragte bereits abgewandt die hohe Gestalt der Haustochter. Rasch und heftig zupfte sie bald an den Weinblättern herum, bald auch bückte sie sich, um ein paar samtblaue Schwertlilien, die in einem Beet ihr zu Füßen wuchsen, abzupflücken und wie achtlos zu einem Strauß zu vereinen. Doch auch während der Schritt der Kleinen schon über den Gartenkies knirschte, wandte sich Anna nicht nach der Kommenden um, als könne sie ihren Anblick nicht ertragen, oder als gedenke sie, die äußerste Zeit abzuwarten, um Auge in Auge mit der Nahenden zu stehen. Jetzt hatte die Kleine Heinrichs Schwester erreicht.

„Hier bin ich, Anna."

Schwerfällig richtete sich die Angeredete auf. Ihre weichen, üppigen Glieder schienen Zeit zu gebrauchen, um sich völlig zu ihrer beherrschenden Höhe zu strecken. Dann antwortete sie verlegen, indem sie noch immer unsicher an den jungsprossenden Blättern der Laube herumzupfte: „Es ist gut. Ich wollte — ich wollte —"

Und da sich in ihrer ausgetrockneten Kehle kein Laut zu formen vermochte, so wandte sie sich hilflos und eckig hin und her, um plötzlich gänzlich widerspruchsvoll dem blonden Gast das Blumensträußchen in die Hand zu drücken.

„Da nimm, Herta!"

„Ja, ganz recht, ganz recht", murmelte die Kleine, die durch dieses unerwartete Geschenk völlig aus der Fassung gebracht wurde.

Und als wollte sie sich bedanken, begann sie leicht und



tröstend an dem schönen vollen Arm der andern herumzustreichen. Da fuhr das Landmädchen auf, warf das Haupt stolz in den Nacken und schüttelte sich, wie wenn eine Raupe ihr die blühende Haut berührt hätte.

„Laß das," forderte sie, „ich brauche das nicht."

Und dann drängte sie die überraschte Kleine, die noch immer die blauen Blüten in der Hand trug, gebieterisch und mit einer starken Bewegung in die Laube hinein. So bezwingend geschah das alles und dabei doch ein wenig plump und bäurisch, daß Herta furchtsam und mit angehaltenem Atem auf die schmale Bretterbank der Laube glitt, um mit ängstlich gefalteten Händen zu der sie so mächtig Überragenden aufzublicken.

„Hast du etwas gegen mich?" stotterte sie in Furcht.

Und wieder quoll ihr das Herz fast bis an den Hals und nahm ihr den Atem. Allein die vor ihr Stehende schnitt alles mit einer scharfen Handbewegung ab.

„Nicht doch," sprach sie mit harter und grober Stimme, die ihr sonst gar nicht eignete, „die Hauptsache bleibt, warst du heute mit ihm zusammen oder nicht?"

„Mit ihm? Wen meinst du?"

„Lüge nicht — lüg nicht! Wenn du nach Ausreden suchst, dann brauch ich dich nicht erst länger fragen, weil ich dann ohnehin alles weiß. Was wollte er von dir? Warum traft ihr euch an einem solch versteckten Platz? Und weshalb lagst du, als er kaum fortgeritten war, wie eine Leiche auf dem grünen Rasen? Und weshalb mußte ich von dieser Zusammenkunft nichts? Und aus welchem Grunde verbirgst du sie mir jetzt noch? Hast du etwas zu verstecken? — Herta, sag mir das. Sieh, es ist nicht Neugier, ich muß das erfahren, es hängt so unendlich viel davon ab. So Fürchterliches, wie du gar nicht ermessen kannst!"

Und dann geschah etwas, was diese Laube sicherlich noch niemals geschaut. Mit einem wie aus frisch aufgerissenem Herzen stammenden Winseln sank das große, starke Mädchen, gleichsam von einem Keulenschlag getroffen, auf die Knie und verbarg in einem erschütternden Krampf ihr Haupt in dem Schoß der Kleinen. Die kräftigen, arbeitsgewohnten Hände tasteten sich dabei an dem Leib der Sitzenden empor, als suchten sie nach einem Halt, den sie nimmermehr auf dieser Erde finden könnten. Und wieder quoll es erstickt aus jammerdurchwühlter Tiefe:

„Herta, ich kann es dir nicht sagen — du mußt mich auch so verstehen —. Ich muß — ich muß von dir in diesem Augenblick erfahren, ob ich — lieber Gott im Himmel — meine Mutter — ob ich — —"

„Liebste, gute Anna, was denn, was willst du?"

Als die Niedergebrochene die kindliche Stimme der vor ihr Sitzenden aufgefangen hatte, blickte sie verstört empor, schüttelte langsam und verwundert das Haupt, und schwerfällig raffte sie ihre stolze Gestalt in die Höhe. Dann trat sie an den Eingang der Laube, schaute auf den verschwimmend matten Abendglanz hinaus, der bereits schwer und tröpfelnd an Blumen und Fruchtbäumen hing, darauf strich sie sich die Haare aus der Stirn, und während sie mit der Hand mechanisch an ihren Kleidern ordnete, sagte sie ganz ruhig vor sich hin, als ob es dem gewöhnlichsten Ding gelte:

„Aus deiner Antwort werde ich sehen, ob ich weiterleben darf."

„Wie, was?"

Der Kleinen begann es zu grausen. Ihre eigenen vergifteten Erinnerungen, Furcht vor sich selber, schneidendes Entsetzen vor der Zukunft und das lähmende Grauen, als ob das fahle Gesicht der vor ihr Stehenden, das durch den Blätterschatten noch grüner und verwester dämmerte, bereits einer Toten angehörte, alles durchrieselte sie mit einer irren, überwältigenden Angst. Ruckartig sprang sie auf, drängte sich an Heinrichs Schwester heran und versuchte, die herabhängende Hand zu ergreifen. Ein fressendes, nagendes Schuldbewußtsein leitete sie dabei, sie wollte beruhigen, trösten, die sichersten Versprechungen für die Zukunft erteilen. Und doch, wie seltsam! Als sie die Haut der andern streifte, überkam die Aufgeregte eine häßliche Abneigung. Für eine Sekunde schoß es ihr widerwärtig und störend durch die aufgewühlten Sinne, daß neben ihr ein Weib stände, das irgend etwas Köstliches erreicht haben müsse, das die Sonnennähe geschaut, einen Gipfel erstiegen habe, von dem es sich vielleicht lohne, in den Abgrund zu stürzen, um dann irgendwo so zerschmettert zu ruhen, wie sie heute vormittag auf dem grünen Anger gelegen.

Da erklang die Stimme des Landmädchens von neuem. Und diesmal tönte es scharf, herrisch und bestimmt von ihren blutlosen Lippen, als hätte sie ein Recht, von dem bettelhaften Gaste, von dem Einlieger, der um das tägliche Brot warb, jede Antwort zu erpressen: „Nun sag! Ich dulde dieses hochmütige Schweigen nicht länger. Du bist auch nichts Besseers als ich, das bilde dir nicht ein; und wenn du nicht freiwillig gestehst — du, ich kann dich zwingen! Warte das nicht ab! Was hast du mir zu sagen?"

So bäurisch und überhebend hätte die Ärmste nicht fordern dürfen. Vor diesen ungewohnten, sie beleidigenden, sie stechenden Tönen stieg in der Kleinen, Geschmeidigen urplötzlich der Geist der Lüge in die Höhe, der sich so lange vor Mutter Lottings warnender Hand verborgen gehalten. Schmeichlerisch kroch sie förmlich unter den Arm der andern, und während sie den stolzen Leib der Ragenden mit beiden Händen umfing, begann sie mit Lust ein glitzerndes Gemälde zu entwerfen, aus Unwahrheit und Tatsächlichem tückisch gemischt. Wozu brauchte sich auch diese Bauerndirne in Vorgänge einzudrängen, die so ganz harmlos verstrichen waren, die doch nur feine Schwingungen in einer künstlerisch gestaltenden Seele hinterlassen hatten, von deren geheimen Bedürfnissen diese „Ärmste im Geist" ja gar keine Ahnung besitzen konnte. Also nur hübsch täuschen, weißwaschen und harmlos färben, damit man sich für alle Fälle diese Stätte des Friedens sichere in dem Gewühl und in der Gefahr des Lebens. Sie plauderte, sie schwatzte, sie tupfte der Lauschenden mit dem zierlichen Finger auf Arm und Brust herum, um ihr alles deutlicher zu erklären, bis es ihr schließlich gelang, daß Anna tief aufatmete.

„Also er hat dich nur zufällig getroffen?"

„Was sonst? Du hörst ja, er stieg nicht einmal vom Pferd, sondern plauderte mit mir irgend etwas Unbedeutendes über das Weidengebüsch herüber."

„Jenseit des Grabens?"

„Ganz recht, er blieb jenseit."

„Und das, Herta, kannst du mir beschwören? Kannst es mir — verzeihe, daß ich dich so dränge — beim Andenken an deine verklärte Mutter bekräftigen?"

Ein leichter Atemzug, die Kleine legt sich die Hand auf das Herz. Dann aber gibt sie unauffällig und bestimmt zurück, indem sie trotzig wie ein kleines Kind mit dem Haupt nickt:

„Ja, das kann ich."



Da bricht ein tiefes, gliederlösendes Stöhnen aus der Brust der Gequälten. Ohne jede Rücksicht weitet sie die Arme, zieht die Blonde an sich und trägt sie mehr, als sie die Überraschte führt, in die Laube zurück. Und hier, sich auf die Bank niederlassend, bettet sie sich ihre Last auf den Schoß, zieht sie an die stürmische Brust und liebkost die Kleine wie eine Mutter ihr Kind. Wieder folgen wirre Worte, die ein Bekenntnis darstellen, das die Kleine mit Abscheu und mit Neid erfüllt. Allmählich aber wird die tüchtige, arbeitsgewohnte Anna ruhiger. Ihr Sinn lenkt auf das Zunächstliegende zurück, und die Blonde, die noch immer schmeichlerisch in ihren Armen ruht, vernimmt bereits klare, nüchterne und durchdachte Sätze.

„Und morgen gehe ich zu dem alten Grafen nach Wildhagen."

Da vermeint Herta, sie habe nicht richtig gehört. Erschreckt reißt sie an den Kleidern der andern, als wünsche sie das Mädchen in ihrem Entschluß aufzuhalten. „Um Gott, das willst du wirklich wagen?"

„Warum nicht? Warum glaubst du, daß ich das nicht unternehmen darf?" fragt mißtrauisch die andere dagegen.

Und wieder wird es hohe Zeit, die Not dieser großen, starren Augen zu lindern.

„Doch, doch," lenkt die Kleine ein, „es ist wohl richtig. Ich erschrak nur."

Aber die praktische Haustochter läßt sich jetzt durch nichts mehr verwirren. Klarheit, schreit alles in ihr. Klarheit muß sie schaffen. Und deshalb preßt sie die Eingeraffte enger an sich, wiegt sie in den starken Armen, und dann flüstert sie ihr überaus eindringlich in die Ohren: „Herta, und wie steht es mit dir und Heinrich? Nicht wahr, da täusche ich mich nicht? Derartig kannst du doch nicht gespielt haben? Es ist das Letzte, was ich von dir verlange. Sag mir, du süßer, blonder Liebling, nur noch das eine, nur dies noch. Du bleibst doch hier bei uns, wir lieben dich ja alle so, du wirst Heinrichs Frau, nicht wahr? Das ist deine Absicht, dein Wunsch, ihr seid einig? — So sprich doch!"

Merkte Anna nicht, daß über den geschmeidigen Leib, den sie in ihren Armen wiegte, ein Zucken ging, und wie die Glieder der Kleinen plötzlich schwer und unbeweglich wurden? Nein, sie ahnt nichts. Sie nahm nur wahr, in die hellblauen, schimmernden Kinderaugen seien blinkende Tropfen aufgeschossen. Und die Harmlose verstand nicht, daß dies Furcht- und Zornestränen wären.

Und doch! Welch verlegenes, ängstliches Schweigen, das nicht enden wollte! Wie eine fremde, unbekannte Macht strömte jenes peinigende Zaudern von der Kleinen aus, verhüllte sie vor den verstörten Blicken der andern und ließ ihren schmächtigen Körper zentnerschwer erscheinen. Das ertrug das ehrliche Landmädchen nicht. Warum preßte ihre Freundin, vor der sie sich doch niedergeworfen hatte, die sie beinah angebettelt wie ein Gnadenbild und deren Mund und Gesicht sie immerfort mit inbrünstigen Küssen bedeckt, warum preßte das sonderbare trotzige Geschöpf nichtsdestoweniger die hübschen roten Lippen zusammen, als wolle sie auch das kleinste Wort, den unhörbarsten Laut vor der so begierig Lauschenden zurückhalten und verschließen? Warum? Nein, das ertrug sie nicht länger. Noch hielt sie die Weinende in ihren starken Armen. Jetzt hob sie plötzlich die Faust, wie wenn sie zum Schlag ausholen wolle. Der schwarze Schatten ihrer Hand ruhte mitten auf dem Antlitz Hertas.

„Hast du uns alle getäuscht und hintergangen?" schrie sie plötzlich mit rauher und wilder Stimme. „Du, dann geschieht etwas. Ich weiß ja gar nicht, ob ich dich wirklich liebhabe oder dir nicht besser ins Gesicht schlagen könnte. Nimm dich in acht, es geschieht etwas!"

Die Faust schwankt höher empor, der Schatten wird kleiner. Da schlägt Herta die feuchten Augen auf, sie erblickt die schlagbereite Hand über sich, und mit einem Mal ist alles um sie und in ihr verwandelt. Furcht, hereinstürzende, niederbrechende Furcht ist es, die sie leise aufschreien läßt; das Entsetzen vor dem Herumgestoßenwerden, die tiefe Sehnsucht nach dem stillen, einwiegenden Frieden, den sie so lange in diesem weltvergessenen Winkel genossen.

„Nimm dich in acht!" gurgelt einmal etwas in höchster erstickter Drohung.

Und da bricht und quillt es widerstandslos und überflutend aus der Kleinen empor. Sie richtet sich auf, sie streichelt mit ihren weichen Händen die Wangen von Heinrichs Schwester, sie umschlingt ihren Hals, sie küßt sie auf die trockenen Lippen. Und in jagender Hast und doch in ehrlichster, abgezwungener Überzeugung streut sie linde Worte um sich herum, sich selbst und ihrer Bedrängerin zu Trost und Beruhigung.

„Nein, nein, was denkst du, ich habe euch nicht getäuscht, ich will bei euch bleiben, gern bei euch bleiben. Und wenn dein Bruder an mir Gefallen findet, dann soll er es nicht zu bereuen haben. Ganz sicher nicht. Und nun schlag mich nicht, Anna, droh mir nicht und hab mich wieder lieb. Willst du?"

An der blauen Himmelswand steigt die Halbscheibe des Mondes wölkchenartig und flockig herauf. Der Abendwind raschelt über den Zweigen und führt den süßen Duft der nahen Wiesen mit sich. Hört ihr, ihr beiden, wie es aus dem abendnebelnden Feld heraufschießt in scharfem Flug? Versteht ihr das langgezogene Schwingen und Zwitschern? Das ist die Lerche, die mit den Feldschwalben um die Wette dem Abendrot entgegenflüchtet. Auf ihrem schwarzen Flügel trägt sie den letzten roten Schimmer zur Höhe. Rings auf den Beeten schließen sich Rosen und Nelken und spenden noch einmal eine Wolke von Duft, so daß es schwer und süß über das Gelände wallt. Das ist der Frieden von Werrahn; und ihr habt ihn beschworen.

* * *

Köstlich wirkt der Friede von Werrahn, und ein Narr ist, wer ihn sich rauben läßt.

Man hat das einfache Abendbrot der Landbewohner bereits genossen, und da Mutter Lotting schon ihr Lager aufgesucht und Anna in ihrer Kammer sitzt, um vor einem flackernden Lichtlein mit hastiger Feder einen Brief zu schreiben, den sie schon öfter zerrissen und immer wieder von neuem begonnen hat — sie wird ihn wohl kaum zu Ende bringen — so steht Herta, die sich nach Ruhe sehnt, an dem hinteren Zaun des Gartens, dort, wo sich dichtgedrängte Rotdornbüsche schwer und wuchtig bis auf die anstoßende Wiese herabneigen. Sie hat die Ärmel ihres weißen Kleidchens ein wenig zurückgestreift, damit die frische Kühlung sie besser umstreichen kann, lehnt mit ihnen auf den Zacken des Zaunes, und nun blinzelt sie mit aufgestemmtem Haupt durch die Zweige des roten Gestrüpps, das in der Abenddämmerung dunkel geworden, auf die nahe schlafende Wiese hinaus. Immer durchdringender und eintöniger schwillt das tausendstimmige Gezirp der Heuschrecken. Dazwischen jedoch werden be-

dächtige, wuchtige Axthiebe laut. Dicht bei der Kleinen nämlich verharrt Heinrich Kalsow und schlägt mit dem Beil einen Radreifen zurecht, der sich wohl während einer Fahrt auf dem schlechten Pflaster der Landwege gelockert hat. Dröhnend und dumpf klirrt das Eisen. Und seine Arbeit könnte gewiß längst beendet sein, wenn der Landwirt nicht oft und sowie er sich nur irgend unbeobachtet wähnt, nach der Kleinen Ausschau hält, um die das Mondlicht einen weichen, fließenden, silbernen Mantel geworfen hat.

Daß es so etwas Herrliches auf der Welt geben kann, denkt der versonnene Grübler, indem er die Axt einen Moment sinken läßt. Kuck, die goldene Krone auf dem Haupt. Und so weiß alles an den schlankenGliedern. Aber das mag man ja gar nicht denken. Und wie gütig sie mir hier Gesellschaft leistet. Ach, wenn sie doch so wollte wie ich! Wenn das möglich wäre! Wenn mir das bestimmt sein könnte!

Abermals führt er einen scharfen Schlag gegen das Eisen, rote Funken springen auf, und vom Hof antwortet das rollende Gebrüll der dänischen Dogge, die, bereits losgebunden, ihres Wächteramtes waltet.

„Wau — rrr — wau."

Doch durch das Bellen wird die Kleine aus ihren Gedanken aufgescheucht. Sie wendet sich zurück und umfaßt mit ihren Augen, aus denen jetzt der Widerstrahl des Mondlichts silbern hervorblitzt, neugierig und nachdenklich zugleich das häusliche Schaffen ihres Gefährten.

Wie gut er alles instand hält, geht es ihr durch den vom Denken müden Sinn. Wie ein getreuer Knecht waltet er doch für die Menschen, die sich ihm anvertraut haben, ohne für sich selbst das Geringste zu begehren. Und wie zuverlässig und gerade sein Wort ist. Wirklich, er steht da, als ob er mit seinen Riesenfäusten den Frieden von Werrahn festzuhalten hätte. Und doch — und doch — ob man sich wirklich so bescheidet, ob man alles vergißt, was man früher — —?

In ihrem Sinnen hat die Kleine nach einem Zweig gelangt, der ihr voll und buschig über dem Haupt schwankt. Aber selbstverständlich, sie ist viel zu klein! Zwar reckt sie sich auf die Zehen, allein die ausgestreckten Finger vermögen nur die ersten Blüten zu erreichen.

Gottlob, das wäre ja eine Gelegenheit. Mit einem Sprung, mit einem einzigen, so daß er sie beinah überrannt hätte, steht Heinrich an ihrer Seite. Ein kräftiger Griff, der Baum rauscht, schüttelt sich, streut Blüten über sie herab, und dann streckt ihr der Landwirt mit ungeschickter, verlegener Bewegung einen Zweig entgegen, der nicht viel kleiner ist als das Mädchen selbst.

„Hier, Herta, wenn du ihn haben willst."

„Natürlich! Gib, ich danke dir."

Sie nimmt den Zweig in die Hand, reißt ein paar Büsche ab, und während sie eine einzelne rote Blume in den Mund nimmt, nestelt sie andere in das blonde Haar und steckt sich auch ein paar Blüten vor die Brust.

„Sieh her, ist es so hübsch?"

Da ist es wieder um den großen, plumpen Burschen geschehen.

Die helle, stille Mondnacht, das Zirpen der Heuschrecken und vor allen Dingen dieser webende, bestrickende Zauber, der von der Kleinen ausgeht, das alles betäubt den Unverdorbenen. Er fühlt, daß er jetzt etwas sprechen muß, ja, daß vielleicht die Frage an sein Schicksal nahegerückt sei. Und doch vermag er nur unausgesetzt in dringender Bewunderung auf die dunkle Blüte zu starren, die zwischen den Lippen des Mädchens leise hin und her gleitet.

Dieser kleine Mund, denkt er gänzlich gerührt. Dann aber entschließt er sich zu etwas Schwerwiegendem. Noch immer hält er nämlich die Axt in seinen Händen, und während das Mondlicht einen bläulichen Schein auf der Schneide erweckt, starrt er auf den Holzgriff seines Gerätes nieder und fragt plötzlich etwas, was ihm so bedeutungsvoll erscheint, daß er es nur zu murmeln unternimmt.

„Sag mal, Herta, du weilst jetzt schon lange hier."

„Ja", entgegnet sie verwundert.

„Ist dir niemals bange bei uns geworden? Es ist so einsam hier!"

„O nein." Schnippt gleichgültig mit den Fingern und schaut auf die Wiese hinaus, wo das Gras unter Tautropfen und Mondenlicht glänzt und funkelt. „Schön ist es bei euch", fährt sie halb gedankenlos fort.

Wie wohl ihm das Wort tut! Ganz ähnlich stellt er sich vor, ganz ähnlich müsse es wohl sein, wenn die eine Hand dort jemand kosend über die Wange glitte. Und so eingesponnen fühlt sich der Starke von diesem Bild, so schmeichlerisch umfängt ihn der Gedanke, daß er beinah wie im Traum weiter handelt. Ungelenk dreht er die Axt hin und her und fragt mit gesenkter Stimme:

„Möchtest du denn gern noch lange bei uns bleiben, Herta? Würdest du das aushalten?"

„Ja, warum nicht? Wenn ich euch nicht zur Last falle!"

„O, daran — daran ist gar nicht zu denken, möchte er stammeln, du uns zur Last, du — du

Allein seine Brust dehnt sich wieder so mächtig, in die Kehle steigt ihm so etwas Klobiges, Schweres, daß er es nur bis zu einem keuchenden Atmen bringt.

Und dann taucht etwas auf, ein Schrecknis der Nacht, wie es sich nur die schwarzen Geister der Tiefe, die Küster Vierarm überall wittert und erkennt, ausgesonnen haben können.

Warum schnellt die dänische Dogge, die seit kurzem das Haus von Werrahn bewacht, in ein paar atemlosen Sätzen durch das Hoftor in den Garten? Das schlanke, mächtige Tier bellt nicht, es gibt kein Zeichen der Wut zu erkennen, und doch trägt es das scharfe Gebiß entblößt, so daß die Zähne in dem verschwimmend weichen Lichte blitzen.

„Heinrich!" ruft Herta zurückweichend, denn der Hund, der wohl vor dem großen Zweig, den sie in der Hand trägt, scheuen mag, krümmt so merkwürdig den Rücken.

Und dann — ein Schreckensruf! Und alles, was nun folgt, rast wie im Flug vorüber. Mit einem höllischen Knurren setzt die gereizte Bestie zum Sprung an. Sie schießt empor, die Kleine taumelt.

„Heinrich, Heinrich — erbarme dich!"

Wie? Um Gottes großer Barmherzigkeit willen, das kleine Geschöpf, das eben noch so bräutlich mit ihm gesprochen, es wird zerfleischt? Am Boden wird die liebliche Gestalt liegen, zerrissen, unkenntlich, eine formlose Masse? Und eine Bestie soll den teuren Lebenssaft trinken? Da schießt das nach oben, was zu unterst in dieser dumpfen, unbewußten Natur braut. Sie haben sich später oft noch zu Werrahn davor gefürchtet. Aber diesmal stieg es zuerst auf die Welt.

Welch ein sonderbares Ringen! Mann und Bestie



gegeneinander. Ein Aufbrüllen, ein Beißen und Fleischen, hell spiegelte sich der Silberglanz des Mondes, der zur Höhe gekommen, in der aufzuckenden Axt, ein weiches, dumpfes Aufklatschen, Blutbäche, die wie rote zündend und sprühend im Kreise zischen. Und dann ein langer, erlöster Schrei!

Nein, die Blonde kennt sich selbst nicht mehr. Wie er so dasteht, der dumpfe Mensch, in der Rechten die blutige Axt, die Augen schreckensweit geöffnet, und zu seinen Füßen der erschlagene Bedränger, noch zuckend und rauchend, da übermannt sie etwas, vor dem es kein Entfliehen gibt, gegen das sie sich nicht zu wehren vermag, das sie fortnimmt wie eine rote Welle.

Sie sucht Hilfe, sie sucht Schutz. Ist es Entsetzen, das sie vorwärts reißt, Bewunderung oder abgeirrtes Grauen?

Mit einem unbeschreiblichen Laut wirft sich die schlanke, an allen Gliedern bebende Gestalt an die Brust des Mannes.

Der will's nicht glauben. Irre, trunken, verständnislos tastet er über die weichen, runden Schultern. Aber dann — ein blendendes Erwachen. Das sanfte Flimmern des Nachtgestirns strahlt ihm in überirdischen Flammen ins Gesicht.

Und unter einem lauten, gewaltigen Aufbrüllen, so wie es nur der Brust eines nach Seligkeit langenden Riesen entquellen kann, weitet er die Arme, schlägt sie klammernd um die Kleine zusammen, und durch die Nacht dröhnt das eine immer von neuem sich wiederholende, jauchzende Wort:

„Mein — mein!“

Das sind die Verlobten zu Werrahn; aber zu ihren Füßen lecken die Geister der dunklen Tiefe das vergossene Blut.

* * *

Warum kann wohl Herta nicht schlafen? so fragt sich in den ruhelosen Frühlingsnächten, die nun folgen, oftmals Heinrichs Schwester in ihrer Kammer. Sie wirft sich, flüstert, sie schluchzt häufig, sie steht auf und tappt auf entblößten Füßen hin und her. Sie fühlt wohl Unruhe, wie sie von Bräuten empfunden wird?

O, der Torheit!

Anna ahnt nicht, wie die Kleine diese heißen Nächte nebenan in der schwülen Kammer verbringt.

Entblößt, hüllenlos, so liegt die Blonde jetzt fast immer auf ihren Kissen, denn in ihr zehrt eine irre, nicht zu bändigende Sehnsucht, da sie nun bald einem andern gehören, sich nun bald einem andern schenken soll.

„Ist das möglich? Wird das je geschehen?“ stammelt die Irrende dann einmal über das andere in das helle Mondgeflirr hinein, das grün und zitternd durch das enge Zimmer tanzt.

Schatten schwanken darin auf und ab. Das sind die Abdunkelungen der Lindenblätter, deren Stamm dumpf vor ihrem Fenster rauscht.

„Ja“, flüstert die weiße Taube über ihrem Haupt. „Er ist so gut.“

„Ach, so gut“, wiederholt die Ruhelose.

„So ehrenhaft.“

„Lächerlich, wem nützt das Ehrenhafte? Aber ich? Sieh mich an; ich sehne mich so!“

Da rennt auch schon die große, schwarze Ratte über sie hinweg und nagt an ihrem Herzen.

„Schöne, kleine, blonde Herrliche.“

„Ach wirklich, du bist gut zu mir, meinst du wirklich, daß ich hübscher bin als die andern?“

„Bist die Schönste im ganzen Land. Deine Glieder glänzen wie Wassertropfen in der Sonne. So wie damals der Tau schimmerte, als der Graf neben dir war. Besinnst du dich noch auf ihn?“

„O, ich besinne mich wohl — laß mich, ich will nicht daran denken.“ —

„Träumt so eine Braut?“ mahnt die Taube dazwischen und schlägt mit den Flügeln. „Bedenke das wohl. — Und dein Heinrich, ist er nicht brav?“

Da wälzt sich Herta, daß die Decke zu Boden gleitet und die grünen Schatten auf ihrem Lager tanzen.

„Brav — brav — welch ein dummes Wort, ich weiß nicht, darüber muß man lachen.“ Und sie schlägt sich leicht auf die Brust, daß es einen hellen, lauten Ton gibt.

Aber gleich darauf jammert sie vor Schmerz und wendet ihr Antlitz der Wand zu. Es gräbt über ihrem Herzen, es bohrt sich hinein, gleich einem gefräßigen Tier. Und dazu die aufreizende, pfeifende Stimme, die sich ihr ins Ohr schleicht, mag sie das Haupt auch noch so tief in den Kissen verbergen.

„Du, du Schönste von allen, er sehnt sich nach dir, der hübsche, weiße Junge, in seiner blitzenden Uniform. Ein Graf — hörst du? — Frau Gräfin. Du bist für die Höhen geboren. Und er ist reich. Denk dir, wenn du durch die Hauptstadt fahren wirst, Kutscher, Pferde, Livreen, alles silberstarrend, und die Kleider von weicher Seide, und die Loge im Theater, wenn die tausend elektrischen Lämpchen glühen. Der König selbst wird sein Glas ziehen, um dich zu beobachten. Bei Gott eine Schönheit. Und um alles dies zu erlangen, was bedarfst du dazu?“

„Was? — Was? — Sag es mir!“

„Sieh, dein Arm, wie voll er ist, wie rund. Du biegst ihn nur, und der Unempfindlichste wird seufzen. Du atmest rascher, deine Brust hebt und senkt sich, und du hast zwei Augen für immer gefangen. Glaubst du mir?“

„Ja, ja — aber — ach, ich weiß nicht!“

Ein Satz, die Kämpfende hat ihr Lager verlassen, und so, wie sie ist, entblößt, fieberheiß und frierend, so läuft sie ans Fenster und preßt die Stirn gegen die kalten Scheiben.

Aber dort unten?

Mit matten Silbersteinen sieht sie den Hof gepflastert, und dort gerade unter ihr, da steht Heinrich und starrt zu ihr hinauf.

Sie hat ihn schon mehr als einmal dabei überrascht, wie er bis zum Morgengrauen um sie gewacht hat. Jetzt legt er sich die Hand vor die Augen, denn die Riesengestalt wankt.

Weshalb? — Weshalb?

Kann er sie schon erschaut haben?

Und er zürnt ihr nicht?

Und geschüttelt von Jammer und Elend sinkt sie vor ihrem Bett in die Knie und rüttelt und zerrt in dem groben Bauernleinen, bis der Stoff zu knistern und zu reißen beginnt.

(Fortsetzung folgt.)



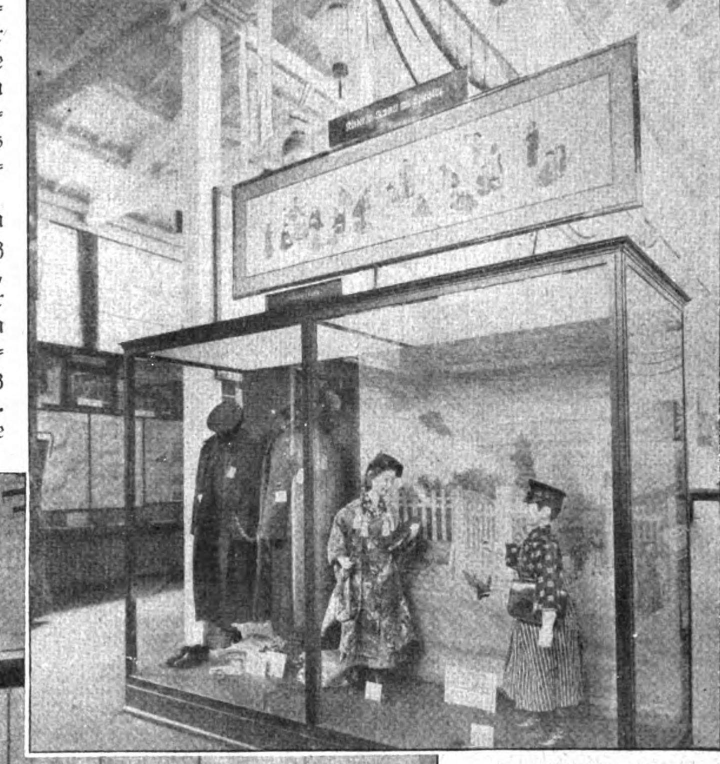
Japan auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Von Kurt Seidel, Leipzig. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Auf der Dresdner Hygiene-Ausstellung erregt der japanische Pavillon aus naheliegenden Gründen das allgemeine Interesse im ganz besonderen Maß. Er erhebt sich an der Herkulesallee, die jetzt zu einer glänzenden „Rue des nations" umgewandelt ist, unmittelbar neben dem farbenprächtigen russischen Nationalbau. Der japanische Pavillon ist bedeutend einfacher gehalten, wirkt aber trotzdem nicht minder charakteristisch Er ist in echt japanischem Stil ausgeführt. Der Entwurf stammt von Professor Ito, Tokio.

Betritt man das Gebäude durch den Haupteingang, so ist sicherlich jeder überrascht, hier eine Raumentwicklung vorzufinden, wie sie das leichte elegante Aeußere nicht vermuten läßt. Dieser Eindruck wird dadurch hervorgerufen, daß man dem Blick des Beschauers die gesamte, kunstvoll angeordnete Dachkonstruktion freigelassen hat.

Eine dichte Menschenmenge in der linken Ecke läßt vermuten, daß hier etwas ganz Besonderes zu sehen ist, und in der Tat, dieses vornehme japanische Empfangzimmer mit seinen wunderbar fein abgetönten Seidenstickereien verdient die allerhöchste Bewunderung. Nach diesem Willkommgruß wenden wir uns zur eigentlichen Ausstellung. Hier empfängt uns eine derart überwältigende Fülle von Präparaten, Modellen, Photographien, Karten, Tabellen usw., daß das Auge unwillkürlich nur das Allermarkanteste herausgreift. Ein umfangreiches Gipsmodell, das den heiligen Berg Fusijama mit seiner an Kur- und Ausflugsorten schier überreichen Umgebung darstellt (Abb. S. 1448), läßt die vielgepriesene Schönheit des fernen Inselreichs vermuten. Und dort zeigt das Modell des Wohnhauses, wie gesund und lustig man in Nippon wohnt. Wie reizvoll der Garten daneben! Unsere Gartenbaukunst schematisiert die Natur, die japanische ahmt sie mit ihren Hügeln, Gewässern, Schluchten und Wäldern realistisch nach. Das Ganze muß man sich von den zierlichen Frauen und Männern belebt denken, wie sie der Glasschrank in ihrem bekannten, geschmackvollen Nationalkostüm zeigt. An den beiden ausgestellten Frauengestalten läßt sich etwas sehr Eigenartiges studieren, nämlich die Haartracht, die ein wahres Kunstwerk darstellt. Sie ist verschieden, je nachdem eine Frau verheiratet ist oder nicht. Auch bei den Männern ist die Haarpflege stärker ausgebildet als bei uns; überhaupt legt man in Japan auf eine rationelle Körperkultur hohen Wert. So kann man sich eine instruktive Anschauung von Land und Leuten Japans bilden, vorausgesetzt, daß man auch noch der eigentümlichen



Schulanzüge.
Abteilung Schulhygiene.



Abteilung Nahrungsmittel: Nutzfische und konservierte Fische.

japanischen Ernährung die gebührende Aufmerksamkeit schenkt. Der Japaner lebt in der Hauptsache von Reis und Fisch. Von beiden sind reichliche Proben ausgestellt. Fein ziselierte Wachsmodelle zeigen die Zubereitung, in der diese Speisen serviert werden. Daß sich da auch Dinge wie roher Fisch und dergleichen

Altjapanische und altchinesische Arzneimittel pflanzlichen Ursprungs, darüber Herbarium japanischer Giftpflanzen.

Hygienisches Untersuchungsamt in Tokio.

finden, erregt, wie man beobachten kann, bei manchem Mitteleuropäer bedenkliches Kopfschütteln; allein das schmeckt wirklich gar nicht so schlecht, rohes Fleisch essen wir ja auch gelegentlich. Die Japaner machen ihre Speisen fast regelmäßig mit Shoyusauce an, einer Brühe, die in einem eigentümlichen Prozeß aus der Sojabohne gewonnen wird. Auch was man in Japan trinkt, wird in Dresden gezeigt: der Tee, den man in allen möglichen und unmöglichen Situationen genießt, und der Sake oder Reiswein, ein stark alkoholhaltiges Getränk.

An die allgemeine Abteilung gliedern sich drei Spezialgruppen an: die wissenschaftliche, die militärische und die schulhygienische. Der ganze japanische Pavillon verdankt sein Zustandekommen zwei bedeutenden Männern: dem Verkehrsminister **Dr. Baron Goto und Dr. S. Kitasato,** dem berühmten Schüler Kochs. Er ist Direktor des großen Instituts für Infektionskrankheiten zu Tokio und hat sich vor allem um die wissenschaftliche Abteilung verdient gemacht. Sie macht seinem Namen alle Ehre. Insbesondere sind die endemischen Krankheiten — so die Tsutsugamushi, Schistosomum und Distomumkrankheit, glänzend dargestellt durch zahlreiche Wachsmodelle, Bilder und Präparate, die teilweise unter elektrisch erleuchteten Mikroskopen sichtbar sind. Auch die historische Medizin ist eingehend berücksichtigt. Von ihrem hohen Alter zeugt eine ehrwürdige, zum Teil tausendjährige Literatur. Aber weiter zur Militärhygiene.

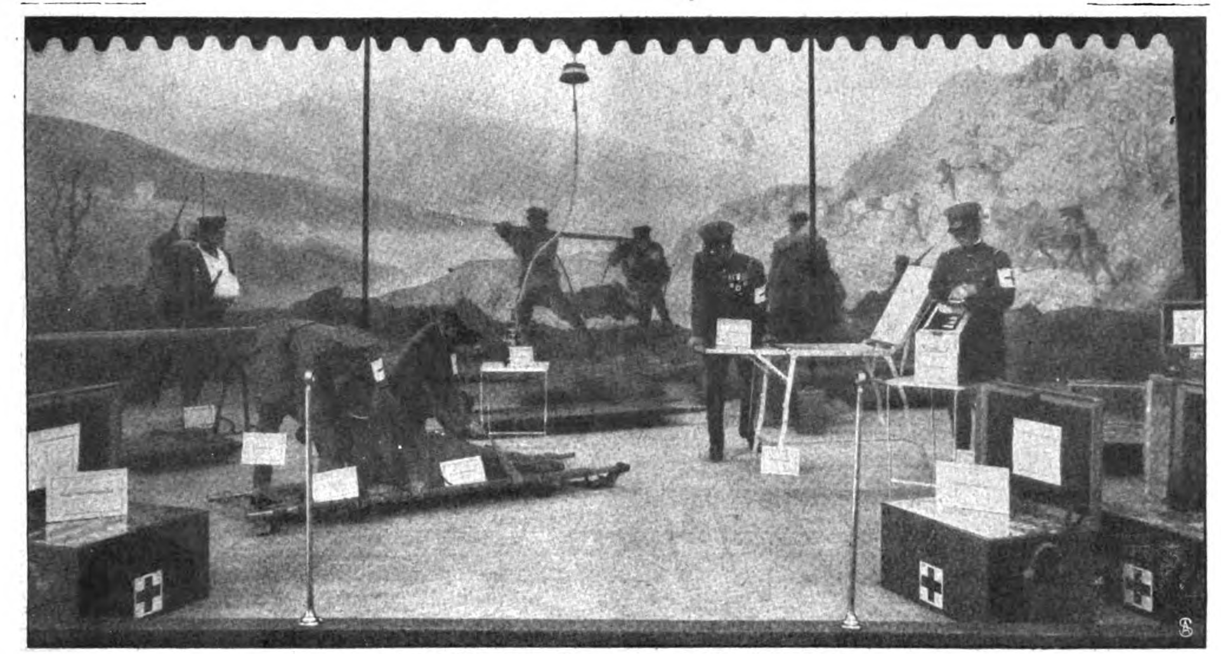
Der Japanisch-Russische Krieg hat ungeheure Opfer gefordert. In der Schlacht bei Mukden wurden nicht weniger als 70000 Mann getötet oder verwundet. Um so begieriger ist jedermann, etwas über die Organisation des japanischen Feldsanitätswesens zu erfahren. Besser als alle Worte klärt uns hierüber ein lebenswahr gehaltenes Diorama auf: es zeigt den Operationsraum eines Feldlazaretts in voller Tätigkeit (Abb. S. 1449). Ein anderes wichtiges Problem ist in einem zweiten Diorama behandelt: eine Feldküche in Betrieb, davor Proviant in kriegsmäßiger Verpackung. Und noch eins verdient Beachtung. Die ganze japanische Armee mitsamt Gepäck wurde nach dem Krieg desinfiziert; auf diese Weise hat man dem Ausbruch von



In der Mitte: Plastisches Modell des Fujijama und Umgebung. Links: Kinderspielzeug.

Abteilung Boden und Heimat.

Seuchen nachdrücklich und mit vollem Erfolg vorgebeugt. Diese hygienische Riesenarbeit hat das Militärquarantänewesen geleistet. Wer das weiß, wird die diesem gewidmeten Modelle und Tabellen mit großer Aufmerksamkeit und mit Respekt betrachten.



Operationsraum eines Feldlazaretts (Diorama).

Die Kriegstüchtigkeit des japanischen Heeres beruht zum guten Teil auf der Pflege einer entsprechenden Gymnastik. Besonders auffallend kann man dies beobachten, wenn man gewisse Photographien in der Abteilung Schulhygiene betrachtet; schon in der Schule werden die Knaben mit dem militärischen Exerzieren in weitgehendem Maß bekannt gemacht. Natürlich finden auch die friedlicheren Zweige der Körperübung gebührende Berücksichtigung. Das reiche Material, das die andern Gebiete der Schulhygiene beleuchtet, müssen wir der Beurteilung der Fachleute anheimgeben.

Aber noch harren unser weitere Ueberraschungen: Schilder mit Zeigepfeilen und dem Wort „Formosa" darunter erinnern uns daran. So verlassen wir die große Halle des japanischen Mutterlandes und gelangen auf einem überdachten Gang nach dem kleineren formosaischen Sonderpavillon — und damit befinden wir uns im Kolonialgebiet des ostasiatischen Reiches.

Um das hier Gezeigte würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Insel seit etwa anderthalb Jahrzehnten im Besitz Japans ist. Man hat dort eine Kulturtat ersten Ranges vollbracht: Wasserversorgung, Aerzte- und Krankenhauswesen, Städteregulierung, Kanalisierung, Opiumwesen, Bekämpfung der endemischen und epidemischen Krankheiten — unter den letzteren ist namentlich die Pest (1896—1910 28 709 Erkrankte, davon 22 895 Todesfälle, 1911 nur noch 19 Fälle) zu nennen — all das hat man in kurzer Zeit fertiggebracht oder doch in Angriff genommen. Und die handgreiflichsten Belege dafür bietet der formosaische Pavillon jedem — der hingeht. Und das sollte jeder, der es irgendwie ermöglichen kann.

Bilder aus aller Welt.



Frau v. Stephan, Exz. feierte ihren 70. Geburtstag.



Das neu eröffnete Hannoverhaus auf der Arnoldshöhe (Hohe Tauern). Nach einem Aquarell von Ernst Platz.



Hofphot. Haack.

Prof. Dr. Thon, Jena, feierte sein goldenes Doktorjubiläum.

Am 13. August beging die hochverdiente Vorsitzende des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien Exzellenz von Stephan ihren 70. Geburtstag.

Der Senior der Jenaer juristischen Fakultät Geheimrat Professor Dr. August Thon konnte sein goldenes Doktorjubiläum begehen. Thon wirkt seit dem Jahr 1879 als Lehrer des Römischen Rechts in Jena. Er ist ein geborener Weimarer und steht jetzt im 73. Lebensjahr.



1. Hofrat Dr. v. Guttenberg, Wien. 2. Preuß. Handelsminister Sydow (1. Vorsitzender). 3. Geh. Kom.-Rat v. Pfister (München). 4. Ministerialrat Dr. Grienberger, Wien (2. Vorsitzender). 5. Geh. Kom.-Rat Schiedmeyer, Stuttgart (3. Vorsitzender). 6. Geh. Oberpostrat Rehan (Koblenz). 7. Beigeordneter Dr. Janßen (Koblenz).

Von der 42. Hauptversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in Koblenz: Gruppe der Teilnehmer.



Geh. Baurat Le Blanc,
Landesbauinspektor in Allenstein, feierte sein 60jährig. Dienstjubiläum.

In diesem Sommer wurde auf der 2700 Meter hohen Arnoldshöhe bei Malnitz in den Hohen Tauern das neue Hannoverhaus eröffnet.

Die diesjährige 42. Hauptversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins tagte unlängst in Koblenz.

Der Landesbauinspektor Geh. Baurat Le Blanc in Allenstein feierte vor einigen Wochen sein 60jähriges Dienstjubiläum und ist mit seinen 84 Jahren einer der ältesten aktiven Beamten Preußens.

Kürzlich feierte der Kgl. Gartenbauinspektor a. D. Wrede, der frühere Leiter der Landesbaumschule zu Alt-Geltow, seinen 80. Geburtstag.



Gartenb.-Insp.a.D.J.Wrede,
Alt-Geltow, feierte seinen 80. Geburtstag

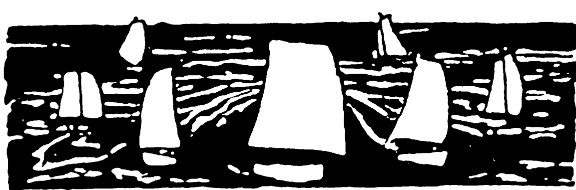
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 35. | Berlin, den 2. September 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 35.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

24. August.

Die portugiesische Nationalversammlung wählt mit 121 gegen 86 Stimmen den Generalstaatsanwalt Manuel d'Arriaga (Portr. S. 1466) zum Präsidenten der Republik.

Präsident Fallières spricht dem neugewählten Präsidenten Arriaga von Portugal telegraphisch seine Glückwünsche aus. Das bedeutet die Anerkennung der Republik Portugal durch Frankreich.

In der Türkei tritt der Minister des Aeußern Rifaa-Pascha von seinem Posten zurück. Die Leitung des Ministeriums übernimmt der Großwesir.

Aus Persien kommen im Gegensatz zu den englischen Meldungen Nachrichten über neue Erfolge des früheren Schahs.

In der Nähe von Manchester im Staat Neuyork entgleist ein mit Veteranen aus dem Bürgerkrieg besetzter Eisenbahnzug. Dabei werden 25 Personen getötet und über hundert verletzt.

25. August.

Das Kaiserpaar trifft, von Wilhelmshöhe kommend, in Altona ein. Abends hält der Kaiser bei einer Festtafel für die Provinz Schleswig-Holstein eine längere Rede, in der er die Tugenden der Kaiserin, einer Tochter des Landes, rühmt.

26. August.

Auf dem Luruper Exerzierplatz bei Groß-Flottbek nimmt der Kaiser die Parade über das IX. Armeekorps ab.

Der Berliner Polizeipräsident von Jagow verbietet durch einen Erlaß das Tragen großer Damenhüte in den Logen der Theater und setzt für jeden Fall der Zuwiderhandlung (Duldung durch die Direktoren) eine Strafe von 100 Mark fest.

27. August.

Bei einem vom Senat in Hamburg veranstalteten Festmahl hält der Kaiser eine Rede, in der er den Willen des deutschen Volkes zur Seegeltung und die Notwendigkeit einer starken Flotte betont.

Das schwedische Königspaar trifft an Bord des Kreuzers „Oskar II“ im Hafen von Swinemünde ein.

Die halbamtliche Petersburger Telegraphenagentur läßt sich aus Barferusch melden, daß sich Nordpersien von Kotschan bis Kadjur in der Gewalt des Exschahs befindet.

28. August.

Das Kaiserpaar hält in Stettin feierlichen Einzug. Dort trifft auch das schwedische Königspaar ein, das vom Kaiser und der Kaiserin am Landungsteg empfangen wird. Bei einer Festtafel für die Provinz Pommern ernennt der Kaiser den Prinzen Eitel Friedrich zum Statthalter von Pommern.

Das persische Ministerium gibt seine Entlassung, angeblich, weil vom Parlament ohne seine Zustimmung ein neues Wahlgesetz angenommen wurde.

29. August.

Aus Teheran wird gemeldet, daß das Ministerium seine Entlassung gegeben hat, angeblich weil ohne seine Zustimmung vom Parlament ein neues Wahlgesetz angenommen wurde.

Auf dem Krekower Exerzierplatz bei Stettin findet in Gegenwart des Kaiserpaares und des schwedischen Königspaares die Parade des II. Armeekorps statt.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Großwesir Hakki-Pascha seine Entlassung gegeben hat, die jedoch vom Sultan nicht genehmigt wurde.

30. August.

Aus Tanger wird nach London gemeldet, daß die Spanier die Zitadelle in Larrasch (Nordmarokko), die bisher als Regierungsitz des maurischen Gouverneurs diente, besetzt haben.

Auch ein „Grand prix“.

(Zum Verschwinden der Mona Lisa aus dem Louvre.)

Von G. de la Fouchardière, Paris.

Emsige Festvorbereitungen auf der heiligen Höhe des Olymps. Die von Zeus mit ewiger Jugend begnadete Frau Maja und deren vielgeliebter Sohn Hermes ordnen für den kommenden Morgen die Schaustellung an, die einmal in jeder Olympiade die großen und kleinen Götter um die lange Tafel aus Dodona-Eichenholz vereinigt: die Schau für den internationalen Wettbewerb um den „Grand prix“ der Diebe. An diesem hohen Festtag darf Hermes, frei von jeder Botenpflicht, den Heroldstab beiseitelegen; die Kaufleute sind darauf angewiesen, mit dem bösen Ultimo sich aus eigener Kraft abzufinden — dem göttlichen „Messenger boy“ ist die nötige Muße gegönnt, seine Konferenz über Fortschritt oder Rückgang der edlen Diebeskunst während der jüngsten Berichtsperiode vorzubereiten.

Allerlei wunderlichen Krimskrams mit beglaubigenden Herkunftzeugnissen trugen Mutter und Sohn schweigend von einer Ecke der Tafel zur andern. Unter den wertvolleren Beutestücken waren die Krondiamanten (die schon gestohlenen) des künftigen Königreichs Albanien, ferner eine dem weltbekannten Milliardärsöhnchen im Panzerautomobil abgeschnittene Haarlocke (erste Verwarnung); das während der jüngsten Krankheit Edmond Rostands vom Schreibtisch des Dichters entfernte Skelett des Hahnes, der zum „Chantecler“ Modell gekräht, und dergleichen Kuriosa mehr.

Schon begann die seltsame Schau sich der angestrebten Vollharmonie der Farben und Formen zu nähern, als Hermes, den perlenden Schweiß mit blen-

dendem Linnen von der Stirn trocknend, die Stille unterbrach: „Bei den fünfzig Rindern des Apollo, meiner ersten Großtat schwör ich's: dieses Protektorat der ehrsamen Diebeszunft ist keine Sinekure. Da rackert man sich vier Jahre lang, sammelt allerorten und lichtet mit Strenge, wählt vom Guten das Beste, und am Vorabend der Entscheidung zittert der verantwortliche Protektor vor der möglichen Blamage . . ."

„Du hast, geliebter Sohn, dein Publikum arg verwöhnt, die Ansprüche sind ins Ungemessene gestiegen. In diesem Jahr — Moral ist Mode! — halten sie ganz besonders auf Diebstähle höherer Bedeutung, auf Erwerbungen gleichviel woher, aber unbedingt mit idealem Einschlag, mit vornehmen Absichten. Moral um jeden Preis. Und wenn ich deine Schau, wie reich sie auch sei, und den wortreichen Katalog kritischen Blickes überprüfe —"

„Wahr, nur zu wahr, erhabene Tochter des Atlas. Kichern hör ich sie schon, witzeln und wohlgemeinte Ratschläge für die nächste Olympiade geben — o Mona Lisa!"

„Welcher Frauenname entschwebte deinen Lippen? Denkst du vielleicht an eine Dryade, die den Erholungsuchenden erwartet?"

„Nein. Mona Lisa ist ein Schatz, den die westlichen Barbaren in einem ihrer Zauberschlösser ängstlich hüten. Das goldene Vlies war nicht schärfer bewacht... Und heute erzählt die tausendzüngige Fama, das Heiligtum der Barbaren sei auf unerklärliche Art verschwunden. Mutter, Mutter, wenn sich dies bestätigte und meine Ausstellung ohne jene Mona Lisa eröffnet werden müßte — den Schlag könnt ich nicht verwinden."

„Aber Hermes! So verzagt hab ich den ruhmreichen Sohn des Zeus und der Maja nie vorher gesehen. Was? Dich bespötteln, dir wohlmeinende Ratschläge geben, dir, dem Befreier der Persephone aus den finsteren Gewalten der Unterwelt! Lasse die bösen Neider und Feinde nur kommen, und ich will sie mit den von dir aus Bescheidenheit bisher geheim gehaltenen Einzelheiten der Einschläferung des hundertäugigen Argos niederschmettern . . ."

„Argos ist tot und Mona Lisa verschwunden. Meine Ausstellung ist verpfuscht."

„Nein, nein, mir sagt ein Frohgefühl im ahnenden Herzen, daß alles sich zum guten wenden werde. Bei solchem Wettbewerb kommt ja immer auch alles anders. Erinnerst du dich noch des großen Tages, da Prometheus die Kühnheit hatte, deine Ausstellung mit der dem Zeus-Kronion entrissenen Flamme zu beschicken?"

„Ob ich mich daran erinnere! Die Wetten standen hundert zu eins für Prometheus. Der Olymp wollte damals gerecht sein auch in eigener Sache, aber des Wolkensammlers bemächtigte sich während der Beratung so heiliger Zorn, daß schließlich mein Kompromißvorschlag durchdrang . . ."

„Jawohl, Prometheus mit dem Trostpreis abzufinden und Vater Zeus für den Raub der Europa den „Grand prix" zuzuerkennen . . . Und diebisch freute sich der ‚Patron' über den seinem Feind Prometheus entwundenen Oelzweig."

Hier wurde das Gespräch von Mutter und Sohn durch das Erscheinen eines verwitterten Alten unterbrochen, der hustend und keuchend unter der Kleinlast eines an seinen Rücken geschnürten unscheinbaren Bündels zu erliegen schien. Dem Fremdling bot Maja ein Ruheplätzchen und den Labetrunk, aber mißtrauischen Blickes prüfte Hermes die krausen Falten und Fältlein an Stirn und Wangen des Gastes, die so wenig zu den wohlgeformten Beinen stimmen wollten, deren Umrisse sich unter den gar zu kunstreich angeordneten Lumpenhüllen verrieten.

„Sag dein Begehr," sprach Hermes den Alten an, „aber nicht allzu umständlich. Du findest uns inmitten der wichtigsten Arbeit des Jahres, und eitles Schwatzen kann auch den willfährigsten Gastfreund unwirsch machen."

„Vom fernen Westen", so stammelte der Greis, „wanderte ich ohne Rast und Ruh, um dir das Köstliche zu bringen, wonach dein sehnendes Herz begehrt: Die Perle für deine Olympiadenschau!"

„Für ruhmredig muß ich dich halten," entgegnete Hermes, „bis durch wahrheitgetreue Erzählung und faßbaren Beweis meine Zweifel gebannt sind. Hungernd, heimat- und obdachlos willst du als Sieger aus einem Wettbewerb hervorgehen, in dem sich Anwärter befinden wie jener fränkische Liquidator D., der viele Hunderte von Talenten aus den staatlich geschlossenen Tempeln zog, um sie auf den Altären der Schönheit zu opfern? Oder der nicht minder ideal veranlagte R., gleichfalls aus Frankenland, der unbeschränktes Vertrauen einflößende Wohltäter des kleinen Sparers, der große R., bei dem für ein Häuflein schnöden Goldes die herrlichsten, beglückendsten Hoffnungen auf ein sorgenfreies Dasein zu tauschen waren . . ."

Der Alte zeigte sich durchaus nicht eingeschüchtert, und Hermes fuhr fort: „Oder willst du Zapunzaki und Diezitikaraki aus dem Feld schlagen? Man nennt diese beiden Räuber. In Wahrheit sind sie gute Wirte, die sich die Beherbergung eines verirrten Germanen in einer mittelgroßen Sickerwasserhöhle dieses Berges mit hunderttausend Drachmen bezahlen ließen, ohne übrigens die Badegelegenheit besonders in Rechnung zu stellen."

Lächelnd bemerkte der Greis: „In der Kunst des Hautüberdieohrenziehens such ich noch immer meinen Meister!"

Nun konnte Hermes, der das Inkognito längst durchschaut hatte, nicht länger an sich halten: „Edler Marsyasschinder, an mein Herz, sei tausendmal willkommen, Bruder Phöbus Apollo! Aber wozu dieser Mummenschanz? Ah, ich errate, auskundschaften wolltest du, was ich leidlich Präsentables ergattert habe, um dann erst triumphierend mit deinem Kleinod hervorzutreten. Nun aber fort mit den Lumpenhüllen und dein Bündel aufgeschnürt! Es fühlt sich hart an — ich brenne vor Ungeduld — die Längenmaße stimmen — ah, Mutter Maja, komm und juble mit mir: Bruder Apollo hat mich gerettet, wir haben die Mona Lisa!" . . .

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, mußte Apollo erzählen: „In dem großen Kunsttempel der Hauptstadt des Frankenlandes, im Musaion des Louvre, befindet sich eine mir zu Ehren genannte, mit Schmuck und Hausrat aus alter und neuer Zeit angefüllte Halle. Als ich vor einigen Tagen, um nichts zu suchen, nur der schönen Aussicht wegen mich dort erging, vernahm ich plötzlich den flehentlichen Ruf einer süßen Frauenstimme: ‚Man will mich entführen — freches Volk — ist denn kein Wächter da? — edler Retter, bist du mir nah? Komm, o komm doch bald!'



Und ich kam. Mona Lisa lächelte mir zu, wie nur sie zu lächeln weiß, und — flog in meine Arme . . ."

„Entzückend!" rief Mutter Maja.

„Du aber," fuhr, zu Hermes sich wendend, Apollo fort, „du starrst mich ungläubig an. Wenn du gleich mir die vom ‚Homolleion' — volkstümlicher Beiname des Louvre zur Erinnerung an den obersten Schatzhüter Homolle — aufgetischten amtlichen Erklärungen und Entschuldigungen gehört hättest, würdest du meine Darstellung für die wahrscheinlichste halten. Daß ich aber den Schatz behielt, anstatt ihn einem der schlafenden Wächter um den dicken Hals zu hängen, hatte seine besonderen Ursachen."

„Mir genügt die eine: Du wolltest in Betätigung treuer Bruderliebe, daß meine Olympiadenschau alle bisherigen Darbietungen übertreffe."

„Gewiß, gewiß, auch von diesem ethischen Motiv war ich geleitet. Dein so glücklich verstandenes Protektorat in der Diebeskunst verdient in der Tat alle Förderung. Die reine Tugend bedarf ja fremden Schutzes nicht. Während die Sterblichen ihre Denker und Dichter, Feldherren und Staatsmänner sowie die schon bei Lebzeiten reich belohnten Ueberwinder von Zeit und Raum in Marmor und Erz zu verewigen lieben, bleibt ungeahnt und frühem Vergessen anheimgegeben die Auslese der Braven, denen ein anderes Ideal der ausgleichenden Gerechtigkeit vorschwebt als das der einfach bürgerlichen Moral." . . .

„Fast aufs Wort meine Aussprache morgen über das innerste Wesen der Dieberei! Du machst mich doppelt stolz und glücklich, Bruder Apollo!"

„Das Verschwinden der Mona Lisa wird aber auch der erhabenen Malkunst und ihren so häufig vom Zweifel an der eigenen Schaffenskraft gequälten Jüngern sehr zustatten kommen. Für so viele Nachstrebende bedeutete des Florentiners Meisterwerk den gefährlichen Wahn, auf der Spur der absoluten Vollkommenheit zu sein, während die Aermsten in Wahrheit ihr bißchen Eigenart einbüßten und ‚in der Manier' des Großen platte Ueberflüssigkeiten erzeugten. Darum dreimal Heil der neuen Künstlergeneration, die nunmehr fessellos dem Genius in der eigenen Brust folgen will, um die absolute Vollkommenheit uns Göttern zu überlassen."

„Für dieses schöne Wort sei besonders bedankt", rief Mutter Maja.

„Wie ich den Herdengeist der Menschen kenne, der Franken wie der Fremden, werden sie alle sich fortan sagen: meiden wir doch lieber das Homolleion, man befindet sich dort in gar zu gemischter Gesellschaft. Das Schönste, das Beste ist fort, wozu also noch Saal um Saal ablaufen, um für all die Mühsal mit Kunstgenüssen zweiter Ordnung abgespeist zu werden! So sind die Sterblichen, und ich beklag es nicht allzusehr. Schließet meinetwegen die Museen, aber öffnet eure Augen für die Wunder der Natur!"

„So siehst du wirklich, Bruder Apoll, im vorahnenden Gemüt den nahen Umsturz alles Klassischen, die ehrwürdigen Museen zu Kasernen und Flugzeugschuppen umgestaltet und Kunstschätze, die so vielen Generationen Lehr und Labsal gewesen, im Ramsch an die allzeit beutelustigen Milliardäre jenseit der weiten Atlantis verkauft?" . . .

Der Antwort ängstlich harrend, blickten Hermes und Maja bald das edle Frauenbildnis, bald den Künder so grausamer Weissagungen an. Aus dem Antlitz der Mona Lisa schien alle herzgewinnende Heiterkeit geschwunden! Wohin war ihr Lächeln, das rätselhafte Lächeln geistiger Ueberlegenheit geraten? — Es umspielte jetzt die Lippen des ewig musenfreundlichen Phöbus Apollo.

Die Jubiläumsausstellung in Zarskoje-Sselo.

Von Freiherrn R. von Behr. — Hierzu die Abbildungen auf S. 1464 u. 1465.

Kaum eine halbe Stunde Bahnfahrt von der russischen Hauptstadt entfernt liegt die Kaiserliche Residenz Zarskoje-Sselo, ein stilles, verträumtes Städtchen, das seit den Tagen der großen Katharina wieder zu neuem Leben erweckt wurde, als Nikolaus II. das von seiner prachtliebenden Ahnfrau errichtete Schloß zum ständigen Wohnort erwählte. Der kurze Schienenpfad, der von Petersburg nach Zarskoje-Sselo führt, wo die interessante Jubiläumsausstellung zur Erinnerung an die vor 200 Jahren erfolgte Gründung des Städtchens durch Rußlands ersten Kaiser soeben eröffnet wurde, hat seine Geschichte, wie das Schloß selbst die seine hat. Ein Komitee von Fachgelehrten hatte damals auf Befehl Nikolaus' I. ein Gutachten abgeben müssen, ob der Bau der Bahn ausführbar sei. In tiefgründigen Ausführungen und mit mathematischer Genauigkeit hatten die Herren Gelehrten ihre Meinung dahin ausgesprochen, daß der russische Erdboden seiner chemischen Eigenart wegen die Belastung durch die Eisenbahnwagen nicht ertragen würde. Erst ein Machtwort des Kaisers entschied, daß der Bau trotzdem in Angriff zu nehmen sei, und es ergab sich, daß der gesunde Menschenverstand des Monarchen über die Weisheit eines Gelehrtenkollegiums triumphierte. In kaum zwei Jahren rollte der erste Zug über die moorigen Flächen der Petersburger Landschaft.

Ein besonders reges Leben herrscht gegenwärtig auf dieser Bahn, deren halbstündlich abgehende Züge Hunderte von Besuchern der Jubiläumsausstellung den Mauern der Hauptstadt entführen, um sie in kurzer Fahrt mitten in die märchenhafte Pracht des Zarenhofes zu versetzen. Denn in Zarskoje angekommen, wo bereitstehende Droschken und Autobusse den Besucher an den Haupteingang der Ausstellung bringen, steht dieser plötzlich vor den Toren des Kaiserlichen Residenzschlosses, in dessen herrlichem Park sich Kunst und Literatur, Landwirtschaft, Industrie, Fischerei und Jagdwesen, Vieh- und Pferdezucht, Marine und Heer ein Stelldichein gegeben, um uns in prächtigen Schaustücken ihr Wissen und ihr Können vor Augen zu führen und besonders auch dem Fremden ein Bild von dem zeitgenössischen geistigen und sozialen Leben des Landes zu geben. Ist schon die große und interessante Fülle der ganzen Ausstellung geeignet, die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich zu lenken, so läßt die zauberhafte Schönheit des Parkes mit seinen historischen Stätten, Pavillons, Grotten und Bildwerken vor uns ein Panorama von ganz eigenem Reiz erstehen.



Stundenlang kann man durch diese wirklich kaiserlichen Anlagen, bei deren Schaffung Natur und Kunst miteinander gewetteifert, lustwandeln, immer wieder fesseln das Auge neue und reizvolle Ausblicke. Und in diesem ungewöhnlichen Milieu hat dank kaiserlicher Munifizenz die Jubiläumsausstellung ihre Zelte aufschlagen dürfen, hat sich das lachende, hastende Leben unserer Tage breitmachen dürfen auf einem Stückchen Erde, das, von zwei Jahrhunderten russischer Geschichte umweht, bis gestern noch in idyllischer Stille dalag und bereits völlig der Erinnerung an große Zeiten und große Männer geweiht schien. Dieser eigenartigen Mischung von einst und jetzt verdankt aber das große Unternehmen, das dem Jubiläum der Stadt gilt, ihren ungewöhnlichen Reiz. Ueber dem Ganzen schwebt das monarchische Interesse, und es zeugt von dem Ernst des hier Gewollten, wenn Kaiser Nikolaus auch hier seinen so oft bekundeten Sinn für die Forderungen seiner Zeit zum Ausdruck brachte, als er das Unternehmen unter sein kaiserliches Protektorat stellte. Gelten doch gerade die wichtigsten Bestandteile der Ausstellung der Belehrung und dem Ansporn des kleinen Mannes, insonderheit dem Landbauer, für dessen bescheidenere Produkte der Monarch eine große Anzahl von Preisen hat zur Verfügung stellen lassen. Und wenn Männer des praktischen Lebens, wie Fürst Putjatin, der Präsident des Ausstellungskomitees, Oberst Wiltschkowski als deren Hauptkommissar, Graf A. Keyserling als Präsident der örtlichen Semstwoverwaltung und eine Reihe anderer Herren, sich an die Spitze des Unternehmens gestellt, so scheint sein Erfolg in weitestem Maß gesichert und der Wunsch des Kaisers, die Ausstellung „möge eine Belehrung für das russische Volk sein", seiner Erfüllung entgegenzugehen.

Das lebhafte Interesse, das der Herrscher allen Veranstaltungen dieser Art entgegenzubringen pflegt, hat aber auch in einer andern Art großzügiger Munifizenz Ausdruck gefunden: der Hof selbst hat sich an der Ausstellung sozusagen als Exponent beteiligt und durch Hergabe hochinteressanter historischer Requisiten von unschätzbarem Wert die wichtigste und am meisten sehenswerte Abteilung, die historische, geschaffen. Untergebracht ist sie in der sogenannten Kamerongalerie, einem von Katharina II. an das Hauptschloß angefügten Kolonnadenbau, von dessen Höhe der Blick über den Park und den schimmernden See schweift. Eine gewaltige Marmortreppe führt zu diesem im Stil der Akropolis errichteten Bau, in dessen weißen Säulengängen die große Kaiserin zu lustwandeln pflegte, wenn Wind und Wetter einen Gang in den Alleen des Parks verboten. Hier hat heute auf kaiserlichen Befehl eine historische Reminiszenz ihren Platz gefunden, die so reich an künstlerischer Sensation und geschichtlichem Wert ist, daß der Uneingeweihte schon hier einen Begriff von dem unschätzbaren Reichtum und der unvergleichlichen Pracht des Zarenhofs erhält. Von Künstlerhand wurde auf dieser Galerie eine Flucht von Zimmern mit den Gebrauchs- und Kunstgegenständen der einzelnen Herrscher von Peter dem Großen bis Kaiser Nikolaus I. im Stil ihrer Zeit hergerichtet. Schatten einer großen Vergangenheit steigen hier auf, es ist ein Stück wieder lebendig gewordener Geschichte, die sich hier dem Auge darbietet, ein pietätvolles Monument, das Rußlands Herrscher seinen großen Ahnen geweiht! Und auch hier sind es Männer gewesen, die, als Vollstrecker kaiserlichen Willens, dem Gelingen der Ausstellung ihre ganze Kraft geliehen haben. Der Hofminister Baron Fredericks und Generalleutnant Mossolow mit einem Stab von Beamten haben ihr hier den Ehrenplatz gewiesen!

Ueber dem Ganzen lacht aber ein freundlicher Himmel, und eine goldene Sonne breitet ihre Strahlen über Schloß und Park, in dem sich heute lustige Scharen von Besuchern tummeln und beim Klang dreier Musikkapellen all die reichen Eindrücke in sich aufnehmen, die ihnen hier Kunst und Natur in so verschwenderischem Maß darbieten. Man darf hoffen, daß die große Summe von hingebender Arbeit, Sachkenntnis und unvergleichlicher Pietät, die an dem Zustandekommen des Ganzen aufgewendet worden ist, beim Schluß der Ausstellung ihren wohlverdienten Lohn findet!

Die Pfadfinderbewegung in Deutschland.

Von P. G. Schäfer, Rochlitz.

Wo ist sie her? Aus England, dem Kolonialreich, importiert! Eine glatte Uebersetzung der englischen Boys-scouts-Bewegung. Diese ist ausgedacht von einem englischen General Baden-Powell in Zeiten englischer Kriegsnot unten in Britisch-Südafrika, einer englischen Kolonie. Daher ist die Boys-scouts-Bewegung militärischer Art und trägt kolonialen Zuschnitt. Bäume fällen, Brücken bauen, Lichtsignale über weite Flächen geben, die Arten der Feuergewinnung kennen, Tiere ausschlachten, den Hüttenbau verstehen. Diese Stoffe zielen auf den Kolonialdienst der Söhne Englands. Die Namen: Feldkornett, Junker, Fähnlein, Zug, Feldmeister, Kolonne, Hauptfeldmeister, Pfadfinderkorps, Bundesfeldmeister als Inspekteur, Reichsfeldmeister, bekunden die rein militärische Organisation. „Es war im Jahr 1899, im Anfang des Burenkriegs, als Mafeking im britischen Südafrika von einem großen Burenheer eingeschlossen wurde. Da rief auf Geheiß Baden-Powells Lord Edward Cecil, der älteste Stabsoffizier, die Knaben des Ortes zusammen und bildete aus ihnen ein Korps von Pfadfindern, kleidete sie in Uniformen und exerzierte sie ein; und so schuf er aus ihnen eine unternehmende und wertvolle Schar. Bis dahin hatten die Verteidiger eine große Anzahl von Mannschaften verwenden müssen, um Befehle und Meldungen zu überbringen, um Ausguck auf Posten zu halten, Ordonnanzdienste zu verrichten. Diese Aufgaben wurden nunmehr dem Pfadfinderkorps übertragen, und die Mannschaften wurden für die Feuerlinie frei. Die Pfadfinder unter ihrem „Feldwebel", einem Jungen namens Goodyear (spr. Gudjihr), bewährten sich vorzüglich und verdienten sich redlich die Feldzugdenkmünzen, mit denen sie nach Beendigung des Kriegs geschmückt wurden."

Das ist gewiß ein geeigneter Ernstfall, englischen Knaben im Mutterland zur Nachahmung solchen Wesens erzählt zu werden. Und Baden-Powell verstand, diese Erfahrung großzügig auszubauen. Vom Kriegschauplatz zurückgekehrt, schuf er auf literarischem Weg ein System



spezifisch englisch-militärischer Jugenderziehung mit dem sittlichen Einschlag des spezifisch englischen Begriffs des Gentlemans. Sein Buch „Scouting for Boys" wurde von seiner unter dem Eindruck des Burenkriegs stehenden Nation stürmisch gekauft. Es folgte unter der Gunst der Regierungskreise die Organisation der Boys-scouts mit Uniformierung, Rangabstufung, Paraden vor dem König. Der letzte, unausgesprochene Zweck der Boys-scouts-Bewegung ist die Begeisterung und Willfährigkeit der kommenden englischen Jungmannschaft für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England.

Es war durchaus unhistorisch, eine spezifisch englisch-militärische Jugendbewegung in Deutschland kopieren zu wollen, und noch dazu in einer Zeit, da das deutsche Erziehungswesen auf die 100jährige Geschichte einer eigenen leiblichen Jugendbildung mit national-sittlichem Einschlag stolz zurückblicken darf! Die kriegerische Jugenderziehung von 1811, von Fichte in der Idee geboren, von Jahn durch die Tat verwirklicht, sie ist für uns in Deutschland die einzig zulässige Fundamentierung aller geist-körperlich gerichteter Jugendbestrebungen. Wer anders vorgeht, ist unhistorisch und — unklug. Nie wird ein System Dauer haben und sozialpädagogischen Wert erhalten, wenn es nicht mit seinen feinsten Fasern in einem begeisterungswürdigen Stück Geschichte des zu erziehenden Volkes wurzelt, besonders nicht in Deutschland. Das wärmende, volkstümliche Gefühl für die Sache, das eigentlich tragende, haltende Moment, das darf nicht fehlen. Und das gerade ist nur auf historischem Wege zu entwickeln möglich. Es wird schwer halten, die Herkunft der Pfadfinderbewegung zu verwischen. Sie aber auf Jahn zurückführen zu wollen, ist eine Konstruktion, die den historisch Gebildeten verletzt. Sie stammt aus England und gehört nach England.

Der geistige Mittelpunkt der Pfadfinderbewegung in Deutschland ist ein Buch: „Das Pfadfinderbuch", herausgegeben von Stabsarzt Dr. A. Lion. Was bringt es?

Erziehung der Knaben zu Ritterpflichten: Freigebigkeit, Selbstlosigkeit, Selbstaufopferung, Güte, Höflichkeit, Ritterlichkeit gegen Frauen, Liebeswerktätigkeit; Schaden, Schmerz, Unglück verhüten; Ehrgefühl, Gehorsam, Mut. Ich nenne das die Ethik des Pfadfindertums. Ihre Fundamentierung, meist durch englische Begebenheiten und dann auch Beispiele aus der deutschen Geschichte, will mir nicht gefallen. Das deutsche Schulwesen hat doch seine ethischen Stoffe, die Gesinnungsfächer: Religion, Deutsch, Geschichte, in denen alle die genannten Maximen in viel nachhaltigerer, tiefergehender Weise im Willensleben unserer Schüler gegründet werden. Und unsere alten Praktiker, Theologen, Germanisten, Historiker im Schulfach, benutzen auf der Stufe der Anwendung jede Gelegenheit, durch Beispiele aus dem Alltagsleben diese ethischen Imperative zu erhärten. Der Ritterspiegel im Pfadfinderbuch ist erborgt. Seine Gedankenführung befremdet: „Ein Ritter (oder ein Pfadfinder) ist zu allen Zeiten Gentleman." Was soll solche Mengung. Man sucht nach einem deutschen, feststehenden Mannesideal, das alle ethischen Begriffe in sich schließt. Wir haben das noch nicht. Der Gentleman kann es nicht werden. Höchstens der Ritter oder Turner. So liegt die Sache. Es ist geradezu unbehaglich, lesen zu müssen: „Ihr werdet sehen (die deutschen Knaben in ihrer Gesamtheit sind angesprochen), daß die Deutschen und die Engländer einander nicht nachstehen, sondern ebenbürtig, beinah verwandt sind. So ebenbürtig, so nahe verwandt, daß man die Lehren des englischen Offiziers ohne Zwang durch die knappen Weisungen ersetzen kann, die einer der großen Erzieher unseres Volks, Friedrich Ludwig Jahn, der Turnvater, vor hundert Jahren seinen Zöglingen gab." Das ist doch kostbar! Die Lehren Baden-Powells kann man durch knappe Weisungen Jahns ersetzen. Nein, mit aller Entschiedenheit nein! So muß der Satz heißen, deutsche Jungen: Ihr werdet sehen, daß Vater Jahns Turngesetze, von tiefer persönlicher Sittlichkeit und vor allem von glühendem Deutschtum gehalten und getragen, mehr werbende Kraft für uns haben als der billig zusammengetragene Ritterspiegel des englischen Generals. So lauten die alten, von Jahn selbst geschriebenen Turngesetze: Gute Sitten müssen auf dem Turnplatz mehr wirken und gelten als anderswo weise Gesetze. Am wenigsten darf einer sich irgendeines Tugendgebotes darum entheben, weil er leiblich tauglicher ist. Tugendhaft und tüchtig, rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaft und wehrhaft sei sein Wandel. Das allgemeine Sittengesetz ist seine höchste Richtschnur und Regel. Muster, Beispiel, Vorbild zu werden, danach soll er streben. Dazu sind die Hauptlehren die: Nach der höchsten Gleichmäßigkeit streben in der Aus- und Durchbildung, fleißig sein, nichts Unmännliches mitmachen, sich auch durch keine Verführung hinreißen lassen, Genüsse, Vergnügungen und Zeitvertreib zu suchen, die dem Jugendleben nicht geziemen. Man darf nie verhehlen, daß des deutschen Knaben und Jünglings höchste Pflicht ist, ein deutscher Mann zu werden, um für Volk und Vaterland zu wirken. Das Vergeuden der Jugendkraft und Jugendzeit durch faultierisches Hindämmern und Ausschweifungen wird aufhören, sobald die Jugend das Urbild männlicher Kraft und Lebensfülle erkennt. Alle Erziehung aber ist nichtig und eitel, die den Zögling in dem öden Elend wahngeschaffener Weltbürgerlichkeit als Irrwisch schweifen läßt und nicht im Vaterland heimisch macht.

Was bringt das Pfadfinderbuch? Die realen Stoffe sind Spurenlesen, Schlüsseziehen, Naturbeobachtungen, Feld- und Lagerleben, Gesundheitslehre, körperliche Uebungen, erste Hilfe bei Unglücksfällen, spezifisch nun Pfadfinderspiele, Wanderungen. Von grundsätzlicher Bedeutung sind das achte und neunte Kapitel: „Unser Vaterland" und „Ein deutsches Pfadfinderkorps". Die Stoffe sind bestehenden Disziplinen des Unterrichts entlehnt. Das Pfadfinderbuch ist enzyklopädisch, aber die Akzentuierung der Stoffe ist zeitgemäß. Wir begrüßen das kühne Stoffsystem mit Freuden. Es wird die Herrschaft des Intellektualismus in unserer Erziehung schwächen helfen und stimmt trefflich zum Prinzip des Arbeitsunterrichts.

Was soll aus der Pfadfinderbewegung werden? Die deutschen Pfadfinder sind und waren schon vor dem Burenkrieg und Baden-Powell die deutschen Wandervögel. Sie haben ihre Wandervogelehre, ihre deutsch einfache, kernig volkstümliche Wanderart, ihre Sitte. Das sind kostbare Ansätze. Sie auszubilden, zu festigen, zu vertiefen, zur Schöpfung einer „deutschen Wanderschule" fortzuschreiten, das erachte ich für das nächstliegende, sozialpädagogische Ziel auf dem Gebiet der Jugendfürsorge. Die Herausbildung einer „deutschen Wanderschule" mit einheitlicher Organisation würde eine soziale Tat bedeuten. Ich halte die Wanderung für die Form, die von allen bevorzugt zu werden vollauf verdient, für den neutralen Boden, auf



den auch die Boys-scouts-Bewegung in Deutschland übertreten kann und muß, ohne sich selbst aufzugeben, um an der Lösung der großen, dem deutschen Volk zufallenden Aufgabe mitarbeiten zu können, nämlich der Entwicklung und Darstellung einer „deutschen Wanderschule". Die können uns wieder die Engländer nicht nachmachen.

Daß die Entwicklung so laufen wird, darin hat mich der Eindruck der in Frage kommenden Kojen auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden recht nachdrücklich bestärkt. In der ersten Koje steckt die Arbeit des Zentralvereins für Schülerwanderungen in Berlin und des Zentralausschusses für Ferienwanderungen der Volksschüler im Königreich Sachsen. Da sind Zahlen zu lesen. Mit zehn Geländespielen sind 2407 Schüler auf die Beine gebracht worden. Die gegebene Organisation ist eben die Schule selbst. Tausende von unsern Schülern werden auf ein- und mehrtägige Wanderungen geführt. Das ist soziale Arbeit an den Massen, deren bestehende Organisation „Schule" am besten nicht übergangen wird. Die Lehrerschaft sollte und wird sich die Jugendfürsorge nicht aus den Händen nehmen lassen, wohl aber jeden Mann als Mitarbeiter ihrer Unternehmung freudig begrüßen.

In der Koje nebenan wirbt die deutsche Wandervogelbewegung, 10 000 deutsche Schüler höherer Schulen gehören dem Bund an. Seine Organisation ist bewährt, seine Selbstverwaltung erziehlich wertvoll, seine Wanderart voll Poesie und sittlicher Kraft, groß und tief, die ganze Pfadfinderbewegung zu absorbieren. Die Silhouette der fünf romantischen, volkstümlichen Wandergesellen mit deutschem Hut und Wanderstab, die dort die Wandervogeltracht kennzeichnen, sagen uns mehr zu als die nicht weit davon stehenden Figuren, in einheitlicher Uniformierung mit dem Südwester auf dem Köpfchen, Beil oder Spaten um die Lenden gegürtet und den Pfadfinderstab in der Hand, die wir auf einmal, ganz unvermittelt, als deutsche Pfadfinder ansprechen sollen. Mir scheint, ein echter, vollständiger Pfadfinder zu werden und, geworden, bis zum Eintritt in das Heer zu bleiben, kostet neues Geld und kommt der Zugehörigkeit zu einer Exerzierschule äußerlich nahe. Mit der Uniformierung nimmt das Pfadfindertum eine exponierte Stellung ein, es wird gleichsam farbentragend. Das kann sein stärkstes Hindernis werden, je ins Volk einzudringen. Für den kleinen Volksgenossen unbemittelter Eltern ist das Auftreten eines uniformierten Pfadfinderkorps zunächst neiderregend, und da er fernbleiben muß, befestigt sich in seinem Herzen ein Gegensatz zu seinen Genossen. Oder hat die Pfadfinderbewegung Mittel, auch den Geringsten einzukleiden? Den verbitterten, älteren Volksgenossen aber reizt solche Uniformierung zur Kritik, vielleicht gar zu unliebsamen Belästigungen. Wozu eine besondere äußere Aufmachung. Wir sind durch die Mode, die Konfektion hinreichend genug uniformiert. Warum wählt man nicht die Tracht eines deutschen Wanderburschen, die allgemein beliebt ist und, wie mir deucht, auch besser in die deutsche Landschaft passen will als die „offizielle Pfadfindertracht", wie sie auf der Ausstellung vorgeführt ist. Die Pfadfinder haben sich äußerlich und innerlich den deutschen Wandervögeln anzupassen, wenn sie volkstümlich werden wollen. Das nächste Ziel „der Jugendfürsorge" von sozialpädagogischem Wert ist die Darstellung einer spezifisch „deutschen Wanderschule". Wer arbeitet mit?

Honig und Marmelade.

Plauderei von Wilhelmine Bird, Dahlem.

In diesen beiden Erzeugnissen besitzen wir nicht nur ein Genußmittel ausgesprochenster Art, sondern wir dürfen sie auch als Nahrungsmittel betrachten, wozu sie ihr reicher Gehalt, namentlich an Fruchtzucker, berechtigt. Der Honig blickt zudem auf eine hehre Vergangenheit zurück, denn nicht nur uns Irdischen, schon den olympischen Göttern war er in dem Nektar und Ambrosia eine Lieblingspeise. Das Land, „wo Milch und Honig fließt", galt den alten Hebräern als der Inbegriff aller Glückseligkeit, und so forderte in vergangenen Zeiten der Sieger von dem Besiegten seinen Tribut in Honig.

Im wesentlichen besteht der Honig aus Frucht- und Traubenzucker und bis 30 Prozent Wasser. Die Bienen scheiden den Ueberfluß an Wasser aus und mischen ihm bei dem Erguß in die Zellen der Waben Speichel und etwas Ameisensäure zu. Die Ameisensäure dient zur Konservierung des Honigs. Sie wird durch Hitze flüchtig, und schon bei 50 Grad Celsius wird ihre Konservierungskraft wirkungslos. Es kommt daher vor, daß bei Unkenntnis dieses Umstandes ein Honig trotz seines Zuckergehalts verdirbt, falls er aus dem einen oder andern Grund bis zu so hohen Graden erhitzt wurde. Auch kann der Honig zu fest werden, so daß man ihn geschmeidiger wünscht. Er darf dann nur im Wasserbad langsam erwärmt werden und muß, sobald er den gewünschten Grad von Geschmeidigkeit erreicht hat, sofort aus dem Wasser genommen werden, damit eine Verflüchtigung der wichtigen Ameisensäure verhindert wird. Neben dem Traubenzucker enthält der Honig noch Spuren von Gummi, Phosphorsäure, Stickstoffsubstanz und auch etwas Farbstoff.

Die Zusammensetzung, Geschmack und Geruch hängen von dem Ursprung des von den Bienen aufgesogenen Nektars ab, und es gibt eine große Anzahl von Spielarten, die sich in Feinheit des Geschmacks und duftigen Aromas erheblich unterscheiden. Der Maihonig, der den ersten Frühjahrsblüten entspringt, ist noch etwas matt im Geschmack. Mit der Akazien- und Lindenblüte steigt der Honig zu höchster Süße und Aroma. Dem südfranzösischen von Narbonne sagt man nach, daß er nach Rosmarin, Thymian und Lavendelblüte dufte. Er ist hoch begehrt, wie der littauische Lippitzhonig, der der Lindenblüte entspringt.

Der Kleehonig von Illyrien soll das Opfer eines Erstgeburtsrechts wert sein; ich scheue mich aber nicht, ihm den Honig von Sizilien zur Seite zu stellen, der, ganz weiß, von den süßen Orangenblüten stammt und einen außerordentlichen Wohlgeschmack hat.

Aber auch nach der Art der Gewinnung unterscheidet man. Nächst dem Scheibenhonig, der in den Waben zu Markt kommt, ist da der Jungfernhonig, der beim Zerschneiden der Waben ausläuft; dann



kommt an Rang der Schleuderhonig, der mittels einer Zentrifuge ausgeschleudert wird. Dann folgt der weniger gute durch Auspressen.

Der Honig ist ein sehr gesundes Nahrungsmittel, das sich dem Blut leicht anpaßt. Und wenn seiner früheren Herrschaft durch die Zuckerfabrikation auch engere Grenzen gezogen sind, so ist er doch noch sehr begehrt; bedauerlich ist nur, daß der ziemlich hohe Preis den allgemeinen Genuß nicht gestattet. Wo ein Stück Brot ist, da sollte auch ein Löffel Honig sein. Was ist aller Kuchen gegen eine Schnitte Schwarzbrot mit frischer Butter und einem Ueberzug von Mecklenburger Honig, der die Butter wie ein Lack die Farbe adelt!

Die große Nachfrage nach Honig haben der Fälschung breite Tore geöffnet, und man tut gut, falls man noch nicht eine sichere Quelle hat, beim Einkauf die Etikette genau zu betrachten, ob sich nicht in irgendeinem Winkelchen die Wahrheit vermerkt befindet, das heißt: die Angabe von eventuell künstlichen Zusätzen, wie es das Nahrungsmittelgesetz unbarmherzig verlangt.

Nicht durchaus reiner Bienenhonig muß nach dem Nahrungsmittelgesetz als Kunsthonig bezeichnet werden. Unter diesen gibt es dann allerdings wieder Varietäten mit mehr oder weniger wirklichem Honig und mit mehr oder weniger Kunst. Wir müssen also offene Augen haben.

Anders verhält es sich mit der Marmelade.

Unter Marmelade sollen wir verstehen: ein nur mit Zucker eingekochtes Fruchtmark, für längere Zeit haltbar gemacht durch den Fruchtzucker, obwohl er durch das Kochen eine Umwandlung erfährt; durch die Fruchtsäure und den Zuckerzusatz bietet sie ebenfalls neben dem Genuß auch ein wertvolles Nahrungsmittel, das namentlich für Kinder nicht genug zu empfehlen ist. Da der Preis auch fast in allen Verhältnissen ein erschwinglicher ist, so sollte sie einen ständigen Teil des Frühstückstisches ausmachen.

Die Konservenindustrie zieht darin immer größere Kreise. Will sich die Hausfrau aber der geringen Mühe der Herstellung unterziehen, so kann sie mit verhältnismäßig wenigen Kosten für ihre Familie ein gutes Werk tun, für das ihr der Dank gewiß nicht ausbleibt. Für das Material ist die billigste Preisnotierung abzuwarten. Alles Obst eignet sich dazu, und es ist am geeignetsten, wenn es reif und ausgebildet ist. Da wir uns jetzt in der Vollernte des zu Marmelade sehr geeigneten Steinobstes befinden, so lohnt es sich schon, davon eingehender zu sprechen, und weil es sich dabei doch meist um größere Mengen handelt, die möglichst den Winter durchhalten sollen, so ist sorgfältig bei der Herstellung zu verfahren.

Um die Masse vor der Heimsuchung der Fäulniserreger zu schützen, ist es notwendig, den Wassergehalt nach Möglichkeit zu entziehen. Zu dem Zweck kochen wir das Fruchtfleisch, das wir von den Steinen lösen, zunächst unter ständigem Rühren zu einiger Konsistenz ein, dann soll erst der Zucker dazu gegeben werden, der im Verhältnis von 250 Gramm Zucker zu 500 Gramm Fruchtfleisch zu geben ist. Das ist aber in der Hauptsache Geschmack und richtet sich auch danach, ob das Obst mehr oder weniger süß ist. Ich rate daher lieber dazu, selbst die Probe zu machen. Die Frucht wird möglichst ohne Wasser aufgesetzt, nur Birnen, Aepfel und Quitten erheischen einen mäßigen Wasserzusatz. Je mehr Feuchtigkeit die Fruchtmasse enthält, desto länger muß sie gekocht werden; durch die Verdampfung des Wassergehalts gewinnen wir erst die haltbare Marmelade. Ist die Masse so kurz gekocht, daß sie breit und schwer vom Löffel fällt und am Boden des Kessels sich nach Durchzug des Löffels ein langsam schließender Strich bildet, dann ist die Marmelade fertig und muß sofort in die gut vorbereiteten Gläser gefüllt werden. Die Gläser müssen wie die Fruchtmasse steril, d. h. keimfrei, gemacht werden, indem man sie mit kochendem Sodawasser gründlich reinigt und nochmals in kochendem Wasser spült, am besten aber sie einige Zeit in dem kochend heißen Wasser stehen läßt. Unmittelbar vor dem Einfüllen der ebenfalls noch heißen Masse nimmt man sie heraus. Die Gläser werden bis an den Rand gefüllt. Je weniger Luftraum wir geben, desto besser; sie müssen dann aber bis zur Abkühlung stehenbleiben, da durch ein zu frühes Verschließen die heiße Luft zu Feuchtigkeit niederschlagen und den Grund zu Schimmelpilzen geben würde. Das Pergamentpapier, mit dem die Gläser geschlossen werden sollen, muß, um zum Binden geschmeidig zu sein, durch kochendes Wasser gezogen werden, darf aber nicht mehr naß sein. Diese Nachbehandlung ist mit großer Aufmerksamkeit zu vollziehen, ebenso wie die spätere Aufbewahrung in einem trockenen Raum geschehen muß, in dem kein feuchter Niederschlag stattfinden kann.

Nach Belieben kann man Fruchtarten mischen, sie müssen aber komplimentären Charakter haben, wenn eine die andere oder sie beide sich nicht töten sollen. Bei Fruchtarten, die in ihrem Aroma sehr empfindlich sind, wie Erdbeeren und Pfirsiche, wende ich die Sterilisation an. Scheut man die Ausgabe für die Gläser nicht, so ist sie als A und Z der Konservierung überhaupt immer zu empfehlen. Wenn z. B. Erdbeeren wie Pfirsiche bis zu der nötigen Trockenheit, wie oben beschrieben, eingekocht werden, so verlieren sie ungemein an Aroma und Farbe. Bei nachträglicher Sterilisation von 15 Minuten bei 75 Grad Celsius ist es aber nur nötig, die Masse bis zu höchstens zwei Drittel der Konsistenz einzukochen, denn die Sterilisation sichert uns dann ja die Haltbarkeit, die bei mit Papier verbundenen Gläsern immer noch eine Frage bleibt.

Eine Marmelade will ich hier erwähnen, die insofern von besonderem Wert ist, als wir dazu die grünen unreifen Tomaten, die in unserm Klima im Herbst noch so reichlich übrigbleiben, verwenden können. Sie ist billig, aber schmeckt so gut wie die teuerste. Die Tomaten werden hierzu in Stücke geschnitten und ohne Wasser zu Brei gekocht. Dieser wird dann durch ein Sieb getrieben. Zu fünf Pfund Tomaten gibt man die geriebene Schale einer Zitrone, deren Saft ein erbsengroßes Stück Ingwer und ein Stückchen Zimt sowie der nötige Zucker hinzugesetzt wird, wenn vorhanden, noch ein Teil Aepfel — es können Fallàpfel sein — und so kocht man die Masse dann zu der Konsistenz, wie oben beschrieben, ein und behandelt sie ebenso weiter.

Auch die Marmeladen sind vielfachen Fälschungen ausgesetzt, aber zur Beruhigung aller Gemüter diene, daß auch darüber das Auge des Gesetzes wacht und meist die große Distanz des Inhalts von den Verheißungen der Etikette feststellt. Solche guten Taten sollen wir in unserm eigenen Interesse möglichst unterstützen, wenn es auch unbequem ist. Was aber ist eine Pflicht, wenn sie bequem ist?



Unsere Bilder

Kaisertage in Hamburg-Altona (Abb. S. 1459 61). Vor dem Beginn der diesjährigen Kaisermanöver hat Kaiser Wilhelm, begleitet von seiner Gemahlin, seinen sechs Söhnen, den Prinzessinnen und andern deutschen Fürsten, den Schwesterstädten Hamburg-Altona einen Besuch abgestattet. Das Kaiserpaar kam am Morgen des 25. August auf dem Altonaer Bahnhof an. Der Kaiser und seine Söhne begaben sich zu Pferde zum Rathaus, während die Kaiserin mit den Prinzessinnen Viktoria Luise und Eitel Friedrich im Wagen folgten. Vor dem Rathaus fand ein feierlicher Empfang statt. Oberbürgermeister Schnackenburg brachte dem Kaiser einen Ehrentrunk dar; dann traten die kleinen Töchter des Oberbürgermeisters hervor und überreichten der Kaiserin und den Prinzessinnen Blumensträuße. — Die Krone der Festtage von Altona bildete die große Kaiserparade des IX. Armeekorps auf dem Luruper Exerzierplatz bei Groß-Flottbek. Die ganze Kaiserliche Familie wohnte dem glänzenden militärischen Schauspiel bei. Der Kaiser war von dem Aussehen und den Leistungen der Truppen sehr befriedigt und fand bei der Kritik Worte hohen Lobes. — Wie gewöhnlich besuchte der Kaiser während seines Aufenthaltes in dem großen Elbehafen auch die Rennbahn von Groß-Borstel. Vor den Augen des Monarchen wurde das Kaiser-Parade-Jagdrennen des Hamburger Sportklubs ausgetragen, zu dem der Monarch einen Ehrenpreis gestiftet hatte.

Die Monarchenbegegnung von Stettin (Abb. S. 1462). Am Morgen des 28. August hielt die Kaiserfamilie ihren feierlichen Einzug in Stettin. Zwei Stunden darauf lief der schwedische Panzerkreuzer „Oskar II." in den Hafen ein, an dessen Bord sich König Gustav und Königin Viktoria von Schweden befanden. Das Kaiserpaar hatte sich auf der Landungsbrücke eingefunden. Sobald das Schiff anlegte, begab sich Kaiser Wilhelm an Bord und geleitete nach der herzlichsten Begrüßung seine hohen Gäste an Land.

Erzherzog Karl Franz Josef und seine Braut Prinzessin Zita von Bourbon (Abb. S. 1463) werden in Monatsfrist, am 4. Oktober (also am Namenstag des Kaisers Franz Josef), in Schloß Schwarzau am Steinfeld vor den Altar treten. Die hohen Brautleute haben in den letzten Wochen mehrmals Gelegenheit gehabt, einander zu sehen. Prinzessin Zita weilte einige Zeit bei ihrer künftigen Schwiegermutter im Augartenpalais, und auch ihr Bräutigam kam damals aus seiner Garnison Brandeis nach Wien. Bald darauf besuchte er seine Verlobte und ihre bekanntlich sehr zahlreiche Familie in Schwarzau.

Der Raub der „Mona Lisa" (Abb. S. 1462) hat in der ganzen Kulturwelt Trauer und Entrüstung hervorgerufen. Jeder Gebildete kennt und liebt das holde, lächelnde Antlitz der schönen Neapolitanerin Lisa, der Gattin des Florentiner Francesco del Giocondo, das Leonardo da Vinci 1503 gemalt hat. Das Verschwinden dieses unsterblichen Meisterwerkes aus dem Louvre hat jeden Kulturmenschen tief betrübt. Natürlich hat der Polizeipräfekt Lépine alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Dieb zu fassen. Ebenso sind auch die Reporter der Pariser Blätter, die ja eine Art inoffizieller Nebenpolizei bilden, eifrig an der Arbeit. Aber wir wagen kaum zu hoffen, daß das Meisterwerk Leonardos wiedergefunden sein wird, wenn unsere Leser dies Heft in die Hand nehmen.

Ein Denkmal Walthers von der Vogelweide (Abb. S. 1466) ist kürzlich in der böhmischen Stadt Dux enthüllt worden, die, gestützt auf neue Forschungsergebnisse, die Ehre beansprucht, die Vaterstadt des großen Minnesängers zu sein. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Heinrich Scholz.

Personalien (Abb. S. 1466). Am 4. September findet in der Palaiskirche zu Peterhof die Vermählung des Prinzen Johann Konstantinowitsch von Rußland mit der einzigen Tochter des Serbenkönigs statt. Der Trauung werden das Zarenpaar und König Peter beiwohnen. — Die portugiesische Nationalversammlung hat den bisherigen Generalstaatsanwalt Manuel d'Arriaga zum Ersten Präsidenten der jungen Republik gewählt. Arriaga ist ein alter Vorkämpfer der republikanischen Ideen, aber wegen seiner gemäßigten Ansichten genießt er auch außerhalb der radikalen Parteien viel Ansehen. — Anläßlich seines 50jährigen Doktorjubiläums erhielt der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat von Strauß und Torney zahllose Beweise des hohen Ansehens und der großen Sympathien, die dieser hervorragende Jurist mit Recht genießt.

Todesfälle (Abb. S. 1466). Vor kurzem verschied in Zwickau der Geh. Kirchenrat D. Christian Friedrich Meyer, der seit 28 Jahren als Superintendent in Zwickau wirkte. In ihm verlor der Evangelische Bund einen langjährigen Mitarbeiter, die österreichische Los-von-Rom-Bewegung einen eifrigen Vorkämpfer. — Frau Dr. Henriette Tiburtius, die im 77. Lebensjahr einer Lungenentzündung erlegen ist, gehörte zu den tatkräftigsten Führerinnen unserer Frauenbewegung. Ohne in gewisse radikale Extreme zu verfallen, arbeitete sie ihr ganzes Leben lang für die Sache der Frauen. Sie war eine der ersten deutschen Zahnärztinnen und bei ihren zahlreichen Patientinnen ungemein beliebt. Als Gründerin zahlreicher Wohlfahrtsanstalten hat sie sich viel warmen Dank verdient.

Die Toten der Woche

Oberst Jorje Barcelo, chilenischer Militärattaché in Berlin, † in Dievenow im Alter von 42 Jahren.

Emilie von Bunsen, Tochter des bekannten Diplomaten, † in Karlsruhe im 85. Lebensjahr.

Domherr Wilhelm Frank, bekannter Reichstagsabgeordneter, † in Breslau am 23. August im 54. Lebensjahr.

Weihbischof Dr. Heinrich Marx, † in Breslau am 28. August im Alter von 76 Jahren.

Geh. Staatsrat Meßmer, † in Koburg am 25. August im 74. Lebensjahr.

Superintendent Ch. F. Meyer, Geh. Kirchenrat, † in Zwickau am 23. August im 71. Lebensjahr (Abb. S. 1466).

Kurt Mickoleit (A. K. T. Thielo), bekannter lyrischer Schriftsteller, † in Berlin am 24. August im Alter von 37 Jahren.

Prinz Wilhelm Radziwill, † in Wien am 22. August im Alter von 66 Jahren.

Prinz Heinrich XXV. von Reuß, † in Groß-Krausche am 27. August im Alter von 55 Jahren.

Hofrat Professor Anton Emanuel Schönbach, bekannter Germanist, † in Schruns (Vorarlberg) am 25. August im Alter von 63 Jahren.

Frau Dr. Henriette Tiburtius, hervorragende Pionierin der Frauenbewegung, † in Berlin am 26. August im 77. Lebensjahr (Portr. S. 1466).

Johann Tiren, schwedischer Maler, † in Stockholm am 25. August im Alter von 58 Jahren.

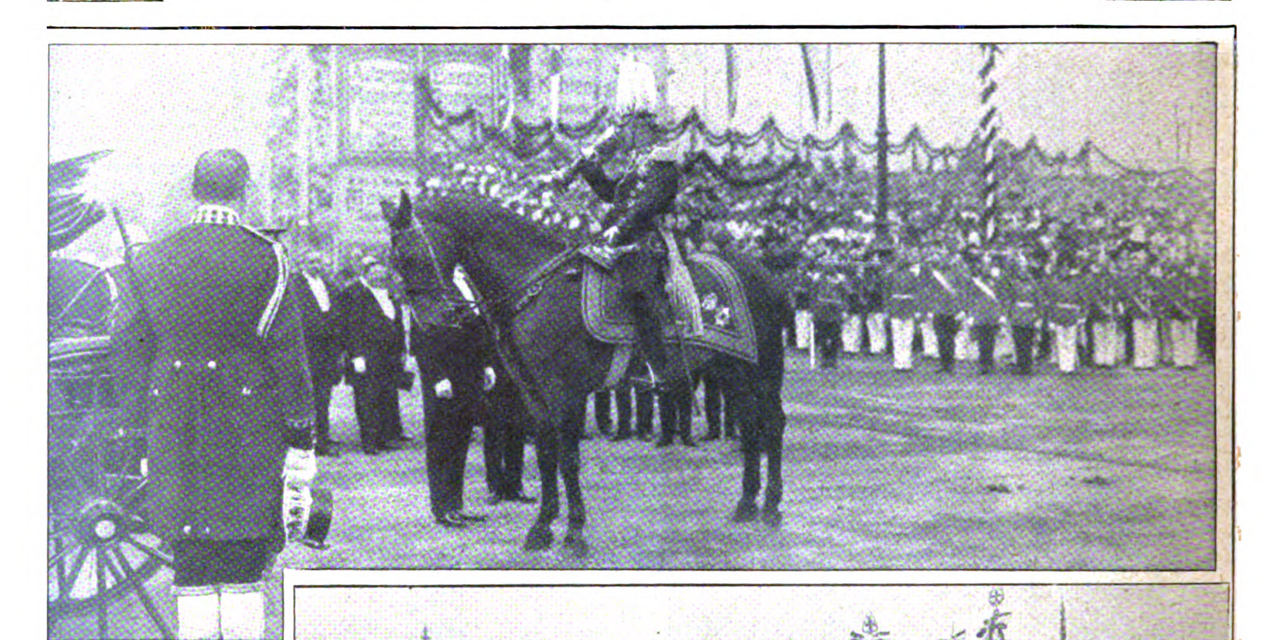
DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Im Wagen von links: Die Kaiserin, Prinzessin Eitel Friedrich, Prinzessin Viktoria Luise. Phot. Reich.

Die Töchter des Oberbürgermeisters Schnackenburg überreichen der Kaiserin und den Prinzessinnen Blumen.

Kaisertage in Altona.



Der Kaiser trinkt den ihm von der Stadt Altona dargebrachten Ehrentrunk.

Nebenstehend:

Die Fahnen des IX. Armeekorps.

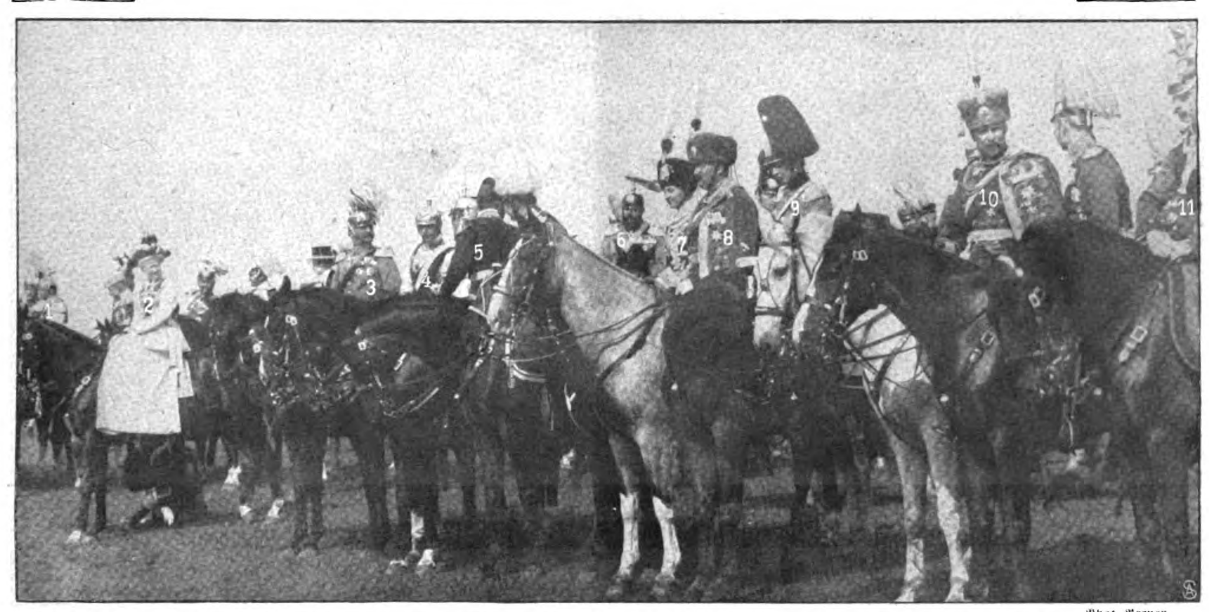
Phot. Hans Breuer.



Phot. Intern. Illustr.-Verl.

Hinter dem Kaiser reitend von links: Der Kronprinz, Prinz Eitel-Friedrich, Prinz Adalbert, Prinz August Wilhelm, Prinz Oskar, Prinz Joachim.

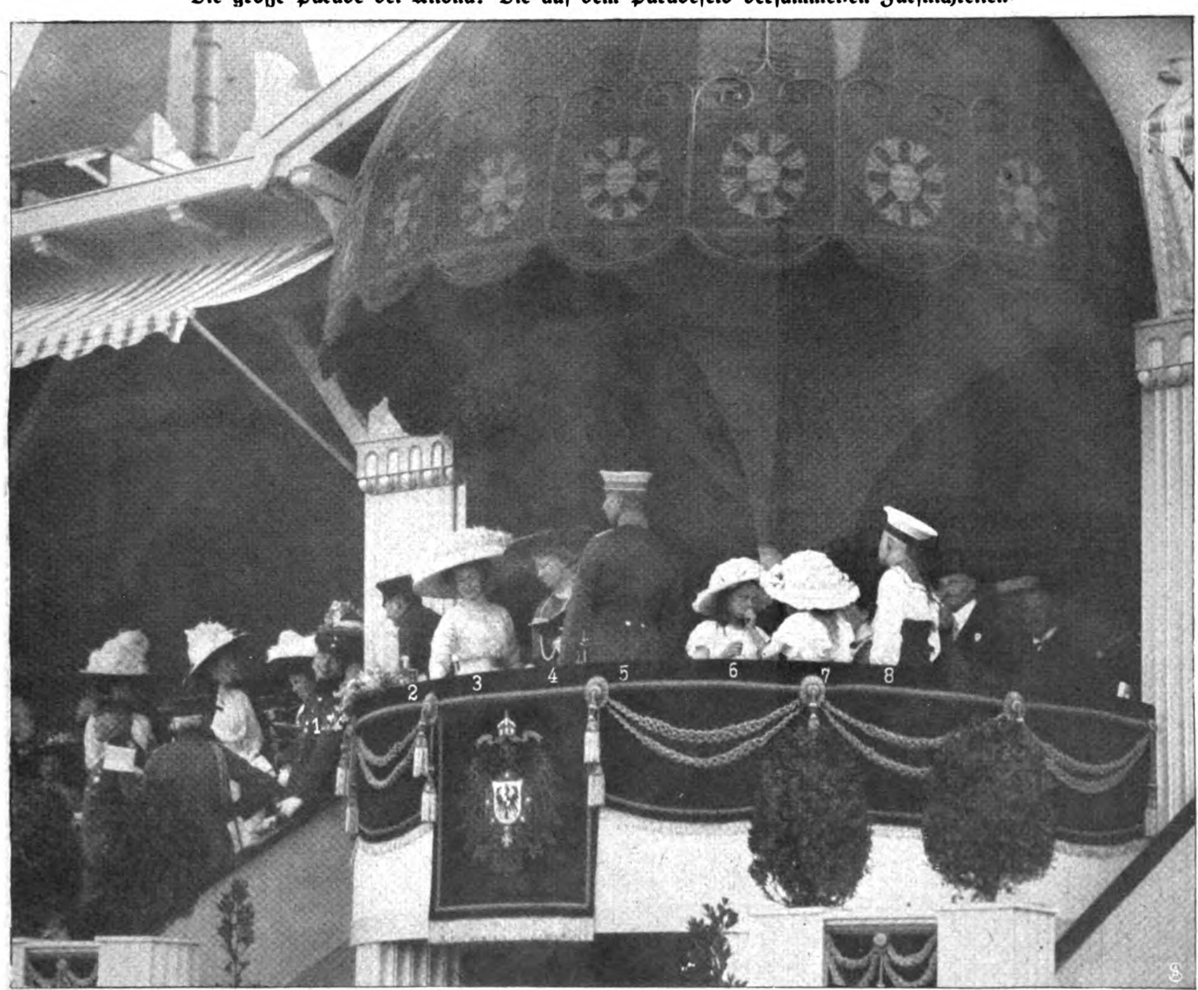
Kaisertage in Altona: Einzug Kaiser Wilhelms mit seinen sechs Söhnen.



Phot. Breuer.

1. Der Fürst zu Fürstenberg. 2. Die Kaiserin 3. Der Großherzog von Oldenburg. 4. Der Kronprinz. 5. Prinz Adalbert. 6. Herzog Paul Friedrich zu Mecklenburg. 7. Prinzessin Viktoria Luise. 8. Prinz Eitel Friedrich. 9. Prinzessin Eitel Friedrich. 10. Der Herzog-Regent von Braunschweig. 11. Prinz Friedrich Leopold von Preußen.

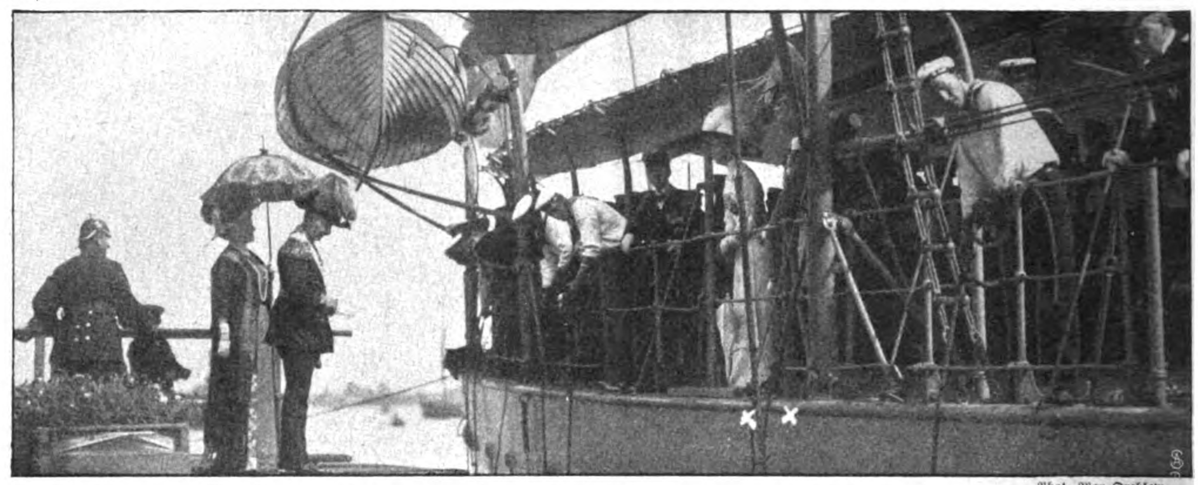
Die große Parade bei Altona: Die auf dem Paradefeld versammelten Fürstlichkeiten.



Phot. Reich.

1. Prinz Joachim. 2. Prinz August Wilhelm. 3. Prinzessin Viktoria Luise. 4. Die Kaiserin. 5. Prinz Oskar. 6. und 7. Die Herzoginnen Ingeborg und Altburg von Oldenburg. 8. Erbgroßherzog Nikolaus von Oldenburg.

Kaisertage in Hamburg: Der Kaiserpavillon auf der Rennbahn in Borstel.



Phot. Max Dreblow.

Festtage in Stettin: Der Kaiser und die Kaiserin empfangen am Kai das schwedische Königspaar (×).



Central Photos.

M. Lépine, der Polizeipräfekt von Paris, verläßt nach der Entdeckung des Diebstahls den Louvre.



Phot. Manuel.

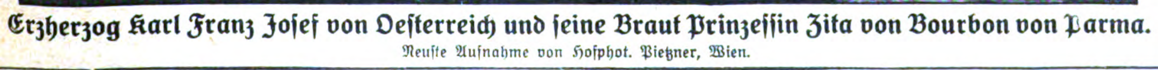
M. Homolle, der Konservator des Louvre-Museums.



Verlag der Neuen Photogr. Ges.

Mona Lisa (La Joconde). Von Leonardo da Vinci.

Das Tagesgespräch in Paris: Die aus dem Louvre-Museum verschwundene Mona Lisa.

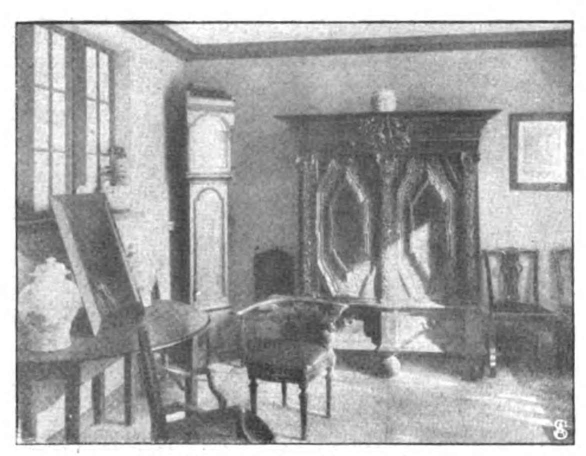


Erzherzog Karl Franz Josef von Oesterreich und seine Braut Prinzessin Zita von Bourbon von Parma.

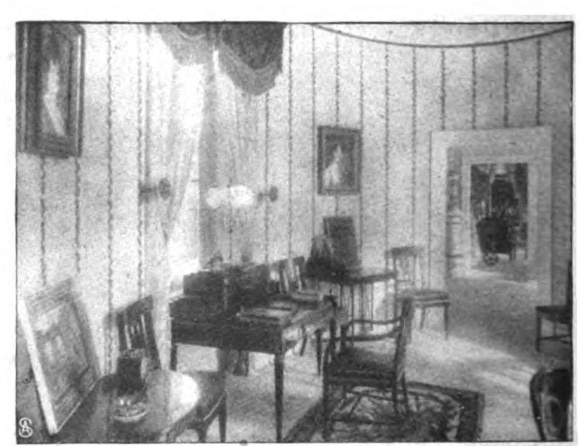
Neuste Aufnahme von Hofphot. Pietzner, Wien.



Abteilung für Landwirtschaft und Semstwoschulen



Ein Zimmer des Zaren Peter I.



Ein Zimmer des Zaren Alexander I.



Blick in die Abteilung der russischen Kirchen.

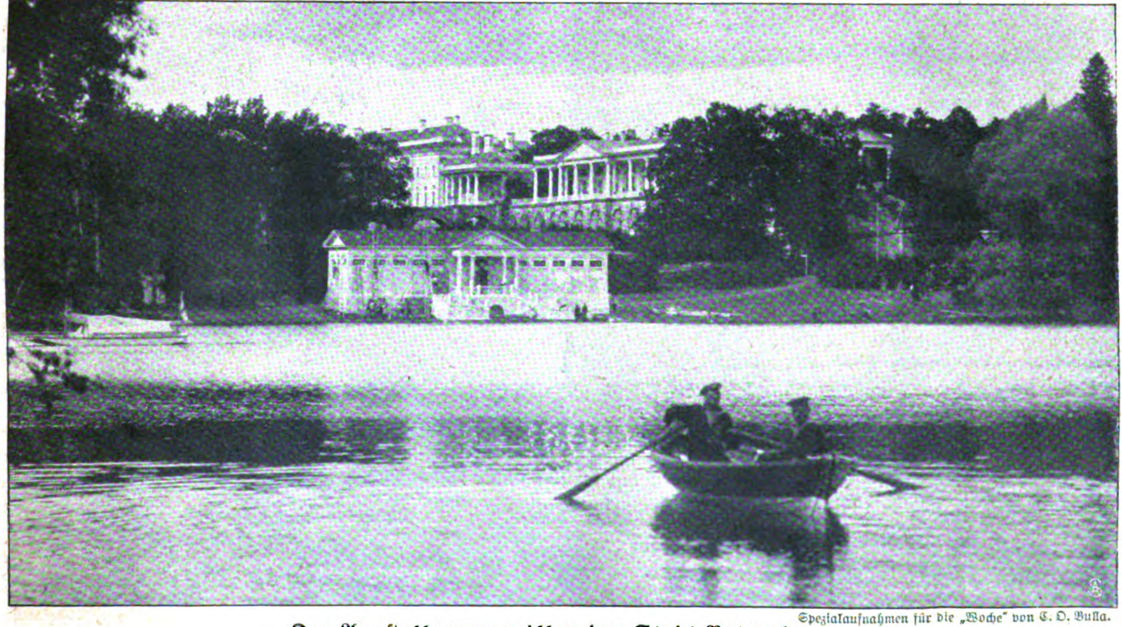
Die Jubiläumsausstellung in Petersburg.

Spezialaufnahmen für die „Woche" von C. O. Bulla.



1. Prinzessin Nikolaus von Griechenland 2 Großfürstin Maria Pawlowna. 3. Graf Keyserling, Mitglied des Ausstellungskomitees. 4 Fürst Putjatin, Vorsitzender des Ausstellungskomitees. 5 Prinz Nikolaus von Griechenland. 6. Großfürst Boris

Die Eröffnung der Ausstellung.

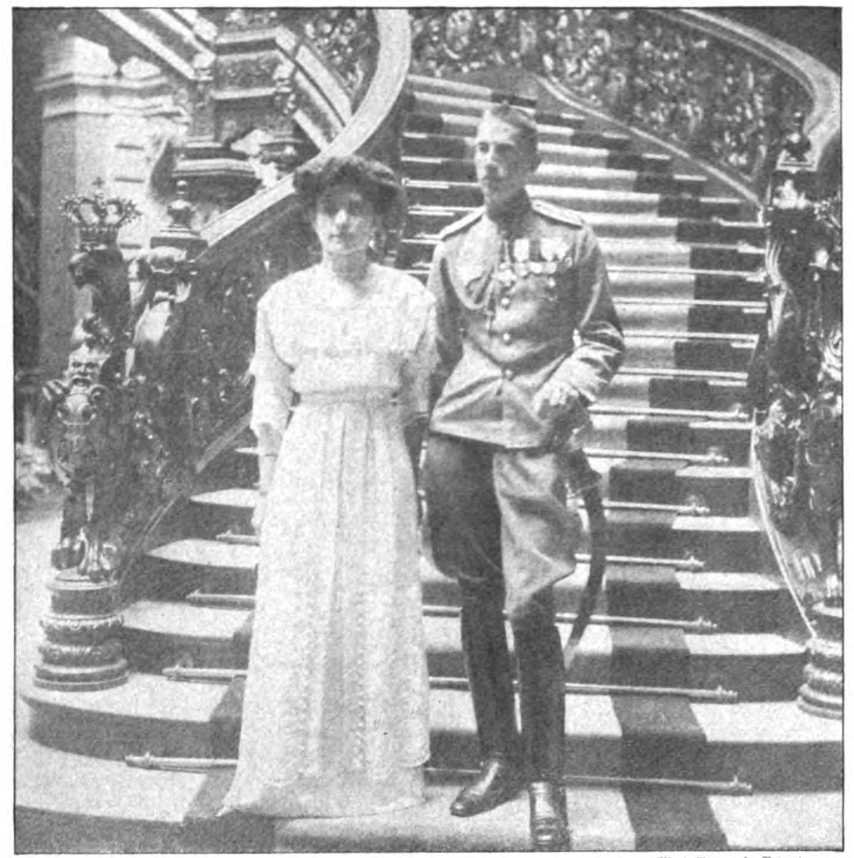


Spezialaufnahmen für die „Woche" von C. O. Bulla.

Der Ausstellungspavillon der Stadt Petersburg.

Die Jubiläumsausstellung in Petersburg.





Phot. Agence de Reportage.

Prinz Johann Konstantinowitsch von Rußland und Prinzessin Helene von Serbien.
Zu den bevorstehenden Vermählungsfeierlichkeiten am russischen Kaiserhof.



Dr. v. Strauß und Torney,
Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, feierte sein 50 jähriges Doktorjubiläum.



Frau Dr. Henriette Tiburtius †
bekannte Berliner Vorkämpferin der Frauenbewegung.



Manuel d'Arriaga,
der Präsident der neuen portugiesischen Republik.



Phot. Fritz Alter.

Geh. Kirchenrat D. Meyer †
Mitglied des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes.



Hofphot. Pietzner.

Die Enthüllungsfeier.
Ein Denkmal für Walther von der Vogelweide in Dux in Böhmen.

Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

6. Fortsetzung.

Da Lise sich so enttäuscht zeigte, versuchte Peter lange zu ergründen, wie ihr Spiel ihm wohl gefallen hätte, wenn sie eine Fremde gewesen wäre, und was für einen Eindruck die Fremden wohl davon bekommen hätten. — Er konnte sich hierauf keine Antwort geben. — Aber ihr verschwieg er das — mit sehr gutem Gewissen. Er hatte diese Künstlerängste in seinen eigenen Anfängen sehr genau kennen gelernt. Auch er hatte geglaubt, die Welt mit einem Schlag erobern zu müssen . . . Heute wußte er, wie wenig der Erfolg solch eines ersten Hervortretens für die weitere Laufbahn zu bedeuten braucht. — Doch mochte dem sein, wie ihm wollte — Lisa war keine der Naturen von ehernem Ehrgeiz, die durch Rückschläge erst angestachelt werden, ihr Höchstes zu geben; ihr sensitives Herz brauchte den Glauben an ihren Erfolg.

Und Peter war es, der ihr ihn gab — wenn er auch nicht wußte, ob es für länger wäre als für diesen Abend . . . Mit seinen, leisen Worten, die um die Sache nur herumstrichen, wußte er ihre Hoffnung zu stützen, ihre Zweifel zu zerstreuen . . .

Die erst so wortkarge Tafelrunde wurde warm und gesprächig. Die Stimmen klangen lustig durcheinander. — Nur Maria sagte nicht viel. — Ihre Augen suchten häufig mit herzlichem Ausdruck die Freundin; aber lag nicht etwas wie Mitleid in diesem Blick? . . .

Das wirkte auf Lisa selbst in dieser Stunde des aufgeregten, freudigen Rausches. — Es half nichts, daß sie Marias Urteil über das Theater bei sich einseitig nannte, ihr vorwarf, Kaspar sei für sie hierin das Maß aller Dinge und throne auf einsamer Höhe, dahinauf sonst keiner käme . . . — Dennoch . . .! Gerade sie mit ihrer Kunst hingerissen zu haben, hätte Lisa glücklich gemacht . . . — Schließlich war es doch nur das Äußerliche, die Technik, worin sie der Freundin die Kenntnis absprechen konnte — für das Tiefste jeder Kunst, für das Echte, Menschliche darin waren in diesem Herzen feine Saiten gespannt. — Und die hatte sie heute nicht zum Tönen gebracht . . .

* * *

Am zweiten Tage nach ihrem Debüt wurde Lisa auf der Probe von Kaspar also bewillkommnet: „Na, hab ich dir's nicht gesagt: es wird ein Erfolg? — Zeichen und Wunder sind geschehen: die Bondelius ist plötzlich von den Toten erstanden und gestern dem Alten auf die Bude gestürmt . . . — Brauchst du noch mehr Beweise? — Übrigens rat ich dir: geh hinauf und wehr dich deiner Haut! Sonst hast du deine Rolle gesehen!"

„Ach, Gorter wird doch nicht . . .!" erwiderte sie leichthin.

„Was will er denn tun? — Wenn Sentimentale zu Hyänen werden . . .? — Ich möcht mit der Bondelius heut nicht zusammenwachsen."

In diesem Augenblick kam eilig der Bureaudiener der Direktion heran und sagte: „Fräulein Olai möchte sofort zum Herrn Direktor kommen!"

„Na, Lisel," rief Kaspar ihr nach, „Hals- und Beinbruch! Hoffentlich bedeutet das fünfjährigen Kontrakt mit steigernder Gage."

Dann hörte sie noch die Jagoda höhnisch darauf antworten: „Jawohl, umgekehrt ist auch etwas wert."

Mit zitternden Knien stieg sie die Treppen hinauf. — Sollte ihr wirklich die Rolle wieder genommen werden? . . .

* * *

Bei ihrem Direktor traf sie einen Herrn von fremdländischem Äußern, der wurde ihr als der norwegische Dichter Gunnar Stenersen vorgestellt.

Sie schaute überrascht auf bei dem berühmten Namen. Die Stücke dieses Mannes beherrschten seit einigen Jahren das Repertoire der deutschen Theater, die etwas auf Modernität hielten. Bühnen freilich, die mit einem zahm bürgerlichen Publikum zu rechnen hatten, bekreuzigten sich davor. — Frank Wedekind, Bernard Shaw, Gunnar Stenersen — das waren die drei Dramatiker, die gern in einem Atem genannt wurden, obgleich sie nicht sehr viel Gemeinsames hatten. — Stenersens Stücke waren von einer überwältigenden, grausamen Komik. Das Häßlichste, das Tragischste wußte er nach dieser Seite zu drehen; über alles mußte man lachen, wenn er es einem zeigte, lachen oft mit einem Schauder. — Und die Erweckung dieses Gelächters schien sein einziges Ziel zu sein: seine Stücke moralisierten weder, noch suchten sie durch paradoxes Witzgefunkel zu blenden. Bei ihm war es die Handlung, die wirkte, die Schlagkraft, mit der er die groteske Situation lebendig zu machen wußte. Er gab nackt und rein das Leben wieder, wie er es sah; aber er sah es mit sehr eigenen Augen. Die erstaunliche, lächerliche Lebenswahrheit seiner Menschen erreichte er nicht durch Zusammentragen von tausend kleinen Zügen — es war eine auf die Hauptsachen zurückgeführte, vereinfachte Wahrheit. — Das brachte den großen Stil in seine gedanklich nicht besonders tiefen Werke, machte seine Gestalten zu unvergeßlichen Typen, gab ihnen den dämonischen Zug . . .

Diabolisch und infernalisch — das waren die Beiwörter, mit denen die Kritik diesen Dichter abgestempelt hatte. — Darum fühlte sich Lisa von seinem Aussehen recht überrascht, ja beinah enttäuscht. . Sie hätte ihn sich ganz anders vorgestellt.



Er war kaum größer als sie, dabei breitschultrig und stämmig. Sein blasses, aber frisches, luftgebräuntes Gesicht bekam durch die schiefgestellten Augen, die energischen Backenknochen, das kräftige Kinn und namentlich durch die großen, beweglichen, temperamentvollen Nüstern etwas Wildes — aber es war die vergnügte, gemütliche Wildheit unverdorbener Naturvölker. Das glänzend schwarze, glatt nach vorn gebürstete, dickdrähtige Haar machte ihn noch kirgisischer aussehen. Auch der großgemusterte modische Anzug, die phantastisch breiten amerikanischen Schuhe, der hohe Stehkragen mit der knapp und doch reich gebauschten, schönfarbigen Krawatte darunter — das alles vermochte ihn nicht so recht zu europäisieren. Die Muskulatur seiner Glieder schien die Tuchröhren der zivilisierten Herrenkleidung sprengen zu wollen. Wie einem Athleten im Gehrock sah man ihm die ungewöhnliche Körperkraft auf den ersten Blick an; aber trotzdem wirkte er in seiner Art elegant.

Lisa hätte fast aufgeschrien, als er mit seiner warmen, trocknen, harten Hand die ihre schüttelte.

„O, ich freue mich!" sagte er mit starkem norwegischem Akzent; dann lachte er und sah sie eine Weile stumm an.

„Liebes Fräulein O=la=i," erläuterte Gorter, „unser Dichter Gunnar Stenersen hat Ihr Käthchen gesehen und wollte Sie gern kennen lernen. Nämlich..."

„Ich hatte ein sehr großes Eindrück von das!" unterbrach ihn Stenersen. „Sie waren das keutscheste und intenseste ich in mein ganzes Leben gesehen hab!"

„Deutscheste, meinen Sie", verbesserte Gorter.

„Nicht deutsch: — keutsch!" beharrte der Norweger. „Deutsch ist for mich keine große Eloge: — keutsch!"

„Ach: — keusch!" Gorter lachte sein tönendes Bühnenlachen.

„Das ist, was ich meine!"

Lisa wurde verlegen unter diesem Lob. Ungewandt fragte sie: „Also, ich hab Ihnen gefallen?"

„Absolütt!" erwiderte er in einem Ton, als wäre hinfort jede Diskussion hierüber, mit wem es auch sei, für Zeit und Ewigkeit ausgeschlossen.

„Unser Dichter nämlich, Liebste, Beste," nahm Gorter wieder das Wort, „möchte, daß Sie in seinem neuen Stück die Hauptrolle kreieren."

Ein freudiger Schreck machte Lisa blaß, dann rot. Aber sie sagte nur in gelinder Verwunderung: „Hier? Am Landestheater?"

„Natürlich. Es handelt sich nämlich . . ."

„Es ist nicht gleich meine andere Stücker", erklärte Stenersen. „Es ist ganz zanft, oder was es in Deutsch heißt."

„Nun ja, sanft . . ." sagte Gorter. „Man könnte ja... Sanft ist es wohl gar nicht... Man kann wohl sagen: gerade das Gegenteil.... Und mein hochwürdiger Gönner, unser allverehrter Erzbischof, wird mir böse sein, daß ich es gebe..."

Stenersen fand den Mann komisch und genierte sich durchaus nicht, über ihn zu lachen, laut, mit zurückgeworfenem Kopf und weit offenem Munde — ein vergnügtes, urwüchsiges Kannibalenlachen . . .

Gorter musterte ihn mit einem schiefen Seitenblick, hatte aber gleich seine Form für den Verkehr mit dieser neuen Menschengattung gefunden.

„Ist er nicht herrlich?" fragte er Lisa. „Ein Naturkind! Ein echtes naives Naturkind! Und schreibt dabei solche bösen Stücke . . .!"

Stenersen brüllte einfach vor Freude, so herzlich, daß Lisa mitlachen mußte. Auch Gorter hielt es für das passendste, einzufallen.

„Nein, er ist zu köstlich!" rief er „Sehen Sie nur, wie er lacht! Und dies Gebiß . . .! Eine Pracht!"

„Sie sollen Menageriechef bleiben!" keuchte der Norweger atemlos. „Oder Manager for eine Aschantikarawane."

„Hohoho!" lachte Gorter. „Aber zur Sache! Fräulein O=la=i muß wieder auf die Probe hinunter. — Also: unser Dichter wünscht, daß Sie die Sulamith übernehmen."

„Sulamith . . .?"

„Ja, es ist ein Kostümstück, alttestamentarisch! Das Hohe Lied."

„A so!" sagte Lisa, und es sah aus, als wolle sie noch etwas hinzufügen, ihrer Verwunderung darüber Ausdruck zu geben . . .

„Es ist nicht so wie meine andere Stücker", erklärte Stenersen. „Es ist . . . anders."

„Ja, und ich habe mich sehr gefreut," fiel Gorter gönnerisch ein, „daß sich ein so starkes dramatisches Talent — das stärkste vielleicht, das wir unter den Lebenden haben — daß Sie, Meister, sich hier auf das Höchste aller Kunst besonnen haben, daß Sie zurückgekehrt sind zum Idealismus."

Stenersen musterte den alten Komödianten mit einem belustigten Blick und wendete sich dann an Lisa: „Sie sind die Sulamith for mein Stück. Absolütt!"

„Ich bin natürlich sehr froh . . ."

„Es ist eine außerordentlich dankbare Rolle", sagte Gorter. „Wenn Ihre Technik nur ausreicht . . .! — Nun, wir wollen das fleißig zusammen studieren. — Fräulein Bondelius freilich wird uns sehr böse sein. Ich habe gestern schon wegen des Käthchens einen Auftritt mit ihr gehabt . . . — Und ihr war die Sulamith ursprünglich bestimmt . . ."

„Oh, ich habe ihr gesehen, in das dumme Stück von Schiller, ‚Kabale und Liebe!' rief Stenersen. „Oh, sie ist früktelich!"

„Je nun, immerhin . . ." wendete Gorter ein. „Sie ist doch eine recht verwendbare Schauspielerin. Sie kann eine Menge. Und ist es nicht staunenswürdig, wie sie sich jung erhalten hat? Wenn ich denke . . .!"

„O, ich kenne das Sort in Frauen!" widersprach der Norweger. „Ich weiß: sie ist alt geboren. Jung sagt man, weil sie ist mager, oder was es in Deutsch heißt. Es gibt so ein unangenehmer Typ, der kann freilich nicht dick bleiben. Routineeret, ja, glaube ich auch, daß sie ist, aber... So man zu die Routine sonst nichts hat...! — Oh, sie ist ein Perpendikel ohne Uhr...!"

Die andern lachten.

„Das müßte sie hören . . .!" sagte Gorter. „Und unsere gute Lisa O=la=i ist dann wohl eine Uhr ohne



Perpendikel? — Denn mit der Routine . . ."

„Oh, sie braucht nicht... Sie laufet auf Ressort. Innerlich! — Das ist ein absolütt anderer Patent. Viel mehr fein und sensibel. Und tick, tack, so warm und zu Hause! Ich weiß nicht, wie ich in Deutsch sagen soll . . ."

Lisa errötete.

„Und wann soll das Stück denn kommen?" fragte sie ablenkend.

„Je nun . . ." Gorter sah Stenersen unschlüssig fragend an. „Heute haben wir den elften März . . . Ende März bringen wir das neue Werk von unserm trefflichen Blumenthal. Das kann ich kontraktlich nicht verschieben. Und außerdem wäre es ein Mord an meiner Kasse. Dann, Mitte April, kommt der neue Sieben. Conrad Sieben ist ein einheimischer Dichter und ein rabiater Kerl. Das Stück ist ja miserabel und fällt durch; aber was soll ich machen! Für Ende April wollte ich den ‚Hamlet' neueinstudiert bringen... Je nun, Shakespeare macht mir keinen Krach; Shakespeare kann warten. — Sagen wir also: Ende April, lieber Meister! — Es ist unsere beste Zeit."

„Ist es nicht sehr spät . . .?"

„Sie können mir glauben: es ist unsere beste Zeit!"

„Nun, wenn das ist, so ist es gut", sagte Stenersen. „Ich eile nicht so. Und ich bin gerne in München, sehr gerne. Glauben Sie, daß es in die Gebirge noch Schnee ist?"

„Oh, genug!" sagte Lisa.

„Dann soll ich oft in die Gebirge gehen. Auf Ski. In Berlin kann man das freilich nicht. — Sind die Gebirge hier eine gute Skiterreng?"

„Da bin ich überfragt", lächelte Gorter milde von oben herab. „Schneeschuhlaufen . . . Nein, alles kann ich denn doch nicht."

„O ja, das Terrain ist gut, das heißt stellenweise", sagte Lisa.

„Sie können auf Ski stehen, Fräulein?"

„Ein bißchen hab ich's versucht. Aber recht weit bin ich nicht gekommen."

„Oh, ich soll Ihnen lernen. — Früher war ich... Aber jetzt . . . Drei Jahr in Berlin . . . Man vergißt... Oh, was hab ich for Muskler gehabt...!"

„Schwächlich sehen Sie auch jetzt noch nicht aus!" sagte Gorter. Dann wandte er sich an Lisa: „Aber, Fräulein O-la-i, dann wollen wir Sie auch nicht länger aufhalten. Sie müssen auf die Probe. Die Rolle laß ich Ihnen sobald als möglich ausschreiben; dann können wir sie in Ruhe studieren. Damit wir Ehre einlegen!"

Stenersen erklärte, er wolle Lisa begleiten.

„Ich muß ja auf die Probe hinunter."

„Bis da!" sagte er bestimmt und verabschiedete sich von Gorter mit einem flüchtigen Händedruck. — Kaum waren sie draußen, so begann er: „Mit ihn studeeren zu sollen ist dumm."

„Gorter?" fragte sie.

„Er soll ein gute Szene-Instruktör sein, sagt man; aber ich hab ihm gesehen: er ist freilich der früktelichste, widernatürlichste Aktör es in die ganze Welt gibt."

„Na, so schlimm . . ."

„Ich soll mit Sie studeeren. Wann soll ich kommen? Wo ist Ihre Adresse?"

„Ja, dafür wäre ich Ihnen natürlich dankbar . . . Sie, als Verfasser . . ." sagte Lisa. Doch hatte sie ein unbehagliches Gefühl dabei. — Dieser Mensch sah einen an, so nah . . .! Wie wenn es für ihn überhaupt keinen Widerstand gäbe . . .

* * *

Als sie sich von ihm verabschieden wollte, um nach der Bühne einzubiegen, hielt er sie noch einmal fest. „Ich soll Ihnen zuvor mein Stück schicken. Heute! Ich hab es in Deutsch. — Reindruck, oder was es heißt. Ich platze vor Neugierigkeit, was Sie sagen. In Berlin — aber erzählen Sie es nicht den Gorter — wollten sie es nicht haben, weil es for ihnen zu zanft ist. Immer wollen sie in Berlin dieselben Stücker. Ich soll aber auch andere Stücker schreiben."

„Ja . . . natürlich . . ." sagte Lisa. „Aber, Herr Stenersen, jetzt muß ich..."

„Die dumme Probe! — Aber ich komme Freitag. Farwell!" Sie empfing einen Händedruck, unter dem sie sich krümmen mußte, und einen eindringlichen Blick, der sie kaum minder stark und körperlich berührte. — Dann ging er.

Sie blieb an einem Fenster des Ganges mit der grob gepinselten Ahnengalerie stehen und blickte auf den Hof hinaus: kahle, düstre Wände mit schmutzigen Fenstern ohne Gardinen, und unten die langsam schmelzenden Schneehaufen, verrußt, wie mit schwarzem Flor überzogen . . .

Sie seufzte. Alles in ihr lehnte sich gegen diesen Menschen aus einer anderen Welt auf, der fremd daher kam und gleich so . . . Aufdringlich war nicht das rechte Wort... Vertraulich war wieder zu schwach...

Sie fand keinen anderen Ausdruck dafür als einen, den er selbst vorhin gebraucht hatte: dieser Mann war so „intens" . . . — Ja eben: intens; das ihr vertrautere „intensiv" hätte einen ganz falschen Sinn gegeben . . .

* * *

Lisa las Stenersens Stück und hatte einen starken, lange nachhallenden Eindruck davon, wenn auch ein ungelöster Rest von Befremdung träg und kalt auf dem Grund ihrer Seele liegenblieb... Mehr noch aber beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Verfasser . . .

Als es am Freitag zu der bestimmten Stunde kurz und hart an ihre Tür klopfte, rief sie mit sehr unfreier Stimme: „Herein!"

„Gut Tag", sagte er und schüttelte ihr die Hand. „Nun, was sagen Sie von mein Stück?"

„Es ist . . . es ist sehr schön! So . . ."

Er schaute sich um.

„Behagelich haben Sie es hier. Gar nicht so wie in eine Pangschon. Ein kleines bißchen kühl sind die Möbeln. Aber es paßt. Und oh, was es proper riecht von Jomfraulichkeit!"

„Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte Lisa verlegen.

Er rückte seinen Stuhl möglichst nah an ihren Diwanplatz heran und musterte sie schweigend mit seinem starken, ungeniert eindringlichen Blick. — Sie fühlte, wie ihr das Blut bis unter die Haarwurzeln stieg.



„Ja, Ihr Stück . . ." stammelte sie.

„Ist es, daß Sie die Sulamith gerne spielen?"

„Ja, natürlich, sehr gern . . ."

„Und so sprechen wir jetzt nicht mehr von das dumme Stück! Ich soll lieber von Sie mehr hören! — Sind Sie rein deutsch?"

„Ja, ich dächte doch . . ."

„Ich frage, weil . . . Sie sind for mich ein neues Typ. In dies Deutschland zum wenigsten."

„Mein Vater ist allerdings in Rußland geboren, aber von deutschen Eltern . . .", sagte Lisa, nur um überhaupt etwas zu sagen.

„So ist es vielleicht das", erwiderte der Norweger. „Sie sind auch, soll ich glauben, kein naschonale, aber ein menschliche Typ."

„Das ist wohl jeder", lachte sie befangen auf.

„Glauben Sie? — Ich war schon in viele Länder, aber in keins fand ich es oft. — Sie haben so etwas von die Menschen, die mehr mit die Natur gelebt haben wie mit Menschen."

Dieses Wort überraschte Lisa und schmeichelte ihr. Sie sah ihn zum erstenmal voll an und antwortete langsam: „Das könnte vielleicht stimmen . . ."

„Absolütt!" nickte er fröhlich. „In Amerika kannte ich ein Mädchen, das Sie vollständig glich. Nur, natürliche Weise, sie war mit blonde Haare und groß und stark und ein Bauernmädchen. Es ist nicht das, was ich meine. Nicht äußerlich, sondern in die frische Einsamheit, was sie hatte. Sie wohnten auf eine Farm, weit von alle andere, in die Prärie. Zwei Monaten war ich dort in die Herbstarbeit. Oh, zum sinneskrank zu bleiben, so war ich verliebt. Aber ich sollte sie nicht haben. Es war eine Quäkerfamilie."

„Sie waren in Amerika?" fragte Lisa ablenkend.

„Das soll Gott wissen! — Kennen Sie mein Stück nicht, welches ‚Gold' heißt?"

„Nein . . .?"

„Es war das erste, welches von mir Succès hatte, in Christiania. Es ist ein Stück von Klondyke . . ."

„Goldgräber waren Sie?"

„Sie sollen fragen, was ich nicht war in Amerika: Goldgräber und Herbstarbeiter und Tramwaykondukteur und Siechenpfleger und Liftboy und am oftesten natürliche Weise Landstryger und Vagabond."

„Interessant muß das sein?"

„So sehr gemütlich, wie man glaubt, ist es nicht. Es ist ja gut, daß man auch das einmal hatte . . . Aber so, in München, ist es freilich besser."

„Gefällt Ihnen München?"

„Jawell, ja . . . Das soll sagen: das Beste davon werden vermutendlich die Gebirge sein. Oh, da soll ich gleich hinfahren! — Haben Sie Sonntag Zeit?"

„Ich . . .?"

„Sollen Sie Ihr langweiliges Käthchen, oder was es heißt, spielen?"

„Nein, aber . . ."

„Oh, so fahren wir in die Gebirge. Mit Ski."

„Aber das geht doch nicht . . ."

„Warum? — Sie sollen mein Wegweiser sein. Ich kenne hier ja gar nichts. — Und ich lerne Sie nach norwegische Schule auf Ski stehen. — So hat jeder etwas, und es ist ein rechtschaffener Handel."

Lisa lachte kurz auf.

„Ja, aber . . . Und überhaupt . . . ich hab auch gar keine Ski."

„Ich freilich auch nicht. Es wird doch in München eine Butik sein, wo man norwegische Ski kaufen kann?"

„Das schon!"

„Und so sollen wir gleich hingehen! Kleiden Sie sich an! Sie müssen mir helfen! Ich kann zu schlechtes Deutsch for die Münchener."

Es half kein Widerstreben. Lisa mußte über seine Art lachen, und das nahm ihr die letzte Kraft.

Als er sie nachher wieder bis an die Tür der Pension brachte, war sie Besitzerin einer sehr vollständigen Ausrüstung für den Schneeschuhlauf geworden; und bei ihm galt es für abgemacht, daß sie am nächsten Tag um fünf Uhr nachmittags nach Schliersee fahren, dort übernachten und am Sonntag in aller Frühe ihre Skitour antreten wollten.

Lisa konnte nicht anders, als die Sache mit einer freilich etwas unruhigen Scherzhaftigkeit behandeln. Eine feste Zusage gab sie ihm nicht, noch weniger aber eine feste Absage . . .

Wieder allein auf ihrem Zimmer, erwachte sie gleichsam. Sie wunderte sich über sich selbst und sagte halblaut in die Luft hinein: „Ich denk ja gar nicht daran! Der glaubt, er kann mit mir machen, was er will!"

* * *

Aber sie fuhren dennoch hinaus; und es wurde ihnen ein Sonntag mit blauem Himmel und leichtem Frost geschenkt. Der Sporteifer machte sie beide frei und unbefangen und führte sie heimlich nur um so näher zueinander . . .

Als Lisa dann zum erstenmal auf den Schneeschuhen einen steilen Hang hinuntersauste, sicher und ledig aller Furcht an Gunnars fester Hand, durch die Winterluft, die einem so wohlig frisch auf der Haut prickelte, hinter sich einen Rauch von Pulverschnee — da hatte sie ein trunkenes Gefühl des Fliegens hoch über dem Gewohnten. Aufatmend schaute sie ihn mit hellen Augen an, wie sie dann mählich aus der Fahrt kamen und schließlich mit einer kurzen Wendung stille standen . . .

Und es war gar nichts Verwunderliches dabei, daß er den Arm um ihre Schultern legte und sie an sich zog und ihr einen langen Kuß auf den Mund gab . . .

Ein Brausen schwoll in ihrem Kopf empor, eine heiße, schwimmende Glückseligkeit zog ihr süß schmerzlich die Brust zusammen, verschlug ihr den Atem . . . — Ein Staunen trat träumerisch in ihre Augen . . . Sie küßte ihn wieder.

Und um sie her standen lächelnd die schneeigen Berge, dunkelblau, wo der Wald sie kleidete, leuchtend hellblau im Schatten, in rosigem Gelb die besonnten Hänge . . . Von Frostgefühl hatten beide keine Spur — und doch lag eine so saubere Kälte in der Luft: die große vornehme Keuschheit des Winters . . .

* * *

Wie in einem Rausch ging Lisa durch die erste Zeit ihrer Liebe. Jedes nüchterne Spähen nach der Zukunft



lag ihr fern. Sie liebte und wurde geliebt... War darin nicht alles vollendet? — Was fragte sie nach der Werktagsvernunft, was nach den andern Menschen!

Nur Gunnar selbst vermochte es manchmal, sie für einen Augenblick aufzuschrecken. Er war nicht am Ziel seiner Wünsche wie sie; und wenn er sich äußerlich auch noch bändigte — er warb um so heißer, da er es stumm tat. Hungerböse konnte sich plötzlich sein Blick auf sie stürzen, in unartikulierten Lauten das innerliche Stöhnen aus seiner Kehle brechen...

Legte sich dann aber ihre schmale Hand auf die seine, schlugen sich ihre hellen Augen staunend gegen ihn auf, so gewann ihre unbewußte Reinheit Gewalt über ihn; er wurde zu schwach, ihren Mädchentraum mit liebesgrimmigen Fingern zu zerreißen — schwach vor allem vielleicht durch die Rührung über sich selbst... — War es nicht wie ein Wiedergewinnen der eigenen Kindlichkeit — die Andacht vor diesem Kinde?...

Unzertrennlich waren die beiden; und sooft es anging, fuhren sie hinaus in die Berge. . Im knappen norwegischen Sportanzug gefiel Gunnar Lisa am besten. Draußen im Freien — da war er zu Hause. Wenn er jauchzend vor Lust, mit großen Bewegungen, anmutig in seiner sichern Kraft, bergab glitt oder in kecken Sätzen sprang — dann mußte sie an einen Waldgeist denken, einen Halbgott der Berge, einen nordischen Troll . . .

Freilich, er erregte überall Aufsehen, wo immer er sich zeigte . . . Doch am stolzesten machte es Lisa, wie er die Bauernburschen in den Gebirgswirtshäusern allsogleich für sich gewann, trotzdem die Sprache da kaum eine Brücke schlagen konnte. Sie verstanden ihn ohne viel Worte und fanden, daß ihnen hier „koa so spinneter Stadtfrack“ gegenübersäße. Vielmehr erklärten sie Gunnar — nicht eben respektvoll im Ausdruck, dem Sinne nach aber mit der höchsten Achtung — für ein „Mordsviech“.

Und Lisa wußte dieses Lob aus so kritischem Munde zu würdigen. Sie kannte den instinktiven Blick der oberbayrischen Bauern für alle kleinen Lächerlichkeiten. Wen sie bewunderten — das mußte schon ein gerade gewachsener ganzer Kerl sein . . .

* * *

Eines Abends, als die beiden in München in einem Restaurant saßen, trat ein Herr an den Tisch, der Gunnar norwegisch ansprach. Dieser begrüßte ihn scheinbar erfreut, schien es aber vermeiden zu wollen, ihn Lisa vorzustellen. Als der Fremde dann gegangen war, setzte sich Gunnar wieder und sagte:

„Um Entschuldigung . . .! Es war ein Bekannte von Christiania. Auch ein Verfasser... von frükteliche Büchern. Oh, er ist freilich langweilig! — Aber was ist mit dir, lille Lisa? Du machst so komische Augen...?“

Lisa, die schon manche norwegische Wörter von ihm gelernt hatte, erwiderte stockend: „Ja, ich hatte . . . ich glaubte . . . Ich hab es wohl falsch verstanden . . .“ Und mit einem erleichterten Auflachen schloß sie: „Ich... Sei nicht böse! . . . Ich bildete mir ein, er hätte dich nach Frau und Kindern gefragt.“

„So?“ sagte er kurz, in sonderbar verzwicktem Ton, und schien aufmerksam das Damastgewebe des Tischtuches zu studieren.

Ihr wurde kalt, das Blut schoß ihr in Strömen zu Herzen. Dieses Erschrecken zeigte ihr mit einem Schlage, daß sie nur darum nicht an die Zukunft gedacht, weil sie sich ihrer sicher gefühlt hatte.

„Es ist also wahr?“ flüsterte sie matt.

„Was heißt verheiratet!“ sagte er verlegen. „Nicht regelmäßig! Kaum, daß man so sagen kann . . . — Ich soll mich scheiden!“ beteuerte er dann lebhaft.

„Daß du mir das nicht gesagt hast!“ Es klang mehr traurig als anklagend.

Und eine ganze Weile war es still zwischen den beiden . . . (Fortsetzung folgt.)

Die Ordnung der Lehraufgaben im höheren Schulwesen.

Von Professor Dr. med. et phil. H. Griesbach.

Bei dem schnellen Fortschreiten einer Reihe von Wissenschaften, insbesondere der Medizin, der Naturwissenschaften und der Technik, bleibt vielen Studierenden auf der Hochschule keine Zeit übrig, Lücken in ihrer Vorbildung auszufüllen, die aus dem Mangel an Einheitlichkeit im Unterrichtsbetrieb der für Hochschulstudien vorbereitenden Lehranstalten entstehen. Ein Versuch, den heute vorhandenen Schulgattungen noch mehr Stoff als bisher einzuverleiben, um solche Lücken nicht aufkommen zu lassen, verbietet sich bei der Beibehaltung der bereits vielfach überladenen Lehrpläne, also ohne Reduktion in einzelnen Fächern, teils aus schultechnischen, teils aus hygienischen Gründen. — Ohne mich über fachmännische Einzelheiten zu verbreiten, möchte ich über die in der medizinischen und pädagogischen Literatur öfter zur Sprache gebrachte Ordnung der Lehraufgaben im höheren Unterricht einiges berichten, auf etwaige, in physiologischer und hygienischer Hinsicht wünschenswerte Aenderungen hinweisen und eine einheitliche Gestaltung der höheren Schule in Vorschlag bringen.

Zunächst einige Worte über den Religionsunterricht.

Der bekannte Theologe Adolf Harnack erklärt, daß man den Religionsunterricht nach der Quarta abbrechen und in der Untersekunda wieder beginnen könne. In den Bremer Schulen hört der Religionsunterricht, wenn ich richtig informiert bin, in der Quarta endgültig auf. Dieser Modus läßt sich damit rechtfertigen, daß es die Aufgabe des bald darauf einsetzenden Konfirmationsunterrichts sei, die Religionslehre abzuschließen. Wenn das bei dem jugendlichen Alter vieler Konfirmanden nicht immer möglich ist, so dürfte in den oberen Klassen doch eine Wochenstunde genügen, um jene Ziele zu erreichen, die nach Harnack erreicht werden sollten, nämlich Kenntnis der verschiedenen Konfessionen, der Hauptpunkte der Kirchen-



geschichte und des Wesens des Christentums mit besonderer Rücksicht auf die Spannungen und Konflikte mit den modernen Weltanschauungen. Es darf wohl vorausgesetzt werden, daß das ethische Moment stets in den Vordergrund zu treten hat, und daß beim Vergleich der einzelnen Konfessionen möglichst liberal verfahren wird.

Sehr oft wird im Religionsunterricht leider auf die gedächtnismäßige Aneignung des Stoffes zu viel Gewicht gelegt. Das Auswendiglernen von Sprüchen und Kirchenliedern, deren Sprache von der heutigen vielfach ganz erheblich abweicht, und deren Sinn jüngeren Schülern unverständlich bleibt, bringt für das jugendliche Gehirn eine große Belastung mit sich. In der biblischen Geschichte für die Kleinen läßt die Auswahl des Stoffes zu wünschen übrig. In mehreren Lehrbüchern wird die delikate Angelegenheit zwischen Joseph und Frau Potiphar ziemlich eingehend behandelt. Zur Erläuterung folgt dann gleich darauf: „Du sollst nicht ehebrechen." An anderer Stelle wird von Abrahams Glauben gehandelt: „Und der Herr suchte Sarah heim, und sie gebar einen Sohn, und Abraham beschnitt ihn am achten Tage." Mit derartigen Geschichten und gewissen Sprüchen zum Katechismus, wie Matth. 15, 19, kann dann ja gleich die sexuelle Aufklärung in der Vorschule beginnen und auf dem Gymnasium weitergeführt werden. Besser wäre es allerdings, wenn sich die Eltern einen derartigen Unterricht energisch verbitten würden.

In betreff der Sprachen ist folgendes zu sagen: Die organische Verschmelzung der Muttersprache mit der Außen- und Innenwelt des Menschen bildet für jüngere Schüler den natürlichen Weg und die sicherste Grundlage zur Erlangung logischen Denkens. Aus der Physiologie des Sprachzentrums und aus Erfahrung wissen wir, daß das Sprachvermögen in jugendlichen Jahren einen geringen Umfang besitzt. Das Gehirn vermag zwar schon bei der ersten Entwicklung des Sprachvermögens bis zu einem gewissen Grad Gehörswortbilder aus zwei, auch drei Sprachen in sich aufzunehmen und die dadurch erlangten Vorstellungen und Erinnerungen zur Deckung zu bringen, wie sich an Kindern polyglotter Eltern wahrnehmen läßt, es schleichen sich dann aber nicht selten akustische Verwechslungen und schwer überwindliche Sprachfehler ein. Für den grammatischen Schulbetrieb ist es sowohl aus pädagogischen als auch aus physiologischen und hygienischen Gründen nicht ratsam, den Beginn der ersten Fremdsprache, wie dies bisher in der Regel üblich ist, nach Sexta zu verlegen. Ganz abgesehen davon, daß von einer Gewandtheit und Sicherheit im Wortschatz und in der Formenlehre der Muttersprache bei Schülern dieser Stufe keine Rede sein kann, führt die grammatische Erlernung einer Fremdsprache hier leicht zur Ueberbürdung. Die erste Fremdsprache ist daher nach Quinta zu verlegen, und zwar ist es nach der Ansicht einer Reihe von Philologen für die Angehörigen des deutschen Sprachgebiets zu empfehlen, von den Weltsprachen mit dem Englischen zu beginnen, da dieses in mancher Beziehung dem Deutschen am nächsten liegt. In einigen höheren Lehranstalten, beispielsweise im Königl. Preußischen Realgymnasium zu Osnabrück, scheint man damit gute Erfahrungen gemacht zu haben. Wegen der einseitigen Beanspruchung der linken Hirnhemisphäre durch sprachliche Studien sowie aus dem Grunde, daß die Grammatik der im Schulbetrieb üblichen Sprachen vielfach erhebliche Verschiedenheiten aufweist, ist es ferner nicht ratsam, in zwei aufeinanderfolgenden Klassen der Unterstufe zwei verschiedene Fremdsprachen folgen zu lassen.

In betreff der Behandlung der alten Sprachen schließe ich mich vollkommen den Ausführungen des Hygienikers Gruber und seiner Sekundanten in der am 17. November 1909 gepflogenen Beratung des Münchner ärztlichen Vereins an. Die energische Konzentration des Gymnasialunterrichts auf die toten Sprachen, zumal in den unteren und mittleren Klassen, belastet wie jede einseitige Tätigkeit bestimmte Hirngebiete ganz erheblich und nimmt, wie ich bereits in andern Schriften wiederholt betont habe, bestimmte Vorstellungsreihen und Kombinationen fast ausschließlich in Anspruch. Bei diesem Betrieb lernt der Schüler zwar formalistisch denken, aber nicht beobachten. Dieser Betrieb bringt eine um die objektive Wahrheit unbekümmerte Dialektik mit sich, er erzeugt eine sterile Geistesschärfe, wie Gruber aus von Pidolls Mittelschulenquete anführt. Daß diese durch den Unterricht in den alten Sprachen erzielte Denkmethode besonders dazu befähigt, das Verständnis für die moderne Kultur und die in ihr lebenden Menschen zu erleichtern und zu fördern und den Charakter des einzelnen eingehend zu berücksichtigen und zu würdigen, wie Tesdorpf in der genannten Konferenz behauptete, scheint mir nicht zuzutreffen. Bedeutenden Geistern des In- und Auslandes, wie beispielsweise Herder, Schiller, Goethe, Alex. von Humboldt, Shakespeare, war diese Denkmethode fremd, und ihre Kenntnis der alten und neueren Kultur haben sie sich nicht durch das Studium der alten Sprachen erworben — aber Menschenkenner waren sie doch! Ein wirkliches Verständnis für die alte Kultur und ihre Schönheiten wird durch den philologischen Betrieb der alten Sprachen, wie er in dem heutigen Gymnasium gehandhabt wird, sicher weniger leicht erzielt als durch gute Uebersetzungen der alten Schriftsteller. Ich kenne einstige Oberrealschüler, die sich heute als Bauräte und Ministerialbeamte in hervorragenden Stellungen befinden. Aus der lateinischen Sprache haben sich einige von ihnen auf der Hochschule nachträglich nur das Maß von Kenntnissen angeeignet, das etwa in Hemmes Buch: „Was muß der Gebildete vom Lateinischen wissen?" zu finden ist. Griechisch können sie überhaupt nicht, aber in der Kenntnis der alten Kultur nehmen sie es mit Altphilologen auf. Wie steht es mit der Herkunft des Idealismus? Die Ursachen, die ihm zugrunde liegen, sind in psychologischer Hinsicht heute die gleichen wie im Altertum. Wer glaubt, daß nur der Unterricht in den alten Sprachen insbesondere im Griechischen, die im Menschen schlummernden Ideale zu wecken, daß lediglich die Antike diese zu fördern vermag, der verkennt den Einfluß von Kunst und Wissenschaft seines eigenen Volkes. Wir halten die Gegenwart in unsern Händen, sie müssen wir in den Vordergrund der Schulbildung stellen, die Vergangenheit kann erst in zweiter Linie dafür in Betracht kommen. Unsere Schulen sollen hauptsächlich die Pflanzstätten der neuen Kultur sein, auf dieser beruht die Zukunft.

Unter den einseitigen Verehrern des Klassizismus gibt es sonderbare Schwärmer. Vom Griechischen meint ein bekannter Archäologe in seiner Schrift: „Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache", daß man damit schon in Sexta beginnen könne. Natür-



lich müßte alles auswendig gelernt werden, „nicht nur das Wörterverzeichnis und das bißchen Grammatik, nein, auch alle Sätze, alle Fabeln und kleinen Erzählungen müssen auswendig gelernt werden (selbstverständlich nur griechisch)". Das sind Gedanken eines Vaters aus der Jetztzeit — o ihr bedauernswerten Söhne!

Die Mediziner Gruber und Stieler und der Philologe G. Klein haben sich auf der genannten Münchner Konferenz für gänzliche Beseitigung des Griechischen ausgesprochen.

Gegen die Beibehaltung der alten Sprachen, auch des Griechischen, im Oberbau mit etwa acht Stunden (Lateinisch fünf bis sechs, Griechisch zwei bis drei) ist vom physiologisch-hygienischen Standpunkt aus meines Erachtens nichts einzuwenden. Obersekundaner und Primaner lernen wegen ihrer fortgeschrittenen geistigen Entwicklung diese Sprachen mit viel größerer Leichtigkeit und bringen diesen mehr Verständnis und Interesse entgegen als Schüler der unteren oder mittleren Klassen. Bewiesen wird dies durch die zahlreichen Fälle, in denen ehemalige Realschüler in zwei bis drei Jahren das ganze lateinische und griechische Pensum des Gymnasiums für die Prüfung ihrer „Nachreife" bewältigten, sowie durch die günstigen Erfolge, die die neuerdings fakultativ in den oberen Klassen der Oberrealschulen beziehungsweise die auf der Universität eingerichteten altsprachlichen Kurse aufweisen. Die Abneigung, die viele Schüler gegen die alten Sprachen allmählich empfinden, der mangelhafte Erfolg, den eine zu frühe und intensive Beschäftigung mit diesen Gebieten östers hervorruft, das plötzliche Versagen von Schülern, die in den unteren Klassen als begabt und tüchtig galten, rührt nicht selten von der unnatürlichen einseitigen Beanspruchung des jugendlichen Gehirns her. Daß diese Versündigung an der Jugend in pädagogischen Kreisen immer noch Fürsprecher findet, zeugt davon, daß es diesen an Verständnis für eine richtige Ausbildung der Hirnfunktionen fehlt.

Der Unterricht in Geschichte und Geographie legt vielfach auf Zahlen und Namen ein zu großes Gewicht. Insbesondere in der Geschichte führt die enorme Anhäufung von Memorierstoff zu einer bedrohlichen Belastung des Gedächtnisses. Die Entwicklung historischer Ereignisse und der Kultur der Völker vermag dagegen in hohem Grad anregend auf die Phantasie zu wirken und auch den logischen Gedankengang fördernd zu beeinflussen. Für die staatsbürgerliche Erziehung und für das Verständnis politischer und sozialer Strömungen wäre es angebracht, die Schüler der Oberstufe, nach Beseitigung von mancherlei Ballast, mit den Verfassungsverhältnissen und den Rechtzuständen bekanntzumachen.

Betreffs des Unterrichts in den mathematischen Gebieten finden die Ausführungen und Vorschläge, die der bekannte Göttinger Mathematiker und Pädagoge F. Klein für die Unterrichtskommission deutscher Naturforscher und Aerzte ausgearbeit hat, auch hinsichtlich einiger Reduktionen des Stoffumfangs in pädagogischen Kreisen vielfach Zustimmung und Befürwortung. In dem von A. Gutzmer-Halle gegebenen Bericht der genannten Kommission (Leipzig, B. G. Teubner 1908, S. 96) heißt es: „Es handelt sich bei der Mathematik wesentlich darum, daß der Unterricht von manchem Ballast befreit werde, und daß er sich noch mehr den modernen Aufgaben der Schule in dem schon in den methodischen Bemerkungen der preußischen Lehrpläne von 1901 ausgesprochenen Sinn anpasse. Unter voller Anerkennung des formalen Bildungswertes der Mathematik muß auf einseitige und praktisch wertlose Spezialkenntnisse verzichtet, dagegen die Fähigkeit zur mathematischen Betrachtung und Auffassung der Vorgänge in der Natur und in den menschlichen Lebensverhältnissen geweckt und gekräftigt werden. Demgemäß stellt die Kommission die Stärkung des räumlichen Anschauungsvermögens und die Erziehung zur Gewohnheit des funktionalen Denkens als wichtigste Aufgabe des Mathematikunterrichts hin. Dabei bleibt die Pflege der logischen Schulung nicht nur unbeeinträchtigt, sondern sie wird bei der gekennzeichneten Richtung des mathematischen Unterrichts noch gewinnen." Nach diesen Gesichtspunkten hat die Kommission einen Lehrplan für den mathematischen Unterricht entworfen (S. 108 ff.), der wenigstens für die Gymnasien und Realgymnasien übereinstimmt. Für die Oberrealschulen verlangt der Lehrplan allerdings sowohl an Wochenstunden als auch an Lehraufgaben ein Mehr.

Was die Naturwissenschaften anbelangt, so läßt sich unter Zugrundelegung einfacher Experimente mit der Physik in Obertertia beginnen. Die Chemie setzt am besten in der Untersekunda ein, nachdem sich die Schüler bereits elementare physikalische Kenntnisse angeeignet haben. Mit der Weiterführung der Physik und Chemie in der Oberstufe lassen sich praktische Uebungen entweder obligatorisch unter Reduktion des theoretischen Gebiets oder wahlfrei verbinden. Solche Uebungen sind für Unter- beziehungsweise Oberprima sehr zu empfehlen, da sie die Sinnentätigkeit anregen und schärfen, manuelle Geschicklichkeit erzielen und das Verständnis für Naturerscheinungen wesentlich fördern. Sowohl in der Physik und Chemie als auch in den übrigen naturwissenschaftlichen Fächern muß nicht die gedächtnismäßige Aneignung eines umfangreichen Stoffes, sondern die Entwicklung der Beobachtungsfähigkeit der Schüler an der Hand geeigneter Anschauungsmittel gepflegt werden, um sie durch Vergleichung zum Verständnis der Naturreiche anzuleiten. Biologische Schülerübungen sind sehr lehrreich und lassen sich ohne Vermehrung der Stundenzahl im Sommer einrichten. Eine allgemeine Uebersicht über Bau und Verrichtungen des menschlichen Körpers im sechsten Jahreskurs, nach dessen Beendigung ein großer Teil der Schüler die höhere Lehranstalt verläßt, ist von größter Bedeutung.

Die guten Erfahrungen, die man mit modernen Methoden im Zeichenunterricht im Anschluß an genaues Beobachten gemacht hat, werden neuerdings allseitig freudig begrüßt. In betreff des Erlernens des Schreibens und dessen Durchführung werden physiologische und hygienische Gesichtspunkte leider immer noch zu wenig berücksichtigt. Warum man in Deutschland bei der Einschulung der Lernanfänger noch das Frakturalphabet, das mit Unrecht ein deutsches genannt wird, benutzt und sich nicht mit der Antiqua begnügt, ist wirklich nicht einzusehen. Der hohe Prozentsatz von Refraktionsanomalien der Schüler ist außer dem zu vielen Nahesehen wahrscheinlich auch der eckigen Fraktur zuzuschreiben.

Die Ausübung des Schulgesangs wird nicht selten zu einer ernsten Gefahr für die Stimme. Für die Zulassung zum Schulgesang sollte die Entscheidung stets dem Halsarzt überlassen bleiben. Für den Unterricht im Gesang ist ein im Konservatorium gebildeter



Gesanglehrer erforderlich. Der Kehlkopf des Menschen verlangt aus physiologischen Gründen eine ebenso verständnisvolle Behandlung wie das Gehirn.

Den wundesten Punkt im Unterrichtsplan bildet die Ausbildung der Jugend zu körperlicher Kraft und Gewandtheit. Die physische Erziehung steht in schreiendem Mißverhältnis zur geistigen Ausbildung. Wöchentlich 28 bis 33 Sitzstunden und mehr in der Schule, 12 bis 20 Sitzstunden für häusliche Schularbeiten und 2 bis 3 Turnstunden! Dieses Mißverhältnis dauert neun Jahre! Um der schädigenden Wirkung der langen Sitzzeit entgegenzuwirken, müßten wenigstens 1 Stunde am Tage auf systematische Turnübungen und zweimal 2 Stunden in der Woche auf gymnastische Spiele verwendet werden. Nicht nur aus physiologischen und hygienischen Gründen, die ich hier nicht alle anführen kann, sondern auch aus pädagogischen Gründen ist diese Forderung zu stellen; denn es muß der Pädagogik daran gelegen sein, im Unterricht nur solche Schüler zu haben, die ihm in körperlicher und geistiger Frische beiwohnen. Die Schule muß daher ihren Lehrplan so einrichten, daß sich ausreichende Zeit für körperliche Uebungen gewinnen läßt. Bei dieser Einrichtung ist auch darauf Bedacht zu nehmen, daß die Turnübungen nicht vor und zwischen wissenschaftlichen Unterricht fallen. Bei dem bisherigen Modus des Klassenturnens und bei beschränkten Raumverhältnissen läßt sich dies nun allerdings nicht vermeiden. Es könnte aber vermieden werden, wenn bei genügendem Platz und bei ausreichender sachverständiger Aufsicht mehrere Klassen zusammengefaßt würden. Ein Schulbetrieb, in dem für eine gesunde Entwicklung der Jugend in einwandfreier Weise gesorgt werden soll, kostet viel Geld. Es steckt aber auch in der Erhaltung der Gesundheit der Nation ein Kapital, das tausendfache Zinsen trägt.

Die Hauptaufgabe der Unterrichtshygiene und Pädagogik besteht darin, daß die Schule ihren Lehrplan den physiologischen und hygienischen Verhältnissen des jugendlichen Organismus angepaßt, und daß diese Anpassung vor, während und nach der Pubertät zum Ausdruck gelangt. Die in der Regel erst nach dem Eintritt der Pubertät sich bemerklich machende Richtung der Begabung und die modernen Verhältnisse des sozialen Lebens verlangen gebieterisch, daß der Unterrichtsgang für jeden für den Besuch einer höheren Lehranstalt überhaupt befähigten Schüler paßt, damit dieser an seiner geistigen und körperlichen Entwicklung keinen Schaden nimmt. Einen Versuch solcher Anpassung finden wir im Lehrplan der Reformschulen nach Frankfurter und Altonaer System. Das Charakteristische dieser Anstalten liegt in dem Fehlen der alten Sprachen bis zur Untertertia. Auf diese Weise werden die Zöglinge der Reformschulen im Vergleich mit jenen, die dem Gymnasium und Realgymnasium nach altem System angehören, bis zum dreizehnten und vierzehnten Lebensjahr weniger einseitig in Anspruch genommen und weniger belastet. Der Versuch der Reformschulen kann aber deswegen nicht als gelungen betrachtet werden, weil die erste Fremdsprache, gewöhnlich Französisch, bereits in Sexta beginnt, und zwar mit 6 bis 7 Wochenstunden und in grammatischer Form, und weil dicht vor der Pubertät beziehungsweise während dieser das Lateinische mit 6 bis 10, das Griechische mit 8 Stunden einsetzt. Mit der Verlegung des Beginns der alten Sprachen in die Tertien beziehungsweise in die Untersekunda wollte man hauptsächlich bewirken, daß die Schüler sich erst in vorgeschrittenerem Alter zu entscheiden brauchen, welchen Studiengang sie einschlagen wollen, während er in den übrigen Anstalten gleich von Sexta an fest vorgeschrieben ist. Aber auch in dieser Hinsicht kann der Versuch der Reformschulen nicht befriedigen; denn Schüler von 13 oder 14 Jahren werden in den meisten Fällen auch noch unschlüssig sein, welchem Beruf sie sich später widmen wollen. Da nun auch in den Reformschulen den physiologischen, hygienischen und sozialen Forderungen noch nicht genügend entsprochen werden kann, so fragt es sich, ob andere Einrichtungen möglich sind, durch die solchen Forderungen völlig genügt werden könnte. Da haben sich denn Stimmen erhoben, die für eine Bi- bzw. Trifurkation des Oberbaues der höheren Schule eintreten. Unter den Teilnehmern der genannten Münchner Konferenz sprachen sich in diesem Sinn der Kliniker F. Müller und der Schulmann Niklas aus. Da aber eine derartige Einrichtung noch in weitem Feld zu liegen scheint, wäre es wünschenswert — meinte Niklas — daß vorderhand in den oberen Klassen durch die sogenannte Bewegungsfreiheit auf besondere Neigungen der jungen Leute Rücksicht genommen würde. Kerschensteiner vertrat auf der genannten Konferenz die Ansicht, daß keine der heutigen höheren Schulen eine abgeschlossene Bildung geben könne. Kerschensteiner glaubt allen Ernstes, daß man bei den Schülern schon früh eine naturwissenschaftlich-mathematische oder Beobachtungsbegabung, eine spezifisch sprachlich abstrakte oder spekulative Begabung und eine technisch-konstruktive und künstlerische Begabung unterscheiden könne, und meint, daß wir unsere Schulen gemäß dieser großen Begabungsgruppen organisieren sollten. Abgesehen davon, daß die Erfahrung dieser Theorie sehr häufig widerspricht, läuft sie fast auf das gleiche hinaus wie die heutige Dreiteilung des höheren Schulwesens. Es handelt sich im Jugendunterricht doch aber nicht um eine möglichst vollständige Arbeitsteilung, um Heranbildung bloßer Arbeitskräfte und die Aneignung von Fachkenntnissen auf dem einen oder andern Gebiet, sondern um eine möglichst gleichmäßige, nicht zu einseitige und doch gediegene Bildung. Je mehr aber die Bildungsweisen in der Schule sich verzweigen, desto mehr wird die erstere Anschauung in den Vordergrund treten. Damit aber erhalten wir, wie mit Recht hervorgehoben wird, ein kulturelles Zerrbild; das Einheitliche, das in aller Menschen Natur liegt, wird vernichtet, das harmonische Zusammenwirken der Glieder des Staates beeinträchtigt. Der Zwiespalt beginnt bereits während des Schullebens. Die Schüler der Realanstalten fühlen sich mit ihrer mathematisch-naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Bildung als Pioniere der Zukunft und dünken sich über die Gymnasiasten erhaben. Letztere halten sich infolge ihrer humanistischen Bildung für vornehmer als die Kameraden in den Realanstalten. Die gegenseitige Geringschätzung, zu der die Lehrer nicht ganz selten beitragen, führt gelegentlich auf Kosten der Hygiene des Gemütes zu Zwistigkeiten in der Familie, wenn der eine Sohn Gymnasiast, der andere Realschüler ist. Der Mangel an gegenseitiger Wertschätzung greift auch auf die Hochschule über und führt später sogar zu Spaltungen in der Gesellschaft. Alles das würde bei gleichem Unterrichtsbetrieb bis zur Obersekunda, was immerhin einen Fortschritt bedeutet, vielleicht gemildert, aber infolge der dann folgenden Zergliederung wohl kaum ganz beseitigt



werden. Die endgültige Lösung der Schulfrage in pädagogischer, hygienischer und sozialer Hinsicht erblicke ich daher in einer zweckmäßigen Umgestaltung und Verschmelzung der drei heute bestehenden höheren Schulen zu einer nach gleichen Vorschriften eingerichteten Reichseinheitsschule. Schon vor 33 Jahren forderte kein Geringerer als Emil du Bois-Reymond diese Schule, die ihre Zöglinge in gleicher Weise vorbereitet und gleichberechtigt zur Universität, zur Akademie, zum Offizierstand und andern höheren Berufsarten. Nach Einführung der Einheitschule, für die neuerdings auch Gruber eintrat, brauchten die Eltern nicht mehr ängstlich darauf bedacht zu sein, welcher Unterricht für ihre Söhne der geeignetste ist. Mißgriffe in der Wahl der Schule könnten nicht mehr vorkommen. Das Bewußtsein der Nation, daß allen für höhere Studien Veranlagten die gleiche Schulbildung zuteil wird, würde die Zusammengehörigkeit der höheren Stände befestigen und soziale Mißklänge im privaten und öffentlichen Leben fernhalten. Die alte Fehde zwischen den Vertretern des antiken und modernen Bildungsganges wäre endgültig beigelegt, wenn beide sich der einheitlichen Einschulung der Jugend zu der Devise bekennen würden: Non multum sed aliquid.

Im Hamburger Hafen.

Von Emil Stender. — Hierzu 13 photographische Aufnahmen des Verfassers.

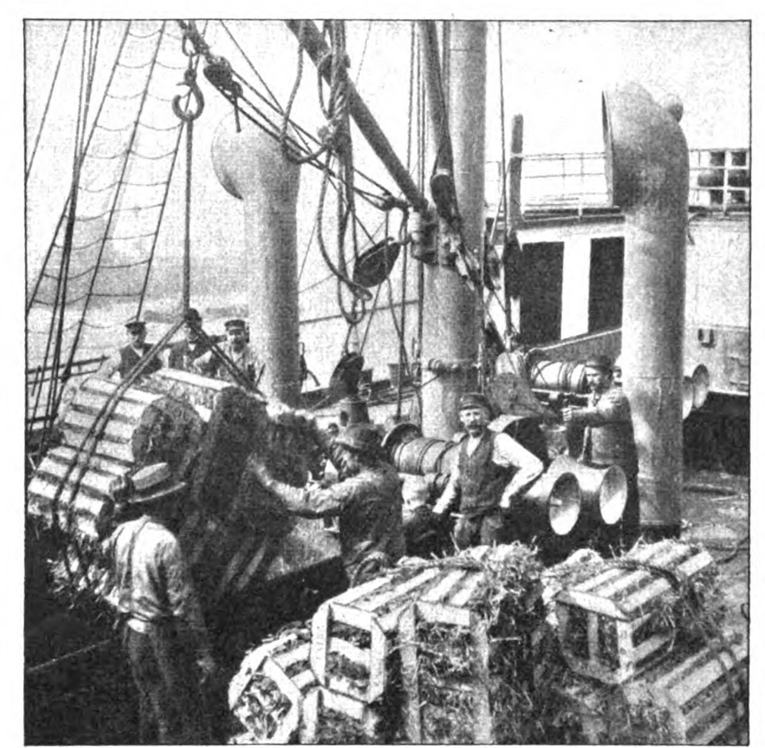
Rasselnd saust vom hohen Drehkran eine Kette herab und senkt sich tief in den Leib des Riesendampfers hinein, der hier an der Kaimauer zum Löschen verankert liegt; unten im Schiffsraum sind geschäftige Hände dabei, einen großen Lastballen kunstgerecht zu verschnüren und an der Krankette zu befestigen. Ein Ruf nach oben: „Hiev oy!" — und ratternd hebt der Kran wieder an und befördert die Last nach oben, schwenkt in gegebener Höhe seitlich um und läßt den Ballen auf die Rampe des langen Kaischuppens herniedergleiten. Hier stehen schon andere Arbeiter mit Kippkarren bereit, um das Gut an seinen vorläufigen Lagerplatz zu schaffen. Es wird verwogen, die Tara genommen, Notizen gemacht und Ballen um Ballen musterhaft verstaut. Ueberall reges, geschäftiges Treiben, ein zielbewußtes Ineinandergreifen der verschiedensten Tätigkeiten, intensives Ausnutzen der kostbaren Zeit — Rufen, Rollen, Hämmern, Räderkreischen, Dampfersignale und Wasserrauschen — das ewige und wunderbar erhabene Hohelied der Arbeit!

Wir befinden uns an einem der vielen langen Kais im Hamburger Hafen, am sogenannten „Fruchtschuppen", und sehen dem Entladen — „Löschen" — eines überseeischen Frachtdampfers zu (Abb. S. 1476), der mit einer gewaltigen Ladung von Bananen von Las Palmas eingetroffen ist. Wir werfen einen Blick in die langen Riesenhallen des Fruchtschuppens und sehen unermeßliche Reihen hochaufgestapelter Ballen von Bananen, die von hier aus die Reise in das Inland antreten sollen. Etwas weiter hinauf wieder ebensolche Riesen-



Schlepperzüge im Hamburger Hafen.

Hafenarbeiter fahren an Bord eines Dampfers.

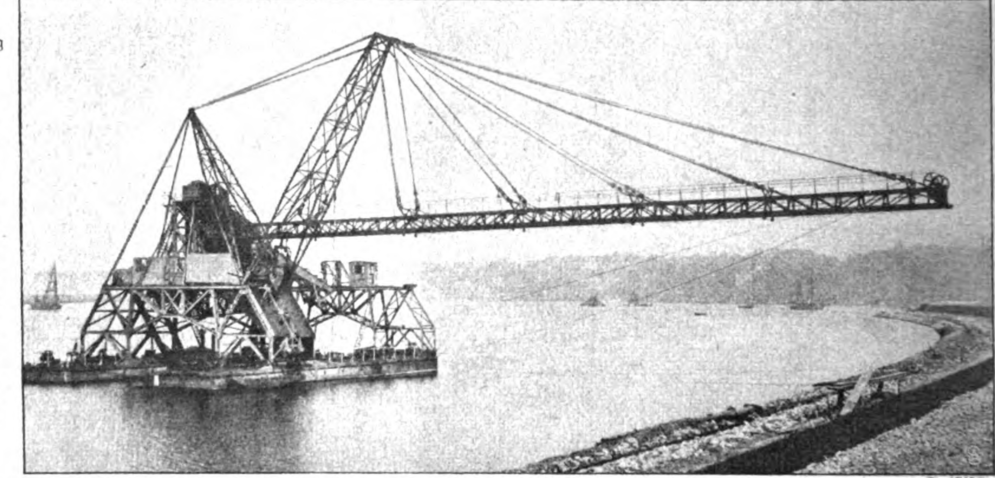


Löschen
einer Bananenladung

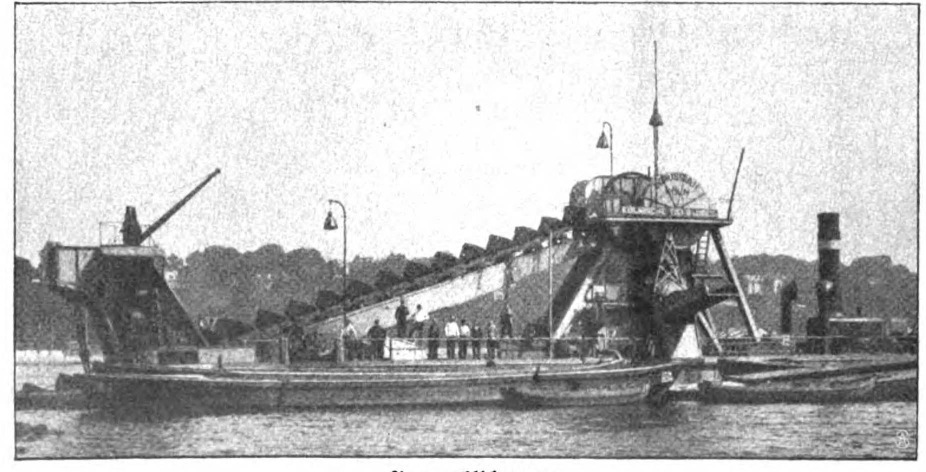
eines großen Getreidedampfers zuzusehen. „Zeit ist Geld!“ Nach dieser Parole wird hier überall gehandelt, teils um die Liegegelder für die Schiffe auf das mindeste zu beschränken, andernteils um die meist leicht verderblichen Waren so schnell wie möglich weiterbefördern zu können.

An einer der Anlegestellen für die Fährdampfer besteigen wir den „Jollenführer VII“ (Abb. S. 1478) und haben die beste Gelegenheit, auf einer Rundfahrt durch den Hafen interessante Einblicke in das gewaltige Getriebe zu gewinnen. Kreuz und quer begegnen wir hier den kleinen flinken Fähr- und Schleppdampfern. „Tut — tut!“ Von allen Richtungen tönen uns ihre Signale entgegen, und lange Schleppzüge von Frachtschuten und Oberländer Kähnen ziehen an uns vorüber. Wir fahren die Pfahlreihen entlang, an den großen Seglern und Ueberseedampfern vorbei, auf denen die Mannschaft meistens mit dem Reinigen und Instandsetzen der Schiffskörper und der Takelage beschäftigt ist, sehen in den großen Schwimmdocks der Schiffswerften in Reparatur befindliche Schiffe liegen und kreuzen so von einer

mengen von Holzkisten, alle gefüllt mit Zitronen, die vor ein paar Tagen hier gelöscht wurden. Wenn wir den Weg unter den in kurzen Abständen die Kairampe entlang aufgestellten Drehkranen fortsetzen, haben wir auch Gelegenheit, dem Löschen

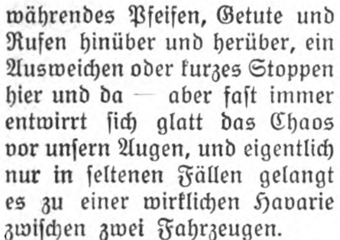


Hafendammelevator
auf der Elbe.



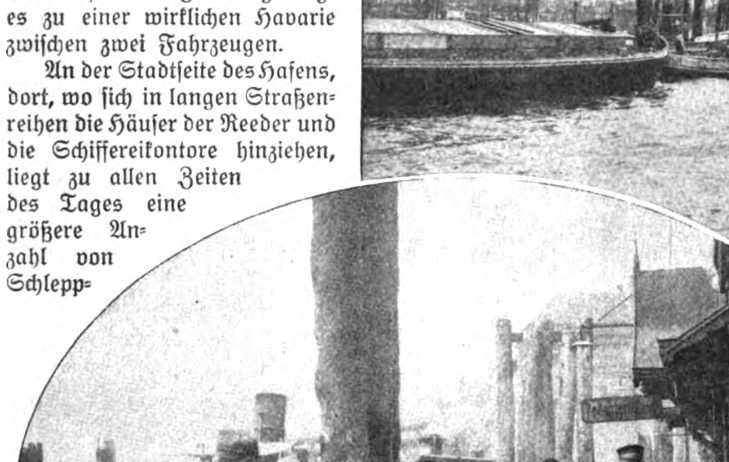
Neuer Elbbagger.

Ecke zur andern der verschiedenen Kaianlagen und Hafeneinschnitte. Kein Platz ohne regsten Verkehr, jedes Fleckchen ausgenützt und auf das praktischste verwertet. An der Zollgrenze des Freihafengebietes — leicht kenntlich durch seine Absperrungsmaßregeln — staut sich zuzeiten der Verkehr der vielen Dampfer, Schuten, Kähne, Boote und Jollen zu beängstigender Enge — ein fort-

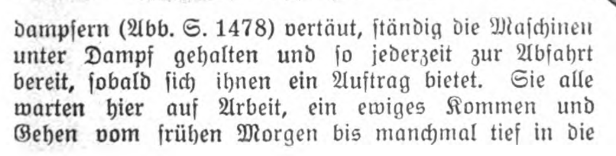


währendes Pfeifen, Getute und Rufen hinüber und herüber, ein Ausweichen oder kurzes Stoppen hier und da — aber fast immer entwirrt sich glatt das Chaos vor unsern Augen, und eigentlich nur in seltenen Fällen gelangt es zu einer wirklichen Havarie zwischen zwei Fahrzeugen.

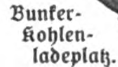
An der Stadtseite des Hafens, dort, wo sich in langen Straßenreihen die Häuser der Reeder und die Schiffereikontore hinziehen, liegt zu allen Zeiten des Tages eine größere Anzahl von Schlepp-



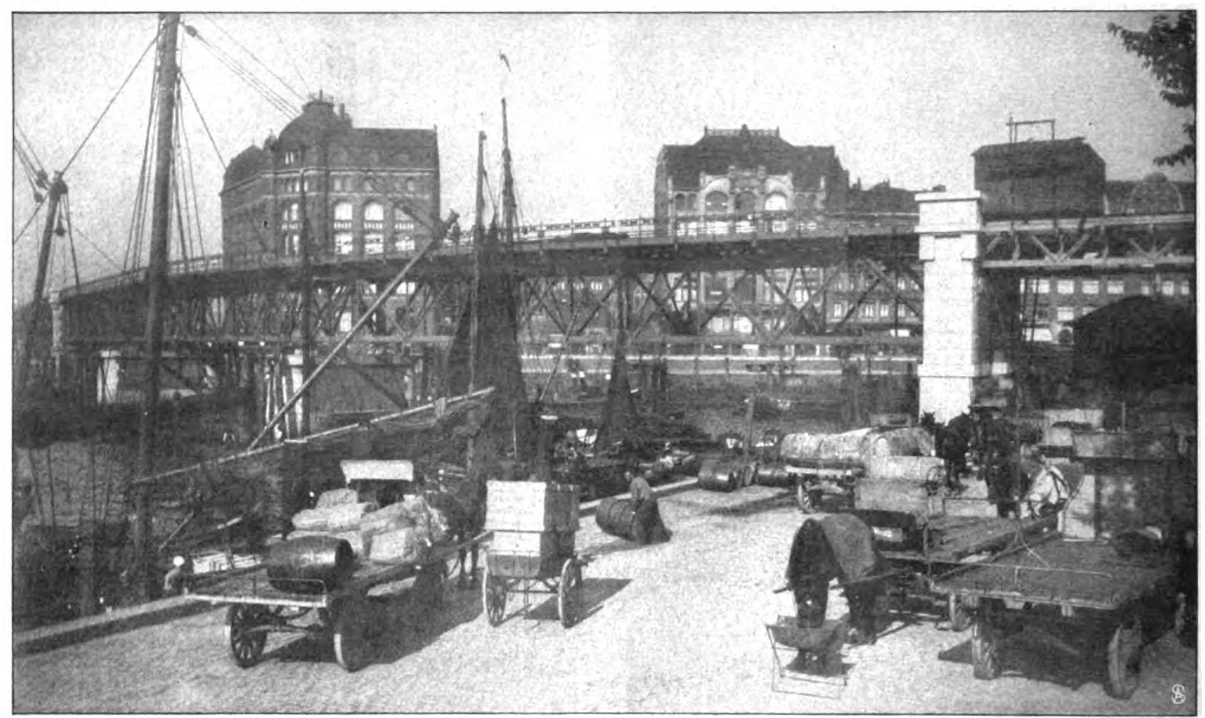
Verkehr an der Zollgrenze.
Linkes Bild:
Mittagspause der Hafenarbeiter.



dampfern (Abb. S. 1478) vertäut, ständig die Maschinen unter Dampf gehalten und so jederzeit zur Abfahrt bereit, sobald sich ihnen ein Auftrag bietet. Sie alle warten hier auf Arbeit, ein ewiges Kommen und Gehen vom frühen Morgen bis manchmal tief in die Nacht hinein; aufkommende oder abfahrende Dampfer verlangen nach ihnen, Frachtzüge werden zusammengestellt und elbwärts befördert, Leerkähne und andere gelöschte Frachtfahrzeuge müssen wieder schnellstens an einen neuen



Bunker-Kohlen-ladeplatz.



Lösch- und Ladeplatz am Schutenhafen.

Ladeplatz gebracht werden, und so stellen diese kleinen Schleppdampfer erst recht eigentlich den Nerv des ganzen Hafenbetriebes dar. — Zwölf Uhr schlägt's von den hohen Türmen der Stadt, die Dampfsirenen ertönen ringsum, und gleich danach regt es sich überall wie in einem Ameisenhaufen: es wird Mittag gemacht bis $^1/_2$ 2 Uhr. Aus allen Betrieben ergießen sich in dichten Schwärmen all die hier Beschäftigten: Kohlenarbeiter, Schauerleute, Maschinisten und Hafenbeamte, Schiffsmaler und Kesselreiniger; alles strebt auf kurze Zeit den häuslichen Herden zu, und ein mächtiges Gewoge und Gedränge herrscht an den Landungstellen der vielen Fährdampfer und Barkassen. Vollgepfropft bis auf das Aeußerste, verlassen die Fahrzeuge die Stege.

Hamburg, vielfach das „Venedig des Nordens“ genannt, ist von weitverzweigten Kanälen durchzogen, den „Fleten“, um eine direkte Verbindung der an diesen Wasserstraßen gelegenen Kaufmannshäuser und Speicher mit den Seeschiffen zu schaffen, und hier sind es hauptsächlich die schon erwähnten Schuten, längliche, mit



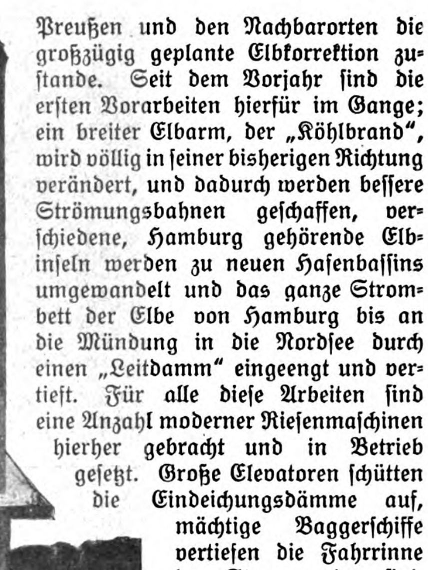
Schlepper im Hafen warten auf Aufträge



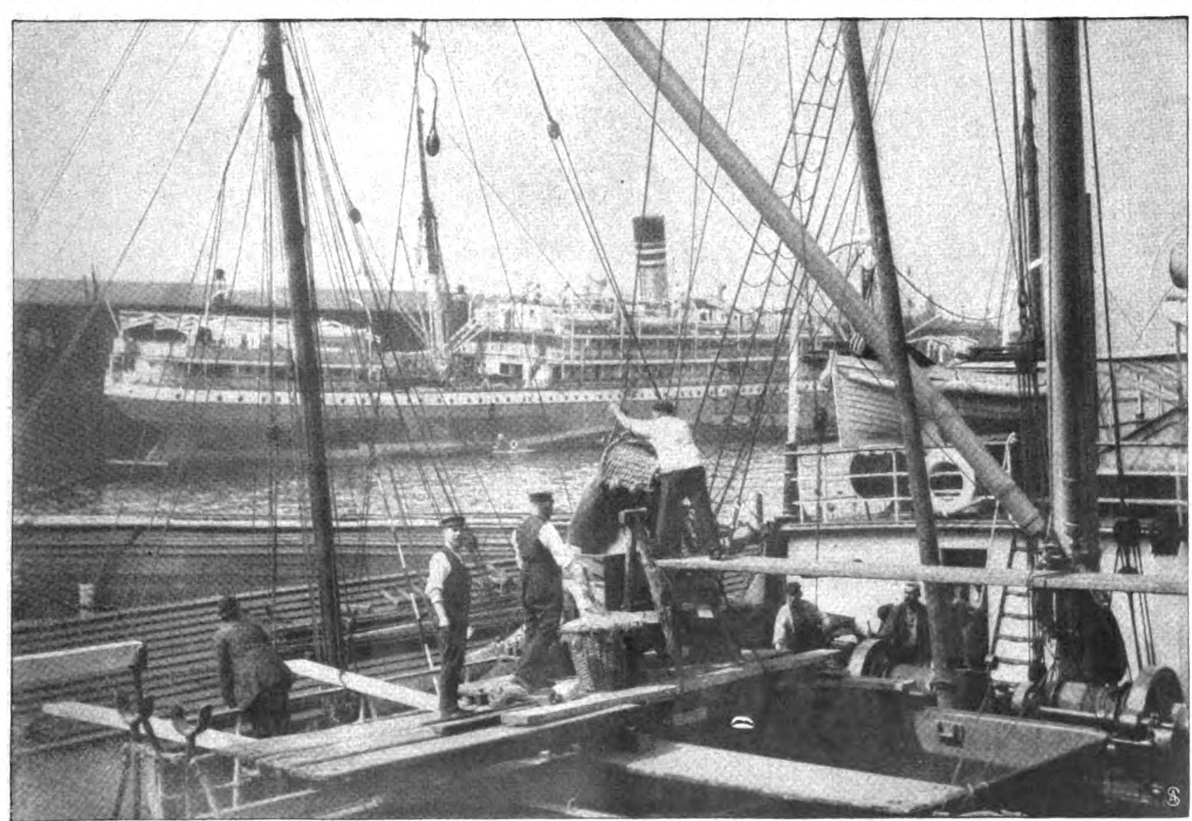
Hafenrundfährdampfer „Jollenführer VII“.

flachem Kielboden versehene Frachtfahrzeuge, die bequem durch die Flete passieren können und die Waren von und zum Hafen befördern. Diese Schuten dienen auch dazu, um vom Land aus mittels Wagen angefahrene Güter an die Schiffe oder Speicher zu befördern, und an besonderen Schutenlagerplätzen vollzieht sich dieser Verkehr in geregelter Weise; kleinere Krane, teils noch mit Handbetrieb, dienen auch hier zum Löschen und Laden und säumen den Hamburger Hafen an der Stadtseite ein. Besondere Ladeplätze sind auch für den großen Kohlenbedarf der Schiffe an verschiedenen Stellen eingerichtet, mit allen modernen Hilfsmitteln der Technik ausgerüstet und dadurch in den Stand gesetzt, allen Ansprüchen vollauf Genüge zu leisten.

Trotz der gewaltigen Ausdehnung des Hamburger Hafens reicht in neuerer Zeit der verfügbare Raum nicht aus, um alle ankommenden Schiffe unterzubringen. Der Hamburgische Staat sah sich daher gezwungen, neues Hafenterrain zu erschließen, und so kam nach langen Verhandlungen mit Preußen und den Nachbarorten die großzügig geplante Elbkorrektion zustande. Seit dem Vorjahr sind die ersten Vorarbeiten hierfür im Gange; ein breiter Elbarm, der „Köhlbrand“, wird völlig in seiner bisherigen Richtung verändert, und dadurch werden bessere Strömungsbahnen geschaffen, verschiedene, Hamburg gehörende Elbinseln werden zu neuen Hafenbassins umgewandelt und das ganze Strombett der Elbe von Hamburg bis an die Mündung in die Nordsee durch einen „Leitdamm“ eingeengt und vertieft. Für alle diese Arbeiten sind eine Anzahl moderner Riesenmaschinen hierher gebracht und in Betrieb gesetzt. Große Elevatoren schütten die Eindeichungsdämme auf, mächtige Baggerschiffe vertiefen die Fahrrinne des Stroms oder sind beim Ausschachten des neuen Hafenbeckens tätig. Manches recht typische Stück hamburgischer Eigenart fällt so diesen Neuerungen zum Opfer, und bald wird auch der alte Leuchtturm an einsamer Wasserkante (Abb. obenst.) von der Bildfläche verschwunden sein, und neue Anlagen werden sich dort erheben!



Alter Leuchtturm an der Elbe bei Waltershof.



Getreidelöschen am Fruchtschuppenkai.



Englischer Frauensport.

Von Henriette Jastrow, London.
Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

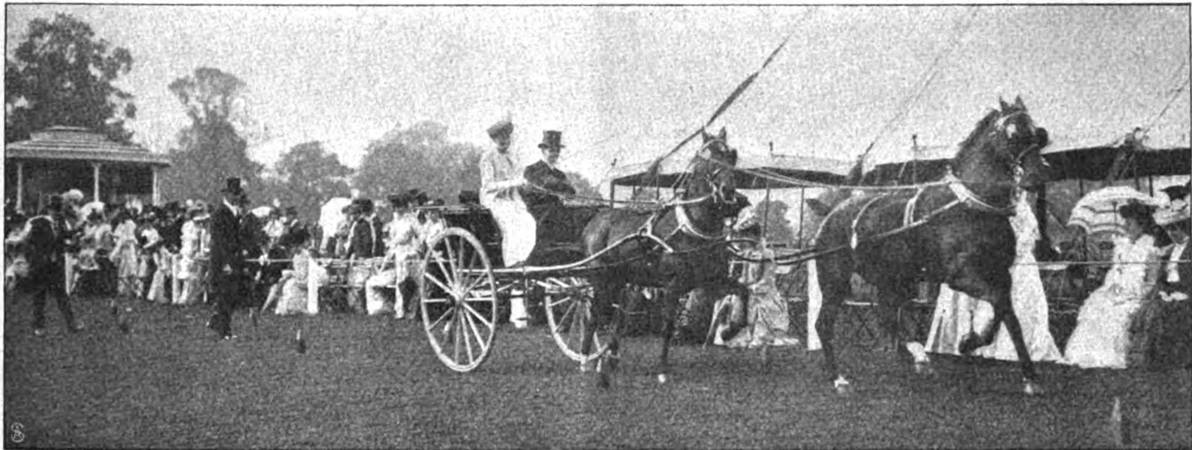
Man braucht kein anthropologisches Genie zu sein, ja man braucht weder ein Anthropologe noch ein Genie zu sein, um zu beobachten, daß die englischen Frauen der jetzigen Generation größer und kräftiger gebaut sind als ihre Vorgänger. Das, darüber ist man sich einig, hat der Sport zuwege gebracht. Und wenn die englische Frau der besseren Stände heute frischer, freier, fröhlicher, gesünder und natürlicher ist, als sie es jemals vorher war, so verdankt sie auch das zum nicht geringen Teil dem Sport und der Umwälzung, die er in Ideen und Lebensweise hervorgerufen. Auch ist er jetzt über die Auswüchse hinaus, die ihm zuerst anhafteten, als er vor mehr als 25 Jahren aufhörte, ein Privilegium des männlichen Geschlechts zu sein. Heute, nachdem Sport und Spiel auch bei den Frauen zum Gemeingut der Nation geworden sind, werden sie wohl von einzelnen noch hin und wieder übertrieben, im ganzen aber wird ihnen der Platz angewiesen, der ihnen mit Recht gebührt. Das ist, nach den Begriffen der englischen Nation, ein wichtiger Platz. Schon in der Schule sind die Spiele angesehene Gegenstände des Stundenplans, und wer sich von ihnen ausschließen wollte, würde nicht für voll angesehen werden. Neben der Lehrerin, die speziell für Sport und Spiele angestellt ist, beteiligen sich gewöhnlich auch alle andern Lehrkräfte mit großem Enthusiasmus an den Ausführungen. Glaubt man



Beim Krocketspiel im Ranelagh.

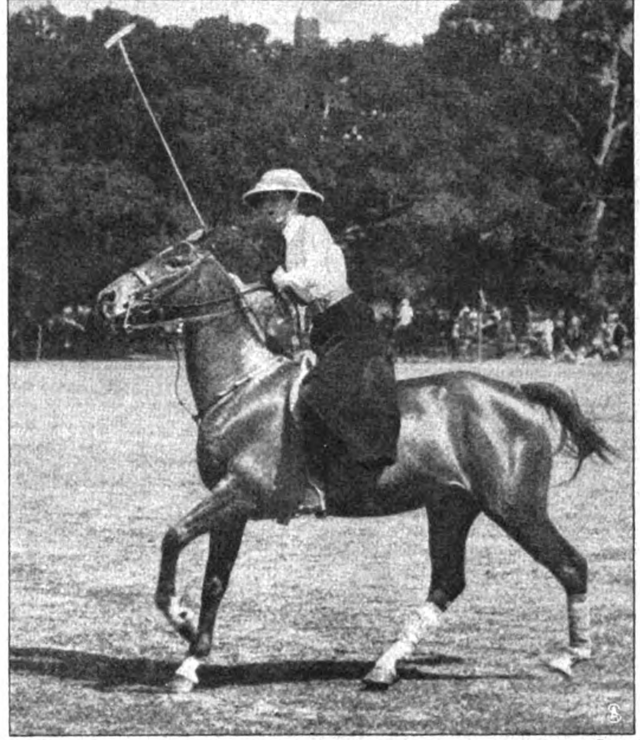
Auf dem Kutschbock beim Concours hippique.

Phot. W. A. Rouch.



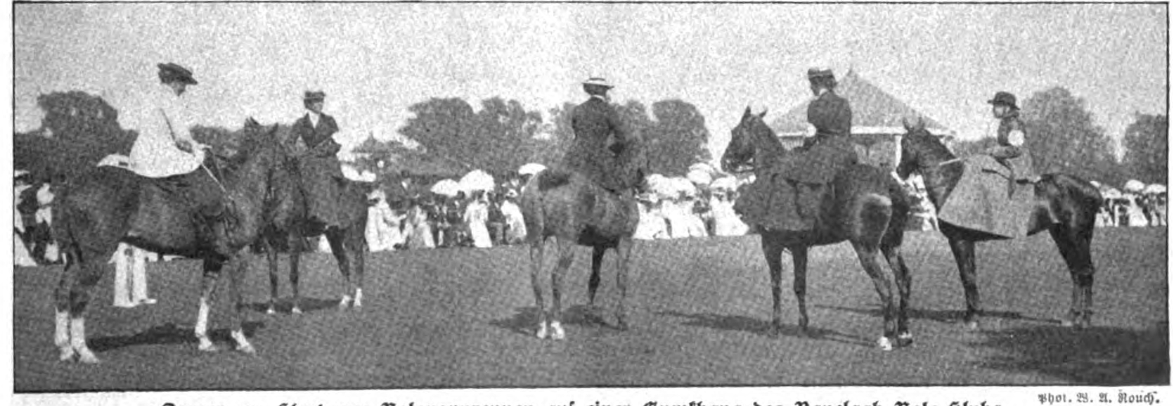
Englischer Frauensport: Eine erfolgreiche Tandemfahrerin im Ranelagh. Phot. W. A. Rouch.

es aufnehmen zu können, dann fordert man eine befreundete Schule zum Wettkampf auf, und groß ist der Jubel der siegenden Partei, und auf die ganze Schule geht die Glorie über. Wer von der Schule zur Universität schreitet, wird doppelt froh sein, ein guter Sportsmensch zu sein, denn in Oxford oder Cambridge würde man eine traurige Figur spielen, wollte oder könnte man darin nicht mitmachen. Hier tritt zu allem andern noch der Wassersport hinzu, und wer nicht schon ein „wet bob" ist, der muß es werden, denn in Oxford und Cambridge kommt nichts den Lorbeeren gleich, die auf dem Wasser errungen werden können. Aber auch, wer eine andere Karriere ergreift,



Die Herzogin von Westminster als Polospielerin. Phot. Sport & General.

oder wer sich dem Haushalt widmet, sagt deshalb dem Sport nicht Lebewohl. Ganz und gar nicht. Man tritt einem Klub bei. Die Klubs, die sich einzelnen Spezialitäten widmen, wie Hockey, Golf, Tennis, Krocket, Kricket, Radeln, Turnen, finden sich überall; doch auch, wer sich den etwas abseits liegenden Sports, wie Fechten und dem neuerdings so beliebten Bogenschießen, ergeben hat, wird ohne Mühe kameradschaftliche Vereinigungen finden, denen er sich anschließen kann. Wer ein guter Schwimmer ist und den Jahresbeitrag von 210 Mark nicht scheut, wird dem Bath-Klub beitreten; und wer auch sonst noch eine Wasserratte ist und Rudern und Segeln auf sein Programm geschrie-

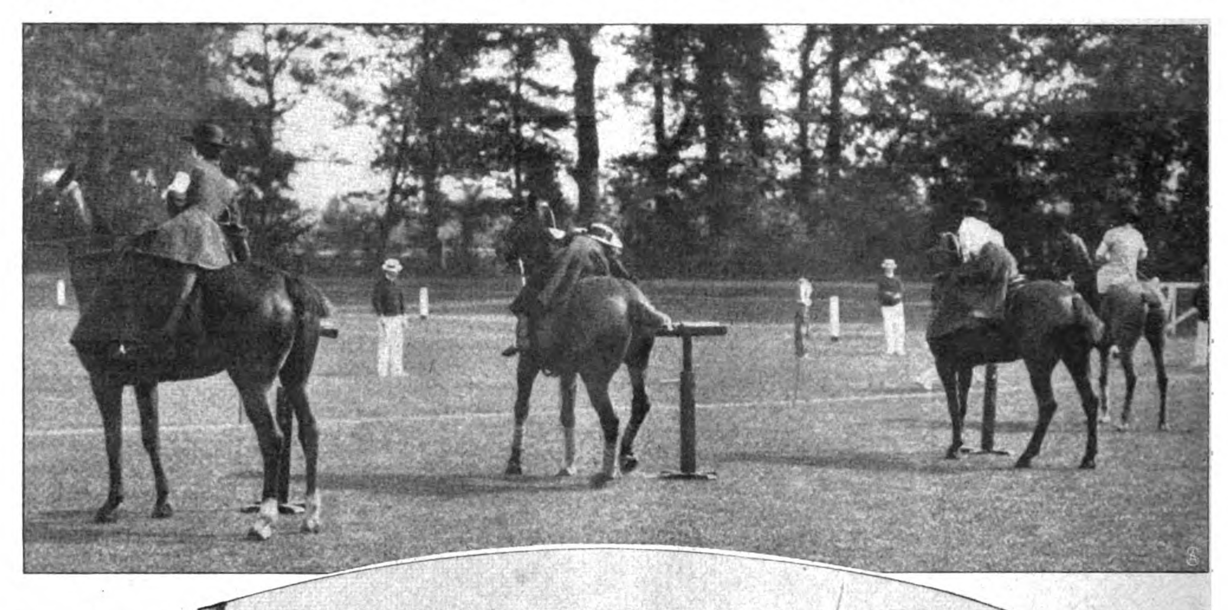


Damen am Start zum Poloponyrennen auf einer Gymkhana des Ranelagh Polo-Klubs. Phot. W. A. Rouch.



ben hat, wird einen tiefen Griff in die wohlgefüllte Tasche tun müssen, denn diese Sports gehören mit zu den kostspieligsten, und demgemäß sind auch die Einrichtungen der Klubs und deren Mitgliedsbeiträge gemessen.

Wie die Wasserratten, so müssen natürlich auch Jäger und Angler die Stadt verlassen, und sie müssen feldeinwärts wandern; der Pferdesport aber bietet seinen begeisterten Anhängern sogar in der Großstadt prächtige Heime. Allen voran steht in dieser Beziehung der Ranelagh-Klub, nicht nur in der Ausdehnung und Ausstattung seines Gebietes, sondern auch in der Vielseitigkeit seines Programms und auch in der Mitgliederzahl, denn nicht weniger als 2200 Sportfreunde und -liebhaber finden die Mitgliedschaft zum Ranelagh-Klub mit einem Eintrittsgeld von 20 Guineen (420 Mark) und einem Jahresbeitrag in der gleichen Höhe nicht zu teuer erkauft. Freilich wird auch den Mitgliedern Prächtiges geboten. Wie ein Idyll nehmen sich, fast mitten in der Stadt, die unermeßlichen Felder und Gärten rings um die palastartigen Gebäude aus, die stämmigen alten Bäume, der herrliche See und das ganze entzückend schöne Gelände am Ufer der Themse. Ein großer Teil ist dem Pferdesport eingeräumt. Allein 400 Poloponys können in den Stallungen untergebracht werden, und in der Saison wird es nicht viele Sonnabende geben, an denen ein freier Platz vorhanden wäre. Denn der Sonnabend ist im Ranelagh der erklärte Tag für die Rennbahn und für Races und Wettspiele aller Art. Unsere Bilder sind an einem Sonnabend aufgenommen und zeigen einige der besten Sportsdamen, die Old England aufzuweisen hat. Die geben sich im Ranelagh-Klub mehr oder weniger regelmäßig ein Rendezvous, um an den Races teilzunehmen, die besonders für Damen veranstaltet werden. Das pflegt der Klub als eine Spezialität, vielleicht zum Ausgleich dafür, daß er den Damen die Mitgliedschaft vorenthält. Das Prinzip nimmt sich zuerst unritterlich aus, aber es scheinen ihm gewisse edle Motive unterzuliegen. Man scheint sich des Vorrechts nicht berauben zu wollen, den Damen Gastfreundschaft zu bieten, und als Gäste räumt man ihnen auch gerne so weitgehende Privilegien ein, daß sie selbst vielleicht nichts weiter wünschen. In der Tat wird der Klub so zahlreich von Damen besucht, die sich offenbar auf dem Terrain zu Hause fühlen, daß er manchmal fast ganz und gar den Eindruck eines Damenklubs macht. Auch der Pavillon, der für Mitglieder der königlichen Familie reserviert ist, sieht häufig Damen bei sich zu Gaste, und besonders die Prinzessinnen von Connaught, die im Golfspiel sich hervortun, scheinen sich im Ranelagh-Klub prächtig zu unterhalten. Oft sind sie auch von andern Mitgliedern des Königshauses begleitet, und sie alle verfolgen den Verlauf der Wettrennen und Spiele auf den verschiedenen Gebieten mit dem größten Interesse.



Phot. Rouch.

Die sattelfeste Reiterin: Spiele zu Pferde im Ranelagh-Klub.

Neben Polo bilden die Hindernisrennen, die Wettfahrten, die Gymkhanas der Radler, die Tennis- und Krocketspiele und die ausgedehnten Golffelder die Hauptanziehungen des Klubs, und so groß sind diese, daß an manchem Sonnabend unter den schönen alten



Bäumen für 2000 Personen der Nachmittagstee serviert wird. Einen zweiten Haupttag in der Woche bildet der Mittwoch, der ebenfalls den Races und Matches geweiht ist, und auch der Sonntag ist ein beliebter und lebhafter Tag im Klub. Darüber wird mancher erstaunen, wer an den puritanischen Sonntag des alten England denkt; der aber gehört in vielen Kreisen zu den Zeiten, die vergangen sind, und nicht zum wenigsten in Sportkreisen. Der Sport, namentlich der Verkehrsport, das Zweirad und das Automobil, haben darin eine Umwandlung hervorgebracht, die man in dem konservativen England noch vor einem Jahrzehnt kaum für möglich gehalten hätte. Die mannigfachen Anforderungen der modernen Zeit haben sich auch jenseit des Kanals, aller Ueberlieferung und allem Herkommen zum Trotz, Geltung zu verschaffen gewußt. Das veranschaulicht nichts so deutlich wie ein Sonntag auf der Themse an einem schönen Sommertag oder ein Sonntagsrendezvous der vornehmen englischen Welt in den schattigen Gärten des Ranelagh-Klubs.



Hindernisfahren für Radlerinnen.

Das Wort.

Hinter dämmerblauen, fernen Gipfeln
Feuerlohend still die Sonne sinkt.
Ueber schlummermüden, schwarzen Wipfeln
Träumend schon des Mondes Sichel blinkt.

Silbern hängt die Nacht in dunklen Föhren –
Schwere Düfte irren sehnsuchtsbang – –
Ferne geht des Hirsches dumpfes Röhren –
In mir zittert ein verlorner Klang.

Und es weht aus silberhellen Weiten
Wie ein lieblich, lang verklungnes Wort –
Will es halten im Vorübergleiten –
Schon verschlingen's dunkle Ewigkeiten.
Meine Seele nahm es mit sich fort.

Elly Elisabeth Effers.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

11. Fortsetzung.

Aber nicht immer ist Herta voller Sträuben und Trotz. Wenn die gelbe Morgensonne in den weißen Gardinen spielt, dann ist der Gedankenbrand verglommen, der Alltag zertritt ihn mit sicheren Füßen und nimmt die Erstaunte selbst an die Hand und leitet sie hinaus zu ihrem Bräutigam.

Da sitzt er auf einem der verkohlten Mühlensparren, die er wieder aufzubauen gedenkt, hält das kurzgeschorene blonde Haupt tief auf die Brust gesenkt, und bisweilen streicht der plumpe Zeigefinger auf dem Holz hin und her, als wenn der schwerfällige Bursche einen Grundriß zu erfinnen gedächte. Zu seinen Füßen breitet sich die wilde, endlose Heide. Rot, gelb, braun und blau, so wogt es durcheinander, da der Frühwind über die nassen Blüten geht — und auch in der Luft schaukelt es sich in allen Farben, denn dicht gedrängt taumeln Schmetterlinge über das feuchte Kraut, und von überallher wogt das Summen und Brummen schwärmender Bienen.

Stört das den Riesen?

Er kann nicht weiter rechnen, der große Finger krümmt sich, dann hebt sich die ganze Hand, um die Augen des Mannes zu beschatten, und endlich schüttelt sich die gewaltige Gestalt, weil mitten in der linden Luft ein Schauer durch den Kräftigen stößt.

„Mein Gott“, murmelt er. „Heute nacht — ein Ende — bald ein Ende.“

Da legt sich ihm eine kleine Hand auf die Schulter, schwerfällig wendet er sich und erkennt — sie, nach der seine Sinne verlangen. Da stößt er ein freudiges Jauchzen aus, daß die Kleine entsetzt geflohen wäre, wenn er sie nicht schon mit seinen Händen gepackt und umschlossen hätte.

Diese gewaltsamen Artigkeiten, sie verursachen ihr stets einen beschämenden Schmerz, sie zerreißen jedesmal irgendeine fein tönende Saite in ihr, bis sie ein leeres, lautloses Instrument sein wird, und doch — und doch, es zwingt sie etwas, sich diesen Zärtlichkeiten stumm und duldend hinzugeben.

„Guten Morgen, mein Süßing“, jubelt er.

„Guten Morgen, Heinrich.“

„Willst du mir nicht deine liebe, kleine Hand geben?“

„Ja, hier.“

Und als sie seinen derben, herzhaften Kuß auf ihren Fingern spürt, da schließt sie die Augen, so daß sie die blühende Heide nicht mehr schaut, lehnt sich an das Knie

des Sitzenden und wartet, was er weiter über sie beschließen wird. Aber da ist es schon geschehen. Er hat ihr Kinn emporgehoben, und nun küßt er sie auf die Lippen, trunken, beglückt, besinnungslos und dabei im Gefühl des redlich erworbenen Besitzes, wie der Bauer, der aus dürrem Erdenschoß endlich einen Brunnen aufgeworfen hat und nun das klare Wasser schöpft, mehr und immer mehr, in rüstiger Freude dabei murmelnd: „Wart, nun hab ich dich."

„O, laß, Heinrich."

„Nein, das darf ich jetzt — und du bist mir wirklich nachgegangen, mein liebes Süßing? Bist mir ordentlich auf dem Fuß gefolgt?"

„Ich?" Sie sieht ihn erstaunt an, aber dann nickt sie bekräftigend. Warum soll sie ihm die Freude nicht bereiten? „Gewiß," erwidert sie, „ich wollte dich treffen."

O, es ist leicht, den Riesen zu beseligen. Dieses kleine Zugeständnis läßt sein treuherziges Antlitz, das bis jetzt immer von einem leisen Zug der Sorge überhuscht war, aufleuchten, der grobe Mund öffnet sich zu einem schallenden, befreienden Lachen. Im nächsten Moment jedoch fühlt sich die Kleine aufs neue von seinen mächtigen Armen umfangen, so daß jetzt nur noch das Haupt mit den leuchtenden, blonden Haaren frei bleibt. Aber diesmal sucht sie sich zu befreien; doch was vermag die Kraft eines Kätzchens gegen solche Klammern?

„Wehr dich nicht, mein Liebling," stammelt Heinrich — „jetzt is es ja endlich so weit; gestern hab ich nämlich mit meiner Mutter gesprochen. Sie meint auch, das lange Warten habe keinen Zweck mehr. In sechs Wochen also ist Hochzeit — und in acht Tagen soll unsere Verlobung öffentlich gefeiert werden. Na, is das schön?"

„In acht Tagen?" wiederholte die Kleine erstickt.

„Ja, und es soll lustig bei uns zugehen. Das kannst du glauben. All unsere guten Freunde und Nachbarn werden eingeladen. Der Herr Pastor und Küster Vierarm und Sanitätsrat Abraham und deine Verwandten Professor Rogge und Frau, die dürfen natürlich unter keinen Umständen fehlen. Auch ein Vetter meiner Mutter wird kommen, Onkel Ludwig Wippermann. Der Groß-Erblasser unserer Familie. Ja, und weißt du, Lütting, wen ich noch bitten wollte, uns die Ehre zu schenken?"

„Nun, wen?" fragte Herta dagegen, indem sie es versuchte, sich in den umklammernden Armen ein wenig zu bewegen.

Der Riese begann ihr mit seiner mächtigen Rechten die Wange zu streicheln und erzählte voller Behagen weiter.

„Denk dir, ich hab' nämlich gestern an unserer Grenzscheide den jungen Grafen Fritz Hohensee getroffen. Du glaubst gar nicht, wie freundschaftlich er sich immer zu mir beträgt. Und da —"

„Du hast ihm doch nicht etwa von unserer Verlobung berichtet?" rief die Blonde plötzlich ganz laut.

„Doch", unterbrach der Landwirt gemütlich. „Warum nicht? Das hab ich."

„Und er? — Was sagte der Graf darauf?"

„Gott, was sollte er sagen? Gefreut hat er sich."

„Gefreut?"

„Lütting, warum siehst du mich auf einmal so groß an? Ich hab doch kein Unrecht getan? Sieh, es wird doch jetzt bald in der Zeitung stehen, und dann werden alle, alle in der ganzen Gegend wissen, welch ein großes, gewaltiges Glück mir in den Schoß gefallen ist. Und ich kann dir sagen, so faßte es auch der Graf auf."

„Wieso? So sprich doch — was tat er denn?" stieß die Kleine hervor, und siehe da, mit einer glatten Windung hatte sie sich ihm unvermutet entzogen, so daß der sitzende Riese jetzt ganz verblüfft auf die Entschlüpfte schauen mußte. Seine großen, blauen Augen rundeten sich vor Verwunderung.

„Wie geschickt du bist", stellte er endlich mit beifälligem Lächeln fest. „Wie ein Aal."

Da trat Herta mit dem Fuß auf: „Schon gut," drängte sie ungeduldig, „aber was meinte der Graf? — Warum kommst du nie zu Ende?"

„Ja", setzte Heinrich seine Erinnerung etwas nachdenklicher fort, denn er mußte darüber nachsinnen, welcher Umstand die Kleine so sehr in Erregung versetzen konnte, daß sie sogar mit dem Fuß aufstampfte. Er wiegte das Haupt. Ja, ja, wenn das Mutter Lotting beobachtet hätte. Das schickte sich ja eigentlich gar nicht für seine Braut. Ach Gott — er faltete wiedergewonnen die Hände — ach Gott, wie wunderniedlich aber hatte es trotz alledem ausgesehen. „Ja, Herta," fuhr er bedächtig fort, „als ich Fritz Hohensee mein Glück so vorerzählte, da stand er im ersten Augenblick ganz starr."

Da vollführte die Kleine eine rasche Bewegung. „Und dann?" warf sie herb hin.

Der Landwirt strich sich über das kurzgeschorene Haar und nickte ein paarmal mit dem Haupt, als strömten ihm allmählich alle Worte der mit dem Grafen geführten Unterhaltung zurück. „Ja, und als ich ihm dann erzählte, daß in acht Tagen unsere Verlobung angesetzt sei, da, Herta, da guckte er eine Zeitlang auf das grüne Haferfeld nieder, und dann äußerte er endlich etwas, was ich damals gar nicht recht verstand und heute eigentlich noch viel weniger."

„Und was war das?" forschte die Kleine.

„Ja, er faßte meine Hand und meinte ganz ernsthaft: Mein lieber Herr Heinrich, in acht Tagen mithin, dann wird Ihre Braut, Ihre schöne Braut, also wissen, durch welche Tür sie zu gehen hat. — Durch welche Tür? wollte ich ihn nochmals ausforschen, da erklärte er mir aber sein dunkles Wort bereits selbst: Sehen Sie, lieber Heinrich, warf er hin, wir Menschen gehen unser ganzes Leben lang von einer Tür in die andere. Ja, im Moment stehe ich selbst sogar im Begriff, eine neue zu öffnen, denn ich siedle in allernächster Zeit nach Berlin auf Kriegsakademie über. Vorher aber, lieber Freund, ja sogar genau in acht Tagen, da trete ich einen längst ersehnten Urlaub an, den ich in Tirol und in der Schweiz zu verbringen gedenke. Und während mir der junge Herr ordentlich gewaltsam die Hand preßte, setzte er noch hinzu: Unsereins hat ja auch so manches, was man sich aus dem Kopf schlagen muß."

„So sagte er?" drängte die Blonde mit kurzem Atem dazwischen, die sich jetzt ohne klare Überlegung den sie einfangenden Armen des Riesen von neuem überließ. „Hast du dich auch nicht geirrt?"

Der Riese schüttelte den Kopf und strich zärtlich an ihren Armen herunter. Sanft und zart; er fürchtete augenscheinlich, das kleine Rokokofigürchen in dem weißen, wehenden Gewand zu zerbrechen. „Ja," bestätigte er bestimmt, „genau so war es. Wort für Wort. Aber weißt du auch, Kleine," fügte er bedächtig hinzu,



und seine Hand drückte schwerer, „daß ich einen Verdacht heg?"

„Einen Verdacht? — Du?"

Da tauchte es auf, etwas Unbestimmtes blitzte über die blonden Haare hinweg. Mit einem furchtsamen, unterdrückten Ruf hob sie sich auf die Zehenspitzen, schlang beide Arme um den Hals ihres Verlobten, und während sie den Überraschten, Schwankenden zu sich herabneigte, flüsterte sie mit ihren roten, bebenden Lippen, die dem plumpen Burschen näher und näher kamen, gleich zwei girrenden Rotkäfern: „Was meinst du, Lieber, Guter? — Welch einen Verdacht? — Geh doch, das ist ja nichts."

„Doch, doch", wollte er sich entschuldigen, aber die Verzauberung nahm ihm die Sinne, die beiden Rotkäfer, die er eingefangen, saugten bereits an seiner Seele. „Du schönes Süßing, versteht du mich? Ich mein ja nur meine Schwester Anna und den Grafen. Hast du das nicht schon längst bemerkt?"

Als Herta diesen Satz vernahm, da wich die Spannung. Ihre hellen Augen taten sich weit auf. Ohne daß sie es recht beabsichtigte, fielen ihre erhobenen Arme herab, und dann, mit einem Ruck, entzog sie sich dem Betäubten, um endlich kühl und überlegt hervorzubringen: „Ja so — darum brauchst du dich nicht zu ängstigen."

„Nicht wahr? — Nicht wahr?" stotterte Heinrich, „das ist nichts Ernstliches? Aber ich halte es doch für gut, mein süßes Lütting, daß er ihr aus den Augen kommt. Besser ist besser. Denn es kann doch daraus nichts werden."

„Ja, aber was geht das uns an?"

„Gewiß — gewiß — natürlich, du hast recht — uns nicht. Für uns, mein weißes, silbernes Schäfing, kommt ja glücklicherweise in acht Tagen die Erlösung. Ah — eine rechte Befreiung. Wär's doch erst so weit. Ich weiß ja auch nicht mehr wo aus noch ein. Ich sah doch heute — —"

„Was, Heinrich, was?"

„Ich meine — ich dachte — du kannst auch nicht mehr schlafen? Dir fehlt die Ruhe, nicht wahr? Heute nacht —"

„Heinrich — um Gott — standst du etwa heute nacht...?"

„Ja, Lütting, auf dem Hof. Und da — nimm es nicht übel — ich wußte ja nich — —"

Ein heißer Schrei gellt auf. Es ist, als wäre er aus der Heide hervorgedrungen, denn ringsum wird es für eine Minute tödlich still. Die Schmetterlinge weilen mit ausgespannten Flügeln, die Bienen summen nicht mehr, selbst der Wind schweigt und hält an.

„Lütting — was ist dir? — Verzeih, Süßing! — Herrgott, warum antwortest du nicht? Warum läufst du von mir fort? Herta — Herta!"

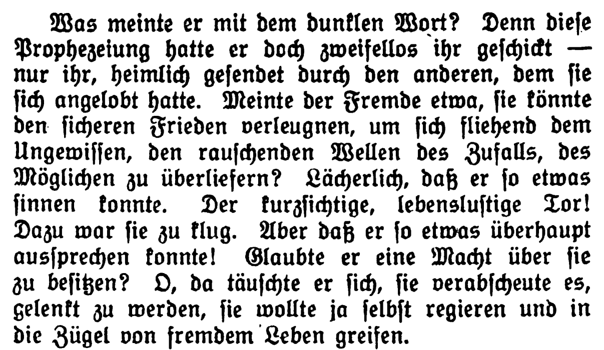
Zu spät.

Ein weißer Schatten fährt über die Heide! Die zertretenen Blüten knirschen unter ihren Füßen, die hellen Röcke wehen und flattern — wie auf weißen Flügeln wirbelt es von dannen.

* * *

Seit dieser Stunde wußte sich Herta keinen Rat mehr. Immerfort summte und sang das Wort des jungen Grafen um sie herum: In acht Tagen wird die Tür offenstehen.

Welche Tür?



Was meinte er mit dem dunklen Wort? Denn diese Prophezeiung hatte er doch zweifellos ihr geschickt — nur ihr, heimlich gesendet durch den anderen, dem sie sich angelobt hatte. Meinte der Fremde etwa, sie könnte den sicheren Frieden verleugnen, um sich fliehend dem Ungewissen, den rauschenden Wellen des Zufalls, des Möglichen zu überliefern? Lächerlich, daß er so etwas sinnen konnte. Der kurzsichtige, lebenslustige Tor! Dazu war sie zu klug. Aber daß er so etwas überhaupt aussprechen konnte! Glaubte er eine Macht über sie zu besitzen? O, da täuschte er sich, sie verabscheute es, gelenkt zu werden, sie wollte ja selbst regieren und in die Zügel von fremdem Leben greifen.

Lächerlich.

Aber von dem vielen Nachdenken wurde sie krank. Ihre Wangen erblaßten, und ihr Fuß schritt nicht mehr so keck und federnd wie früher.

„Wie solch eine lütte Bachstelze geht sie", hatte Mutter Lotting noch vor kurzem geurteilt.

Man schrieb jetzt schon den Juni. Es war einer jener heißen Sommertage, die wie eine weiße Sandgestalt durch das Land ziehen, jedes Staubkörnchen blitzt und flimmert, daß sich unter den glühroten Stirnen der Feldtagelöhner geblendet die Augen schließen müssen, und wo die Gestalt ihre leuchtenden Finger ausstreckt, da legen sich die Wogen des Korns. Das Gras knickt zusammen, und gleich einem Fieberhauch qualmt heißer Atemschauer über die dorrende Fläche.

„Komm, Anna", sagte an diesem Vormittag die Hausfrau von Werrahn zu ihrer Tochter. „Heinrich hat anspannen lassen, wir wollen in die Stadt fahren, um die Aussteuer zu vervollständigen."

„Und Herta?" wandte die Aufgeforderte mißtrauisch ein, „soll sie hier allein bleiben?"

Mutter Lotting sandte einen ihrer scharfen Blicke aus, bewegte dann abschätzend das schmale Habichtshaupt, und gleichgültig klang es zur Antwort: „Warum nicht? Wenn sie später einmal hier schalten und walten soll? Warum nicht heute schon? Gegen meine Kinder hege ich kein Mißtrauen. Das dürfen sie verlangen. Übrigens, sie klagte über Kopfschmerzen, und da habe ich sie zu Küster Vierarm geschickt. Er soll ihr einmal die Finger auf die Stirn legen, denn er behauptet ja, er besäße eine magnetische Kraft. Vielleicht nützt es. — Komm."

Die beiden Frauen fuhren vom Hof.

Inzwischen schritt die Blonde in entgegengesetzter Richtung dem niedrigen Häuschen ihres Freundes zu. Denn wirklich, so seltsam es erschien, der Teufelsbanner, Prophet und Magnetiseur war ein leidenschaftlicher Verehrer des zierlichen Fräuleins aus der Rokokozeit geworden.

„Also, im Kopf da tobt es?" forschte er mit grenzenlos überlegener Miene, da die Kleine ihm in seinem gemütlichen Studio nun gegenüberstand, und er verzog die schwarzen Augenbrauen majestätisch, bis tief unter das Gestrudel des eisengrauen Schopfes. „Hm, ich weiß woll, woran das liegt, ‚Sie' sünd bereits eingeschüchtert und möchten nun heraus."

„Ja", entgegnete die Kleine, indem sie die hellen, strahlenden Augen gegen den Mann aufschlug, denen so leicht keiner entging. „Lieber Papa Vierarm, ich habe Migräne."

„I wo, mein Döchting", streichelte der Küster, der der Kleinen inzwischen seine Hand aufs Haupt gelegt



hatte. „Migräne, meinst du? — J wo, das is nur einer der fälschlichen Namen, unter denen ‚er' — du weißt woll, wen ich meine — durch das Land schleicht. Aber ich bün ihm über. Und du sagst, Mutter Lotting hat dich dieserhalb extra von Werrahn zu mir geschickt?"

Die Kleine nickte.

„Nun, das is vernünftig. Die Frau hat Verstand. Hat einen Viermännersinn; aber nun komm mal näher — nu wollen wir ‚seinen' Abgesandten eins mit der Zange anpacken. Halt still."

Er legte ihr seine dürre, fleischlose Hand auf die Stirn, murmelte etwas, und seine rollenden Prophetenaugen loderten in solch überzeugter, beinah rauchender Glut in die ihren, daß die Kleine schwach wurde. Sie begann zu zittern, die Gedanken vergingen ihr, und in ihrem dämmernden Zustand, da waren die bohrenden Schmerzen plötzlich verschwunden. Unwillkürlich mußte sie lächeln.

„Nu hab ich ‚ihn' hier in den Händen", sprach Küster Vierarms gewaltig triumphierende Stimme unvermutet durch ihre Tränen hindurch. „Ich fühl ‚ihn' ganz deutlich. ‚Er' kitzelt mir leibhaftig in den Fingerspitzen. Aber nun wird er eingeschlossen. Süh so." Damit sprang er eilfertig an den Tisch, schob seine Hände rasch unter den Deckel der großen Bibel und schrie aus tiefer Brust aufatmend: „Kusch!"

In dem gleichen Augenblick erhob der Pudel Sus, der bis dahin unter dem Tisch der Beschwörung mit schielenden Augen gefolgt war, ein schmerzlich gestörtes Winseln.

Küster Vierarm nickte befriedigt.

„Sühst du?" sagte er und klopfte seiner Patientin leicht die Wange. „Daran kannst du den Erfolg merken. Sus mag es nicht leiden, wen ich mit einem von ‚seiner Familie' so arg umgehe. Aber jetzt ist ‚er' vertrieben, was?"

Da klatschte Herta vor Vergnügen über den wunderlichen Alten schallend in die Hände. Im Moment dachte sie an nichts anderes als an diese seltsame Begebenheit. Dann jedoch wurde sie abermals von einer ihr unbekannten schweren Müdigkeit befallen. Hilfesuchend blickte sie nach dem mächtigen Sofa der Küsterstube aus. Der geistliche Streiter jedoch geriet in Verlegenheit.

Er stammelte, fing an zu überlegen, kraute sich unentschlossen in dem wallenden Schopf und suchte nach Ausflüchten. Endlich äußerte er verlegen: nein, das ginge nicht. Zudem — er atmete auf, ja, das war ein guter Einfall — zudem wäre er auch zu dem Herrn Pastor bestellt, müsse fort und schlösse seine Wohnung zu. Aber das schadete ja auch nichts. Die Unnatur müsse durch die Natur, lediglich durch die richtige, grüne Natur, vertrieben werden. „Und da guck, Dirning, vor vierzehn Tagen hab ich erst mein Heu geschlagen, duftet prächtig und vor dem Heuboden drüben lehnt eine breite Leiter. Ein Fürstenschloß kann keine schönere, bequemere Treppe haben. Da spring herauf, und eh ich wiederkomm, is auch die letzte Spur von deinen Schmerzen verschlafen. Willst? Na?"

Da klatschte Herta das zweitemal in die Hände. Dieser alte Sonderling war doch der einzige aus der ganzen Umgegend, der ihrer Sucht nach außerordentlichen Einfällen stets entgegenkam. Dafür mußte er belohnt werden. Weit breitete sie die Arme aus, stürzte unter einem hellen Jauchzen auf den Überraschten zu, kletterte an dem Starren in die Höhe, und im nächsten Moment brannte ein heißer Kuß mitten in dem glattrasierten Gesicht des alten Küsters. Der stand regungslos und schnaubte wie ein störrisches Pferd. Als er aber gleich darauf die kleine Blonde mit ein paar flinken Sätzen über den Hof springen und schattenhaft schnell die Leiter heraufhuschen sah, da blickte er sich grenzenlos verdutzt nach seinem Pudel um, der sich mit der Pfote gerade befriedigt die Schnauze wischte.

Der Küster schmatzte. „Dieses is mich noch nie vorgekommen, Freund Sus", stellte er endlich fest. „So etwas nennt man also einen Kuß? Hm, ich muß sagen, im großen und ganzen ein recht angenehmes Gefühl, selbst wenn es aus der Hölle stammen sollte."

Er griff nach seinem Stock, und Herr und Pudel gingen davon.

* * *

Um die gleiche Zeit saß der alte Graf Karl Anton in dem halbrunden Söllerzimmer seiner Gattin, der Gräfin Anne-Marie Luise, hatte das rechte Bein hoch über das andere gezogen und putzte nun bekümmert an seinem Stulpstiefel herum, als ob ihn die blinde Glanzlosigkeit des Leders nicht zur Ruhe kommen lasse. Und sooft er, außer Atem, sein rotes, sonnenverbranntes Antlitz erhob, wunderte er sich von neuem darüber, daß die überschlanke Frau mit den feinen, durchgeistigten Zügen und den merkwürdig weiten, braunen Augen, die unter das vorzeitig weiße und wellige Haar gar nicht zu gehören schienen, wie gesagt, er wunderte sich immer von neuem darüber, daß seine Anne-Marie Luise so ruhig und selbstsicher dort oben auf dem Tritt des halbrunden Söllers an einer kostbaren Decke sticken konnte, während er hier unten von einer inneren Unruhe förmlich gezwickt wurde. Er zog das andere Bein herauf, stutzte von neuem, und dabei ließ er hilfesuchend seinen Blick an den kreisrunden Wänden entlang schweifen. Überall hingen grünblaue Gobelins herunter, die Anne-Marie mit in die Ehe gebracht, und die Darstellungen der Passionsgeschichte in verschossenen Farben zeigten.

Anne-Marie sprach im allgemeinen nicht viel, und doch wußte sich ihre Umgebung jeden ihrer Blicke gleich einer ausführlichen Rede zu deuten. Jetzt schlug der Graf ungeduldig auf seinen Stiefel und wurde deutlicher. Nach dieser Aussprache sehnte er sich ja schon seit Wochen. Er durfte sie nicht länger hinausschieben.

„Sag eins, Kind, was arbeitest du da eigentlich auf dem schwarzen Samt herum? Es sieht ja aus wie 'ne Weinkanne."

„Das wird eine Altardecke, Anton."

„So — so." Der Gutsbesitzer fuhr sich mit der Hand über die Nase, dann strich er sich über das enganliegende, gescheitelte Grauhaar. „So — so. Na, dann laß dir was sagen, Anne-Maus. Wir haben all soviel für den lieben Herrgott getan. Jetzt könnte er sich — Gott verzeih mir die Sünde — einmal gegen uns revanchieren."

Vor diesem ganz ungewohnten Angriff gegen ihre heiligsten Vorstellungen ließ die feine, weißhaarige Dame unvermittelt ihre Arbeit sinken und hob rasch das Haupt. Ihre großen braunen Augen ruhten erst lange auf dem erregten Mann, der jetzt nervös und scharrend auf seinem Stuhl hin und her rückte, bevor sich in dem feinen, blassen Antlitz die noch jugendlich roten Lippen zu einer Antwort formten. Nach dieser langen Pause jedoch war es, als ob die Schloßherrin bereits alles erraten hätte.

„Anton," begann sie, während sie die Hand leicht gegen ihn erhob, „was verbirgst du mir? Sprich dich aus."

Der Gutsbesitzer spreizte die Beine, bückte sich und guckte angelegentlich auf den Estrich. Er vermied es in diesem Moment den großen Augen der Schloßherrin zu begegnen. Dann jedoch schüttelte er gegen den Fußboden die Faust und platzte halb in Wut heraus: „Schnick-schnack, ich, und dir was verbergen können? Du weißt ja schon längst alles, besser wie ich, Anne-Marie, das kenne ich ganz genau. Du besitzt bloß die verdammte Mode des Schweigens. Ich aber kann's nicht aushalten. Mir ist's wieder wie an dem Vorabend von Gravelotte, wo auch solch eine verdammt bange Vorahnung durch die Schwadron ging, daß auch dem schneidigsten Jungen das Herz in die Hosen rutschte. Anne-Maus, machen wir uns doch um Gottes willen beide nichts vor. Mit unserem Jungen geht es ja nimmermehr einen guten Gang."

Als der Vater dies mehr hervorgestöhnt als gesprochen hatte, da zuckte die fromme Frau auf dem Söller abermals zusammen, und langsam drückte sich ihre erhobene Hand gegen die Brust.

„Anton", wollte sie ruhig entgegnen, aber ihre Stimme zitterte, so daß sie mehrfach ansetzen mußte. „Wenn du nichts Greifbares hast, dann beschuldige unseren Fritz auch nicht ungerecht. Ist er nicht unser herzensguter, lieber, einziger Junge?"

Der Graf faßte an die Stuhllehne und rüttelte an ihr. „Jawoll, herzensgut, aber angesteckt, Anne-Marie, — angesteckt bis in die Knochen von diesen neuen Vorstellungen, die unsere Jugend direkt zu einer Gefahr für das ganze Vaterland machen. Ihnen fehlt das Ziel, Anne-Maus, eine Idee, wie wir sie besessen haben. Was halten sie heute für das Höchste? Das Herumludern, glaube mir, darauf sind sie noch stolz, und unser Junge steckt schon bis zum Hals in dem Sumpf."

„Anton!"

„Ne, ne, Maus, sei ruhig, ich tu deinem Liebling kein Unrecht. Gott weiß, ich würde mir ja für den Bengel die rechte Hand abhauen lassen, aber die Art, wie er sein Leben hinbringt, macht uns — ne, kuck mich nich so groß an, Kind, sonst fehlt mir der Mut zum Reden — ich sage dir, er macht uns Schande. Schande unserm alten geachteten Namen und zieht uns in die Luderei mit hinein. Ich schäme mich all, über unsere Grenze zu reiten."

„Allmächtiger Gott — was? Was sagst du da?"

Vor der durchdringenden Angst und Wucht seiner Worte, die ihrem furchtlosen Gatten sonst so völlig fremd waren, hatte sich die Schloßherrin erhoben, und nun trat sie hinter den Stuhl des Gutsbesitzers, um von da ihre Hand auf seine Schulter gleiten zu lassen. Durch den einfachen schwarzen Gehrock hindurch, den Karl Anton stets anlegte, bevor er sich zu seiner Gattin begab, fühlte der derbe Mann, wie die feinen Finger seiner Gefährtin bebten. Eine zunehmende Kälte schien von ihnen auszuströmen. Und doch fuhr er sich mechanisch, wie einem vorher bedachten Entschlusse entsprechend, in die Brusttasche, und nun brachte er mit seiner fleischigen Hand zögernd und stockend einen zerknitterten Brief hervor.

„Hier, Anne-Maus, aber bleib ruhig, hier hast du die Bescherung."

„Ist das eine Frauenhandschrift?"

„Freilich, was sonst?" Er warf noch einen Blick auf die starken Züge. „Na ja, es könnte auch ein Mannsbild geschrieben haben", gab er zu. „Unsere Landmädchen schreiben ja so."

Die Finger der Gräfin spannten sich noch etwas fester um die Schulter des Sitzenden und in ihre Stimme drang etwas Leeres, Abwesendes.

„Und wer ist die Schreiberin?" forschte sie leise.

„Wer?" Jetzt schlug der Rittergutsbesitzer heftig auf die Stuhllehne, und während sich sein Antlitz bis über den steifen Nacken hinaus mit Kupferröte überzog, fuhr er losbrechend herum: „Wer? Wozu verstellst du dich, Anne-Marie? Dir kann man doch nichts vormachen! Dir doch nicht. Ja, er ist also von der Tochter unserer Nachbarin Kalsow. Das Mädchen bittet mich um eine Unterredung. Verstehst du, was das heißt?"

Die hohe Gestalt der Frau sank unmerklich noch etwas tiefer zusammen.

„Armer Anton", brachte sie leise hervor.

„Das geb ich dir zurück. Arme Anne-Maus!"

Eine Pause entstand, die Gräfin stand unbeweglich.

„Und nun?" fragte die fromme Frau tonlos weiter, und dabei sah sie zum Fenster hinaus, an dem goldener Sonnenschein vorüberflog. „Wie willst du es zum Guten lenken, Anton? Denn zum Guten muß es doch gelenkt werden, nicht wahr?"

Und mit einem Male schlug sie die Hände vor das feine Antlitz und schluchzte leise auf. Was war das? Vor diesem Zusammenbruch der Kühlen, Leidenschaftslosen, die der Graf zum erstenmal während ihrer langen Ehe in eingestandenem Jammer sah, da verlor Karl Anton jede Selbstbeherrschung. Dröhnend sprang er auf beide Füße, schob die Hände unter die Schöße seines flatternden Gehrocks und umschritt wie ein Gefangener, der ausbrechen möchte, immer wieder die Wände des kreisrunden Zimmers. Und während er so den Raum durchmaß, streifte er achtlos mit der Hand an den grünblauen Gobelins herunter, oder er warf auch aus seinen grau und struppig überbuschten Augen einen unsicheren Blick auf sein Weib. Plötzlich jedoch machte er scharf halt. Er stand gerade unter der Kreuzabnahme Christi.

„Anna, du würdest dich dareingeben?"

Von der andern Seite drang nur ein leises Atmen, dann aber sprach es demütig und doch vernehmlich: „Ja, Anton, ich würde auch das Schwerste auf mich nehmen. Denn durch uns darf kein wissentliches Unrecht geschehen. Das wär wie ein Hohn auf dein und mein bisheriges Leben."

So ruhig und doch voll echter frommer Hingenommenheit hatte die vornehme Dame gesprochen, daß ihr Zuhörer einen Augenblick völlig im Bann dieser überwindenden, schmerzerfüllten Seele verharrte, die in jenem Augenblick wahrlich den Sinn ihres ganzen Daseins ausdrückte. Gleich darauf jedoch schlug der Mann in voller verbissener Wut gegen den Gobelin.

„Anton, um Gottes willen!"

„Ach was, auch darum hat uns ja dieser Bursche gebracht."

„Das ist nicht wahr. Das kann nicht wahr sein."

„Doch, Anne-Maus, hab ich dir meintag schon mal was vorgelogen? Hättst bloß vorhin aus dem Fenster zu kucken brauchen, dann hättst du dein sauberes Früchtchen in Zivil bereits auf andern Wegen herumschleichend sehen können. Auf andern Wegen. Daraus mach dir einen Vers. Aber nu komm, Mutting," setzte er ge-



waltsam einlenkend fort, da er merkte, daß seine Anne-Marie um sich herum tastete, als ob sie nach einem Sitz ausspähe — „nu wollen wir beiden Alten uns zusammensetzen und zusehen, ob wir für diesen Stiefel vielleicht doch noch eine Sohle zurechtschneiden können. Überhaupt, du mußt mir einblasen, was ich dem Mädel sagen, wie ich ihr ins Gesicht sehen soll, denn kuck, Anne-Miking, mir fehlt wahrhaftig die Courage! Ja, ja, das ist's, nichts weiter als die ganz gewöhnliche, einfachste Courage.

* * *

„Dieses gottvergeßne Mädel."

Auch der starke türkische Tabak vertreibt die pulsierende atemraubende Unrast nicht. Der junge, schlanke Mensch, der, in einem gutsitzenden grauen Promenadenanzug, den weichen Filzhut verwegen und zerbeult in die Stirn gedrückt, auf der Wiese hinter der Küsterbesitzung lauert, er wirft immer eine ausgebrannte Hülse nach der andern in das trockne Gras und stampft dann den Brand ungeduldig mit den Füßen aus.

Er lauert.

Er beschleicht wie ein Fuchs, der in den Hühnerstall brechen will. Einmal muß doch dieses Teufelsweib von dem alten Küster genug haben. Er hat sie doch hereinwandern sehen, und sie wird hoffentlich dort drinnen keine Andachtstunde nehmen. Nein, danach sieht sie nicht aus. Fromm ist sie hoffentlich nicht. Das kann er im Moment am wenigsten brauchen. Keine Widerstände, keine Hemmnisse, nein, um aller Heiligen willen, wenn es gut enden soll, ein williges Hingeben, ein Löschen dieser weißsiedenden Glut, die bereits kochend und brühend durch alle Gassen und Gänge seines Gehirns läuft. Ja, diesmal war es Raserei, Zorn, weil ihm dieses schöne, glatte, elfengeschmeidige Geschöpfchen, das doch in seine Sphäre gehörte, von einem andern, einem Bauern genommen werden sollte. Mit dieser da meinte er es ja ernstlich, oh, so furchtbar heilig und pflichtvoll — und sie? Sie lachte ihn aus, der leuchtende Blondkopf, schien ihn zu verachten und stieß ihn von sich. Oh, das mußte anders werden, kaum vier Tage blieben ihm nur noch, dann, dann wurde diese verhaßte Bauernhochzeit gefeiert mit Juchzern, vielen Fässern Bier und Champagner, während das Gesinde in der Scheune dazu tanzte.

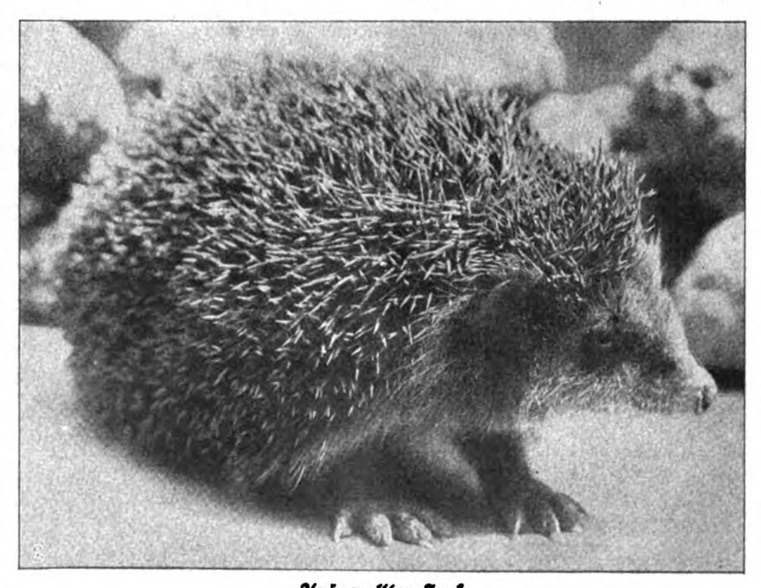
Welche Geschmacklosigkeit! Davor mußte man doch dieses seidige, glatte Geschöpfchen geradezu bewahren. Und dann, ihm blieben ja selbst nur noch vier Tage, dann siedelte er nach Berlin auf Kriegsakademie über und trat gleich darauf seine Urlaubsreise an. Merkwürdig, wie das alles zusammentraf, als ob irgendeine planvolle Vorherbestimmung dabei waltete.

(Fortsetzung folgt.)

Der Räuber im Stachelkleid.

Von Fritz Skowronnek. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Ein Tier, das wider seinen Willen manchmal mit dem Menschen in Berührung kommt, ist der Igel, den die Naturforscher in der Ordnung der Kerfjäger als eine eigene „Familie" aufzählen. Er ist damit in die Verwandtschaft der Spitzmäuse und Maulwürfe geraten. Die Besonderheit, die dem Laien am meisten auffällt, das Stachelkleid, ist dem Naturforscher nicht maßgebend, denn er reiht die vier Sippen der Stachelschweine als eine Familie in die Ordnung der Nager ein und bringt sie in die nächste Verwandtschaft mit dem Hasen. Immerhin sind die beiden Tiere, die den berühmten Wettlauf auf der Heide bei Buxtehude ausführten, sozusagen Vettern, was wohl niemand nach der Verschiedenheit ihrer Gestalt und Veranlagung annehmen würde.



Aufgerollter Igel.

Ein gewisses Interesse kann der Igel schon deshalb beanspruchen, weil er in Mitteleuropa der einzige Repräsentant der Tierarten ist, denen die Natur ein Stachelkleid als Schutz verliehen hat. Einen andern Zweck scheint dieser eigenartige Panzer, der den Rücken und die Seiten bedeckt und nur Kopf, Schulterblatt, Leib und Füße freiläßt, nicht zu haben, denn in der Gefahr rollt der Igel sich zu einer Kugel zusammen, die auf allen Seiten von Stacheln starrt. Es fragt sich nur, gegen wen er sich damit schützen will. Unvernünftige Menschen rollen die stachlige Kugel auf ein ausgebreitetes Taschentuch, um sie an das nächste Wasserloch zu tragen und hineinzuwerfen, denn das ist so ziemlich das einzige, was die meisten vom Igel wissen, daß er sich unter Einwirkung von Wasser aufrollt. Sie würden viel mehr Vergnügen von der Begegnung mit dem Tier haben, wenn sie sich ganz still verhalten würden, um das Aufrollen in aller Ruhe zu beobachten. Zuerst entsteht

am Leib eine kleine Oeffnung. Dann entrollt sich die Kugel ruckweise, bis der Kopf zum Vorschein kommt. Er trägt infolge der Zusammenschiebung der Hautfalten einen mürrischen, ja wütenden Ausdruck, der immer mehr schwindet, wenn die Falten sich glätten, bis das Gesicht zuletzt sein gewöhnliches, stillzufriedenes Aussehen erhält. Kinder, die man diese Umwandlung beobachten läßt, amüsieren sich prächtig; sie müssen sich nur ganz still verhalten, weil jeder Laut das Tier erschreckt und zum Zusammenrollen veranlaßt. Dann kann man lange warten, bis es die Schutzstellung aufgibt.

Der Igel kommt in Anbetracht seiner Nützlichkeit viel zu selten vor. Eine ganz merkwürdige Wut scheint alle Hunde zu erfassen, wenn sie den harmlosen Burschen antreffen. Entweder reizt sie der bisamartige, nicht gerade angenehme Geruch, den das Tier ausströmt, oder die starrenden Stacheln, an denen sie sich bei hastigem Zupacken verletzen, erregen ihren Groll. In einem Herbst war auch ich dem Igel wirklich gram. Es war in Ostpreußen auf einem Gutshof. In jeder Nacht, wenn man gerade im ersten Schlummer lag, begannen die Hunde im Park loszustürmen. Schließlich gaben fünf, sechs Hunde, deren stimmliche Begabung zur Genüge bekannt sein dürfte, andauernd Standlaut. Es konnte ja auch sein, daß sie einen Obstdieb gestellt hatten. Nein, es war stets ein Igel. Aergerlich trug ich ihn mehrere hundert Schritte weit ins Feld und ließ ihn los. Nach einer Stunde begann das Konzert von neuem. Diesen Burschen sperrte ich in die Waschküche. Nach drei Nächten hatten wir eine Menagerie von zehn Igeln beisammen. Was sollten wir mit ihnen anfangen? Ich verfiel endlich auf den glücklichen Ausweg, sie im Rucksack in die Nähe des benachbarten Gutshofs zu tragen und sie dort alle miteinander auszusetzen.

Am nächsten Sonntag kam der Nachbar mit seiner Familie zu Besuch. Auf die einleitende Frage nach dem Befinden polterte er los: „Mit den Igeln ist es in diesem Jahr gar nicht auszuhalten. In der vergangenen Nacht habe ich zehnmal aufstehen müssen, um dem Spektakel ein Ende zu machen." Die Heiterkeit, die nun losbrach, hatte, ohne daß der Nachbar es ahnte, noch einen andern Grund als die reine Schadenfreude. In der gleichen Nacht begann in unserm Park wieder der Spektakel; vielleicht hatte der Nachbar sie zurückgebracht. — Was die Igel im Herbst vom Feld in die Gärten führt, ist das Abfallobst, das sie sehr gern fressen. Ein gefangener Igel, der schon wochenlang in einer Fischerbude haust und sich durch die Vertilgung der die Netze zernagenden Mäuse sehr nützlich macht, läßt sich durch nichts, nicht einmal durch frische Milch, die er sehr liebt, aus seinem Versteck hervorlocken. Nur wenn man eine Birne oder einen Apfel auf den Boden rollen läßt, erscheint er sofort und schleppt den Leckerbissen fort.

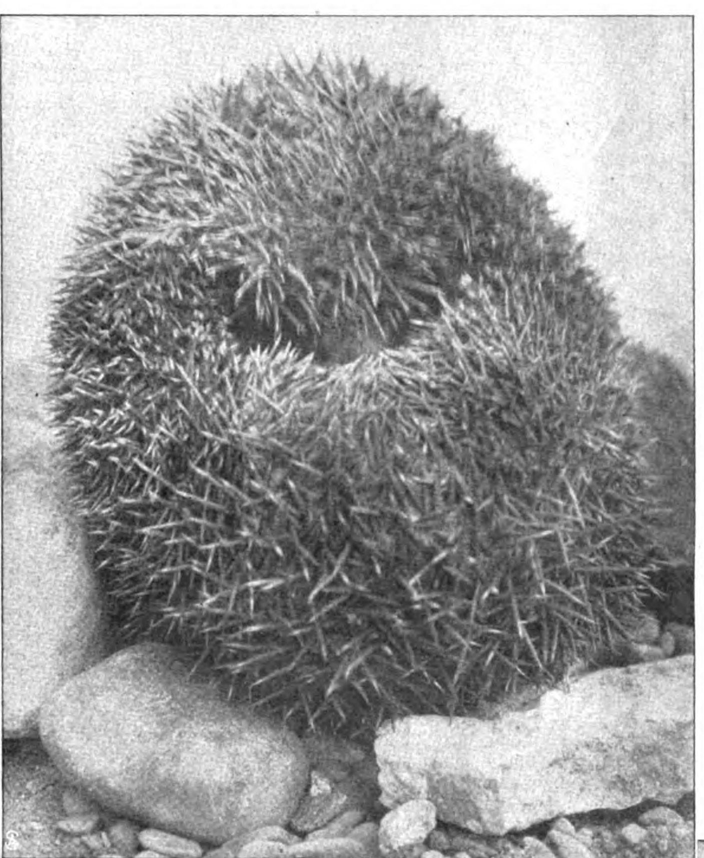


Igel auf der Mäusejagd.

Jagdhund beim Apportieren eines Igels.

Nicht alle Hunde begnügen sich mit dem Anheulen des Igels. Manche sind so scharf und wütend, daß sie die schmerzhaften Wunden, die sie von den spitzen Stacheln empfangen, nicht achten, sondern den Igel totbeißen. Manche wieder sind so schlau, daß sie mit spitzen Zähnen und zurückgezogenen Lippen einige Stacheln erfassen und den Igel daran zum Wasser tragen. Dies Kunststück sah ich in diesem Frühjahr von einem jungen Hühnerhund, der zum erstenmal

einem Stachelträger gegenüberstand. Er rollte die Kugel mit den Pfoten einigemal hin und her, dann faßte er langsam und vorsichtig zu und trug den Igel hundert Schritte weit bis zum See, wo er ihn ins Wasser fallen ließ. Daß er so vorsichtig die Stacheln faßte, läßt sich vielleicht durch die Klugheit des Hundes erklären. Was aber veranlaßte ihn, den Gegner ans Wasser zu tragen? Sollten da unbewußte Ueberlieferungen, die bis in die Zeit der Freiheit zurückreichen müßten, mitspielen? Daß Hunde dies Mittel häufiger anwenden, ist oft genug beobachtet worden. Bei diesem Vorfall waren übrigens als Zeugen zugegen: ein Oberförster, ein Photograph und zwei Herren, die noch niemals in den Verdacht geraten sind, Jägerlatein zu sprechen.

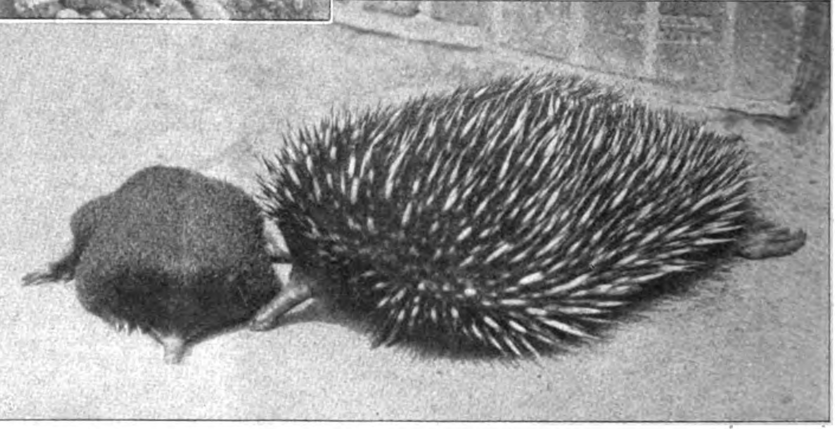


Igel im Aufrollen.

Der Fuchs, der den Igel als gute Beute nicht verschmäht, soll ein sehr drastisches Mittel anwenden, um ihn auf der Stelle durch Besprengen mit Wasser zum Aufrollen zu zwingen. Obwohl diese Geschichte aus Jägerkreisen stammt, möchte ich sie nicht als völlig unglaubwürdig verwerfen. Ich habe nur einmal eine Begegnung zwischen Reineke und Igel beobachten können, und ich kann nur bezeugen, daß der Fuchs die Kugel mit der Pfote stoßend einige Schritte weit rollte. Mir war damals diese Beobachtung leider nicht so wichtig, daß ich meinen Jagdeifer gezügelt hätte. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß auch der Fuchs den zusammengerollten Igel vorsichtig mit dem Fang packt und dann zum Wasser fortträgt.

Der noch viel zu wenig bekannte plattdeutsche Dichter John Brinkmann hat die Begegnung zwischen Fuchs und Igel in einem der köstlichsten Tiermärchen geschildert, die ich kenne. Reineke trifft den Igel beim Schmaus eines Mäusebratens und bettelt vergebens um einen Happen. Aus Rache trägt er den Igel, der sich zusammengerollt hat, an die nächste Mergelgrube und wirft ihn vom steilen Ufer ins Wasser. Wo der Igel aussteigen will, ist Reineke da, bereit, zuzupacken. Ermüdet, dem Untersinken nahe, fleht der Igel um Schonung, aber vergebens.... Da ertönt Hundegeblaff in der Nähe; der Jäger rückt mit seinen Teckeln aus, um Herrn Reineke in Malepartus einen Besuch abzustatten. Der Igel ist gerettet und steigt todesmatt ans Land, denn der Fuchs hat sich spornstreichs in seinen Bau begeben, wo er sich sicher fühlt. Hat er doch erst neuerdings eine lange Notröhre gegraben, die weitab vom Bau in einer dichten Dornhecke mündet! Hart bedrängt von den Teckeln, will er durch diese Röhre ausfahren, da liegt der Igel darin und sperrt ihm den Weg.

Die Landleute wissen den Igel als Vertilger von allerlei Ungeziefer zu schätzen. Sie sperren ihn in die Scheune, weil sie aus Erfahrung wissen, daß er unter den Mäusen energisch aufräumt. Er macht allerdings in seinen Bewegungen einen recht unbeholfenen Eindruck, und das Rascheln der Stacheln ist



Junger Stacheligel mit Mutter.

bei nächtlichem Mäusefang auch nicht gerade förderlich, aber seine körperlichen Fähigkeiten genügen doch, eine Maus zu erhaschen. Er springt nicht auf sie zu wie Katze und Fuchs, sondern er schießt mit trippelnden Schritten hinter ihr her. Großes leistet er im Vertilgen von Küchenschaben! Am Tage verkriecht er sich in einen dunklen Winkel und schläft. Mit Dunkelwerden wird er munter und fährt raschelnd umher. Und in wenigen

Nächten hat er das Ungeziefer vertilgt. In Bäckereien sollte man ihn deshalb als nützliches Haustier halten.

Der Igel gräbt keine Höhlen. Den Unterschlupf, den er für seinen tiefen Winterschlaf braucht, baut er sich in dichten Hecken, unter Reisighaufen, indem er Moos, Laub, Heu und Stroh zusammenträgt und sich mitten drin ein warm- und weichgepolstertes Nest einrichtet. Die Stoffe zu diesem Bau sammelt er auf eine höchst originelle Weise: er wälzt sich nämlich auf dem Rücken und spießt sie dann auf seine Stacheln.

Mit Eintrit des ersten Frostes bezieht er sein Winterquartier und schläft so tief, daß er nur durch eine sehr unsanfte Behandlung für Augenblicke zu erwecken ist. Erst im März erwacht er und wandert nun ruhelos am Tage so lange umher, bis er den Gegenstand seiner Sehnsucht — die bessere Hälfte, gefunden hat.

Bilder aus aller Welt.

Kürzlich haben wir unsern Lesern das Erholungsheim Moospoint bei Berchtesgaden im Bild gezeigt, das die Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen gegründet hat. Die hohe Frau nimmt sich mit regem Eifer ihrer Schöpfung an und sieht mit hingebender Fürsorge dort gern persönlich nach dem Rechten.

Der Großindustrielle Richard v. Vopelius, der vor kurzem im Alter von 68 Jahren verschieden ist, war weit und breit als einer der tüchtigsten und großzügigsten Fabrikanten des Rheinlands bekannt. Er brachte die Glashütte Eduard Vopelius zu hoher Blüte und wirkte erfolgreich für die Organisationen der Glasindustriellen. Im Jahr 1903 wurde er in das preußische Herrenhaus berufen, und fünf Jahre darauf erhob ihn der König in den erblichen Adelstand.

Atelier Bieber.

Richard von Vopelius †
Mitgl. d. Herrenhauses u. bekannter Großindustrieller



Phot. O. Weber.

Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen (×)
vor dem von ihr gegründeten Erholungsheim „Moospoint" in Berchtesgaden.

Der Verband der Berliner Kegelklubs beging kürzlich das 25jährige Jubiläum seines Vorsitzenden Louis Wustrau, eines Veteranen der edlen Kegelkunst, der mehreren Vereinen als Ehrenmitglied angehört.

Miß Mariota Carnegie, die Tochter des britischen Bot-



Atelier Bieber.

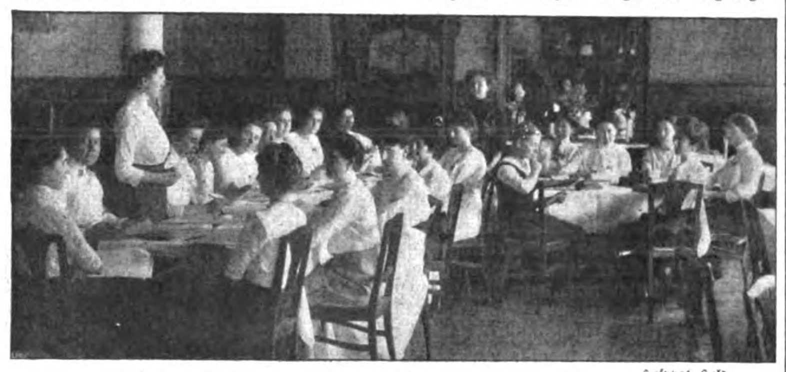
Louis Wustrau, Berlin,
feierte sein 25jähr. Jubiläum als Vorf. des Verbandes Berliner Kegelklubs.



Vom 90jährigen Stiftungsfest des Korps „Montania" in Freiberg i. S.

schaftsrats in Paris, hat sich mit Mr. Hugh Gurney vermählt, der als zweiter Botschaftssekretär an der Seite ihres Vaters in der französischen Hauptstadt wirkt.

In Weimar tagte Mitte August der Verband der Vereine studierender Frauen. Der Kongreß, zu dem Studierende aus Nord und Süd kamen, beschloß die Gründung eines Verbandsorgans und wählte Weimar zum ständigen Sitz der Tagung.



Hofphot. Held.

Von links (Außenseite des Tisches): stud. germ. Heinemann, München; stud. phil. Hesse, Münster; stud. phil. Middeler, Münster; stud. phil. Sembach, Bonn; stud. med. Droeder, Jena; cand. med. Körner, Jena; cand. med. Kleemann, Tübingen; cand. med. Obuch, Königsberg; stud. phil. Tiktin, Berlin; stud. med. Hamann, Tübingen; —; Dr. phil. G. Klausner, Berlin, 1. Vorsitzende des Verbandes; stud. med. Ehrenberg, Kiel; cand. chem. Oelsner, Breslau; stud. math. Hoppe, Göttingen; cand. phil. Franzem, Straßburg. (Innenseite des Tisches): stud. phil. Gröpler, Berlin; stud. math. Spittel, Leipzig; cand. math. Nugel, Halle; cand. med. Worms, Berlin; stud. math. Lahse, Marburg; stud. math. Lotz, Bonn; stud. phil. Kuntze, Freiburg.

Vom 3. Verbandstag der Vereine studierender Frauen Deutschlands in Weimar.
Gruppenbild der Teilnehmerinnen

Das Korps „Montania“ in Freiberg in Sachsen, das älteste Korps des Weinheimer S. C., dem zahllose Generationen von Studenten der Bergwissenschaften angehört haben, feierte kürzlich unter reger Teilnahme sein 90jähriges Stiftungsfest.



Phot. Keturah Collings.

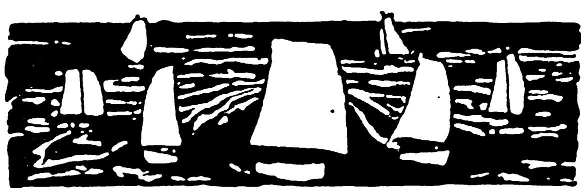
Mrs. Hugh Gurney,
geb. Miß Mariota Carnegie.
Eine Vermählung in der engl. Botschaft in Paris.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 36. Berlin, den 9. September 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 36.



Die sieben Tage der Woche.

31. August.

Der türkische Thronfolger Prinz Yussuf Izzeddin trifft in Berlin ein und wird vom Kaiser am Bahnhof empfangen. Der Kaiser verleiht seinem Gast den Schwarzen Adlerorden.

Im russischen Ministerium des Auswärtigen wird die Konferenz zur Revision des russisch-chinesischen Vertrages von 1881 eröffnet.

Wegen des Verschwindens des Bildes „Mona Lisa" stellt der französische Ministerrat den Direktor der Nationalmuseen Homolle zur Disposition und entläßt den Oberaufseher des Louvre.

In Japan wird ein neues Ministerium mit dem Marquis Sajonji als Präsidenten gebildet.

1. September.

Der Kaiser nimmt auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin die Herbstparade über das Gardekorps ab (Abb. S. 1503).

Aus China wird gemeldet, daß in der Mandschurei und in den Provinzen Hupe, Hunan und Kiangsi gewaltige Ueberschwemmungen eintreten, bei denen gegen 50000 Menschen das Leben verloren haben sollen.

2. September.

In Potsdam wird das von dem amerikanischen Kongreß gestiftete Steubendenkmal feierlich enthüllt (Abb. S. 1505).

3. September.

Der Kaiser begibt sich zu den Flottenmanövern nach Kiel.

4. September.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand trifft in Kiel ein und nimmt als Gast des Kaisers auf der „Hohenzollern" Wohnung.

In Berlin werden die Verhandlungen über Marokko von dem Staatssekretär von Kiderlen-Waechter und dem Botschafter Cambon wieder aufgenommen.

In der Kirche des Großen Palais zu Peterhof findet die Vermählung des Prinzen Johann Konstantinowitsch von Rußland mit der Prinzessin Helene von Serbien statt.

5. September.

In Kiel findet in Gegenwart des Kaisers und des österreichischen Thronfolgers die große Herbstflottenparade statt.

Von deutscher amtlicher Seite wird mitgeteilt, daß mit einem glatteren Fortgang der deutsch-französischen Marokko-Verhandlungen gerechnet werden könne als vor der Unterbrechung.

Der Ausschuß des etwa 1¼ Million Mitglieder zählenden Deutschen Arbeiterkongresses erläßt einen Aufruf gegen die von Sozialdemokraten betriebene Agitation für den Massenstreik im Falle eines Krieges.

Im Haag wird amtlich bekanntgegeben, daß Holland und Deutschland eine Vereinbarung getroffen haben, nach der die Polizeibehörden der beiden Länder in den Grenzbezirken ohne Anrufung der Zentralinstanz in direkten Verkehr miteinander treten dürfen.

6. September.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß die anatolischen Bataillone in der Umgebung von Mitrowitza gemeutert haben, weil sie die Choleraquarantäne nicht länger durchmachen wollen.

❧ ❧ ❧

Die Tyrannei der Mode.

Von Anna Jules Case, Paris.

Welches mag wohl die geheimnisvolle, gebieterische Macht sein, die die zivilisierte Welt zwingt, einem „Mot d'ordre", einem Befehl von Paris, die Toiletten betreffend, zu gehorchen!? Warum sind die Augen der Damen und Frauen Europas und Amerikas nach jenseit der Vogesen, der Alpen, der Pyrenäen und des Ozeans zum Seineufer hin gerichtet, um die Schöpfungen einiger leitender Schneiderhäuser aus dem Opernviertel kennen zu lernen, abzugucken, nachzuahmen und sich damit zu schmücken?! Die Antwort, weil Frankreich bisher noch immer das Land war, dessen Geschmack, Farben- und Formensinn den aller Länder übertraf, ist nicht genügend.

Die Tyrannei, die die Mode auf alle Kulturstaaten ausübt, und die auch die deutsche Frauenwelt, sie mag noch so sehr vom Geist der Unabhängigkeit und immer zunehmender Neigung zur Selbständigkeit beseelt sein, zum Gehorsam zwingt, erreicht ihre Zwecke fast durch geheime Gewalten. Manchmal sieht es aus, und besonders in den allerletzten Jahren, als haben sich neckische Geister einen übermütigen Scherz erlaubt und, um das weibliche Geschlecht für sein starkes Drängen nach Befreiung von jahrhundertlangen Fesseln zu strafen, ihm unbequeme, lächerliche Hüllen über den Körper gezogen, in denen es nun ganz stolz einherspaziert. Denn nur die Blindheit, mit der die große Tyrannin die Zeitgenossen jeweilig schlägt, verhindert, daß diese die Auswüchse und Uebertreibungen bis ins Geschmacklose erkennen.

Wenn Paris seit Jahrhunderten Frauen und Mädchen Schnitte, Formen, Stoffe und Farben angab, nach denen sie sich mit Erfolg herrichten konnten, so blieb dennoch das Pariserische der Mode unnachahmbarer als heute, und die raffinierten Schöpfungen wurden

weniger Allgemeingut. Die leichteren Verkehrsmittel und die bewundernswerte Geschicklichkeit und Findigkeit der deutschen Industrie, die in Paris Erahntes in deutschen Werkstätten bereits ausgeführt auf den Markt bringt, ermöglichen eine Verallgemeinerung französischer Modeblüten, die für die germanische und angelsächsische Rasse nicht immer vorteilhaft ist. Seitdem sich in Deutschland Luxus und gesellschaftliches Leben von der Häuslichkeit hinaus in die öffentlichen Zentralen: Theater, Restaurants, Sportplätze usw., verlegt haben, ist die deutsche Damenwelt bemüht, das Vorurteil, man wisse sich nicht in Deutschland anzuziehen, energisch abzustreifen und sich den aus Paris kommenden Modellen und Anweisungen so genau wie möglich anzupassen. Und was die elegante Frau nach vielen Anproben endlich ausführt, wird vom Mittelstand der kleinen Bürgersfrau, der Verkäuferin und den Dienstmädchen „in billig" nachgeahmt.

Daher kommt es, daß deutsche Mädchen und Frauen, durch Modeartikel, Modebilder und Schaufenster belehrt, plötzlich sämtlich in Badepuppen verwandelt, auf Stelzenhacken dahinhüpfen und -trippeln und durch Seidengewebe oder Zwirngitter ihre Fußhaut dem Staub preisgeben, dem sie einst nur ihre Schleppen widmeten. Die Mode, die nun einmal eine Französin ist, denkt nur an ihre Landsmänninnen. Ihr schweben die feinen, zierlich gebauten, biegsamen Gestalten der Pariserinnen vor, auf deren Körper in den großen Ateliers die Modelle geschaffen werden. Zeichner und Künstler, die die Anregungen dazu geben, haben stets Wesen vor Augen, über deren Glieder die Gewebe wie flüssiges Metall sich von selbst formen. Die Minister der großen Tyrannin, die ersten tonangebenden Schneider, haben für ihre weiblichen Untertanen Voraussetzungen, die jenseit des Seinestrandes nur selten erfüllt werden.

Die Französin ist aber auch nicht nur biegsam von Gestalt, sie hat erfinderische Finger und weiß durch einen Griff, eine Stecknadel oder eine Schleife da nachzuhelfen und zu verbessern, wo eine Deutsche sich blind dem Modellbefehl unterwirft. Wie oft entstellt sich eine hübsch gewachsene, mit positiveren weiblichen Reizen ausgestattete junge deutsche Frau dadurch, daß sie ganz pariserisch sein will! Und wenn das Pariser Modell dazu bestimmt war, für fehlende Rundungen graziöse Illusionen zu schaffen, unterstreicht es bei der deutschen Frau die vorhandenen.

Noch viel auffallender ist das häufige Mißverstehen der Verwertung der Farben, die die Mode lanciert. Wenn die Tyrannin durch ihre Herolde und Trabanten verkünden läßt, knallblau oder violett ist die Parole, schnell taucht das einstige schwache Geschlecht in diesen Farbenkübel. Und es fällt niemand ein, sich einem eigenen Farbenton zuzuwenden.

Aus diesen Anzeichen und noch manchen andern ersieht man den wahren Beweggrund der Macht der großen Tyrannin, die Georg Simmel in seiner „Psychologie der Mode" als den großen Nachahmungstrieb bezeichnet. Er äußert sich ungefähr, wie folgt: „Indem der Mensch dem Trieb nachzuahmen gehorcht, genießt er die Freude, etwas zu leisten, ohne die Verpflichtung selbst schaffen zu müssen. Er empfindet die Beruhigung, nicht allein zu stehen, er fühlt sich als Glied der Gesellschaft, als Gefäß des sozialen Inhalts. In diesem starken Nachahmungstrieb, diesem Verlangen, sich anzuschließen, findet die Mode ihren wichtigsten Bundesgenossen. Als Ausdruck eines Gesamtbewußtseins enthebt sie den einzelnen jeder ethischen Verantwortlichkeit und wird dadurch das Ideal der innerlich Unselbständigen. Aber sie befriedigt auch das Verlangen des Menschen, sich von der Allgemeinheit zu unterscheiden, indem sie durch quantitative Uebertreibung ihrer Vorschriften ihm eine scheinbare Originalität ermöglicht. ‚Wehe uns vor den quantitativen Uebertreibungen!'"

Ueber das Kommen und Verschwinden der Mode äußert sich Simmel ebenfalls. Hier nur ein kleines Beispiel: „Die Mode wird bei ihrem Auftreten erst von einem kleinen Teil der Menschheit, von den sogenannten besseren Ständen, angenommen. In ihren Anfängen ist sie sogar ein Mittel der Klassentrennung. Ihre jemalige Lebenskraft nimmt ab, je mehr sie zum Besitz der Allgemeinheit wird: die Dame findet keine Freude mehr an einem Muster, das auch von ihrem Dienstmädchen getragen wird. Je nervöser ein Zeitalter ist, desto schneller wird die Mode, die bei den Naturvölkern den Charakter der Stabilität hat, wechseln. In diesem Kontrast zwischen rascher Verbreitung und schnellem Vergehen liegt aber vielleicht einer ihrer Hauptreize."

Hier hat der geistreiche deutsche Psychologe den springenden Punkt der Frage berührt. Und wenn das Weib sich der Modetyrannei zum großen Teil aus Nachahmungstrieb unterwirft, aus Mangel und Lust an selbsttätigem, ästhetischem Schöpfungsgenie, so ist es bei der Französin besonders der andere Trieb, durch Veränderung, Umgestaltung und Neuerung vor dem Beschauer verjüngt und reizvoller zu erscheinen.

Welchen Unbequemlichkeiten, die sich manchmal bis zu Qualen steigern können, setzen sich aber nicht alle Frauen aus, um durch ihre Erscheinung zu wirken oder gar zu erobern. Sie unterwerfen sich der großen Tyrannin Mode, um eventuell, wenn es glückt, selbst zu tyrannisieren. Litten sie bisher darunter, ihre Taillen und Kleider nur mit fremder Hilfe im Rücken schließen zu können, so bedürfen sie jetzt eines Wesens, das ihnen die engen Hüllen, in die sie, nur in Seidentrikot gekleidet, steigen, von den Knöcheln nach oben auf den Körper zieht. Eine elegante Frau, die sich soeben hier in Paris in der Rue de la Paix ihre Wintertoiletten bestellte, sagte mir: „Oh, ich bin sehr vernünftig, ich kann meine neuen Kleider alle über den Kopf anziehen!" Würde Herr Simmel über die Psychologie der Mode heute zu sprechen haben, er könnte, wollte er populär sein, ein Kapitel über die Psychologie, Ursache und Wirkung des Taillenschlusses im Rücken, den die Mode diktiert, schreiben. Vielleicht aber gehört dieser Stoff mehr in das Gebiet des Romanschriftstellers, dessen Phantasie sich in die Schlafstuben so mancher Ehepaare versetzen kann. Eine psychologische Studie über den modernen Gatten, der gefällig, brummig oder abweisend seiner Frau die Taille öffnet.

Man darf also diese Modeschwierigkeit nicht en bloc verwerfen, und eine geschickte kleine Frau kann sogar Nutzen daraus ziehen. Bei Ehezwisten, in denen keiner das erste Wort zur Versöhnung sagen will, schickt Madame das Mädchen früh in ihr Zimmer, gebärdet sich lange hilflos, indem sie mit den Armen hinten an ihrer Taille vergeblich nestelt und sich schließlich resigniert anschickt, mit Taille zu Bett zu gehen. Wie verstockt muß da ein Gatte sein, wenn er nicht seinen Groll überwindet und frei nach der „Polnischen Wirtschaft" singt: „Maus, ich hak dir jetzt die Taille auf . . ."



Hoteldiebe.

Wirksame Mittel zur Bekämpfung dieser internationalen Länderplage.

Von Curt Weiß, Kriminalkommissar am Königlichen Polizeipräsidium Berlin.

Die Kriegskunst ist veränderlich! Dies trifft auch in bezug auf den Kampf, den die Kriminalpolizei gegen das moderne, gewerbsmäßige Verbrechertum zu führen hat, zu. Die Ausdehnung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel, die es dem Verbrecher ermöglichen, bald in diesem, bald in jenem Land zu arbeiten, die vorgeschrittene Taktik und Technik des Verbrechers selbst fordern auch einen gleichen Fortschritt bei seinem exekutiven Verfolger.

Der gewerbsmäßige Verbrecher von heute ist nicht mehr der gleiche von ehedem. Der Taschendieb, der früher seine Opfer auf Jahrmärkten, in Volksansammlungen, in Theatern, Konzerten, vor den Billettschaltern der Bahnhöfe u. dgl. m. suchte, benutzt jetzt die D-Züge der großen Linien, wobei er keine Geldausgaben scheut; er benutzt sogar mit Vorliebe die Erste Wagenklasse und den Schlafwagen. Der Eisenbahntaschendieb bestiehlt die Reisenden bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit: auf den engen Durchgängen, besonders häufig beim Ein- und Aussteigen, oder wenn sich der Reisende in den Speisewagen begibt oder schläft. Die Geldsummen, die bei solchen Gelegenheiten den Taschendieben in die Hände fallen, sind mitunter sehr bedeutend. Ein ergiebiges Feld für seine Tätigkeit findet der Taschendieb auch auf den Zollämtern der Grenzstationen gelegentlich der Oeffnung des Gepäcks durch die Zollbeamten im Beisein der Reisenden.

Der Hoteldieb sucht nicht nur die Hotelpaläste auf dem Festland, sondern auch die schwimmenden Paläste, nämlich die luxuriös eingerichteten Ozeandampfer, heim. Die wohlhabenden Leute auf Reisen sind es nun gerade, die sich beim Hoteldieb besonderer Beliebtheit erfreuen, und denen er seine ganze Aufmerksamkeit zuteil werden läßt. Gelegenheit zum Stehlen bietet sich dem Hoteldieb auf den Passagierdampfern in Hülle und Fülle. Wenn die Reisenden sich des Abends bei Musik und Tanz unterhalten, auf dem Deck herumpromenieren oder traumverloren den Blick über den weiten Ozean gleiten lassen, dann beginnt die Arbeit des Hoteldiebs. Er schlüpft in die sorgfältig vorher ausgekundschafteten Kajüten ihm bekannter reicher Reisender, wobei ihm die Einsicht in die Schiffsliste gute Dienste zu leisten vermag; selten kehrt der Dieb mit leeren Händen zurück.

Die Ermittlung und Ueberführung der Eisenbahntaschendiebe und der auf den Ozeandampfern arbeitenden Kajütendiebe ist eine gleich schwierige, weil es in den D-Zügen und auf den Dampfern an routinierten Spezialkriminalisten fehlt, ein Mangel in der neuzeitlichen Organisation unserer Kriminalpolizei. Bekanntlich findet entsprechend dem Spezialistentum der Verbrecher bei allen großstädtischen Kriminalpolizeiabteilungen eine strenge Arbeitsteilung statt. Das überreiche Material bildet den einzelnen Beamten sehr bald zum erfolgreich arbeitenden Spezialisten aus, und das Zusammenströmen aller gleichartigen Anzeigen an einer Stelle deckt die Verbindungen und Banden der Verbrecher auf. Die Kenntnisse dieser Spezialisten werden aber leider noch lange nicht genug verwertet. Bevor es zur Einrichtung einer „Internationalen Kriminalpolizei" kommt, wird wohl allerdings noch viel Wasser ins Meer fließen.

Damit die internationalen Herren Verbrecher nun aber inzwischen nicht allzu großen Nutzen aus der noch etwas lückenhaften Organisation der Kriminalpolizei für sich ziehen können, muß der praktische Kriminalist auf Mittel und Wege sinnen, wie er dieser internationalen Länderplage trotz alledem einigermaßen Herr werden kann.

Zunächst haben sich bei der Verfolgung der Hoteldiebe — nur von dieser Spezies soll im nachfolgenden die Rede sein — rechtzeitige Publikationen in den großen, im In- und Ausland gelesenen Tageszeitungen und Fachblättern des Hotelgewerbes sehr bewährt. Die verschiedenen Hoteliervereine, deren Mitgliedern es naturgemäß am Herzen liegt, ihren Gästen ein sicheres Heim zu bieten, diese und sich selbst vor empfindlichem Schaden zu bewahren, sind ständig darauf bedacht, sich über Mittel zu unterrichten, mit denen sie im Verein mit den Spezialkriminalisten erfolgreich gegen die Hoteldiebe zu Felde ziehen können.

Vor allen Dingen müssen die Hotelbesitzer und ihr Personal hinlänglich darüber unterrichtet sein, wie der moderne Hoteldieb heutzutage bei Verübung seiner Diebstähle vorzugehen pflegt, und worauf seitens der Hotelangestellten bei ihren verschiedenen Dienstverrichtungen notwendigerweise Obacht zu geben ist. Solche Beobachtungen haben allein Wert für den mit den Nachforschungen betrauten Kriminalisten.

Die Hoteldiebe teilen sich in drei große Gruppen. Zur Gruppe 1 gehören die, die nur in den großen Hotels der Großstädte und internationalen Plätze arbeiten, zur Gruppe 2 gehören die, die in den mittleren und kleineren Hotels, zur Gruppe 3 schließlich die, die in hotelmäßig betriebenen Pensionen arbeiten.

Die zur Gruppe 1 gehörigen Diebe zeichnen sich von den zu den übrigen Gruppen gehörigen durch größere Eleganz in der Kleidung, Vornehmheit der Allüren und größere Weltgewandtheit aus. Die in den großen Hotels auftretenden Diebe sind peinlich darauf bedacht, den eleganten Reisenden zu markieren, der weder die Aufmerksamkeit des Hotelpersonals noch die der Hotelfremden unnötig auf sich lenkt. Allen drei Gruppen haftet aber ein Gemeinsames an, nämlich die erstaunliche Schnelligkeit, mit der ihre Angehörigen den Ort ihrer Tätigkeit ändern.

Der moderne Hoteldieb arbeitet zuweilen allein (dies trifft auch auf die Hoteldiebinnen zu), zuweilen in Gemeinschaft mit einem männlichen Komplicen, manchmal mit einem oder zwei weiblichen Komplicen (z. B. der berüchtigte Hoteldieb Neumann mit der Violetta), zuweilen sogar in großen Banden (Bande Hornschuh), wobei die Rolle des einzelnen Bandenmitglieds eine abgegrenzte und verschiedene ist. Das bandenmäßige Auftreten von Hoteldieben gehört zu den Seltenheiten. Eine Erklärung hierfür gab mir der Hoteldieb Neumann ab, der sich ungern mit mehr als zwei Komplicen umgibt. Nach Angabe des Neumann entstehen dem Chef der Bande zu große Unkosten; er muß außer einem Anteil von dem Erlös des Diebesguts an jedes einzelne Bandenmitglied noch Reisespesen u. dgl. m. zahlen, so daß von dem ganzen Geschäft für ihn selbst zu wenig abfällt.

Die Hoteldiebe gehen sehr verschieden bei ihren Diebstählen zu Werke. Die einen schleichen am Tage in offene Hotelzimmer und nehmen dort, was sie gerade kriegen können, andere benutzen Nachschlüssel und Spezialinstrumente zum Oeffnen der Zimmerschlösser, zum Erbrechen der Koffer und anderer Behältnisse. Eine andere Art klettert durch offenstehende Fenster in die Hotelzimmer. Noch eine andere Art, und zwar die bei weitem gefährlichste von allen, schleicht sich bei Eintritt der Dunkelheit in die Zimmer, um sich dort unter die Betten oder die Sofas zu verstecken (der berüchtigte Hoteldieb Hotte). Schließlich verdient noch eine Art Hoteldiebe Erwähnung, eine Art, die zwar äußerst selten vorkommt, wenn sie aber auftritt, sehr schwierig zu überführen ist, nämlich „diebisches Hotelpersonal". So wurden z. B. vor Jahren in erstklassigen Hotels in Frankfurt a. M., in Posen und in andern größeren Städten Reisende während der Nacht um Geld und Schmucksachen bestohlen, ohne daß es zunächst gelang, dem Täter auf die Spur zu kommen. Erst als in Berlin in einem Unter den Linden gelegenen Hotel ein reicher Holzhändler aus Danzig um eine beträchtliche Geldsumme bestohlen wurde, gelang es mir nach Verlauf längerer und andauernder Beobachtungen den Dieb in der Person des im Hotel selbst angestellten Nachtportiers zu ermitteln. Dieser Mann hatte es nicht verschmäht, seine an und für sich reichlichen Einnahmen noch durch Begehung von nächtlichen Einschleichdiebstählen zu vergrößern. In einem dem Portier gehörigen Koffer, den er heimlich in die Wohnung seiner in einem Vorort wohnhaften Geliebten hatte schaffen lassen, fand ich Schmucksachen vor, die sämtlich aus in Frankfurt, Posen und in verschiedenen Berliner Hotels verübten Diebstählen herstammten. Der Portier, der nebenbei bemerkt mehrere Sprachen beherrschte, war in allen diesen Hotels längere Zeit angestellt gewesen und hatte seine Vertrauensstellung zur Begehung von Diebstählen mißbraucht. Erst kürzlich wieder gelang es mir, eine Bande von diebischen Hotelangestellten in einem der ersten Berliner Hotels der Begehung von auf Jahre zurückliegenden Diebstählen zu überführen.

Der internationale Hoteldieb, der in den großen Hotels auftritt, kennt die Gepflogenheiten der Lebewelt sehr genau. Selbst korrekt und nach der neusten Mode gekleidet, versäumt er nichts, um zu seinem Ziel zu gelangen. Dazu bietet ihm die Zeit der Diners, wo die Damen bekanntlich in großer Toilette und mit ihrem kostbarsten Schmuck angetan erscheinen, die beste Gelegenheit, seine Opfer auszuforschen. Arbeitet er ohne Instrumente, also am Tage, so beginnt seine Arbeit zur Zeit des „Lunch", wo die Damen in einfacher Toilette ohne großen Schmuck erscheinen. Wie die Erfahrung lehrt, besitzt die Mehrzahl der Reisenden leider eine geradezu unglaubliche Sorglosigkeit in der Aufbewahrung ihrer Schmucksachen. Die meisten Reisenden halten es nicht einmal für nötig, ihre Zimmer zu verschließen und den Schlüssel an den Portier abzuliefern. Diese Nachlässigkeit wird ihnen zum Verhängnis. Der Dieb, der sich über die Lage der Zimmer, in denen besondere Ausbeute zu erwarten steht, vorher genau orientiert hat, nähert sich einem dieser Zimmer, klopft an die Tür und sieht, sofern niemand antwortet, zu, ob die Tür unverschlossen ist. Ist jemand im Zimmer, so schützt der Dieb vor, sich in der Tür geirrt zu haben. Ist die Tür dagegen verschlossen, so geht er zur nächsten Tür und so fort. Der Dieb wählt meist den Zeitpunkt des „Lunch", weil zu dieser Zeit für gewöhnlich das gesamte Hotelpersonal im Speisesaal, im Restaurant und am Office usw. vollauf beschäftigt ist und somit die Korridore unbeaufsichtigt sind. Ein günstiger Zeitpunkt zur Begehung von Diebstählen sind auch die Vormittagstunden, wenn das Dienstpersonal beim Aufräumen und Reinigen der Zimmer beschäftigt ist, wobei aus gewissen Gründen die Türen mehrerer Zimmer gewöhnlich zu gleicher Zeit aufgelassen werden. Wird der Dieb von einem Dienstboten in einem Zimmer überrascht, aus dem sich der eigentliche Inhaber entfernt hat, so schützt er vor, sich im Zimmer geirrt zu haben. Die entwendeten Juwelen legt er natürlich schleunigst an Ort und Stelle zurück, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen. Ist der Coup geglückt, so bringt der Dieb die gestohlenen Sachen sofort in Sicherheit. Für gewöhnlich bleibt er noch einen oder mehrere Tage im Hotel, um nicht durch eine übereilte Flucht den Verdacht der Täterschaft auf sich zu lenken. — Einige Diebe arbeiten auch in der Weise, daß sie es vorziehen, in dem Hotel, wo sie Wohnung genommen haben, nicht zu stehlen, sondern vielmehr in andern Hotels. Sie begeben sich während der Vormittagstunden, zur Zeit des „Lunch" oder des „Five o'clock tea", in ein Hotel und steigen sofort in eine höhere Etage, um sich in das erste beste unverschlossene Zimmer zu schleichen. Werden sie ausnahmsweise unterwegs von einem Hotelangestellten angehalten und nach ihrem Begehr gefragt, so geben sie an, einen ihnen bekannten Hotelgast besuchen zu wollen.

Arbeitet der Hoteldieb mit einem Komplicen, so übernimmt letzterer stets die Rolle des Besuchers. Er läßt sich zu diesem Zweck feierlichst bei seinem Helfershelfer anmelden, wobei er eine Visitenkarte abgibt, auf der ein aristokratischer Name prangt. Nachdem er das geraubte Geld und Schmucksachen in Empfang genommen hat, verläßt er das Hotel, um den Raub in Sicherheit zu bringen. Hornschuh und andere bekannte Hoteldiebe ließen ihre Komplicen auch in einer Dienerlivree auftreten. Diese hatten dann die Aufgabe, in unverdächtiger Weise mit irgendeinem fingierten Auftrag sich in das Zimmer ihres Bandenchefs zu begeben, um dort die gestohlenen Wertsachen in Empfang zu nehmen und sie darauf außerhalb des Hotels in Sicherheit zu bringen.

Der Hoteldieb, der mit Instrumenten arbeitet, benutzt am Tage Nachschlüssel oder Tantel (Dietriche), des Nachts aber ein Instrument „Ouistiti" genannt, das ihm ermöglicht, das von innen verschlossene, bewohnte Zimmer von außen geräuschlos zu öffnen. Die Geschicklichkeit der Hoteldiebe in Anfertigung von Nachschlüsseln ist geradezu erstaunlich. Der Hoteldieb Neumann hat es z. B. fertiggebracht, einen Nachschlüssel zu fertigen, mit dem er die sämtlichen Zimmer eines bekannten großen Kölner Hotels mit Leichtigkeit zu öffnen vermochte. Mit dem „Ouistiti", einem sinnreich konstruierten Instrument, das in nicht gebrauchsfähigem Zustand ein Hühneraugenmesser oder einen Korkzieher, im gebrauchsfähigen Zustand dagegen eine scharfe Zange in Form einer Brennschere darstellt, ist der Dieb imstande, auf leichte und geräuschlose Weise das von „innen" verschlossene Hotelzimmer zu öffnen, indem der gleichgültig ob quer oder gerade im Schloß steckende Schlüssel mit der Zange von außen erfaßt, herumgedreht und das Schloß sodann geöffnet wird. Die meisten Hoteldiebe führen eine ganze Sammlung der



verschiedenartigsten „Quisiitis“ bei sich. Auch die Sicherheitsriegel in den Hotels bieten den routinierten Hoteldieben kein sonderliches Hindernis mehr, wie dies wiederum der Fall „Neumann“ und seiner Helfershelferin „Violetta“ beweist. Der Violetta und auch einem andern Komplicen des Neumann, dem Kaufmann Otto Wieduwilt, fiel bekanntlich die Aufgabe zu, die von Neumann geplanten Hoteldiebstähle durch Entfernen der Sicherheitsriegel vorzubereiten, wobei sich die Violetta und Wieduwilt als ebenso gelehrige wie geschickte Schüler des Neumann erwiesen haben. Die Riegel waren derartig tadellos entfernt und die dadurch entstandenen Oeffnungen der Türbeschläge mittels passender Metallplättchen kunstgerecht unter Zuhilfenahme einer Kittmasse verkleidet worden, daß das Hotelpersonal von alledem nichts gemerkt hatte.

ganz unverdächtig. Ein Fall, bei dem, wie letzthin vorgekommen, ein Dieb auf die verschrobene Idee verfällt, im bloßen Hemd, das Gesicht vollkommen weiß gepudert, in den Zimmern seiner Mitmenschen nächtliche Gastrollen zu geben, ein solcher Fall steht wohl völlig vereinzelt da.

Unter den vielen Abarten der Hoteldiebe — ich verweise nur auf die Hoteltresordiebe — verdient besonders auch eine Art genannt zu werden, die es lediglich auf die Beraubung von Viehhändlern abzieht. Es ist bekannt, daß diese Leute beim Besuch der großen Viehmärkte viel Geld bei sich führen. Sie pflegen große Zechen zu machen und stark dem Alkohol zuzusprechen. Der Schlaf dieser Leute ist ein entsprechend tiefer und vielfach von lautem Schnarchen begleitet. Dieser Umstand kommt dem Hoteldieb sehr zustatten,



Die nächtlicherweile arbeitenden Hoteldiebe kommen mitunter auf die absonderlichsten Ideen, um sich vor Ueberraschung zu schützen. So benutzte vor einer Reihe von Jahren der berüchtigte internationale Hoteldieb, der russische Staatsangehörige v. Ostr . . . . ., bei Begehung seiner Diebstähle ein schwarzes Trikot. Er ging von dem richtigen Gedankengang aus, daß, wenn er auf den Korridoren, deren Lichter (was die meisten Hoteldiebe zu tun pflegen) teilweise zuvor von ihm ausgelöscht worden waren, von irgend jemand entlanghuschend bemerkt werde, die meisten Personen der irrigen Annahme sein würden, sich in der Erscheinung getäuscht und nur einen Schatten gesehen zu haben. Dieser Trick, der ihm lange Zeit hindurch glückte, brachte Ostr . . . . . den Beinamen „Hotelschatten“ ein. Neuerdings bedienen sich die Hoteldiebe, weil die Anlegung eines schwarzen Trikots doch zu gefährlich ist, eines bei der eleganten Reisewelt beliebt gewordenen Kleidungsstückes, des sogenannten „Pyjama“. Dieses von den Dieben in dunkelvioletter Farbe gewählte Kostüm ersetzt das schwarze Trikot vollständig und ist

denn er weiß, ein Mensch, der schnarcht, schläft auch fest.

Ob Hoteldiebe sich bei nächtlichen Diebstählen der Hilfe von Betäubungsmitteln bedienen, ist bis jetzt eine unbewiesene Behauptung. Allerdings sind wiederholt durchaus glaubwürdige Personen, so erst unlängst wieder zwei in einem Hamburger Hotel bestohlene Kaufleute, mit dergleichen Behauptungen hervorgetreten; auch wird dem Hoteldieb Neumann die Anwendung von Betäubungsmitteln zur Last gelegt. Die Aerzte stehen jedoch diesen Angaben sehr skeptisch gegenüber und machen zum Beispiel beim Chloroform geltend, daß Chloroform ohne Anwendung einer Chloroformmaske eher ein Erwachen als das Einschläfern des zu Betäubenden zur Folge hat.

Gibt es nun ein wirklich wirksames Mittel, um dieser Länderplage Herr zu werden? Die Frage ist, sofern es sich um die Bekämpfung internationaler Diebe handelt, entschieden zu bejahen. Voraussetzung hierbei ist jedoch, daß eine einheitliche Handhabung der Fremdenkontrolle in den Hotels erzielt und das Hotelpersonal im Interesse der Hotelfremden streng angewiesen



wird, darauf zu halten, daß das Bulletin d'arrivée jedesmal von dem Hotelfremden persönlich, also eigenhänd'g, möglichst in Gegenwart des den Zettel vorlegenden Hotelangestellten, ausgefüllt wird.

Diese von dem Hotelfremden mitunter als lästig empfundene kleine Unbequemlichkeit ist für die kriminalpolizeilichen Nachforschungen von der weitesttragenden Bedeutung insofern, als die Schriftzüge neben der Personenbeschreibung ein wertvolles Hilfsmittel zur Ermittlung des erfahrungsgemäß den Tatort auf schleunigstem Wege verlassenden Hoteldiebes bieten. Der Umstand, daß Diebe doch niemals ihren richtigen Namen anzugeben pflegen, fällt hierbei nicht ins Gewicht. Der Hoteldieb ist wohl ein im Stehlen gewandter Gauner, dahingegen in der Verstellung seiner Schriftzüge meist ungewandt. Eine derartige Handschrift bietet routinierten Kriminalisten und Sachverständigen häufig eine bessere Handhabe bei Ermittlung des Diebes als eine schlecht ausgeführte Photographie von ihm. Wenn nun der von dem verdächtigen Hotelfremden ausgefüllte Fremdenzettel seitens der Ortspolizeibehörde der „Zentral-Handschriftensammlung" eingesandt wird, so ist sie leicht in der Lage, das von andern Polizeibehörden überkommene einschlägige Material zu sichten, die Bewegungen des Diebes von einem Ort zum andern zu verfolgen und System in die Nachforschungen zu bringen. Bekanntlich korrespondieren die großen Polizeizentralen der meisten europäischen Staaten behufs wirksamerer Verfolgung der internationalen Verbrecher ihrerseits ebenfalls miteinander.

Damit diese Art der Verfolgung noch wirksamer wird, empfiehlt es sich, darauf hinzuwirken, bezüglich der Anmeldezettel der Hotelfremden ein einheitliches Formular (Vor- und Zuname, Stand, Alter und Geburtsort) einzuführen. Der lose Zettel ist für den vorgesehenen Fall der praktischste, da Bücher nicht annähernd so handlich und auch nicht leicht entbehrlich sind, ein Herausschneiden der Anmeldung in den meisten Fällen nicht angängig und überhaupt mit mehr Schwierigkeiten verbunden ist, es sei denn, daß geheftete, perforierte Formulare zur Verwendung kämen. Der Hotelfremde, der inkognito auf Reisen geht, könnte sein Inkognito ruhig bewahren und würde bei dem vorgeschlagenen System keineswegs unnötig belästigt werden.

Die seit einiger Zeit beim Königlichen Polizeipräsidium Berlin geführte Zentral-Handschriftensammlung, woselbst unter andern Schriftstücken auch die von den in den Provinzen aufgetretenen Hoteldieben geschriebenen Hotelanmeldezettel nach einem bestimmten System registriert werden, hat bei Ermittlung internationaler Hoteldiebe bereits wiederholt vorzügliche Dienste geleistet. So gelang es z. B., auf diese Weise dem berüchtigten Hoteldieb Ochoa und seiner Helfershelferin Sylveria, die beide von Beamten der französischen mobilen Kr'm'nalpolizeibrigade auf dem Hauptbahnhof in Mailand in dem Moment verhaftet wurden, als sie nach Verübung eines großen Hoteleinbruchs gerade in den Schnellzug steigen wollten, mehrere in Baden-Baden, Hamburg und Berlin verübte Hoteleinbrüche nachzuweisen. Auch bei Aufklärung der von Neumann und Genossen verübten Diebstähle hat sich besagte Zentral-Handschriftensammlung ausgezeichnet bewährt. Dem Neumann konnte mit Hilfe eines in der Sammlung befindlichen, von ihm auf falschem Namen ausgefüllten Hotelanmeldezettels ein in Leer in der Nacht zum 7. Dezember 1910 verübter Hoteleinbruch, gelegentlich dessen ihm 5000 Mark in die Hände fielen, glatt nachgewiesen werden.

Ich glaube, im vorstehenden genügend Punkte angegeben zu haben, auf die zu achten es bei Bekämpfung der Hoteldiebe ankommt. Ich möchte meine Ausführungen schließen mit einem Appell an das reisende Publikum, den Dieben nach Möglichkeit die Gelegenheit zum Diebstahl zu nehmen. In erster Linie gehört hierzu sorgfältige und sichere Aufbewahrung aller Geld- und Schmucksachen, ausgiebige Benutzung der Hoteltresorschränke, sorgfältiges Verschließen der Hotelzimmer bei ihrem Verlassen und Abgabe der Schlüssel im Bureau. Vor dem Schlafengehen sehe der Hotelfremde in die Schränke, hinter die Portieren, unter die Betten und Sofas; auch überzeuge er sich vor dem Verschließen des Zimmers, ob Schloß und insbesondere Sicherheitsriegel tadellos funktionieren. Beim Fehlen automatischer elektrischer Innenkontrollen, die einige Hotels bereits eingeführt haben, hat sich als ein gutes Schutzmittel gegen das nächtliche Eindringen der Diebe in die Hotelzimmer das Verbarrikadieren der Türen mit schweren und zerbrechlichen Gegenständen (z. B. Stühlen, auf denen Karaffen u. dgl. mehr gestellt werden) erwiesen. Der Dieb stößt ahnungslos in der Dunkelheit der Nacht gegen diese Gegenstände. Durch das hierdurch entstehende Geräusch wird nicht nur der Dieb sofort verscheucht, sondern der Hotelfremde auch rechtzeitig alarmiert.

Der Große Zapfenstreich.

Am Abend des 1. September fand im Lustgarten vor dem Königlichen Schloß ein Großer Zapfenstreich statt. Das Interesse, das dieser Veranstaltung entgegengebracht wurde, war sehr groß. Und mit Recht. Ein herrliches militärisches und musikalisches Bild entrollte sich unter den Augen des Obersten Kriegsherrn. Gar mancher, der den Zapfenstreich sehen und hören konnte, wird sich die Fragen gestellt haben, wie diese Veranstaltung entsteht, wo sie ihren Ursprung hat, und wie sie sich abspielt. Die nachstehenden kurzen Ausführungen dürften auf diese Fragen die Antwort geben.

Das militärische Ausbildungsjahr beginnt, wie bekannt, Anfang Oktober. Dann treffen die Rekruten ein. Sie werden auf die einzelnen Truppenteile verteilt, und ihre Ausbildung beginnt. Vertraulich wird angedeutet, daß „wir" wahrscheinlich im nächsten Jahr „Kaisermanöver" haben. Mit dem Wort Kaisermanöver ist das Ziel angegeben, auf das nunmehr bei der ersten Ausbildung hinzusteuern ist. Die kriegsmäßige Ausbildung des Soldaten ist immer und überall dieses Ziel. Aber aller kriegsmäßigen Ausbildung geht die parademäßige voran, und zwar, weil sie für die Erziehung des einzelnen Mannes usw. von größter Bedeutung ist. — Wirklich steht dem Regiment nun im nächsten Jahr eine Kaiserparade bevor. Jetzt gilt es, die Allerhöchste Anerkennung zu erringen. Die Truppenteile wetteifern in den Bemühungen, das Höchste zu leisten.

Endlich ist der Tag der Kaiserparade da. Sie verlief gut. Jedem, der daran teilnahm, bleibt dieser Tag unvergeßlich. Herrliche Bilder bieten sich dem



Auge, Erinnerungen für das ganze Leben werden aufgenommen. Die vielen Mühen sind durch anerkennende Worte des Obersten Kriegsherrn belohnt. Freudig bewegt, zieht die Truppe unter den Klängen der Regimentsmusik in die „guten" Quartiere. Der Kompagniechef richtet an seine Untergebenen noch eine Ansprache, die den Verlauf der Parade behandelt, Anerkennung zollt und in der Regel eine kleine Feier innerhalb der Kompagnie in Aussicht stellt.

Für die Spielleute, Musik- und Trompeterkorps steht aber noch eine neue Aufgabe bevor, und zwar der Große Zapfenstreich.

Der Tag der Kaiserparade findet in der Regel mit einem Zapfenstreich seinen Abschluß. Sämtliche Spielleute, die Musikkorps der Fußtruppen und die Trompeterkorps der berittenen Truppen, die in der Parade standen, haben sich zu einem Tonkörper zu vereinigen, um den Großen Zapfenstreich auszuführen. Dieser verlangt eine gründliche Vorbereitung. Zu den militärischen Aufgaben gesellt sich die musikalische. Der Spielplan enthält eine vollständige Konzerteinteilung. Musikstücke aller Art müssen in vollendeter Weise von dem Riesenorchester eines Armeekorps vorgetragen werden. Das Zusammenspiel dieses Orchesters ist daher von Grund auf genau vorzubereiten. Im Lauf des der Parade voraufgehenden Sommers nimmt der 1. Armeemusikinspizient die Prüfung sämtlicher bei der Kaiserparade in Betracht kommenden Spielleute und Musiker vor. Der militärische und musikalische Dienst wird auf Grund der bestehenden Bestimmungen geprüft, die Einheitlichkeit der Ausführung bei der Parade usw. in Uebereinstimmung gebracht. Der musikalische Teil des Zapfenstreichs wird hierbei ebenfalls von Grund auf geübt, und zwar so, daß bei dem späteren Zusammentritt des großen Orchesters überall gleiche Auffassung vorhanden ist. Kurz vor der Kaiserparade vereinigen sich die gesamten Spielleute und Musikkorps unter Leitung des 1. Armeemusikinspizienten. Nur an etwa zwei Tagen finden Gesamtproben statt, und nun sind alle Vorbereitungen erledigt. Der Zapfenstreich findet statt. Das Kommando „Zapfenstreich — marsch!" erschallt. Die Spielleute setzen mit dem „Parademarsch" ein und gehen über in den „Lockmarsch", nach dessen Beendigung die gesamte Musik mit dem „Yorkschen Marsch" einfällt. Der Anmarsch hat begonnen. Von fern hört man die mächtig klingende Musik, die immer näher kommt. Einen herrlichen Anblick bieten die zahlreichen, in grünlichem Licht strahlenden Magnesiumfackeln, die den Zug begleiten. Das Blitzen der Bajonette der vorausmarschierenden Kompagnie und der vor der Musik hergetragenen Schellenbäume, die immer stärker werdenden, näher tönenden Klänge der Musik, der Aufmarsch des ganzen Zapfenstreichs, der sich ohne Kommando wie aus sich selbst entwickelt, bis zu dem Moment, wo der 1. Armeemusikinspizient das Zeichen zum Beenden des Yorkschen Marsches gibt, das alles vereinigt sich zu einem grandiosen Bild. Auf ein Zeichen des 1. Armeemusikinspizienten setzen sämtliche Musiker die Instrumente ab. Sofort beginnt ein tiefer, leiser Trommelwirbel, dem fernen Donner eines Gewitters ähnlich, der anschwillt und dann wieder verhallt. Auf ein weiteres Zeichen steht alles still. Die Musikaufführung beginnt. Herrliche Klänge des Riesenorchesters setzen ein. Vom zartesten Pianissimo bis zum brausenden Forte ziehen die Tonwellen an dem Ohr vorbei. Die Musikkorps haben nun zu zeigen, auf welcher Stufe ihre musikalische Ausbildung steht. In den letzten Tagen fanden solche Aufführungen in Altona, Stettin und am 1. September auch in Berlin statt. Es kamen hierbei herrliche Werke unserer Meister zur Aufführung, u. a. in Altona R. Wagners Kaisermarsch, in Stettin das Vorspiel zu „Parsifal", in Berlin die Freischütz-Ouvertüre, Nicodés „Deutsches Gebet" — ein Volksgesang über ein Gedicht von Albert Mathäi, der bald Gemeingut aller deutschen Männergesangvereine werden dürfte — sowie Musikstücke anderer hervorragender Meister.

Die Ausführungen geben Zeugnis, daß die deutsche Militärmusik auf hoher Stufe steht. Mit Hingabe und Begeisterung erfüllte jeder Mitwirkende seine Aufgabe. Diese Hingabe ist aber auch notwendig zur Erreichung der herrlichen Klangeffekte, die in diesen Aufführungen geboten wurden. Die größte Aufmerksamkeit muß hierbei obwalten, denn äußere Umstände, Wind und Wetter, mangelhafte Beleuchtung, weite Entfernungen, gestalten solche Aufführungen oft sehr schwierig. — Ist die eigentliche Musikaufführung (Serenade) vorbei, dann setzen die Spielleute mit dem Locken zum Großen Zapfenstreich ein. Nach dem Locken folgt der Wirbel zum Großen Zapfenstreich, die Musik setzt mit der bekannten Zapfenstreichmelodie ein, die Kavallerietrompeterkorps blasen die harmonische Retraite. Ein langverhallender Wirbel leitet zum Gebet über. Leise setzt die Musik, einer großen Orgel gleich, mit dem Lied „Ich bete an die Macht der Liebe" ein, ein Moment, dessen Wirkung kaum zu überbieten ist. Manchem Veteranen treten in Erinnerung der Kriegsjahre, wo an den Abenden der Schlachttage das Lied auf dem Schlachtfeld ertönte, die Tränen in die Augen; ebenso ergeht es manchem sich der Betrachtung still hingebenden Zuhörer. — Das Gebet verklingt, die Spielleute schlagen kurz ab; unter präsentiertem Gewehr erklingt „Heil Dir im Siegerkranz" — und nun erfolgt unter den Klängen des Zapfenstreichs der Abmarsch. Der Zapfenstreich ist beendet. —

Zur Geschichte des Zapfenstreichs sei noch folgendes erwähnt: Das Locken beginnt bekanntlich mit einem großen Trommelschlag sämtlicher Spielleute. Diesem folgen, von einem Solotambour ausgeführt und von einer Soloflöte begleitet, mehrmals drei einzelne Schläge. Sie erinnern an das Lagerleben in früheren Zeiten. Damals wurde durch Klopfen an die Fässer festgestellt, wie weit der Inhalt der Fässer zur Neige gegangen war, um Ruhe für das Lagerleben bieten zu können. Nach jedesmaligem Klopfen wurde die Höhe des Inhalts durch einen Strich (daher Zapfenstreich) am Faß angemerkt. — Die jetzige Form des Zapfenstreichs (die Melodie der Pfeifermusik) ist russischen Ursprungs. König Friedrich Wilhelm III. hat eine Anzahl russischer Armeemärsche in die preußische Armee eingeführt. Am Abend der Schlacht bei Großgörschen (2. Mai 1813) hörte König Friedrich Wilhelm III. bei den russischen Soldaten den Zapfenstreich, der ihn so tief ergriff, daß er seine Einführung in die preußische Armee befahl. Der Zapfenstreich (Retraite) der Kavallerie ist eine rhythmische und harmonische Bearbeitung des Kavalleriesignals „Zapfenstreich" von W. Wieprecht.

Wenn der Zapfenstreich nun schon ein Jahrhundert in der preußischen Armee gebräuchlich ist, so hat er doch bis heute an seiner Wirkung auf jedes preußische Soldatenherz und auf das Gemüt jedes guten Deutschen nichts verloren. Es bleibe so. a



Unsere Bilder

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg in Togo.

Hierzu die Abbildungen auf S. 1506.

Wie bekannt, trat der Herzog im Juli 1910 seine zweite innerafrikanische Forschungsexpedition an. Der Plan dieser Expedition war eigentlich eine Durchquerung, als deren Endpunkt Kairo in Aussicht genommen war. Leider mußte der Herzog wegen der inzwischen im Wadaigebiet ausgebrochenen Unruhen dieses Vorhaben aufgeben und kehrte nach Erforschung der noch wenig bekannten Gebiete südlich und westlich des Tschadsees mit den Expeditionsmitgliedern Professor Dr. Haberer und dem Kolonialmaler Heims sowie dem Feldwebel Röder durch Nigerien an die Westküste zurück, während die anderen Teilnehmer der Expedition, Ethnograph Oberleutnant von Wiese und Kaiserswaldau und Zoologe Dr. Schubotz, beauftragt wurden, die Gebiete des Ubangi und Nil wissenschaftlich zu bearbeiten und über Kairo die Rückreise anzutreten. Der Herzog traf am 21. Juli in Lome ein. Am 24. Juli wurde zuerst die Strecke von Lome nach Palime mittels der Togo-Eisenbahn zurückgelegt. Von dort ging es in einstündiger Fahrt zu dem in den Bergen des Togogebirges malerisch gelegenen Bezirksamt Misahöhe. Von hier aus wurden die Anlagen und Pflanzungen des Bezirksamts sowie das Schlafkrankenlager auf dem Kluto besichtigt. Am nächsten Tag wurde die Reise zu Rad nach dem etwa 120 km entfernten Atakpame fortgesetzt. Da das ganze zu passierende Gebiet gebirgig und zerklüftet ist, so waren die Steigungen, die zu Rad genommen werden mußten, oft recht erheblich. Zahlreiche Wasserläufe, die durch die vorangegangenen Regenfälle große Wassermengen mit sich führten und zu reißenden Gebirgsbächen geworden waren, mußten durchschritten werden. Atakpame, gleich Misahöhe im Gebirge liegend, wurde am Nachmittag des 29. Juli erreicht. Nach Besichtigung von Atakpame und seiner Pflanzungen führte ein Extrazug der vor kurzem eröffneten Eisenbahn Lome—Atakpame den Herzog mit seiner Begleitung nach Nuatjä. Dort wurde unter Führung des Leiters der Ackerbauschule Dr. Sengmüller diese Schule mit ihren Versuchsfeldern besichtigt und am 1. August dem 15 km entfernten Aufforstungsgebiet am Haho ein Besuch abgestattet. Nach 10tägiger Abwesenheit kehrte der Herzog am 2. August mit der Eisenbahn wieder nach Lome zurück. An einem der nächsten Tage wurde das auf der Reede liegende Vermessungschiff S. M. S. „Möwe" besucht. Die eine unserer Abbildungen zeigt die schwierige Fahrt durch die Brandung, die infolge des Einsturzes der Landungsbrücke keinem erspart bleibt, der sich an Bord eines auf der Reede liegenden Schiffes begeben will. Die letzten Tage vor Abgang des Heimatdampfers wurden zu einem Ausflug mit der Küstenbahn nach Anecho verwendet. Auf dieser Reise begleitete den Herzog Gouverneur Exzellenz Brückner. Der Empfang in dieser bedeutenden, zwischen der dort schiffbaren Lagune und dem Meer gelegenen Handelstadt war durch das Erscheinen der alten Anecho-Häuptlinge mit ihrem Anhang von besonderem Reiz. Waren doch Leute darunter, die schon bei der Flaggenhissung im Jahr 1885 die Häuptlingswürde bekleideten. Unter andern wurde dem Herzog auch der alte Wilson vorgestellt, der seinerzeit als Abgesandter nach Deutschland gegangen war und Bismarck die Hand reichen durfte.

Georg Trierenberg.

Zum Aufenthalt des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg in Togo.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (Abb. S. 1500a u. 1500b) wohnte als Gast des Deutschen Kaisers der großen Flottenparade in Kiel bei, die einen glänzenden Verlauf nahm.

Die Herbstparade des Gardekorps (Abb. S. 1502 u. 1503) hat am 1. September auf dem Tempelhofer Felde stattgefunden. Der Kaiser, die Kaiserin, die Prinzen und die Prinzessinnen des Kaiserhauses nahmen wie immer an dem militärischen Schauspiel teil. Unter den vielen fürstlichen Gästen befand sich diesmal der türkische Thronfolger Jussuf Izzeddin, der von seinem kaiserlichen Gastfreund mit hohen Ehrungen empfangen wurde.

Die Großherzoginmutter Luise von Baden (Abb. S. 1502) weilte dieser Tage anläßlich des hundertsten Geburtstages ihrer Mutter, der Kaiserin Augusta, in Berlin. Die Großherzogin wohnte auch der Feier des Vaterländischen Frauenvereins bei.

Das Denkmal des Generals von Steuben (Abb. S. 1505), des friderizianischen Offiziers, der in der Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges eine so große Rolle spielte, ist im kleinen Kommandanturgarten in Potsdam unter großen militärischen Feierlichkeiten enthüllt worden. Bei der Enthüllungsfeier übergab der Kongreßabgeordnete Bartholdt, den Präsident Taft mit dem Zeitungsverleger Wolffram nach Berlin entsandt hatte, das Denkmal in die Obhut des Kaisers.

Fürst Thun (Abb. S. 1504), der Statthalter von Böhmen, hat kürzlich in Ischl geweilt, um dem Kaiser über die Lage der Ausgleichsverhandlungen zwischen Deutschen und Tschechen Bericht zu erstatten.

Die Große Woche von Baden-Baden (Abb. S. 1507) ist ungemein animiert verlaufen. Mit den großen Rennen auf der Iffezheimer Bahn wechselten glänzende Feste ab, so der große Blumenkorso, dem eine lustige Blumen- und Konfettischlacht folgte.

Ingenieur Richter (Abb. S. 1501), das Opfer einer Räuberbande des Olympgebirges, ist am Ziel seiner Irrfahrten angelangt und unter zivilisierte Menschen zurückgekehrt.

Die Universität Christiania (Abb. S. 1502) beging vom 4. bis 6. September ihr hundertjähriges Jubiläum. Bei den großen offiziellen Festen, die in Anwesenheit des Königspaares stattfanden, waren die Universitäten und gelehrten Gesellschaften der ganzen Welt vertreten.

Der Regierungsdampfer „Streme" (Abb. S. 1508) ist in der Stepenitzer Bucht bei Stettin infolge einer Kesselexplosion in die Luft geflogen. Das Fahrzeug wurde vollständig in Stücke gerissen, und von seinen Insassen fanden Kapitän Laabs, Baurat Slesinsky und vier Seeleute den Tod.

Die Krinoline kommt wieder! (Abb. S. 1508.) Nach den Modebildern zu schließen, die aus England kommen, ist man dort gewillt, einmal mit den engen, mit den zugebundenen und mit den geschlitzten Röcken zu brechen und fröhlich in das entgegengesetzte Extrem zu segeln. Was man anbetete, wird gestürzt, und die Krinoline erscheint imposant und breit, wie sie ist, am Horizont.

Personalien. (Abb. S. 1504). Der englische General Sir John French hat, begleitet von vier englischen Stabsoffizieren, eine Studienreise durch Frankreich unternommen, deren bestimmter militärischer Zweck geheim gehalten wurde. — Der vielgetreue Leibarzt des Kaisers Franz Josef, Hofrat Dr. Kerzl, hat vor kurzem in voller Frische seinen 70. Geburtstag gefeiert.

Die Toten der Woche

Reichsratsabgeordneter a. D. Max Menger, † in Wien am 30. August im Alter von 73 Jahren.

Geh. Regierungsrat v. Waetjen, Vorsitzender des Kunstvereins für Rheinland-Westfalen, † in Düsseldorf am 4. September im Alter von 60 Jahren.

Professor v. Wendt, † in Tübingen am 31. August im Alter 65 Jahren.

Dame, aus der Badekabine sehend, zu einer Freundin, der eine Welle soeben die Bademütze weggerissen hat: „Komm nur herein, Paula, mein Ortlid-Haartrockner macht dir dein nasses Haar im Nu wieder trocken!"

Man sollte es nicht für möglich halten, daß es heute, wo die „Körper-Hygiene" in aller Welt Munde ist, noch Leute gibt, die sich den Kopf nicht waschen. Wohl wäscht man den Hunden die Haare und pflegt sie, um sie gesund und schön zu erhalten, aber am eigenen Kopf läßt mancher eine Unsauberkeit um sich greifen, daß daraus Haarleiden aller Art, mindestens ein Meer von unappetitlichen Schuppen, dann Kahlheit und Schlimmeres entsteht. Längstens jede Woche soll die Kopfhaut gewaschen und mit dem Ortlid-Haartrockner getrocknet werden. Er ist handlich, bequem, leicht, schont die Haare, billig und bei jeder Kopfwäsche unentbehrlich.

Ortlid-Haartrockner einschließlich eines Kartons **Ortlid**-Heizkraft in elegantem Etui fein vernickelt M. 15.—, stark versilbert M. 20.—, mit **echtem** Dukatengold vergoldet (prachtvolles Geschenk) nur M. 25.— direkt von der



Energos Co., Dresden 8 Or.



Hoflieferanten Sr. Kais. u. Kgl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Joseph von Oesterreich und Ihrer Kais. u. Kgl. Hoheit der Frau Erzherzogin Auguste von Oesterreich.

Erfolgreiche Haarpflege

Von einem guten Haarpflegemittel muß verlangt werden: es soll das Haar erhalten; soll es anregen zu reichlichem, normalem Wachstum; soll Haarkrankheiten verhüten, soll das Haar weich, voll, glänzend, duftig und geschmeidig machen. Ein Haarreinigungsmittel, gleichgültig, ob feste Seife, Pulver oder Flüssigkeit, kann diese Forderungen nie erfüllen. Wohl ist gründliches Waschen des Haares alle zwei bis drei Wochen geboten. Empfehlenswert hierzu ist, Javol-Kopfwaschpulver, à Paket 20 Pfennig, zu verwenden, weil es das Haar nicht übermäßig austrocknet. Unabhängig von diesen Waschungen, gleichgültig, womit sie vorgenommen werden, soll regelmäßige, das heißt tägliche Pflege des Haares mit Javol erfolgen. Javol ist ein Haarpflegemittel, nach wissenschaftlichen Grundsätzen hergestellt, das in jeder Beziehung den eingangs bezeichneten Anforderungen entspricht. Seine wirksamen Bestandteile sind Kräuterauszüge, deren günstige, ja wunderbare Einwirkung auf Haar und Kopfhaut bekannt ist. (Man denke an Brennesseln, Kletten, Kamillen usw.) Javol vereinigt die meisten der als haarwuchsbeeinflussend bekannten Kräuter in sich und verdankt diesem Umstande die den Laien so überraschenden, dem Fachmann selbstverständlichen Erfolge. Die verwendeten Kräuter wirken anregend und schließen als natürliche Mittel jeden schädlichen Reiz aus, während künstliche chemische Präparate oft nachteilige Nebenwirkungen haben. Javol fetthaltig für trockenes und für normales Haar oder fettfrei für fettreiches Haar, Flasche 2 Mark, Doppelflasche 3,50 Mark, ist überall zu haben.



KOLBERGER ANSTALTEN FÜR EXTERIKULTUR, OSTSEEBAD KOLBERG

Kaiser Wilhelm und Erzherzog Franz Ferdinand in Kiel.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern“.

Der Kaiser und sein Gast nach der Ankunft auf dem Kieler Bahnhof.

Phot. Th. Jürgensen S. M. Jacht „Hohenzollern".

Im Boot von links: Fürst Fürstenberg, —, Admiral v. Müller, Generaloberst von Plessen, Admiral Graf Montecuccoli, Kapitän v. Bülow, Erzherzog Franz Ferdinand, Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, Der Kaiser.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in Kiel: Der Kaiser und der Erzherzog mit Gefolge in der Hohenzollernpinasse.

Nummer 36. DIE WOCHE Bilder vom Tage Seite 1501.

Eduard Richter auf dem Weg nach Saloniki in der Choleraquarantäne in Ostrowa.
Zur Befreiung des Ingenieurs Richter aus Räuberhänden.





Zur Hundertjahrfeier des Geburtstages der Kaiserin Augusta in Berlin:
Die Kaiserin mit der Großherzogin von Baden auf einer Fahrt.

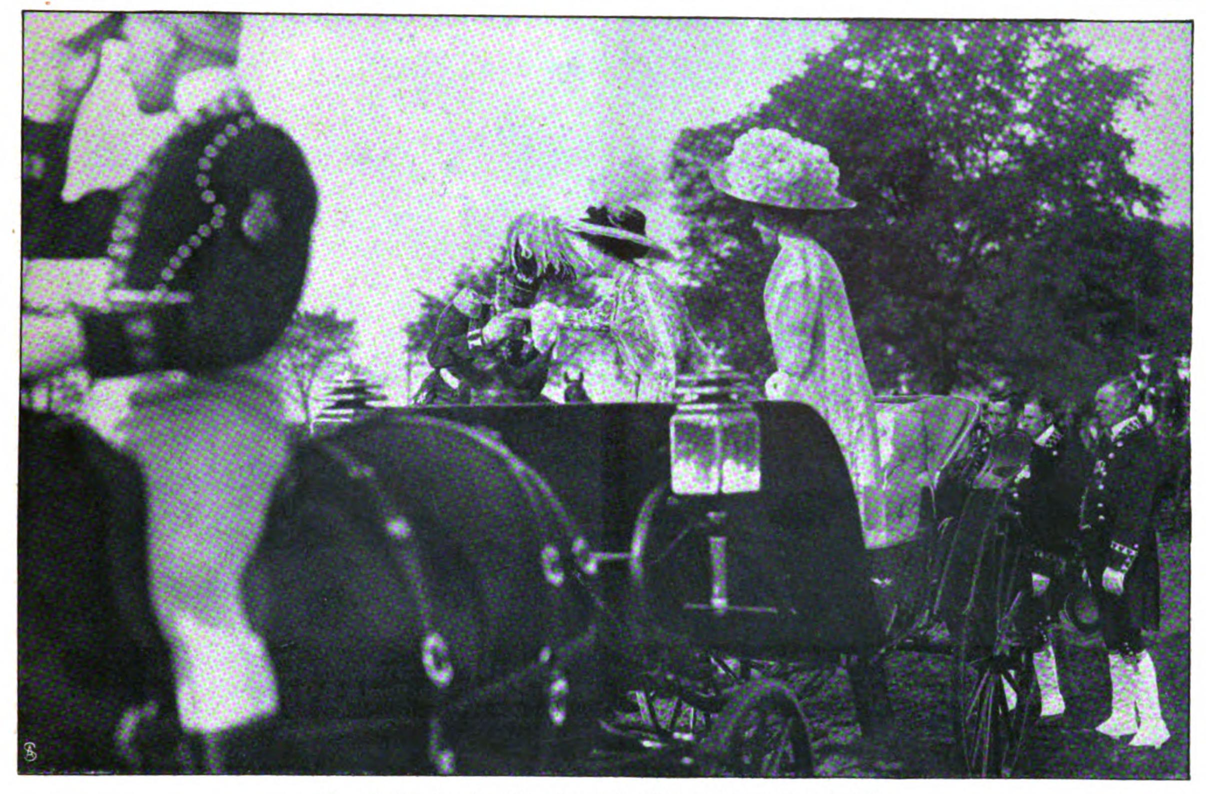


Phot. Gebr. Haeckel.

Der türkische Thronfolger in Berlin:
Prinz Yussuf Izzeddin (×) auf der Fahrt zur Parade.

Phot. Wilfe.

Feier im Festsaal der Universität in Gegenwart des norwegischen Königspaares (×).
Hundertjähriges Jubiläum der Universität in Christiania.



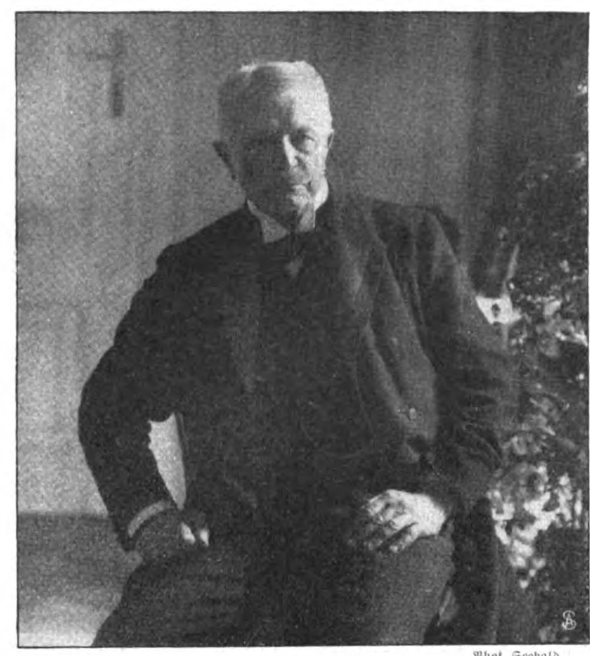
Der Kaiser begrüßt die Kronprinzessin auf dem Paradefeld.



Von links: Prinzessin Viktoria Luise, Prinz Friedr. Wilhelm von Preußen, Prinzessin Eitel-Friedrich.

Prinzessin Eitel-Friedrich und Prinzessin Viktoria Luise in den Uniformen ihrer Regimenter auf dem Paradefeld.

Von der großen Herbstparade in der Reichshauptstadt



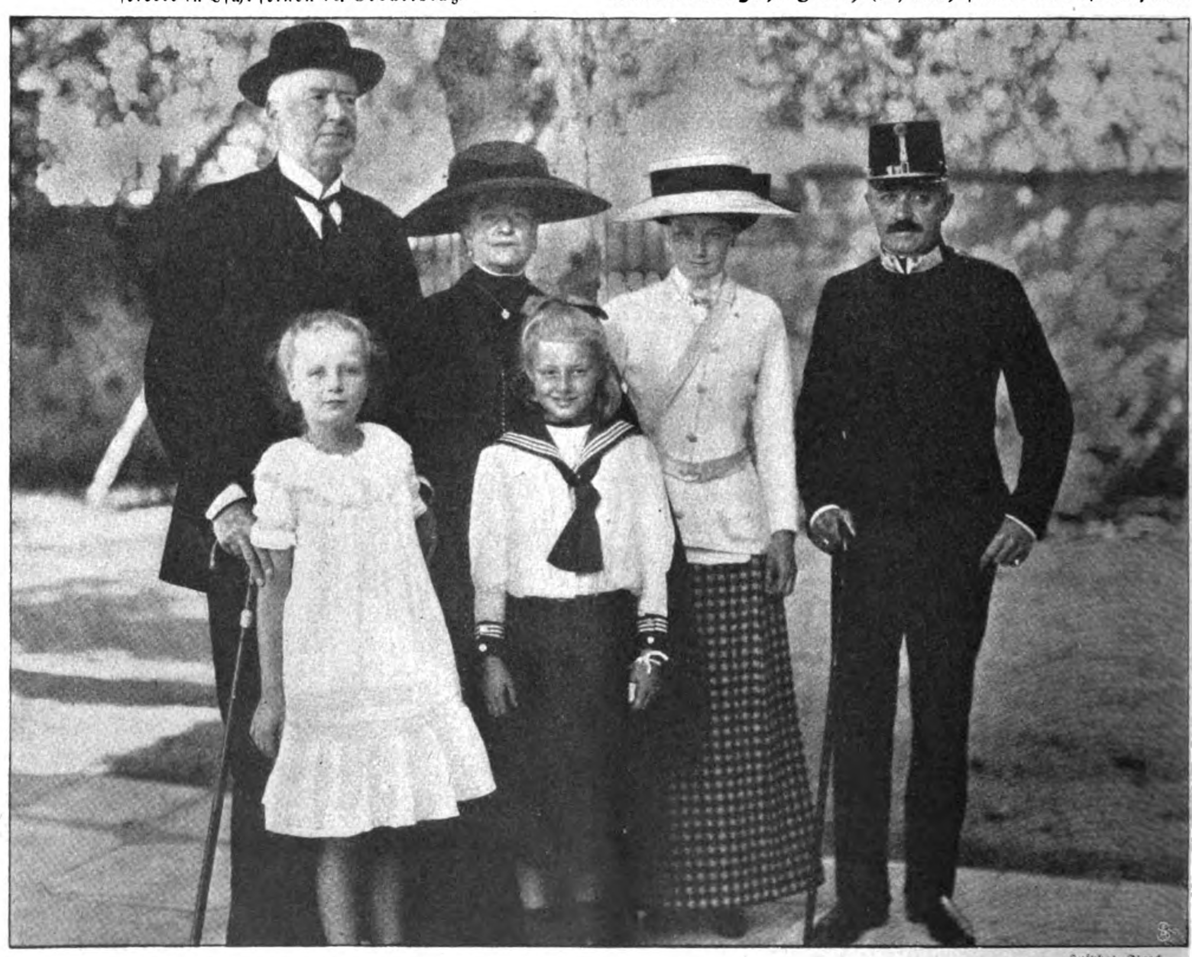
Phot. Seebald.

Hofrat Dr. Kerzl, Leibarzt Kaiser Franz Josefs,
feierte in Ischl seinen 70. Geburtstag.



Central-Photo.

Der englische General-Inspektor der Armee in Frankreich:
General Sir John French (×) nach seiner Ankunft in Paris.



Hofphot. Fiegel.

Von links: Fürst Franz Thun mit seinem Töchterchen Komtesse Annie Thun. Fürstin Thun. Komtesse Maritschi Weikersheim. Fürstin Weikersheim. Fürst Weikersheim, Flügeladjutant des Kaisers.

Vom Besuch des Statthalters von Böhmen Fürsten Franz Thun bei Kaiser Franz Josef in Ischl.





Ein Geschenk der Vereinigten Staaten von Amerika an das deutsche Volk.

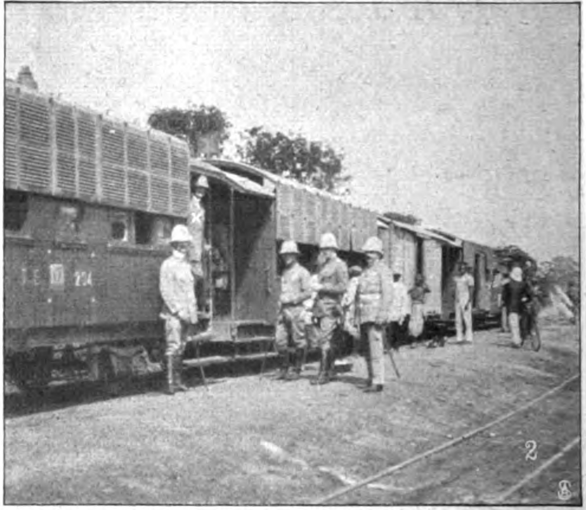
Das in Potsdam enthüllte Steuben-Denkmal.

Hofphot. Selle u. Kuntze, Rieder-Astroth.

Nebenstehend: Die zur Feier erschienenen amererikanischen Sondergesandten: C. V. Wolffram (links) und Richard Bartholdt







Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg in Togo.

Von einer neuen Afrika-Expedition des fürstlichen Forschers.



1. Rasthäuschen am Weg der Expedition.

2. Der Herzog (×) vor der Abfahrt von Nuatjä.

3. Uebergang über den Amu.

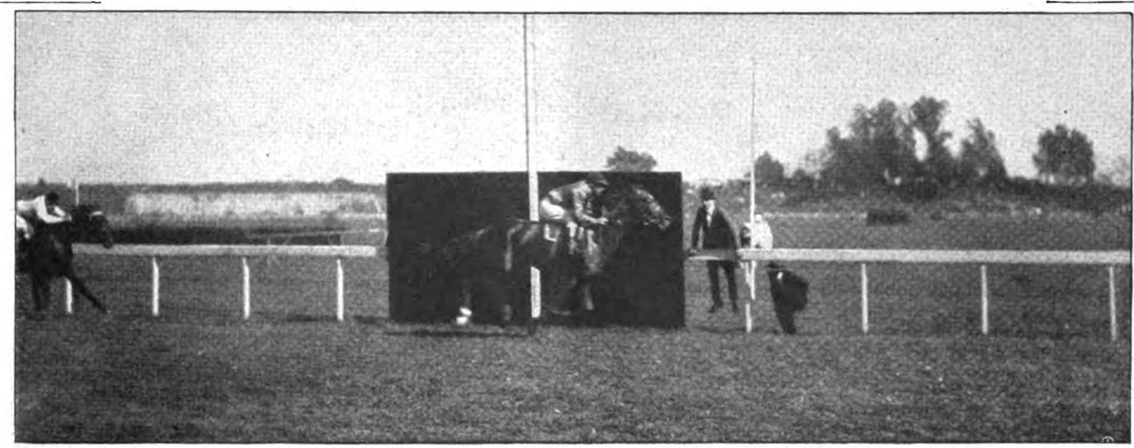
Von links (auf dem Baumstamm sitzend): Maler Heims, der Herzog, Dr. Asmis, Oberlt. Trierenberg.

4. Fahrt durch die Brandung nach dem Dampfer „Möwe" an der Küste von Lome.

5. In Anecho werden dem Herzog (×) betagte Häuptlinge vorgestellt.







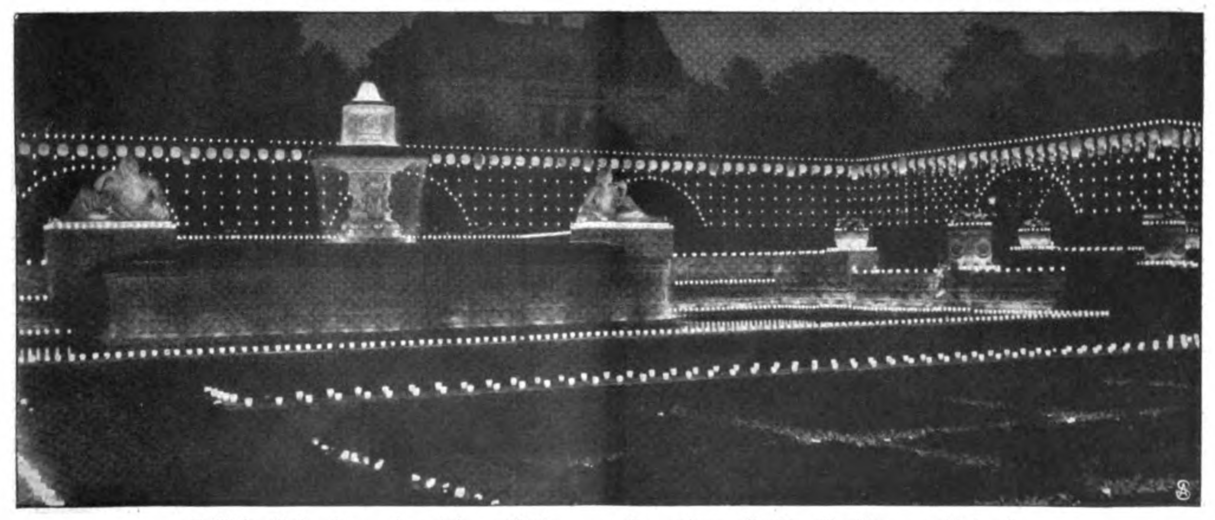
M. Lazards „Badajoz" gewinnt leicht den „Großen Preis von Baden".



1 Prinzessin Thurn u. Taxis. 2. Baronin Venningen. 3. Prinz Heinr. v. Bayern.
Pierrot-Wagen im Blumenkorso.



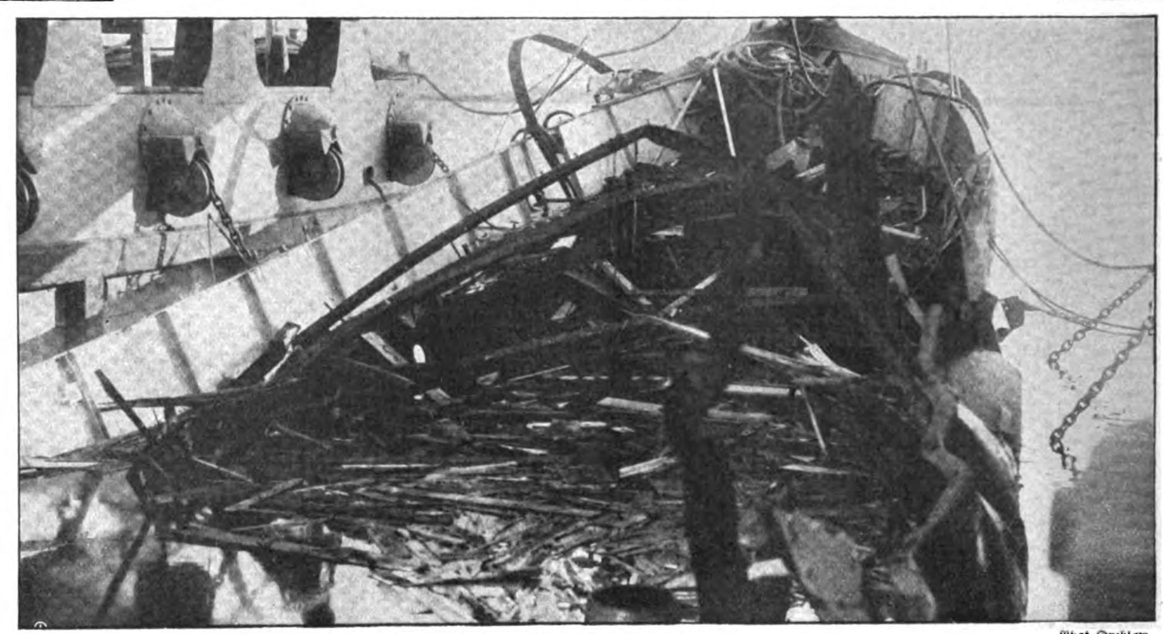
Auf dem Rennplatz:
Abfliegen einer Depeschentaube.



Festliche Beleuchtung der Gönner-Anlage am Tage des „Großen Preises von Baden".

Die Baden-Badener Woche. — Phot. Jungmann & Schorn.





Phot Dreblow.

Das zertrümmerte Vorderdeck des Schiffes.
Von dem Explosionsunglück an Bord des Dampfers „Strewe" in der Stepenitzer Bucht bei Stettin.





Modelle des neuen Krinolinenkleides in gemäßigter Form.
Neuste Londoner Modenschöpfung: Die Krinoline kommt wieder zu Ehren.



Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

7. Fortsetzung.

Der Norweger sah Lisa an und antwortete: „Ich soll mich schon lange scheiden! — Femf Jahr ist es, daß sie nicht mehr meine Frau ist!"

„Daß du mir das nicht gesagt hast!"

„Lisa, es ist nicht darum... — Du sollst mir glauben: for mich ist es nicht mehr wie ein Bagatell . . ."

„So? Eine Bagatelle? — Aber einmal wirst du... sie doch geliebt haben?"

„O ja," lächelte er plötzlich in der Erinnerung, „es war schön. Aber nicht for lange. — In eine Nacht in Sommer, auf eine Fußtour, welche ich machte, hab ich sie danzen gesehen mit ihre Freundinnen. Und so hatten sie ein Baal, oder was man in deutsch sagt . . . ein Feuerhause gezündet im Walde, und danzten, vielleicht zehn Bauernmädchen, aber von Großbauern. Und ich bin zu sie als ein Troll, mit Bergluft in die Haare, und so schrien sie und lachten sie, und so danzte ich mit sie um dem Baal. Und sie war so wild, von alle am meisten, mit aufgemachte flammerote Haare bis an die Knien. Und so sind sie geflogen, mir in mein Antlitz; und in die Haaren, das war es, von was ich freilich ganz sinneskrank blieb. — Das mußt du kennen, unsre helle Nächte in Juni . . . Und Feuer, und Mädchen und Lachen und Danzen, und diese roten Haaren . . .! Es war eine Nacht, mit eine solche starke Abenteuerstimmung, die soll ich bei Gott nicht vergessen! — Ich blieb verrückt von das, und sie blieb verrückt . . . Und das war schön! — Aber dann, wie es zu Stücken kam, sollten wir heiraten . . . Und das war dumm! Das Dummste ich in mein ganzes Leben getan habe!"

Er brach ab. Ein Schweigen dehnte sich hinter seinen letzten Worten. Lisa, die mit versteinertem Gesicht dasaß, mußte es unterbrechen. Gleichsam zerstreut fragte sie, und schwer fielen die Silben von ihren Lippen: „Und Kinder hast du?"

„Zwei kleine Söhne. Oh, sie sind lieb und komisch mir gleichend. Auch so eskimoisch." Dann aber fuhr er in ganz anderm Tone fort: „Lisa, was ist mit dir? Du siehst so aus . . .?"

„Was wird mir wohl sein!"

Er zauderte einen Augenblick, unschlüssig; dann hielt er ihr sein Glas entgegen:

„Nu, lille Lisa! En skaal for det vi elsker!"

Sie stieß mit ihm an, trank aber nicht.

„Bitte, willst du nicht zahlen?" sagte sie sonderbar ruhig. „Ich möchte gehn!"

„Aber, Lisa, du sollst nicht . . .!" bat er.

Ohne Antwort, mit einem Blick, der an ihm vorbeisah, stand sie auf und langte sich ihre Pelzjacke von dem Kleiderhaken.

Hastig trat er hinter sie und half ihr.

„Fräulein, zahlen!" schrie er so laut, daß sich alles nach ihm umsah.

Sie wartete ruhig, bis auch er bereit war. Aber an dem Ausdruck ihres Gesichtes hätte auch ein ganz Fremder sehen können, daß sie das nur zum Schein des Gerechten tat, daß sie am liebsten sofort und ohne Begleitung hinausgegangen wäre.

Auf dem Heimwege blieb sie stumm und antwortete höchstens mit einem kalt verwunderten Blick auf sein Beschwören, Bitten und Zürnen. Das einzige war, daß sie ihren Schritt immer mehr beschleunigte.

Als sie ihre Haustür aufgesperrt hatte, ergriff er ihre Hand.

„Lille Lisa, das ist doch dumm!"

Alle Kraft mußte sie zusammennehmen, damit sie nicht dennoch die Arme, trotz allem und allem, um seinen Hals würfe. Aber ihre Finger lagen schlaff, wie tot, in den seinen. Und als sein fester Druck einen Augenblick nachließ, befreite sie sich schnell. Die Tür fiel hinter ihr zu, das Schloß schnappte ein.

„Fanden gale!" sagte Gunnar vor sich hin und strich mit der flachen Hand langsam über seinen Hinterkopf . . .

* * *

Den nächsten Tag wollte Lisa keinen Menschen sehen. Sie schützte Kopfweh vor und nahm die Mahlzeiten auf ihrem Zimmer ein. — Gunnar ließ sich zweimal bei ihr melden, am Vormittag und gegen Abend, und wurde abgewiesen.

Mit einer Art Wollust stürzte sie sich in ihren Schmerz, wühlte sie in ihren Wunden, sich stark zu machen gegen die ungebärdige Sehnsucht . . .

Doch wie der Tag vorrückte, wurde ihr diese Einsamkeit fast unerträglich. Grau drang schließlich die Dämmerung durch die Fenster und bis in ihr Herz hinein. Matt wurde sogar die Entrüstung gegen Gunnar. Jeder Glaube in ihr verlor sein Fundament, auch der an sich selbst — der vielleicht am meisten. Alles schwebte haltlos in der Luft . . . — Und suchte sie sich mit harten Worten zu schelten, so fehlte auch denen die Kraft der Überzeugung . . .

Mußte es denn sein, daß einen die Liebe so klein machte, jeden Stolz von einem nahm? . . .

Und als dann gegen Abend ein Brief von Gunnar kam, meinte sie schon, sie wäre besiegt.

Er aber schrieb ganz anders, als sie erwartet hatte. Von Reue, von zaghaftem Werben keine Spur . . . Gunnar war wütend, einfach wütend, wenn er es auch zu verbergen trachtete. Verblümt nannte er ihr Benehmen albern und philiströs, und zwischen den Zeilen



stürmte es von jener Leidenschaft, die sie oft in seinem Blick erschreckt hatte, von Leidenschaft und von Siegesgewißheit . . .

Lisa lachte auf und zerriß — mit zitternden Fingern, aber sehr sorgfältig — den Brief in hundert kleine Stücke.

Nein, das war nicht die Art, sie wiederzugewinnen! — Was war Gunnar doch für ein Mensch! Daß er sie nicht verstand — nun ja . . . Aber er wollte sie gar nicht verstehen! Er sah nichts als sich selbst; alles andre, die ganze Welt, hatte sonst keinen Zweck, als ihm zur leichten Beute zu fallen!

Er war der Beleidigte! — Köstlich!

Aber er sollte merken, daß sie den andern Frauen nicht glich, die er gekannt hatte! . . .

* * *

Lisa entschloß sich kurz und zog für die nächste Zeit auf die Hainzenhöhe hinaus. Zu spielen hatte sie gerade nicht; das Käthchen von Heilbronn war nach wenig Vorstellungen wieder abgesetzt worden. Nur dreimal in der Woche fuhr sie zu ihren Stunden hinein. Gorters Wohnung lag in Nymphenburg; da suchte Gunnar sie nicht.

Peter hatte gute Tage. So liebevoll um ihn besorgt war Lisa lange nicht gewesen. Wohl fühlte er, daß es irgendeine Enttäuschung da draußen in der Welt sein mußte, was sie zu ihm getrieben hatte . . . Aber er fragte sie nicht; und wenn er fühlte, daß seine Augen es dennoch taten, senkte er schnell die Lider darüber.

Von Gunnar kamen Briefe über Briefe, aus den verschiedensten Tonarten; aber in jeder stöhnte seine ungebärdige Qual und weckte Lisas Mitleid und ließ die Flammen ihrer Liebe durch die vernünftig darauf geschichtete Asche emporzüngeln.

Als sie aber fast so weit war, alles zu vergessen, sich in die Glut zu stürzen und seinen Willen zu tun — da verstummte er plötzlich.

Drei, vier, fünf Tage wartete sie ungeduldig — und erkannte, was diese Briefe, die sie als ärgerlich beunruhigende Störung angesprochen hatte, ihr für ein Bedürfnis gewesen waren. — Dann sagte sie sich, er hätte sie bei sich wohl endgültig für eine dumme Gans erklärt und wolle nichts mehr von ihr wissen. Und einen Ersatz für sie fände er wohl bald...

Oder glaubte er vielleicht, das Schreiben wäre unnütze Mühe; wenn sie sich auf den Proben zum Hohen Lied wiedersähen, könnte er sie im Sturme nehmen? — Gut! Dann sollte er eine Überraschung erleben!

Lisa studierte in den Stunden bei Gorter zwar eifrig die Sulamith; aber sie kämpfte jeden Tag mit dem Entschluß, die Rolle zurückzugeben. — Es war nur so schwer, das ihrem Lehrer gegenüber zu begründen. Und er hätte ja recht, wenn er ihr darauf sagen würde, es sei ein unverzeihlicher Leichtsinn, um einer Laune willen diese künstlerische Gelegenheit zu verscherzen, die gewiß nicht so bald wiederkäme, und von der vielleicht ihre ganze Zukunft abhinge.

Sagen mußte sie es aber einmal. Denn sie wollte die Sulamith ganz bestimmt nicht spielen; das stand fest bei ihr. — Daß ihr Zögern am Ende auch in einer heimlichen Hoffnung menschlicher Art seinen Grund hatte, gestand sie nicht.

Da berichtete Gorter ihr eines Tages, er wäre den Abend vorher in größerer Gesellschaft mit Gunnar zusammengewesen, und konnte sich im Schwärmen für „diesen Wikinger" nicht genug tun. Mit seiner urwüchsigen Lustigkeit hätte der allein die Kosten der Unterhaltung getragen und die Tafelrunde stundenlang nicht aus dem Lachen kommen lassen.

Lisa wurde es ganz kalt, aber sie verbiß sich darein, das als Erlösung zu begrüßen.

Gunnar amüsierte sich also! Ihr Mitleid für seine Qual war verschwendet gewesen! Jetzt wußte sie sich sein Verstummen zu deuten. — Sie hatte keinen Grund mehr, die Rolle zurückzugeben . . .

Ruhig durfte sie den Weg ihrer künstlerischen Pflicht gehen! Und lagen Schmerzen darauf — es sollte für keines Menschen Auge etwas davon an den Tag kommen. Ihre Liebe konnte ihr nichts mehr anhaben. Mit Gunnar war sie fertig!

* * *

Auf der ersten Probe spielte Gunnar den Schmollenden. Jedem Schauspieler gab er seine Weisungen und Korrekturen, nur Lisa und ihre Leistung schien er überhaupt nicht zu sehen. Das schmerzte sie heftiger, als sie es für möglich gehalten hätte, und traf sie so überraschend, daß es sie aufs äußerste verwirrte und die mühsam ertrotzte Sicherheit mit einem Schlag zerstörte.

Auch am folgenden Tage hielt er sich von jeder direkten Anrede zurück, aber in seinem Gesicht wetterleuchtete es, wenn er sie ansah; und als sie heimging, kam er ihr auf der Straße nachgestürmt.

„Lille Lisa, willst du, daß ich verrückt bleiben soll? — Gut, so soll ich etwas Schreckliches verbrochen haben! Ich war freilich ein Esel! Aber so hast du mich auch gestrafet genug. — Lisa, das soll Gott wissen, daß ich mir scheide und wir sollen heiraten! Was willst du noch for ein Satisfakschon, das ich dir geben soll."

„Ich dachte, wir wären fertig miteinander?" Das wollte Lisa kalt und schneidend sagen, es klang aber sehr gedrückt. — Und da sie gerade an einem Halteplatz vorbeikamen, sprang sie, um sich zu retten, in eine Droschke.

Er aber folgte ihr ohne weiteres und rief dem Kutscher zu: „Arcisstraße, Pangschon Staudinger!"

Und nun strömten seine Worte auf sie ein, fast unwiderstehlich. Sie fühlte: wenn sie Antwort gäbe, würde das schon die Kapitulation bedeuten. So blieb sie stumm und schüttelte nur hin und wieder abweisend den Kopf mit einer schier verzweifelten Miene...

Als sie ihn dann an der Tür mit einer gezwungenen Neigung des Kopfes und einem kurzen „Adieu" verabschiedete, stieß er ingrimmig einen halb unterdrückten norwegischen Fluch hervor.

In ihrem Zimmer warf sich Lisa auf den Diwan und schluchzte herzbrechend; dann aber dämmte sie ihre Tränen zurück und sagte zu sich: — So! Jetzt ist es gut! Jetzt weiß er endlich, woran er ist!

* * *



Auf der dritten Probe erschien Gunnar um eine gute Stunde zu spät. Diesmal wendete er sich an Lisa ganz ruhig wie an jeden andern Mitspieler, so, als ob nie das Geringste zwischen ihnen vorgefallen wäre. Dabei machte er die ganze Zeit ein für ihr Gefühl geradezu beleidigend vergnügtes Gesicht. — Sie wurde immer verwirrter, zumal als er sie nachher ruhig allein heimgehen ließ . . .

Als Lisa an diesem Tage den Speisesaal der Pension betrat, kam ihr Frau Staudinger mit geheimnisvoller Miene entgegen.

„Sie, Fräulein Olai, heut hab ich aber eine Überraschung für Sie! Da werdens schaun!"

Lisa lächelte befangen und ängstlich.

„Ist es etwas zum Essen?" fragte sie.

„Das grad net. Aber denken könnt ich mir, daß es vielleicht amal etwas zum Fressen würd."

„Das versteh ich nicht", lachte Lisa gezwungen auf.

„Schauns, da kommt schon meine Überraschung: Ihr neuer Tischherr!"

Lisa folgte ihrem Blick: in der Tür erschien Gunnar und lächelte sie schlau und lustig an. Sie stand und konnte vor Schreck kein Glied rühren. Er aber kam unbefangen auf sie zu und schüttelte ihr die Hand.

„Gut Tag, Fräulein Olai! — Weil Sie mir sagten, daß man es so gut hat in die Pangschon Staudinger, und so bin ich jetzt hier. In mein verdammtes Hotel, da war es zu früktelich . . ." — Und munter begann er seine Leiden zu schildern . . .

Bei Tische benutzte er die erste Gelegenheit, ihr übermütig zuzuflüstern: „Siehst du es, lille Lisa, daß ich dir doch fangen konnte!"

Sonst aber unterhielt er sie, wie man mit einer Dame plaudert, die man flüchtig kennt, und sprudelte dabei über von Witz und Laune. Wollte sie kein Aufsehen erregen, so mußte sie auf seinen Ton eingehen. Und unwillkürlich riß es sie fort. Als er sie erst einmal zum Lachen gebracht hatte, wußte sie schon, daß er der Sieger war . . .

Kurz bevor die Tafel aufgehoben wurde, fragte er recht laut, ob sie jetzt gleich eine halbe Stunde Zeit für ihn hätte; er müßte etwas wegen seines Stückes mit ihr besprechen.

Sie fand auf den Sturz keine Ausrede.

„Bitte sehr!" sagte sie mit trocknem Hals, im Tone zurückhaltender Höflichkeit . . .

* * *

Den Kopf gesenkt, stieg Lisa vor Gunnar die Treppe hinauf unter den neugierigen Augen der andern. Sie glaubte schon zu hören, wie sich aus diesen schweigenden Gruppen gleich nach ihrem Verschwinden ein lebhaftes Tuscheln erheben würde . . . Aber trotzdem und trotz allem, was sich noch sträubte und wehrte in ihr, fühlte sie plötzlich, wie heiß zu Herzen das Glück ihr strömte.

Und sie wußte, warum sie es damals gleich einer Erlösung hatte begrüßen können, daß sie die Sulamith nun doch spielen dürfte, weil sie — fertig wäre mit Gunnar.

Immer, zu jeder Stunde war die Liebeshoffnung wachgeblieben in ihr; alles andre war Selbsttäuschung, dahinter sie sich vor der eignen Kritik versteckt hatte. Und ein Restchen davon ließ sie auch jetzt noch nicht fahren. Sie legte sich die edle Rolle der Frau zurecht, die sich opfert für den Geliebten, die auf Würde und Stolz verzichtet, um ihn glücklich zu machen — ohne eine Frage danach, was ihr die Zukunft daraus zeitigen würde.

Eine freiwillige Tat sah Lisa darin, was sie tun mußte — um ihrer selbst willen.

Doch als die Tür hinter ihnen zugefallen war und Gunnar sie einfach umfaßte und mit einem triumphierenden Jauchzen hoch vom Boden emporhob, da kämpfte sie mit fast verzweifelter Heftigkeit gegen den Überfall.

Wohl stellte er sie erschrocken wieder auf ihre Füße; aber er nahm sie dennoch im Sturme. Bald erwiderte sie seine Küsse und sprach und lachte mit ihm in haltloser, schwimmender Glückseligkeit.

Nur ganz tief im Grunde ihres Wesens mochte noch etwas wie ein leises Unbehagen darüber liegen, daß sie es ihm vielleicht gar zu leicht gemacht hätte, sie wiederzugewinnen. Und in einem merkwürdigen Gegensatze dazu kränkte sie es beinahe, daß er immer wieder versicherte, er wolle sich scheiden lassen, und sie würden heiraten.

Meinte er denn, daß es ihr um die Formalität der bürgerlichen Ehe gegangen wäre in diesem Zwist? — Aber warum war es denn gegangen? — Sie wußte es jetzt selber kaum; wie hätte sie es ihm deuten sollen!

So viel sie ihm auch wehren mochte — als der erste Sturm der Wiedersehensfreude sich gelegt hatte, bestand er darauf, gleich hier, an ihrem Schreibtisch, den Brief wegen der Scheidung an seinen Rechtsanwalt in Christiania zu schreiben. Jetzt wäre er gerade in der Stimmung dazu; und bevor er sich ein andermal dazu entschlösse, könnte viel Zeit vergehen. Es wäre eine verdammte und langweilige Arbeit; lieber schreibe er gleich zwei Stücke.

Mit grimmigem Gesicht, unter Knurren und Fluchen füllte er dann Bogen auf Bogen mit seinen großen, runden Buchstaben, in Zeilen, die weit voneinander standen und von links nach rechts in starkem Winkel aufwärts liefen.

Dazwischen rief er Lisa, daß sie ihn mit einem Kuß tröste. Und sie tat das gern, aber mit ein wenig schlechtem Gewissen. Die zornmütige Energie, die seinen Ausdruck beim Schreiben fast brutal machte, richtete auf einmal ein körperhaftes, greifbares Bild jener fremden Frau vor ihr auf, der norwegischen Bauerntochter mit den schönen roten Haaren . . .

Aber sie nahm jener doch nichts weg, was die wirklich noch besessen hätte? . . .

Vielleicht strich dumpf eine Ahnung an Lisa vorbei, daß das nicht nur Mitleid mit der andern wäre, sondern auch mit sich selbst . . .

Sind denn die Frauen nicht alle Leidensgenossinnen? . . .

* * *

Dann, als Gunnar die schwere Arbeit hinter sich hatte, stand ein verwandelter Mensch hinter dem



Schreibtisch auf. Er lachte und strahlte, als wäre jetzt die Scheidung vollzogen, ja, als wären Lisa und er schon verheiratet.

Er setzte sich — um auszuruhen, sagte er — zu ihren Füßen auf einen Schemel, bettete seinen Kopf auf ihre Knie und sah heiß und dennoch zufrieden zu ihr hinauf. Lange blieben sie so und gaben sich Zärtlichkeit mit Gedanken, Augen und Händen.

Dichter und blauer wurden die Schleier, die draußen die Dämmerung vor die Scheiben hängte. Nur noch als verschwommen blassen Flecken sah jedes des andern Gesicht . . .

Wie ein anschwellendes Flügelrauschen drang es auf sie ein, näher und näher . . . Das Blut klopfte laut in ihren Schläfen . . .

— Dein! Dein! Dein! sang es Lisa in den Ohren. — Sie hatte sich selbst vergessen und ließ sich treiben von dem Strom der großen Liebe . . . Wohin? — Gleichviel!

Und Gunnar war es, der das Schweigen brach, der sie und sich emporriß aus dem wiegendem Rausch, der sie abwärts wirbelte.

Er hob seinen Kopf von ihren Knien, saß eine Weile mit steilem Rücken auf seinem Schemel, ließ einen tiefen Seufzer sich langsam aus seiner Brust befreien und starrte angestrengt ins Leere.

Dann sagte er, ein wenig heiser, doch mit zarter Behutsamkeit: „Lille Lisa, ich soll nichts tun, das du es nicht willst."

Sie erwachte.

„Gunnar!" Zitternd, leise und liebevoll fiel der Name von ihren Lippen.

Da stand er mit einem leichten Stöhnen auf, tastete sich durchs Zimmer und drehte das elektrische Licht an.

Geblendet schloß Lisa die Augen; blendender aber noch strömte ein andrer Glanz in ihr Herz, herrlich und doch fast schmerzlich.

Hatte er sie beschämt? War nun doch sie die Siegerin? War ihre Art der seinen Meister geworden? Verstand er sie jetzt, wie sie verstanden sein wollte?

„Gunnar! Gunnar!" rief sie jubelnd und warf beide Arme stürmisch um seinen Nacken.

* * *

Nun kam eine Zeit, wo Lisa und Gunnar sich auf neue Weise nahetraten: in dem gemeinsamen Schaffen. Der Eifer für sein Stück, die bange Erwartung, wie sich dessen Schicksal gestalten würde, spannte und durchzitterte sie gleichmäßig, wenn auch er nicht ganz so aufgeregt war wie sie.

Ihre Liebe, ihre Leidenschaft wurde davor nicht schwächer, aber sie wurde hinuntergedrängt von der Oberfläche dieser Tage in die Tiefe, wo sie den Reiz des Abenteuers verlor, wo sie groß wurde und selbstverständlich . . . —

Einen schweren Gang hatte Lisa zu tun vor der Premiere des Hohen Liedes, und sie verschob ihn, so lange sie konnte. Erst am vorletzten Tage fuhr sie hinaus auf die Hainzenhöhe und brachte Peter sein Billett.

Es war ihr eine große Erleichterung, als er freundlich sagte, er sähe sie sich lieber in einer späteren Vorstellung an. Der Arzt habe ihm seines Herzens wegen jede Erregung verboten. Mit dem guten alten Käthchen von Heilbronn sei es ja anders . . . Aber ein neues und sicher nicht zahmes Stück, dessen Erfolg auf der Schneide stehe — damit mute er sich am Ende doch zu viel zu. Übrigens gebe sein Befinden keinen Anlaß auch nur für die leiseste Sorge. Eine gewisse Vorsicht aber sei ihm nun einmal fortan auferlegt; das Alter melde sich langsam . . .

Lisa entrang sich nur ein ziemlich zerstreutes Bedauern darüber, daß sie die große Feuerprobe nicht unter seinen Augen bestehen sollte, denn es bohrte plötzlich die Frage in ihr, warum sie ihrem Vater nicht einfach erzählte, daß sie sich mit Gunnar verlobt hatte. — Natürlich, sie müßte ihm dann vieles weitläufig erklären . . . Dennoch: wie er geartet war, und wie sie miteinander standen...

Oder verschloß ihr das den Mund, daß er sie so ansah, so forschend und, wie ihr schien, bekümmert? . . .

Waren da am Ende schon gute Freunde am Werk gewesen? Wußte er etwas? Glaubte er gar mehr und Schlimmeres zu wissen, als wirklich geschehen war?

Schlimmeres . . .!?

In starker innerer Verwirrung entschuldigte sich Lisa mit allerlei Vorbereitungen, die sie noch zu treffen hätte, und fuhr mit dem nächsten Zug in die Stadt zurück.

* * *

Die Premiere des Hohen Liedes brachte einen großen Erfolg, beiden, Gunnar und Lisa. Viele Male mußten sie Hand in Hand vor die klatschenden, rufenden Münchner treten, in denen man heute das kühl schwerfällige Landestheaterpublikum kaum wiedererkannt hätte.

Halb träumend, in einem Taumel von Glück ging Lisa mit Gunnar aus dem Theater, saß sie nachher in der großen, bunten Gesellschaft, die sich, den Dichter und sie zu feiern, zusammengefunden hatte. Wohlig ließ sie Lobsprüche und Huldigungen über sich hinrieseln. Es war doch etwas Schönes um den künstlerischen Erfolg! Wenn sie an die Stimmung damals nach dem Käthchen von Heilbronn dachte...! Wie anders heut alles aussah!

Gunnar strahlte, und sein lautes, kindliches Kannibalenlachen übertönte oft und oft den schnatternden Stimmenwirrwarr des ganzen Kreises. Unter dem Tisch hielt er Lisas Hand mit festem Druck in der seinen; und auch darüber war sie glücklich und fragte wenig danach, ob die Leute es sähen, trotzdem es sich so mancher von ihnen angelegen sein ließ, ihr recht deutlich zu zeigen, daß er alles bemerke.

Als sie vielleicht eine Stunde so beisammensaßen, ging die Tür auf, und herein traten zwei Herren im Smoking: ein kleiner, zierlicher, der mit seinem rasierten Gesicht fast jungenhaft aussah, und hinter ihm ein unendlich langer Mensch mit blondem Spitzbärtchen, dem sein runder Rücken, die hochgezogenen Schultern und das vorgestreckte Kinn eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Vogel Marabu verliehen. Aber trotz der Sonderbarkeit seiner Erscheinung sah er angenehm und elegant aus.



„Ho!" rief Gunnar überrascht. Er stand auf, nahm den nächsten Weg über den Tisch, sprang drüben zwischen zwei erschrockenen Damen wieder hinunter, stürzte auf die Fremden zu und schüttelte ihnen die Hände. Dann stellte er sie mit umfassender Gebärde der ganzen Gesellschaft vor:

„Hier Direktor Hellmann vom Reichstheater in Berlin, hier Doktor Andrian, sein Schatte; und das sind die... die Creme von München."

Lisa war sehr überrascht: dieser Jüngling, der wie eben aus einem frischen Dutzend genommen aussah, war also der berühmte Hellmann, von dem die Berliner Kritik fast einstimmig eine Reform der Bühne an Haupt und Gliedern erwartete . . .

„Aber Hellmann," rief Gunnar, „woher ist es, daß Sie herfliegen als aus die Wolken? Waren Sie in das Theater heute?"

„Ja."

„Und daß ich es nicht wußte . . .?"

„Das Stück hätte ja auch durchfallen können", entgegnete Hellmann mit einer trocknen, harmlosen Stimme.

„Hä!" lachte Gunnar kurz auf. „Aber es fiel nicht durch!"

„. . . . wie Sie an meiner Anwesenheit sehen! — Wir haben nur erst ein bißchen gegessen."

„Nun, war das ein Erfolg?" wiederholte Gunnar triumphierend.

„Gel, Stenersen," mischte sich jetzt der Doktor Andrian mit weichem Wiener Akzent herein, „hab' ich's nicht gleich gesagt: es ist dein bestes Stück?"

„Ist schon etwas in diese Welt passeeret, daß du es nicht voraussahst mit deine prophetiske Gabe, Doktor?" antwortete Gunnar trocken.

Direktor Hellmann für sein Teil wendete den Kopf ein wenig und warf, ohne sonst das Gesicht zu verziehen, nur einen flüchtigen Seitenblick zu Andrian hinauf. Doch es lag eine Welt von Hohn darin.

Gorter, der ganz am andern Ende der langen Tafel saß, stand auf, trat zu seinem Berliner Kollegen und zog ihn mit schmelzender Freundlichkeit in ein Gespräch. Das amüsierte Lisa sehr, weil sie wußte, mit welcher tiefen und gehässigen Verachtung er von diesem „Parvenü" zu sprechen pflegte.

Doktor Andrian ließ derweil seine Augen hinter den funkelnden Brillengläsern wandern. Bei Lisa machten sie halt; er flüsterte Gunnar ein paar Worte ins Ohr beide kamen auf sie zu.

„Fräulein Olai, darf ich Sie vorstellen: das ist der Doktor Andrian, heißt er."

„Doktor Alois Andrian!" Der lange Mensch machte eine lässige und doch etwas eckige Verbeugung.

„Sehr erfreut!" Lisa reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand.

„Küß die Hand, gnä' Fräulein. Sie waren fabelhaft!"

„Einer von die Dramaturgen bei Hellmann . . ." erläuterte Gunnar.

„Einer? Gibt's denn so viele?"

„Jawell ja! — Doktor, du mußt es wissen, wieviel Dramaturgen sind an euer sinneskrankes Zirkus?"

„Einen Moment, gnä' Fräulein...!" Andrian rechnete an seinen langen Fingern. „Ja: — fünf! Und ich bin das letzte Fünftel davon.

„Ja, das soll Gott wissen!" lachte Gunnar. „Hellmann ist raffineeret! Daß er gerade dich von die Wiener Schriftstellern findet...!"

„Aber, gnä' Fräulein..." Der Doktor deutete auf den leeren Stuhl neben Lisa. „Is da frei?"

„Bist du verrückt?" rief Gunnar. „Das ist mein Platz!"

„A, Stenersen, du wirst dich ja so erst mit Hellmann geschäftlich beriechen. So lang setz ich mich einmal ganz gewiß zu der Fräulein Olai." Und schon wer er am Ende der Tafel und bat die Davorsitzenden, ihn durchzulassen.

Gunnar ging wirklich für eine Weile mit dem Berliner Direktor an einen Nebentisch und unterhielt sich mit ihm in Flüsterton. Man sah an ihren Gebärden und ihrem häufigen Achselzucken, daß sie über ernste Dinge unterhandelten, ohne sich einigen zu können.

Lisa hatte Vergnügen an ihrem neuen Nachbar. Er plauderte amüsant, mit der leichten Wiener Liebenswürdigkeit. Was sie aber besonders gewann, war das gescheite und dabei kindliche Lächeln, das beim Sprechen fast ständig seine auffallend fein geschnittenen Lippen schürzte. Dann wurde er geradezu hübsch, obschon man sonst bei ihm wohl höchstens von einer stilvollen Häßlichkeit hätte sprechen können.

Er huldigte Lisa in exzessiver Weise und schonte dabei die Bühnengrößen der Vergangenheit und Gegenwart nicht. In Hekatomben opferte er sie vor ihrem Altare; durch ihre Sulamith erklärte er sie alle für „erledigt". Von einem andern dargebracht, hätten diese Schmeicheleien sie wahrscheinlich sehr verstimmt; hier aber fand sie durchaus die Kraft nicht, sich darüber zu ärgern. Was Andrian sagte, konnte man unmöglich ernst nehmen; und er selbst nahm es kaum so, trotz des Eifers, mit dem er schwor und gestikulierte...

„Übrigens," bog er dann plötzlich das Gespräch ab, „was red ich da langes und breites von Ihrer Kunst! Die Kunst ist ja beim genus femininum Gott sei Dank nix Essentielles. Eigentlich bloß immer ein Umweg zum wirklichen Beruf.... — Als Frau muß eine was sein! Und das sind Sie im höchsten Grad."

„Aber Sie kennen mich ja noch gar nicht", sagte sie und lächelte.

„Aber bitte, das werd ich doch sehen können! Schaun Sie sich an dem ganzen Tisch um! Sie sind die einzige! — Mein Gott, München...! — Bloß Sie...! Schon wie Sie angezogen sind...! Das gibt's doch hier sonst gar nicht."

„Ach, ich weiß nicht... — Und ist denn das eigentlich so wichtig?"

„Aber ja! — Bloß Ihr Hut — nehmen Sie es mir nicht übel! — der ist nix!"

„Gott, das alte Ding... Ein richtiger Probenhut... — Was soll denn dem fehlen?"

„Ich versichere Ihnen, so ein Möbel wie das da ist heuer überhaupt unmöglich. — Ich will ja nicht sagen... in München vielleicht und zur Not in Berlin... aber



ich war an Ostern jetzt in Wien ... Da ging so was im äußersten Fall für die ganz kleinen Matschackerln von Ottakring. Es gibt heuer bloß zwei Fassonen in Damenhüten. Schaun Sie her!" Der Doktor holte einen Bleistift aus der Tasche und begann erläuternde Zeichnungen auf das Tischtuch zu machen. „Der eine Hut schaut so aus: einfach wie ein umgestülpter Blumentopf, so! Und der andere ist groß und hat aber auch einen ganz hohen Kopf — nein, das ist vielleicht ein bissel übertrieben — und die Krempe hat so einen Schwung — nein, mehr so! — und die Garnierung — alles sitzt dann hier so, alles auf einem Patzen, und hängt dann da runter."

Lisa schaute lächelnd das Liniengewirr auf dem weißen Tuch an.

„Sie scheinen ja Spezialist in Damenmoden zu sein?"

„Aber ja! Natürlich! Ich geh ja schon lang damit um, ein Journal für das Zeug zu gründen."

„Ein Modenjournal?"

„Auf Subskription. Ja, für Moden und zur Korruptionierung der deutschen Frau. Natürlich bloß für the upper ten. Bei den andern ist's ja eh hoffnungslos. Sechs Hefte im Jahr, in Tiemann-Antiqua auf kaiserlich Japan, das Heft achtzig Mark, die Modenbilder in farbiger Heliogravüre nach Entwürfen von Fernand Knopfh und Carl Strathmann. Ein todsicheres Geschäft, bei dem man in ein paar Jahren reich werden kann — und eine Kulturaufgabe!"

„Wann kommt das Blatt denn heraus?" fragte Lisa amüsiert.

„Nächstes Jahr wahrscheinlich. Dreimalhunderttausend Mark sind dafür schon gezeichnet. Und das andere findet sich. — Man kann gegen Berlin sagen, was man will — ich find es ja ehrlich grauslich — aber für eine gute Sache Geld auftreiben — dafür ist es die Stadt. — Übrigens, Fräulein Olai, Sie sollten unbedingt auch nach Berlin!"

„Ich?"

„Aber ja! Kann's Sie denn freun, inmitten so einer Pfuschergesellschaft Komödie zu spielen? — Wie hieß gleich der Haftelmacher, der heut den Salomo gemimt hat?"

„Aber Sperl ist doch ein famoser Schauspieler?"

„Unter der Kanone war er! — Nein, München ...! — Früher war es Wien, jetzt ist's Berlin. Und da natürlich auch bloß das Reichstheater. Nein, unbedingt müssen Sie zu Hellmann. Sie können ja gleich die Sulamith spielen."

„Herr Hellmann wird sich bedanken."

„Wenn ich's ihm sag ...! Da können Sie sicher sein: er tut's. Mit Kußhand! Gleich heut abend sag ich's ihm noch! Morgen in der Früh haben Sie den Kontrakt."

„Na, na!" lachte Lisa.

„Ehrenwort! — Obzwar es schad ist ..."

„Was?"

„Daß der Hellmann Sie kriegen soll."

„Ja, aber ...?"

„Schöner wär's doch, wenn gleich ich Sie starten könnt in Berlin."

„Sie? Ich versteh nicht ..."

„Ich übernehm voraussichtlich mit übernächster Saison das Goethetheater."

„A nein?"

„Der Lewin ist direktionsmüde und wünscht sich nix Besseres, als daß ich in seinen Vertrag eintret."

„Das wär ja eine große Sache!" lächelte Lisa mit leisem Spott. Sie begann diesen liebenswürdigen Phantasten zu durchschauen. „Und was sagt Hellmann dazu?"

„Den werd ich fragen! Beim Theater ist immer Krieg; und à la guerre comme à la guerre ... — Ich seh gar nicht ein, warum ich nicht ebensogut selber das Geld einstreichen soll, was er mit meinen Ideen verdient. — Wer hat zum Beispiel den Stenersen für Berlin entdeckt? — Ich! — Und der allein hat ihm doch den ganzen Kasten noch notdürftig über Wasser gehalten all die Jahre. — Und so ist's in allem! — Denn, im Vertrauen gesagt: vom Theater versteht der Hellmann ni—ix."

„Ja, woher hat er dann seinen Ruf?"

„Ja, schaun Sie, er hat einen Blick für fremde Ideen und die unglaubliche Keckheit, auch die ausgefallensten in die Wirklichkeit umsetzen. Und dann, in einer Beziehung ist der kleine Hellmann wirklich ein ganz großes Genie: im Geldauftreiben. Die Kapitalisten hat er bald alle zur Strecke gebracht. Wo was zu holen ist — das riecht er. Und dabei behandelt er die Leut wie Schuhputzer; und sie lieben ihn noch, weil sie ihm ihr Geld nachschmeißen dürfen. — Darum tu ich mir ja so schwer mit dem Goethetheater: er hat das ganze Tiergartenviertel kopfscheu gemacht gegen Theaterbeteiligungen. — Und mit lumpigen eineinhalb Millionen fang ich gar nicht erst an."

„Was fangst du mit eineinhalb Millionen an, Doktor?" fragte Gunnar, der mit ziemlich erhitztem Gesicht wieder herangekommen war.

„Ach nix!"

„Ja, Fräulein Olai, er ist Jongleur mit Millionen und andere Sachen. — Aber jetzt, Doktor, holt dich der Teufel! Da sitze ich!"

Andrian jedoch weigerte sich so standhaft, den Platz zu räumen, daß Gunnar nichts übrigblieb, als unter großen Umständen einen Stuhl auf Lisas andere Seite hineinzupraktizieren.

Als er sich endlich setzte, sagte er: „Nun, Fräulein Olai, was hat er for Abenteuergeschichten von mir erzählt?"

„O nein, gar nichts ..."

„Das ist komisch. Sonst geht sein Mund als ein Wasserfall von alle seine Bekennte."

„Stenersen, wenn du Wert darauf legst ...", lachte der Doktor. „Ich kann ja schnell ein paar Schwänke aus deinem Leben erzählen."

„Du, Doktor, ich bin sehr stark, das weißt du!" warnte Gunnar scherzhaft. „Und, Fräulein Olai, Sie sollen ihn nichts glauben! Er lügt als ein Dramaturg."

„Ist ja gar nicht wahr. Ich lüg nie. Höchstens, daß ich die Wahrheit ein bißchen stilisier ..."

„... weil freilich for dich die Wirklichkeit nicht genug witzig ist."



„Ganz recht! Man muß den Einzelfall ins Typische erheben…"

„Fräulein Olai, das macht er so: Wann er einen Menschen sieht, welcher ein Schnaps trinkt, dann sagt er morgen: Das ist ein Alkoholiker. — Also sollen Sie ihn keine Geheimnissen von Sie erzählen! Sonst macht er auf der Maneer ein Typ von Sie. Diskreschon — Diskreschon — das ist das letzte er hat." Und Gunnar drückte heimlich warnend sein Knie an das ihre. — Sie wunderte sich flüchtig darüber. Sonst war sie es eher, die ihn abhalten mußte, fremden Leuten gar zu unvorsichtig Einblick in ihre Beziehungen zu gestatten… — Warum er sich nur gerade vor Andrians Indiskretionen so sehr fürchtete?…

„Oh, ich kann schweigen wie das Grab!" verteidigte sich dieser. „Die Geheimnisse schöner Frauen…! Da könnt ich Ihnen Geschichten erzählen…!"

„Hahahaha," brüllte Gunnar vor Vergnügen, „Doktor, das soll Gott wissen: stilvoll bist du zum wenigsten!"

„Gel ja?!"

Damit war Gunnars Laune plötzlich umgeschlagen. Fortan zeigte er sich wieder als der glänzende Gesellschafter, der er sein konnte. Er hielt alle an sich gefesselt, die sich in Hörweite befanden.

* * *

Es dämmerte schon, als die letzten Gäste das Restaurant verließen. Andrian aber erklärte, es sei noch viel zu früh, nach Hause zu gehen. Darauf ergriff alles schleunigst die Flucht.

„Von mir aus!" sagte der Doktor zu Gunnar und Lisa. „Die Pfründner sollen ruhig in die Klappe kriechen! Ist eh nix an ihnen verloren. Aber wir drei bleiben noch lang beisammen!"

„Es ist ja längst alles geschlossen", erwiderte Lisa.

„Irgendein Nachtcafé…"

„Das gibt es nicht in München", sagte Gunnar und fügte ziemlich grob hinzu: „Und du bist schon genug betrunken."

Dieses war richtig, aber trotzdem fühlte sich Andrian nicht beleidigt. Mit der Hartnäckigkeit des Trunkenen bestand er auf seinem Willen.

„A geh, seins nicht fad, Fräulein Olai! Dann auf den Bahnhof oder wo… Jetzt fangen die bessern Leut ja erst zu drahn an. Wie heißt das Lied: Heute reißen wir der Welt einen Haxen aus…!"

„Nein, Doktor, bestimmt nicht! Um keinen Preis! Ich bin todmüde. Erst die große Rolle und dann… — Was schlägt es denn da? — Ich glaub wirklich, das muß schon halb fünf sein?"

„Keine Red davon!" Andrian sah nach der Uhr: „Wahrhaftig! — Aber was macht das! Das ist doch keine Zeit…!"

Er brauchte lange, bis er einsah, daß seine Bitten an Lisa verschwendet waren; dann aber stürzte er sich mit verdoppelter Dringlichkeit auf Gunnar.

„Du, Stenersen, dich frag ich gar nicht erst lang. Du gehst unbedingt noch mit!"

„Das fallt mir nicht ein in Traumen. Ich bin so müde als ein Stein, und ich soll morgen um elf Uhr schon wieder bei den vordammten Hellmann kommen."

„Desto besser! Dann kneipen wir durch! — Ja, seid ihr denn noch nicht einig?"

„Nei."

„Er sagte mir doch, er nimmt das Stück?"

„For zehn Prozent!"

„Mehr kannst du doch nicht verlangen?"

„Er wollte es nicht haben for zehn Prozent — früher. Dann soll er jetzt zwölf geben."

„No ja, Kleinigkeit! Zwölf Prozent — was ist das! Ich sag dir, ich verschaff dir achtzehn, dreiundzwanzig, fünfunddreißig…"

„Zweihundert!" sagte Gunnar trocken. „Geh im Bett und schlaf dir aus!"

„Bei Gott! So viel Prozent, wie du willst, Stenersen…! Nur eine Bedingung: du gehst noch mit!"

„Nei! — Was willst du dann! Ich soll ja Fräulein Olai heimbringen."

„O du Schlankel!"

„Esel!"

„Was macht denn das? Zusammen werdet ihr ja doch wohl nicht wohnen?" sagte Andrian mit dem überschlauen Gesicht, das Berauschte gern machen.

„Natürliche Weise nicht!" erwiderte Gunnar schnell und sehr bestimmt. Dabei drückte er warnend Lisas Arm. — Die wunderte sich zum zweitenmal in dieser Nacht über die große, an ihm ganz ungewohnte Vorsicht gegenüber dem Doktor. — Daß sie in derselben Pension wohnten, war an sich doch noch nicht kompromittierend…

„Ja, Stenersen," sagte Andrian, „du möchtest das Fräulein Olai gern allein heimbringen! Ja, das glaub ich wohl! Ja, das könnt dir so passen! Aber nein, mich bringst du nicht los, haha! — Wir liefern Sie wohlbehalten ab, Fräulein Olai, aber dann…! — Vorwärts also! Ich hab schon wieder einen Mordsdurst!"

Gunnar stieß einen norwegischen Fluch durch die Zähne.

„Geh schlafen!" knurrte er dann.

„Nein, du Genießer, noch lang nicht! Und du gehst mit!"

„Nei! Das sollst du sehn!"

„Bringen wir nur erst Fräulein Olai heim! Das andere findet sich alles!"

„Du bist der aufdrängendste Mensch es in die ganze Welt gibt!" schrie Gunnar.

„Macht nix! Wenn,s nur was hilft!"

„Nei!" Gunnar zitterte vor Wut. Er sah ein, was er vorhin mit seiner Lüge für eine Dummheit gemacht hatte. Andrian ließ sich einfach nicht abschütteln; und ihm jetzt noch die Wahrheit zu sagen, vor seinen Augen mit Lisa ins Haus hineinzugehen — das war ganz unmöglich.

So fraß er denn seinen Grimm stumm in sich hinein. Nur von Zeit zu Zeit machte er noch einen Versuch, den lästigen Menschen durch einen klobigen Ausfall zu beleidigen, um ihn vielleicht auf die Art loszuwerden. Der Wiener aber ließ sich das nicht anfechten; er überhörte es einfach und schwätzte vergnügt auf Lisa ein, die wiederum seine Worte kaum auffaßte, weil ihre



Gedanken bei Gunnar waren. Von Zeit zu Zeit streichelte sie verstohlen dessen Hand, um ihn doch ein klein wenig zu trösten...

Als die Haustür hinter ihr ins Schloß gefallen war, mußte Lisa plötzlich lachen. So leid es ihr um ihren Liebsten in seinem Mißgeschick tat — die Sache war doch zu komisch. Andrian hatte wirklich eine gründliche Rache für Gunnars Angriffe genommen; die raffinierteste Bosheit hätte ihn nicht sicherer an dieses Ziel führen können, als sein trunkener Instinkt getan hatte...

Immer noch leise geschüttelt von dieser Heiterkeit, drehte Lisa das Licht auf dem Vorplatz an. Sie zog ihre Jacke aus und hängte sie an den Kleiderrechen. — Da ging auf einmal ein Dehnen und Strecken durch ihre Gestalt; sie hielt sich mit erhobenen Händen an zwei der Haken fest und staunte über ihr törichtes Lachen...

Der arme Gunnar!...

Und sie hatte solch eine Sehnsucht, ihm die Arme um den Hals zu legen, ihn zu küssen und ihm in die Augen zu sehen...

Was war denn heute alles geschehen! Heiß durchströmte sie das Gefühl, daß sie jetzt nicht mehr nur das unbedeutende kleine Mädchen war, gut zum Spielzeug seiner Laune.

Jetzt hatte sie sich auch als Künstlerin das volle Recht erworben, neben ihm zu stehen; seines Werkes Sieg gehörte auch ihr.

Wie reich, wie frei würde das ihre Beziehungen machen, wie ganz anders würden sie sich beide gegenüberstehen!

Und sie waren noch nicht allein miteinander gewesen, hatten noch gar keine Zeit gehabt, dieses Große, Neue wirklich zu erleben!

Daß sie darauf bis morgen warten sollte!...

(Fortsetzung folgt.)

Im Park.

Schlanke Blumen sprießen dicht,
Sonnenstrahlen glühn,
Weißer Pfade träumend Licht
Lockt in dunkles Grün.

Drüben weilt mein Blick so gern,
Wo die Rosen stehn,
Plaudernd seh ich dich von fern
Mit den Freunden gehn.

Um die dunklen Blüten kreist
Goldner Falter Tanz,
Wie um deinen Träumergeist
Der Gedanken Glanz.

Heimlich blick ich hin nach dir
Durch der Rosen Rot,
Und du weißt nicht, daß du mir
Leben bist und Tod!

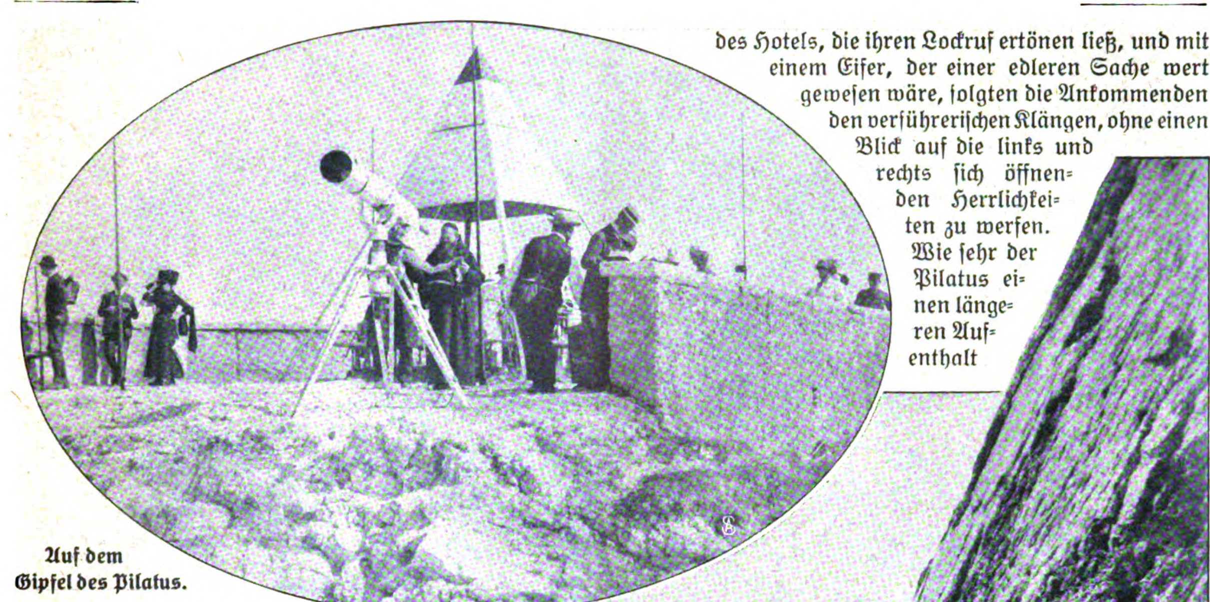
Gisela Frelin von Berger.

Touristen auf dem Pilatus und Rigi.

Von Anton Krenn. — Hierzu 12 Aufnahmen des Verfassers.

Oft fragen Schweizerreisende, welcher der beiden Aussichtsberge am Vierwaldstätter See zum Besuch zu empfehlen sei: Rigi oder Pilatus, und wenn man erwidert: Beide, so begegnet man regelmäßig dem Einwand, beide zu besuchen, sei wohl überflüssig, da die Aussicht ja die gleiche sei. Das ist ungefähr so richtig, wie einem Italienreisenden zu raten, wenn er Florenz gesehen, brauche er nicht mehr nach Rom zu gehen. Trotz der Nachbarschaft der beiden Aussichtspunkte, und obschon das Gesichtsfeld ungefähr die gleichen Objekte offenbart, ist der Eindruck infolge der veränderten Umrahmung ein ganz verschiedener, und gerade wer beide Punkte nacheinander kennen lernt, wird gewahr, welch wirksame Kontraste durch die geringe Verschiebung des Vordergrundes entstehen. Zudem liegt ein starker Gegensatz in dem Aussehen der beiden aussichtsreichen Gipfel selbst. Der eine trotzig und drohend, wild und zerrissen, ein rechter Gernegroß, der mit seinen kaum zweitausend Meter sich gibt wie ein stattlicher Dreitausender, ein knorriger Vorposten des nahen Hochgebirges, der andere eher einem Geßnerschen Idyll ähnelnd, einer grünbewachsenen Alpe mit stattlichen Herden darauf, mit Glockenklingen und Hirtenschalmeien. Selbst dort, wo er drohend scheinen will, sind die steilen Abhänge mit Gräsern, Sträuchern und Bäumen bewachsen, damit das liebliche Bild keinen Mißton erfahre. Betrachtet man die beiden Rivalen von Luzern aus, so scheint der eine als ein mürrischer, unnahbarer Wächter, der andere als ein freundlicher, zum Besuch ladender Herr, und doch hat jener seinen Meister gefunden so gut wie dieser. Die Anlage der Pilatusbahn ist heute, nach zwanzig Jahren, noch ein unübertroffenes Meisterwerk der Kühnheit und Sicherheit, das dem nachmaligen Erbauer des Simplontunels, dem Genieobersten Eduard Locher von Zürich, unvergänglichen Ruhm schuf. Die beredteste Schilderung vermag nicht den richtigen Eindruck zu schaffen, man muß selbst gesehen haben, mit welch schier unglaublicher Steigung die Bahn die steile Bergwand erklimmt und oben über eine fast senkrecht abfallende Felswand zum Gipfel emporführt. Und doch verliert man angesichts der soliden Anlage des Bahnkörpers auch keinen Augenblick das Gefühl absoluter Sicherheit. Man braucht als Anhänger des Heimatschutzes kein begeisterter Befürworter der Bergbahnen zu sein, aber bei 35 Grad im Schatten ist es schwer, seinen Prinzipien treu zu bleiben, und so ist man froh, im überfüllten Zug noch ein Plätzchen zu finden. Daß der eine Fensterplatz von einem wohlbeleibten Yankee versperrt war, der dort seinen Morgenschlaf nachholte, während am andern sein Töchterchen im Schatten eines Riesenhutes lesend saß, beeinträchtigte zwar die Freude der in der Mitte Sitzenden, aber bald




Auf dem Gipfel des Pilatus.

des Hotels, die ihren Lockruf ertönen ließ, und mit einem Eifer, der einer edleren Sache wert gewesen wäre, folgten die Ankommenden den verführerischen Klängen, ohne einen Blick auf die links und rechts sich öffnenden Herrlichkeiten zu werfen. Wie sehr der Pilatus einen längeren Aufenthalt

erwies sich das Hutungetüm als ein wirksamer Schutz gegen die stechenden Sonnenstrahlen. Für die entgehende Aussicht trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß doch wenigstens der Gipfel nicht mit lauter modernen Damenhüten garniert sei, und später waren wir auch ganz ausgesöhnt mit unserm Schicksal, als wir sahen, wie bei dem kräftigen Luftzug auf dem Berg die Hutträgerinnen die unglaublichsten Jonglierübungen machen mußten, um sich in der Balance zu halten. Wie hübsch und wie abwechslungsreich die Fahrt ist, ersah ich erst auf dem Rückweg, bei dem ich in der Wahl des Platzes vorsichtiger war. Bei der Ankunft auf dem Berg begrüßte uns ein helles, lustiges Läuten, als ob es zu irgendeinem lustigen Fest ginge, es war aber nur die Dinerglocke


Die schönste Pilatuspromenade: Der Weg nach dem Tomlishorn.


Siesta bei 45 Grad in der Sonne.

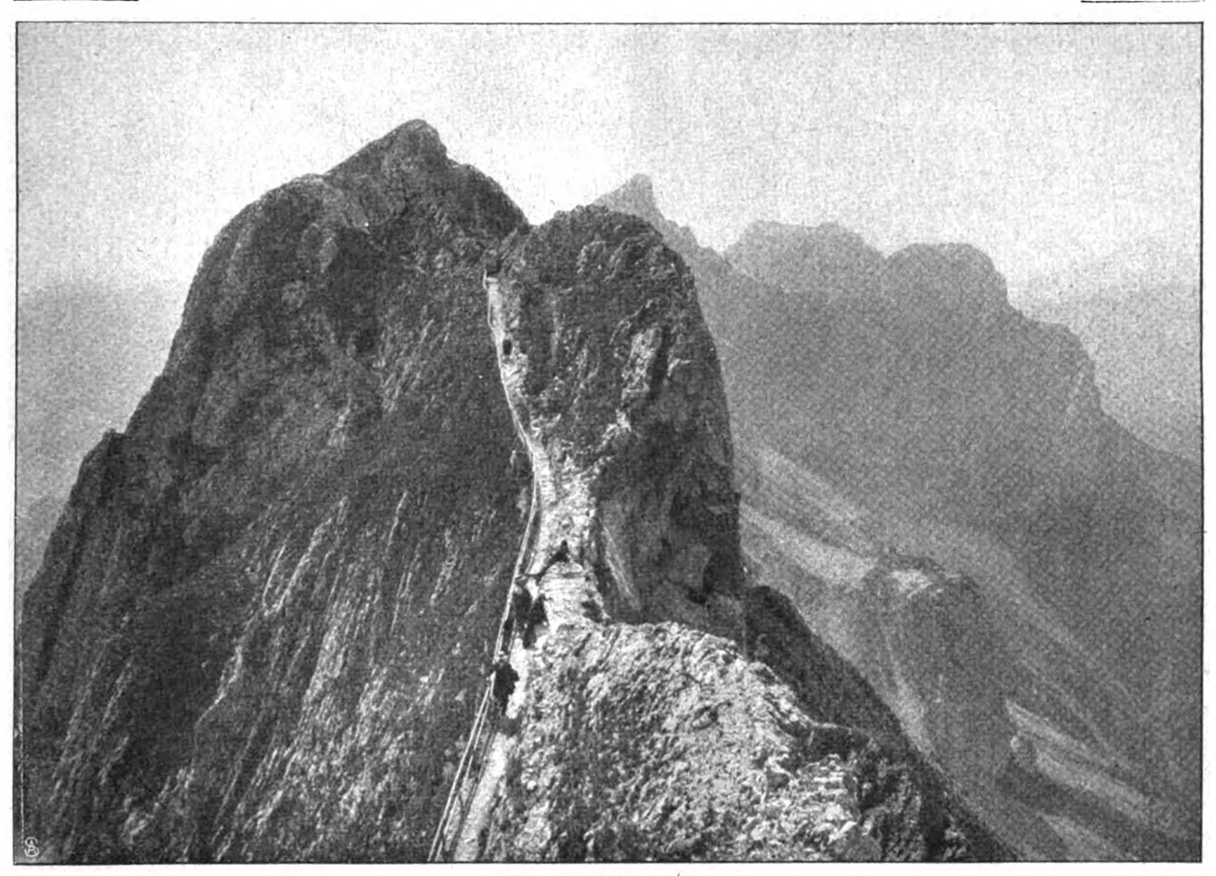


Picknickgruppen auf Rigi-Kulm.

Zwei unternehmende Misses.

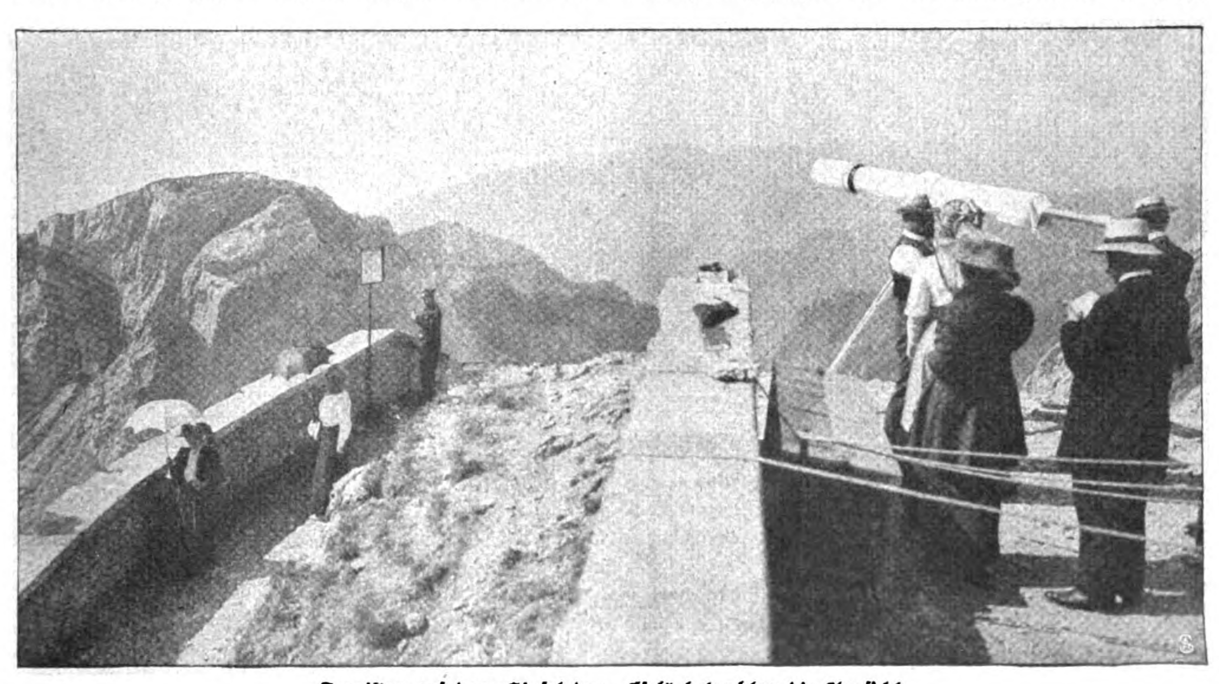
Pilatus-Kulm-Station.
Im Hintergrund der „Esel", der eigentliche Gipfel des Pilatus.

lohnt, zeigt ein kurzes Umherwandern auf seinen Höhen, die in mehrere aussichtsreiche Gipfel verteilt sind. Der Fernblick auf die Alpenkette ist ja von überall so ziemlich der gleiche; wie eine Riesensäge begrenzen die Bergzacken den Horizont, aber der wilde Vordergrund, den der zerklüftete Berg selbst abgibt, wechselt von Schritt zu Schritt und zeigt immer neue, bizarre und auch schöne Formen. Von den durchaus sicheren Wegen ist der nach dem Tomlishorn, dem höchsten Gipfel des Pilatusstockes, der schönste und interessanteste (Abb. S. 1517). Sehr romantisch ist der Weg nach dem Klimsenhornhotel (Abb. S. 1519), das man tief unten erblickt, für ganz bequeme Leute ist die neue Felsengalerie rund um den Oberhauptstock hergerichtet, die namentlich auf Luzern und den Vierwaldstätter-See schöne Niederblicke bietet, und endlich ist der Weg auf den besuchtesten Aussichtspunkt, den Esel, zu erwähnen. Auf mich hat sowohl vom Pilatus als später auch vom Rigi der Blick gegen Norden einen nachhaltigeren Eindruck gemacht als gegen die Alpen, weil nach dieser Seite das Moment des alles überragenden



Der Klimsenhornweg.

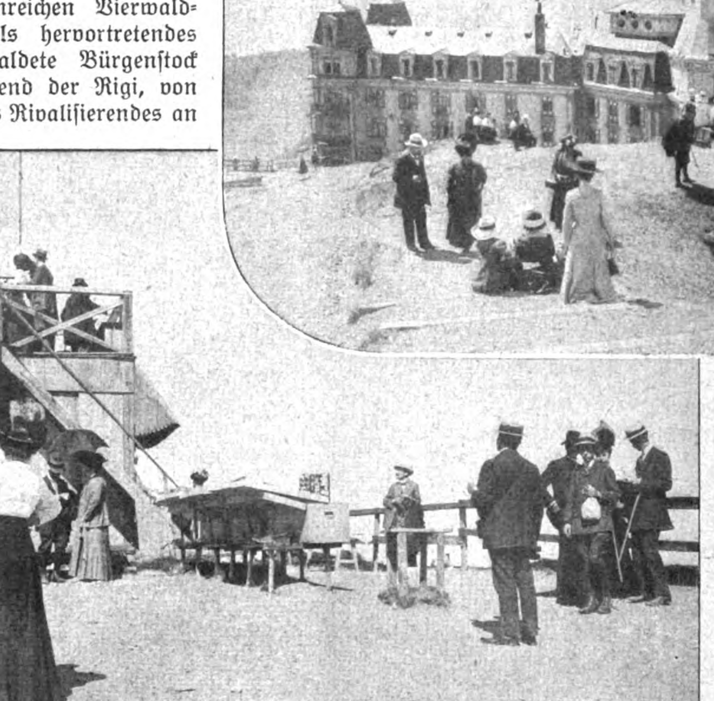
Standortes am deutlichsten zum Ausdruck kommt, weil auf dieser Seite die vermittelnden Vorberge fehlen. Wie im Luftballon schwebend schaut man auf das fast 1600 Meter zu Füßen liegende Luzern und die nord-schweizerische Hochebene hernieder, und bis zum Rhein liegt das ganze Land wie eine Riesenkarte vor dem Beschauer, auf der jedes Dorf, jede Straße und jeder Weg deutlich eingezeichnet ist. So überragend ist die Höhe,

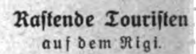


Touristen auf dem Gipfel des „Esel" betrachten die Aussicht.



daß das ganze Hügelland in eine flache Riesenebene ausgeglichen erscheint. Besonders reizvoll ist der Niederblick auf den vielfach gewundenen, buchtenreichen Vierwaldstätter-See, aus dem als hervortretendes Merkmal der dunkelbewaldete Bürgenstock sich geltend macht, während der Rigi, von hier aus gesehen, gar nichts Rivalisierendes an sich hat. Erst wenn man sich mit dem Dampfer Vitznau nähert, bekommt er ein ganz respektables Aussehen, seine breite Brust scheint er immer höher zu recken, als wolle er zeigen, daß auch kleine Herren ihre Beachtung heischen. Wer ihn zu Fuß be-



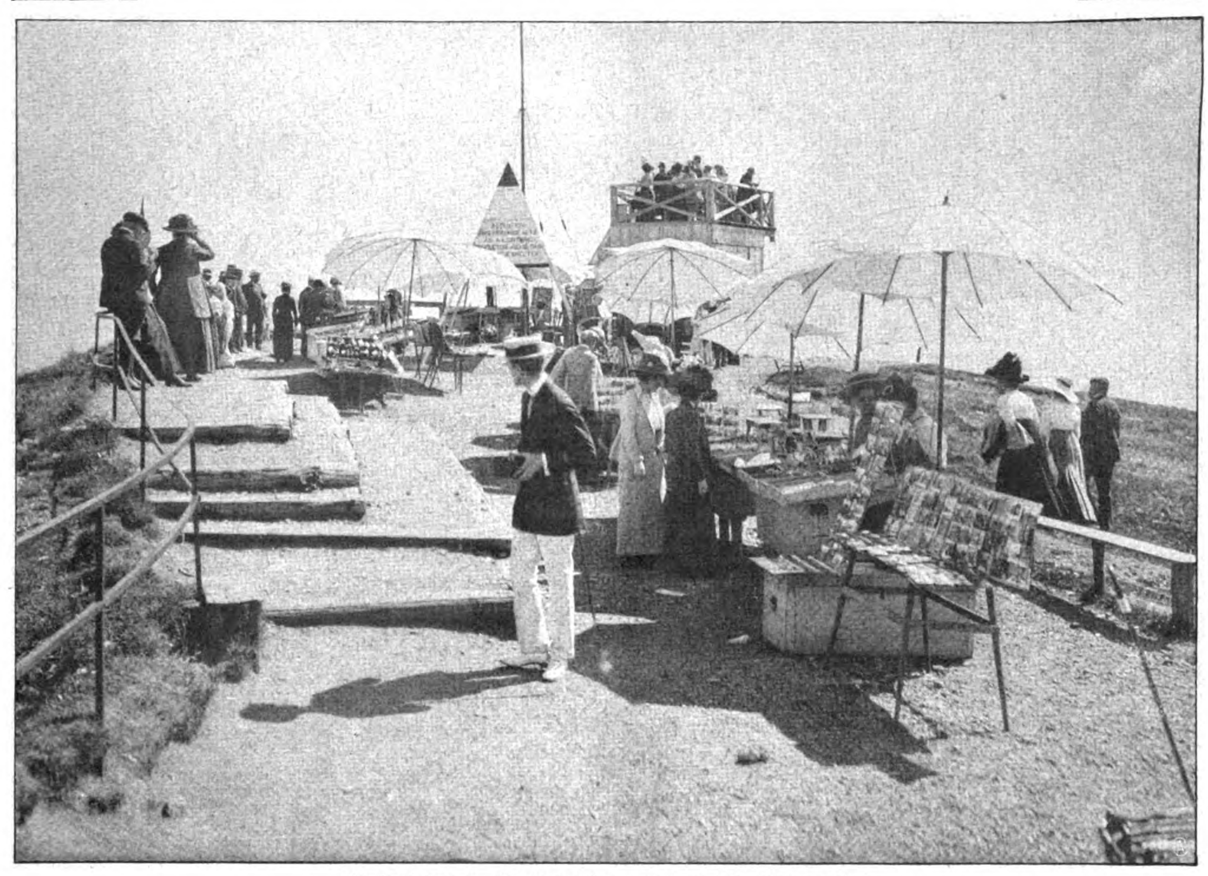


Rastende Touristen auf dem Rigi.

Der Aussichtsturm auf Rigi-Kulm.



Der Blick von Rigi-Kulm auf den Vierwaldstätter-See.



Verkaufsbuden für Andenken auf dem Gipfel des Rigi.

steigen will, wird rasch gewahr, daß er eine saure Arbeit unternommen, wenn er auch nicht gerade wie weiland Mark Twain drei Tage unterwegs zu sein braucht; der immer wechselnde Niederblick auf den See und die dahinter auftauchenden Berge geben dem Weg eine stete angenehme Abwechslung, bis sich auf der Staffelhöhe der Blick auch nach der andern Seite öffnet und die Aussicht nun von Schritt zu Schritt immer großartigere Formen annimmt. Der Rigi rächt sich nun und zeigt uns den Pilatus in weniger imponierender Form, als wir ihn von Luzern aus zu sehen gewohnt sind, dafür rückt er uns ein anderes Bergbild von ausgeprägt schroffen Formen in die Nähe, die beiden Mythen, die von hier aus prächtig sich präsentieren. Trotz seiner geringeren Höhe kann sich der Rigi gegenüber allen seinen Rivalen damit trösten, daß sein Name als bezeichnendes Wort für einen schönen Aussichtspunkt internationale Gültigkeit erhalten hat, während es noch niemand eingefallen ist, von einem deutschen, österreichischen oder italienischen „Pilatus" zu reden.

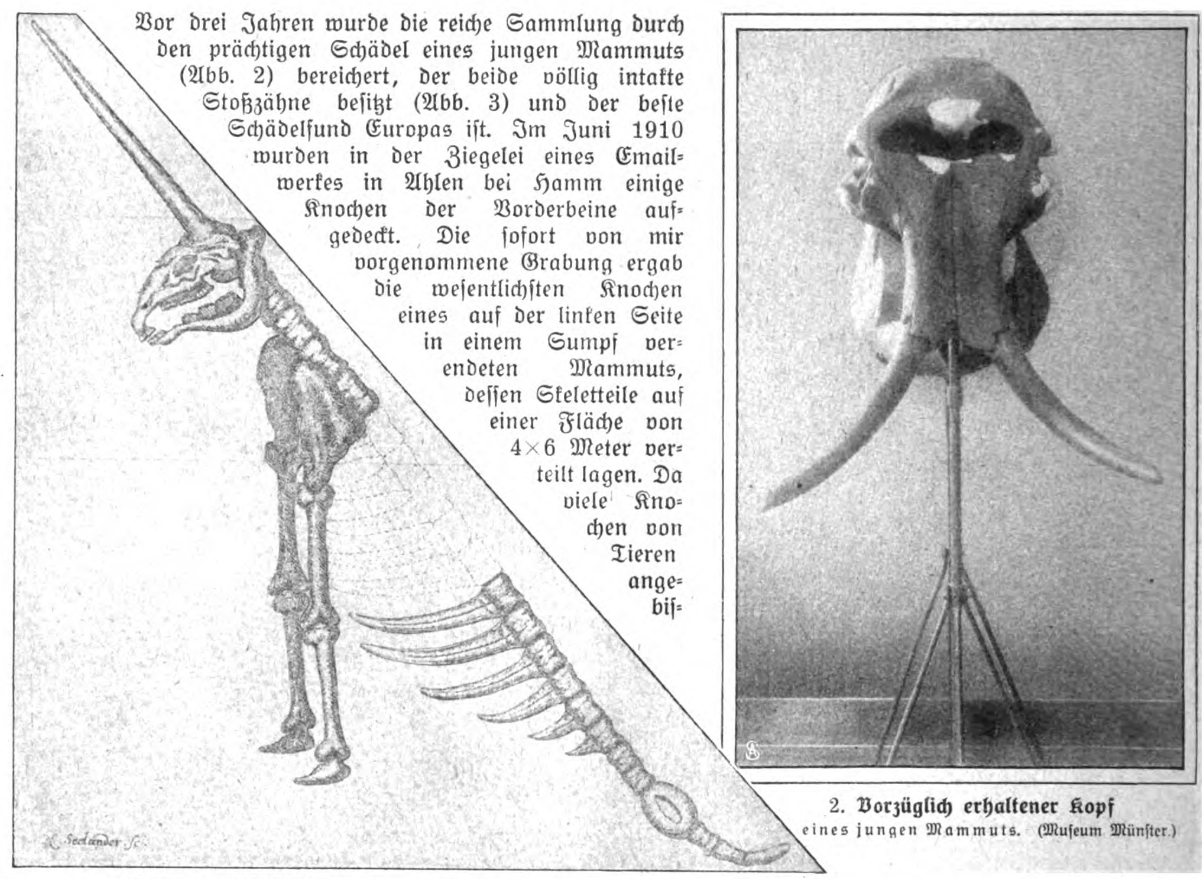
Der Ahlener Mammutfund.

Von Universitätsprofessor Dr. Th. Wegner. — Hierzu 6 Abbildungen.

Mammutreste sind im deutschen Boden nicht selten. Skelettstücke wurden bereits im Mittelalter gefunden und als Reste ausgestorbener Riesen vielfach in Kirchen und auf Burgen aufgehängt. Mammutstoßzähne deutete man bis in das 18. Jahrhundert hinein als Reste des sagenhaften Einhorns (Unicornu fossile). Die Aerzte zerrieben diese Zähne in ihren Mörsern und verordneten das Pulver mit großer Vorliebe gegen Verdauungstörungen. 1663 wurden am Sevenkenberg bei Quedlinburg zahlreiche Mammutreste ausgegraben. Leibniz hat eine Zeichnung in seiner Protagaea veröffentlicht, in der diese Knochen zu einem Einhornskelett zusammengestellt sind (Abb. 1). Eine sehr phantastische Rekonstruktion. Der Stirn eines zweibeinigen Tieres ist ein Mammutstoßzahn aufgesetzt, einer jeden Kieferhälfte des pferdekopfähnlichen Schädels sind fünf der fußlangen Backenzähne eingefügt. Die Dornfortsätze sind nach unten gekehrt, und als originellste Zutat ist der erste Halswirbel quer in den Schwanz eingefügt.

Trotz der vielen Funde konnte erst jetzt zum erstenmal in Deutschland ein Mammutskelett aufgestellt werden. Zu den besten Fundstellen gehört seit vielen Jahrzehnten das westfälische Münsterland. Die Funde sind vorwiegend in dem Museum der westfälischen Wilhelms-Universität in Münster aufgestellt worden.





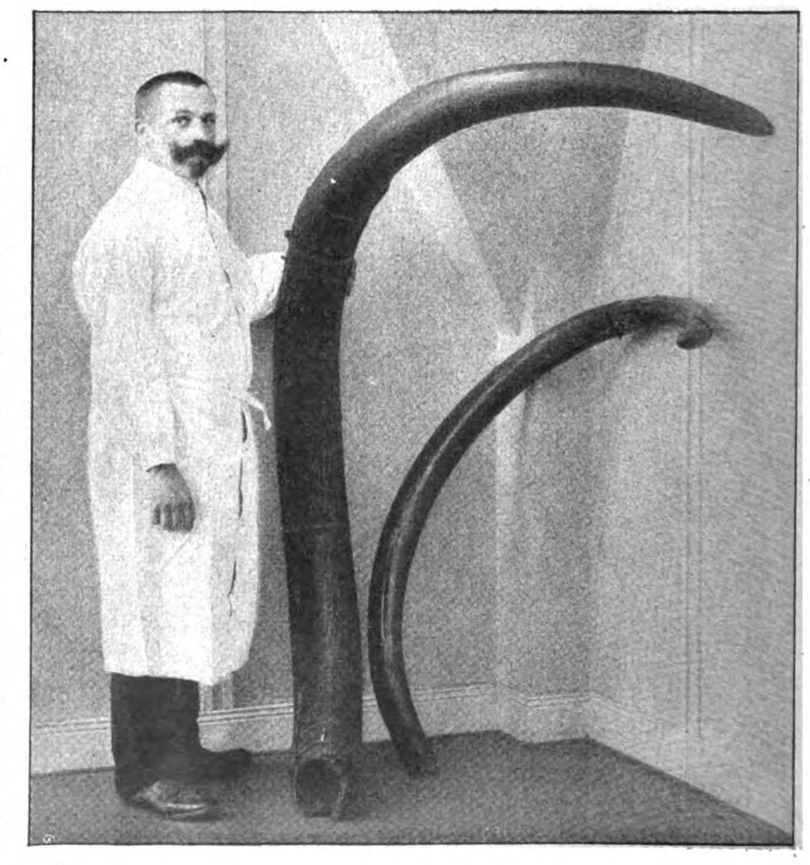
Vor drei Jahren wurde die reiche Sammlung durch den prächtigen Schädel eines jungen Mammuts (Abb. 2) bereichert, der beide völlig intakte Stoßzähne besitzt (Abb. 3) und der beste Schädelfund Europas ist. Im Juni 1910 wurden in der Ziegelei eines Emailwerkes in Ahlen bei Hamm einige Knochen der Vorderbeine aufgedeckt. Die sofort von mir vorgenommene Grabung ergab die wesentlichsten Knochen eines auf der linken Seite in einem Sumpf verendeten Mammuts, dessen Skeletteile auf einer Fläche von 4×6 Meter verteilt lagen. Da viele Knochen von Tieren angebis-

2. **Vorzüglich erhaltener Kopf** eines jungen Mammuts. (Museum Münster.)

1. Einhorn nach Leibniz.

Rechtes Bild:

3. Zwei Mammutstoßzähne von 3,10 und 2 Meter Länge. (Museum Münster)



sen und die inneren Teile anderer durch Wasser ausgelaugt waren, war die Grabung und Hebung der Knochen außerordentlich schwierig. Jeder Knochen wurde nach der Freilegung mit Eisenstäben und Holzplatten geschient und dann in Gips eingebettet. Eine schwierige, aber packende Arbeit ist solch eine Grabung. Der Arbeiter dringt mit seinem Spaten in den Ton ein, lange, vielleicht viele Stunden lang wirft er ohne jeden Erfolg Brocken für Brocken aus der Grube.

Da endlich stößt der Spaten an. Kelle, Löffel, Messer, vor allem aber die Hände müssen nun den zähen Ton von der fraglichen Stelle entfernen. Oft ist der Mühe Lohn ein Stein, der das Geräusch verursachte, aber um so größer ist dann jedesmal die Freude, wenn die so sehnlich erwartete Oberfläche der schwarzbraunen Knochen auftaucht und dieser durch die weitere Arbeit immer mehr und mehr zum

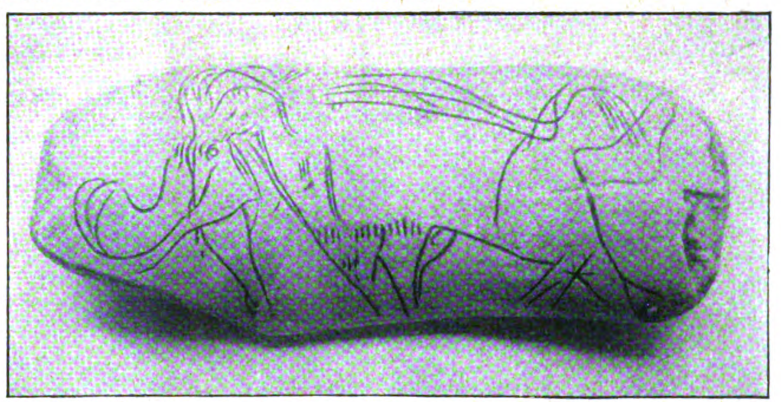




4. Freilegung eines Oberschenkels des Mammuts von Ahlen. Im Hintergrund eingegipste Beckenteile.

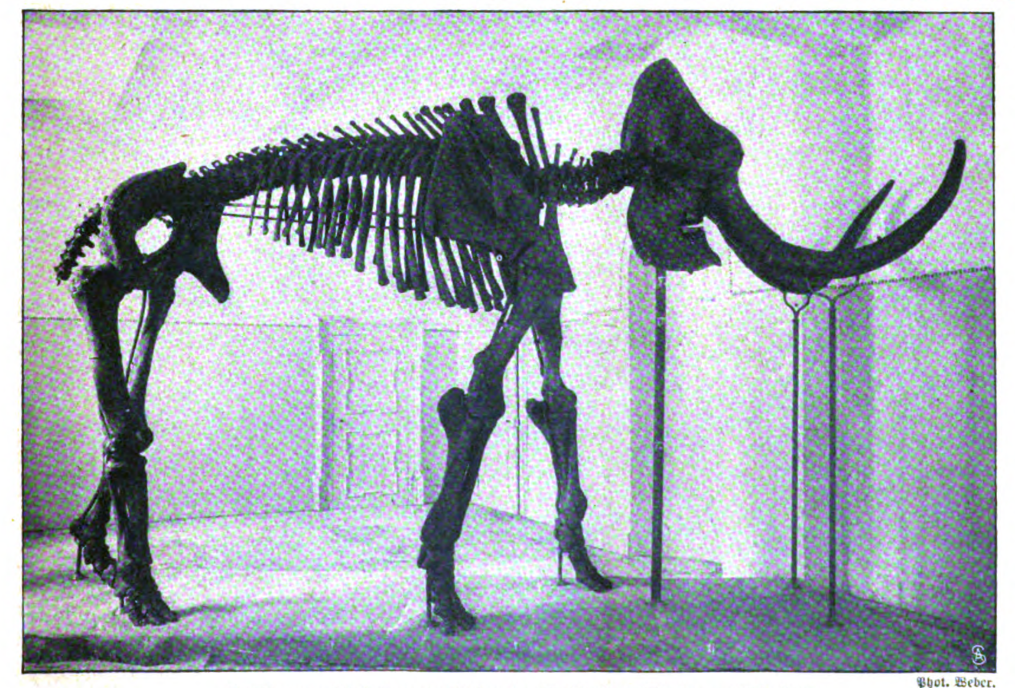
Leim usw. gehärtet und zusammengeklebt werden. Dann erst konnte die Aufstellung beginnen. Ein Gerüst wurde aufgeschlagen, die Knochen wurden von oben her mit Seilen befestigt und in die gewünschte Lage gebracht, und dann wurde — eine erneute Geduldprobe — das Eisengerüst den Knochen angeschmiegt und diese letzteren durch Kupferspangen mit ihm befestigt. Trotzdem das Mammut durch die Funde von Mammutkadavern im Eis und gefrorenen Boden Sibiriens und die

Vorschein kommt, um so reger der Eifer, wenn zu diesen Bausteinen sich die weiteren bisher noch fehlenden Skeletteile hinzugesellen (Abb. 4). Die dann im Museum folgende Arbeit war eine harte Geduldprobe. Die Gipshüllen mußten Stückchen für Stückchen entfernt, die darunter liegenden Knochenbruchstücke, die häufig nur wenige Quadratzentimeter groß waren, gereinigt und mit Schellack,



5. Mammutzeichnung eines diluvialen Menschen.

Zeichnungen diluvialer Menschen auf Höhlenwänden und auf Elfenbein (Abb. 5) zu den bestbekannten diluvialen Wirbeltieren gehört, sind durch den ersten deutschen Fund mehrere wissenschaftliche Fragen gelöst. An Größe (Höhe 3,25 Meter, Länge 5,70 Meter) übertrifft das Münstersche Skelett (Abb. 6) die beiden Petersburger Exemplare und kommt dem dritten bekannten, aber stark restaurierten Skelett in Brüssel an Größe gleich.



Phot. Weber.

6. Mammutskelett von Ahlen in Westfalen (Museum Münster).



Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

12. Fortsetzung.

Während seines angestrengten Nachdenkens hatte der Graf das Ziel seiner Beobachtung einen Moment außer acht gelassen; jetzt — was huschte dort in dem schmalen Spalt zwischen Küsterhaus und Stallung auf die Leiter am Heuboden zu? Sie wird doch nicht? Nein, so was lebt nicht, der Racker fliegt wahrhaftig die Sprossen in die Höhe, schwapp hinein, man sieht das Heu stäuben, und jetzt knarrt langsam die Bodenluke. Donnerwetter ja, das Mädel tut stets etwas, was einem geradezu den Kopf verdrehen kann. Wie straff und geschmeidig sich die feinen Glieder bogen, als sie dort heraufkletterte? Und wie die weißen Röckchen dazu wirbelten, nein, es war ganz sicher, hier winkte ihm endlich das Glück, das er doch nur in einem Weibe verkörpert finden konnte. Und um das Glück zu suchen, darum lebte man doch überhaupt nur auf der Welt!

Und da!

Kaum unterdrückte er ein helles Jauchzen, da stolzierte der Küster endlich gravitätisch mit seinem Hund über die Landstraße. Niemand hatte den Beobachter bemerkt.

Und leise und verstohlen schlich er näher. —

Ach, wie wohlig und frisch duftet das Heu! Wie tief sinkt man ein, als ob man ganz von dieser Welt verschwände in einen Abgrund von Wiesenruch. Die Halme stechen und kitzeln die Haut so angenehm, und wirklich, der alte Küster behält recht, es quillt etwas Betäubendes aus den trocknenden Gräsern, daß alle Gedanken bunt durcheinandersummen wie grüne Fliegen, die hin und her schießen.

Die Kleine streckt sich — horch, wie ihre Kissen dazu rascheln, dann wirft sie sich herum, zieht den Arm unter das Haupt, und gleich darauf röten sich die Wangen wie bei einem schlummernden Kinde.

„Ganz allein."

Das ist das letzte, angenehme Gefühl, das das verdämmernde Bewußtsein ihr zuträgt.

„Ganz allein — ohne Heinrich und all die andern — o gut, sehr gut."

Der Wiesenabgrund schließt sich über ihr, und immer sanfter gleitet sie in die grüne Tiefe.

„Ganz allein."

Merkwürdig — das spiegelt ihr wohl nur ein Traum vor — je weiter sie abwärtsgetragen wird, desto deutlicher vernimmt sie, wie ihr irgend etwas aus den dunklen Höhlen entgegentappt. Schritt vor Schritt, leise, schleichend, kletternd.

Sieh da — sieh da— vor der halbgeöffneten Luke taucht ein zerbeulter, schiefkrempiger Filzhut auf, und darunter —

Als ob sie es nicht geahnt hätte — das wohlbekannte, gebräunte, kecke Jünglingsantlitz mit den fordernden, blitzenden Augen.

Noch eine Stufe höher, schon ragt der Unverschämte bis zum Hals vor ihr auf. Sie aber hat sich so weit geduckt, daß sie fast auf der Brust liegt, und nur ihre Hände umschließen, zum Äußersten entschlossen, die obersten Enden der Leiter.

Jetzt vollführt der Heraufstappende die Geste des Schweigens. Warnend führt er den Finger an den Mund. Die Kleine jedoch windet sich gleich einer Schlange etwas näher heran, und ihre Hände schütteln die Enden der Leiter.

„Nicht doch, Fräulein, Sie sehen doch, ich muß Sie einen Augenblick sprechen."

„Nichts, nichts — ich rufe nach dem Küster."

„Küster Vierarm ist nicht zu Hause."

„Dann werfe ich die Leiter um."

„Das glaube ich nicht. Herta, wollen Sie mir wirklich Arm und Beine brechen?"

„Ja, das will ich — das muß ich — mir bleibt keine andere Wahl — nehmen Sie sich in acht!"

„Liebe, Süße, Kleine, nur einen einzigen Augenblick. Sie wissen nicht, wie lieb ich Sie habe!"

Damit duckt er sich, als wollte er den letzten Satz nehmen. Da braust es der Verlassenen vor den Ohren. Sicherlich, sie weiß nicht mehr, was sie tut. Irgend etwas raunt ihr zu, daß sie dem Menschen da, dessen Flüstern sie betört, eine Wohltat erweise, wenn sie ihn jetzt verdürbe. Oh, es mußte einen unerhörten Genuß ausmachen, jetzt sein Blut fließen zu sehen, dort unten, in einer runden, stehenden Lache. Und dann — und dann — mit beiden Händen stößt sie in aller Wucht die Leiter zurück.

Was darauf geschieht, erfaßt sie nicht mehr. Wie soll sie auch? Ihre Augen sind geblendet, ihr Gefühl abgestumpft. Halb irre, vorgebeugt, sich anklammernd, merkt sie noch, daß irgend etwas Schweres durch die Luft taumelt, unten ein dumpfer Fall, ein Aufschlagen, ein erstickter Schmerzenslaut, und dann wirft sie sich mit dem Gesicht ins Heu und krampft sich mit beiden Händen an den langen Feldhalmen fest. In dieser kurzen Minute träumt sie, schaut Gesichte einer Ewigkeit.

Hochzeit.

Sie schreitet mit dem lockenden Menschen, den sie eben getötet, und der nun lautlos mit gebrochenem Genick unten auf dem Pflaster liegt, zum Altar. Es braust die Orgel ganz so, wie sie damals gedonnert hat, aber sie selbst tanzt nach den Klängen, Arm in Arm mit dem Grafen, einen wilden, fessellosen Tanz, und er küßt sie dabei auf den roten Mund, daß sie die Lippen schmerzen.

Seltsam, daß Tote noch tanzen können, und daß ihr Arm noch so warm und lebendig zittert. Wie weich und kosend schlingt es sich ihr dabei um den Leib, und wie fest und sicher wird sie emporgezogen.

Dann ein Zusammenzucken, ein irres Reiben der Augen und ein schlaffes Nachgeben.

Nein, sie wundert sich nicht mehr darüber, weil der junge, verbrecherische Mensch, den sie in dem grauen



Promenadenanzug noch viel geschmeidiger und vornehmer findet, nein, es wundert sie nicht mehr, daß er neben ihr auf einem der Heubündel hockt, und sie sträubt sich auch nicht weiter, als er sie nun langsam und vorsichtig zu sich aufs Knie hebt. Jetzt ist ja alles gleichgültig, sie kann die Augen schließen, ihr Haupt mit den blonden Haaren ruhig gegen seine Schulter lehnen und sich küssen lassen, bis ihr der Atem versagt. Warum nicht? Das ist ja alles unwirklich. Wenn dieser Moment den Tod noch nicht bringt, dann kommt er doch sicherlich gleich. Sie leert nur den letzten Tropfen des Giftbechers, und dann ist das wunschlose Ende da.

„Herta, ich habe Sie doch so furchtbar lieb. Wissen Sie das?"

Sie nickt, daß ihm ihre seidigen Haare das Kinn umschmeicheln. Warum nicht, jetzt ist ja das Ende unvermeidlich, wozu noch lügen?

Und wieder nickt sie.

„Und nicht wahr, ich darf hoffen, daß auch Sie mir nicht ganz gram geblieben sind? Wie?"

Da schlägt sie die blauen Augen noch einmal auf, schmiegt sich enger an ihn und lächelt vieldeutig.

O heiliges, seliges Ende, nun nahe — leg eine giftig rote Blüte über mein Antlitz und laß mich veratmen. Komm, lieber, freundlicher Schlaf, was zögerst du? — Du wirst ja erwartet! So heiß, so gierig!

Allein das Ende läßt sich nicht herbeiwinken. Auch auf dem Heuboden herrscht das „Ja" und „Nein", das Küster Vierarm so alttestamentarisch beschrieben hat. Hinten an der weißen Kalkmauer, da huscht etwas! Eine Ratte fegt mit weißen, platschenden Füßen über die glatten Dielen, und in demselben Augenblick flüstert der Bedränger dem entsetzten, erwachenden Mädchen etwas ins Ohr. Das klingt ja beinah wie etwas Wirkliches, wie etwas von dieser Welt, das Vernunft und Berechnung weckt! Und mit einem jähen Schrei fährt sie ins Leben zurück.

„Lassen Sie mich, rühren Sie mich nicht weiter an."

„Kleines, liebes, süßes Blondchen, es ist ja nicht möglich, daß Sie sich in vier Tagen für ewig ruinieren wollen. Das werden Sie nicht. Das können Sie nicht, das verbietet Ihnen etwas, das stärker ist als Sie."

Da streicht sie sich die Kleider zurecht und rückt von ihm fort. Das erwartete Ende kommt also nicht?

Und er?

In seiner ihn schüttelnden Glut fallen ihm nur all jene Sätze ein, die er sich selbst vorbetet, die ihn sicher gemacht haben, weil sie überall in der Welt herumklingen. „Süßes Kind, geben Sie mir Ihre Hand."

„Nein."

„Einen einzigen Finger."

„Jetzt nicht."

„Gut, dann hören Sie, Sie dürfen sich ja gar nicht verkaufen, weil Sie die erste, die heiligste, die natürlichste Pflicht gegen sich selbst verletzen.

„Worin besteht die?"

„Worin? Himmel ja, wie Sie auch fragen! Ich bin ja kein Gelehrter, aber das weiß doch jetzt jedes Kind, daß unserer eigenen Persönlichkeit alles andere unterzuordnen ist!"

„Alles? Auch die Dankbarkeit?"

„Lächerlich — Kleine, sprechen Sie nicht wie ein Pastor. Wer kümmert sich heute noch um die Dankbarkeit, darauf pfeift man, wenn unser eigenes Interesse, unser Wohlbehagen auf dem Spiele steht."

„Und worin suchen wir unser Wohlbehagen?" stottert Herta, der seine Worte, ja sogar seine fieberisch blitzenden Augen in dieser Minute widerwärtig vorkommen, und die sich doch immer widerstandsloser von einem lähmenden Schwindel befallen fühlt. „Worin — sollen — wir — unser — Wohlbehagen suchen?"

Jede Silbe taumelt über ihre Lippen.

„Na, Kindchen, jetzt gehen Sie aufs Ganze. Sie examinieren nicht schlecht."

Dabei sinkt er wie von ungefähr von seinem Heubündel herunter, so daß er jetzt tief unter ihr hockt, dicht neben ihren kleinen Füßen, deren schwarze Strümpfe unbedeckt aus den halboffenen gelben Stiefeletten hervorlugen. Da will die Erregte die gelben Dinger zurückziehen, aber der junge Mensch hat bereits die Hand ausgestreckt und hält den Fuß fest. Für einen Augenblick füllt nichts als ein kurzes Atmen den sommerschwülen Bodenraum. Dann aber schießen der Kleinen dicke, blitzende Tränen in die Augen; nagender, quälender Zorn läßt sie hervorquellen, innere Scham darüber, daß sie sich nicht zu wehren vermag, weil sie nicht wie andere ehrbare Mädchen gleichsam durch eine hohe, heilige Mauer vor solchen Angriffen geschützt wird.

Und da endlich, gottlob! da vermag sie ihren Fuß an sich zu reißen, so daß der vor ihr Liegende unsanft in die Höhe geschleudert wird. Und rauh und fremd schrillt ihre Stimme, denn sie fragt ja nur, um irgend etwas vorzubringen: „Antworten Sie endlich! Worin sollen wir unser Wohlbehagen suchen?"

„Wir?" Er sieht sich verwirrt um und sucht sich zu bezwingen.

Eigentlich möchte er hell auflachen, daß er in solcher Lage belehrend wirken soll. „Ach so, wir modernen Menschen, ja sehen Sie, Sie süßes Geschöpfchen, wir sollen eben den inneren Stürmen und Antrieben nicht blöde und duckmäuserig widerstehen. Denn wir töten damit das Heiligste und Gewaltigste, das eine selbständige Natur sich vorschreibt. Hm, ja, Sie sehen ja, Sie merken es ja, wir können es auch gar nicht, sind unter dem großen Sturmeswehen, das nur einmal, ja, nur einmal übergewaltig den Menschen schüttelt, ohne Heuchelei gar nicht dazu imstande. Nicht wahr, Kind, das fühlst du in dieser Minute gleich mir. Das mußt du fühlen, du Liebe, Kleine, Blonde, Leuchtende? Wirst du noch immer deinen Bauern heiraten?"

Diesmal umklammert er ihre Füße und bäumt sich dabei kniend selbst in die Höhe. Immer näher rücken ihr diese leidenschaft-durchflossenen Augen, immer näher und rasender schlägt ihr Blut zusammen, ein letztes Ringen ist's nur noch, bevor die Sonne vom Himmel stürzt und Nacht sich über die Erde wälzen wird.

Und da — schrägschwirrend, rauschend, flügelsausend, fährt ein Zug weißer Tauben durch die Bodenluke herein.

Siehe da! Küster Vierarms gewaltig Bild wird lebendig. Nur fünf bis sechs weiße, unschuldige Vögel, die ein paar Körner von der Tenne picken wollen, aber welch ein merkwürdig scharfes, angsterweckendes, aufregendes Geräusch.

Die beiden blassen Gesichter starren sich aufgestört an. Dann aber gewinnt eine unvermutet aufspringende List Gewalt über das ganze Wesen der Kleinen. Ehe ihr Bedränger sich noch klarzuwerden vermag, sieht er, wie sie das blonde, zerzauste Köpfchen an das Holz der

Bodenluke lehnt, um angestrengt hinauszuspähen. Darauf ein ungeduldiges Zeichen.

„Stille doch — der Küster!“

„Wie? — Im Ernst?“

„Gehen Sie — gehen Sie — hier, ich halte die Leiter, es ist die höchste Zeit!“

Sie zerrt ihn zum Ausgang.

Widerstandslos taucht er hinab. Und doch, wie geschmeidig und voller Anmut sind auch jetzt noch alle seine Bewegungen. Weit vorgebeugt, muß die Zurückblickende dies Herabschlüpfen verfolgen. Nun ein Zögern.

„Was gibt's?“

„Ich hole dich ab.“

„Mich?“

„Und wenn's am Hochzeitstage selbst sein sollte, ich hole dich, Kleine, du wirst sehen, ich komme.“

Ein Sprung.

Ein Schatten biegt um die Ecke, und in demselben Moment schwirren abermals sechs leuchtende Weißsegel von dem Heuboden in den blauen Tag hinein, unruhigen Gedanken gleich, die sich ins Wesenlose stürzen.

* * *

So verstrich die Zeit zu Werrahn, und es fehlten nur noch zwei Tage, bis die Verlobung Heinrich Kalsows, altfränkisch zwar, aber prunkvoll, gefeiert werden sollte.

Nur zweimal noch wird der Feuerball dort hinter dem gelben Gewoge der Weizenfelder versinken, dachte Herta, als sie gegen Abend an dem Fenster ihrer Kammer lehnte, um die kühle Luft einzuatmen, die jetzt von den abendlichen Feldern hereinströmte. Zweimal noch. Und dann? Was wird dann aus mir? Wird dann alles entschieden sein? Alles ruhevoll? Oder gibt es noch etwas anderes für mich? Einen anderen Weg, der zur Höhe, der ins Blaue führt?

Unten aber auf dem Hof stand Heinrich, und sein dunkelgebräuntes Gesicht strahlte vor Zufriedenheit, als er jetzt seiner Mutter, die in einem altmodischen, schottischen Umschlagetuch neben ihm verharrte, die eben behauenen Mastbäume zeigte, die, mit bunten Papierblumen und Girlanden geschmückt, übermorgen als Ehrenpforten das Brautpaar sowie die Gäste empfangen sollten.

„Aber warum hast du lauter blaßblaues Seidenpapier gewählt?“ fragte Mutter Lotting, verwundert auf einen Haufen blauer Rosen und Schleifen deutend, denn diese Einförmigkeit erregte ihr Bedenken.

„Oh“, entschuldigte sich der Riese, indem er überlegen in sich hineinlächelte. „Mutter, ich sah nur, wie Herta, wie meine Braut“, verbesserte er sich, „manchmal solche blaue Schleifen in ihre Flechten knüpft, und da dachte ich — —“

„Ach so,“ unterbrach ihn die Alte kopfschüttelnd, „ja, dann hat es ja so halb einen Sinn, mein Sohn, aber doch —“

Damit zeichnete die Hausfrau mit ihrem Stock, den sie jetzt fast immer zu ihrer Unterstützung trug, allerlei Figuren auf den Sand, und als wenn plötzlich ihre ganze Zärtlichkeit, die sonst so tief verborgen lag, für diesen guten, hilfsbedürftigen Menschen zutage drängte, so klopfte sie dem Sohn ganz unvermutet warm und teilnahmsvoll die Achsel, laut jedoch äußerte sie nichts als die Worte: „Jünging — Jünging!“

Aber als sich Mutter Lotting umwandte, da schickte sie noch einen einzigen Blick zu dem Fenster hinauf, hinter dem die kleine Blonde lehnte, und dieser Blick war so ernst und mahnend, eine solch strenge Forderung enthielt er, daß die Braut dort oben, von der Röte der Scham überflogen, unwillkürlich die Augen niederschlagen mußte. Warum errötete sie nur?

Warum?

Weil in dem gleichen Moment Heuduft um sie wogte, und weil es ihr war, als ob der Spann ihrer Füße von einem heißen, zitternden Mund geküßt wurde. Das drang ihr bis unter die Stirn.

Oh, wer gab ihr einen Rat?

Am Nachmittag, als die Hausfrau ihr Erholungschläfchen hielt, schlüpfte Heinrichs Schwester Anna heimlich in ihre Kammer und begann, sich eilfertig anzukleiden. Das Beste und Feinste, was sie besaß, schwarze Seide. Mit ihrer hohen, ragenden Gestalt und den glänzenden, nußbraunen Haaren sah das Mädchen stolz und vornehm aus.

„Was gibt es denn?“ forschte Herta, die durch das Geräusch aus der Nebenkammer angelockt wurde.

Die Eilfertige warf ihr nur einen halben, mißtrauischen Blick zu, dann nahmen ihre Züge wieder jenen kalten Stolz an, der sich seit Wochen auf ihrem Antlitz eingegraben hatte.

„Du siehst ja, fort gehe ich“, versetzte sie, scheinbar achtlos, während sie sich mit zitternden Händen einen breitrandigen Hut aufsetzte.

Herta klopfte das Herz: „Aber wohin?“ Sie atmete schneller, denn auch in ihr stieg die schlecht verhehlte Feindseligkeit gegen die immer Stille, Hochmütige von neuem auf.

Jetzt stand die Aufbrechende bereits unter der niedrigen Tür, die Blumen ihres Hutes stießen fast an das Gebälk.

„Dorthin, wohin ich muß“, warf sie noch höhnisch über ihre Achsel zurück, dann jedoch zuckte es wie Angst um ihren Mund, als fürchte sie, schon zuviel verraten zu haben, und ohne Abschied tappte sie leise und unhörbar die Stufen hinunter.

Die Zurückbleibende aber warf sich fast aus dem Fenster hinaus, als sie ihrer künftigen Schwägerin nachspähte.

„Sie geht durch den Garten und über das Feld? Das tut sie nur, um zu täuschen; ob sie wirklich so wahnsinnig ist, ihre Schande unter die Leute zu tragen?“

Einen Augenblick nahm befriedigte Rachsucht von der Kleinen Besitz. Sie entblößte ihre Zähne, dehnte voll ihre Brust und lächelte wohlig vor sich hin. Allein wie wenn ein Blitz durch ihr Wesen gefahren wäre, so veränderte sich ohne jeden Übergang ihr schmales, blasses Gesicht. Fieberisches Mitleid, ein volles, nachsichtiges Erbarmen malte sich schauernd auf ihrem Antlitz, und ohne daß sie es wußte, faltete sie die Hände, um im nächsten Moment auf die Knie zu stürzen, wo sie gleichsam im Gebet wirre, abgerissene Silben des Verstehens, der Hoffnung und des Verzeihens vor sich hinstöhnte: „Gib ihr Glück“, rang es sich in unerträglichem, schneidendem Weh ab. „Laß sie alles nehmen, diese Abscheuliche, Hochmütige, alles. Und wenn ich sie auch nicht leiden mag, gib ihr dennoch Glück, damit sie leben kann und ich und wir alle.“

So rang sie mit dem Allgewaltigen, aber was sie nicht wußte, das bestand in dem Umstand, daß aus ihr in dieser Stunde des Erkennens nur das Mitleid mit sich selbst einen Ausweg suchte, denn eine Ahnung stand



über ihr, daß Anna nur dazu geboren sei, ihr selbst den Spiegel vorzuhalten. Und sie sah bereits ihr huschendes Bild im Glas, und sie entsetzte sich.

* * *

In der Laube im Garten sollte Kaffee getrunken werden. Eine ganze Weile hatte Mutter Lotting bereits auf der Bank unter den breiten Bohnen- und Weinblättern gesessen, um sich mit ihrem Sohn Heinrich angelegentlich über die Zurüstungen zu dem Fest zu unterhalten, das in zwei Tagen zu Werrahn gefeiert werden sollte, als der alten Dame endlich das lange Ausbleiben ihrer Tochter auffiel.

„Wo bleibt Anna so lange?" forschte sie verwundert. „Zu Werrahn war es doch sonst nicht Mode, daß die Jugend nach Tisch das Sofa drückt."

Aber kaum war die Frage verklungen, und ehe noch Herta Zeit gefunden hatte, die Laube zu verlassen, da knirschte bereits der feste Tritt der Haustochter auf den Kieswegen. In ihrem alten, fest anliegenden blauen Leinenkleid, das Präsentierbrett mit der dampfenden Kaffeekanne in den Händen, so trat Anna ruhig und ohne irgendwelche Zeichen der Aufregung, auf die doch die kleine Blonde begierig lauerte, herein, bot die Tageszeit, erkundigte sich, wie ihre Mutter geschlafen hätte, und schenkte dann den Ihren den braunen Trank. Sie selbst ließ sich mit ihrer ragenden Gestalt dicht neben Herta nieder, und nachdem sie ihrer kleinen Schwägerin, deren Spannung sie wohl merken mußte, einen abweisenden, trotzigen Blick zugeworfen, wobei sie kaum erkennbar die Achseln zuckte, da führte auch sie die Tasse zum Mund und sah gleichgültig auf die Beete des Gartens hinaus.

Da fröstelte und zitterte Herta. Und in voller Furcht fuhr ihr ein widerwärtiger Gedanke durch den Sinn. Die andere neben ihr, das einfache Landmädchen, sie kämpfte, sie rang mit dem Geschick, das ihr doch feindlich gesonnen war, das ihr bereits einen Fuß in den Weg gestellt, so daß sie gestolpert war und sich blutig geschlagen hatte. Aber die Bauerndirn blieb zäh. Sie erhob sich und griff von neuem nach dem Geschick. Ob Anna wirklich bei Fritz Hohensees Eltern gewesen war? Sollte sich die Stolze in der Tat so weit gedemütigt haben? Und was brachte sie für eine Antwort heim? Eine günstige? Das war doch unmöglich! Sollte auch in der Grafenfamilie die Spießbürgerlichkeit siegen? Undenkbar, ausgeschlossen.

Merkwürdig — drang dieser starke Heugeruch von der nahen Wiese? Nein, jenen Duft konnte sie beinah nicht mehr ertragen, er betäubte sie und verursachte ihr so viel Unruhe, daß sie mit heißen Wangen nervös hin und her rücken mußte.

Aber dann — gottlob, dann war auch dieser Familienkaffee endlich wieder einmal erledigt. Heinrich ging, nachdem er seine Braut herzlich geküßt hatte, mit Mutter Lotting ins Haus, wo sie an den ewigen Vorbereitungen zu dem kommenden Fest wirkten, planten und schafften. Herta, die ihnen nachblickte, drückte ihre Finger in das Handgelenk und versuchte, wie früher, spöttisch zu lächeln. Allein es gelang nur allzu matt. Gräßlich, daß diese Menschen nicht merkten, wie undelikat auf sie, die Zögernde, Schwankende, halb von einem schweren Traum Befangene, all ihre so laut und öffentlich betriebenen Vorbereitungen wirkten. Wenn doch wenigstens alles in Ruhe abgemacht würde, scheu, versteckt, irgendwo in einem heimlichen Winkel, damit niemand über sie und ihren Entschluß reden, ja auf daß kein Auge und kein Ohr ihre erstickten Seufzer und ihre widerwilligen Gebärden dabei erspähen könnten. Statt dessen eine Ausstellung. Sie sollte gezeigt werden, all den Menschen, die sie ursprünglich haßte, Onkel Ludwig Wippermann, dem Großerblasser der Kalsows, Küster Vierarm und erbarmungslos der ganzen Bauernschaft der Umgegend. Empört zuckte sie zusammen, und dabei merkte sie mit einem Mal, daß Anna noch immer unbeweglich neben ihr saß.

Oh, daß dieses Weib so beharrlich schweigen konnte!

„Was hast du, Herta?" fragte das Landmädchen eindringlich, als wenn sie die Kleine die ganze Zeit über beobachtet hätte, und es war, wie wenn von der Klaren, Nüchternen alle lauten und schreienden Stimmen, die im Busen der Blonden durcheinanderlärmten, deutlich und unwiderleglich erlauscht worden wären. „Was hast du? Warum blickst du Heinrich so seltsam nach? Dich reut doch nicht etwa dein Wort? Und du willst ihn doch nicht etwa ins Elend stürzen?"

„Wie? — Was?"

Da war sie, diese nüchterne Klarheit, vor der sich das Rokokofigürchen graute, da war der brennend weiße, sandige, schnurgerade Pfad, den sie haßte, denn sie gedachte ja nur durch verdecktes Gestrüpp zu wandeln, mal rechts, mal links, auf Schlängellinien, von denen aus kein Ziel zu erschauen war. Nur diese blendende Klarheit nicht.

Im vollen Zorn, mit blitzenden Augen wandte sie sich ganz zu ihrer Bedrängerin. „Du sollst mich nicht immer so was Mißtrauisches fragen", schleuderte sie ihr zischend wie ein gereiztes Schlängchen entgegen. „Ich bin so ehrlich wie du. Ich habe das satt!"

Die andere nickte kaltblütig. „Gut," erwiderte sie, „aber wir sind hier für Klarheit."

„So?" höhnte die Kleine. „Wenn das der Fall ist, wo bist du denn vorhin gewesen?"

Ruhig erhob sich das Landmädchen und stellte das Kaffeegerät auf ein Tablett. „Ich sagte dir ja," gab sie abweisend zurück, „wo ich hingehen mußte."

Damit räumte sie alles zusammen, und es trat wieder eine unangenehme, drängende Stille ein. Als jedoch Anna bereits mit ihrem Geschirr abgewendet unter dem Laubeneingang ragte, da holte sie noch einmal tief Atem, und halb gegen ihren Willen entglitt ihr: „Das ist bei den alten Familien doch recht gut eingerichtet."

Herta horchte hoch auf: „Was?"

„Nun, die Ehrfurcht vor den Eltern und die alten Familiengesetze, die den einzelnen verpflichten. Das ist gut."

Aber als hätte sie schon zu viel geoffenbart, faßte sie ihr Tablett fester und schritt sicher und hoch aufgerichtet, ja beinah triumphierend den Gartenweg hinab. Wie stolz und beruhigt sie sich entfernte, im sicheren Gefühl, irgendeinen Bundesgenossen zu besitzen oder etwas Entscheidendes erreicht zu haben.

Herta biß die Zähne zusammen: „Wohin? — Wohin? — Wer gibt einen Rat? Zwei Tage noch! Oh, diese Ungewißheit tötet alles, was ehrbar und mädchenhaft in mir ist. — Einen Rat — Herr im Himmel, einen Rat!"

* * *

In seinem kahlen Studierzimmer saß an einem Sonnabendnachmittag der Professor Oskar Rogge vor seinem Schreibtisch, der mit dem anspruchslosen grünen



Tapetenleder überspannt war, und las mit Behagen das Simrocksche Nibelungenlied. Heftig und voll befriedigter Anteilnahme warf er den schwarzhaarigen Kopf rechts und links gegen die Schulter, denn was ihn so erregte, das war die Stelle, wo der grimme Hagen hinterrücks zum Todesstoß gegen den arglos knienden Siegfried ausholte.

Oskar Rogge griff nach der Kaffeetasse, die seine Agnes sorglich für ihn hingestellt, und schlürfte angeregt einen vollen Schluck des duftenden Getränkes. „Ja," sprach er in gehobener Stimmung vor sich hin, während sich seine Brust dehnte und er mit einer entschiedenen Bewegung die Seite des Buches glatt strich, „man muß zugeben, wohl ein Mord, aber dafür auch eine Tat, die einem entschiedenen, nie schwankenden Willen entspringt; unter einer Schar undeutscher, haltloser Zweifler handelt endlich ein Mann. Und die Tat zeitigt stets ein ästhetisches Vergnügen. Hierüber könnten meine Primaner eigentlich einen Aufsatz schreiben."

Nachdem er sich hierüber klar geworden, griff er behutsam nach dem Stück Streuselkuchen, das seine Agnes, schön mit Zucker bestreut, neben ihn auf einen Teller gelegt hatte, prüfte mit Kennerzunge den Geschmack, und indem er aß und trank, stieg er eisenbewehrt in die Spuren germanischer Vergangenheit herab. —

Seit dem Tage, da sie mit kahlen, nüchternen Worten, dem Gebot des Anstandes und der guten Bürgerlichkeit zuliebe, von dieser Stätte vertrieben war, hatte Herta die Wohnung ihrer Verwandten nicht wieder betreten.

„Soll ich warten, Fräulein?" fragte Johann, der Kutscher, wobei er respektvoll die Peitsche vor der Kleinen senkte.

„Jawohl, ich bleibe nur ein paar Minuten."

„Und wohin dann?" erlaubte sich der alte Diener hinzuzusetzen.

„Dann?" Herta starrte über den leblosen Marktplatz, zwischen dessen holprigen Steinen das Gras sproßte, und so leer und heimatlos war alles in ihr, daß sie sich erst erinnern mußte, wo die nächste Stunde sie treffen würde. „Dann? — Dann natürlich nach Hause."

„Schön, Fräulein."

Mit einem schweren Entschluß stieg die Kleine die breiten, ausgetretenen Holztreppen empor.

Wie müde ich bin, dachte Herta. In meinen Gelenken liegt es wie Blei.

Aber dann faßte sie sich ein Herz und klopfte gegen die erste Tür, hinter der sie ihre Schwester vermutete.

Keine Antwort.

Herta geriet in Erstaunen. Sollte Agnes etwa irgendwelche Besorgungen machen und deshalb ihr Heim verlassen haben? Aber während sie noch überlegte, klopfte ihr Finger bereits an das Arbeitzimmer ihres Schwagers, und ihre Hand faßte schon die Klinke, als könne sie es gar nicht erwarten, irgendeinem strengen und abgeneigten Richter entgegenzutreten.

Ein scharfes, ungeduldiges „Herein".

Da stand sie wieder in dem kahlen Zimmer ohne Teppich, und von seinem Schreibtisch erhob sich in diesem Moment der schwarzhaarige, breitschultrige Mann, dessen Stirn jetzt wohl von deutlichen Zeichen des Erstaunens, ja des Mißmutes überflogen wurde, der aber doch einstmals ihr gegenüber nur mühsam seine aufbegehrenden Lebensgeister bezwungen hatte, damit sie sich nicht über sie stürzten, um Haus, Ehre, Zukunft, Weib und Kind zu begraben.

Ganz recht, ganz recht, das hatte sich einstmals zugetragen, aber jetzt flammten ihr die gleichen düsteren, ungewissen Augen wieder in halbem Schrecken und in Abneigung entgegen, und deshalb, deshalb gerade war Oskar Rogge der Mann, der Mitleid mit der Irrenden, Herumgeworfenen fühlen und ihr voller Erbarmen etwas Beschönigendes, Lösendes, Befreiendes sagen würde.

Wie groß und durchdringend, ja sogar angstvoll zugleich die sprechenden blauen Augen der Kleinen an ihm hingen. Sicherlich, die dort führte nichts Geringes zu ihm, aber das blieb doch grauenvoll und rätselhaft, während er neben seinem Stuhl festwuchs, denn er hätte sich um keinen Preis der Besucherin noch um einen weiteren Schritt genähert, da fühlte er mit steigender Beklemmung, wie in seiner Brust abermals jene unselige, lockende Gefahr heraufstieg, die er doch mit Entrüstung von sich fernhalten mußte.

„Guten Tag, Herta", begann er, während er gesenkten Hauptes auf der Lehne seines Sessels hin und her strich, und um das Gespräch von vornherein abzukürzen, fügte er gleich hinzu: „Was führt dich zu mir? Agnes befindet sich nicht zu Hause, sie macht noch ein paar Besorgungen für das morgige Fest auf Werrahn."

So, damit war von Anfang an darauf hingedeutet, daß die kleine Blonde aus eigenem Antrieb sich einen ihm fremden Lebenskreis geschaffen, und daß ihre gegenseitigen Beziehungen infolgedessen nur lockere und gleichgültige sein könnten.

Das war treffsicher und klug.

Aber wie aufdringlich und unmädchenhaft. Die Blonde, die, das sah er mit einem Seitenblick, ein weißes, allerliebstes Kostüm trug, das ihr eine merkwürdige, pikante Unschuld lieh, sie eilte beflügelt auf ihn zu, und indem sie hastig an einem Knopf seines grünen Lodenwamses zu drehen begann, brachte sie mit heißen Wangen und zitternder Stimme hervor: „Oskar, gerade meiner Verlobung willen komme ich zu dir."

„Wieso?"

Herta fingerte noch immer an seinem grünen Wams. Und die unsichere Bewegung ließ dem Mann langsam das Blut zu Haupte steigen.

„Sage mir aufrichtig, weißt du nicht, was ich dich zu fragen habe? — Welchen Rat ich von dir ersehne?"

Da hob der Professor ruckweise sein dunkles Haupt, verzog wie hilflos den bärtigen Mund und schüttelte in anhebendem Zorn seinen Stuhl: „Nein, nichts weiß ich. Liebes Kind, tu mir den einzigen Gefallen, keine Rätsel und keine Unklarheiten. Du weißt, wie sehr ich dergleichen verachte."

„Ja, das ist mir wohl bekannt — aber, erbarme dich meiner, sieh, ich bitte dich — in mir ist nichts als Unklarheit."

Oskar Rogge brauchte nichts mehr zu vernehmen. In seiner steigenden Angst hatte er die Geschichte des Mädchens völlig begriffen, aber gerade deshalb verzog er die düsteren Augenbrauen noch finsterer und stieß die Hand der Bittenden von sich. Nein, nein, die dort mußte verstrickt und gefesselt bleiben, sonst band er mit eigener Hand den bösen Geist los, der scheinbar von neuem sein Haus verwirren wollte; und dann — er bereitete ihr ja auch durch seinen Widerstand eine Wohltat — Abhängigkeit, so lautete das höchste Gesetz für mittlere Menschen, warum sollte die Kleine, Wilde etwas Besseres besitzen, als ihm selbst gegeben war?

(Fortsetzung folgt.)



Die neue Hutmode.

Hierzu 7 Au nahmen.

Endlich scheint das bängliche Schwanken überwunden und der neue Stil der Kopfbedeckungen widerspruchslos eingeführt und angenommen zu sein. Was bisher in die Breite ging, strebt jetzt ziemlich hoch hinauf; die breite Krempe scheint fast ganz verschwunden zu sein, statt dessen nur ein schmaler Rand; wo früher Tüll und Spitzen zu-



Phot. E. Schneider.
1. Dunkelgrüner Samthut
mit weißem Marabuflaum.



Phot. E. Schneider.
2. Graubrauner Filzhut
mit hochstehenden Straußfedern.



Phot. E. Schneider.
3. Schwarzer Atlashut mit Schleier.

Phot. Manuel.
4. Golddurchwirkte Kappe mit Skunksbesatz.



Phot. Manuel.
5. Französischer Helmhut mit Federstutz.



Phot. Manuel.

6. **Pompadourhaube**
aus kleinen Maulwurfsfellen.

sammenfließen, lasten Samt, Pelz und Brokat wie mit drückender Schwere. An Stelle der Vielfältigkeit des Beiwerks, dessen Aufbau über das Einerlei des runden Riesenhutes hinwegtäuschen sollte, tritt jetzt die Originalität der Form. Das „Ding an sich“ kommt nach langen Jahren wieder zur Geltung und setzt sich gleich anfangs mit einer Bestimmtheit durch, die auf reiche Mittel schließen läßt. Jeder Kopf soll fortan seine eigene Kappe haben. Der Pariserin bietet dieser Befehl keine Ueberraschung. Sie versteht sich von jeher aufs Individualisieren, und die Verallgemeinerung einer Tagesmode, wie es bei uns üblich ist, findet durch sie keine Förderung. Aus dem Spiel der Eigenart wird nun Ernst — der persönliche Gedanke bedeutet alles, die Umschreibung nichts. Schwerer ist die Aufgabe für unsern deutschen Geschmack, der nun die Feuerprobe zu bestehen hat. Die gewissenhafteste Imitation der Pariser Modelle wird versagen, die geschickteste Kopie den vielgerühmten Charme seiner Vorbilder nicht erreichen, wenn subjektives Erkennen und objektives Prüfen für unsere Eigenart fehlt, und mehr denn je könnte das blindwütige Mitmachen einer neuen Mode, was als Fortschritt in der Selbsteinschätzung und -bewertung des eigenen äußeren Menschen zu begrüßen ist, zur Karikatur herabsinken. Die Fülle der Federn tut's nicht, auch nicht der nachweisbare Wert des Materials, nicht die Absonderlichkeit und das Auffallende. Jede soll sich nun selbst verstehen und das eine, das sich nur für sie schickt, klug erkennen. Frauen mit den klassischen Zügen der Vollblutrömerinnen dürfen sich keine russischen Mützen, die kleinen Fußsäcken ähneln, auf den Scheitel setzen, ohne ihre Schönheit zu gefährden. Lachende Augen, frische Lippen und ein keckes Näschen vertragen dagegen allerhand Ausstaffierung — auch eine Napfkuchenform oder Urahns revolutionär verwandelten Filzzylinder. Jedes Köpfchen sucht das nur für es bestimmte Deckelchen; die einfachste Pelzhaube soll nicht ihresgleichen haben. Farbe und „Sack“ soll zum Wesen der Trägerin passen. Helmhut und Flügelkappe wollen klug gewählt sein. Sie verlangen nicht nur Eleganz, sondern auch Stil der Erscheinung, Stil als sichere Abwehr gegen karnevalistische Wirkungen. Es gilt also, sein Ich unter die Lupe zu nehmen und scharf aufzuhorchen, was das eigene Spiegelbild erzählt. T. D.



Phot. Manuel.

7. **Bojarenmütze aus Samt**
und Metalldamast mit Zobelbesatz.

Die Wanderdünen und ihre Befestigung.

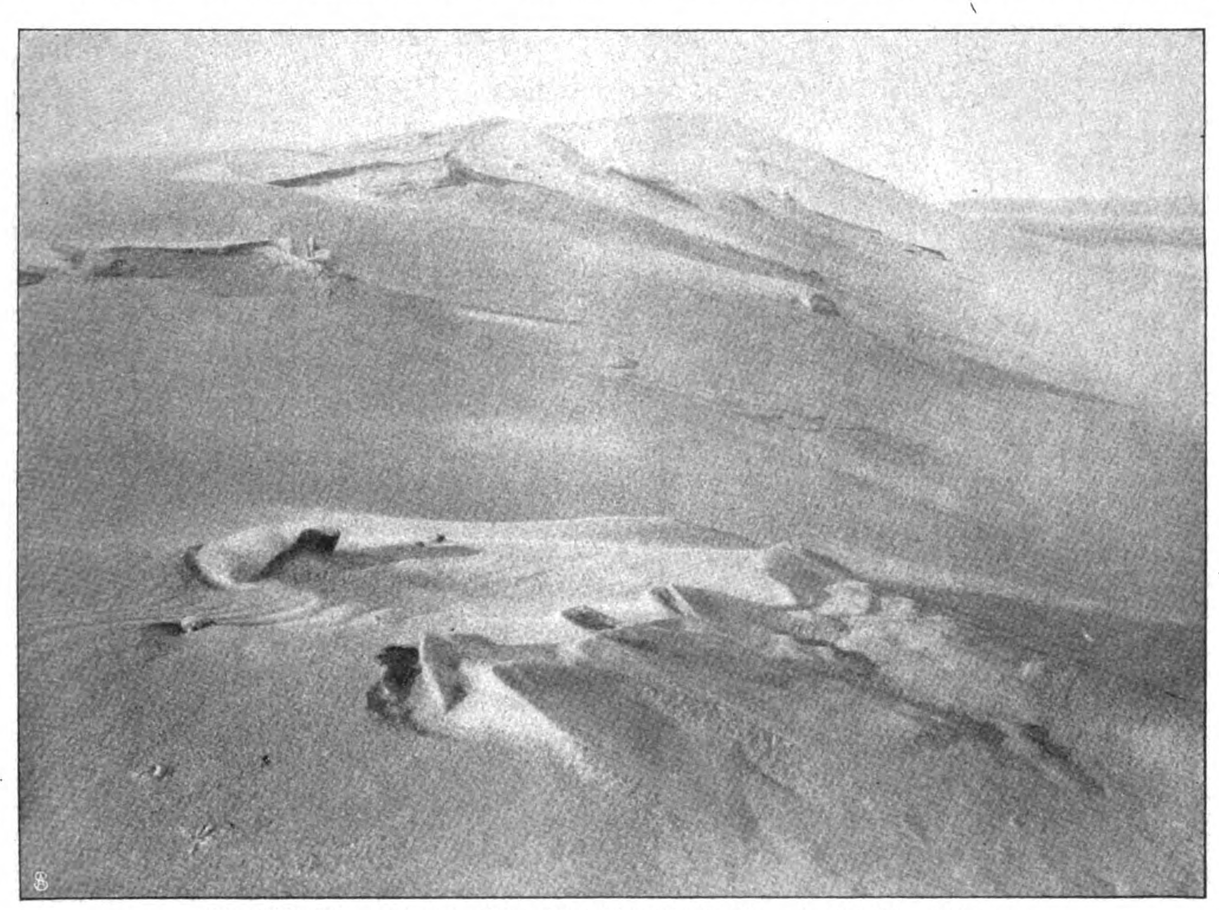
Von E. Lorenz. — Hierzu 2 Aufnahmen des Verfassers.

Die Wanderdünen der Kurischen Nehrung genießen, da man sie außerhalb Ostpreußens verhältnismäßig wenig kennt, eine fast sagenhafte Berühmtheit. Die meisten Menschen verknüpfen mit dem Begriff falsche oder doch recht unklare Vorstellungen und stehen ihm gegenüber wie einem geheimnisvollen, unheimlichen Etwas, dessen wahre Natur man sich nicht zu deuten vermag. Es tauchen vor der Erinnerung grausige Geschichten auf, wie Menschen und womöglich ganze Postkutschen mit ihren Pferden und Insassen in den wandernden Dünen versunken sein sollen, ohne daß man je wieder eine Spur von ihnen fand, und entsetzt fragt sich so mancher, der nur die gewöhnlichen anmutigen Dünen unserer Ost- und Nordseeküste kennt, wie denn etwas Derartiges möglich sein kann.

Nun, in Wahrheit sind die Wanderdünen, die ja in ganz Europa nirgends eine so charakteristische Ausprägung wie auf der Kurischen Nehrung aufweisen, sehr viel harmloser und doch auch wieder viel gewaltiger, als man sie sich zumeist vorstellt. Die Geschichten von den im Sand hilflos versinkenden und verschwindenden Menschen und Tieren sind ausnahmslos als Fabeln zu bezeichnen. Die Veranlassung zur Bildung dieser Legenden gab der eigentümliche, sogenannte Triebsand, der unmittelbar am Fuß der Wanderdünen nicht selten vorkommt: an solchen Stellen, die fürs Auge in keiner Weise erkennbar sind, sinkt man gelegentlich tief in eine mit Wasser durchsetzte, breiartige Sandmasse ein, aber von einer Gefahr kann dabei in keinem Fall eine Rede sein, wenn auch das Herausarbeiten aus dem Triebsand gelegentlich etwas mühselig ist. Das eigentliche Wandern der Dünen hingegen, das dadurch hervorgebracht wird, daß der auf der Hauptwindseite, der Westseite, lagernde, lose Sand bei starker Luftbewegung über den Kamm der Düne hinübergeweht wird und auf dem Ostabhang heruntergleitet, geht so langsam und unmerklich vor sich, daß daraus niemals für einen Menschen eine Gefahr entstehen kann. Die großartigen Wirkungen des Fortwanderns ganzer Sandberge äußert sich erst durch die Summierung in langen Jahren und Jahrzehnten, denn da vom Westabhang der Düne stets neuer Sand durch den Wind davongetragen wird, während auf

dem Ostabhang dieser Flugsand sich in immer neuen Decken ablagert, so ist es klar, daß schließlich die gesamte Masse der Berge sich ostwärts verschieben muß. Im Lauf der Jahrhunderte kann dann sehr wohl die Düne die gesamte, übrigens nirgends vier Kilometer übersteigende Breite der Nehrung vom Meeresstrand bis zum Kurischen Haff durchwandern, und tatsächlich wird ja auch der Fuß der Dünen an zahlreichen Stellen von den Wellen des Haffs bespült und benagt, während an andern Orten die Dünenkette sich noch in größerer oder geringerer Entfernung von der blinkenden Hafffläche befindet, so daß zwischen ihnen noch Raum für verschiedene kleine Ansiedlungen vorhanden ist.

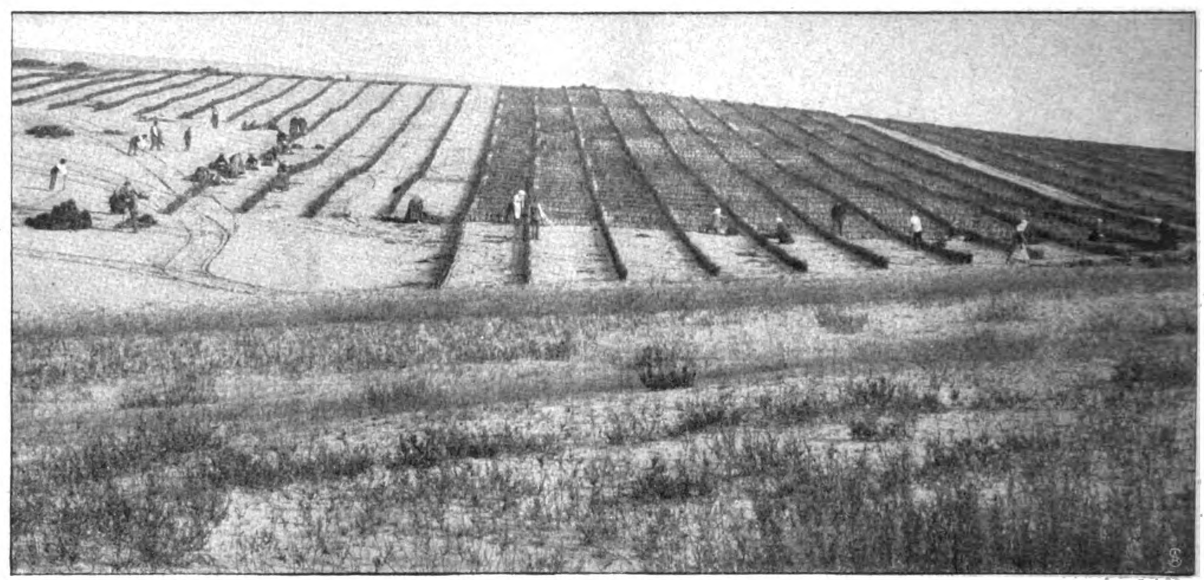
Seit einigen Jahrzehnten nun bemüht man sich mit Erfolg, die wandernden Dünen an solchen Stellen, wo ihr Fortschreiten Werte vernichten könnte, zum Stehen zu bringen. Viele ehemalige menschliche Ansiedlungen sind schon durch die Wanderdünen verschüttet worden, um vielleicht hundert Jahre später in spärlichen Trümmern aus dem Westabhang der weiterwandernden Düne wieder emporzutauchen. Immer weitere Ortschaften drohten der Versandung anheimzufallen, so Rossitten, Pillkoppen, Preil, Perwelk u. a. Da hat man gelernt, die wandernden Sandberge zum Stehen zu bringen, und das Verderben, das sie einst den Menschen brachten, gehört nun der Vergangenheit an.



Ein Wüstenbild von der deutschen Ostseeküste: Wanderdünen der Kurischen Nehrung.

Der Anblick der Wanderdünen ist, zumal bei blinkendem Sonnenschein und an heißen Sommertagen, geradezu überwältigend. Es gibt manche Stellen auf der Nehrung, die ein so wüstenartiges Aussehen haben, wie es in den berühmtesten Wüsten unseres Erdballs nicht charakteristischer gefunden werden kann. Man betrachte nur die obenstehende Abbildung, und man wird die Behauptung gewiß vollauf bestätigt finden.

In einer Hinsicht können sich auch die bedeutendsten Sandhügel unserer größten Wüsten nicht mit den Dünen der „preußischen Wüste“ messen: die Höhe der letzteren, die vielfach rund 60 Meter beträgt, wird nirgends auf der ganzen Erde wieder erreicht! Selbst die übel beleumundeten Dünen in unserer Kolonie Südwestafrika bringen es bekanntlich nicht über höchstens 50 Meter! Ueberall dort, wo menschliche Behausungen oder auch wertvolle Waldbestände in Gefahr geraten, der Düne zum Opfer zu fallen, wird der jeweilig bedrohliche Sandberg „befestigt“. Es geschieht dies in der Weise, daß zunächst reihenweise Stakete angebracht und zwischen diesen kleine Kiefern auf einem Häufchen Baggererde angepflanzt werden, wie es Abb. S. 1532 zeigt. Auf diese Art und Weise wird zunächst der gefährliche Triebsand abgefangen und am Weiterwandern verhindert. Je höher die Kiefern werden, um so sicherer wird der antreibende Sand festgehalten, und schließlich stellt sich ihm ein Wald entgegen, der auch auf der ehemaligen Sandfläche eine Humusdecke bildet, und damit ist die Düne zum Stehen gebracht! Die heutigen Ansiedlungen der Nehrung, von denen einige, wie besonders Pill-



Befestigung der Wanderdünen durch Bepflanzung mit Kiefern.

koppen, schon vor zwei Jahrzehnten aufs ernsteste von der Düne bedroht waren, haben von ihr nichts mehr zu fürchten, sie werden keinesfalls das Schicksal der verschütteten Dörfer Alt-Kunzen, Karwaiten, Neegeln, Lattenwalde usw. teilen. Das Mittel der Dünenbefestigung, für die jährlich rund 100 000 Mark ausgegeben werden, ist durchaus sicher. Angewendet wird das kostspielige Verfahren freilich aus naheliegenden Gründen nur dort, wo Besitzwerte irgendwelcher Art in Gefahr sind. An andern Stellen läßt man die Dünen einstweilen ruhig weiter wandern, bis dereinst auch ihre Festlegung geboten scheint. Die befestigten Wanderdünen finden sich daher meist nur im Westen der bewohnten Orte; und die bei weitem überwiegende Menge der Dünen befindet sich noch im „wilden", das heißt im unbepflanzten und wüstenartigen, Zustand.

Bilder aus aller Welt.

21 Mitglieder der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen haben eine Studienreise durch Masuren unternommen. In fünf Automobilen besuchten die Herren von Koschan aus die verschiedenen Landgüter der Gegend und betrachteten überall die sehenswertesten Einrichtungen und Betriebe, die den Teilnehmern mannigfache neue Anregungen boten.



Von links nach rechts: Zehe-Dietrichsdorf. Forstreuter-Rombitten. Kohtz-Neuendorf. Eschenburg-Geierswalde. Dekon.-Rat Rose-Lichteinen. Brümmer-Steffenswalde. Dekon.-Rat Dr Tolkiehn-Königsberg. Gusovius-Sodehnen. Wagner-Neu-Lappöhnen von Kannewurff-Baitkowen. Spillner-Eckitten. Dipl.-Ing. Schröder-Königsberg. Rittm. von Altenstadt-Medunischken. Klaudat-Oszнagorren. Erzberger-Gr Medunischken. Dr. Ulrich-Königsberg. Landrat Suermondt-Lyck. Boritz-Adl. Liegen. Wiesenbaumeister Fischbach-Lyck von Frankenstein-Sackfau. Peacock-Gr. Kirsteinsdorf.

Die Teilnehmer an der Studienreise der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen durch Masuren.



In Vellinghausen, wo im Juli 1761 eine aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und Engländern kombinierte Armee im Verein mit den Preußen unter Ferdinand von Braunschweig die Franzosen besiegte, hat man kürzlich ein vom Bildhauer Arnold Künne geschaffenes Denkmal errichtet, das das Andenken aller Heerführer verewigt, die damals vereint gegen den Landesfeind gefochten haben. Das schöne Bronzerelief zeigt unter andern, nach einem berühmten Gemälde ausgeführt, den Führer der Briten Lord Granby, späteren Herzog von Rutland, dessen schöne Urenkelin Lady Manners unsere Leser hier kürzlich abgebildet fanden.



Denkmal für die Sieger von Vellinghausen.
Eine Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg.



Hofphot. Esch.
Von links: Prinz Knud von Dänemark, Prinz Hubertus von Preußen, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, Großherzoginmutter Anastasia, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Prinz Wilhelm von Preußen, Prinz Friedrich von Dänemark.

Die Großherzoginmutter Anastasia von Mecklenburg mit ihren Enkeln in Gelbensande.

Die verwitwete Großherzogin Anastasia von Mecklenburg-Schwerin hat in diesem Sommer die Freude gehabt, sechs frische Enkelkinder um sich zu versammeln. Zugleich mit der Großherzogin weilte der Erbe ihres Sohnes, des regierenden Großherzogs, in Bad Gelben-



Gruppe der Teilnehmerinnen: Von links (sitzend): Baronin Linden (Holland); Fürstin Marie zu Erbach (Deutschland); Mlle. Sarah Monod (Frankreich); Mlle. de Perros, Ehrenpräsidentin; Frau v Tscharner, Präsidentin des Zentralbureaus; Frl. Humbert, Vizepräsidentin. — (Stehend): Miß Knight (England); Mme. Turin (Italien); Mme. Davaine (Frankreich); Frau Studer (Schweiz); Frau Attinger-Lardy, Mitgl. des Zentralbureaus; Frl. Richard, Generalsekretärin; Fr. Meckenstock, Mitgl. des Zentralbureaus; Frl. Barrelet, Kassiererin.

Von der VI. Intern. Konferenz des Vereins der Freundinnen junger Mädchen in Neuchâtel.



Geh. Sanitätsrat Dr. Boeck,
der bekannte Magdeburger Ohrenarzt, feierte sein 50 jähriges Doktorjubiläum.



Vom Schönheitswettbewerb in Folkestone: Miß Viola Hamilton, die den 1. Preis erhielt Phot. Illust.-Bureau.

sande, ferner die drei Söhne ihrer Tochter, der Kronprinzessin Cecilie, und die Söhne der Kronprinzessin von Dänemark.

In Neuchâtel fand die Sechste Internationale Konferenz des Vereins der Freundinnen junger Mädchen statt. Die Vorsitzenden aller europäischen Zweigvereine waren anwesend, unter ihnen die Fürstin Marie zu Erbach, die dem deutschen Zweig der gemeinnützigen Vereinigung vorsteht.

Am 21. August beging der in Magdeburg allgemein bekannte und geschätzte Ohrenarzt Geh. Sanitätsrat Dr. Oskar Boeck sein 50. Doktorjubiläum, zu dem zahlreiche Glückwünsche einliefen.



Hofphot. J. W. Hornung.

Vom 80jährigen Stiftungsfest des Korps „Suevia" in Tübingen: Das Korps mit seinen alten Herren und Gästen.

Aus dem belgischen Königshaus: Marie José Prinzessin von Belgien.

Neuste Aufnahme von Keturah Collings.

In dem bekannten englischen Seebad Folkestone fand vor kurzem ein Schönheitswettbewerb statt, an dem sich zahlreiche Vertreterinnen des schönen Geschlechts beteiligten. Den ersten Preis trug Miß Viola Hamilton davon, die sich nach der Feierlichkeit hoch zu Roß den Zuschauern zeigte. Der Aufenthalt am Meeresstrand gestattete, den Ritt im Badeanzug auszuführen.

Das Korps Suevia in Tübingen feierte im August sein 80jähriges Stiftungsfest. Unter reger Anteilnahme vieler alter Herren aus allen Gauen Deutschlands nahm die seltene Feier einen außerordentlich harmonischen und erfreulichen Verlauf.

Die Königin der Belgier, die als Tochter des unvergeßlichen Herzogs Karl Theodor in Bayern auch bei uns lebhafte Sympathien genießt, ist Mutter von zwei Söhnen und einem lieblichen Töchterchen, der Prinzessin Marie José. Die kleine Prinzessin feierte vor kurzem ihren sechsten Geburtstag.

Ein Bild, das wir unlängst brachten, zeigte das Heim der



1. Hofjuwelier Range (Kassel). 2. Rud. Menzel (Berlin), Obermstr. der Goldschmiedeinnung, 2. Vors. der Verbände Deutscher Juweliere. 3. Wilh. Fischer (Berlin) Vors. 4. Hofjuwelier Konsul Loewenthal (Frankf. a. M.). 5. Hofjuwelier Becker (Köln). 6. Bürgermeister Siebert (Rothenburg). 7. Hofjuwelier Werner (Berlin).

Vom XI. Verbandstag Deutscher Juweliere, Gold- und Silberschmiede in Rothenburg o. d. Tauber: Gruppe der Teilnehmer.

berühmten Schwedin Ellen Key. Dies stattliche Besitztum stellt nicht, wie behauptet wurde, ein Ehrengeschenk des Staates dar, sondern ist die Frucht der emsigen Arbeit der Schriftstellerin.

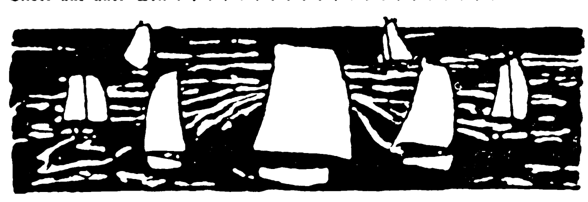
Der Verband deutscher Juweliere, Gold- und Silberschmiede hat seinen diesjährigen XI. Verbandstag in dem berühmten, altehrwürdigen Städtchen Rothenburg o. d. Tauber abgehalten.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 37. | Berlin, den 16. September 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 37.



Die sieben Tage der Woche.

7. September.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Kiderlen-Waechter hat nach mehrfachen Besprechungen mit dem Reichskanzler eine neue Unterredung mit dem französischen Botschafter Cambon.

Die französische Regierung hebt zur Linderung der Lebensmittelteuerung das Verbot der Einfuhr holländischer Schweine auf.

Aus Persien wird gemeldet, daß Arschad ed Dauleh, der bei Imamzade Djäfer besiegte Parteigänger des Exschahs, standrechtlich erschossen worden ist.

8. September.

An Stelle des zurückgetretenen Fürsten zu Löwenstein-Bertheim-Freudenberg wird Graf Fugger von Gloett zum Präsidenten der bayrischen Kammer der Reichsräte ernannt.

Die portugiesische Deputiertenkammer wird bis zum 15. November vertagt.

Aus Marokko kommt die Nachricht, daß im Fort Rottenbure bei Rabat durch eine Explosion von alten Pulvervorräten des Wachsen ein Artilleriehauptmann und zwei Marinesoldaten des französischen Besatzungskorps getötet wurden.

In Tschangzeh (Korea) greifen infolge einer Hungersnot Unruhen um sich.

9. September.

Aus Marokko wird gemeldet, daß die Spanier in einem Kampf bei Melilla große Verluste erlitten; ein Offizier und sieben Mann wurden getötet, ein Offizier und 25 Mann verwundet.

Aus Persien kommt die Nachricht von einer Niederlage der Regierungstruppen. Der Bachtiarenführer Emir Mufakam wurde bei Kum von Salar ed Dauleh in die Flucht geschlagen.

10. September.

Der Kaiser begibt sich in das Manövergelände und nimmt auf Schloß Boitzenburg Wohnung.

In Jena tritt der sozialdemokratische Parteitag zusammen.

In der süditalienischen Stadt Massafra stürmt eine Volksmenge das Lazarett, um Cholerakranke zu befreien; sie steckt das Gebäude in Brand, und mehrere Kranke finden in den Flammen den Tod.

In Barcena in der spanischen Provinz Santander entstehen infolge Wassermangels Unruhen, die das Einschreiten der Bürgerwehr notwendig machen.

11. September.

Die Kaisermanöver, an denen das Gardekorps, das II., IX. und ein besonders gebildetes XX. Armeekorps teilnehmen, beginnen in der Gegend von Friedland in Mecklenburg.

Im Reichstagsgebäude wird in Gegenwart der Kaiserin der dritte Intern. Kongreß für Säuglingsschutz eröffnet (Abb. S. 1547).

12. September.

In Würzburg wird der 20. Deutsche Anwaltstag eröffnet.

Bei Obervogelgesang in der Nähe von Pirna ertrinken bei dem Versuch, die Elbe zu durchschwimmen, ein Unteroffizier und 10 Mann des an den sächsischen Manövern beteiligten 17. Ulanenregiments.

Aus Marokko wird gemeldet, daß die Verbindung zwischen Fez und Sefru durch Räuber unterbrochen ist.

13. September.

Im Antwerpener Hafen bricht ein Riesenbrand aus, dem große Holzlager und neun Häuser zum Opfer fallen. Der Schaden wird auf 15 Millionen geschätzt.

Das Militärluftschiff „M. 2“ wird im Manövergelände bei dem Dorf Belom durch Feuer zerstört.

❦ ❦ ❦

Lebenshaltung unsrer Jugend.

Von Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Dr. Adolf Matthias.

Es ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr üblich geworden, bei allen Schäden und bedenklichen Erscheinungen in unserer Jugend allemal in erster Linie die Schule verantwortlich zu machen für die Mängel der Erziehung, die in jugendlichen Ausschreitungen, Vergehen und traurigen Vorfällen, wie z. B. Selbstmord, zutage treten.

Die Schule befindet sich solchen Anschuldigungen gegenüber in einer mißlichen Lage. Sie kann sich nicht in so erfolgreicher Weise verteidigen, wie es wünschenswert sein würde, sie kann den tiefsten Gründen der Erziehungschäden nicht so nachgehen, wie es nötig wäre, und sie kann deshalb dem Publikum und der Presse gegenüber nicht mit dem ganzen Nachdruck, der wirksam sein würde, die Gründe in voller Klarheit hinstellen. Sie kann das nicht, weil sie gar nicht in der Lage ist, eine gründliche Untersuchung der häuslichen Verhältnisse anzustellen, eine Untersuchung all der Elterntorheiten und Elternfehler und all der erblichen Belastung, die denn doch auch einen bedeutsamen Faktor bei der ganzen Lebenshaltung unserer Jugend ausmachen. Wir wollen doch nicht vergessen, daß von den 24 Stunden des Wochentages 5—6 Stunden (und das ist hoch gerechnet) auf das Konto der Schule kommen, 18—19 Stunden aber auf das Konto des Hauses; wir wollen ferner nicht vergessen, daß der ganze Sonntag und viele Wochen Ferien unter der Verantwortung des Hauses, nicht aber der Schule stehen.

Es wäre nun nicht einmal gut, wenn die Schule bei bedenklichen Erscheinungen jugendlicher Mißerziehung ins Haus rückte und sich hier als Untersuchungsrichter



auftäte. Sie würde dadurch noch mehr Macht an sich ziehen, wo sie deren schon genug besitzt; sie würde noch mehr Verantwortung dem Haus abnehmen, als gut ist, und sie würde diese Verantwortung übernehmen, ohne dagegen die Sicherheit zu bieten, mehr auf dem Gebiet der Erziehung zu leisten, als sie dazu überhaupt befähigt ist. Die Politik, das Elternhaus in seinen Pflichten zu entlasten, ist eine ganz falsche. Unterrichtsverwaltung und Schule tun vielmehr gut, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit im Haus zu stärken und zu schärfen. Denn eine gesunde Erziehungspolitik wird dahin streben müssen, das Familienleben und die Einwirkung der Eltern und des Hauses auf die Jugend zu kräftigen. Wenn die Kraft des Familienlebens, in dem die stärksten Wurzeln der Erziehung eingesenkt sind, geschwächt würde, so würden wir damit die Axt an die Wurzeln unseres nationalen Lebens und aller deutschen Tugenden legen.

Die Schule ist sich all dieser Fragen voll bewußt, und sie vermeidet es um so mehr, je klüger sie wird, einzugreifen in das häusliche Leben, auch aus dem Grund, um die Eltern, die auf Selbstbewußtsein und häusliche Erziehungsehre etwas halten, nicht zu verletzen und aufzubringen gegen den Racker von Schule, der in alles seine Nase steckt.

Was soll nun aber die Schule tun, um sich den immer von neuem erhobenen Vorwürfen gegenüber, daß sie an vielen Sünden unserer Jugend die Schuld trage, zu schützen? Soll sie die Hände in den Schoß legen und die ganze Lage als ein unabänderliches Fatum auffassen? Kann sie nicht auch außerhalb der Schule mitwirken, um zu der Heilung der Schäden, die sich in der Lebenshaltung unserer Jugend zeigen, das Ihrige beizutragen?

Sie kann es, wenn sie nur will. Und daß sie es kann, beweisen uns die Bestrebungen von Schulmännern, die das Leben, wie es sich außerhalb der Schule und außerhalb des Hauses in der öffentlichen, am Tage liegenden Welt da draußen abspielt, genau beobachten, um an den Symptomen und Krankheitserscheinungen, die sich hier jedermanns Auge darbieten, zu zeigen: da liegt der Grund, weshalb unsere Jugend vielfach so verwahrlost in der Auffassung und Ausübung ihrer Pflichten ist, da liegt der Grund, weshalb so früh schon seelische Krankheitstoffe in unsere Jugend hineingeraten, Krankheitstoffe, die nur mit Mühe wieder beseitigt werden können, oder die gar nicht mehr beseitigt werden können, weil sie schon zu tief eingedrungen sind in den jugendlichen Organismus und hier so viel Zerstörung angerichtet haben, daß eine Heilung ausgeschlossen erscheint.

Ich will, um aus allgemeiner Erörterung herauszukommen, an einem bestimmten Fall zeigen, was ich meine.

Ein junger, tüchtiger Schulmann, Oberlehrer Weimer in Wiesbaden, der durch sein Buch „Der Weg zum Herzen des Schülers“ gezeigt hat, wie herzlich nahe er der Jugend stehen möchte, hat in der von mir geleiteten „Monatschrift für höhere Schulen“ etwa vor einem Jahr „Statistisches Material über das Leben und Treiben unserer Jugend außerhalb der Schule“ veröffentlicht, das auf ganz bestimmten und zuverlässigen Beobachtungen beruht und grelles Licht auf die Unvernunft wirft, die in vielen, vielen Familien auf dem Gebiet der Erziehung herrscht; er hat gezeigt, welche Fülle von Erziehungsünden das Haus auf seinem Konto zu verzeichnen hat, und wie gänzlich ungerechtfertigt es ist, wenn das Elternhaus pharisäisch bei bösen Erziehungserscheinungen an seinen Kindern behauptet: „Wir tun unsere Schuldigkeit!“

Also zur Sache. Weimer hat in Wiesbaden an drei Abenden eine Zählung von Kindern im Walhallatheater (Varieté) vorgenommen und am ersten 35, am zweiten 26, am dritten 43 Unerwachsene festgestellt. Während der im Februar 1910 stattfindenden Ringkämpfe stieg ihre Zahl an einem Abend gar auf 83. Wenn man die seelische Aufregung der Zuschauer bei solchen Gelegenheiten bedenkt und bedenkt, daß solche Veranstaltungen erst um 11 Uhr und später ihr Ende finden, daß also die Kinder keinesfalls vor 11½ Uhr, meist sogar erst um Mitternacht zur Ruhe kommen, so tun einem solche Kinder, an denen sich die Elternerziehung versündigt, in der Seele leid. Diese Zahlen sind im Verhältnis zur Gesamtzahl der Kinder Wiesbadens nur noch gering. Andere Zahlen nehmen sich ganz anders aus. Am 26. August 1909 hat Weimer 382 Kinder gezählt, die zwischen 9½ und 11 Uhr abends die Gewerbeausstellung verließen, am 9. September 307 und am 30. September gar 424 Kinder. Da es ihm um 11 Uhr auf seinem Posten zu kalt wurde, stellte er um Mitternacht die in den Restaurants befindlichen Kinder fest: noch 99 dieser Aermsten saßen mitten in den qualmigen Lokalen. Aehnliche Zählungen hat er mit Hilfe eines Freundes noch vielfach vorgenommen und dabei Ergebnisse festgestellt, die geradezu mitleiderweckend sind. Fand er doch in drei rauchigen Wirtshäusern an einem Sonntag unter 150 Gästen 49 Kinder, also rund ein Drittel Kinder im schulpflichtigen und vorschulpflichtigen Alter. Weimer ist aber noch weiter gegangen. Er hat, wie er uns in einem neuerdings herausgegebenen Büchlein „Haus und Leben als Erziehungsmächte“ berichtet, auch in Hamburg, in Remscheid, in Mainz und in Frankfurt a. M. ähnliche statistische Erhebungen auf Straßen und in Wirtshäusern zur Abend- und Nachtzeit angestellt und ist zu gleichen Resultaten gekommen. Ueberall das gleiche Bild unvernünftiger Erziehungsweise; die Zeiten, wo Kinder zur Erholung und Stärkung ins Bett gehören, werden benutzt, um sie körperlich und geistig zu malträtieren durch nervenschwächenden Aufenthalt in Wirtshäusern, Varietés, Kinematographentheatern und wer weiß in was für auf Kinder unhygienisch wirkenden Lokalen sonst noch.

Und nun der große Widerspruch! In der Schule geschieht alles, um auch nicht den geringsten hygienischen Fehler mehr zu begehen. Wer die Ausstellung für Schulhygiene in Brüssel und in Dresden sich angesehen hat, der muß mit Bewunderung hinblicken auf die Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und wissenschaftliche Findigkeit, wie alles und jedes bedacht wird, um den Körper unserer Jugend zu schützen vor schädlichen Einflüssen, ihre Sinne zu schärfen und kräftigen für ihre Arbeit und ihren Geist gesund zu erhalten für das spätere Leben.

Und was tut das Elternhaus? Unsere Zahlen sprechen eine traurige Sprache! Es ist zu wünschen, daß die Aufforderung zur Mitarbeit, die Weimer an seine Amtsgenossen gerichtet hat, Widerhall findet, und daß von Tag zu Tag immer neue Zahlen und Beobachtungen eine recht deutliche Sprache reden und recht kräftig die Frage ans Elternhaus richten: „Was tust du für dein Kind, wo du so schnell bereit bist, der Schule deine Vorwürfe zu machen? Weißt du nicht,



daß, wer ein gläsernes Dach hat, nicht mit Steinen werfen soll?"

Und noch ein anderer Widerspruch in unserer Erziehung und in der Lebenshaltung unserer Jugend: Wenn es sich um Vergnügungen handelt, dann kann diese Jugend alles ertragen, Sturm und Regen, Hitze und grellen Sonnenschein und Entbehrung jeglicher Nachtruhe, die ein vernünftiger Mensch im Bett und nicht an öffentlichen Orten genießt. Wenn es sich aber um Arbeit handelt, dann hält man diese Jugend nicht für widerstandsfähig genug, dann beklagt man sie, wenn sie einmal kräftig angefaßt wird, dann hält man sie für überlastet und überbürdet. Ich schreibe diese Zeilen an einem glühend heißen Tag und lese in der Presse die energische Forderung, die Ferien müßten verlängert werden, da sich die Jugend bei der Hitze nicht habe erholen können. Im vorigen Jahr las ich das gleiche in anderer Form. Es hatte die Ferien hindurch geregnet; man stellte die Forderung, es sei denn doch geraten, die Ferien so zu legen, daß es nicht regne, und daß die Jugend bei gutem Wetter sich erhole. Ich bin gewiß in guter Freundschaft unserer Jugend zugetan und habe allzeit ein warmes Herz für sie gehabt. Ich würde es aber für einen schlechten Freundesdienst halten, wenn ich sie für so „schlapp" hielte, wie sie dargestellt wird. Wo jeder Bauersmann auf dem Feld arbeiten muß, wo jeder Arbeiter in Handwerk und Fabrik tätig sein muß, jeder Kaufmann und Beamte in Laden, Kontors und Bureaus seine Pflichten tun muß, da soll die Jugend, nachdem sie sich vier Wochen ausgeruht hat, noch weiter auf dem Ruhebett liegen, um von dem Sprichwort, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, zu profitieren? Solchen pädagogischen Grundsätzen vermag ich nicht zuzustimmen. Wenn es sehr heiß ist, kürze man die Arbeitstunden am Tage in angemessener Weise. Aber daß der Mensch auch bei Hitze zu arbeiten hat, wenn er bestehen will, das soll die Jugend doch auch nicht vergessen. Der Mensch wird sehr leicht das, wofür er gehalten wird. Das gilt doppelt für die Jugend: hält man sie für schwach und krank, für überbürdet und widerstandsunfähig, so wird sie es wirklich. Man sollte sich mehr an ihre rüstige Kraft und an ihren Stolz wenden und ihr sagen: für den tüchtigen Menschen gibt's nichts, was ihm zu schwer wäre; wozu haben wir denn unsern Willen? Und man sollte ihr dazu sagen, Napoleon I. habe einmal geäußert: „Unmöglich — ein dummes Wort! Man sollte bedenken: das Leben ist gar nicht so zärtlich, daß es immer erst fragt: kannst du das auch? Sondern es sagt: leiste dies oder scher dich fort!" Ich bin überzeugt, das würde der Lebenshaltung unserer Jugend besser tun als die schwächlichen Grundsätze unserer Tage, die mehr dem Vergnügen unserer Jugend Rechnung tragen als ihrer Arbeit. Ich kann mir nicht helfen, aber es ist mir oft bei den pädagogischen Anschauungen unserer Zeit zumute, als ob sie stark beeinflußt würden von blassen und blutleeren Menschen, die ihre pädagogischen Studien über Menschen in den Nachtcafés der Großstädte oder in unserer Dekadenzliteratur gemacht haben.

Das Feuerjahr.

Von Professor Dr. Alfred Manes.

Das Jahr 1911 mit seinem langen, abnorm heißen und trockenen Sommer weist eine stattliche Zahl großer Brände auf. Fortgesetzt werden seit Wochen aus allen Gegenden, nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas, aus großen wie kleinen Städten und Dörfern, aus dem Gebirge und vom platten Land her Feuerschäden gemeldet. Wohnhäuser und Fabrikgebäude, Wälder und Moore, Warenvorräte, Holzläger, Vieh werden ein Raub der Flammen. Viele Millionen Werte werden auf diese Weise vernichtet.

Der Zusammenhang zwischen der starken Hitze und der Häufigkeit sowie Größe der Brände ist unverkennbar und leicht zu erklären, aber kaum zu beseitigen; denn der Mangel an Regen läßt alle brennbaren Gegenstände stark austrocknen und macht sie infolgedessen leicht entzündbar. In dem trocknen Jahr geben ganz leichte Anlässe Ursachen zu einem Brand, die in einem regenreichen oder selbst in einem normalen Jahr kaum zu einem solchen führen würden. So erklären sich die besonders zahlreichen Waldbrände, Brände von Felderzeugnissen und Dachstuhlbrände in diesem Jahr. Aber auch selbst da, wo an sich nicht mehr Brände als sonst eintreten, entstehen größere Schäden dadurch, daß die Regenarmut die Wasserquellen versiegen läßt, in den Städten wie auf dem Land Wassermangel eintritt und damit die Vorräte des wichtigsten Feuerlöschmittels nur spärlich vorhanden sind.

Noch fehlt zwar eine genaue Statistik über die Brandursachen und -wirkungen im laufenden Jahr; aber es läßt sich wohl mit einiger Bestimmtheit schon heute voraussagen, daß die Brandursachen verhältnismäßig die gleichen sein werden wie in den früheren Jahren. Ueber diese wird bekanntlich eine genaue amtliche Statistik geführt, und wir können aus ihr beispielsweise für das Königreich Preußen entnehmen, daß im Jahr 1909 nahezu zwei Fünftel des Gesamtschadens, nämlich fast 40 Millionen Mark, die auf 11 500 Brände kommen, in der Rubrik „Unbekannte Ursachen" stehen. Ein Verhältnissatz, der sich von Jahr zu Jahr genau wiederholt. Bei den übrigen drei Fünfteln werden $22^1/_2$ Millionen Mark Schäden, die auf fast 3000 Fälle kommen, zurückgeführt auf Brandstiftung als Entstehungsursache. Dahinter bleiben die Ziffern für andere Brandursachen weit zurück. Selbstentzündungen haben fast 10 Millionen, Blitzschläge haben etwas mehr als $5^1/_2$ Millionen Mark Schäden verursacht, nicht ganz 3 Millionen Schäden entstanden durch Explosionen; bei Schäden in Höhe von 19 Millionen Mark ist Fahrlässigkeit die Brandursache gewesen, und zwar allein in fast 11 000 Fällen, die über 5 Millionen Mark Schäden verursachten, fahrlässiger Umgang mit Streichhölzern. Allerdings verteilen sich die Brandschäden in Preußen ganz verschieden auf die einzelnen Landesteile, was daraus hervorgeht, daß der Brandschaden, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, im Jahrzehnt 1900 bis 1909 im ganzen Staat auf 2,58 Mark sich beläuft, dagegen in Berlin nur auf 1,71 Mark, in Schleswig-Holstein hingegen auf 4,52 Mark; hier wird also der Staats-

durchschnitt um fast 70 Prozent überschritten, ähnlich wie in Westpreußen, das über 50 Prozent höhere Schäden aufweist, als der Staatsdurchschnitt beträgt. Eine Untersuchung, ob die Brandursachen in den einzelnen Landesteilen nicht in sehr verschiedenem Maß zu den Brandschäden beitragen, ob insbesondere nicht etwa die Brandstiftungen in den einzelnen Provinzen eine ganz verschiedene Rolle spielen, ist im Gang.

Die zunächstliegende Frage in einem Feuerjahr, wie es 1911 ist, dürfte sein, ob man nicht durch Bauarten und Einrichtungen, die eine besondere Feuersicherheit verbürgen, den Bränden vorbeugen kann. Darauf ist zu erwidern, daß die Feuersicherheit allerdings hier und dort mehr oder minder erhöht werden kann. Es wäre u. a. leicht möglich, in noch viel mehr Fabriken und andern Gebäuden die bewährten automatisch wirkenden Feuerlöschbrauseeinrichtungen (Sprinkleranlagen) zu verwenden.

Vieles zur Förderung der Feuersicherheit bewirkt hier der von den Versicherungsanstalten beim Vorhandensein solcher und ähnlicher Anlagen gewährte, zum Teil recht hohe Rabatt auf die Versicherungsprämie, der in eminentem Umfang wirtschaftspädagogisch wirkt. Daß aber in bezug auf feuersichere Bauweise Deutschland im allgemeinen wohl fast allen Ländern schon voransteht, und daß selbst, wenn das bei dem augenblicklichen Stand der Technik Menschenmögliche in bezug auf feuersichere Bauweise geleistet würde, dennoch gerade vielen der schlimmsten Brände in einem Jahr mit so anhaltender Dürre und Trockenheit, wie es 1911 ist, nicht vorgebeugt werden könne, steht fest. Denn feuersichere Bauart oder Sprinklerapparate haben z. B. keinerlei Einfluß auf die Waldbrände, denen besonders häufig in diesem Jahr die Touristen begegnet sind, die durch die Schweiz oder Tirol streiften oder ihre Ferien in den deutschen Gauen verbrachten. Da aber, wo der Mensch kein Mittel kennt, dem Enstehen von Bränden zuvorzukommen oder den Brand beim Entstehen zu ersticken, muß die wirtschaftliche Einrichtung helfen, die nach Eintritt von Schäden diese dadurch zu lindern sucht, daß sie ihre materielle Deckung auf zahlreiche Schultern verteilt: Das ist die Versicherung.

Ein Feuerjahr, wie wir es jetzt haben, ist geradezu ein Reklamejahr für die gesamte Feuerversicherung. Die vielen eintretenden Schäden, die durch die Feuerversicherungsgesellschaften in ihrer finanziellen Folge wieder vergütet werden, zeigen den großen Wert dieses Instituts auch den Lässigen und Gleichgültigen.

Will man sich über die Bedeutung der Feuerversicherung klar werden, so müßte man sich gerade in einem besonders schadenreichen Jahr nur einmal vorstellen, diese Feuerversicherung existiere nicht. Was wäre dann die Folge? Verarmung, Brandbettel, Daniederliegen des ganzen Hypothekenmarkts, eine Erschütterung des gesamten Kreditwesens, der gesamten Volkswirtschaft.

Bei dem großen Brand in Konstantinopel am 23. und 24. Juli dieses Jahres haben 54 Gesellschaften, türkische, französische, englische, schweizerische, griechische und auch eine deutsche, dazu beigetragen, die wirtschaftliche Not zu bekämpfen mit Beträgen, die etwa zwischen 3000 Mark und 1,7 Millionen Mark schwanken. Diese Leistung ist freilich unbedeutend gegenüber San Franzisko, das bekanntlich schöner und stattlicher, als es je war, dank der Millionen der Versicherungsgesellschaften, neu erstanden ist. Die etwa 1½ Milliarden Mark betragenden Schäden durch Zerstörung von Gebäuden waren hier zu etwa 70 Prozent durch Versicherung in aller Herren Ländern gedeckt.

Mehrere Zeitungen haben Rundfragen an die deutschen Feuerversicherungsanstalten gerichtet, ob beziehungsweise wie das Feuerjahr auf ihr finanzielles Ergebnis einwirken werde. Durchweg haben die Anstalten geantwortet, daß voraussichtlich sich in dem günstigen Ergebnis kaum etwas gegenüber den Vorjahren ändere. Diese Antwort kann nicht überraschen, wenn man die Organisation der Feuerversicherung, namentlich der deutschen, kennt und weiß, daß sie in weiser Voraussicht enorme Reserven aufgehäuft hat; ferner macht die Feuerversicherung mehr wie eine andere Versicherung vom Institut der Rückversicherung Gebrauch. Auf diese Weise tritt eine Atomisierung der Risiken ein, eine Internationalisierung der Schadendeckung, eine Gefahrengemeinschaft unter allen Nationen.

Doch zurück zu den oben erwähnten Waldbränden, nicht etwa, weil bei ihnen die Versicherung in besonders nennenswertem Maß helfend eingreift, sondern weil gerade hier das Gegenteil der Fall ist. In Preußen haben während der Jahre 1903 bis 1907 Waldbrände stattgefunden, die einen Gesamtschaden von mehr als 3⅓ Millionen Mark verursacht haben, und nur etwas über ½ Million Mark war hiervon versichert. Die zur Auszahlung gelangten Entschädigungen betrugen noch keine Viertelmillion. Wenn diese Zustände sogar offiziell „geradezu unhaltbar" genannt werden, so ist dieser scharfen Kritik nur vollständig zuzustimmen. In den einzelnen Jahren schwankt der durch Waldbrände verursachte Schaden außerordentlich stark, in dem hier in Betracht gezogenen Jahrfünft um mehr als das achtfache; denn während 1903 nur 1196 Hektar verwüstet wurden mit einem Gesamtschaden von 176590 Mark, wobei nur 94 Hektar mit etwa 20000 Mark versichert waren, betrug im Jahr darauf der Gesamtschaden mehr als 1⅓ Millionen Mark, wobei 7424 Hektar verwüstet wurden, von denen nur 507 Hektar mit 380000 Mark versichert waren. Ob diese geringe Verbreitung der Waldbrandversicherung mehr den Versicherern oder den Waldeigentümern zur Last fällt, ist schwer zu sagen. Jedenfalls aber kann man in zahlreichen Fällen über die große Gleichgültigkeit der Waldeigentümer gegenüber der Vernichtung ihrer Vermögen durch Feuersgefahr nur staunen, während sowohl Privatgesellschaften wie auch öffentliche Feuerversicherungsanstalten sich gerade in den letzten Jahren zu einem intensiven Betrieb der Waldbrandversicherung entschlossen haben. Wenn man bedenkt, daß ein Viertel der Gesamtfläche des Deutschen Reichs mit Wald bedeckt ist, und auf der andern Seite vernimmt, daß versicherungstechnische Schwierigkeiten zur Durchführung der Waldbrandversicherung, die unlösbar wären, nicht vorliegen, so kann man nur immer wieder aufs neue überrascht sein über die geringe wirtschaftliche Einsicht unserer Waldeigentümer einschließlich des Staats, daß von der Waldbrandversicherung nicht in ganz anderm Maß Gebrauch gemacht wird. Rationell betrieben kann nämlich diese wie jede andere Versicherung nur werden, wenn eine möglichst große Zahl von Risiken in allen Teilen des Reichs unter Deckung gebracht wird, weil sonst eine leicht zu tragende Prämie nicht berechnet und eine feste Grundlage für die Leistung auch großer Ersatzsummen nicht gewonnen werden kann. Auch im Ausland scheinen übrigens die Verhältnisse hinsichtlich

der Verbreitung der Waldbrandversicherung nirgendwo besser zu liegen als bei uns.

Im schroffen Gegensatz hierzu steht die viel allgemeinere Beteiligung an der gewöhnlichen Feuerversicherung, bei der man seine Immobilien wie Mobilien in Deckung gibt. Diese gewöhnliche Feuerversicherung hat seit ganz kurzer Zeit einen ihr schon lange von der Theorie gewiesenen, enorm wichtigen Ausbau in der deutschen Praxis dadurch erfahren, daß man künftig auch Mietverluste bei einem Wohnhaus wie Verluste durch Betriebsunterbrechung bei einer Fabrik oder einem Geschäft infolge Brand, Blitzschlag oder Explosion versichern kann. Träger dieser neuen Feuerversicherungsarten sind alle deutschen Feuerversicherungsgesellschaften, die durch die Aufnahme dieser Zweige den Beweis einerseits der Fruchtbarkeit der theoretischen Versicherungswissenschaft für das praktische Leben, anderseits des fortschrittlichen Geschäftsgeistes unserer Assekuranz erbracht haben. Ein Feuerjahr, wie wir es jetzt erleben müssen, ist zugleich eine Feuerprobe auf die Solidität und Bonität der Feuerversicherung; und wir können, was die in Deutschland tätigen Feuerversicherungsanstalten betrifft, stolz darauf sein, wie glänzend diese eine solche Feuerprobe zu bestehen in der Lage sind.

Uebersetzungsschnitzer.

Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Wir Deutsche, das Philologenvolk vor allen andern, bilden uns gar viel auf unsere Fremdsprachenkenntnisse ein und machen uns gern lustig über die gelegentlich durch die Presse gehenden Beweise fremdsprachlicher Rückständigkeit andrer Kulturvölker. Nach meinen Erfahrungen dürften wir ein wenig bescheidener sein, denn drollige Uebersetzungsschnitzer, die wir aus Büchern und Zeitungen des Auslandes mit überheblicher Schadenfreude gern an die große Glocke hängen, sind auch bei uns keine so große Seltenheit, wie wir uns einreden. Ganz allgemein gesprochen: wir neigen in Deutschland gar sehr zur Unterschätzung der ungeheuren Schwierigkeit, eine fremde Sprache vollkommen zu beherrschen. Ich habe mich aus den Gründen, die ich in meiner soeben erscheinenden „Deutschen Stilkunst" darlege, mit der Frage der Doppelsprachigkeit auf Grund meiner ziemlich umfangreichen Erfahrungen im Leben und der literaturgeschichtlichen und sonstigen Quellen lange und eingehend beschäftigt und spreche als meine unerschütterliche Ueberzeugung aus: Nie hat es einen großen Schriftsteller, ja nie einen großen Mann gegeben, der zwei Sprachen, davon eine die Muttersprache, mit gleicher Vollkommenheit meisterte. Nichts beweist siegreicher die Alleinherrscherrolle der Muttersprache im Seelenleben als die durch reichliche Beispiele belegte Tatsache, daß nur die Mittelmäßigkeit oder die Nichtigkeit sich in zwei Sprachen, in der eigenen und in einer fremden, gleich gut, das heißt gleich schlecht, auszudrücken vermag. Goethe soll, wie die allgemeine Redensart in solchen Fällen immer lautet, fertig Französisch geschrieben und gesprochen haben. Soweit wir das an seinen Briefen in französischer Sprache beurteilen können, ist es durchaus unrichtig. In einem französischen Briefe Goethes an Frau von Stein steht ein so unmöglicher Satz wie: „Quelquefois il me prend la fantaisie de t'écrire une relation"; aber bald war ihm die ganze Französischschreiberei zuwider: „Il m'est presqu' impossible de poursuivre ce jeu". Goethe hat sich über die Unmöglichkeit der vollkommnen Beherrschung einer fremden Sprache nie getäuscht: „Soll ich Französisch reden? eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine (Gewöhnliche), nur die groben Züge ausdrücken kann?" (In den Briefen aus der Schweiz.)

Man lese die französischen Briefe der Königin Luise oder die der Kaiserin Auguste, die das Französische mit so besonderm Eifer ihr Leben lang gepflegt hat: sie wimmeln von offenkundigen Germanismen. Grobe Schnitzer begeht Fürst Chlodwig Hohenlohe in seinen Denkwürdigkeiten bei der Wiedergabe französischer Gespräche, und von Bismarck berichtet er, wie sauer diesem die Leitung des Berliner Kongresses von 1870 in französischer Sprache gewesen sei. Man prüfe z. B. den Eingang des französischen Briefes Bismarcks vom 15. Februar 1877 an Schuwaloff (in den „Gedanken und Erinnerungen"): einen Satz mit einem Relativsatz und zwei weiteren von diesem und untereinander abhängigen Relativsätzen, so unfranzösisch wie nur möglich.

Wenn einer hätte Französisch schreiben müssen, dann Friedrich Gentz, der Verfasser zahlloser französischer Schriftstücke der österreichischen Regierung unter Metternich. Nun prüfe man in seinen Tagebüchern die zusammenhängenden Stellen in französischer Sprache: sie wimmeln von den gleichen spaßhaften Germanismen, wie sie von unsern Sekundanern und höheren Töchterschülerinnen verübt werden.

Man kann es gradezu als einen der Beweise für die geistige Größe eines Mannes bezeichnen, daß er unfähig ist, etwas Bedeutendes in einer andern als der Muttersprache fehlerlos oder gar künstlerisch darzustellen. Sechsundzwanzig Jahre hat Heine in Frankreich gelebt, aber kein längerer französischer Brief, den er ohne Durchsicht eines Franzosen geschrieben, enthält durchweg wirkliches Französisch, und niemals hat er sich unterstanden, die französische Uebersetzung eines seiner Prosawerke ohne fremde Hilfe abzufassen. Von Max Müller, der den größeren Teil seines Lebens in England zugebracht, weiß ich, daß er keine seiner englischen Arbeiten ohne Hinzuziehung eines Engländers abgeschlossen hat; zu tief war seine Einsicht in die Unmöglichkeit, daß ein deutschgeborener, deutschgebildeter Mensch jemals einwandfreies Englisch schreiben könne. Und endlich, keinem leidlichen Kenner französischer Stilkunst, ja nur echt französischen Satzbaues kann die Berechtigung des geringschätzigen Urteils Voltaires über Friedrichs des Großen Französisch entgehen: „Tudesque!"

Am häufigsten sind begreiflicherweise die fremdsprachlichen Schnitzer in den Uebersetzungen. Ein altes italienisches Wahrwort lautet: „Traduttore—traditore". Uebersetzungsfehler, zum Teil drolligster Art, finden sich so ziemlich in jeder Uebersetzung; denn gewisse Feinheiten des Ausdrucks, gewisse sogenannte „idiomatische Wendungen" entziehen sich der Kenntnis jedes noch so gelehrten Fremden. Selbst den berufensten Meistern deutscher Uebersetzungskunst gelingt es nicht, kann es

nicht gelingen, dem Leser vollen Ersatz für das ihm in der Ursprache unzugängliche fremde Werk zu bieten; in den landläufigen Fabrikübersetzungen nun gar wimmelt es allerorten, auch in Deutschland, von den spaßhaftesten oder ärgerlichsten Schnitzern.

Meine etwas lange Einleitung sollte dazu dienen, solche Schnitzer milder zu beurteilen, ihre gemeinsame Quelle: die Unmöglichkeit einer vollkommnen Beherrschung irgendeiner fremden Sprache aufzuweisen. Selbst sehr kundigen Erforschern fremder Sprachen und Literaturen widerfahren beim Uebersetzen bedenkliche Menschlichkeiten, weil auch sie nicht jede eigentümliche Ausdrucksweise einer fremden hochentwickelten Literatursprache kennen. Nur im täglichen Verkehr eines langen Lebens ist diese Kenntnis zu erreichen, und welchem Uebersetzer ist es möglich, sich solche Kenntnis aus dem dauernden Aufenthalt in dem Lande der fremden Sprache zu erwerben? Einer der besten deutschen Kenner französischer Sprache und Literatur, Paul Lindau, der sehr strenge Anforderungen an das Uebersetzen stellte, wie seine berechtigt scharfen Angriffe gegen die beiden Uebersetzer Dingelstedt und Bodenstedt bewiesen, hat doch selbst einmal eine Stelle in Mussets „Bekenntnissen" grundfalsch übersetzt, weil ihm der eigentümliche Ausdruck des Franzosen unbekannt geblieben war. Musset schreibt: manchem genüge es, „de s'humecter la poitrine", um sich in tiefem Unglück zu trösten. Lindau übersetzte dies mit: sich die Brust zu benetzen, was keinen Sinn gibt. Er wußte nicht, daß „s'humecter la poitrine" eine feste Redensart ist, mit der Bedeutung: einen hinter die Binde gießen. Ich mache selbstverständlich Lindau aus dieser Unkenntnis eines einzelnen Ausdruckes nicht den geringsten Vorwurf; das Beispiel soll nur beweisen, wie fast unmöglich es ist, alle Feinheiten einer fremden Sprache zu kennen und übersetzerisch wiederzugeben.

Die spaßhaftesten Uebersetzungsschnitzer rühren von Franzosen her; einige ihrer „Reinfälle" sind geradezu weltgeschichtlich berühmt geworden, vor allen der wundervolle „General Staff" (Generalstab), dem einige französische Zeitungen das Hauptverdienst an den deutschen Siegen von 1870 zuschrieben. Die Form Staff hatten sie offenbar aus einer englischen Quelle übernommen.

Der Pariser „Figaro" veröffentlichte einen Brief Bazaines nach seiner Flucht aus dem Staatsgefängnis, aus Köln an den Minister des Innern geschrieben, und bemerkte dazu: „La lettre est datée d'Aktiengesellschaft". Diese seltsame Oertlichkeit verdankte der „Figaro" dem Ausdruck „Aktiengesellschaft des Hotel du Nord" an der Spitze des Briefbogens.

In der Uebersetzung von Schillers „Wilhelm Tell" schrieb ein Franzose: „Me voilà revenu sur le Meinigen." Auch dieser Ort findet sich in keinem geographischen Wörterbuch. Der deutsche Wortlaut ist: „Ich stehe wieder auf dem Meinigen."

Es gibt wirklich eine französische Uebersetzung von Goethes Faust — ich habe sie früher einmal gesehen, erinnere mich leider nicht mehr ihres Verfassers — worin „Heiße Magister, heiße Doktor gar" übersetzt war mit: „Je me nomme magister et le docteur Gar." In der gleichen schönen Uebersetzung waren die Verse „Wie sie kurz angebunden war, Das ist nun zum Entzücken gar" wiedergegeben mit: „Et sa robe courtement attachée, d'honneur, luit allait à ravir."

Wer sich eine vergnügte Stunde machen will, der suche sich des älteren Dumas Uebersetzung von Schillers Räubern zu verschaffen — er wird sein blaues Wunder erleben. Dumas verstand kein Wort Deutsch, hatte wahrscheinlich einen ungebildeten Elsässer als Dolmetscher Schillers herangezogen, und aus jener Mitarbeiterschaft ist eins der ungeheuerlichsten Beispiele übersetzerischen Blödsinns hervorgegangen.

Allerliebst ist die französische Uebersetzung der Stelle im Freischütz: „Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn!" durch: „Bonjour, Monsieur, comment vous portez-vous?" — Und in einem Bericht französischer Zeitungen über eine großartige Aufführung im alten Berliner Dom wurde als besonders eindrucksvoller Mitwirker genannt „le célèbre chanteur Domchor".

Die gefährlichste Klippe für den oberflächlichen Kenner einer fremden Sprache, der sich trotzdem zum Uebersetzer berufen fühlt, sind begreiflicherweise die Wörter mit mehrfacher Bedeutung. Ein Italiener übersetzte „Ich wohne im ersten Stock" durch „Abito al primo bastone", weil er nur die eine Bedeutung von Stock kannte: den Stock des Spaziergängers.

Seien wir aber keine Pharisäer, die den Splitter im Auge des Ausländers sehr deutlich, den Balken im eignen Auge gar nicht sehen! Gesündigt wird in Ilion und außer Ilion, und noch jüngst hat Max Meyerfeld einem deutschen Uebersetzer von Shaws Dramen eine kaum glaubliche Unwissenheit in abgedroschenen englischen Redewendungen nachgewiesen. Es steht in den übersetzenden Ländern überall gleich: die Uebersetzer unterschätzen das Maß fremdsprachlicher Kenntnisse, das zur richtigen Wiedergabe eines fremden Literaturwerkes erforderlich ist. Gar zu schnell ist man mit dem Lobe bereit: der und der beherrscht das Französische, Englische, Italienische vollkommen. Ich bin überzeugt, selbst Paul Heyse, unzweifelhaft unser meisterlichster Uebersetzer aus dem Italienischen, würde, aufs Gewissen befragt, zugestehen, daß ihm die letzten Feinheiten des Ausdrucks im Italienischen nicht genau bekannt sind. Als gewissenhafter Umdichter hat er in allen schwierigen Fällen sich aus italienischen Quellen Rat geholt, so z. B. bei seiner Uebersetzung des fast unüberwindlich schwierigen Giusti.

Ein tolles Beispiel für die Selbsttäuschung über fremdsprachliche Kenntnisse steht im sechsten Bande der Gegenwart (Nr. 32). Dort untersucht ein bekannter deutscher Autor in einem Aufsatz „Ueber die Kunst der poetischen Uebertragung" ein berühmtes Gedicht Longfellows und tadelt den englischen Ausdruck „Footprints on the sands of time" als Unsinn, weil die Zeit in einer Strophe als sandig, in der nächstfolgenden als ein Meer bildlich bezeichnet werde. Er hielt sich als Uebersetzer für berechtigt, Longfellow zu verbessern und in beiden Strophen Wüstensand oder etwas Ähnliches zu schreiben. Mit lächerlicher Anmaßung fügte er hinzu: „In dieser Uebertragung bringe ich das, was Herrn Longfellow vorschwebte, viel klarer und korrekter zur Gestaltung als das Original. Es wäre gradezu lächerlich, wenn ich die beiden Strophen um einer leidigen Wortklauberei willen in dummes Gewäsche verwandeln wollte." Ihn ereilte ein fürchterliches, wohlverdientes Strafgericht: Freiligrath hielt ihm mit der Grobheit ausgesuchter Höflichkeit vor: „Der Herr scheint wirlich nicht zu wissen, daß die Pluralform the Sands im Englischen nicht allein zur Bezeichnung sandiger Wüstenstrecken dient, sondern daß sie, und zwar viel häufiger, auch für den durch die Ebbe bloßgelegten Ufersand des Meeres gebraucht



wird. Hat er nicht als Knabe von den Fußspuren im Ufersand von Robinsons Insel gelesen?"

Eine übersetzerische Anmaßung wie diese ist allerdings eine Seltenheit; das meiste dumme Zeug in der Uebersetzungsliteratur wird in aller Harmlosigkeit hervorgebracht. Julian Schmidt spricht einmal von den beschnittenen Taxushecken der Gärten von Versailles und macht sich darüber lustig, daß man durch die Gartenschere die Natur verschönt zu haben glaube und sich dessen rühme. Er bezog sich auf eine französische Wendung, in der le ciseau stand. Julian Schmidt, der Verfasser einer Geschichte der französischen Literatur, hatte le ciseau, Meißel des Bildhauers, verwechselt mit les ciseaux, Schere. Im Französischen waren die bildnerischen Kunstwerke gemeint.

In einer Uebersetzung von Augiers Fourchambaults übersetzte Theophil Zolling, der sich auf seine Kenntnis des Französischen sehr viel einbildete, das Wort orbite (Planetenbahn, Gesichtskreis) mit Augapfel, was es allerdings auch heißen kann, was aber an der Stelle einen Unsinn ergab. Er hatte in einem mangelhaften Wörterbuch nur die eine Bedeutung von orbite gefunden.

Wer mag wohl der Fürst von Galles sein? Im Gothaschen Almanach ist er nicht zu finden. Ich las ihn vor einigen Jahren in einer großen deutschen Zeitung, und zwar in einer Depesche aus Rom in der Fassung: „Der Messagiero meldet, der Fürst von Galles werde demnächst einen Besuch beim italienischen Königspaar machen." Im Italienischen hatte gestanden: „Il principe di Galles", was auf deutsch heißt: Der Prinz von Wales.

Uebersetzungsschnitzer dieser Art richten kein größeres Unheil an, als daß sie eine Stelle in fremden Literaturwerken verdrehen. Zuweilen aber kommen Uebersetzungen vor, die zur Irreführung der öffentlichen Meinung dienen, ja gradezu politisches Unheil anrichten können.

Noch verhältnismäßig harmlos war eine Meldung des Wolffschen Telegraphenbureaus, die im Anfang der sechziger Jahre durch die ganze deutsche Presse lief, wonach Napoleon III. in einer Ansprache an den Kammerpräsidenten gesagt hätte: „Die Gefangenschaft der Heiligen Helena hat das zweite Kaiserreich in Frankreich an seinem Erfolge nicht gehindert." Die Gefangenschaft der Heiligen Helena war die Uebersetzung von „La captivité de Saint-Hélène". Alle Welt zerbrach sich den Kopf, was die Gefangenschaft der heiligen Helena, eine übrigens unbekannte Gefangenschaft, mit Napoleon III. zu schaffen habe. Gemeint war natürlich die Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena.

Vor einigen Jahren erzählten deutsche Zeitungen von Theatervorstellungen in Konstantinopel in Gegenwart des Sultans, bei denen Seine Majestät der Beherrscher der Gläubigen dem Spiel von seiner Badewanne aus zugeschaut hätte. Vielleicht fanden manche Leser das seltsam; indessen Sultane haben ja andre Lebensgewohnheiten als gemeine Sterbliche. In der französisch abgefaßten Depesche hatte Baignoir gestanden, und der deutsche Uebersetzer hatte daraus eine Badewanne gemacht. Jedes leidliche französische Wörterbuch hätte ihn belehrt, daß Baignoir nebenbei auch Parterreloge bedeutet.

Während des Burenkrieges erregte es eine Zeitlang nicht geringes Aufsehen, daß die holländische Regierung sich angeblich durch ganz persönliches Einschreiten einiger ihrer Minister in den Fortgang des Krieges zu mischen versuchte. Wiederholt brachten deutsche Zeitungen die Meldung: „Gestern haben sich abermals drei holländische Minister in das Lager Bothas begeben, um im Interesse des Friedens zu vermitteln." Wie kamen auf einmal drei holländische Minister nach Südafrika? Aber die holländischen Minister waren nur die Uebersetzung von „Dutch ministers" (holländische Geistliche aus der Kapkolonie).

Vor etwas mehr als zehn Jahren, ebenfalls während des Burenkrieges, erregte bei den deutschen Zeitungslesern eine amtliche Depesche von Lord Roberts die tiefste sittliche Empörung über die schmachvolle Barbarei der englischen Kriegführung. Jene Depesche lautete angeblich, wenigstens in der deutschen Uebersetzung: „An dem letzten Gefecht hat sich auch unser Regiment Schwarze Wache tapfer beteiligt." Viele Zeitungen schrieben: „Hier haben wir endlich das Eingeständnis der sonst von dem heuchlerischen England stets bestrittenen Tatsache, daß sie zu ihrer schändlichen Kriegführung gegen die Buren auch Schwarze verwenden." Gemeint hatte Lord Roberts das schottische Regiment, das den Namen „Black Watch" führt, also etwas Aehnliches wie unsre Danziger Schwarzen Husaren, die ja auch nicht aus Negern bestehen.

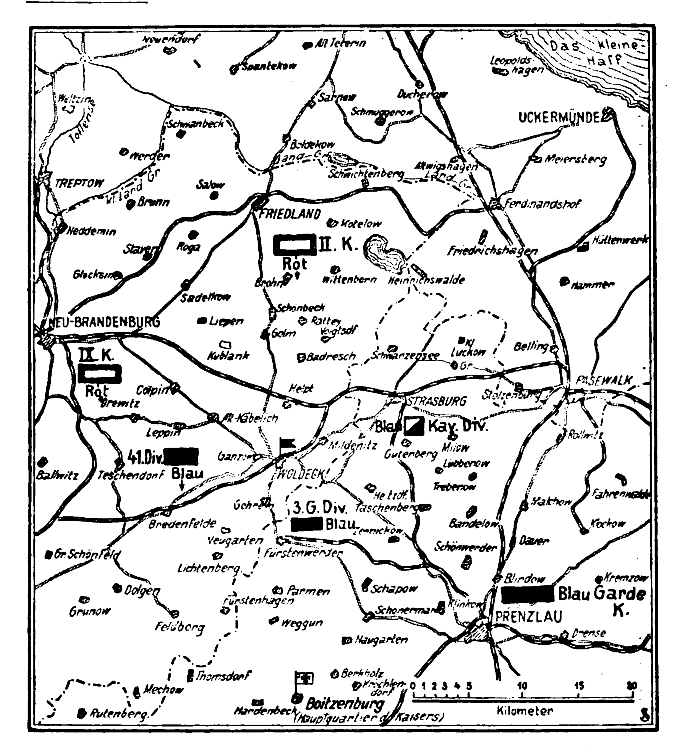
Sehr verwunderlich erschien während jenes Krieges die sich mehrmals wiederholende amtliche Meldung aus Transvaal, in dem und dem Gefecht seien ein Offizier und so und so viele Privatleute gefallen. Merkwürdiger Kriegsgebrauch, so hieß es an manchem deutschen Stammtisch, denn wie konnte die englische Heeresleitung gestatten, daß Privatleute sich ins Schlachtgetümmel begeben? Ach nein, die Privatleute waren ruhig zu Hause geblieben, und nur der das englische „private" übersetzende Zeitungsmann hatte nicht gewußt, daß dies einen „Gemeinen" bedeutet.

Unsere Bilder

Das diesjährige Herbstmanöver der deutschen Flotte (Abb. S. 1545 u. 1546) hat eine ganz besondere Bedeutung durch die große Flottenparade gewonnen, die der Kaiser einer Anzahl illustrer Gäste vorführte. Unser erstes Bild ist vom Bord des Flottenflaggschiffes „Deutschland" aufgenommen, von dem aus der Kaiser die Uebungen beobachtete. Die Torpedobootflottille in Marschformation und die Dreadnoughtdivision an der Spitze des Ersten Geschwaders unter dem Befehl des Vizeadmirals Pohl zeigen unsere weiteren Bilder. Den Oberbefehl über sämtliche Streitkräfte führte der Chef der Hochseeflotte Admiral von Holtzendorff.

Der 3. Internationale Kongreß für Säuglingsschutz (Abb. S. 1547) wurde in diesen Tagen in Berlin unter dem Protektorat der Kaiserin abgehalten. Als Hauptberatungsgegenstände standen die Ausbildung von Fürsorge- und Pflegepersonal, die kommunale Säuglingsfürsorge, die Mutterschaftsversicherung und die Errichtung von sogenannten Stillkassen auf der Tagesordnung. Der Besuch des Kongresses ist ein außerordentlich reger gewesen, und die Verhandlungen haben schätzenswerte greifbare Resultate gezeitigt, die der dankenswerten Bewegung neue Freunde zuführen werden.

Der türkische Thronfolger im Manövergelände. (Abb. S. 1550). Prinz Jussuf Izzeddin, der türkische Thronfolger, traf mit Gefolge auf dem Manövergelände bei Heinzenberg ein. In seiner Begleitung befand sich der General Sali-Pascha, der 20 Jahre lang in Deutschland bei den roten Husaren diente. Der Prinz interessierte sich ungemein für den Verlauf der an jenem Tage stattfindenden Gefechtsübung des XVIII. Korps.



Uebersichtskarte zum Kaisermanöver 1911.

Das deutsche Kaisermanöver (Abb. S. 1548) nimmt eine taktisch, wie strategisch hochinteressante Entwicklung. Zwei Momentbilder zeigen uns den Aufbruch aus dem Biwak und den Posten vor einer Kriegskasse.

Die großen französischen Manöver (Abb. S. 1548), die in diesem Jahr im Osten Frankreichs abgehalten werden, nahmen einen glänzenden Verlauf, der insofern eine eigene Note trug, als die Aviatik in ganz besonderer Ausdehnung bei dem Aufklärungs- und Depeschendienst erfolgreiche Verwendung fand. Unsere Bilder zeigen einen zum Landtransport abmontierten Flugapparat im Schlepptau eines Automobils und einen Militäraviatiker, der sein Flugzeug verlassen und eilendst das bereitstehende Pferd bestiegen hat, um die Meldung über seinen Orientierungsflug zu erstatten. Neue Scheinwerfer kamen bei dieser Gelegenheit zur Verwendung, bestimmt, den nächtlichen Fliegern Zeichen und Richtung zu übermitteln.

Die Kanaldurchquerung Burgeß. (Abb. S. 1551). Seitdem der kühne Kapitän Webb im Jahr 1875 das unerhörte Wagnis, den Kanal zu durchschwimmen, glücklich bestanden hat, haben viele Sportschwimmer ihm zu folgen versucht, keinem ist es gelungen. Erst in diesen Tagen gelang es dem Engländer Th. W. Burgeß nach vielen vergeblichen Versuchen schwimmend den Kanal zu durchqueren. Er brauchte für diese ungeheure sportliche Leistung 23 Stunden und 40 Minuten, somit mehr als seinerzeit Webb. Burgeß hatte enorm mit Flut Wellen und Strömungen zu kämpfen und langte fast völlig erschöpft an der französischen Küste an.

Militärisch organisierte englische Pflegerinnen (Abb. S. 1552). Seit Jahren wird mit Eifer in England die militärische Organisation der freiwilligen Krankenpflegerinnen betrieben. Diese Bewegung, die nicht frei ist von Uebertreibungen, hat das Gute, einer großen Zahl unbeschäftigter Frauen und Mädchen ein dankbares Feld der Tätigkeit zu geben. Die meist jungen Vertreterinnen des schönen Geschlechts nehmen es bitterernst, wie unser Bild zeigt.

Die erste deutsche Fliegerin (Abb. S. 1550) ist Fräulein Nelly Beese. Sie erwarb auf dem Flugplatz Johannisthal ihr Pilotenzeugnis auf einem Rumpler-Eindecker. Die mutige Fliegerin ist in Dresden geboren und von Beruf Bildhauerin. Seit längerer Zeit widmet sie sich dem Flugsport.

Die letzten Opfer der Aviatik (Abb. S. 1552). Schwere Opfer fordert die Eroberung der Luft. Vor wenigen Tagen ereignete sich ein beklagenswerter Unfall zwischen Mülhausen und Straßburg, dem zwei bewährte und kühne Flieger zum Opfer fielen. Oberleutnant Neumann wollte mit dem Lehrer der Aviatik Lecomte als Passagier einen Fernflug von Mülhausen nach Straßburg unternehmen. Die Fahrt verlief anfangs ohne Störung, als plötzlich zwischen Niederenzen und Bilzheim aus nicht aufgeklärter Ursache der Motor versagte und das Flugzeug aus 20 Meter Höhe abstürzte, indem es sich überschlug. Beide Flieger wurden zerschmettert und waren sofort tot. — Wenige Tage nach diesem schweren Unglücksfall ereignete sich ein zweiter. Der Aviatiker Eyring stürzte auf dem Rennplatz Weil bei Stuttgart aus 15 Meter Höhe ab und erlitt einen schweren Schädelbruch, der wenige Stunden später den Tod des gewandten und bis dahin erfolgreichen Piloten zur Folge hatte.

Rosl Loibner (Abb. S. 1552) trat vor wenigen Tagen zum erstenmal am Berliner Thalia-Theater als Erika in der „Polnischen Wirtschaft" auf und errang mit ihrem hinreißenden Temperament, ihrem klangvollen Organ einen großen Erfolg. Die Künstlerin wird bald der Liebling des Berliner Publikums werden.

Schönheitskonkurrenz in Rom (Abb. S. 1549). Die Leitung der Römischen Jubiläumsausstellung hat es nicht leicht. Die enorme Hitze und das Gespenst der Cholera sind kaum zu überwindende Abschreckungsmittel. Es mußte etwas geschehen, um die durch die Hitze apathisch gewordenen Bewohner der ewigen Stadt aufzurütteln. So kam man auf den Gedanken einer Schönheitskonkurrenz. Die schönste Römerin sollte in der Ausstellung zur Königin proklamiert werden. Unsere Bilder zeigen, daß der Gedanke von Erfolg gekrönt war.

Die Toten der Woche

Chefredakteur Heinrich **Engel**, Pastor a. D., † in Berlin am 5. September im 77. Lebensjahr.

Senatspräsident am Kammergericht Rudolf **Falkmann**, † in Leipzig im Alter von 67 Jahren.

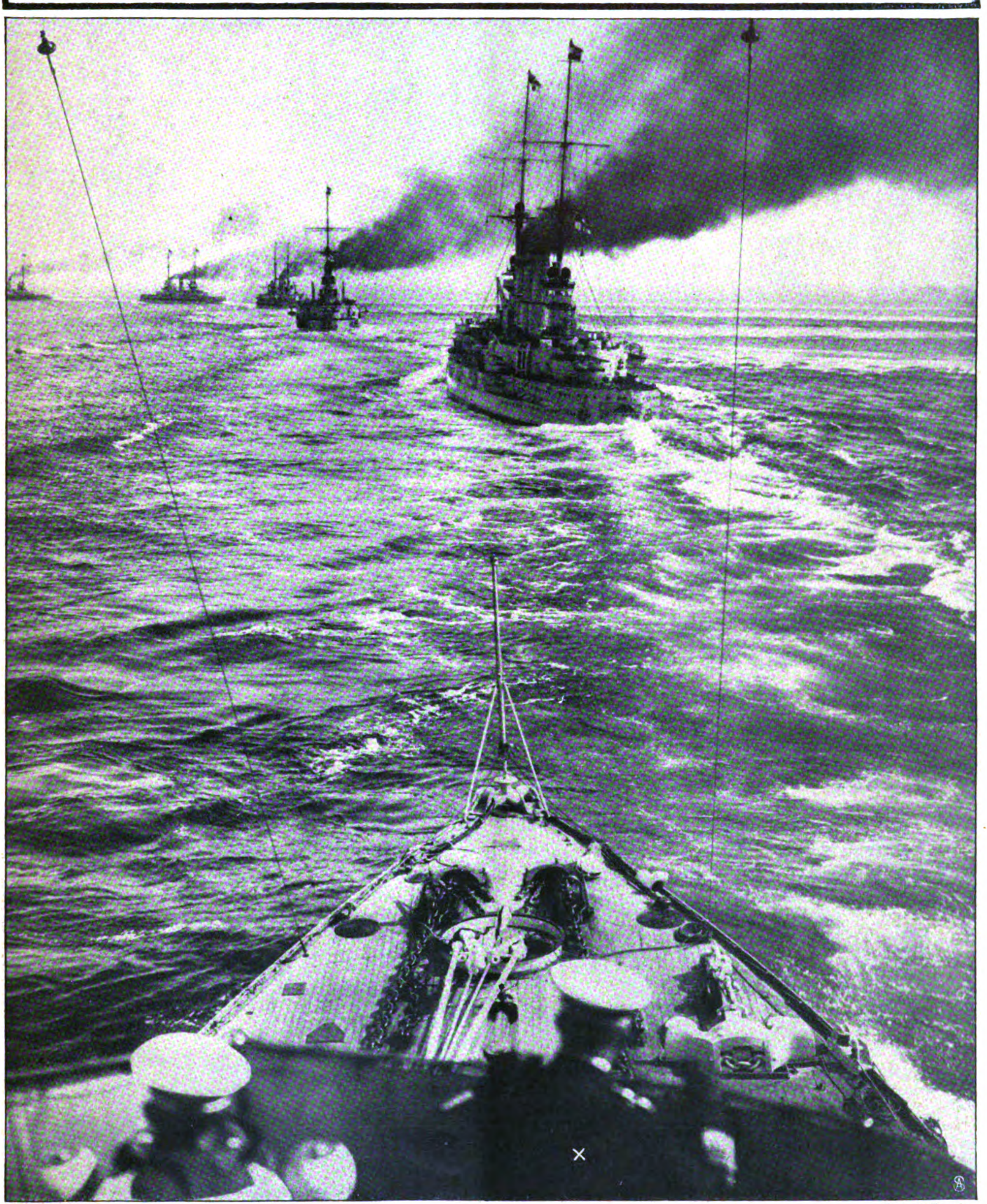
Sophie **Heinemann**, bekannte Schriftstellerin, † in Hamburg am 9. September im Alter von 81 Jahren.

Kardinal Fürsterzbischof Dr. Johann v. **Puzyna**, † in Krakau am 8. September im 70. Lebensjahr.

Generalleutnant z. D. von **Scholten**, † in Luzern im Alter von 78 Jahren.

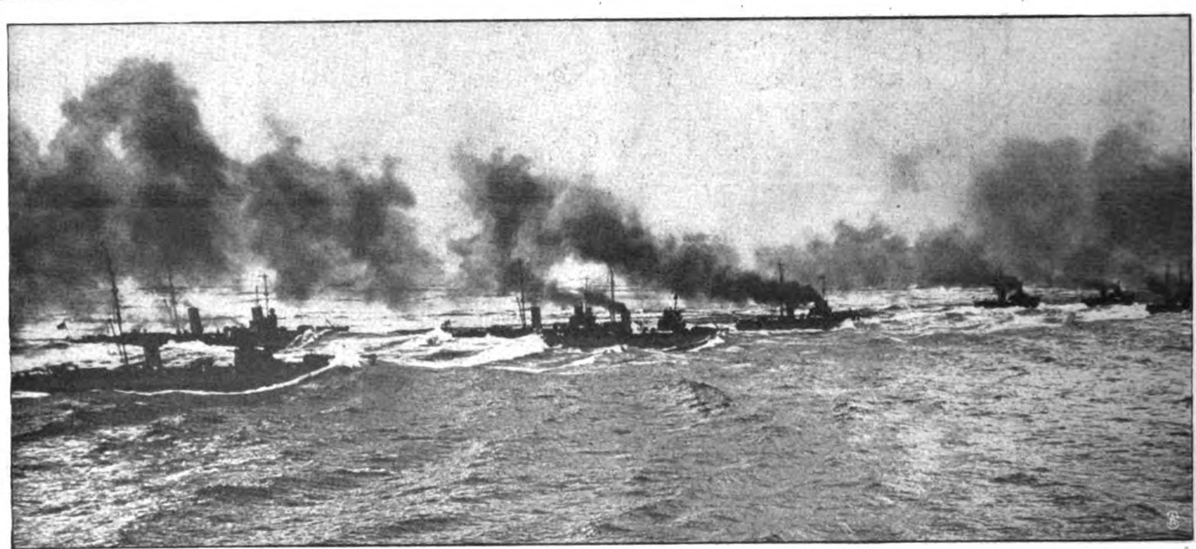
Albert **Schrader**, bekannter Eisenbahnunternehmer, † in Köln im 74. Lebensjahr.

Nummer 37. DIE WOCHE Bilder vom Tage Seite 1545.



Phot. A. Renard.

Der Kaiser (×) auf dem Flottenflaggschiff in der Gefechtslinie der Schlachtschiffe.
Von den diesjährigen Flottenmanövern bei Kiel.



Torpedobootflottille in Marschformation. Phot. Renard.

Gefechtsübungen der Flotte: Die Dreadnought-Division an der Spitze des ersten Geschwaders. Phot. Renard.

Von den diesjährigen Flottenmanövern bei Kiel.

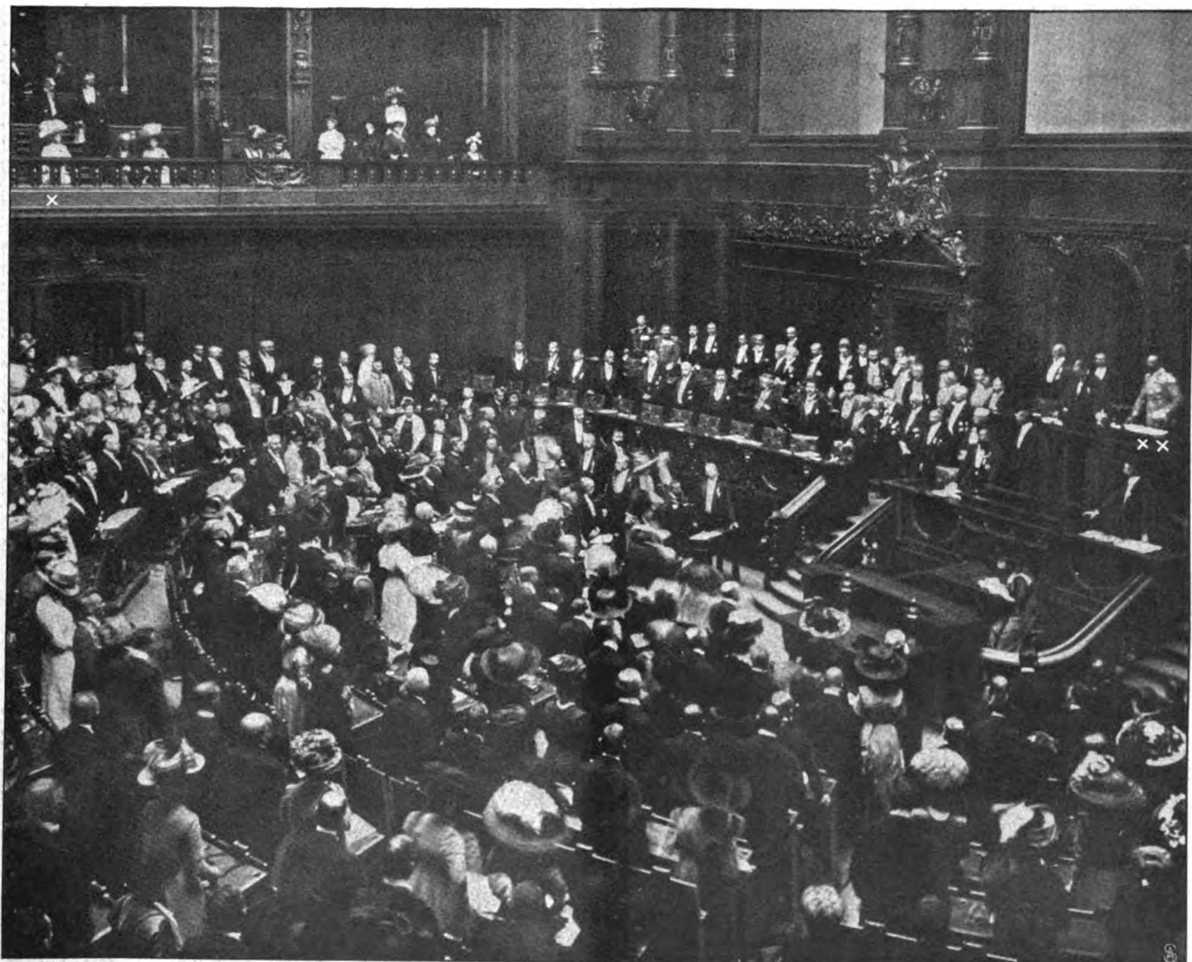




Atelier Bieber.
Prof. Dr. Bumm,
Vorsitzender des Organisationskomitees.
Nebenstehend: Geh. Obermed.-Rat Dr. Dietrich,
Präsident des permanenten Bureaus der Inter. Union für Säuglingsschutz.
Phot. Matzdorff.

Phot. Prof. Uhlenhuth.
Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg,
Ehrenpräsident des Kongresses.

Hofphot. Baruch.
Geh. Med.-Rat Dr. Heubner,
stellvertr. Ehrenpräsident.
Nebenstehend: Prof. Dr. Keller, Generalsekretär
u. Direktor des Augusta-Viktoria-Hauses zur Bekämpfung d. Säuglingssterblichkeit.
Phot. Matzdorff.



Spezialaufnahme für die „Woche."
Die Eröffnung des Kongresses durch den Erbprinzen zu Hohenlohe-Langenburg (××) in Gegenwart der Kaiserin (×).

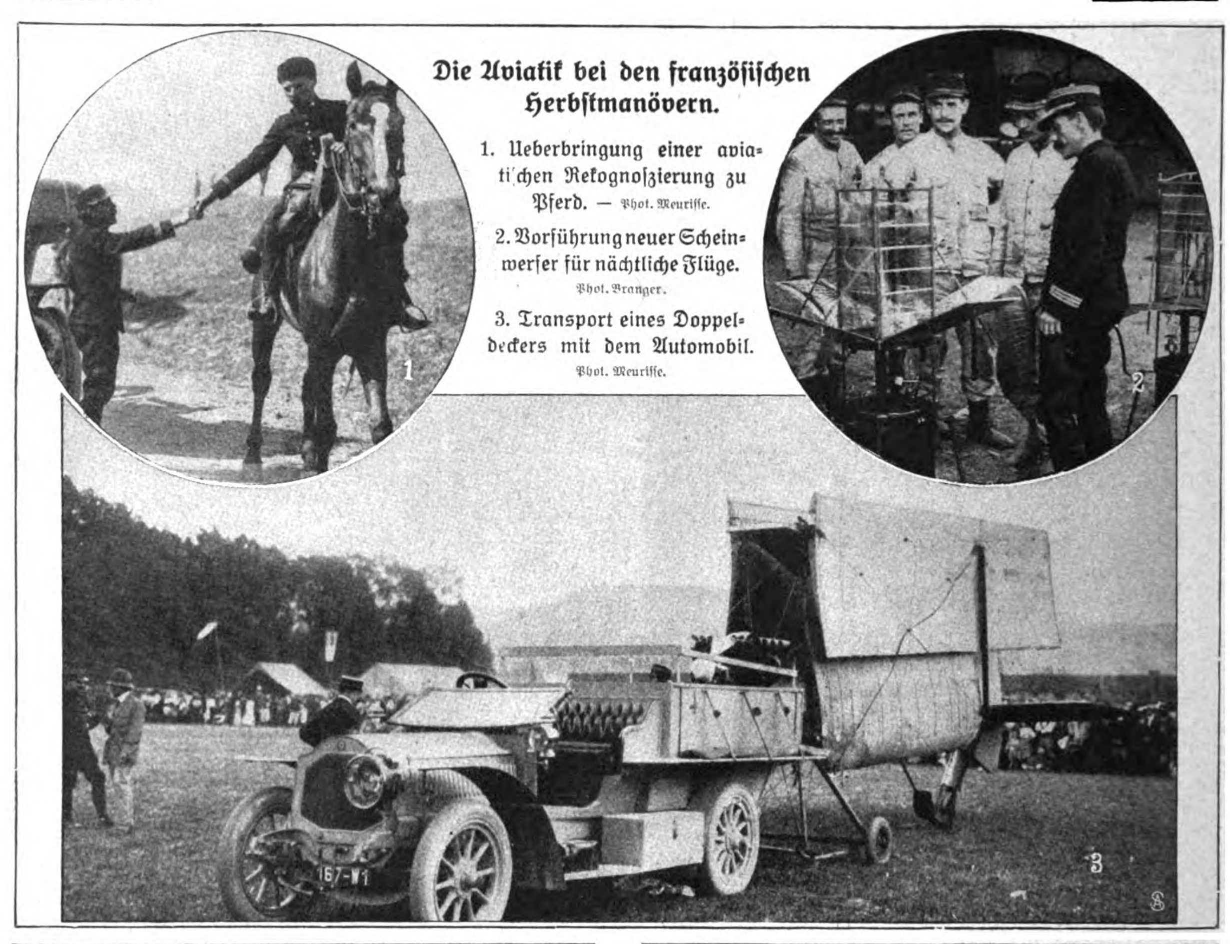
Vom 3. Internationalen Kongreß für Säuglingsschutz in Berlin.

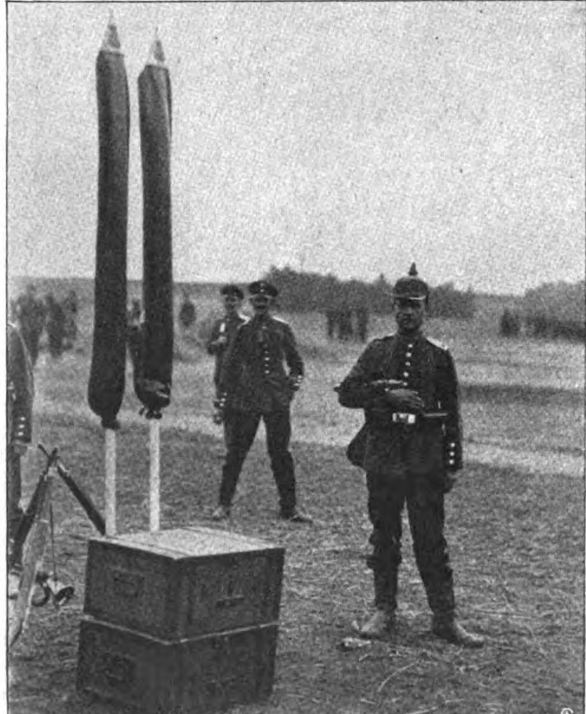
Die Aviatik bei den französischen Herbstmanövern.

1. Ueberbringung einer aviatischen Rekognoszierung zu Pferd. — Phot. Meurisse.

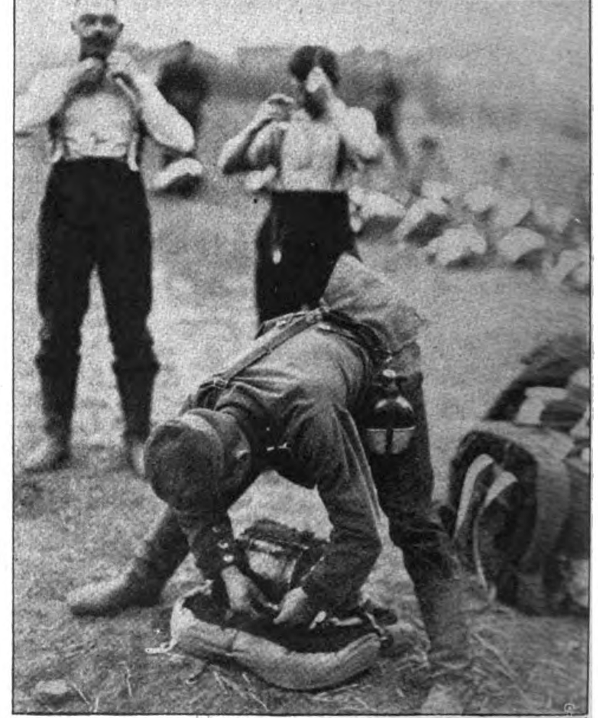
2. Vorführung neuer Scheinwerfer für nächtliche Flüge. Phot. Branger.

3. Transport eines Doppeldeckers mit dem Automobil. Phot. Meurisse.





Wachtposten vor Fahnen und Kriegskasse im Biwak.



Früher Aufbruch aus dem Biwak.

Von den diesjährigen deutschen Manövern. — Phot. B. J.-G.

Palmira Cecconi (Trastevere).

Ida Bruni.

Maria Farina.

Giulia Bessi.

Von verschiedenen Stadtteilen entsandte Konkurrentinnen.

Schönheitskonkurrenz in Rom.





Von links: Major von Hofmann. Generalkonsul G. Krebs. Oberleutnant Fuad. Major Enver-Bei, Militärattaché der türkischen Botschaft in Berlin. Major von Strempel, Militärattaché der deutschen Botschaft in Konstantinopel. Generalmajor Dressler. Hauptmann von Wedel. Der türkische Thronfolger Prinz Yussuf Izzeddin. Major Hassan. Leutnant Nonn. Hauptmann Nuri. Exzellenz von Eichhorn, Kommand. General des XVIII Armeekorps. Hauptmann Roos. Oberst von Hofacker. General Salih-Pascha. Oberleutn. Wypert. Leutnant Hussein-Hussin. Oberleutn. von Maltitz. Generalmajor von Diringshofen. Hauptmann von Plüskow. Rittmeister Hetzker.

Der türkische Thronfolger Prinz Yussuf Izzeddin bei den Manövern des XVIII. Armeekorps.

Nelly Beese auf ihrem Rumpler-Taube-Flugzeug in Johannisthal.

Phot. Zander & Labisch.

Die erste deutsche Frau im Besitz eines Flugzeugführerzeugnisses.



In den Fluten des Kanals: Burgeß nähert sich der französischen Küste.



Dr. Watson, der Arzt des Mr. Burgeß, verabreicht unterwegs eine Erfrischung.

Burgeß, der Nachfolger Kapitän Webbs, als Durchschwimmer des Kanals.





Phot. London News Agency.

Kommandantin Mrs. Stobart erteilt ihrem Adjutanten Befehle.

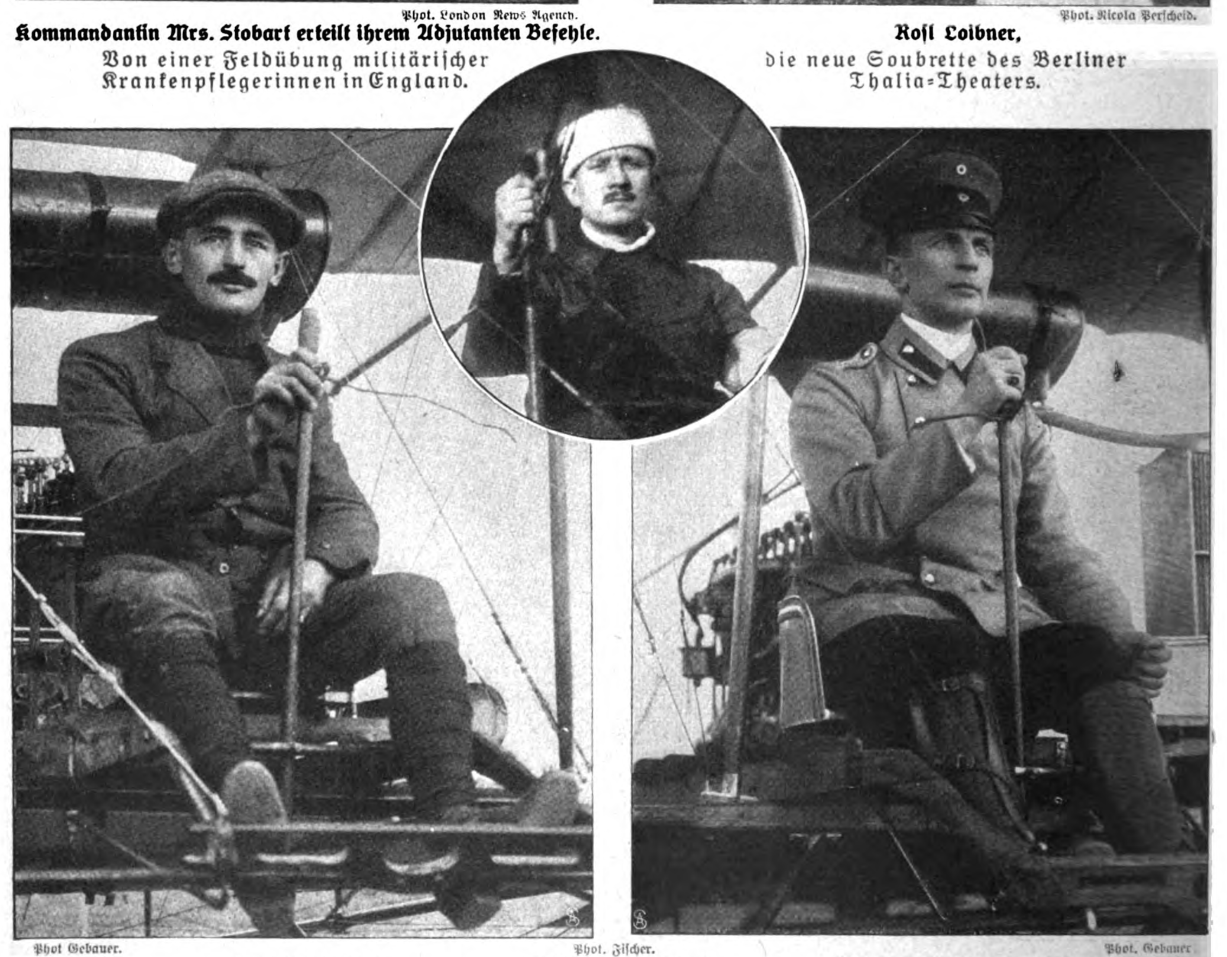
Von einer Feldübung militärischer Krankenpflegerinnen in England.



Phot. Nicola Perscheid.

Rosl Loibner,

die neue Soubrette des Berliner Thalia-Theaters.



Phot Gebauer. Phot. Fischer. Phot. Gebauer.

Léon Lecomte † **Raimund Eyring †** **Oberleutnant Neumann †**

Neue Opfer der Aviatik in Süddeutschland: Die Unglücksfälle bei Bilzheim und Weil.



Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

8. Fortsetzung.

Lisa war am nächsten Morgen noch beim Anziehen, als hart an ihre Tür geklopft wurde. Sie wußte, daß es Gunnar war, rief aber unwillkürlich:

„Wer ist da?"

„Fräulein Olai," antwortete er von draußen, „können Sie bald unten kommen? Ich soll etwas mit Sie sprechen, vorher daß ich bei den Hellmann gehe."

„Gleich! In fünf Minuten! Ich bin noch nicht ganz fertig." Leise fügte sie hinzu: „Gunnar!" und warf einen zärtlichen Blick nach der Tür, als müsse er den durch das Holz fühlen können...

Sie traf ihn ganz allein an dem langen Tisch, dessen Unordnung bezeugte, daß die meisten andern Pensionäre ihren Kaffee schon früher getrunken hatten.

Lisa ging auf Gunnar zu und küßte ihn auf den Mund.

„Du Armer! Gel, das war schrecklich mit dem Andrian heut nacht?"

Er zog sie auf seine Knie, und sie ließ es sich gern gefallen. Sie legte ihm den Arm um den Nacken und strich mit der Wange leise über seine Haare.

„Lille Lisa!" sagte er froh. „Und wie geht es denn nach den schweren Abend?"

„Na, so... Gut! Bis auf eine Spur Kopfweh natürlich..."

„Oh, und in mein Kopf bohret es wie verrückt!"

„Das kann ich mir denken. Wann bist du Ärmster denn heimgekommen?"

„Oh, so sehr spät war es nicht. Es war ein Glück, daß der Doktor sehr schnell zu schlafen anfing auf den Bahnhof. Und dann ging ich gleich fort und nahm ein Automobil."

„Und du hast ihn einfach sitzen lassen?"

„Natürliche Weise! Vielleicht schlaft er da noch jetzt."

„Wenn ihm nur nichts passiert ist!"

„O nei, was soll ihn passeeren!"

In diesem Augenblick öffnete sich plötzlich die Tür, und Frau Staudinger sah herein. Erschrocken sprang Lisa auf.

„Ich hab fei nix g'sehn!" rief die dicke Dame und verschwand wie der Blitz. Nach einem kurzen Klopfen aber streckte sie noch einmal den Kopf herein: „Meinen Glückwunsch übrigens für gestern und so weiter! Schön muß es gwesen sein. Die Vornotiz in die Neuesten vom Werkenthin is großartig. — Und nun stör ich nimmer. Aber Kinder, sehts euch ein bissel vor! Bei mir ist's ja gut aufgehoben; aber leider hat's alte Jungfern auch in der Pension, mit Röcken und mit Hosen; und die letztern sind bereits die schlimmern." Damit zog sie sich endgültig zurück.

Lisa war sehr rot geworden. Sie setzte sich Gunnar gegenüber an den Tisch und schenkte sich Kaffee ein.

„Das schadet nicht, Lisa!" sagte er tröstend. „Die gute Mama Staudinger..."

„Was schreibt denn Werkenthin?" fragte sie ablenkend.

Er zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche. Sie entfaltete es, suchte die Stelle und las.

„Ja, das ist wirklich über Erwarten gut. Wenn der sagt: eine überraschend reife und geschlossene Leistung — darauf kann ich mir was einbilden!"

„Freust du dich, lille Lisa?"

„Das kannst du dir denken!"

„Und, Lisa, das beste ist, daß der Esel diesmal etwas Richtiges schreibt. Besser wie du kann keine andere die Sulamith spielen."

Sie strahlte.

„Warst du zufrieden?"

„Mehr wie das! Das soll Gott wissen!"

„Dann bin ich getröstet." Sie sah ihn neckisch an. „Es dem Dichter recht zu machen, ist bekanntlich der höchste Ehrgeiz jeder Schauspielerin."

„Ein und dasselbe, wie der Dichter aussieht?" fragte er zärtlich.

„Ganz egal, du Esel!" versicherte sie mit leuchtenden Augen. „Da geht es einem echten Künstler nur um die Sache."

„Aber jetzt etwas Ernstliches, Lisa! Ich soll gleich im Hotel zu den verdammten Hellmann... Und wir sollen zuvor noch etwas sprechen."

„Ich bin ganz Ohr, mein Gebieter."

„Weißt du, Lisa, der Doktor Andrian, er ist freilich ein Schafskopf... Aber er hatte eine Idee, die nicht schlecht war."

„Ideen, ja, hat er viele. — Also?"

„Daß du auch in Reichstheater die Sulamith spielen sollst."

Lisa lachte.

„Ach ja, davon hat er mir gestern auch die Ohren vollgeredet. — So ein Unsinn!"

„Warum Unsinn?"

„Ach, Geschwätz! Ich bin überzeugt, er sagt Hellmann kein Wort davon."

„Er? Nei! — Und das sollte auch nicht helfen. Du mußt wissen, daß es ein Wortspruch von Hellmann ist: — Das Stück gefallt Andrian — faule Sache!"

„Ja, warum engagiert er ihn dann als Dramaturgen?"

„So... Andrian ist seine Mascotte."

„Seine — was?"

„Mascotte. Du kennst das Wort nicht? — Andrian



bringt Glück, glaubt Hellmann. Aber nur, wenn man nicht tut, was er sagt."

„So abergläubisch...?" rief Lisa. — Es war doch eine wunderliche Welt, das Theater!...

„Und, Lisa, Andrian verspricht for jeder Schauspielerin, die ein bißchen hübsch ist, alle gute Rollen. Was er erzählt, ist freilich Unsinn; und ihm werde ich nicht bitten. — Aber ich soll selbst mit Hellmann sprechen um das."

„Du?"

„Jawell ja. Glaubst du es nicht?"

„Natürlich, Gunnar! Und ich finde es sogar furchtbar nett von dir. — Nur wird es nichts helfen, das weiß ich genau."

„Warum?"

„Lieber Gott, Hellmann tut es ja doch nicht. Wie soll er dazu kommen! Eine Anfängerin wie mich..."

„Anfangen müssen alle."

„Aber, Gunnar, wo er doch die geborene Darstellerin für die Rolle hat...! Und dazu eine Größe wie die Gerlach!"

„Die langweilige Gerlach!"

„Aber du hast mir doch selbst gesagt..."

„Ja! Die Gerlach soll for mich gerne gut sein! Aber die Sulamith kann sie nicht spielen. Sie ist zu alt."

„Gunnar, in deiner ‚Sonne' hat sie erst heuer einen Backfisch gespielt."

„Wenn nicht zu alt, so ist sie zu wissend, mit zu viele Hintergründen... Ich kann sie nicht haben! Du sollst die Sulamith sein!"

Lisa freute sich sehr über seinen Wunsch, aber sie antwortete doch mit leichter Ironie: „Gunnar, du siehst mich mit den Augen der Liebe... Und dagegen hab ich wahrhaftig nichts. — Aber von Hellmann kannst du das nicht verlangen. Ich müßte ja den Größenwahn haben, wenn ich mir einbildete... — Sag, wie willst du ihm das denn klarmachen? Er muß doch glauben, du bist plötzlich übergeschnappt: — mich statt der Gerlach...!"

„Ist es so widernatürlich, wann meine Braut in mein Stück spielen soll?"

„Das kannst du ihm doch nicht sagen!"

„Warum?"

„Braut...! Du bist ja noch gar nicht geschieden!"

„Ach, das wird bald sein."

„Aber gestern, Gunnar, bei Andrian, warst du ja ängstlicher als ich?"

„Und das war dumm, das weiß ich jetzt. Und so war es eine verdiente Strafe, wenn ich mit den Schafskopf auf den Bahnhof laufen mußte."

„Gunnar, wir können es doch unmöglich schon öffentlich machen."

„So sagen wir die Esel, daß es Geheimnis ist."

„Aber Andrian ist doch so indiskret."

„Dann soll er es in Berlin erzählen! Das schadet nicht. Es ist vielleicht gar nicht schlecht. Nach Christiania werden sie es nicht schreiben. Und bis wir in Berlin kommen, sind wir lange geheiratet."

„Aber so etwas spricht sich schnell herum. Wenn es nach München gelangt...! Wenn mein Vater..."

„Kann es dein Vater nicht wissen?"

Auf diese Frage schwieg Lisa betreten. Wie oft hatte sie die schon an sich selber gerichtet!...

„Nicht wahr, lille Lisa?" fragte er bekräftigend.

„Es geht doch nicht, Gunnar! — Und dann... und dann... Ich möchte auch gar nicht deshalb engagiert werden, weil ich deine Braut bin. Wenn er es nicht wegen meines Talentes tut...!"

„Das kann dir ein und dasselbe sein. Wenn er dir engageeret — es muß doch dein Talent sein, was dir deine Posischon geben wird in Reichstheater."

„Und außerdem... Es ist sicher ganz überflüssig. Du wirst sehen, Hellmann sagt rund und glatt ‚nein'!"

„Und so bekommt er nicht das Stück!"

Lisa sah ihn erstaunt an. Fast wären ihr die Tränen in die Augen getreten — so stolz und glücklich machte es sie, daß Gunnar das wollte. — Aber sie sagte nur: „Was? Du willst...? Zur Bedingung willst du das machen?"

„Absolütt!"

„Und wenn er auch dann ‚nein' sagt?"

„Dann soll er es tun! Aber er tut es nicht. Ich kenne Hellmann. Ich soll ihm sagen, daß ich heute ein Telegramm hatte von Lewin..."

„Lewin will das Stück für das Goethetheater?"

„Ich habe freilich kein Telegramm. Ich soll es nur sagen."

„Aber das ist dann doch nicht wahr?"

„Es ist nicht for die Theaterdirektors, daß die Wahrheit in die Welt ist."

„Nein, Gunnar! Und ich dulde unter keiner Bedingung, daß du die Chancen deines Stückes für Berlin meinetwegen aufs Spiel setzest."

Doch er hatte seinen Entschluß gefaßt und war nicht wankend zu machen. So wurde sie schwach und ließ ihn endlich ziehen, bangen Herzens und mit einem unbehaglichen Gefühl... —

Es dauerte nicht lange, so wurde sie ans Telephon gerufen. Andrians Stimme, der man seinen großen Katzenjammer anhörte, beschied sie sofort ins Hotel zu Hellmann.

„Hab ich's Ihnen gestern nicht gleich gesagt, Fräulein Olai: Sie kriegen heut Ihren Kontrakt! — Meinen Glückwunsch noch zu der Verlobung! Oh, was haben Sie und Stenersen heute nacht geheuchelt! Ich bitt noch tausendmal um Entschuldigung, daß ich Ihnen den Herrn Bräutigam so grausam entführte."

Lisa läutete ab und machte sich in großer Unruhe auf den Weg.

* * *

Als sie zwei Stunden später an Gunnars Seite das Hotel verließ, waren beide Verträge abgeschlossen: Hellmann hatte das Hohe Lied gegen eine Tantieme von zwölf Prozent für Berlin erworben, und Lisa war vom Herbst ab auf drei Jahre an das Reichstheater engagiert, nicht eben zu glänzenden Bedingungen, aber gleich fest und ohne Probegastspiel.

„Bist du froh, lille Lisa?" fragte er, während sie langsam die Maximilianstraße entlangschlenderten.

„Das kannst du dir denken, Gunnar!" entgegnete sie mit einem Seufzer, der ihre Brust befreite, und schob



zärtlich ihren Arm unter den seinen. — Es lag eine schwere Stunde hinter ihr: dieses Markten und Feilschen war ihr sehr peinlich gewesen. Und daß sich ihr Liebster dabei plötzlich als harter und zäher Geschäftsmann zeigte, hatte sie fast wie eine Enttäuschung empfunden ... — Jetzt aber wußte sie auf einmal, was damit erreicht war. In einem neuen Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit ging sie an seiner Seite ...

Sie konnte schon darüber scherzen, was ihr bei der Verhandlung vorhin am meisten Unbehagen bereitet hatte.

„Du, Gunnar," sagte sie, „ein unglaublicher Mensch ist dieser Hellmann doch. Am meisten interessierte es ihn, ob ich mich wohl künftig Lisa Olai-Stenersen nennen würde."

„Ja, er ...!" entgegnete Gunnar. „Er glaubt freilich, daß es for die Berliner eine Sensaschon wird, wenn sie eine Sulamith haben sollen, die Peter Olais Tochter und Gunnar Stenersens Frau ist, des anständigsten und des unanständigsten europäisken Verfassers."

„Und nur wegen dieser Sensation engagiert er mich."

„Nur? — Das vielleicht nicht. — Aber natürliche Weise: wenn es in die Welt ein dressëereter Aff geben sollte, der den Salomo spielen konnte in das Hohe Lied — er sollte ihm freilich stracks kaufen. — Aber wenn es zu Stücken kommt, ist es doch, daß du dir selbst dein Succès machen mußt. Er soll dir engageeren for dein Name; er wird dir behalten, for das du kannst."

„Meinst du wirklich, Gunnar? — Ich kann aber noch verzweifelt wenig."

„Genug! — Du weißt es: ich mache niemals keine Komplimanger. — Aber, Lisa, jetzt denken wir nicht mehr von den Esel Hellmann! — Mit zwei solche Kontrakter in die Tasche ...!"

„Ja," sagte sie vergnügt, „es ist doch etwas ...! Ans Reichstheater engagiert zu sein — immerhin ist das ein großer Schritt vorwärts."

„Absolütt! — Und so sollen wir heute ein richtiges kleines Fest haben! Und weil es auch von gestern noch ein bißchen Kater in unsern Kopf ist ... Das gibt Stimmning, wann er zuvor eine Flasche Champagne zu trinken bekommt. Es wird eine solche weiche Glückseligkeit von das. — Sollen wir in Odeonbar gehen und uns in Mittag hereinfrühstücken? Oder was denkst du?"

„Famose Idee!" nickte Lisa. „Ich hab ja heute nicht zu spielen; da darf man einmal leichtsinnig sein." — Die erste Wiederholung des Hohen Liedes war auf den nächsten Tag, einen Sonnabend, angesetzt.

„Also, so machen wir das!" Gunnar schritt schneller aus.

„Aber du, zu lange bleiben wir nicht in dem finstern Loch!"

„Oh, wir sollen ein Fensterplatz haben."

„Auch dann nicht! Das Wetter ist zu schön. — Zu dumm, daß wir uns für den Abend mit dem Doktor Andrian verabredet haben!"

„Warum?"

„Ja, weil ... Ich würde heut riesig gern einmal hinaus aus der Stadt, ins Freie. So ein Frühlingstag ..."

„Ja, Lisa, das sollen wir wirklich!"

„Und Andrian?"

„Pö!" machte Gunnar. „Er soll uns nur warten!"

„Das geht aber doch nicht?"

„Warum? — Das soll seine Strafe sein, for daß er uns gestern so störete."

„Ja, wenn du meinst ... — Ich möchte brennend gern hinaus! — Und ganz recht geschieht es ihm schließlich. — Sein Gesicht möcht ich sehen! — Wenn ich dran denk, was er mir gestern alles erzählt hat ...! Und heut hat er sich doch wirklich nicht sehr bemüht um mein Engagement ..."

„Der Schafkopf!"

„Er war in allem nur das Echo von Hellmann. — Also, schön, versetzen wir ihn! — Und weißt du auch, Gunnar, was heut für ein Tag ist?"

„Nei?"

„Der letzte April. Heut ist Walpurgisnacht. Wo die Hexen zum Blocksberg reiten!"

„Sollen wir zum Blocksberg reiten?"

„Das grade nicht. Das dürfte zu weit sein."

„Schade! Ist er so weit? — For Hexen zu sehen, sollte ich weit reiten."

„Du, Gunnar, was glaubst du eigentlich! Ich verbitt mir das! Was gehn die Hexen dich an!"

„Freilich gar nichts! — Ich soll mit meiner Hex sein! Und die andere brauche ich nicht. — Aber wo reiten wir?"

„Sehr weit können wir nicht fort; denn morgen ... Aber irgendwohin aufs Land müssen wir. Walpurgisnacht ... und Mondschein haben wir auch. Vorgestern war Vollmond ... — Ich weiß was: nach Dachau!"

„Dachau? Ist es, wo die Maler der falschen schottischen Bilder wohnen?"

„O ja, Maler gibt's da nicht zu wenig. Und namentlich Malerinnen ..."

„Das will ich glauben."

„Ja, Gunnar, und auf die bin ich nicht einmal eifersüchtig."

„Ist es wirklich wahr, daß sie so früktelich sind?"

„Aber Dachau ist schön, Gunnar; das Moos ... — Schade nur: die Verbindung ... Der letzte Zug geht sehr früh herein. Man kann die eigentliche Walpurgisnacht kaum so recht genießen ..."

„So sollen wir in Dachau die Nacht sein!"

„Das wäre eine Idee! Beim Zieglerbräu kriegen wir sicher Zimmer."

„So tun wir es! Aber vor alles andere sollen wir einen guten Frühstück haben und eine Flasche Champagner!"

„Das ist klar!" lachte Lisa. „Was Billigeres können wir doch in Zukunft überhaupt nicht mehr trinken."

* * *

„Nein, hier bleib ich nicht länger!" sagte Lisa nach dem Abendessen in der Dachauer Wirtsstube zu Gunnar. Diese Malerinnen sind zu gräßlich. Und die eine Kleine in dem Reformgewand kennt uns sicher vom Sehen. Sie rennt ja von Tisch zu Tisch und erzählt, wer wir sind. Ich mag mich wirklich nicht so anglotzen lassen."

„So sollen wir im Bett!" schlug er vor.



„Nein, Gunnar! O nein, noch nicht! Gehn wir doch noch ein bißchen! Es ist so schön draußen."

„Aber wo?" fragte er unlustig. „In die Nacht...! Wir haben heute zum wenigsten schon vier Stunden gelaufen."

„Macht nichts! War die Wanderung durch das Moos nicht herrlich?"

„Ja; doch ich fühle meine Füße."

„Ach geh! Ein bißchen! Ich weiß einen wundervollen Platz; und gar nicht weit ... am Wehr ... Motiv Nummer drei."

„Was ist das?"

„Ja, weißt du, die Maler alle hier ... Jeder Baum ist natürlich schon mindestens hundertmal verewigt und hat als künstlerisches Motiv seine Nummer, je nach der Beliebtheit ..."

„Das ist echt! Idiotisch, wie es nur Künstler sein können. — Und so sollen wir wirklich absolütt zu dem Nummer drei?"

„Absolut, Gunnar!" lachte Lisa. „Sei nicht so furchtbar faul! Du wirst sehn: es lohnt sich."

„Es ist auch schon so kalt draußen, Lisa ..."

„Ach Gott ...! Dann nehmen wir zur Erwärmung eine halbe Flasche Portwein mit oder sowas und ein Glas. Und da setzen wir uns — es ist eine Bank da — und trinken auf das Wohl aller Hexen, weil nun doch einmal heut Walpurgis ist."

„Also, wenn du es nicht anders willst — for mich gerne!" sagte er mit einem halb komischen Seufzer. „Aber dann soll es zum wenigsten eine ganze Flasche sein."

„Die läßt du dir aber draußen geben, Gunnar! Sonst haben die Künstlerherrschaften wieder ein gar zu interessantes Gesprächsthema."

* * *

Lisa kannte die Dachauer Gegend gut. Sie war oft mit Maria hier gewesen, die den alten Markt und das Moos von ihren ersten Malerinnenjahren her liebte.

Es ging an der Kirche vorbei die holprig gepflasterte Straße hinunter; dann bogen sie links ab, zwischen altväterischen Häusern und einzelnen Gärten hindurch, die immer höher über ihnen lagen, je mehr ihr Weg sich senkte. Als sie unten waren, legte Gunnar seinen Arm um Lisa, und so schritten sie, aneinander geschmiegt, auf der weißen Landstraße in die unbestimmte Helle der Mondnacht hinaus. Hie und da nur tauschten sie ein zärtliches Wort, leise, als scheuten sie sich, die Stimmung dieser stillen und doch von tausend geheimnisreichen Lauten durchgeisterten Welt zu stören.

Finster verschwommene Massen stiegen vor ihnen aus dem Boden.

„Das ist ein Dorf", sagte Lisa, immer noch mit gedämpfter Stimme. „Ich weiß nicht, wie es heißt."

„Man kann es kaum sehen, was es ist", antwortete Gunnar ebenso. „Es kann so gut alles andere sein wie Häuser."

Aber als sie zwischen den schlafenden Höfen hindurchgegangen waren und sich umwendeten, bot sich ihnen ein ganz anderer Anblick: in grünem Licht strahlten die Mauern; man konnte die Fenster zählen.

„Eine sinneskranke Nacht!" sagte Gunnar.

Ein Stückchen weiter führte eine Holzbrücke sie über die Amper, und dann gingen sie auf schmalem Fußpfad das Wasser entlang.

Eilfertig glitt der Fluß zwischen den einzeln stehenden Sträuchern dahin, die glänzten gleich gesponnenem Glas. Sein glattes Raunen erhob sich zu eindringlichem Wispern nur an den Balken der Flöße, die, ans Ufer gekettet, tief atmend schliefen gleich gutmütigen Urwelttieren. Über den Wassern spielten im Mondschein Nebelwolken, die daraus emporrauchten, aber nicht zur Höhe stiegen, sondern mit dem Strom wanderten, ein endloser Zug lichter Geister ....

Ein Brausen wälzte sich Gunnar und Lisa entgegen und wuchs mit jedem Schritt und wuchs zu einer in sich verschwimmenden Folge von harten Schlägen ....

„Das ist das Wehr", sagte sie. „Gleich sind wir da."

Und dann saßen sie unter den Bäumen auf der Bank, die so nachts auf einer ganz kleinen Insel zu stehen scheint, rings umdonnert von wilden Fluten, die einen brückenlos trennen von der Welt der Menschen.

Hinter ihnen dehnte sich eine Staubwasserfläche, groß und glatt. Ihr entstürzte zur Linken in gebauschtem Bogen, funkelnd wie polierter Stahl, ein Vorhang von Wasser, prallte scharf auf den Stein, glitt und sprang abwärts über geradlinig gefügte Stufen ... Von rechts schoß ein anderer Katarakt, der geradeswegs vom Fluß kam, schräg in die Tiefe, wo sich die getrennten Kräfte des Wassers vereinten. Weißer Gischt entkochte den starken Wellen, die doch nicht zu der Größe ihrer Kraft erwachsen konnten, weil ihrer zu viele waren und sie im engen Kessel zu lange krampfhaft arbeitend verweilten, ehe sie sich durchzudrängen vermochten durch die hastenden Gefährten, flußabwärts, wo die Bahn frei war, wohin die mächtigere Gewalt sie riß, die ihnen heimlich auch all ihren Widerstand schenkte.

Aus dem Gischt drunten wirbelte es luftig empor: Rauch von Nebel .... Es war, als wollte das Wasser dadurch das ganze Land mit sich vermählen; selbst zu dem kleinen, blanken, fernen Mond griff es empor, auch ihn zog es in seinen Bann. Ein schlanker Kegel von milchigem Licht hielt das Nachtgestirn an die Erde gebunden.

Gunnar und Lisa atmeten tief und andächtig. — Immer dichter wallte der Wasserqualm empor. Drüben am andern Ufer hatten sie einen einsamen großen Baum stehen sehen. Und der verwandelte sich vor ihren Augen, wurde von unten herauf leichter und luftiger, wurde zum bleichen Schatten, zum Gespenst eines Baumes — und war mit einem Mal ganz hinweggenommen, verschlungen von den leuchtenden Nebelflammen.

„O, es ist schön!" sagte Gunnar und deutete hinüber. „Wo blieb er hin?"

Lisa nickte ergriffen. Dann schauerte sie plötzlich zusammen.

„Jawell ja, es ist freilich eine kalte Schönheit", sagte er mit sorglichem Ausdruck. „Aber jetzt sollen wir unsern Sherry trinken und es bald warm haben!"

Selbst der Knall, mit dem der Pfropfen aus dem



Flaschenhals fuhr, und das Glucksen der Luft beim Einschenken gewannen in dieser Nacht etwas Geheimnisvolles....

„Nein, ich weiß nicht... Ich mag nichts“, sagte Lisa, als sie kaum an dem Glas genippt hatte. — Gunnar nahm es ihr ab und goß den Wein schnell herunter. Dann aber schüttelte er sich.

„Nei, das soll Gott wissen, daß es nicht von den besten Sherry ist. Und so macht er es uns auch nicht warm. Die Trollweiber sollen ihn haben — oder Hexen, was es heißt.“

Mit raschen Schritten ging er auf eine Art Steg, der schmal und geländerlos ein Stück über das Wasser hinausgebaut war.

Sie rief ihn ängstlich zurück; aber ihre Stimme drang nicht hin.

Und nun schwang er gar mit einer großen, freien Bewegung die Flasche dreimal um seinen Kopf, bevor er sie hinunterschleuderte, mitten in das tollste Brodeln hinein.... — Groß sah er aus, wie er da draußen stand, und doch gleichsam in weite Ferne entrückt — ein Troll, ein Elementargeist — unwiederbringlich verloren für Lisa... Und die weißen Flammen griffen nach ihm empor — ihm verwandt und doch drohend — ihn zu verschlingen, ihn zu entführen in ihr kaltes Reich — wie sie den Weidenbaum drüben fortgenommen hatten aus dieser Welt...

Lisa konnte nicht von der Stelle, konnte nicht rufen...

Mit einem Jubelschrei flog sie an seine Brust, als er den festen Boden, ihr Land, wieder betrat.

„Warest du bange for mich, ich konnte im Wasser fallen?“ lächelte er liebevoll. Und plötzlich nahm er sie und hob sie hoch auf seine Arme wie ein Kind. — „So soll ich dich heimtragen, lille Lisa!“ flüsterte er.

„Laß doch, ich bin ja zu schwer“, wehrte sie ihm halb lachend, verlegen, mit stockender Stimme. Leise fügte sie dann hinzu: „Ja, gehn wir heim!“

* * *

Mit einem tiefen Ein- und Ausatmen durch offne Lippen schlug Lisa die Augen auf. Es war jenes frische Erwachen, das einen mitten aus dunkelm Schlaf ohne dämmernde, traumängstliche Übergänge in die Welt des Tages versetzt. — Sie verschränkte die Finger im Nacken und dehnte sich wohlig...

Plötzlich aber stemmte sie den einen Ellbogen auf und lehnte das Kinn in die Hand; sie sah sich in dem fremden Zimmer um, in ihrem Blick wuchs ein staunender Zweifel zu angestrengtem Suchen... Sie setzte sich im Bett, kreuzte die Unterarme vor der Brust und preßte die zitternden Finger um die Oberarme...

Lange umschlichen ihre Gedanken mit träger Gründlichkeit das eine — beschämende, erhitzende, kalte, trostlose Gedanken, die nicht mehr ungeduldigen Flügelschlages ihr vorauf flatterten... — Mit starr gebreiteten Schwingen sanken sie schließlich ohne Laut zurück in den Abgrund, dahinein die Mädchenjahre entrollt waren, unwiederbringlich und — unentrinnbar.

Das tiefe Mißtrauen jener Jahre gegen die Liebe, — sie glaubte, nun wäre es für immer kalte Gewißheit geworden.

Wie weh tat das Denken! — Lisa scheuchte es fort, entlief ihm gleichsam für eine Weile und saß in einer Betäubung, wie ganze Hilflosigkeit sie erzeugt: — Mag nun kommen, was will! Du kannst nichts mehr ändern; hier hat eine Stunde über dein Leben entschieden.

Sie verzog noch eine Zeitlang, in jagenden Überlegungen. — Aber was sollte sie tun! — Einmal mußte der Gang ja angetreten werden, der sie wieder Aug in Auge mit Gunnar führte. Vielleicht wäre es leichter, wenn sie sich zuerst in einer gleichgültigen Wirtsstube begegneten, vor Zeugen am Ende...

Sie kleidete sich langsam an und ging langsam hinunter, wieder gestützt und geführt von dem stumpfen Bewußtsein ihrer Machtlosigkeit, des Unabänderlichen...

Gunnar begrüßte sie strahlend und unbefangen. Doch konnte ihr das nur den ersten Augenblick leichter machen. Dann packte sie eine erstickende Scham darüber, daß er so schrankenlos selig war und — ihr so dankbar...

Wohl suchte sie das hinter betonter Ruhe zu verstecken; aber er erriet ihre Gefühle.

„Ja, wenn es dir leid tut, daß du mich liebst...!“ sagte er gedehnt.

„Gunnar, es tut mir doch wirklich nicht leid...“ sagte sie, zag beschwichtigend. Aber dann brach sie plötzlich in ein lautloses Weinen aus.

„So weinst du von Freude?“ war seine ungeduldig höhnende Antwort.

Erschrocken trocknete sie ihre Tränen und legte bittend die Hand auf seinen Arm...

Sonderbar! Hatte sich ihr Verhältnis plötzlich umgekehrt? — Sie besaß die Freiheit nicht mehr, ihre Stimmungen regieren zu lassen. Gestern noch Königin, heute die Magd seines Willens...

Er war der Herr, denn ihr Schicksal stand bei ihm.

Seine Frau mußte sie sein — mit oder ohne Segen der öffentlichen Gewalten — für immer...

* * *

In stumpfer Ergebung schlich Lisa weiter durch diesen Tag. Verzweiflung heißen die Menschen solch eine Ruhe — und sollten sie Rettung nennen. Bringt sie doch Aufschub; und Aufschub ist alles, solange eins lebt.

Lisa hatte am Abend die Sulamith zu spielen... An weiter nichts wollte sie denken! So fand sie in ihrer Pflicht einen herben und kargen Trost.

Und sie spielte die Rolle und spielte sie gut.

Und wider ihr eigenes Erwarten schenkte die Nacht ihr tiefen, traumlosen Schlaf.

Der Morgen freilich brachte das ganze Leid zurück; doch sah sie zu ihrem Staunen alles schon ein wenig ruhiger, nicht mehr so hoffnungslos an...

Die Furcht, Gunnar zu begegnen, bevor sie mit sich im reinen wäre, trieb sie zeitig aus dem Haus. Sie wanderte eine Weile planlos durch die Straßen, durch den Englischen Garten... — Dann auf einmal, halb unbewußt, gewann sie ein Ziel: sie ging zu ihrer lange — seit jener Aussprache über Gunnar — vernachlässigten Freundin Maria... Noch an der Tür stand sie eine ganze Zeit überlegend... Schließlich klingelte sie aber.

Jede Erklärung, jede peinliche Beichte blieb ihr er-



spart. Keine Scham wurde in Lisa verletzt, während sich durch halbe Fragen und Antworten alles entschleierte.

Schon Marias gescheite und warme Augen — Augen eines Menschen, der viel an der Liebe gelitten hat — schenkten Trost; mehr noch ihre Worte ... Nicht, daß sie eigentlich viel von sich erzählte — aber schon ihre Teilnahme, ihr Verständnis kündeten davon, daß auch sie erfahren hatte, durch welche Bitternisse der Weg führt zu der Süße einer ersten Liebe — für ein reines und stolzes Mädchen.

Aufrecht ging Lisa von ihr, mutig, zu leiden und zu hoffen ...

In dem Kuß, den sie ihr zum Abschied gab, lag ein Dank und lag ein Gelöbnis. Sie schwor damit zu dem Orden der Frauen, denen Maria zugehörte, der liebend leidenden, der glücklichen, der ganzen Frauen. — Zum erstenmal sah Lisa sich bis auf den Grund verstanden, erfühlte sie selbst ahnend, was an der Freundin sie sonst befremdet und verstimmt hatte. — Ein ernstes Wissen machte sie reich und verschwenderisch.

So ging sie zu Gunnar ...

* * *

Lisas Schifflein wurde in das Meer hinausgetragen, wo man nichts mehr sieht als Himmel und Wasser, wo alles hinter einem geblieben ist: der Menschen warme und enge Wohnstätten, der Rauch, der aus dem Schornstein der Heimat steigt ... Wohin es gehe, danach fragt man nicht; man hat sich seines Willens entäußert aus freien Stücken. Jede Sehnsucht schweigt, alle Fragen sind beantwortet. Die schweren Jahre des Zweifels, die ganze Vergangenheit — es ist alles nur dagewesen, ahnend das Fundament zu legen und den Altar darauf zu stellen, von dem die Stunde, sich feurig bauschend, emporwallt, eine Glut, die die Sterne entzündet und den großen Weltbrand erzeugt, darein du deiner Werktage dürres Reisigholz schleuderst: Klugheit und Stolz und Angst. — Mag brennen, was brennen kann! Aus Feuer erbaust du dir deine neue Welt, das Haus deiner hohen Zeit: einen Tempel, dessen Kuppel lodernd fern über dir zusammenschießt ...

Es ist aber kein Rausch, dahinein nicht manchmal die karge Hand der Ernüchterung langte, einem ihren Spiegel vorzuhalten, der kein Gesicht verschönt. — Das mußte Lisa in den Stunden empfinden, wo sie von Gunnar getrennt war. Da konnten die Flammen plötzlich einstürzen; und aus der Asche, unversehrt, stieg wieder die Welt empor: der Menschen enge und warme Wohnstätten, der Rauch aus dem Schornstein der Heimat ...

Und mit gelassenem Hohn erklang eine Stimme: — Ich bin noch da, mich verbrennt man nicht. Ich bin das Ganze, und du bist nichts. Dich selber verbrennst du.

Dann schaute plötzlich Peters ernstes, bleiches Gesicht von fern herüber; und hinter ihm tauchten andere auf: hämisch lächelnde, liebevoll besorgte Menschengesichter. — Dann wußte Lisa, daß sie sich außerhalb der Gesellschaft gestellt hatte, leichten Mutes, selbst ohne den Schein zu wahren ...

Den Leuten gegenüber freilich fand Lisa wohl noch ihren innerlichen Hochmut wieder, wenn er auch nicht mehr so sicher war wie in alten Tagen. — Peters bohrender Blick aber — der ließ sich so leicht nicht bannen.

Jetzt saß der alternde Mann einsam auf der Hainzenhöhe und sehnte sich nach ihr, die nicht kam. Nur einmal hatten sie sich inzwischen flüchtig gesehen: auf der Bühne nach der dritten Vorstellung des Hohen Liedes, der er beigewohnt hatte. Und da war, so unbefangen sie beide sich zu geben trachteten, eine qualvolle Verlegenheit zwischen ihnen gewesen. — Tausend Ausreden erfand Lisa seitdem, ihn und — sich zu belügen; so groß war die Scheu, ihm unter die Augen zu treten. — Schon die Handschrift der Briefchen, mit denen sie ihr Ausbleiben entschuldigte, war so zaghaft und flüchtig ... Er mußte ja erraten, daß sein Kind am liebsten nicht einmal an ihn denken wollte.

Fühlte Lisa sich schuldig vor Peter? Konnte sie sich als Schuld anrechnen, was sie um ihrer selbst willen hatte tun müssen? — Wenn sie sich so fragte, war ihre Antwort ein fanatisch entschlossenes Nein.

Dennoch sah sie in solchen Stunden mit großen, starren, entsetzten Augen in das Leben. Wie grausam war es doch, wie ehern ragten seine Gesetze! — Sie und Gunnar — und Peter ... — Was einer genießen will, muß er immer erst einem andern entreißen; niemand ist schrankenlos glücklich, denn auf Kosten von andern ...

* * *

Kam dann Gunnar wieder und befreite sie aus dem Bann des Grübelns, so flog sie ihm entgegen wie einem Erlöser; sie hing an seinem Hals und weinte und lachte zugleich ...

„So sehr also hast du mich lieb, lille Lisa?“ sagte er dann; und daraus hervor klang, ein wenig ernüchternd vielleicht, das satte Siegerbehagen.

Auch das ist eins der ehernen Gesetze des Lebens: auf wessen Seite in einer Liebe das tiefere, selbstlosere Gefühl ist — der ist im Nachteil.

Gunnar, der Mann, machte manchmal ein Gesicht, als sehne er sich danach, in satter Ruhe eines „gemütlicheren“ Glückes zu genießen. — Es kam der Tag, da er, halb besorgt wohl und halb scherzhaft, doch verletzend genug, zu ihr sagte: „Lille Lisa, warum so hysterisch?“

Als er freilich die Wirkung sah, suchte er sie sogleich durch Liebkosungen zu übertönen; und das gelang ihm auch für den Augenblick. — Doch das harte, verständnisarme Wort ging ihr lange nach.

Gewiß, er hatte recht: Einmal müßte das große und so natürliche Wunder geschehen, daß aus den verkohlten Bränden der Leidenschaft die ruhige Flamme der Liebe feierlich rein emporstiege.

Aber durfte er ihr einen Vorwurf machen, weil hier dieses Wunder so lange verzog?

Nicht sie trug die Schuld — auch er trug sie nicht ... Keins von ihnen hätte allein etwas daran zu ändern vermocht ... Nur eine gemeinsame Tat, das fühlte sie, könnte das schwankende Luftschloß der Liebe im Erdboden verankern. Denn die Häuser der Liebe haben



andere Gesetze als die der Baumeister. Hier wird zuerst das goldne Dach mit Türmen und Erkern und lachendem Fahnenschmuck errichtet. Von ihm müssen die Mauern abwärts wachsen bis tief in die Erde hinein... So ist das Fundament das Letzte. — Zweier Arbeiter Werk muß das sein. Wechselnd muß immer einer das Gebaute mit den Armen stützen, indessen der andere weiterschafft.

Gunnar war stärker, in sich geschlossener, glücklicher denn sie, die als Erbteil von Vater und Großmutter her eine Fracht grübelnder Gedanken durchs Leben schleppen mußte. Darum verstand er sie wohl manchmal nicht. Sie aber verstand ihn und wünschte ihn sich nicht anders. Sich selbst wollte sie ihm angleichen... einfach werden wie er...

Und sie getröstete sich des Gedankens, daß alles, wonach sie beide sich sehnten, ihnen im Grunde nur von äußerlichen Umständen vorenthalten würde. Vielleicht trüge die ganze Schuld das Ungeregelte ihres Verhältnisses, vielleicht läge in der Ehe die einfache, selbstverständliche Lösung. — Wenn sie erst zusammen wären in einem Heim, wenn sie in dem sichern Gefühl gegenseitigen Besitzes lebten, wenn sie, Lisa, vor niemand mehr die Augen niederzuschlagen brauchte — dann müßten ja die Tage ruhigen Glückes kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Koloniale Baustile.

Von Georg Pietsch.

Fast alle Völker, die in fremden Ländern, die sie in Besitz nahmen, eine hochentwickelte Kultur antrafen, haben sich in ihren Bauten dem Vorgefundenen angepaßt und ein sehr reizvolles Gemisch aus diesem und dem aus der alten Heimat Mitgebrachten geschaffen. Namentlich Holländer und später die Engländer sind im jetzigen englischen Indien in dieser Weise tätig gewesen. Den gewohnten europäischen Komfort mochte man nicht ganz entbehren, das Klima verlangte gewisse Modifikationen bei Disposition und Konstruktion der Häuser, und die vorhandenen, teils prächtigen, teils originellen und grandiosen Tempelbauten reizten zur Nachahmung. So entstanden wohl die großen indischen Städte mit ihrer ganz eigenartigen Architektur. Bei den öffentlichen Gebäuden haben sich die Engländer mehr an die in ihrem Land übliche Bauart angelehnt, ohne jedoch dabei indische Motive ganz zu verbannen.

In ihren jetzigen indischen Kolonien haben sich die Holländer fast streng an ihren heimatlichen Baustil gehalten, so daß man dort Städte findet, bei deren Anblick man sich nach Holland versetzt glaubt. Ziegelbauten mit Erkern und Türmchen, Mansardendächern usw.; die Pfeilerverblendungen, Fensterumrahmungen und -verdachungen, Giebelaufsätze und Brüstungen in Haustein bzw. Stuck.

Daß so praktische Völker, wie Engländer und Holländer, bei der Anlage ihrer Wohnhäuser den klimatischen Verhältnissen des betreffenden Landes ganz besonders Rechnung trugen, ist wohl selbstverständlich. So spielen natürlich die Garten- und Parkanlagen stets eine große Rolle, und wenn der vorhandene Raum es irgendwie erlaubte, sind die Häuser an den Seiten und der Hinterfront von solchen umgeben. Breite Veranden, die durch weit überragende Dächer geschützt sind, befinden sich an der Rückseite und verhindern den Eintritt der tropischen Sonne. Alle Wohnräume des Gebäudes gruppieren sich um die im Mittelpunkt liegende geräumige, lustige Halle, die meist ihr Licht von der hinteren Veranda erhält und, da sie von keiner Seite direkte Sonnenstrahlen empfängt, stets der kühlste Ort des Hauses ist und deshalb der Hauptaufenthaltsort seiner Bewohner und deren Gäste; von hier aus führt auch die Treppe in die oberen Stockwerke, wenn solche vorhanden sind.

Das Holz wird bei den Hausbaukonstruktionen nach Möglichkeit vermieden, da man zu schlechte Erfahrungen damit gemacht hat, denn selbst die fast eisenharten Holzarten, die in den Tropen vorkommen, bieten den Termiten kein Hindernis, sie mit der Zeit zu zerstören.

Ist man in den großen Städten wohl auch ziemlich sicher vor diesen Schädlingen, so kann man sich auf dem Land in keiner Weise vor ihnen schützen. Daher verwendet man möglichst das Eisen, für die Dachdeckung bei geringem Fall das sich immer mehr einbürgernde Eisen- und Wellblech, obgleich diese Materialien eigentlich als gute Wärmeleiter wenig geeignet für diesen Zweck erscheinen, wenigstens in heißen und kalten Zonen.

Leichter als andere Völker haben es die Deutschen bei der Konstruktion ihrer Kolonialbauten gehabt, denn sie konnten die Erfahrungen, die die andern gesammelt, verwenden, ohne erst kostspielige Experimente zu machen. Trotzdem ist es erstaunlich, was in unsern Kolonien schon jetzt an Bauten geschaffen worden ist, wenn man die kurze Zeit des Besitzes in Betracht zieht. Massive in Stein ausgeführte Regierungsgebäude sind erbaut, die in allen deutsch-afrikanischen Kolonien mit wenigen Veränderungen den gleichen Charakter zeigen. Man wird nicht gerade behaupten können, daß dieser einheitliche Stil von besonderem architektonischen Reiz wäre, aber er ist ungemein praktisch und den Erfordernissen des Landes und seines Klimas angepaßt. Man mag in Togo oder Lome, in Kamerun oder Daressalam sein, überall findet man die gleichen Bauten oder ganz ähnliche.

Im Erdgeschoß umgeben breite Laubengänge die Gebäude, auf deren Pfeilern im ersten Stockwerk die Veranda in gleicher Breite ruht. Diese wird bedeckt durch das nach allen vier Seiten gleichmäßig abfallende, ziemlich flache Dach, das weit über jene vorspringt und durch dünne Gußeisenröhren, die auf ihrer Brüstung angebracht sind, gestützt wird. So wird jede direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen vermieden, und im Innern herrscht eine verhältnismäßig erträgliche Temperatur. Alle Räume sind vom Laubengang bzw. der Veranda aus zugänglich; ein Treppenhaus ist nicht vorhanden, das obere Stockwerk erreicht man vom unteren Gang mittels einer leiterartigen eisernen Treppe.

Auch hier hat man soviel wie nur angängig das Holz als Konstruktionsmaterial vermieden und an seiner Stelle das Eisen verwendet in Verbindung mit Ziegeln oder Hausteinen; als Dachdeckung Eisen- und Wellblech, das Ganze verputzt und mit hellem Anstrich versehen.

Natürlich ist es wohl, daß es in allen Kolonien der verschiedenen Völker Privatbauten gibt, die sich dem gewohnten Stil des Landes in keiner Weise anpassen. Ueberall leben wohlhabende Leute der verschiedensten Nationalitäten, die ohne jede Rücksicht auf das Uebliche beim Erbauen ihrer Häuser nur ihrem eigenen Geschmack folgen.

Die Kapkolonie ist in bezug auf ihren Baustil durch und durch englisch, Privat- und öffentliche Bauten tragen in jeder Beziehung heimatlichen Charakter, der sich in nichts von dem im eigenen Land üblichen unterscheidet.

Streng halten sich auch die Franzosen an bekannte Vorbilder, was besonders in Algier der Fall ist, wo man kaum ein einziges von Franzosen erbautes Haus finden wird, das nicht ebensogut in Frankreich stehen könnte, ohne in seiner Umgebung aufzufallen. Verwunderlich ist es eigentlich gerade bei den Franzosen, daß sie so wenig die in diesem Land in so reichem Maß vorhandenen maurischen Motive bei ihren Bauten benutzt haben.

Keine Nation ist wohl so konservativ gewesen und geblieben wie die Spanier, indem sie in allen ihren Kolonien, ohne Ausnahme, den altandalusischen Baustil einführten, wo er noch heute gebräuchlich ist und als echt spanisch kolonialer Baustil angesehen werden muß, wenn er auch mit der Zeit einige wenige Veränderungen erlitten hat.

Wenn dieser Stil vielleicht auch nicht dem Schönheitsinn der meisten Menschen entspricht und die langen Straßenzüge mit den gleichmäßigen ebenerdigen Häusern monoton wirken, so hat er doch seine Berechtigung und ist besonders in den heißeren Gegenden des spanischen Amerika sehr angebracht. Die Monotonie der Straßen wird dadurch bedeutend gemildert, daß die Haustüren bei Tag stets geöffnet bleiben und dadurch einen freien Einblick in die nur durch ein zierliches schmiedeeisernes Tor abgeschlossenen Höfe gewähren, die meist mit den herrlichsten Blumen und Pflanzen geschmückt sind.

Die Beweggründe, die die Veranlassung waren, meist nur einstöckige Häuser zu bauen, sind sehr verschieden und beruhen teils auf der Gewohnheit der Spanier, ihr Haus allein für sich zu bewohnen, teils auf der Furcht vor den häufigen Erdbeben. Hierzu kam die Bestimmung, daß in den meist engen Straßen von nur 10 Meter Breite die Höhe der Oberkante des Hauptgesimses der Häuser, vom Straßenniveau aus gemessen, nicht mehr betragen durfte als die Breite jener. Trotz alledem wäre es immerhin möglich gewesen, ein zweites Stockwerk aufzusetzen, wenn man anfänglich bessere Baumaterialien gehabt hätte, aber mit an der Luft getrockneten Ziegeln, Adobes, und als Bindematerial Barro — das ist die stark lehmartige Erde, die mit Wasser durchgeknetet wurde — war das nicht möglich. Alle diese Umstände führten dazu, daß man erst spät dazu schritt, mehrstöckige Häuser zu bauen; aber noch heute wird der Eingeborene das ebenerdige Haus vorziehen.

Die außerordentlich schmal geschnittenen städtischen Grundstücke, deren Breite meist nur zehn spanische Varas, 0,866 Meter, betrug, hatten zur Folge, daß sich ein ganz bestimmter Grundrißtyp herausbildete. Man legte nach der Straße den Hauptraum des Hauses, die sogenannte Sala, mit gewöhnlich zwei mit kunstvoll geschmiedeten Gittern versehenen Fenstern, daneben den von der Straße direkt in den Hof führenden schmalen Hauseingang. An die Sala schließt sich rechtwinklig an der einen Seite des Hofes, Patio genannt, eine Reihe kleinerer Zimmer, die meist als Schlafzimmer (Dormitorios) benutzt werden. Der Sala gegenüber und in der gleichen Form und Größe liegt das Eßzimmer (Comedor), das den ersten Hof abschließt und nur seitlich einen Durchgang freiläßt, der in den zweiten Hof führt, an dem die übrigen Räume, wie Badezimmer, Küche, Dienstbotenzimmer, sowie alle Wirtschaftsräume liegen. Die Grundstücke sind oft so tief, daß sich hieran noch ein kleiner Garten bzw. ein Geflügelhof anschließt.

Alle Räume des Hauses erhalten ihr Licht durch Glastüren vom Hof aus, von dem sie auch direkt zugänglich sind. Um nun auch bei schlechtem Wetter vom Comedor zur Sala, den beiden Hauptgesellschaftsräumen, oder umgekehrt gelangen zu können, ohne die Schlafzimmer zu passieren, wird gewöhnlich ein bedeckter Gang vor den Zimmern angebracht, dessen Dach auf dünnen Eisensäulen oder Eisenröhren ruht.

Korridore und Höfe sind meist mit roten Marseiller Fliesen, Baldozas genannt, ausgelegt, wohlhabendere Leute leisten sich neuerdings auch an deren Stelle Fliesen von Marmor. Die Zimmer sind sehr hoch, fünf Meter ist nichts Ungewöhnliches. So angenehm dies und der bedeckte Gang, der den Eintritt der Sonnenstrahlen verhindert, im Sommer und in stets heißen Gegenden sein mag, so wenig angebracht ist diese Bauart im Süden, wo es im Winter schon recht empfindlich kalt wird und man trotzdem keine Heizung kennt; es ist kaum glaublich, welche Kälte man schon in Buenos Aires im Winter in den Häusern ertragen muß.

Eigentümlich ist die übliche Dachkonstruktion; die früher angewandten Dachsparren aus dem ungemein harten Algarroboholz werden jetzt fast ganz durch eiserne Träger ersetzt, zwischen die man ganz flache Kappen wölbt, deren Stärke nur die Dicke eines flachgelegten Ziegels beträgt, so daß ihr Scheitel die Oberkante der Träger nicht überragt. Auf diese Decke mauert man mehrere Steinschichten mit schwacher Neigung zum Hof, auf die dann jene roten Marseiller Fliesen in Zementmörtel verlegt werden. Man kann sich kaum eine bessere und praktischere Konstruktion für flache Dächer denken, sie ist absolut für jede Feuchtigkeit undurchdringlich und eignet sich vorzüglich für die so beliebten Dachgärten.

Zwischen der Dachkonstruktion und der Zimmerdecke läßt man einen freien Raum für die Ventilation. Auch die Herstellung der Stuckdecken ist eine ganz andere als die bei uns übliche. Man legt von Wand zu Wand hölzerne Träger in einer Stärke von ungefähr 2×3 Zoll, 60—80 Zentimeter von Mitte zu Mitte entfernt, an die dünne Holzplatten von zwei Zentimeter Breite genagelt werden; auf diese wird der Stuck aufgetragen. In allen vier Ecken werden runde Ventilationsöffnungen angebracht, die den Eintritt frischer Luft von oben gestatten. In bescheideneren Häusern wird die Stuckdecke oft durch einen hölzernen Rahmen ersetzt, der mit starker, grober Leinwand bespannt ist, auf die man helle Tapete klebt.

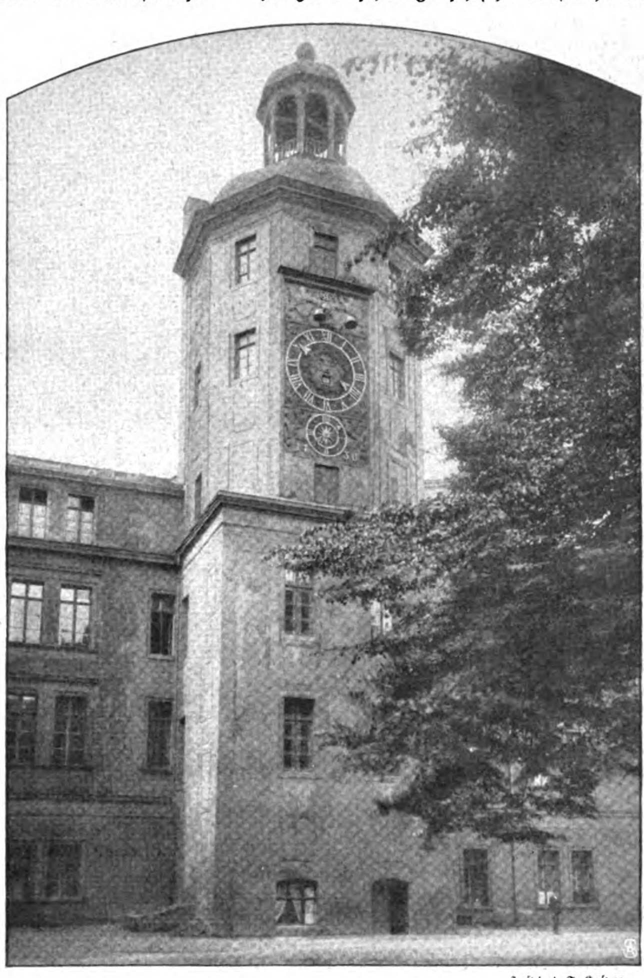
Die Hausfronten nach der Straße werden dem Geschmack der Südländer für das Prunkende entsprechend sehr reich gegliedert und nicht selten mit Stuck überladen. Als Bekrönung trägt jedes Haus über dem Hauptgesims eine Brüstung, die auf mannigfache Art ausgebildet wird und einen guten Abschluß nach oben bildet.



Der neue Statthalter von Pommern.

Von G. Dumstrey. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Als neulich das Kaiserpaar in Stettin einzog, brachte ihm der Oberbürgermeister eine lange Reihe von Wünschen entgegen, die schließlich damit abschloß, daß der Provinz wieder, wie es in früheren Zeiten gewesen sei, ein Statthalter aus dem königlichen Hause gegeben werde. Es ging zu wie im Märchen: kaum hat das artige Kind sein Bittgebet hergesagt, und schon sorgt ein gütiger Geist für seine Erfüllung — wenige Stunden später verkündete der Kaiser selbst, daß der Statthalter von Pommern gefunden sei, und zwar in dem zweiten Sohn des Kaiserpaares, dem Prinzen Eitel-Friedrich. Seitdem ist viel gesprochen und geschrieben worden, was dieser Statthalter Pommerns zu bedeuten habe, und welchen Grund die Provinz haben könne, sich ihn zu wünschen, nachdem es seit dem Tod des alten Kaisers keinen mehr gegeben hatte.



Hofphot. F. Kasper.

Das Kgl. Schloß in Stettin: Der Turm mit der historischen Uhr.

Warum hat Pommern überhaupt Statthalter gehabt, und zwar gerade immer die Prinzen, die dem Thron am nächsten standen? Die Geschichte sagt es uns. Keine Provinz, die im Lauf der Jahrhunderte der brandenburgischen Mark angegliedert wurde, gehörte dem Hohenzollernhaus mit größerem Recht, keine wurde ihm schwerer bestritten, und kein Erwerb zog sich mühseliger und länger hin. Seitdem das fränkische Herrengeschlecht mit dem zähen und untrüglichen Willen zur Macht in der Mark saß, suchte es sich den Zugang zum Meer, die Odermündung und das „Land am Meer“ — denn das bedeutet der Name Pommern — zu erzwingen und zu erobern. In den Kämpfen darüber, die während des ersten Jahrhunderts der Hohenzollernherrschaft immer wieder ausbrachen, waren die brandenburgischen Waffen dem wehrhaften Feind gegenüber nicht



Hofphot. L. Klett.

Prinz Eitel-Friedrich (×) im Kreise der Oberleutnants des Grenadierregiments König Friedrich Wilhelm IV. in Stettin (1902).



Neueste Aufnahme von Hofphot. Selle & Kuntze-Niederastroty.

Prinzessin Eitel-Friedrich von Preußen,
Herzogin von Oldenburg.

immer siegreich, und wenn auch dank der Staatsklugheit, die die Hohenzollern gegenüber dem treuherzigen Geschlecht der pommerschen Herzoge aus dem Hause der Greifen bewährten, manches Stück altpommerschen Landes gewonnen wurde, sie mußten sich schließlich damit begnügen, daß die beiden Häuser für den Fall ihres Aussterbens sich gegenseitig die Erbfolge zusicherten. Diese Verträge sind so oft besiegelt und erneuert worden, daß an dem Recht der Hohenzollern auf das Land kein Zweifel möglich ist. Dies gute Recht brach, als das Greisenhaus in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges unterging, die neu erstandene schwedische Großmacht, und nur der abgelegenste, am wenigsten fruchtbare, an Städten und Häfen ärmste Teil östlich der Oder fiel dem rechtmäßigen Herrscher zu. Erst sein Enkel, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., entriß den Schweden Stettin und das Oderland, und dann dauerte es fast noch ein Jahrhundert, bis auch der Rest, Vorpommern und Rügen, an den rechtmäßigen Herrn kam. Diese bitterschmerzlichen Erinnerungen machten das Land dem Herrscherhaus besonders teuer, und nachdem es in musterhafter Treue und Mannhaftigkeit an den aufwärts führenden Kämpfen des pommerschen Staates teilgenommen hatte, fand dies Verhältnis seinen geschichtlichen Ausdruck darin, daß über ein Jahrhundert der Erbe der Krone Preußens den Titel führte: Statthalter von Pommern.

Es war aber nur ein Titel, eine Ehrenbezeichnung, kein Amtscharakter. Der Statthalter war gewissermaßen nur ein Sinnbild der Gnadenfülle, die von dem Träger der Krone für alle Untertanen und Provinzen ausgeht, die er der so ausgezeichneten Provinz in besonderem Maß vermitteln sollte. In diesem Sinn haben zwei Statthalter, die gern auf die historischen Erinnerungen ihrer Häuser zurückgriffen, ihr Ehrenamt warmherzig und mit vielen Freuden versehen: Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Friedrich. Der erstere ist in jener eisenbahnlosen Zeit viel durch das Land gereist, und heute noch werden in Pommern „Läuschen“ von der klugen und witzigen Art erzählt, wie er zu gut gemeinte Huldigungen abzuweisen wußte. Und Großherzogin Luise von Baden, die Schwester Kaiser Friedrichs, erzählte noch unlängst einigen pommerschen Besuchern, wie gern ihr Bruder sich immer seiner Wirksamkeit und ihres Landes erinnert hätte. Aber — residiert hat dieser Statthalter in



Hofphot. Kaiser.

Ansicht des Königlichen Schlosses in Stettin.

Hofphot. Selle & Kuntze, Niederastroth.

Eitel-Friedrich Prinz von Preußen, der neue Statthalter von Pommern.





Hofphot. Th. Schaefgans.
Prinz Eitel-Friedrich als Bonner Preuße.

Pommern nicht, der damalige Kronprinz nahm seinen Aufenthalt dort auch nur so lange, wie er das zweite pommersche Korps führte.

Von dem jetzt ernannten Statthalter wünscht und hofft man, daß er in dem Greifenschloß auf dem höchsten Punkt der hügeligen Oderstadt Stettin seine Residenz nimmt, einen Hofhalt führt und auf diese Weise das materielle und geistige Leben der großen preußischen Hafenstadt hebt und fördert. Nun, das Stettiner Schloß, so wenig bekannt es ist, und so wenig Eindruck es, eingeengt in kleine, wenig erfreulich aussehende Gassen der Altstadt, aus der Nähe macht, ist ein Bau, der wohl zum Aufenthalt eines vornehmen Verkehr und nordisch anheimelnde Geselligkeit pflegenden Fürstenpaares dienen könnte. Es ist im 16. Jahrhundert errichtet, als die kriegerisch lässigen Greifenherzöge des Mittelalters sich zu eifrigen Reformatoren, klugen und feinen Sammlern und Kunstförderern umgewandelt hatten. Ein Italiener baute es um, mit einem spätgotischen Flügel, aus dem das Wahrzeichen des Schlosses, der Uhrturm mit dem Menschenantlitz als Zifferblatt (Abb. S. 1561), herausspringt, und gab ihm die wuchtige, horizontale Gliederung der Renaissancebauten, die überall durch die Verunstaltungen späterer Zeiten und durch manche Vernachlässigung profanen Gebrauchs kraftvoll hervortritt. Auch in den Innenräumen weist es, namentlich in den Festsälen, eine stolze, pomphaft altfränkische Architektur auf. Hauptsächlich aber wirkt es als Masse, und gewaltig ist sein Anblick von dem breiten Odertal her, wo es als die mächtige Feste erscheint, die ursprünglich dazu diente, die Hauptstadt des Landes zu schützen und den letzten Paß über den Strom vor seiner Mündung zu decken. Diese Front nach dem Odertal soll frei gelegt werden, und dann, wenn es höher über dem wimmelnden Häusermeer am Oderufer aufsteigt, kann es so recht wie eine Residenz erscheinen, von wo aus ein junges Fürstenpaar der schönen Aufgabe leben kann, vielen Menschen Rat, Hilfe, Anregung und Antrieb zu sein.



Phot. Schoppmeyer.
Der Prinz als Herrenmeister des Johanniter-Ordens.

Durch die Urwälder Kareliens.

Von Schröder-Stranz. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Karelien ist wie die südliche Hälfte der Halbinsel Kola von dichten Urwäldern bedeckt, die während des Sommers mit wirren Sümpfen kein Eindringen gestatten. Flüsse und Seen bilden dann wie in Lappland die Kommunikationen, und die Strecken durch Wald werden auf schmalen Fußpfaden zurückgelegt. Die wenigen Pferde und Kühe, die die Karelier besitzen, leben halb wild im Wald. Das Gepäck wird von Menschen in Tornistern aus Birkenrinde getragen.

Die Orte an der Küste mit vielen russischen Ansiedlern werden mit der Gouvernementstadt und untereinander durch regelmäßigen Dampferverkehr verbunden. Handel und auch Passagierfahrt haben das bedingt. Die Landwege sind auch an der Küste meist nicht betretbar.

Von den Küstenorten sind merkenswert; Kowda als Grenze des Freihandels nach Süden und Kem als Garnison einer schwachen Kompagnie. In dem letztgenannten Ort befindet sich eine Strafanstalt und der einzige Arzt für Karelien und Kola. Kem gegenüber liegt im Weißen Meer die Insel Solowezki mit dem gleichnamigen Kloster. Das Kloster ist weit bekannt und sieht jedes Jahr große Pilgerzüge. Es besteht seit Jahrhunderten und hatte in früheren Zeiten große Rechte an den Küsten des Weißen Meeres.

In dem hübschen Holzstädtchen Kandalakscha änderte sich die Art meines Reisens in verschiedener Beziehung. Mit der Schlittenpost sollte der kommende Teil meines Weges zurückgelegt werden, die an der Küste um das Weiße Meer nach Archangel geht und an zwei Stellen von dieser Route abzweigend in das Innere bis an die finnische Grenze führt. Das sind Winterwege, die die glatten Seen und Flüsse benutzen und die Eisdecke



Nordkarelischer Renntierschlitten.

der jetzt gefrorenen Waldsümpfe. Eine zu starke Schneelage verhindert oft das Ueberfrieren der Sümpfe. Die Regierung ordnet dann eine Wanderung der Einwohner von einem Ort zu dem andern an. Tief einsinkend treten die Menschen das Wasser zutage, so daß der starke Frost eindringen und die Wege passierbar machen kann.

Nun standen von Ort zu Ort zwei Pferde gegen billige Bezahlung zur Verfügung. Auf diesen beiden Schlitten — man fährt hier einspännig — konnte ich nur wenig Gepäck befördern, und da ich an Tauschwaren und manchem andern nicht mehr viel gebrauchte, verkaufte und verschenkte ich hier einen großen Teil meiner Ausrüstung.

Der Empfehlungsbrief des Gouverneurs war wieder von großem Nutzen. In jedem Ort wurde mir in der Stanzia der Wohnraum hergerichtet, in dem der frühere Gouverneur und höhere russische Beamte gewohnt hatten. Das Polizeioberhaupt, ein Polizeiski Uradnik, und der Dorf- oder Kreisälteste empfingen mich im Schmuck ihrer Orden und sorgten in jeder Weise für die Erreichung meiner Ziele und das sonst vielleicht nicht leichte Weiterkommen.

Ueber das Eis des Weißen Meeres führt der mit Fichtenstämmen abgesteckte Weg. Schollenbruch und Schneewehen werden passiert, Landzungen und Inseln, die im verschneiten Eis liegen. Die Bucht von Kandalakscha ist vollständig zugefroren. Nur an den Mündungen kleiner Flüsse schäumt das Wasser noch durch ein Chaos wirren Eises.



Der Starost von Wartiolamb mit dem Verfasser (rechts) Leutnant Schröder-Stranz.

An den Küsten steigt die sichere Decke um mehrere Meter an. Die Flut zeigt an dem Rand der schrägen Eisfläche ihren höchsten Stand. Ihre Gewalt hat sie aber für den Winter verloren. Der Spiegel des zugefrorenen Busens wird durch seine schweren Bande so festgehalten, daß man eine Auf- und Abwärtsbewegung nicht bemerkt.

Vom Meereseis in den Urwald biegend, fahren wir in einem schmalen Schlittengleis weiter, das metertief in die hohe Schneedecke schnitt. Der tief verschneite Wald, der nur selten mit kleinen Seen oder Sümpfen abwechselte, war nur für Skiläufer oder Renntiergefährte passierbar, und auch das hatte seine Schwierigkeiten. gute Raum der Stanzia war für mich hergerichtet, und ein zweiter Uradnik meldete sich an der Außentreppe, die zum Hauptstock des Gebäudes führte. Kurze Zeit darauf kam auch der Ortsälteste, und ich besprach mit den beiden Herren die sofortige Weiterreise, da mir Knäsha nicht viel Neues bieten und meine geringe Zeit besser im Innern des Landes angewandt werden konnte.

Knäsha ist wie alle größeren Orte des Weißen Meeres Fischplatz und exportiert Seefische. Renntiere werden hier aufgekauft, geschlachtet und ebenfalls versandt, aber weniger nach Mitteleuropa, sondern in das Innere Rußlands. Auch mit Finnland steht hier die Küste schon in geringer Verbindung. Die schlechten



Der untere Teil des Wasserfalls „Käthenkoski" im Schnee

Mein Gepäck wurde noch auf Renntierschlitten gefahren, während ich schon in dem schmalen Kasten eines Pferdeschlittens ausgestreckt ruhte. Das Pferd brach bei jedem vierten Schritt in den halb gefrorenen Boden des Weges. An Trabfahren war nicht zu denken, und ich blieb weit hinter meiner Renntierkarawane zurück. Mit ihrem leichten Gewicht, mit breiten Spalthufen war den Tieren auch die unsicherste Stelle kein Hindernis, und erst jetzt bei dem augensichtlichen Vergleich kam es mir recht zum Bewußtsein, was das Renntier für die Fortbewegung in Lappland bedeutet. Mit Pferden wäre mir ein Durchqueren vollkommen unmöglich gewesen.

Wieder auf das Eis des Meeres abbiegend, sahen wir nachts eigentümliche Pfahlbauten hier und dort an der Küste auftauchen, Fischerhäuser und Gerüste.

In Knäsha, das wir kurze Zeit darauf erreichten, war man schon auf mein Kommen vorbereitet. Der Verbindungen sind der Grund, daß die hier in bezug auf Zoll vollständig offene Grenze durch den Handel so gut wie gar nicht ausgenutzt werden kann.

Der Pelzhandel ist gering. Es gibt wenige Jäger im Land, aber, wie es scheint, auch nicht viel Wild. Was eingehandelt wird, geht wie auch von Umba, an der Südküste Kolas, und den andern Häfen zum größten Teil nach England, das die besten Preise zahlt. Ferner wird Holz exportiert.

Am Sonntag brach ich in Begleitung des Uradnik, der mir von dem Polizeichef des Distrikts in liebenswürdiger Weise zur Begleitung bis an die Grenze gestellt worden war, in das Innere auf. Als ich die Treppen herunterging, sah ich eine für den kleinen Ort von etwa 300 Einwohnern große Menschenmenge auf dem freien Platz versammelt, ein Zeichen, wie gering wohl auch im Sommer der Fremdenverkehr zu Schiff ist. Und wie wunderschön ist die Landschaft, wenn



Eingeborene beim Renntierkauf.

man, den Seen und Flüssen folgend, in das Innere geht. Unendliche Bergwälder decken das ganze Land. Sumpf, Wasser und felsige Hänge bringen Leben und Abwechslung in die Szenerien. Vegetationsarme Gebirge, Tundren, ragen mit schneebedeckten Häuptern ruhig und still über all die wirre Wildnis empor.

An den Seen und Flüssen wohnen Renntierzüchter und Fischer. Karelier nennt man den Volksstamm. Man meint in manchem Gesicht mongolischen Schnitt zu sehen, eine Aehnlichkeit mit den Lappen Kolas, die einst von hier in jene nördlichen Gebiete auswanderten; außerdem lassen mannigfache Aehnlichkeiten in der Sprache auf eine Verwandtschaft der beiden Völker schließen.

Etwas mehr Kultur konnte man hier beobachten. Geringer Ackerbau, Hafer zu Brot und Wrucken, wird getrieben. Einen Riesenherd hatte jedes Haus, und die Menschen sind in russische oder finnische Stoffe gekleidet. In anderer Beziehung merkt man aber, wie abgeschnitten das Land von den Erzeugnissen des Freihandels ist. Licht gibt es in keiner höheren Form;



Karelische Schneeschuhläufer.



Ein Vorratsschuppen auf Pfählen.

Holzspäne, in die hölzernen Wände gesteckt, müssen während der langen Winternacht als Leuchtmaterial dienen. So fuhr ich, die kleinen Ansiedlungen der karelischen Fischer an den Ufern berührend, über den Kowdosero, Rugosero nach Sokoloserksk. Wo ich ankam, wurde ich von dem Starosten oder Starschina im Schmuck des Abzeichens seiner Würde empfangen. Was ich von Menschen und Dingen sehen, sprechen oder photographieren wollte, wurde mir in liebenswürdigster Weise zugänglich gemacht. Auf den Stationen geschah der Pferdewechsel trotz Mangels dieser Tiere schnell und nach Wunsch.

Meine Verpflegung wurde jetzt besser. Viel dicke Milch erhielt ich von den freundlichen Fischern in Schüsseln aus Birkenrinde, auch Butter und Brot aus Hafer, der oft mit der ganzen Aehre gemahlen und verarbeitet wird. Fische in einer kleinen wohlschmeckenden Sauce wurden mir oft vorgesetzt, weniger Renntier- oder Rindfleisch, weil die Zucht dieser Tiere von den meisten Einwohnern nur nebensächlich betrieben wird. Für den Winter sind sie notwendig. Ein Webstuhl steht in manchen Häusern. Die Wolle von Renntieren und Schafen wird darauf zu einem außerordentlich haltbaren, derben Stoff verarbeitet, der wie alle Produkte finnischer oder russischer Kultur in hohem Preis steht.

Unterwegs trafen wir lange Renntierzüge, die Wolle, Felle, Fleisch und Fische an die Küste oder nach Kuusomen Kirka in Finnland brachten. Aus den Handelsorten bringen sie Kulturprodukte zurück.

Drei Nächte und einen Teil der Tage war ich mit meinem Schlittenzug bis Olanga unterwegs. Olanga ist ein größerer Ort von vielleicht 400 Einwohnern. Er liegt zu beiden Seiten des fischreichen Olangaflusses mit weit auseinandergebauten kleinen Gehöften und schmucker Kirche. Die Ufer des mächtigen Pjävoseros mit Hunderten von kleinen Inseln in der weißblinkenden Eisfläche strecken sich im Osten, sonst säumen kleine unscheinbare Felder und dahinter der Urwald das freundliche Dorf. Weiß heben sich im Norden und Süden vegetationslose Tundren im Hintergrund.

Seit gestern Nacht lag die Arktik hinter mir. Ich hatte den Polarkreis, wieder nach Süden ziehend, überschritten. Die mir freistehende Zeit ging immer mehr ihrem Ende entgegen. Ich beschloß, von der russischen Grenze ab nirgends mehr Rast zu machen, sondern die Tage und Nächte durchzufahren.

In Wartiolamb, dem letzten Dorf vor der Grenze, blieb ich noch einen vollen schönen Tag. Zwei Werst flußabwärts bildet der Olanga am Nordfuß des Kiwakagebirges einen zweiteiligen Wasserfall, den ich „Käthenkoski" nannte (Abb. S. 1565 u. 1566). Von hohen waldigen Ufern umsäumt, fließt das Wasser im nördlichen Arm über eine breite Felsenterrasse, während im Süden enge Felsenwände und ein steiler Absturz Schaum und Gischt über dem mit großer Kraft niederrauschenden Wasser bilden helfen.

Den Starosten mit dem Renntierschlitten sandte ich nach Hause, ich blieb allein und stand lange vor dem schönen unberührten Urwaldbild. Bei Anbruch der Dunkelheit glitt ich auf schmalen Skipfaden nach Hause. Das Rauschen des Wassers tönte noch lange, noch weit hinter Wartiolamb, als ich stundenlang später wieder im Schlitten saß, um durch die unbewohnten Grenzgebiete die erste finnische Stanzia zu erreichen.

Seele.

Nur in erinnernder Wonne
Geb ich so tief vor der Nacht;
Denn meine Seele war Sonne,
Ehe sie sichtbar gemacht!

Fern der umfassenden Flamme,
Seele, nach der du so bangst,
Ist hier die Furcht unsre Amme
Und der Tod unsre Angst.

Löscht dein verflognes Gefunkel
Gänzlich im Irdischen aus?
Ach, oder fliegst aus dem Dunkel
Du einst nach Haus?...

Georg Busse-Palma.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

13. Fortsetzung.

Voll Unmut fuhr der Professor fort: „Sehen wir den Dingen ins Auge. Sträubst du dich etwa jetzt gegen den Platz und den Mann, den du dir gewählt hast?"

„Oskar, Oskar", hob Herta die Hand und streichelte inständig auf seiner bärtigen Wange herum, als wollte sie den Harten für ihre hilflose Lage milder stimmen. „Ich bitte dich, denke einmal über mich nach."

„Ja, ja, ich weiß, hältst du dich für zu gut für den tüchtigen, erprobten Mann? Oder graut dir davor, deine eingebildete Freiheit aufzugeben?"

„Oskar — lieber, guter Oskar —" sie versuchte, sich an ihn anzuklammern, wurde aber von ihm abgeschüttelt, „ich weiß ja, du denkst im Grunde gar nicht so — du leidest ja selbst unter Fesseln, die du dir allein und die dir von andern auferlegt wurden."

„Ich? Fesseln? Komm mir nicht mit solchen Phrasen. Nein, liebes Kind, ich habe gottlob zur rechten Zeit erkannt, daß Abhängigkeit und Gebundenheit für uns Alltagsleute allein den bescheidenen Bezirk darstellen, in dem wir uns sowie unserer Umgebung nützlich zu werden vermögen. Man setzt eben keine Teichkarpfen ins offene Meer. Sieh mich selbst an. Seit ich mich bescheide, da fülle ich mein Lehramt nach allen Seiten hin pünktlich aus. Meinen Schülern bin ich ein Vorbild, weil sie von mir lernen, sich mit den Bedürfnissen des Tages abzufinden, und meine Familie glaubt an mich."

Hörte die Kleine recht? All die nüchternen Worte, die sie vernahm, taten ihr weh, ja, sie verursachten ihr einen peinigenden Schmerz in Hirn und Brust, und doch zwang sie etwas, sich an den ungebärdigen Menschen, der geistig so grimmig mit ihr rang, anzulehnen, ihr seidiges Haupt an seiner Schulter zu bergen, um dann zu bitten und zu betteln.

Sie war ja so verlassen, und hier stand der einzige Mensch, der etwas von ihren innerlichsten Wünschen ahnte und erriet.

„Ach Oskar," stammelte sie tränenvoll und ohne rechtes Bewußtsein, „das Bescheiden fällt so schwer!"

„Ja, freilich, leicht wird es nicht," murmelte Oskar Rogge, den das leise Beben dieser zarten Glieder heimlich überwältigte, als flösse ein neues, stärkeres Leben in ihn über — „aber", setzte er mit gewaltsamer Kälte hinzu, „um so größer und wohltuender wirkt dann der endliche Sieg, den wir über dergleichen unklare Anfechtungen erleben."

„Oskar — sprich nicht so gemeinplätzlich — du ahnst ja nicht —"

„Doch — doch — hältst du mich etwa für so dumm und unerfahren? Dich treibt wieder eine sogenannte ‚große Leidenschaft'."

Jetzt ergriff die von Verzweiflung Getriebene die Hände des Mannes, und ob er sich auch wehren mochte, er konnte die heißen, bebenden Klammern nicht mehr abstreifen.

„Und wenn dem so wäre," rief sie aufglühend, und über ihr blasses Antlitz breitete sich mehr Entschlossenheit, als sie bisher gezeigt hatte, „wenn dem so wäre, würdest — könntest gerade du mich verdammen, wenn ich einem solchen Zug nachgäbe?"

Der Professor sank schwerfällig auf seinen Stuhl und vergrub in planlosen Zweifeln sein Haupt in beide Hände

„Oskar, würdest du mich verdammen?"

Ziellos ergriff der Professor eine Feder und begann, wie zu seinem Schutz, oder um seine Gedanken recht ordnungsgemäß sammeln zu können, auf einem Blatt Papier herumzukritzeln.

„Vor allen Dingen, liebe Herta," hob er mühsam an, „ersuche ich dich noch einmal, daß wir uns nicht im Nebel verlieren. Also, wenn du mir andeuten willst, was ich nicht hoffe, daß du deine Verlobung rückgängig zu machen beabsichtigst, und zwar, wie ich leider annehmen muß, weil du zurzeit eine andere Neigung gefaßt, dann dürfte es allerdings das einzig Anständige bilden, wenn du deine Gastgeber zu Werrahn noch heute davon benachrichtigst. Mir scheint, du hast mit dieser Eröffnung schon etwas lange gezögert, denn die Leute haben sich gewiß bereits größere Kosten auferlegt. Das Weitere muß dann geordnet werden, vorausgesetzt natürlich, daß es mit Anstand und ohne allzu großes Aufsehen für dich und die Deinen geschehen kann; ich meine also, wenn der betreffende ‚Unbekannte' keine phantastische Größe darstellt, sondern ehrlich und bürgerlich um dich anzuhalten gewillt ist. So verhält es sich doch hoffentlich, wie?"

Als die kleine Blonde dieses deutliche Zergliedern ihrer Lage und ihrer Hoffnungen vernahm, da färbten sich ihre Augen dunkler und drohender, bis sie gänzlich den Schein des zürnenden Himmels aufwiesen. Ein kurzes Lachen des Hohns entfuhr ihr. Ja, jetzt wußte sie es unumstößlich, ihre Wünsche, ihr heimliches Sehnen



vertrugen das Tageslicht nimmermehr, denn das, was sie zog und lockte, war ein grün umstandener Abgrund.

Trotzdem forschte sie nochmals mit hochmütig erhobenem Haupt: „Und wenn ich nun ohne alle Sicherheiten fortginge, Oskar? — Nicht wahr, dann wäre ich die verlorene Tochter? Zu nichts anderm als zum Sinken bestimmt, und du, du würdest dann den ersten Stein gegen mich schleudern?“

„Ich?“ —

Oskar Rogge ballte das Papier in der Faust zusammen und schleuderte es von sich. Laut wollte er sich gegen das Hereingezogenwerden in eine solch anhebende Katastrophe verwahren; dieses verwahrloste und zügellose Geschöpf wußte doch, daß er die Probleme der Jugend nicht durchdenken wollte, aber das, was kümmerlich noch von verstorbenen oder kranken Idealen in ihm siechte, schrie plötzlich in aufbäumender Wut aus ihm hervor: „Laß mich, laß mich, ich könnte dich vielleicht bewundern —“

„Ja, könntest du das?“

„Aber verdammen müßte ich dich doch, ja, ja, ich würde dich von meiner Schwelle weisen.“

„Das würdest du tun?“

„Ja, ganz sicher, weil —“

„Nun, weil?“

„Weil —“ da stöhnte er wie ein verwundetes Tier: „Weil es keine Menschen geben darf, die um einer Stunde des Glückes oder besser um einer Stunde der gestillten Sinne willen ein ganzes Leben frohgemut den Abhang herunter — schleudern dürfen, während andere — — ich — ich hasse diese Menschen, ich verachte sie.“

Die Kleine im weißen Kleid stand nach diesem Ausbruch ganz ruhig, ja unbeweglich und faßte nur den Sprechenden scharf ins Auge. Dann knöpfte sie überlegt einen Knopf des leichten Jacketts zu. Der Professor jedoch, als dürfe er das Mädchen um keinen Preis zu der von ihr erhofften Freiheit gelangen lassen, riß sich an seinem Bart und fügte in drohendem Eifer an: „Und dann das Ende? Hast du das vergessen? Verlassen, gemieden von aller Welt, denn ihr dummen, betörten Mädchen bezahlt ja stets die Zeche. Und dann herumgestoßen werden, Not und Verdammnis und schließlich das Verenden in einem Winkel.“

„Ja,“ sagte Herta ganz still, „daran muß man denken. Pfui, nur nicht Not und quälende Sorgen. Das gräbt Falten ins Gesicht. Kannst du dir vorstellen, wie ich mit Runzeln aussehen würde, Oskar? Nein, Schwager, du hast mich vollkommen überzeugt. Du bist ein kluger Mann. Und morgen erwarte ich dich mit Agnes zu dem Fest auf Werrahn.“

* * *

„Herr Küster Vierarm, greifen Sie zu“, so forderte Mutter Lotting ihren geistlichen Freund auf, hinter dessen Stuhl am oberen Ende der langen, weißen Tafel sie eben mit einem Weinglas in der Hand erschien, um mit ihrem vertrauten Berater anzustoßen. „Sie greifen mir doch auch ordentlich zu?“

Nun kaute der geistliche Herr im Moment aus Leibeskräften, ja seine faltigen Wangen hatten sich gerade so beängstigend gerundet, daß er einen tüchtigen Schluck von dem tapferen Rotspon hinterspülen mußte, bevor er überhaupt, und auch dann erst nach einigen schweren Atemzügen, mit Mühe und Not eine Antwort hervorstoßen konnte: „Oh, Madamming,“ prustetete er dunkelrot, „ist das Ihr leibhaftiger Ernst? Kucken Sie, ich spreche der Gottesgabe, die hier vor mich steht in Gestalt eines schönen, rosaroten Schinkens, den eine kundige weibliche Hand“, hier streichelte er ehrerbietig die Finger der lächelnden Hausherrin, „in wohltuendem Burgunder gekocht hat, ich spreche ihr, weiß Gott, der Allmächtige, nach meinen bescheidenen Kräften zu, aber siehe da, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn, nimmt dieser seltsame Schinken etwa ab? Nein, ich sehe ihn mir daraufhin immerzu an, er behauptet das Feld. Und das trotz oberirdischer und unterirdischer Leistungen. Denn, nehmen Sie es mir nicht übel, Frau Lotte, hier unter dem Tisch da sitzt nämlich mein Pudel Sus, sehen Sie, jetzt streckt er gerade seine Schnauze hervor. Ich weiß nicht, was in dieses dämonische Vieh wieder gefahren ist, aber er wollte durchaus unser herrliches Fest mitmachen und ließ sich deshalb unter keinen Umständen einsperren. Und daran können Sie wieder, werte Freundin, erkennen, daß Sus kein gewöhnlicher Hund und Gast ist. Nein, beobachten Sie vielmehr, wie mein Pudel immerfort die Pfote nach der Mitte der schönen Tafel zu erhebt — ach, eine gar zu schöne Tafel, Frau Lotte, trotz der Hitze — als wollte das Vieh unsern glücklichen Bräutigam in seinem neuen wohlsitzenden Gehrock und vor allen Dingen die kleine goldene Braut mit ihren strahlenden Himmelsaugen begrüßen oder ihnen ein Zeichen geben. Weiß der Kuckuck, was das bedeuten mag?“

„Nun vielleicht, alter Freund,“ entgegnete Frau Lotte, und ihr dickes, schwarzes Seidenkleid rauschte wie eine Pappel im Wind, als sie jetzt ihr von einem weißen Mullhäubchen geschmücktes Habichtshaupt vertraulich zu ihrem Bundesgenossen herabneigte, „vielleicht meint der kluge Hund, Sie möchten uns eine kleine Rede zum besten geben.“

„Einen Toast?“ rief der Küster ergriffen und ließ die Gabel sinken.

„Warum nicht?“ bestätigte Mutter Lotting flüsternd, „man muß doch den Leuten etwas bieten. Und da es mit dem gemeinschaftlichen Singen nicht so recht klappte —“

„Da haben Sie recht,“ unterbrach Küster Vierarm verdrießlich, „das merkte ja ein vierjähriges Kind, dazu ist der Herr Professor Oskar Rogge zu vornehm — die Stadtlehrer, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn, das können Sie sich überhaupt merken, sind viel zu vornehm dazu —“

„Freilich, und daß ich ihn gerade neben Onkel Ludwig Wippermann setzen mußte — —“

Der Küster nickte und flüsterte nun der Hausherrin angelegentlich in die Ohren: „Haben Sie es woll beobachtet, dem Herrn Professor gefiel es nicht, daß hier Onkel Ludwig Wippermann immer mit dem Bierseidel den Takt schlug, als der gemeinschaftliche Gesang erschallte.“

Eine dröhnende Stimme fuhr von oben dazwischen. Onkel Ludwig Wippermann schnellte mit seiner dürren, winzigen Figur von seinem Stuhl auf und klopfte ans Glas. In seinem kurzschößigen Frack sah das faltige und durchfurchte Männchen so klapprig aus, als hätte man das schwarze Tuch nur um ihn geschlagen, um alle seine Knochen säuberlich beieinanderzuhalten.

„Ruhe“, gebot er und erhob ernsthaft den Zeigefinger.

„Na nu? Was gib's denn?“ tönte es von verschiedenen Seiten.

„Einen neuen Gang, meine Anwesenden“, krähte der



Erblasser, während er mit der andern Hand sein Messer senkrecht vor sich auf den Tisch stemmte.

„Hm, das Tischtuch", widerstrebte der neben ihm sitzende Professor verletzt, wurde aber von seiner Agnes, die ihm flehentlich und beschwichtigend über den Arm strich, alsbald wieder zum Schweigen veranlaßt.

„Einen neuen Gang, meine Anwesenden", schrie der Erblasser wichtig. „Etwas ganz Extrafeines. Schnepfen in Gelee. Haben Sie diese Kostbarkeit schon eins gegessen, Herr Professor?"

„Nein", schnitt der Gelehrte scharf ab.

„Herr Küster Vierarm", klopfte Mutter Lotting ihrem Freund jetzt ein wenig beunruhigt auf die Schulter. „Jetzt halten Sie uns Ihre kleine Rede auf das Brautpaar. Es ist die höchste Zeit. Ich werde es Ihnen gedenken."

Der Küster wischte sich mit der Serviette umständlich den Mund und klopfte seinem Pudel Sus unter dem Tisch auf den Kopf.

„Warum nich, Madamming Lotting?" überlegte er. „Da der Herr Professor Rogge bereits auf Ihrem Hause gesprochen hat und überdies unser Herr Paster wegen seiner Grippe nicht anwesend is, so käme mir eine solche Ehre vermöge meiner geistlichen Stellung am ehesten zu. Außerdem aber, Frau Lotte Kalsow, könnten ein paar starke Vermahnungen an die Adresse der kleinen goldenen Braut gerade nich schaden." Er schob seine dürre, überlange Gestalt langsam hinter dem Tisch zur Höhe. „Also, wenn Sie erlauben, so fange ich jetzt an."

„Still", gebot die Hausfrau befriedigt. „Unser Herr Küster hat das Wort."

Allein der Erblasser war nicht einverstanden.

„Wieso?" krähte Onkel Ludwig Wippermann dazwischen, der im Geruch stand, den Ehrenberuf der Küster nicht leiden zu mögen, vermutlich, weil er auf seinem Bauerngut bedeutende Schullasten zu tragen hatte, und der außerdem der Freigeisterei dringend verdächtig war. „Wieso, Tanten Lotting? Bei einer Verlobung brauchen wir doch noch lange keine Traured!"

„Herr Onkel Wippermann", gedachte ihn der Redner entrüstet niederzuschlagen und schwenkte seine lange Serviette, als wolle er eine überlästige Bremse fortscheuchen.

„Ruhe — Ruhe doch!"

„Anfangen", drängte es lachend vom unteren Ende der Tafel, wo das junge Volk placiert war. Jedoch plötzlich hallte ein helles „Wauwau" durch die große Stube. Der Pudel war nämlich auf den leeren Sitz des Küsters gesprungen, schüttelte sich und wandte sich drohend gegen den Feind seines Herrn.

„Ist denn auch hier ein Hund eingeladen?" erkundigte sich Oskar Rogge befremdet bei der Braut, die, weiß und blaß, aber mit fiebrig blitzenden Augen, allerlei Figuren auf ihrem Teller zeichnete.

Aber da ließ Küster Vierarm bereits aus voller Kehle seinen schmetternden Jesaias-Ruf ertönen. Die Fensterscheiben klirrten davon, und augenblicklich wurde es still.

„Hoch, Herr Küster Vierarm."

„Na, denn wenigstens noch ein Glas Panschamber," knitterte Onkel Ludwig Wippermann giftig, „er dampft ja sonst ab — Na, und nu können Sie meinetwegen anfangen."

„Ja, jetzt fange ich an", dröhnte der Küster vorwurfsvoll, und dabei richtete er sein flammendes Augenpaar so unheimlich auf den Professor sowie auf den Erblasser, als hätte er jetzt in kurzer Rede das verdiente Todesurteil der beiden zu begründen. „Sie sehen ja, meine lieben Andächtigen, Sie hören es ja selbst, verderbt, verderbt is die Welt, so sodomisch und gomorrisch, daß sie nich mal mehr die Stimme der Religion und ihrer amtlich bestellten Diener zu sich nehmen will."

„Is auch gar nicht nötig", fiel hier Onkel Wippermann ungeduldig ein und begann auf seinem Stuhl hin und her zu reiten: „Die kirchlichen Geschichten in Ehren. Aber hier feiern wir doch, wie ich man erfahren hab, eine Verlobung, und da wollen wir was Lustiges hören. Am liebsten was mit Anspielungen."

„Bitte, lassen Sie den Redner aussprechen", entschied der Professor, der diesem Streit allmählich die heitere Seite abgewann. „Silentium für den Herrn Küster."

„Ich danke Ihnen, Herr Professor, aber ich verschaffe mir schon ganz allein Gehör. Sie wollen Anspielungen, Herr Erbonkel Wippermann? Gut, Sie sollen sie haben. Was feiern wir hier? Wir feiern eine Verlobung."

„Allmächtiger", murmelte Onkel Wippermann in sein Glas hinein.

Donnernd schlug der Küster auf den Tisch. Die Teller sprangen hoch.

„Ich habe wohl gehört, was Sie da gelispelt haben. Und Sie haben ganz recht, der Allmächtige hat da viel dabei zu schaffen. Denn, meine liebe Braut mit den goldenen Haaren, die Verlobungzeit ist für eine keusche und liebliche Jungfrau nichts weiter als eine sehr ernste Vorbereitung auf die endliche Hochzeit, ganz genau so, wie das ganze menschliche Leben man eine Schulzeit für die endliche Versetzung in das Jenseits bildet. Is das so, Herr Erbonkel Wippermann?"

„Meinswegen", knurrte der Erblasser gleichgültig und pfiff leise durch die Zähne.

Der Küster wuchs noch ein paar Zoll und streckte gegen den offenbar überwundenen Gegner beinah segnend die Hand aus: „Schön, wir werden uns ja da oben weiter sprechen. Und nun, meine liebe, jungfräuliche Braut, du hast wohl schon bemerkt — denn ich nenne dich in dieser feierlichen Stunde du — du hast schon bemerkt, daß wir hier draußen auf dem platten Land die rauhe, reine Wahrheit reden."

„Bravo — bravo — hoch die Landwirtschaft! Werrahn soll leben!"

„Und weil dem so ist, so muß ich dir sagen, als du hier ankamst als ein feines Mädchen in halbkurze Kleider und mit durchbrochene, schwarze Seidenstrümpfe —"

„Ei, ei," krähte der Erbonkel, „das is eine hübsche Anspielung —"

Allein der Küster warf ihm nur einen vernichtenden Blick zu. „Als du hier aufzogst — nich zu vergessen den schwarzen Samtmantel — da haben dich Frau Lotte Kalsow auf Werrahn, die die klügste Frau und Dame is, die ich überall kenne —"

Hier klappte der Küster gleich einem Taschenmesser zusammen, was er jedoch eine Verbeugung nannte, und von allen Seiten antwortete ihm brausend: „Hoch, Mutter Lotting auf Werrahn. Prost!"

„Hoch soll sie leben", sang Onkel Ludwig Wippermann dazwischen, der diese Pause durchaus zu benutzen gedachte.

Jedoch der Küster bewegte nur die Hände, als gedächte er, sich selbst auf der Orgel zu begleiten, und dröhnte fürbaß: „Ich wollte sagen, denn ich lasse mich partout nich unterbrechen, als du hier ankamst, liebliche



Braut, da haben dich Frau Lotte Kalsow auf Werrahn und ihre Tochter und ich selbst und mein Pudel Sus — mach schön, Sus, es wird von dich gesprochen — da haben wir dich mit Abwartung und Mißtrauen betrachtet, denn in unsere heutige Zeit, da muß man der Jugend eklig auf die Zähne fühlen, ob es ihr nicht geht wie den schönen Himbeeren am Strauch. Von außen sieht nämlich diese sehr einladende Frucht ümmer appetitlich und saftig aus, innen aber da kriecht der Wurm."

„Was?" fauchte Küster Vierarms Widersacher. Dieses Bild schien dem Erbonkel denn doch zu gegenständlich. „Einen Kognak", fuchtelte er, indem er dem Professor heftig auf den Fuß trat. „Hören Sie bloß, das verdirbt einem ja den Appetit."

„Das soll es auch", übertönte ihn der Küster.

Und Heinrich beugte sich hinüber, klopfte dem Erblasser auf die Hand und meinte: „Es is ja nur ein Gleichnis, Onkel Lutting."

„Aber ein ganz entfamtiges, Hinrich."

„Ich habe das Wort", so setzte sich der geistliche Mann wieder an die Spitze, der durch die Unterbrechungen des kleinen faltigen Kerls allmählich in helle Wut geraten war, denn er hielt es mit Recht für sündhaft, eine schöne wohlgesetzte Rede derart zu verstümmeln. „Und ich lasse mich durch nichts in die Welt von meinem rednerischen Weg abbringen, denn nicht jeder kann eine Rede mit Hauptsatz, Nebensatz, Prädikat und Objekt halten."

„Bravo — bravo", klatschte Oskar Rogge beifällig.

„Und nun zu dir, du liebe, süße Braut, mit deine goldgesponnene Haare und deine blauen Augen, die glänzen können und blitzen wie unsere Ostsee im Mai."

„Das laß ich mir gefallen", fistelte plötzlich der Erblasser, indem er seine Champagnerflasche schwenkte. „Alle hübschen kleinen Mädchen!"

Aber der Küster nickte ernsthaft und fuhr fort: „Ich sagte, wir hätten dir streng auf den Dienst gepaßt, ob du auch ein Strauch wärest, den wir unbesorgt in unserm Garten anpflanzen könnten."

„Ein Himbeerstrauch", rief von unten eine vorlaute Stimme.

Onkel Ludwig Wippermann rieb sich die Hände.

„Aber siehe da", sprach der Küster weiter, der auf solch unbedeutende Kleinigkeiten nicht mehr achtete. „Was geschah? Du legtest allmählich den schwarzen Samtmantel ab und auch die durchbrochenen schwarzen Strümpfe —" Weiter jedoch gelangte der vielgeprüfte Tischredner vorderhand nicht mehr.

Was war das?

Der Erbonkel wand und schüttelte sich vor Lachen auf seinem Stuhl hin und her, und als man den nach Atem Ringenden endlich durch ein Glas Wasser wieder ins Leben gerufen hatte, da vermochte er zuvörderst nur ganz matt vor sich hin zu keuchen: „Ha — ha — ausgezeichnet — die schwarzen Strümpfe auf den Tisch des Hauses — das is aber mal eine Anspielung."

„Meine Andächtigen, bleiben wir in der Sittlichkeit", schmetterte Küster Vierarms Posaunenstimme in jenem gefährlichen Moment, und er schwenkte seine Serviette, als wolle er allen Schmutz der Welt damit fortwischen. „Also, meine schöne Braut, ich will mit einer Erhebung schließen. Wir haben gesehen, daß du den Mantel und die Strümpfe und damit zugleich das ganze modernistische Wesen abgelegt hast und das geworden bist, was man eine getreue, folgsame Jungfrau nennt. Und weiß der Kuckuck, wie es gekommen is, aber durch die Veränderung deiner Mädchenhaftigkeit haben wir dich alle, meine liebe Kleine, so recht von Herzen liebgewonnen. Mutter Lotting und Fräulein Anna und ich und mein Pudel Sus und schließlich auch dein Bräutigam, unser Herr Heinrich. Liebe Kleine, mit diesem Herrn Heinrich aber, da beschenken wir dich mit einem Glück, das du vorderhand gar nicht ermessen kannst. Und deshalb, meine liebe gute Tochter, mußt du deinem künftigen Gatten stets eine unterwürfige Magd werden, denn er hält alle Not und Sorgen von dir fern, weil er in gesegneten Umständen lebt. Und Mutter Lotting mußt du jeden Wunsch von die Augen absehen, und gegen uns andere darfst du dich nie hochmütig behaben, sondern freundlich und lieblich. Und deshalb rufe ich, in diesem gottgefälligen Sinn sollst du leben, hoch und noch einmal hoch und noch einmal hoch."

Klingend und jubelnd fielen die beiden Violinspieler ein, die neben dem Musikanten am Klavier saßen, die ganze Gesellschaft erhob sich, um anzustoßen, und es entstand ein Lärm, daß keiner mehr sein eigenes Wort verstehen konnte. Aber alle waren einig, daß Küster Vierarms Rede preiswürdig gewesen. Der Küster selbst jedoch wischte sich bescheiden die Stirn. Dann nahm er sein Glas und hielt es dankbar gegen seinen Pudel, der, noch immer auf dem Stuhl hockend, jede seiner Bewegungen gespannt verfolgte: „Dein Wohlsein, lieber Sus, ich habe es wohl bemerkt, daß in mich eine belebende dämonische Kraft gefahren war, sonst hätte ich dieses schwierige Stück auch nicht zu Ende gebracht. Prost!"

So ging das Mahl noch eine Weile fort. Eine köstliche Speise, wohlgeprüft und erklärt durch Onkel Wippermann, folgte der andern, die jungen Leute am unteren Ende der Tafel begannen wieder zu singen und zu kichern, und die Mägde von Frau Lotte, appetitlich anzusehen in ihren weißen Schürzen, liefen herum und stellten immer neue Champagnerflaschen auf die Tafel, auf der kaum noch ein leerer Platz zu erspähen war.

Und doch hätte beinah eine kleine unbeachtete Störung das gemütliche Fest unheimlich unterbrochen.

Anna Kalsow war nämlich dicht vor die Braut hingetreten. In ihrer Rechten trug sie ein paar weiße Lilien. Jetzt machte sie einen kurzen, befangenen Knicks, aber wenn auch ihr Mund gezwungen dazu lächelte, ihre Augen blieben unverrückbar auf dem Boden haften, so daß ein scharfer Beobachter hätte entdecken müssen, wie sehr und heftig sich die Haustochter gegen die Aufmerksamkeit, die sie jetzt der Braut erweisen sollte, heimlich sträubte und wehrte.

Jedoch nur Herta empfand diese Abneigung. Unwillkürlich klammerte sie sich an den Arm ihres Verlobten fest, als könne ihr nur an seiner Seite ein schwacher Schutz werden, dann beugte sie sich zögernd vor, und ihre Blicke richteten sich so angsterfüllt auf die schlanke, üppige Gestalt des Landmädchens, als ahne sie, daß der künstlich gebannte Friede nunmehr von dieser Tafel zerstieben müsse, um der Ruhelosigkeit und der peinigenden, nagenden Furcht Platz zu machen, die immer von neuem ihr ganzes Wesen erfüllten.

Was würde heute noch geschehen?

Röte und Blässe wechselten unaufhörlich auf ihrem schmalen Gesichtchen, und immer wieder spähte sie unbemerkt und verstohlen zum Fenster hinaus.

„Was ist dir, mein Süßing?" forschte ihr Bräutigam.



Ueber ihren Rücken lief es wie ein Eistropfen. Fröstelnd schauerte sie trotz der Hitze zusammen, und ihre Zähne bebten gegeneinander.

„Hörst du nicht den Wagen draußen, Heinrich?"

Der Landwirt hob gleichmütig das Haupt. „Er ist schon vorüber", bemerkte er dann achtlos.

Herta griff nach seinen Fingern.

„Liebes Süßing", murmelte der Riese nochmals gerührt.

„Nun wird meine Tochter Anna etwas vortragen", meldete Frau Lotte Kalsow und bewegte nachdenklich ihr spitzes Antlitz. „Das Gedicht wurde mir zu meinem eigenen Polterabend aufgesagt, und deshalb habe ich es wieder hervorgesucht. Nun ziere dich nicht, Döchting, die Herrschaften werden schon wissen, wie es gemeint ist."

„Jawoll, aber ganz still", rief Inspektor Hartmann, der mit Wohlgefallen auf die hohe Gestalt der Haustochter blickte. Und bei sich dachte er: das wäre eigentlich ein tüchtiges Weib. Was sie nur in aller Welt neulich bei dem alten Grafen zu suchen hatte?

Noch immer löste das Mädchen ihre Augen nicht von dem weißen Estrich.

„Na, Anning, nu Mut", ermunterte sie ihr Bruder und zupfte sie am Arm.

Da hob sie das Haupt, und die Blicke der beiden Mädchen gruben sich für einen verschwindenden Moment ineinander.

Und wieder tastete Herta nach dem Arm ihres Verlobten.

Die Haustochter begann:

„Sieh, diese Lilien, weiß und rein,
Aus einer reinen Jungfrau Hand,
Sie sollen dir ein Sinnbild sein,
Ein Gruß aus dem verlassenen Land.

Ein Zeichen des, was du verlorst,
Als du dein Herz ihm zugewandt.
Den du in Züchten dir — —
Dir — — erforst — —"

Ein leiser Schrei wurde laut. Herta sprang auf. In dem gleichen Moment glitten die drei Lilien langsam an dem Kleid der Sprechenden herunter.

„Anna — Anna —", rief Mutter Lotte und drängte sich durch die Reihen der Umstehenden.

„Was gibt es denn?" fuhr Onkel Wippermann auf, Küster Vierarm jedoch schoß bereits mit einem Sprung herzu und schlang beide Arme um die Wankende.

„Was soll es geben?" knurrte der geistliche Mann. „Nichts, rein gar nichts — bloß die große Hitze. Reichen Sie lieber 'n Glas Trinkwasser herüber, Herr Erbonkel Wippermann — unsere Anna is nämlich 'n bißchen schwach geworden."

* * *

Am Nachmittag wandelten die Gäste paarweise oder in Gruppen durch den Garten, oder sie hatten sich auch plaudernd an den weißgedeckten kleinen Tischen niedergelassen, die überall in Lauben, an Hecken, ja sogar mitten auf den Wegen verstreut harrten, weil an ihnen gemütlich der Kaffee genommen werden sollte. Mitten unter den Geladenen schritt bereits wieder die Haustochter herum, ließ sauber allerlei Geschirr auf die runden Tafeln stellen und vermochte selbst freundlich zu scherzen, wenn sie mit ihrem Unfall geneckt wurde, den niemand dem kräftigen Mädchen zugetraut hätte.

Alle aber wußten es sich zu erklären, und Küster Vierarms Ansicht, der inzwischen mit einigen jungen Burschen bunte Papierlampions in die Bäume hing, Küster Vierarms Ansicht schlug geradezu durch. Namentlich wenn er, auf einer Leiter stehend, seinen buschigen Eisenschopf so wild und unvermutet aus einem der Ahorngipfel herausstreckte und in fürchterlichen Tönen, denn er trug ein Lampion am Drahthenkel im Munde, herunterschrie: „Spaß — Spaß — bei solcher Hitze — 25 im Schatten — dabei deklamiere mal einer ein Gedicht. Das getraue ich mir ja nich einmal."

„Weshalb hängen Sie da eigentlich lauter gelbe Dinger rauf?" zappelte Onkel Wippermann, der sich mit seiner Zigarre in einem Feldstuhl unter den Ahorn gelegt hatte und jetzt jeden Augenblick fürchtete, ihm könnte eine der großen Zitronen empfindlich in sein Ruheplätzchen herabstürzen.

„Weshalb?"

„Ja, wir befinden uns doch nich in Atalien unter die Zitronenbäume?"

„Ne", höhnte der Küster fürchterlich, der hier im Freien gegen seinen Feind keinerlei Rücksichten mehr zu nehmen gewillt war, und deshalb schob er sein glührotes, wütendes Antlitz, das einem schönen Purpurlampion immer ähnlicher wurde, gefährlich weit herunter: „Zitronenbaum nich, Herr Erbonkel Wippermann. Dieser Ahorn soll bloß die Gelbsucht vorstellen; verstehen Sie, der Baum is so ne lütte Anspielung."

„Oh", ärgerte sich der Erblasser und wälzte sich in seinem Stuhl, daß der Überzug krachte.

Inzwischen näherte sich Mutter Lotting ihrem Sohn, der mit seiner Braut Arm in Arm auf abgelegenen und überbuschten Pfaden des Gartens dahinschritt. Gegenüberhängende Haselnußsträucher hatten hier einen Laubengang gebildet, nur matt und abgedämpft fiel das helle Tageslicht durch die unbewegten Blätter, und in der grünen Dämmerung wandelte das Paar dahin, froh, dem lauten, fröhlichen Schwarm entronnen zu sein.

Dankerfüllt streichelte der Riese, so sanft und zart es seine grobe Hand zuließ, an dem Arm der Kleinen herab. O, was hatte sie doch eben für ein gutes, für ein wärmendes Wort gesprochen. Dafür konnte er sich gar nicht erkenntlich und dienstbeflissen genug erweisen.

„Komm," hatte sie ordentlich furchsam geäußert, während sie den großen Menschen fortzuziehen versuchte, „dort — dort in die dunklen Gänge — komm, dort kann uns keiner finden, keiner, da sind wir sicher."

„Sicher, mein Süßing?" wollte Heinrich halb stolz, halb belustigt wiederholen, allein zu seinem Erstaunen fand er sich gleich darauf mit einer Kraft fortgedrängt, die er sich kaum zu erklären vermochte.

Da, am Ende des Ganges, trat Mutter Lotting zu ihnen.

Langsam, feierlich und bedeutsam nestelte sie, halb gebückt unter dem schmalen Haselnußdach, durch das hindurch tanzende grüne Flecken über das altmodische Prachtkleid herabgestreut wurden, überlegt nestelte sie aus der Tasche einen unförmigen Schlüssel hervor: „Hier, mein Junge, hier bringe ich dir ihn. Nun zeige deiner künftigen Frau, wo sie in Leid und Glück ihr Haupt hinbetten wird. Du weißt, wir haben alles nach bestem Wissen geordnet, aber nun gebe ich den Schlüssel ab, denn von jetzt —" hier verlor die Stimme etwas von ihrem ruhigen, ungetrübten Klang — „denn von jetzt an muß ein Größerer an eurer Schwelle wachen. Nicht wahr?"

„Ja, Mudding, ja", so quoll es heiß aus dem Riesen



hervor. Mächtig umklammerten seine Hände die schmalen, blaugeäderten der Mutter, ja er riß die unscheinbare, hilflose Gestalt an seine Brust.

„Mutting“, stammelte er noch einmal.

„Mein Jünging“, murmelte die alte Frau, weich und sich vergessend.

Mit niedergeschlagenen Augen, Frost in den Gliedern und unbeachtet von den beiden stand die Braut daneben.

Dann aber riß der junge Landwirt den Schlüssel gewaltsam an sich, schwenkte ihn hoch über dem Haupt, so daß sich das Eisen in dem Blättergeäst der Sträucher verlor, und während er aus vollster Brust einen Ruf ausstieß, so jauchzend und triumphierend, daß er weit über das Land weitergetragen wurde, da zog er, lauter gute, unverständliche Worte sprudelnd, seine Erwählte mit sich fort.

„Komm — komm — jetzt sollst du sehen — o, du wirst schon Augen machen!“

Bald hatten die beiden den Seitenflügel des Hauses erreicht, der sich fast völlig in das überhängende Blättergewirr der drei uralten, weitgeästeten Lindenbäume eingeschoben hatte, die seit alters das Wahrzeichen von Werrahn bildeten. Eine Schar junger Stare, eben flugbereit, zwitscherte in scharfen Schlägen Lieder vom Flüggesein und Wandertrieb. Aber dazwischen schoß es in schrägem Flug. Das waren die Hausschwalben, und sie zirpten: „Halt fest — halt fest — eigenes Nest, is best.“

„Ja“, stotterte Heinrich überselig. „Hörst woll, mein einziges, was die alten guten Dinger singen? Das hat mich meine Mutter all als Kind gelehrt. Eigen Nest ist best. Und nun komm; über die Schwelle nämlich sollst du nicht gehen, hier will ich dich tragen. So hat es mein Vater schon gemacht. Und sein Vater wohl auch, und das erbt sich so fort.“

(Fortsetzung folgt.)

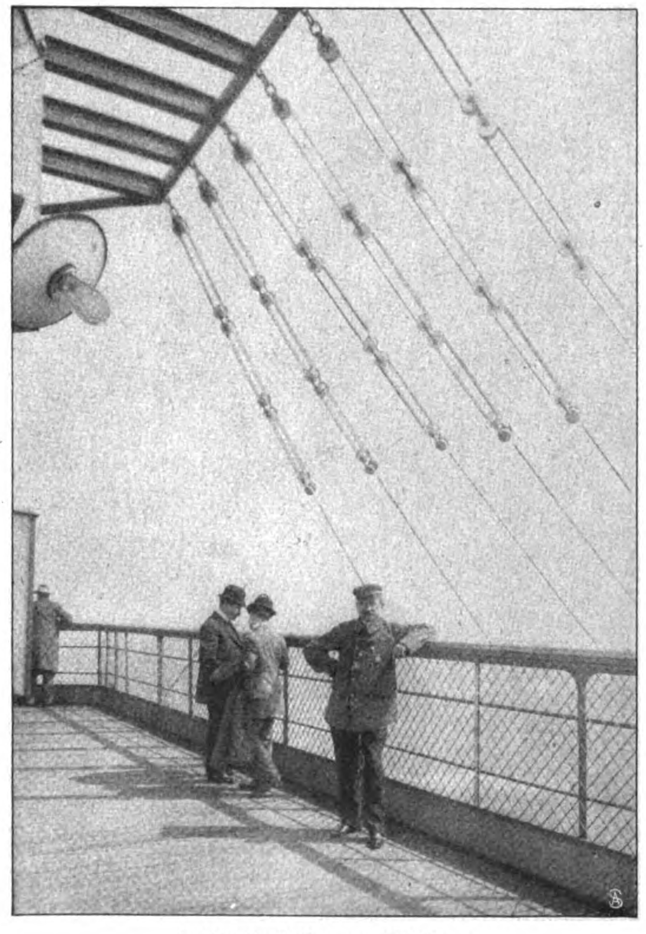
Die drahtlose Telegraphie in den Lüften.

Von Hans Dominik. — Hierzu 5 Abbildungen.

So alt wie die drahtlose Telegraphie selbst ist auch die Erkenntnis, daß dies neue Verständigungsmittel ein wertvoller Bundesgenosse der Luftschiffahrt werden müsse. Bereits im Jahr 1898, als es weder Motorluftschiffe noch Flugmaschinen gab, begannen sofort nach den ersten Erfolgen der drahtlosen Telegraphie die Versuche, die neue Technik den Freiballons zugute kommen zu lassen.

Freilich konnte man nicht daran denken, eine komplette Station, die doch immerhin etwa 100 Kilogramm wiegt, im Freiballon mitzunehmen. Man mußte zunächst auf das Aussenden von Nachrichten verzichten und sich auf die sehr viel leichteren Apparate zum Nachrichtenempfang beschränken. Damit wurden indes noch im Jahr 1898 Erfolge bis auf 20 Kilometer erreicht. Danach aber gerieten diese Versuche mehrere Jahre in Vergessenheit.

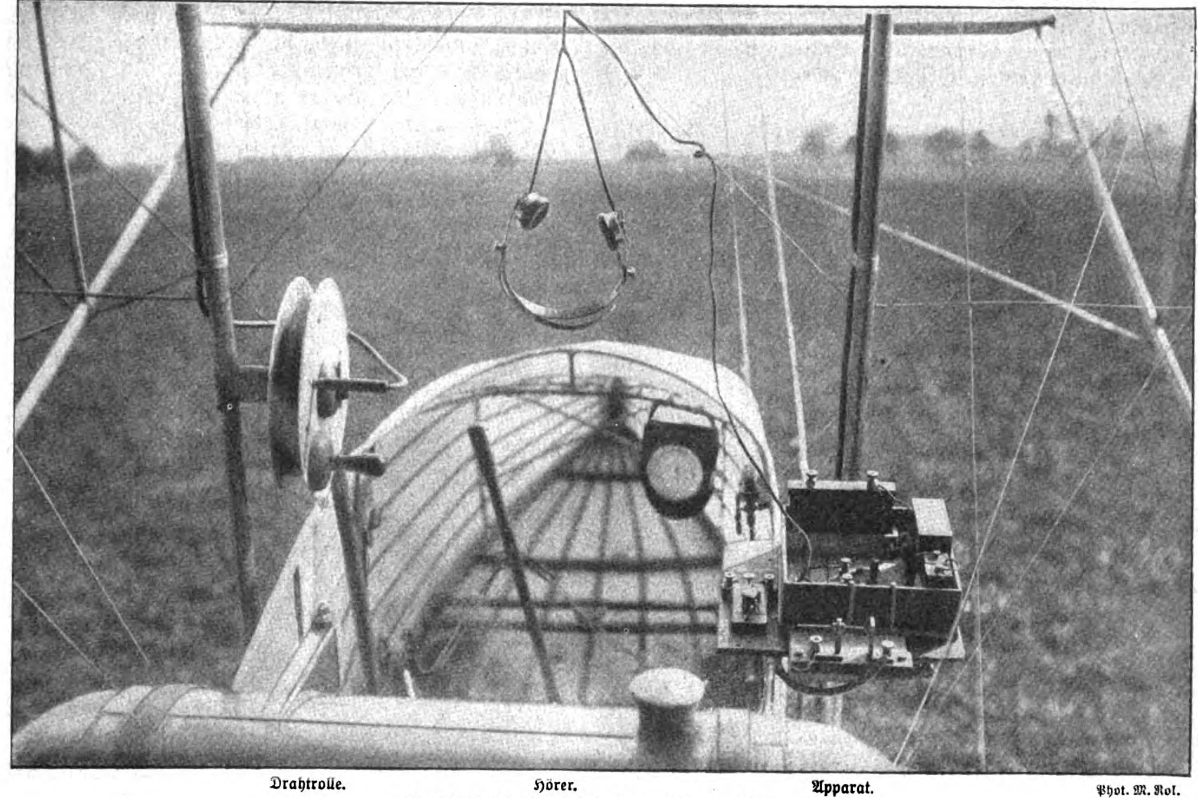
In der Tat war der praktische Wert dieses technisch immerhin bemerkenswerten Erfolges ja auch nicht sehr groß. Der Freiballon, ein willenloses Spiel der jeweiligen Windströmung, konnte etwaige Befehle und Manöver, die von der Landstation ihm angegeben wurden, doch nicht ausführen. Und er war ohne Geberapparat nicht in der Lage, interessante und wichtige Erkundigungen an die Landstelle zurückzumelden.



1. Die Luftleiter am Eiffelturm.

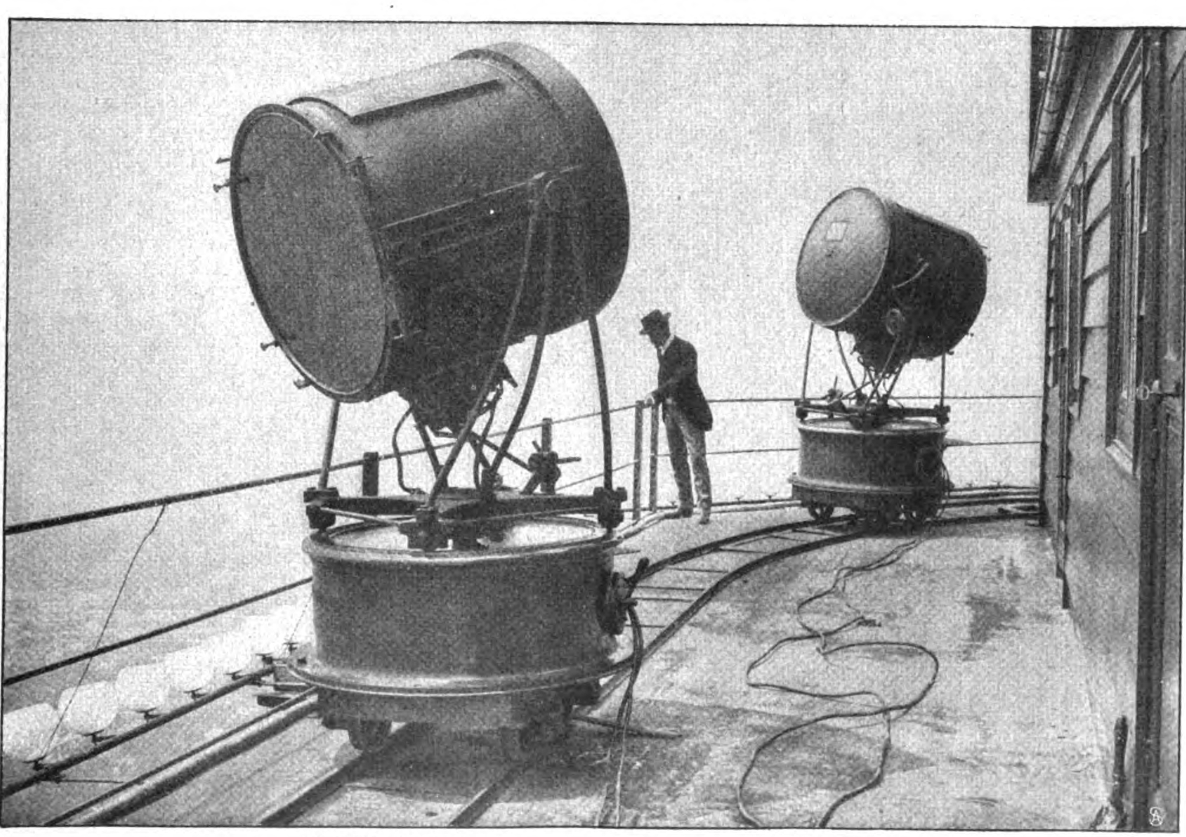
Das Bild änderte sich indes bedeutend, als das 20. Jahrhundert die großen Erfolge der Motorluftschiffahrt und der Aviatik brachte. Die Tragkraft der Motorballons war so bedeutend, daß man einen kompletten Apparat sehr gut mitnehmen konnte. Dafür aber traten nun sofort eine Reihe anderer technischer Schwierigkeiten auf.

Die drahtlose Telegraphie führt ja auch den Namen „Funkentelegraphie“, weil die elektrischen Wellen, die sie zur Verständigung benutzt, mit Hilfe kräftiger elektrischer Funken erzeugt werden. Funken aber, so sagt schon ein altes Sprichwort, soll man tunlichst nicht in Pulverfässer werfen. Und der Gasballon gibt einem Pulverfaß hinsichtlich der Explosionsgefahr nur wenig nach. Infolge des fortwährenden Gasaustausches, bei dem durch die Hülle Wasserstoff aus- und Luft einwandert,



Drahtrolle. Hörer. Apparat. Phot. M. Rol.

2. Funkenstation auf einer Flugmaschine.



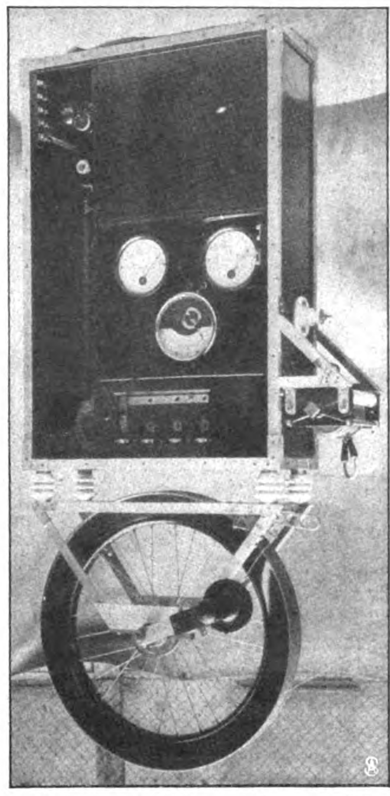
Beginn der Antennen. Scheinwerfer als Wegweiser.

3. Auf der Scheinwerfergalerie des Eiffelturms.



enthält jeder Ballon immer mehr oder weniger Knallgas. Und ein Fünkchen genügt, um das zur Explosion zu bringen. Man weiß, daß so manches liebe Mal ein Funken atmosphärischer Elektrizität, der bei der Landung irgendwo übersprang, einen Ballon vernichtet hat.

Wollte man also ernsthaft an den Einbau funkentelegraphischer Stationen in Motorluftschiffe gehen, so mußte diese Gefahr zunächst sicher ausgeschaltet werden. Man durfte beispielsweise nicht daran denken, etwa das Aluminiumgerippe der Zeppelinen als sogenanntes elektrisches Gegengewicht zu benutzen, denn ein Fünkchen irgendwo wäre ja gleichbedeutend mit einer Katastrophe gewesen.



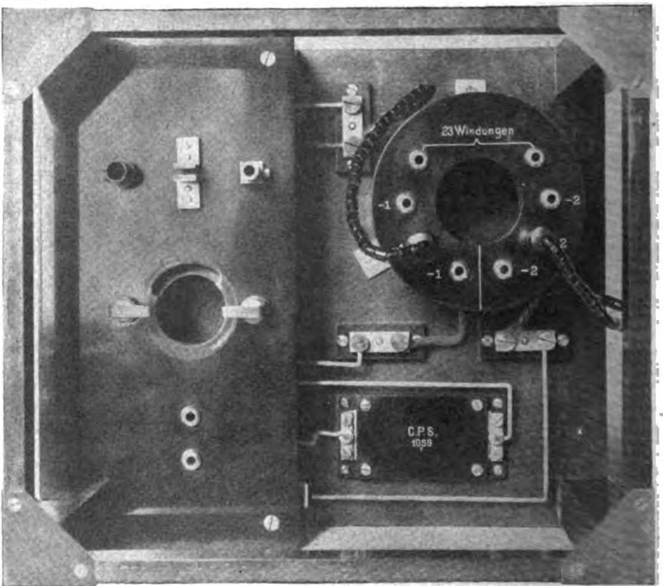
4. Apparat für Flugmaschinen.

Die Technik hat im Lauf weniger Jahre dies recht schwierige Problem gelöst. Es ist gelungen, die für jede drahtlose Nachrichtenübermittlung unentbehrlichen Strahlungsdrähte oder „Antennen" so anzuordnen, daß sie vom Luftschiffkörper vollkommen isoliert sind und diesen Körper auch auf induktivem Weg nicht im geringsten beeinflussen können. In welcher Weise dies geschehen kann, soll in den folgenden Zeilen des näheren erläutert und ausgeführt werden. Man kann, um ein Beispiel anzuführen, vom Oberteil eines Zeppelinschiffes aus einen meteorologischen Drachen hochlassen und den feinen Klaviersaitendraht, der hier als Drachenschnur dient, als Antenne benutzen. Als elektrische Gegengewichte dienen dann die von den Gondeln und dem Laufsteg herunterhängenden Drähte, die natürlich ebenfalls gegen die Metallteile des Luftschiffes gut isoliert sind.

Man kann aber daneben auch eine andere Anordnung wählen, bei der nur zwei Luftleiter nach unten hängen, die je eine viertel Wellenlänge lang sind und um eine halbe Wellenlänge voneinander entfernt hängen. Man erhält dabei gleichzeitig eine gerichtete Telegraphie, wenn man die Schwingungen in den beiden Leitern um eine Phase von 180 Grad gegeneinander verschiebt. Die Wellen addieren sich dann in der Ebene, in der die beiden Drähte hängen; sie heben sich in den andern Richtungen mehr oder weniger auf. — Mit solchen Anordnungen, die zum Teil geheimgehalten werden, ist heute eine zuverlässige und gefahrlose Wellentelegraphie auf den Luftschiffen sämtlicher Systeme durchführbar und zum großen Teil auch wirklich durchgeführt worden. Beispielsweise hat der „Z. III" bereits im Jahr 1909 gute wellentelegraphische Verbindung gehabt, und unsere Militärluftschiffe haben diese Verbindung, soweit etwas darüber bekanntgeworden ist, ausnahmslos.

Aber noch eine zweite Schwierigkeit war zu überwinden, nämlich die Art des Nachrichtenempfanges. Man hat ja dafür den alten Kohärer, der dann einen Morseschreiber betätigt, und ferner das Telephon in Verbindung mit einem Detektor. Indes die Motoren eines Luftschiffs vollführen erstens einen recht lebhaften Lärm, und sie verursachen zweitens heftige Erschütterungen. Wegen der Erschütterungen war der Kohärer nicht anwendbar, und wegen des Lärms erschien die telephonische Aufnahme wenig aussichtsreich. Durch die neue Erfindung der tönenden Funken wurde die Schwierigkeit behoben. Sie geben im Telephon so scharfe und durchdringende musikalische Töne, daß die Aufnahme trotz allem Motorlärm sicher durchführbar ist.

So darf also die wellentelegraphische Verbindung der Motorluftschiffe heute als gelöst betrachtet werden. Ueber die Bedeutung dieser Lösung ist kaum noch ein Wort zu verlieren. Ihre ungeheure Wichtigkeit liegt auf der Hand. Ein Luftschiff, das seinem Kommando fortwährend Nachrichten über den augenblicklichen Stand des Gegners zukommen läßt, das vom Kommando nach bestimmten Punkten hin dirigiert werden kann, ist natürlich viel wertvoller als ein anderes, das erst von seiner Fahrt zurückkehren muß, um Bericht zu erstatten.



5. Apparat für Motorluftschiffe.

Noch schwieriger ist das Problem nun bei den jüngsten Kindern der Flugtechnik, bei den Flugmaschinen. Zwar herrscht hier keinerlei Explosionsgefahr. Dafür aber ist der Motorlärm womöglich noch ärger als im Luftschiff. Und weiter kann die Flugmaschine bei der Landung und beim Abflug irgendwelche hängenden Luftleitergebilde absolut nicht vertragen. Sie würden

entweder reißen oder die Maschine unklar machen und Ursache zu allerlei gefährlichen Katastrophen werden.

Unsere Technik hat aber auch diese Schwierigkeiten überwunden. Sie baut Apparate zum Geben und zum Empfangen, die sicher über 30 Kilometer reichen und nur 25 Kilogramm wiegen. Der Luftleiter ist dabei als einfacher, 50 Meter langer Draht ausgebildet, der an einem Ende eine Metallkugel trägt, mit dem andern Ende in der Flugmaschine an einer Haspel befestigt ist. Beim Start ist der Draht aufgewickelt, und erst in genügender Höhe haspelt der Begleiter des Fliegers ihn ab, und der Draht schleift nun wie eine Art Drachenschwanz hinter der Maschine her durch die Luft. Die schwere Metallkugel verhindert dabei, daß er etwa in die Propeller geweht wird. Und weiter ist eine Federeinrichtung vorgesehen, ähnlich der, die wir an den Rouleaus unserer Eisenbahnwagen haben. Dort genügt bekanntlich ein Druck auf einen Nocken, um das Rouleau wieder in die Höhe schnellen zu lassen. Ebenso kann hier der Begleiter den Luftdraht sehr schnell wieder aufspulen lassen. Weil man aber schließlich immer einmal mit Versagern rechnen muß, ist endlich noch eine Sicherung im Draht vorgesehen, so daß er kurz an der Flugmaschine abreißt, wenn er bei einer allzu schnellen Landung doch noch etwa über das Land schleift.

So ist die wellentelegraphische Verbindung auch der Flugmaschinen heute wenigstens über Entfernungen bis zu 30 Kilometer gut gelöst. Aber es ist wohl anzunehmen, daß immer größere Reichweiten verlangt und auch ermöglicht werden dürften. Denn bei einer modernen, 20 deutsche Meilen langen Armeeaufstellung sind 30 Kilometer noch keine große Strecke.

Die Nachrichten vom Land können den Luftschiffen und Flugmaschinen natürlich von jeder Feldstation, insbesondere aber auch von den großen ortsfesten Anlagen übermittelt werden. So haben wir die Großstation in Nauen mit einer Reichweite von 5000 Kilometer. Dort werden 200 elektrische Pferdekräfte von einem 100 Meter hohen Luftleitergebilde ausgestrahlt. Da steht ferner in Paris der Eiffelturm, den die französische Militärverwaltung für wellentelegraphische Zwecke okkupiert hat. Freilich ist das eiserne, mit der Erde leitend verbundene Turmgerüst an sich nicht als Antenne zu gebrauchen. Aber von der einen Seite des Turms geht ein lyraähnliches, vielsträhniges Drahtgebilde zur Erde herunter. Unterirdisch ist der eigentliche Stationsraum angelegt, von dem aus die elektrische Energie in diese Riesenantenne geleitet und dann in die Luft gestrahlt wird. Die Anlage auf dem Eiffelturm in Paris ist in ständiger Verbindung mit Biserta und Marokko. Sie kann natürlich nicht nur den Panzerschiffen, sondern auch den Fahrzeugen der Luftflotte innerhalb ihres Wirkungsbereichs jederzeit die nötigen Nachrichten und Befehle zukommen lassen.

Bilder aus aller Welt.


Zelt zum Schutz eines jungen Baumes.

In den Pariser Parkanlagen stehen viele Palmen und andere Bäume des Südens, die sich im Sommer sehr schön ausnehmen, im Winter aber eingehen müßten, wenn man nicht für den Schutz sorgte. Man bedeckt entweder die Kronen oder den ganzen Baum mit einem Zelt, mit warmen Matten und dergleichen, sobald die kalte Jahreszeit herannaht.

Vor kurzem beging der langjährige frühere Leiter der Universitätsfrauenklinik in Jena Wirkl. Geh. Rat Dr. Schultze, Ehrenbürger von Jena, sein 60jähriges Doktorjubiläum. Der berühmte Frauenarzt steht jetzt im 84. Lebensjahr. Der Universität Jena gehörte er fast ein halbes Jahrhundert, von 1858—1903, als Lehrer an.


Kronenschutz einer Palme.


Wie die Bäume im Pariser Park Monceau geschützt werden. Phot. J. Boyer.



Schutz von Bäumen und Pflanzen gegen Frostschäden in den Pariser Parkanlagen.



Exz. Geh. Rat Prof. Dr. Schultze,
Jena, feierte sein 60 jähriges Doktorjubiläum.

Am 14. September 1861 hat der junge Künstler Hans von Bronsart sich mit Ingeborg Stark, einer Lieblingsschülerin Franz Liszts, vermählt. Das Paar, das jetzt seine goldene Hochzeit feiern kann, sieht auf bedeutende innere und äußere Erfolge zurück. Hans von Bronsart hat sich als Komponist einen guten Namen, als Generalintendant des Hoftheaters in Weimar hervorragende Verdienste erworben. Frau von Bronsart ist als Komponistin bekannt geworden, deren Opern auf zahlreichen Bühnen erfolgreich gegeben wurden, und deren Lieder, Klavier- und Violinwerke allseitige Anerkennung fanden.

Das neue Rathaus der Stadt Chemnitz wurde am 2. September feierlich eingeweiht. Anläßlich der Rathausweihe wurde ein großes historisches Festspiel aufgeführt und ein schöner Festzug veranstaltet.

Auf dem Josephplatz in München steht seit kurzem der schöne neue Jonas-Brunnen, eine Schöpfung des bekannten Bildhauers Professors Hubert Netzer, dem die Isarstadt schon eine ganze Reihe von wertvollen Zierbrunnen verdankt.



Wirkl. Geh. Rat Hans v. Bronsart und Frau v. Bronsart,
feierten ihre goldene Hochzeit.



Das neue Rathaus in Chemnitz.



Phot. Jaeger & Goergen.
Der Jonas-Brunnen auf dem Josephplatz
in München. Von Prof. Hubert Netzer.



1. Badearzt Dr. Galisch. - 2. Badedirektor Becker. 3. Regierungspräsident Bötticher, Osnabrück. 4. Badearzt Sanitätsrat Dr. Galisch. 5. Geh. Bergrat Dr. Weidiman (Mitglied des Herrenhauses). 6. Badearzt Dr. Bauer. Phot. Hemmelscamp.

Die hundertjährige Jubelfeier von Bad Rothenfelde.



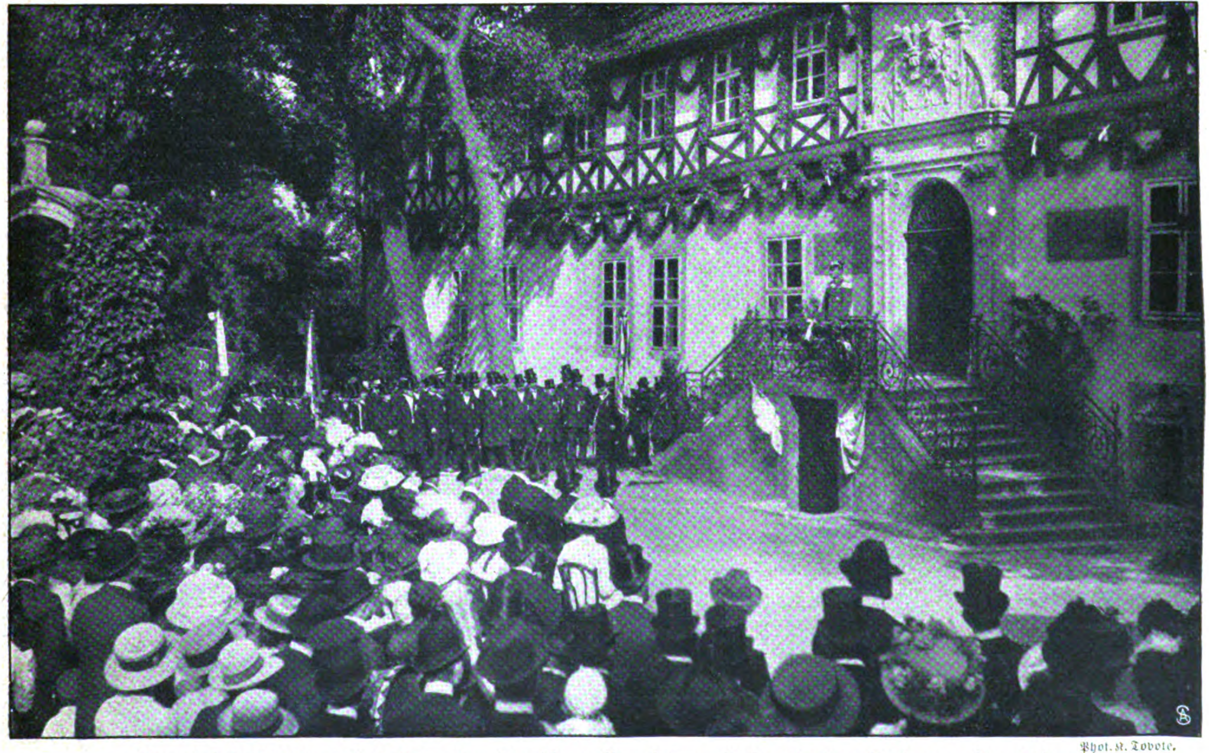
Frl. Mary Dietrich, Phot. Hänse Herrmann.
neues Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin.



Frau Gillberg-Gade,
wurde von Rich. Strauß für die Rosenkavalier-Tournee verpflichtet.

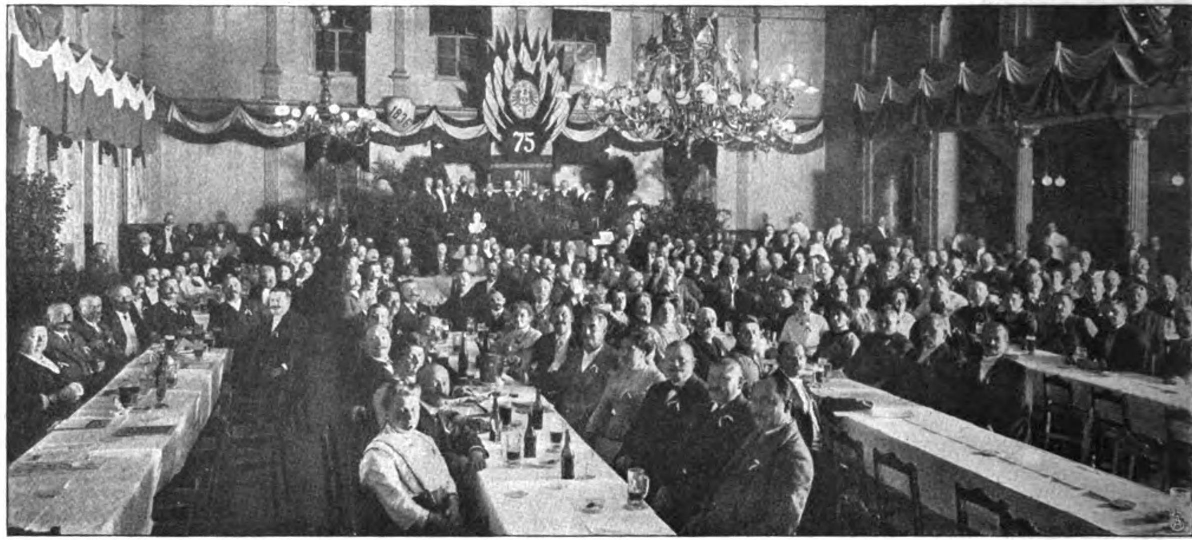
Das bekannte westfälische Solbad Rothenfelde konnte in diesem Sommer das hundertjährige Jubiläum seiner Gründung festlich begehen. Der offiziellen Feier wohnten zahlreiche Vertreter der Provinzialbehörden bei, auch der Regierungspräsident von Osnabrück und Geh. Bergrat Dr. Weidtman, Mitglied des Herrenhauses, waren zu der Festlichkeit erschienen.

Direktor Max Reinhardt hat im letzten Frühjahr dem Berliner Deutschen Theater ein neues, sehr begabtes Mitglied verpflichtet. Fräulein Mary Dietrich steht erst am Anfang ihrer Bühnenlaufbahn, hat aber als Helena im Zweiten Teil des „Faust" schon einen schönen und anhaltenden Erfolg errungen und damit ihr künstlerisches Können erwiesen.



Phot. R. Tobote.
Von der 600jährigen Jubelfeier der Familie v. Bennigsen: Ansprache des Majors v. Bennigsen.





Phot. Max Fischer, Dresden.

Vom 75jährigen Bestehen des 1. Vereins Dresdner Gast- und Schankwirte: Der Festkommers in der Zentralhalle.

Die Gattin des Berliner Bühnenmalers Svend Gade, Frau Gillberg-Gade, ist von Richard Strauß für die Rosenkavalier-Tournee durch England und Amerika verpflichtet worden. Die ebenso schöne wie stimmgewaltige Künstlerin wird die Partie der Feldmarschallin singen.

Auf dem Rittergute Bennigsen in der Provinz Hannover haben sich Ende August die Mitglieder des angesehenen Hauses v. Bennigsen versammelt, um die 600. Wiederkehr des Tages zu feiern, an dem ihr Geschlecht einst seine Burg erbaut hat. Die ganze Bewohnerschaft des Dorfes nahm an der Feier teil.

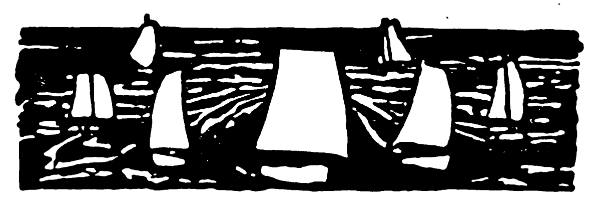
Vor kurzem feierte der 1. Verein Dresdner Gast- und Schankwirte sein 75jähriges Jubiläum. Ein fröhlicher und zahlreich besuchter Festkommers, der in der Zentralhalle abgehalten wurde, vereinigte die Vereinsmitglieder und ihre Ehrengäste.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 38. Berlin, den 23. September 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 38.



Die sieben Tage der Woche.

14. September.

In Kiew wird bei einer Galavorstellung aus Anlaß der Enthüllung eines Denkmals für Zar Alexander II. im Theater der russische Ministerpräsident Stolypin durch zwei Revolverschüsse schwer verwundet. Der Attentäter wird verhaftet.

In Bilbao führt der Generalstreik trotz der Verhängung des Belagerungzustandes über die Stadt fortgesetzt zu Kämpfen zwischen Ausständigen und Truppenabteilungen. Der Verkehr, sowohl der Fern- wie der Straßenbahnen, wird zum großen Teil eingestellt.

Aus China wird gemeldet, daß die Aufständischen in der Provinz Sze-Tschwan eine Anzahl christlicher Missionen niedergebrannt und mehrere Missionare getötet haben.

15. September.

Der Kaiser übergibt in Langfuhr bei Danzig dem Kronprinzen das Erste Leibhusarenregiment. (Abb. S. 1593.) Der Kaiser begibt sich sodann über Marienburg nach Cadinen.

In Dresden wird der Zweite Internationale Kongreß für Sozialversicherung eröffnet.

Aus Adis Abeba kommt die Nachricht, daß der schon längst totgesagte Negus Menelik am abessinischen Neujahrstag eine größere Anzahl von Europäern öffentlich empfangen hat.

16. September.

Der chinesische Ministerrat ersucht den Kaiser, den in Ungnade gefallenen Juanschikai wieder zu berufen und zum Vizekönig der beiden Kwangprovinzen zu ernennen.

17. September.

In Wien veranstalten die Arbeiter vor dem Rathaus eine große Kundgebung gegen die Lebensmittelteuerung. Nach Schluß der Versammlung lassen sich die abziehenden Massen zu schweren Ausschreitungen hinreißen (Abb. S. 1594).

In Moskau wird der Kongreß der Nervopathologen und Psychiater kurz nach seiner Eröffnung von der Polizei geschlossen, da Professor Sersky eine scharfe Rede gegen die Regierung hält.

In Irland bricht ein neuer Streik der Eisenbahner aus.

18. September.

In einem Sanatorium in Schlachtensee bei Berlin stirbt, 63 Jahre alt, der antisemitische Reichstagsabgeordnete Liebermann von Sonnenberg. (Portr. S. 1592.)

In Kiew erliegt der Ministerpräsident Stolypin (Portr. S. 1592) den Wunden, die er bei dem Attentat erhalten hat.

19. September.

Amtlich wird mitgeteilt, daß der Oberpräsident der Provinz Posen von Waldow an Stelle des in den Ruhestand tretenden Oberpräsidenten Freiherrn von Maltzahn nach Stettin versetzt und zu seinem Nachfolger in Posen der Unterstaatssekretär im Kultusministerium Dr. Schwartzkopff (Portr. S. 1588) ernannt worden ist.

Die Reichstagsersatzwahl in Düsseldorf für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Kirsch ergibt die Notwendigkeit einer Stichwahl zwischen Zentrum und Sozialdemokratie.

In einer Reihe österreichischer Städte kommt es im Anschluß an Protestversammlungen gegen die Lebensmittelteuerung zu Krawallen.

Aus verschiedenen Städten Spaniens kommen Nachrichten über den Ausbruch von Generalstreiks mit revolutionären Begleiterscheinungen.

20. September.

Aus Madrid wird gemeldet, daß König Alfons ein Dekret unterzeichnet hat, durch das über ganz Spanien der Kriegszustand verhängt wird.

Auslandreisen.

Von Victor Ottmann.

Des Sommers heiße Tage sind vorbei, und der allmählich wieder zu Ehren kommende Lampenschein über dem Familientisch sowohl wie über dem geliebten Stammtisch sieht alles wiederum in häuslicher oder unhäuslicher Harmonie vereint. Aus den Wäldern und von der Küste, aus Gebirgen und fremden Städten sind sie glücklich zurückgekehrt, tauschen im Freundeskreis Erinnerungen an die Ferienwochen aus und genießen in der Schilderung genossener Freuden und erlittener Leiden noch einmal alle Reiselust — ist doch am Reisen zweifellos das schönste, daß man zu Hause etwas zu erzählen hat, und wird in der Erinnerung doch auch das Unerfreuliche zum wertvollen Erlebnis. Wer freilich „nur" im Riesengebirge, im Harz oder an der Ostsee war, kann trotz rhetorischer Begabung nur auf einen lauen Achtungserfolg rechnen, denn es ist schwierig, in diesen Gegenden, so reizvoll sie auch sein mögen, den Ruhm eines ungeheuren Abenteurers zu erwerben. Man muß heute weiter, sehr weit reisen, um am Stammtisch nachhaltige Wirkung zu erzielen. Lehmann fährt jeden Sommer in die Schweiz, Meier war schon zweimal in Italien, Schulze hat auf einem Vergnügungsdampfer das ganze Mittelmeer „abgemacht" und spricht, wenn seine Frau nicht dabei ist, über ägyptische Tänzerinnen mit der reifen Erfahrung eines Muselmanen. Wie soll man solchen Leuten imponieren?

Der Zug in weite Fernen ist zum charakteristischen Kennzeichen unserer Vergnügungsreisen geworden. Die Ausdehnung der Eisenbahnen, die Bequemlichkeit und verhältnismäßige Billigkeit der Schiffahrtslinien, die Einrichtung der Gesellschaftsreisen, die stetige Verbesserung des Unterkunftswesens auch in jenen Ländern, in denen



es früher schlecht darum bestellt war, und nicht zuletzt die rührige, verführerische Propaganda der am Reiseverkehr beteiligten Erwerbskreise haben die Auslandsreisen so in Mode gebracht, daß heute eine Exkursion nach der nordafrikanischen Küste oder den Eisfeldern Spitzbergens nicht ungewöhnlicher ist als vor 20 Jahren eine Reise nach Tirol. Weiter, immer weiter werden die Ziele gesteckt, und schon beginnt eine große deutsche Reederei mit „populären" Weltumseglungen zu „kleinen Preisen". Der Hang zur Ferne hat sich auch jenen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft mitgeteilt, die noch vor gar nicht langer Zeit den Vorschlag einer Auslandsreise als phantastischen Einfall zurückgewiesen hätte. Dazu kommt, daß der wanderlustige Deutsche, so gern er auch komfortabel reist, wenn es sein Geldbeutel gestattet, sich andernfalls ebenso gern nach der Decke streckt. Langt es nach Neapel nicht zur Zweiten Klasse, so fährt er eben Dritter, und muß er sich die großen Hotels versagen, dann schlüpft er, von keinen falschen Vornehmheitsbegriffen eingenommen, in kleinen Einkehrhäusern unter und setzt sich über die Unzulänglichkeiten des Quartiers mit Humor hinweg. Der Typ des echten deutschen Wandersmannes, wie er im wackeren Seume oder, um einen späteren zu nennen, im bedürfnislos derben Bogumil Goltz zu hoher Vollendung kam, lebt Gott sei Dank auch heute noch. In ihm verkörpert sich ein gutes Stück vom deutschen Idealismus.

Ob nun das Auslandreisen in der Art, wie es jetzt Mode geworden ist, mehr vertiefend oder mehr verflachend wirkt, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Jenen, die in der leichten Befriedigung des Triebes, fremde Länder zu sehen, etwas durchaus Erfreuliches erblicken, stehen andere gegenüber, die in der Reisewut unserer Tage eine bedenkliche Erscheinung, zum mindesten aber die Gefahr einer zunehmenden Verflachung des Denkens und Empfindens sehen. Die einen verweisen darauf, wie wertvoll es sei, daß jeder Gebildete einmal ein Stück Ausland zu sehen bekommt und, wenn auch nur im Fluge, unvermittelt mit eigenen Augen das Schöne und Interessante, das Fremdartige und Abweichende in sich aufnehmen kann; die andern glauben den geistigen Wert dieser schnellen und nur an der Oberfläche haftenden Reisen für den Durchschnitt verneinen zu müssen und empfehlen eine liebevollere Vertiefung in die viel zu wenig bekannte und gewürdigte Heimat. Indessen, man kann das eine tun und braucht das andere nicht zu lassen, und es gibt eine Mittellinie, die von der Mehrheit der deutschen Auslandreisenden auch sicherlich eingehalten wird. Noch immer gibt es Tausende, für die ein paar Wochen in Italien, eine Mittelmeerfahrt oder der Besuch der europäischen Weltstädte einen unschätzbaren Gewinn fürs Leben, eine Bereicherung des Geistes und Gemütes bedeuten, und dieser Tatsache gegenüber macht es nichts aus, wenn ebensoviel Tausende von der Auslandreise nichts weiter nach Hause bringen als ein paar schnell verflüchtende Eindrücke, Erinnerungen an internationale Hotels, an kleine Beschwerden, an ein Dutzend pflichtschuldig, aber mit innerer Teilnahmlosigkeit betrachteter „Sehenswürdigkeiten" und an banale Zerstreuungen, die sie zu Hause ebensogut oder besser genießen konnten.

Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß der deutsche Reisende im Ausland noch immer der gründlichste ist. Im Gegensatz zum englischen Durchschnittstouristen, der sich stets zu seinesgleichen hält, am liebsten in einem Faulenzerstuhl auf der Hotelterrasse liegt oder dem geliebten Rasensport huldigt und selten von der herkömmlichen Route abweicht, erledigt der Deutsche gewissenhaft sein Programm und ist Individualist genug, um Seitenpfade einzuschlagen. Er hat Entdeckerlust; es freut ihn, wenn er einmal etwas findet, was nicht im Baedeker und Meyer steht. Darf man ihm einen Vorwurf machen, so wäre es der, daß er in den „klassischen" Ländern im Bann humanistischer und romantischer Ideen zu wenig die Gegenwart beachtet. So mancher hochgebildete Italienfahrer, dem zwischen Verona und Syrakus kein einigermaßen beträchtliches Altertum unbekannt ist, weiß vom modernen Italien, von den gesellschaftlichen Verhältnissen des Landes, seinem Erwerbsleben und Bildungswesen so gut wie nichts. Ja, läge das zweitausend Jahre zurück, dann hätte er's am Schnürchen wie die Punischen Kriege! Andere Landsleute verkümmern sich den Genuß des unbefangenen Schauens durch die übertriebene Gewissenhaftigkeit, die sie drängt, alles, aber auch alles zu sehen, was „man" gesehen haben muß. Sie täten besser daran, nur ihrer augenblicklichen Neigung und Empfänglichkeit zu folgen und sich keine Skrupeln zu machen, „wenn auch ein paar Achatkugeln aus dem belobten Rosenkranz" — wie Goethe an seinen nach Italien reisenden Sohn August schrieb — der Betrachtung entgehen. Denn auch auf Reisen kommt es für den Laien, der keine Spezialstudien treibt, nicht so sehr auf die Vertiefung in Einzelheiten als vielmehr auf das Erfassen der Zusammenhänge und auf starke, nachhaltige Gesamteindrücke an.

Räumen wir ohne weiteres ein, daß es heute eine „Reisewut" gibt, die gut einen kleinen Dämpfer vertrüge, und daß so mancher Tourist, für den der Reisegenuß erst bei 2000 Kilometer Eisenbahn beginnt, den Interessen seines Geistes und seines Geldbeutels besser dienen würde, wenn er zunächst das Heimatland studieren wollte. Aber man darf doch nicht vergessen, wieviel schöne Früchte der für den Deutschen so charakteristische Trieb in die Ferne reifen läßt, und wie wenig es demgegenüber auf die kleinen Torheiten und Auswüchse dieses Triebes ankommt. Ohne ihn gäbe es nicht die zahllosen Kaufleute im Ausland, die über die ganze Welt zerstreuten deutschen Ingenieure, Techniker, Gewerbetreibenden und Handwerker. Das „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" ist gewiß ein schätzbares Wort, aber ein großes, durchaus auf Expansion angewiesenes Volk käme nicht weit, wenn es sich allzu philiströs an solche Biedermeierweisheit klammern wollte. Wir werden immer mehr dazu gedrängt, Weltwirtschaft zu treiben, und können nicht hinter dem Ofen warten, bis uns die gebratenen Tauben in Gestalt schöner Aufträge in den Mund fliegen. Unsere Kaufleute und Industriellen haben den geschäftlichen Wert der Auslandreise zum Zweck der Ausbildung, der Information, der Erschließung neuer Absatzgebiete längst erkannt. Jeder Ozeandampfer, der von der Nordsee nach dem fernen Osten, nach Amerika und Afrika fährt, trägt die Vorposten unserer kaufmännischen Welteroberung hinaus. Was früher nur die großen Handelsherren an der Wasserkante zu tun pflegten, nämlich daß sie einen ihrer Söhne ein paar Jahre lang im Ausland „konditionieren" ließen, ist heute ein ziemlich ausgedehnter Brauch geworden. Es tut den jungen Leuten gut, sich den Wind der großen Welt ein wenig um die Nase wehen zu lassen und mit



Angehörigen der verschiedensten Nationen in Berührung zu kommen. Das erweitert den Gesichtskreis und räumt mit Vorurteilen auf. Wer die Verhältnisse kennt, der weiß, daß es in den deutschen Handelshäusern über See keine Sinekuren gibt; selbst in den Tropen muß stramm gearbeitet werden, oft viel strammer als zu Hause. Die englischen und französischen Industriellen wissen sehr gut, woran es liegt, daß ihnen der deutsche Konkurrent draußen so viel Terrain abgräbt. Es liegt zum guten Teil an der unermüdlichen Agitation unserer Kaufleute, an der persönlichen Fühlung mit der überseeischen Kundschaft und dem geschickten Anpassen an ihre besonderen Wünsche. Der Engländer und mehr noch der Franzose ist darin vielfach zu lässig und eigensinnig. Die Auslandreisen der jungen Kaufleute zu Studienzwecken haben sich als ein vorzügliches Mittel erwiesen.

Es wäre erwünscht, daß auch in nicht kaufmännischen Berufen der praktische Nutzen solcher Auslandsreisen mehr erkannt werden möchte. An verheißungsvollen Anfängen fehlt es nicht. Ingenieure, Techniker, Mediziner, Philologen, Volkswirte, Politiker, Kommunalbeamte usw. beginnen der neuen Methode, ihre Kenntnisse zu bereichern, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man hört mitunter wohl den Einwand, daß von solchen kurzen Informationsreisen, wie sie jetzt von den verschiedensten Körperschaften gern unternommen werden, unmöglich ernsthafte Resultate zu erwarten sind. Das trifft nun doch nicht zu. Zwar braucht man ihre Bedeutung nicht zu überschätzen, aber einen gewissen praktischen Wert, für den einzelnen sowohl wie für die von der Körperschaft vertretenen Interessen, haben sie zweifellos, etwas Gutes bleibt immer hängen. Die ganze Sache steckt noch in den Kinderschuhen, aber ist zur weiteren Entwicklung reif. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um den kameradschaftlichen Auslandsreisen zu Studienzwecken eine große Zukunft zu verkündigen; schon in wenigen Jahren werden sie in Parallele zu den so beliebten Gesellschaftsreisen treten, die ja mehr den Zwecken der Erholung und Zerstreuung dienen. Organisatorisch geschulten Kräften bietet sich hier ein schönes Betätigungsfeld. Natürlich wird es nicht an Stimmen fehlen, die einen systematischen Ausbau des Studienreisewesens nur für eine neue Spielart unserer oft mit Recht beklagten Auslandsucht erklären, aber solche Einwände wären engherzig und kleinlich. Es kann nur von Nutzen sein, wenn z. B. ein Architekt die Baumethoden fremder Länder mit eigenen Augen kennen lernt, wenn ein Arzt die Krankenhäuser und sanitären Einrichtungen, ein Schulmann das Unterrichtswesen des Auslands studiert und aus dem Sehen und Vergleichen wertvolle Anregungen schöpft. Gerade manchen gebildeten Berufskreisen würden solche Informationsreisen zur Ueberwindung von allerlei Hemmungen verhelfen. Aber auch die Handwerksberufe können von Studienreisen ins Ausland unter sachkundiger Leitung nur profitieren. Das in unsern Lehranstalten in so bedauerlicher Weise vernachlässigte Studium der lebenden Sprachen würde wesentliche Förderung erfahren. Die Kostenfrage bereitet keine solche Schwierigkeiten, wie man im ersten Augenblick vielleicht vermutet. Es reist sich in größeren Gruppen, die allerlei Vergünstigungen genießen, sehr billig, auch handelt es sich ja nicht um Luxusreisen für verwöhnte Schwelger, sondern um vernünftiges Maßhalten in den Genüssen. Daß der ernste Zweck der Reise die Heiterkeit und das Mitnehmen der schönen Dinge, die am Weg liegen, nicht ausschließt, und daß die Teilnehmer nicht den ganzen Tag studieren, ist selbstverständlich; es müßte nur vermieden werden, daß solche Studienreisen, wie das bei den Fahrten mancher Studienkommission vorkommen soll, unter dem feucht-fröhlichen Zeichen des permanenten Frühstücks und einer überflüssigen Rhetorik stehen.

Nicht ganz ohne Unrecht wird dem deutschen Volk vorgeworfen, daß ihm trotz seiner großen Anpassungsgabe das eigentlich Weltbürgerliche, das sichere Gefühl des Ueberallzuhauseseins noch fehlt, und daß es in seiner kompakten Masse allen Expansionsbestrebungen, besonders dem Kolonialwesen, zu geringes Interesse oder gar Widerstand entgegenbringt. Es ist hier nicht der Ort, die sehr weitschichtigen und komplizierten Gründe dieser Zurückhaltung zu untersuchen, und es liegt nun einmal im deutschen Wesen, neue Bahnen nur zögernd und vorsichtig einzuschlagen. Aber die Erfahrung lehrt, daß die Widerstände nicht unüberwindbar sind und am besten durch eine Art Anschauungsunterricht auf dem Weg des Reisens beseitigt werden. Es ist überraschend, wie schnell mancher Binnendeutsche, der sich bisher den Kuckuck um Welthandel, Weltverkehr und Ausdehnung gekümmert hat, durch eine Reise an die Wasserkante, durch die Besichtigung des mächtigen Hamburger Hafengetriebes und den Anblick der Schiffe und Speicher auf andere Gedanken kommt und plötzlich ein lebhaftes Interesse an allen diesen Dingen gewinnt. Den vielversprechenden Keimen, die in dieser Methode der Erweiterung des Gesichtskreises und der daraus entspringenden Preisgabe kleinlicher Befangenheit liegen, könnte durch systematischen Ausbau des Studienreisewesens, besonders nach dem Ausland, zur Entfaltung verholfen werden, um schließlich das zu erzielen, was uns not tut: Weltbürgertum unter Festhalten an nationaler Gesinnung.

Ein Jagdtag auf Flugwild.

Von Eberhard Freiherrn von Wechmar

Mit dem Aufgang der Fasanenjagd um die Monatsmitte ist dem Jäger Gelegenheit genug zur Betätigung gegeben, denn Rebhühner, Wachteln, schottische Moorhühner, Wildenten, Schnepfen, Trappen, wilde Schwäne, Kraniche, Brachvögel, Wachtelkönige und alle andern jagdbaren Sumpf- und Wasservögel, ausgenommen wilde Gänse, durften bereits geschossen werden, so daß vom Federwild nur noch Auerhähne und -hennen sowie bis zum 21. September Kramtsvögel Schonzeit haben.

Bei dieser Reichhaltigkeit der Arten und der dadurch selbstverständlichen Verschiedenheit der Jagdmethoden lohnt es sich schon einmal, mit einem Jäger durch Wald und Feld zu streifen, um Freud und Leid eines Jagdtages auf Flugwild mit ihm zu teilen. Voraussetzung ist dabei allerdings: ein mit all dem oben aufgezählten Flugwild gut besetztes Revier und ein braver vierbeiniger Gehilfe, der ein recht vielseitiger Gebrauchshund sein muß, denn das verschiedenartige Benehmen



des Wildes vor dem Hund bedingt es, daß er hier einmal fest vorstehen muß, dort wieder hat er gut zu stöbern, dann soll er sicherer Verlorenapporteur sein, gute, oft recht andauernde Wasserarbeit wird er zu verrichten haben, bei der er im scharfen Schilf sogar schwimmend stöbern muß, und selbst als Taucher hat er sich bei dieser Jagdart zu bewähren, denn angeschossene Enten verschwinden oft dicht vor dem Hunde, um sich durch Unterwasserschwimmen vor ihrem Verfolger zu retten; sie verbergen sich dann gelegentlich so unter einem Wurzelstock, daß nur der feinnasige Hund sie dort zu entdecken vermag, auch hier gilt es demnach, Vorstehhundarbeit zu leisten. Man ersieht daraus: Vom Hund hängt vieles ab, denn er allein verrichtet fast die Arbeit. Sie zu beobachten, zählt wiederum zu den Freuden des Jägers, weshalb es Weidwerkgänger gibt, die sich für jede Jagdart einen Spezialisten halten, da beispielweise ein Hund, der nur vorsteht, wie der englische Pointer, durch seine eleganten Bewegungen bei der Suche und durch die Eigenart des Vorstehens, Manieren, die ihm angeboren sind, dem Auge stets neue entzückende Bilder bietet. Hier muß aber gesagt werden, daß durch zielbewußtes Vorgehen tatkräftiger Männer in den letzten Jahrzehnten in Deutschland Hundestämme durch opferwillige Züchter geschaffen wurden, die an Eleganz der Körperform und Art der Suche kaum hinter den englischen zurückstehen, die sie aber um viele Längen durch ihre Vielseitigkeit an der Hand der ihnen angezüchteten Gebrauchshundeigenschaften schlagen.

Ein Jagdtag, speziell auf Flugwild, an der Seite eines braven Weidmannes, dem ein ideales Revier zur Verfügung steht, das die genannten Wildarten birgt, wird auch für den Nichtjäger zum Erlebnis unvergeßlicher Art werden, wenn der Führer einen routinierten Gebrauchshund besitzt, vor dem kein Stück Wild verloren geht.

Nehmen wir hier einmal derart vollkommene Verhältnisse als gegeben an, und folgen wir unserm treffsicheren Jagdfreund durch dick und dünn.

Ueber die Stoppeln bläst uns der Wind gerade entgegen. Das trifft sich gut, braucht doch der Hund, nicht wie im entgegengesetzten Fall, die Arbeit mit dem für ihn ungünstigeren Nackenwind zu verrichten.

Bald hat er Hühner in der Nase, langsam zieht er sie an, dann steht er plötzlich, wie zu Stein erstarrt, bombenfest vor, nur die Rutenspitze vibriert noch. Um die Freude des Anblicks länger zu genießen, gehen wir im Bogen an den Hühnern vorbei und wenden uns dann wieder dem Hund zu, so daß wir jetzt die Hühner zwischen Hund und uns haben. Im vorsichtigen Näherkommen sagt uns der Blick des treuen Tieres: Uebereilt euch nicht, ich halte das hier vor mir liegende „Volk" schon fest! Nun sind wir dicht heran, wir treten die Hühner aus der Deckung heraus, und beim Abstreichen der „Kette" nimmt der Schütze erst ein Huhn geradeaus, dann ein zweites links aufs Korn, und mit jedem Schuß fällt je ein Stück wie ein Stein aus der Luft. Surrenden Flügelschlages stieben die übrigen Hühner, rasch die gleiche Richtung gewinnend, davon, keins bleibt zurück, das man als angekratzt ansprechen müßte, und nicht weit von uns fallen alle gemeinsam wieder ein. Wir wissen jetzt genau die Stelle, wo die Hühner liegen, und auf einen Wink nimmt der Hund die Suche wieder auf. Jetzt kommt es ganz auf die Arbeit des Hundes an, denn ein stürmisch veranlagter Draufgänger kann die allergünstigsten Chancen vernichten, während ein guter Hühnerhund die kritische Situation für uns zu retten vermag. Auch unser Hund ist firm, er hat sich, genau wie wir, den Platz gemerkt, wo die Hühner einfielen; in ruhiger Suche nähert er sich dem Punkt, dann holt er im flotten Galopp weit aus, und nun umschlägt er im Bogen die Hühner, die sich jetzt wiederum zwischen ihm und uns befinden. Gerade die Arbeit eines klugen Hundes verleiht der Hühnerjagd stets wechselnden Reiz, denn erstaunlich ist es, mit welcher Ueberlegung und Eigenart sich ein intelligentes Tier den gegebenen Verhältnissen anpaßt. Dabei zeigt der Hund durch sein Verhalten seinem Herrn deutlich an, ob die Hühner vor ihm laufen, oder ob er sie fest hat, ja er ändert im gegebenen Fall seine Taktik sofort, je nach dem Benehmen der Hühner, die sich wiederum ganz verschieden, dem Wind und Wetter entsprechend, zu sichern wissen, wie sie ja auch zu den verschiedenen Tageszeiten gelegentlich an räumlich weit voneinander entfernt liegenden Plätzen anzutreffen sind. Gerade die Abwechslung, die die Hühnerjagd bietet, gestaltet sie im Verein mit einem guten Hund „voll Lust und alle Tage neu".

Immer höher ist inzwischen die Sonne gestiegen, heiß brennt sie aufs schattenlose Feld herab, und wie ausgestorben liegen die weiten Breiten, ausgedörrt in flammender Nachsommerglut, vor uns. Wo sind die Hühner geblieben? In den Wiesen am Wasser werden sie jetzt zu finden sein, und nach kurzer Rast im Schatten eines Feldgehölzes streben wir von der Höhe aus dem nahen Tale zu. Ein Bad im klaren Flüßchen erfrischt den Hund, und mit verdoppeltem Eifer nimmt er nun die Suche wieder auf, die auch bald von Erfolg gekrönt ist. — — Doch wir haben uns auf Hühner für heute „satt" geschossen, wollen wir es daher einmal am See auf Enten versuchen. Während wir uns im Boot mit leisen Ruderschlägen am Rand des Schilfes vorwärts bewegen, übernimmt es der nun zum Wasserhund gewordene brave Gehilfe, die Enten im dichten Wirrwarr dieser Uferwildnis aufzustöbern, bei welcher Arbeit die scheuen und klugen Schwimm- und Flugkünstler im Versteckspiel eine Gewandtheit entwickeln, die belustigend ist, da sie selbst den um vieles intelligenteren Hund sozusagen an der Nase herumzuführen verstehen. Unermüdlich stöbert der geübte Gebrauchshund einen Erpel immer wieder auf, der nach langem Hin und Her schließlich einsieht, daß der Verfolger ihn doch durch Ueberlegung meistert, weshalb der schön gefiederte Vogel sein Heil in der Luft sucht, wohin ihm der Feind vorläufig ja noch nicht zu folgen vermag. Im raschen Flug erhebt sich der Erpel, schußgerecht streicht er über uns fort, und da er das zweite Weiß an den Flügeln zeigt, holt ihn der Jäger mit einem sicheren Schuß herunter. Im Fallen fast greift ihn der Hund, doch kaum auf dem Wasserspiegel aufschlagend, ist auch der Erpel schon wieder verschwunden; tauchend folgt ihm der Hund, worauf einige spannende Augenblicke vergehen, ehe letzterer mit der nun endlich errungenen Beute auf der Oberfläche erscheint. Gerade die Ueberraschungen, die sich auf der Entenjagd einstellen, gestalten diese Jagdart so interessant, nur muß man sich auf allerlei gefaßt machen, gehören doch die Reinfälle hier sogar zur Tagesordnung, die beim Naßwerden der Patronen gelegentlich einen plötzlichen Abschluß finden kann.



Früher war der Fasan in unsern Breiten unbekannt, erst langjährige Versuche, diesen exotischen Gast bei uns zu akklimatisieren, haben ihn jetzt in vielen Gegenden zum Standwild gemacht, so daß wir fast mühelos die Früchte ernten, die unsere Großväter mühsam genug gesät haben.

Der Fasan ist nicht gerade zu den klügsten Hühnervögeln zu rechnen, und deshalb stellt ihm allerlei Raubzeug, zwei- und vierbeiniges, nach, so daß nur eifrige Hege den Fortbestand der einmal seßhaft gewordenen „Gesperre" sichern kann. Aus diesem Grund werden die Hennen zumeist geschont und nur Hähne abgeschossen, wozu man als Jagdherr in der Regel größere Jagden veranstaltet, die deshalb so reizvoll sich gestalten, weil die im Flug imposant wirkenden Vögel nicht leicht zu schießen sind, besonders wenn sie erst in volle Fahrt gekommen. Die Suche auf den Fasan mit dem Hund bietet dagegen nicht viel Abwechslung, weil die etwas begriffsstutzigen Vögel sich vor Schreck oft nicht zu retten wissen und daher der Gefahr mitunter direkt in den Rachen stürzen. Viel interessanter schon ist die Jagd auf Haselwild, die gleichzeitig mit der Jagd auf Birkwild Mitte September eröffnet wurde. Bekanntlich laufen Haselhühner vor dem Hund fast stets so weit, bis die Deckung aufhört, dann streichen sie mit enormer Fluggeschwindigkeit ab und baumen nun gern auf. Hat man sich den betreffenden Baum gemerkt, so gelingt das Anpirschen leicht, dagegen ist es nicht sehr zweckmäßig, auf streichendes Haselwild zu schießen, weil man nur selten gut abkommt. Mit dem Birkwild im Revier wird es der Besitzer wohl so halten wie mit seinen guten Rehböcken, er reserviert sich einige kapitale Hähne für die Balz, gönnt dem einen oder andern Jagdfreund den Genuß eines schönen Balzmorgens, läßt aber im übrigen das Birkwild im Herbst und Winter ungestört. Anders ist es mit den Schnepfen, die man auf der Suche im Herbst, wenn sie ziehen, um nach milderen Gegenden zurückzustreichen, schießt. Eine hochinteressante Jagd kann man bei uns auch in manchen Gegenden auf Trappen erleben, doch sind diese scheuen Vögel nur sehr schwer schußgerecht anzugehen, eher gelingt es, sie mit einem Ackerfuhrwerk anzufahren, wobei die Spannung uns über die kilometerweite Rumpelei querfeldein fast unbemerkt hinwegtäuscht. Die Trappen halten jedoch selbst einen Bauernwagen nur dann aus, wenn man sie, in weiten Kreisen immer näherkommend, umfährt, aber auch der Kutscher muß freundlichst mittun, keinesfalls darf er direkt auf das scheue Wild zuhalten oder nach ihm hinsehen. Dann aber heißt es für den Schützen, gedeckt im wackligen Gefährt anzubacken, zu zielen und rechtzeitig den Schuß anzutragen, der besonders schwer ist, wenn die scheinbar unbeholfen fliegenden großen Vögel richtig erst in Schwung gekommen sind, denn leicht taxiert man ihre Geschwindigkeit geringer, als sie es in Wirklichkeit ist.

Ein Tag auf Flugwild kann herrliche Jägerfreuden bieten, und wer rechtschaffen zu weidwerken versteht, wird auch dem Nichtjäger an seiner Seite Bilder zeigen können, die sich zu einem Geschehnis entwickeln, das selbst der blasierteste Mensch in unserer raschlebigen Zeit so leicht nicht vergißt. Weidmannsheil!

Hollandaise und Béarnaise.

Plauderei von Wilhelmine Bird, Dahlem.

Wohlklingende und angenehme Vorstellungen erweckende Worte, die dem Feinschmecker ein verständnisinniges Lächeln entlocken. Bleiben doch in Weißwein gedünstete Seezungenfilets mit „Sauce hollandaise" und saftstrotzende Tournedos mit „Sauce béarnaise" allzeit hoch bewertete Gänge eines mit gastronomischer Erkenntnis hergestellten, selbst königlichen Mahles.

Wenn ich auch für die Herstellung des Bratens am Spieß oder auf grillartigen Apparaten — wie wir sie jetzt in so hoher Vollendung besitzen — eintrete, da sie uns den Saft im Fleisch belassen, statt ihn in der Bratpfanne verbrennen und verdunsten zu lassen, somit also wenig Sauce geben, so will ich damit aber doch nicht den Saucen an sich das Todesurteil gesprochen haben.

Die Sauce ist ein Kunstprodukt im wahrsten Sinn des Wortes, zahlloser Nuancen fähig und nur allzu häufig zur Ehrenretterin eines mißratenen Fleisches oder Fisches berufen. Gleich einem liebevoll deckenden Schleier hilft sie der Klasse der Ragouts und andern Fleischkompositionen über manche Unebenheit hinweg und verwandelt sie in reizvolle Geheimnisse. Bei einer Sauce sollen alle Geschmacksnerven in Tätigkeit treten. Sie soll auf sie durch ihre feinen Würzen derart wirken, daß der Appetit angeregt wird. Dann erfüllt sie auch ihre Mission, Verdaulichkeit und Nährwert des Genossenen zu steigern.

Der bekannte und auch bei uns durch seinen „Mikado" so beliebte englische Komponist Sullivan war ein vollendeter Gourmet. Er zahlte seinem Koch das anständige jährliche Gehalt von 12,000 Schilling. Dieser verdankte seine Stellung, wie man sagt, namentlich seiner hohen Kunst, köstliche Saucen zu bereiten, deren Genuß so gefangennahm, daß man zu dem Bewußtsein des eigentlichen Gerichts kaum kam. Ein königlicher Gast ehrte diese Kunst häufig durch seine Teilnahme.

Die Bezeichnung Sauce wie ihr Charakter ist der mittelalterlichen „Salsa" entsprungen. Schon um das Jahr 1100 heißt es: „Salbei, Knoblauch, Salz und Wein, dazu Pfeffer und Peterlein, geben, in richtigem Gemisch, rechte Salse auf den Tisch."

Die Klosterküchen, allzeit gewandt in den Kochkünsten, führen in alten Anweisungen als Ingredienzen zur Salse schon Eigelb, Essig, Speck und Weinbeeren wie andere Würzen an, und den Pariser Saussiers und Moustardiers, die scheinbar eine eigene Zucht bildeten, wurde schon im 14. Jahrhundert statutenmäßig aufgegeben, zu Gewürzsaucen nur guten Zimt, gute Gewürznägelein, guten Ingwer, gute Paradieskörner und guten Essig zu nehmen. Also schon Nahrungsmittelgesetz! Diese Salsen gaben den Kochkünstlern Anregung zu reicher Entwicklung, und wenn im Jahr 1472 der Leibkoch König Karls VII., der oft angeführte Denis Taillevant, in einem von ihm herausgegebenen Kochbuch sich stolz 17 verschiedener Saucen rühmen durfte, so sehen wir heute auf ein stattlich herangewachsenes Saucenheer von systematischer Entwicklung.



Das System wurzelt in den Grundsaucen, die der berufsmäßige Koch immer noch mit „Coulis brun“ und „Coulis blond“ bezeichnet. Sehen wir ab von dem „kurzen Prozeß“, der meist in der bürgerlichen Küche gemacht wird, und der in einfachem Abbrühren der Sauce mit Mehl besteht, wo weder Zeit noch der schnöde Mammon ausreichen, um eine intensive Ausarbeitung unserer Lebenselixiere zu gestatten, und wo unter dem Zwang der Verhältnisse die geistvolle Sauce zur Tunke oder gar Stippe degradiert wird, wenn auch mit Glück. Ist doch eine der weisesten Schöpfungseinrichtungen, daß „dem einen sin Uhl, dem andern sin Nachtigall“ ist. — Wir trennen die Saucen in dunkle und helle oder weiße und braune, die der Franzose „Sauces blondes“ und „Sauces brunettes“ nennt. Erstere gelten dem weißen Fleisch, dem Geflügel und den Fischen, letztere werden dem Wild und dem dunkeln Fleisch zugeteilt.

Zu den blonden gehört in erster Reihe die „Sauce hollandaise“, die sich noch mit Glück variieren läßt.

Die Herstellung geschieht am besten im Wasserbad, d. h., die Kasserolle, in der man die Sauce bereitet, wird nicht direkt auf die Flamme, sondern in einen entsprechend größeren Topf mit ständig kochendem Wasser gestellt. Als Ingredienzen zu einer erstklassigen Hollandaise dienen 6 Eigelb mit 40 Gramm Butter, die man nebst Salz und staubartig feinem, weißem Pfeffer recht schaumig schlägt. Sobald die Eier sich cremeartig gedichtet haben, rührt man nach und nach ein halbes Pfund Butter in kleinen Stückchen daran, bis die Sauce einer dünnflüssigen Salbe gleicht. Zu bemerken ist besonders, daß sie nicht zu heiß gehalten werden darf, sie darf sich nicht dem Kochen nähern, sie läßt sich sonst auf unangenehme Trennungen ein. Mit etwas Estragonessig — bester Qualität — und etwas Zitronensäure wird sie abgetönt und bleibt dann im Wasserbad bis zum Servieren stehen. Diese reiche Sauce, deren Ingredienzen man nach Bedarf verringert oder vermehrt, läßt sich nun variieren.

Mit einem Quantum Tomatenpüree gemischt, so daß sie kräftig rot erscheint, nennt man sie „Sauce marseillaise“. Zu mild rosiger Farbe durch Krebsbutter gebracht, mit dem Fleisch der Krebse versehen, dient sie uns als Sauce à la Cherbourg, und samtig grün genießen wir sie als Sauce au beurre à la peluche, indem wir einige Löffel voll fein gehackter Petersilie hinzufügen.

Mit einer Zugabe von Weißwein, auch durch weitere Bereicherung von Austern oder Champignons ist sie eine der köstlichsten Gaben zu Fischen, besonders zu Steinbutt. Sie alle dienen zur Rangerhöhung unserer feinen Gemüse, wie grüner und weißer Spargel, Artischocken, Blumenkohl und Kardi, Chicoree. Selbst den ganz jungen grünen Bohnen, den Haricorts verts, besonders aber den Wachsbohnen passen sie sich gefällig an. Ferner sind sie für weißes Fleisch und Geflügel bestimmt.

Der in den letzten Jahren vielfach geübten Kombination der Hollandaise mit Kaviar konnte ich nicht beipflichten. Der Kaviar verträgt nur frische Butter, und zwar nur recht kalte, jedes für sich gehalten, wenn auch gemeinsam genossen. Miteinander verrührt, leiden beide Teile bis zur Unkenntlichkeit. Die Mode vermag doch nicht alles!

Die „Sauce béarnaise“ schließt sich der hollandaise eng an, und wir können sie unter Zuziehung von Schalotten, der feinsten Zwiebelart, aber in Ermanglung dieser auch mit gewöhnlichen Zwiebeln herstellen, indem sie fein gehackt, etwa drei Löffel voll auf ein halbes Liter Sauce, in Estragonessig durchkocht, durch ein Sieb passiert und der Grundsauce zugegeben werden. In Ermanglung der letzteren wird sie, wie folgt, hergestellt: Acht Schalotten oder eine mittelgroße Zwiebel werden fein gewiegt und in etwas Butter hellgelb gedünstet; hiermit röstet man einen Löffel Mehl, alles hell bleibend, und kocht es dann mit drei Löffeln Estragonessig durch. Durch ein Sieb getrieben, werden 120 Gramm Butter damit verrührt und nach und nach sechs Eidotter, ohne daß die Masse kocht, damit verbunden. Mit Pfeffer und Salz abgeschmeckt, ist eine Zugabe von Fleischextrakt sehr wohlschmeckend. Die Sauce muß ebenfalls einer dünnen Salbe gleichen. Manche lieben, noch etwas feine Petersilie oder Estragonblätter damit zu vermischen. Letztere nehmen ihr nach meiner Meinung durch ihre Strenge aber den feinen, eigenartig weichen Geschmack. Würdig dieser köstlichen Sauce sind nur auf dem Grill geröstete Tournedos oder Hammelkoteletten, obwohl sie die Kraft besitzt, den mißratensten Geschöpfen dieser Art noch Glanz und Schimmer zu verleihen.

Eine andere Gattung blonder Saucen ist die Béchamel, der man auch das zweifelhafte Glück nachsagt, daß sie keine Feinde hat. Sie ist die Erfindung des Marquis de Béchamel, des Haushofmeisters Ludwigs XIV.

Es ist eine eigene Erscheinung, daß nirgends ein weibliches Wesen als Erfinderin bedeutender kulinarischer Kompositionen genannt wird, während besonders Herren der vornehmen Welt sich dadurch auszeichnen. So war es auch Colbert, der trotz der finanziellen Rettung Frankreichs noch Zeit genug fand, über eine Sauce nachzudenken, die noch heute seinen Namen trägt.

Die Béchamel teilt sich ein: in Sauce béchamel maigre, also Fastenbéchamel, und Sauce béchamel grasse, das ist fette. Sie ist in ihren Hauptbestandteilen eine Sahnensauce, was ihren Wert kennzeichnet. Ihre Herstellung geschieht, für ein geringeres Quantum, indem man 125 Gramm Butter mit 150 Gramm Mehl röstet, bis es beginnt, mattgelb zu werden, dann mit 1 Liter Sahne auffüllt, mit einer Stange kleingeschnittenem Porree, einer gehackten Zwiebel und einer kleinen Mohrrübe nebst einem Bündchen Petersilie versieht und zuletzt unter ständigem Rühren bis nahezu auf die Hälfte einkochen läßt.

Als Béchamel grasse erhält sie noch nach entsprechender Vermehrung von Butter und Mehl eine Zugabe von kräftiger weißer Fleischbrühe, mit der sie wieder zu ziemlicher Dicke eingekocht und dann zu beliebigem Gebrauch kaltgestellt wird.

Diese beiden geben auch die Grundlage zu folgenden Saucen. „A la mousseline“ erhält zu einem halben Liter Béchamel 125 Gramm frische Butter nebst etwas Salz und geriebener Muskatnuß, womit sie unter allmählicher Zufügung gegen eine halbe Stunde tüchtig geschlagen wird, daß sie wie ein Schaum erscheint. Als „Sauce à l'Aurore“ gibt man zu dem halben Liter Béchamel 100 Gramm Butter und etwa 3 Löffel kräftiges Tomatenpüree. Damit wird sie zu einer cremeartigen Sauce abgerührt.

Zu einer weißen Zwiebelsauce, der „Sauce d'Oignons“, schneidet man 6 kleine Zwiebeln in kleine Scheiben, schmort sie in 75 Gramm frischer Butter, setzt nach



Geschmack Pfeffer und Salz zu, ebenso etwas Zucker, kocht alles gut durch und passiert die gut gebundene Sauce durch ein Sieb.

Eine einfachere Art, eine Béchamelsauce zu bereiten, wie sie in den Haushaltungen wohl meist gebräuchlich ist, besteht darin, daß man in 25 Gramm würfligem Speck oder Butter etwa 6 feingeschnittene helle Zwiebeln weich dünstet und 2—3 Löffel Mehl darin durchschwitzt, ohne daß es dunkel wird, hierzu dann 1/4 Liter Kalbfleischbrühe oder durch Fleischextrakt hergestellte nebst 1/4 Liter süße Sahne gibt, um alles gut durchzukochen und durch ein Sieb zu passieren.

Mit dieser Sauce werden die beliebten Béchamelkartoffeln hergestellt, die in der Schale gekocht, abgezogen und, in feine Scheiben geschnitten, mit der Sauce gemischt werden, um an heißer Stelle eine Weile durchzuziehen. Aber auch zu jungen Gemüsen ist sie vortrefflich. Gesetz für alle hellen Saucen sei, daß sie nie zu scharf gewürzt sein dürfen. Man darf alle diesbezüglichen Zutaten nur ahnen. Ein Hervortreten eines besonderen Geschmacks stört die Feinheit.

Herrscht bei den hellen Saucen die Milde vor, so bei den dunkeln das Kräftige, Pikante. In der einfachen Küche wird die Grundlage dazu meist in jedem einzelnen Fall gegeben, indem Mehl in Butter lichtbraun geröstet wird, wobei aber Vorsicht walten muß, denn ein Grad zu viel bringt einen bitteren, nicht zu verwischenden Geschmack, der die ganze Sauce verdirbt. Mit diesem gerösteten Mehl werden dann die Ingredienzen der gewünschten Sauce gemischt.

Praktischer aber und vielseitig verwendbar ist die Herstellung einer „Coulis brun", einer braunen, auch „Spanische Grundsauce" genannt, mit deren Hilfe leicht die schwierigsten Saucen hergestellt werden können.

Zur Bereitung röstet man z. B. 100 Gramm Mehl in 100 Gramm Butter braun. 200 Gramm roher magerer Schinken, 3 mittlere Zwiebeln, Petersilienwurzel, eine Mohrrübe, eine Stange Porree, etwas Thymian und Petersilienblätter, alles zerkleinert, ferner ein Stückchen Lorbeerblatt — darin ist Mäßigkeit geboten — 20 Pfefferkörner werden mit 2 Pfund schierem Rindfleisch (gut ist Hesse dazu) und 2 Pfund Kalbsknochen in 2 Liter Wasser auf mäßigem Feuer 2 Stunden bis fast zur Hälfte eingekocht. Dann passiert mit dem braunen Mehl verbunden und eine weitere halbe Stunde damit schaumfrei gekocht. Eine Zugabe von Weißwein, die 1/4 bis 1/2 Flasche beträgt, verbessert diese „Coulis" zu feinstem Geschmack. Fertig wird sie zu jeweiligem Gebrauch an einem kühlen Ort aufbewahrt.

Um die praktische Seite auch der dunklen Grundsaucen vor Augen zu führen, greife ich einige der begehrtesten Saucen aus der großen Anzahl weiterer heraus.

Bei der „Sauce à la madère" wird zu 1/4 Liter Coulis 1/4 Flasche Madeira gegeben und damit durchgekocht, aber nur kurze Zeit, da der Wein sonst zu mild wird. Eine kleine Prise Zucker löst das Aroma noch besser aus und macht den Geschmack der Sauce weicher.

Eine „dunkle Champignonsauce" ergibt sich einfach aus der Zusammenstellung von 1/4 Liter Coulis mit 1/4 Weißwein oder Madeira, die man mit etwas feinem weißem Pfeffer versieht, passiert und dann 1/2 Pfund in Blättchen geschnittene Champignons dazu gibt, die man einige Minuten in etwas Butter und Zitronensäure gedämpft hatte. Die königliche „Sauce aux Truffes" besteht aus der Verkochung von 1/4 Liter Coulis mit 1/4 Liter feinem Madeira — nicht dem sogenannten verheerenden „Kochmadeira" — dem man die in feine Blättchen oder Stiftchen geschnittenen, vorher in etwas Madeira zart gedünsteten 1—2 Trüffeln zusetzt. Die ebenfalls in etwas Wein behandelten Abfälle werden, durch ein Sieb passiert, der Sauce zugegeben. Auch hier ist eine Prise Zucker vorteilhaft.

Eine Trüffelsauce ohne vorrätige Coulis würde dagegen folgende Arbeit erfordern: 50 Gramm rohen Schinken nebst allerlei Wurzelwerk, 1 Zwiebel und einer der Saucenmenge entsprechenden Kalb- oder Rindfleischbrühe läßt man mit etwas Salz und Pfeffer unter Hinzugabe von den Abfällen einer oder zweier Trüffeln 1 Stunde kochen. Inzwischen bräunt man in 50 Gramm Butter ebensoviel Mehl in der Pfanne, kocht dieses mit der oben hergestellten Brühe zur Hälfte ein, so daß sie sämig ist, passiert die Sauce, gibt dann 2—3 Gläser Madeira dazu sowie die in Blättchen geschnittene Trüffel und nimmt sorgfältig das Fett ab. Die Trüffel mußte natürlich vorher in etwas Wein gar gemacht werden, wozu 20—30 Minuten erforderlich sind.

Es würde zu weit führen, alle die blonden und brünetten Saucen anzuführen, die den weißen und braunen Grundsaucen entspringen und in ihren Kombinationen so reich variieren. Außerdem gibt es noch eine Anzahl frei hergestellter Saucenwunder, denen sich die Gaumen reizenden kalten Oel-, Butter-, Kräuter- und Eiersaucen anschließen. Davon vielleicht ein andermal.

Unsere Bilder

Die deutschen Flieger im Kaisermanöver.

(Abb. S. 1539.)

Das deutsche Fliegerkorps hat in dem soeben beendeten Kaisermanöver seine Feuerprobe bestanden, und zwar, wie wir mit Genugtuung feststellen können, mit Glanz. Es ist das erstemal gewesen, daß unsere Fliegeroffiziere bei den großen Manövern mitgewirkt haben, auf die sie meist nur durch kleinere militärische Uebungsflüge vorbereitet waren. Nicht viel länger als ein Jahr besteht bei uns das Fliegerkorps. Das muß bei der Beurteilung seiner Leistungen ganz besonders berücksichtigt werden, um deren Größe richtig zu ermessen. Leider hat man ja in Deutschland viel zu spät die hohe Bedeutung erkannt, die das Flugzeug nach seiner größeren Vervollkommnung für das Heerwesen erlangen mußte. Dem Verfasser war im Jahr 1907 auf einer Luftschiff-Studienreise nach den Vereinigten Staaten von Amerika der große Wert der Flugmaschine der Gebrüder Wright nicht verborgen geblieben, und seit dieser Zeit wies er in Wort und Schrift wieder und immer wieder darauf hin. Aber seine Ausführungen blieben in den nächsten Jahren nicht nur fast gänzlich unbeachtet, sondern wurden zum Teil auch noch belächelt. Ja sogar eine Zeitlang, nachdem im Jahr 1909 in Frankreich glänzende Flüge von den Gebrüdern Wright ausgeführt waren, gab es in Deutschland noch manchen, der die jetzt unbestrittene Bedeutung der Flugmaschine verkannte. Alle diese Momente und besonders auch der Umstand, daß einige — es waren nur wenige, aber sehr einflußreiche — Fachleute ein geradezu vernichtendes Urteil über den Wert des Flugzeugs fällten, bilden den Grund für die früher ablehnende Haltung der Militärverwaltung in bezug auf seine Einführung beim Heer.

Das Fliegerkorps wurde aus besonderen Gründen nicht der Luftschiffertruppe zugewiesen, wohin es ja eigentlich gehörte, sondern selbständig der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen unterstellt. Während die beiden ersten Chefs alte Luftschifferoffiziere waren, ist der jetzige Führer nicht aus dieser Truppe hervorgegangen. Aus begreiflichen Gründen kann die Heeresverwaltung über die Erfahrungen, die sie in dem diesjährigen Kaisermanöver mit den Flugzeugen gemacht hat, nicht viel in die Oeffentlichkeit bringen; aber so viel ist gewiß, daß unsere Offiziere die ihnen gestellte Aufgabe mit Schneid und, was außerordentlich wichtig ist, auch mit großer Besonnenheit gelöst

haben. Der Hauptzweck, durch die Flüge Einblick in die Stellungen des Feindes zu erlangen, ist, obwohl noch nicht genügende Uebungen hierin vorliegen konnten, zur vollsten Zufriedenheit gelöst. Die zweite Aufgabe, die man den Flugzeugen vorteilhafterweise noch stellt, die Uebermittlung von Meldungen, ist diesmal noch der Erkundung gegenüber in den Hintergrund getreten. In den Berichten ist betont worden, daß das Wetter den Flügen außerordentlich günstig gewesen ist. Vielfach stellt man uns Frankreich als Vorbild hin, wo man in bezug auf das militärische Fliegerwesen Deutschland bei weitem voraus sei und bedeutend bessere Leistungen vollbringe. Dabei darf man aber eins nicht vergessen, nämlich die Tatsache, daß die klimatischen Verhältnisse in Frankreich weit günstiger sind als bei uns. Aus diesem Grunde ist es selbstverständlich, daß man dort viel häufiger zu günstigen Ergebnissen kommen muß als hier. Das Endurteil muß lauten, daß wir nicht allzusehr den Franzosen nachstehen. Es kommt aber bei uns noch darauf an, die Industrie, mehr als bisher geschehen ist, mit Aufträgen zu versehen. Alsdann werden wir bald den Vorsprung eingeholt haben. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einmal besonders betonen, daß es eine durchaus irrige Ansicht ist, die Luftschiffe würden in kurzer Zeit überflüssig werden. Im Gegenteil, auch sie haben ihre Existenzberechtigung bei vielen Gelegenheiten evident bewiesen, und auf diesem Gebiet sind wir dank der ganz vorzüglichen Leistungen unserer Luftschifferoffiziere glücklicherweise allen Völkern weit voraus.

Hauptmann a. D. Hildebrandt.



Wirkl. Geh. Rat Dr. Schwartzkopff,
der neue Oberpräsident von Posen.

Das diesjährige Kaisermanöver (Abb. S. 1590 u. 1591) war reich an spannenden und bedeutungsvollen Momenten, die sich an Zahl bis zum letzten Tage, bis zum Sieg der blauen Armee unter Feldmarschall von der Goltz, steigerten. Nicht am wenigsten trugen dazu die Erfolge der Aviatik und Luftschiffahrt bei. Neben den Militärflugzeugen verrichteten auch die Lenkballons vortreffliche Dienste. Am letzten Tage noch ereilte bedauerlicherweise den Luftkreuzer „M III" ein tragisches Geschick. Als schon „Das Ganze halt" geblasen war, wurde „M III", von einer Aufklärungsfahrt zurückkehrend, wegen Störungen am Steuer zu einer Notlandung gezwungen; bei dieser explodierte das Gas des Ballons.

Die Uebergabe des Leibhusarenregiments an den Kronprinzen. (Abb. S. 1593.) Vor wenigen Tagen hat der Kronprinz das ihm von seinem Vater verliehene Leibhusarenregiment in Danzig-Langfuhr übernommen. Der Kaiser hat dieses historische Regiment, dessen Kolpak der Totenkopf ziert, durch die Uebergabe an seinen Sohn besonders geehrt und ausgezeichnet. Die Danziger Bevölkerung bereitete dem neuen Kommandeur stürmische Ovationen.

Der neue Oberpräsident von Posen (Portr. obenstehend). Der bisherige Unterstaatssekretär im preußischen Kultusministerium Wirkl. Geh. Rat Dr. Schwartzkopff ist an Stelle des nach Stettin gehenden Herrn von Waldow zum Oberpräsidenten von Posen ernannt worden; es bewahrheiten sich damit die Gerüchte, die vor einigen Wochen schon von einem Wechsel in dieser für unsere Ostmarkenpolitik wichtigen Stellung sprachen. Der neue Oberpräsident steht erst im 53. Lebensjahr. Er wurde bereits im Jahr 1838 als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium berufen. Zehn Jahre später wurde er Geh. Oberregierungsrat und im Jahr 1909 Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat Exzellenz.

Peter Arkadjewitsch Stolypin † (Abb. S. 1592). Einem ruchlosen Attentat ist der russische Ministerpräsident Stolypin zum Opfer gefallen. Bei einer in Kiew stattfindenden Galavorstellung schoß der nachgewiesenermaßen als Polizeiagent tätige Rechtsanwaltsgehilfe Bagrow zweimal auf den Ministerpräsidenten. Stolypin erhielt einen Schuß in die Hand und einen in den Leib. Der letztere verletzte die Leber. Die Kugel blieb in der Wirbelsäule stecken. Anfangs schien die Verletzung nicht lebensgefährlich, aber bald trat eine Bauchfellentzündung und bedrohliche Herzschwäche ein, der Stolypin, einer der größten und erfolgreichsten Politiker Rußlands, erlag.

Eine Bühnenkünstlerin auf historischem Boden. (Abb. S. 1595). Vor kurzem hatten wir Gelegenheit, Fräulein Helena Forti, die talentvolle dramatische Sängerin des Prager Landestheaters, im Kostüm der Elisabeth aus Wagners „Tannhäuser" auf der Wartburg photographieren zu lassen.

Teuerungsdemonstrationen in Wien. (Abb. S. 1594). Für den verflossenen Sonntag hatte man in Wien Massendemonstrationen im Hinblick auf die drohende Teuerung geplant. Die Behörden sahen diesen Teuerungsdemonstrationen mit ernster Besorgnis entgegen, und die Ereignisse haben ihnen recht gegeben. Es kam zu Volksansammlungen von einer Ausdehnung und Erregtheit, die das Aergste befürchten ließen. Tumultuarische Szenen spielten sich ab, und die erregte Menge schreckte nicht vor der Schädigung des Eigentums zurück.

Im Berliner Metropoltheater (Abb. S. 1596), dem Tempel der leichten, wirbelnden Muse, hat die neue große Revue „Die Nacht von Berlin" ihre Erstaufführung erlebt. Eine unerhörte Pracht an farbenreichen Bildern, ein witziger, sprudelnder Text, von Julius Freund verfaßt, die melodienreiche Musik Victor Hollaenders und die meisterhafte Regie des bühnengewandten Direktors Schulz sicherten den Erfolg.

Von der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden (Abb. S. 1596). Jeden Vormittag gegen 10 Uhr zieht über den großen Hauptplatz der Ausstellung einer Völkerwanderung gleich ein gewaltiger Menschenstrom. Dicht gedrängt schieben sich die Menschen langsam vorwärts nach dem großen Palast für populäre Hygiene „Der Mensch", dem Meisterwerk, das die Bewunderung der ganzen Welt erregt hat.

Personalien (Abb. S. 1592). In Dresden starb der in medizinischen Kreisen geschätzte Gynäkologe Chr. Leopold. Der Verstorbene erfreute sich einer ungemein ausgedehnten Praxis. — Der bekannte Politiker und Reichstagsabgeordnete Liebermann von Sonnenberg verstarb in einem Sanatorium in Schlachtensee. Er vertrat seit 21 Jahren den Wahlkreis Fritzlar-Homberg. — Zum Militärbevollmächtigten in Petersburg wurde der Generalleutnant Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten ernannt. Er war bisher Kommandeur der Garde-Kavalleriedivision und wird nunmehr der Nachfolger des zum Chef des Generalstabes des VI. Korps ernannten Generalmajors v. Lauenstein.

Die Toten der Woche

Professor Christian Leopold, bedeutender Gynäkologe, † in Bärenburg im Erzgebirge am 13. September (Portr. S. 1592).

Max Hugo Liebermann von Sonnenberg, bekannter Reichstagsabgeordneter, † in Schlachtensee (Portr. S. 1592).

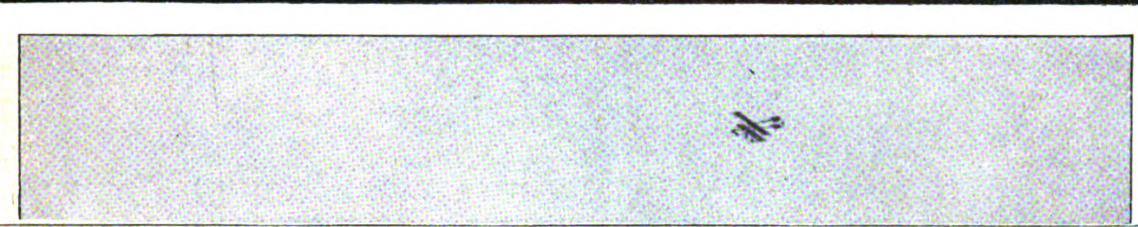
Dr. Max Neuda, bekannter Wiener Advokat, † in Wien am 19. September im Alter von 80 Jahren.

Otto Rieth, bekannter Berliner Architekt, † in Stuttgart am 14. September im Alter von 53 Jahren.

Geh. Baurat Dr. Heinrich Schwieger, † in Wiesbaden am 17. September im Alter von 66 Jahren.

Peter Arkadjewitsch Stolypin, russischer Ministerpräsident, † in Kiew am 18. September (Portr. S. 1592).

DIE WOCHE
Bilder vom Tage







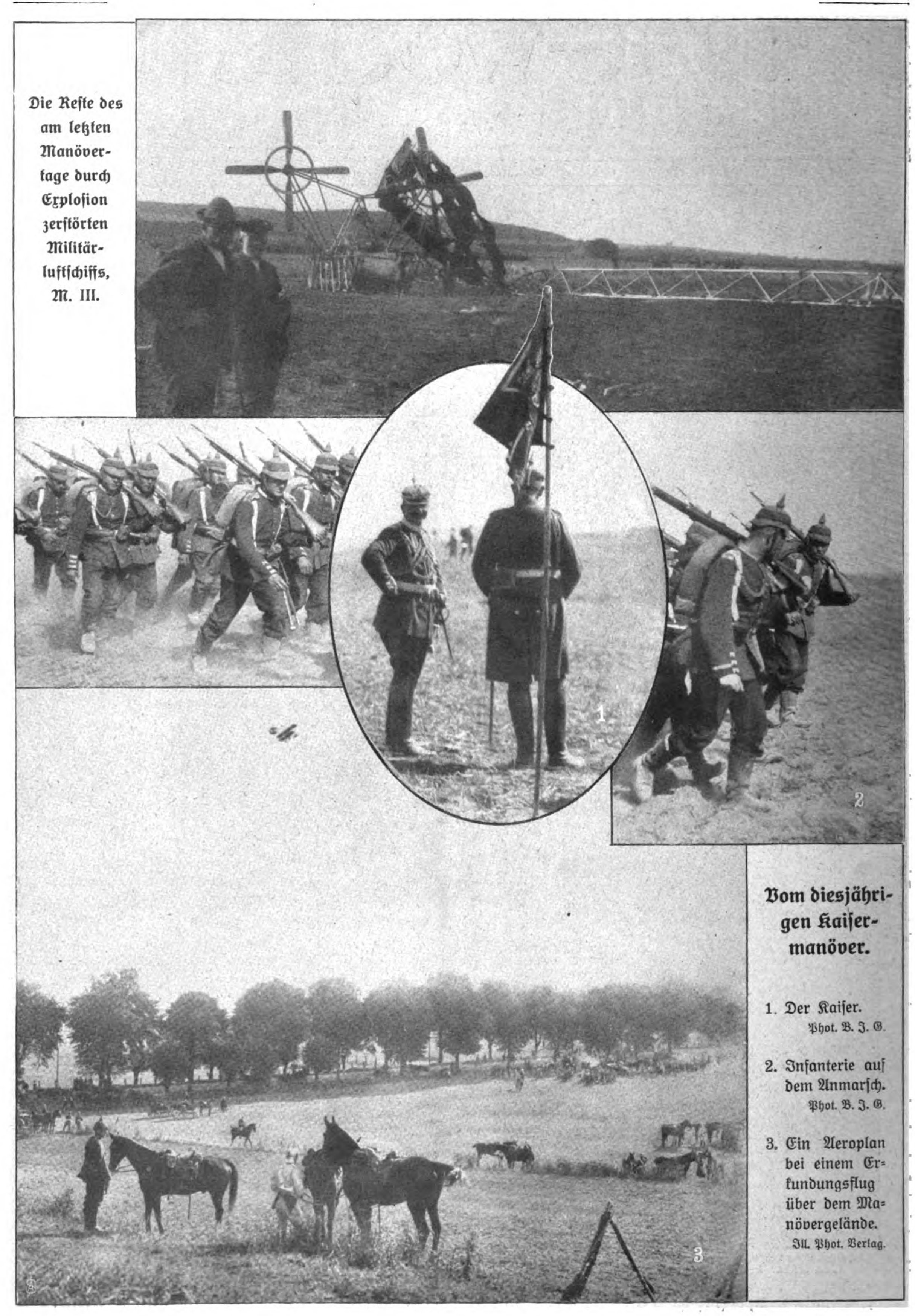
Hofphot. Oskar Tellgmann, Eschwege. Ill.-Phot.-Berl.

Von links: Leutnant Carganico, Berlin. Oberleutnant Barends, Metz. Leutnant Canter, Frankfurt a. O. Hauptmann Koppen, Berlin. Leutnant Mahncke, Berlin. Leutnant Justi, Stuttgart Leutnant Braun, Metz. Leutnant Vogt, Saarburg.

Die vom Kaiser mit dem Kronenorden ausgezeichneten Flugzeugführer der deutschen Armee.



Die Reste des am letzten Manövertage durch Explosion zerstörten Militärluftschiffs, M. III.



Vom diesjährigen Kaisermanöver.

1. Der Kaiser. Phot. B. J. G.
2. Infanterie auf dem Anmarsch. Phot. B. J. G.
3. Ein Aeroplan bei einem Erkundungsflug über dem Manövergelände. Ill. Phot. Verlag.

Hofphot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Die erste Gardedivision im Gefecht bei Gut Helpt.

Hofphot. Kühlewindt. Hofphot. Osk. Tellgmann, Eschwege.

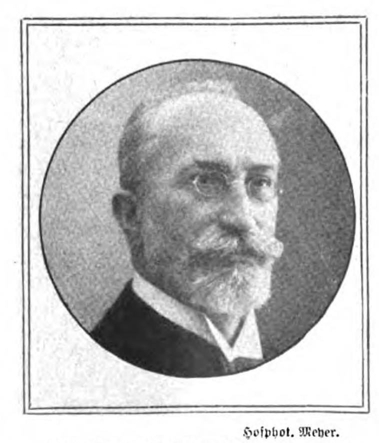
Infanterie auf dem Marsch. Rechts: **Der Kaiser im Gespräch mit dem österr. Militärattaché Major von Bienerth.**

Momentbilder aus dem diesjährigen Kaisermanöver.

Phot. C. O. Bulla.



Peter Arkadjewitsch Stolypin †
russischer Ministerpräsident, erlag einem Revolverattentat in Kiew.



Hofphot. Meyer.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Leopold †
berühmter Dresdner Gynäkologe.



Hofphot. Meyer.

Generalleutnant Graf zu Dohna-Schlobitten,
der neue preußische Militärbevollmächtigte am russischen Hof.



Liebermann von Sonnenberg †
bekannter Politiker und Reichstagsabgeordneter.







Phot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Der Kaiser und der Kronprinz reiten die Front der Leibhusaren ab.



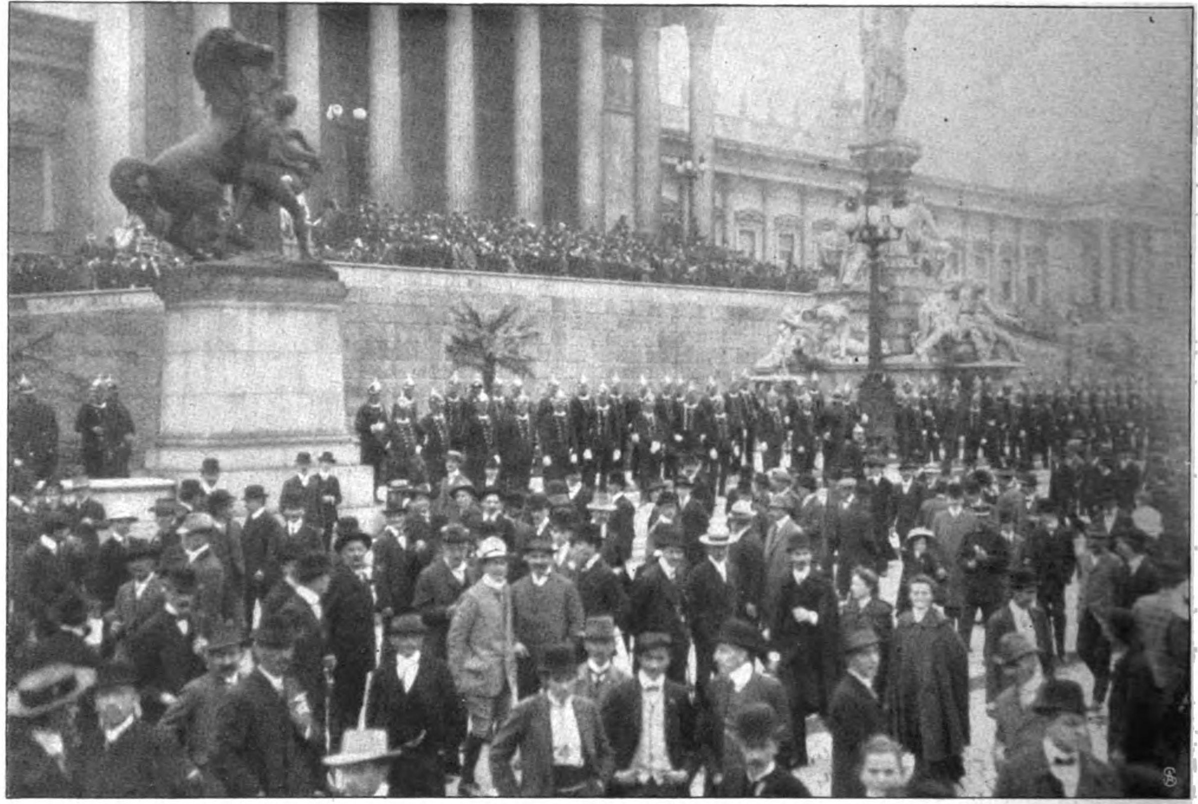
Phot. B. J.-G.

Der Kronprinz begibt sich zum Festakt.

Phot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Der Kaiser führt die Leibhusaren in die Kaserne zurück.

Kaiser und Kronprinz in Danzig-Langfuhr: Die Uebergabe des Leibhusarenregiments an den Kronprinzen.



Die Volksmenge vor dem durch doppelte Schutzmannskette abgesperrten Parlament. Phot. Sanden.



Massendemonstration auf dem Ring an der Ecke der Bellariastraße. Phot. Seebald.

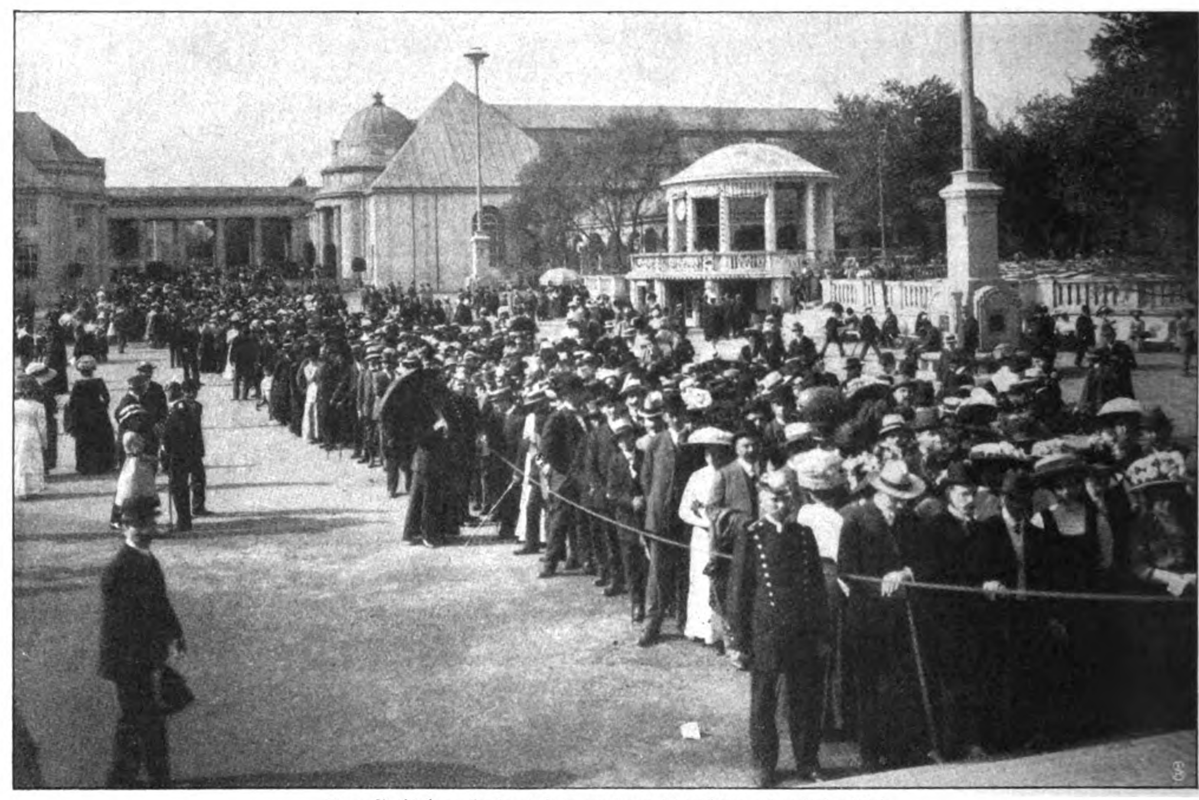
Teuerungsdemonstrationen in Wien.





Spezialaufnahme für die „Woche“.

Die dramatische Sängerin Frl. Helena Forti als Elisabeth auf der Wartburg.
Eine Bühnenkünstlerin auf historischem Boden.



Das Publikum drängt sich zu dem Pavillon „Der Mensch".
Von der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden.





Frl. Else Kupfer als schöne Helena. Phot. Rembrandt. Magde Lessing und Lori Leux.
Aus der großen Revue des Berliner Metropoltheaters „Die Nacht von Berlin".



Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

9. Fortsetzung.

Es war ein klarer, heißer Tag zu Anfang des Juni. Lisa steckte gerade vor dem Spiegel ihren Hut fest; sie wollte mit Gunnar einen Spaziergang zum Aumeister machen. Da klopfte es an der Tür: ein Telegramm wurde ihr hereingereicht.

Sie fühlte sofort, daß es etwas Schlimmes brächte, und riß es mit zitternden Fingern auf.

Peters Haushälterin meldete, dieser hätte einen Schlaganfall erlitten und sei schwer krank; sie solle sofort kommen.

Lisa sank mit einem unterdrückten Aufschrei in einen Stuhl. — Gunnar ergriff das Papier und las.

„Teufel!" sagte er mit bedauerndem Schmatzen und fügte unwillkürlich hinzu: „Und daß es gerade jetzt kommt...!"

Sie sah ihn an. Er fühlte das sonderbare Staunen in ihrem Blick und erläuterte hastig: „Es ist darum, daß du wahrscheinliche Weise heraus mußt zu deinen Vater... Und so werden wir uns nicht so viel sehen die nächste Tage... Und das... das ist so ungemütlich."

Hatte er wirklich „ungemütlich" gesagt? — Ein irres Lächeln zog ihren Mund schief. Ihre Augen aber lächelten nicht, sondern starrten irgendwohin in eine Ecke des Zimmers.

Gunnar war es, als müsse er sie wachrütteln.

„Hoffentlich nur, es wird nicht so ernstlich mit deinem Vater", sagte er. „Wann sollst du fahren? Gleich?"

Sie nickte langsam wie eine Pagode. Ihre Gedanken kamen und gingen in schneller Flucht. Hilflos saß sie und griff bald dahin, bald dorthin. — Was sollte sie machen! Sie müßte wohl einen Arzt mitnehmen, eine Autorität, den besten, der erreichbar wäre... Aber sie wußte ja keinen... Und in knapp zwei Stunden ging der nächste Zug... Wer sollte ihr raten, ihr helfen?

Gunnar? — Sie lächelte fast, aber ohne Bitterkeit, und ließ den Gedanken beiseite gleiten.

Maria fiel ihr ein. Doch sie schüttelte den Kopf. — Trostreich mit ihrer Liebe — ja, das würde die Freundin sein. Aber hilfreich mit der Tat...? — Nicht auf Mitgefühl kam es an, sondern auf einen klaren Kopf und auf praktischen Sinn.

„Tante Inga Schulz!" sagte sie plötzlich laut und erhob sich.

„Was meinst du?" fragte Gunnar.

„Ach nichts, ich... — Ich will nur schnell ein paar Sachen einpacken. Sei doch so gut und telephonier mir derweil an die Hauptpost: sie sollen mir eine Automobildroschke schicken!"

Und da er lang und breit fragte, wie er das machen müßte, kam ihre Erregtheit zum Ausbruch: zum erstenmal in ihrem Leben wurde sie heftig gegen ihn. Sie herrschte ihn an, dann besorge sie es lieber selbst, und klingelte nach dem Dienstmädchen und gab dem den Auftrag.

Ihr Abschied von Gunnar war flüchtig, sie versprach aber auf seine Bitte, ihm bestimmt schon morgen Nachricht zu geben, wie es stünde, und wo sie sich sehen könnten.

* * *

Der Schwester ihres Vaters hatte Lisa nie nahegestanden. Es war ihr von Kind auf unbehaglich gewesen, wenn jene auf der Hainzenhöhe erschien. Denn immer gab es dann etwas an ihrer Erziehung auszusetzen, wurde der Versuch gemacht, Peter hierin zu beeinflussen.

Durch Tante Ingas Vermittlung waren auch alle ihre Lehrerinnen und Gouvernanten ins Haus gekommen; und das machte ihr die alte Dame nicht lieber.

Später in München hatte sie sie anfangs schandenhalber manchmal aufgesucht, war aber bald gänzlich davon abgekommen. Die schöne Frau mit den weißen Haaren, die immer noch in einer schweren Zopfkrone um ihren Kopf lagen, hatte eine so eigene Art, einen mit den großen, grauen Augen anzusehen... Sie sah gleichsam an einem vorbei und doch mitten durch einen hindurch... Unbehaglich klug war sie, auch in den Dingen der Wirklichkeit, trotzdem sie seit Jahren mit Leib und Seele der Theosophie gehörte...

— Tanten sind halt Tanten! hatte Lisa einmal nach solch einem Besuch zu sich gesagt, um diesen Eindruck beiseite zu schieben und ihm durch ein leichtes, vielleicht kindisches Wort sein Gewicht zu rauben.

Und ihre Gefühle waren auch jetzt nicht so viel anders. Dennoch dauerte ihr Entschluß aus, dort Hilfe zu suchen. Es war eine dunkle Gewißheit, die sie trieb.

* * *

„Ah, läßt du dich auch einmal sehen?" Etwas spitz klang diese Begrüßung. Sogleich aber folgte die erschrockne Frage darauf: „Ja, was hast du? Ist was geschehen?" Auch daraus wollte Lisas argwöhnischem Ohr etwas von der Befriedigung des Propheten entgegenklingen, der auf den Trümmern der durch ein Strafgericht Gottes zerstörten Stadt selbstgefällig verkündet: — Hab ich's nicht längst gesagt? Ja, wenn ihr auf mich gehört hättet...! — Die alte Dame war wohl der Meinung, es handle sich um einen Zusammenbruch in dem Leben ihrer Nichte.

In dumpfer Erbitterung darüber hielt ihr die schweigend das Telegramm hin. — Frau Inga las, und fest und bestimmt rollten kurze, sachliche Sätze von ihren



Lippen: „Ich komm mit! — Wann geht der nächste Zug? — So? Dann müssen wir gleich ... — Wir wollen doch sehen, einen guten Arzt ... Hast du eine Droschke unten? — Ein Automobil, ja, das ist gut. — Wer ist denn der beste Herzspezialist? — Ich glaub, der Hofrat Strobl. Wenn wir ihn nur treffen ...! — Wart, ich pack nur schnell was ein für die Nacht! — Cenzi!" rief sie zur Tür hinaus nach ihrem Dienstmädchen. — Dann stand sie einen Augenblick in Gedanken, die Hand an die Stirn gedrückt. Und als käme ihr erst jetzt zu Bewußtsein, was eigentlich geschehen war, seufzte sie leise: „Der arme, arme Peter!"

Auch hierin wollte Lisa einen versteckten Vorwurf sehen, als wolle das sagen, die Sorgen um sie hätten ihren Vater krank gemacht. — Aber war es nicht am Ende nur ihr böses Gewissen, was sie das so auslegen hieß? — Hin und her schwankend zwischen Feindseligkeit und Dank sah sie der alten Dame zu, wie die schnell und praktisch alle Vorbereitungen traf, ihr zu helfen. —

Den Arzt fanden sie glücklich zu Hause, und er erklärte sich gleich bereit mitzufahren, als er hörte, wer der Patient war. Er telephonierte nach dem Roten Kreuz und bestellte eine Pflegerin an den Bahnhof, die mit hinauskommen sollte.

„Wir haben Glück", sagte er dann. „Wir kriegen die Oberschwester Gustava. Sie ist angegriffen und geht gern aufs Land. Eine ausgezeichnete Person! Sehr tüchtig und vernünftig!"

Auch Lisa hatte beim ersten Anblick der also Gelobten das Gefühl, daß man sie liebgewinnen müsse: so bescheiden und doch sicher trat sie einem entgegen, solch eine Ruhe strahlte von ihr aus.

„Ja, die Schwester Gustava ...!" sagte der Hofrat, als sie im Zug saßen. „Da können wir uns für Ihren Herrn Vater freuen. Bei der ist er gut aufgehoben. — Die Schwester ist nämlich von Haus aus eine Baronin ..."

„Ach, Herr Hofrat ..." wehrte ihm die Pflegerin mit einem schüchternen Lächeln, das dabei doch, unendlich leise zwar, spottete, als durchschaue sie eine Schwäche des geschätzten Mannes.

„Ja, Schwester, da brauchen Sie sich durchaus nicht schämen. Ich bin ein ganz einfacher Häuslersohn und schäm mich deshalb auch nicht."

„Dazu ist ja auch kein Grund vorhanden", bemerkte Tante Inga gehalten, und ihr Mund wurde schmal wie der Schlitz einer Sparbüchse.

„Das freilich nicht, gnädige Frau. — Aber die besten Pflegerinnen, hab ich immer gefunden, sind doch die aus den guten Familien. Die leichte Hand ... Da können die andern nicht recht hin. — Und wenn sich eine noch bei nichts zuzufassen scheut wie die Schwester Gustava ... Sie müssen wissen, wir zwei haben so eine Art mündlichen Kontrakt, daß sie und keine andere mich einmal zu Tode pflegt. — Gel, Schwester?"

Diese gab keine Antwort. Sie errötete nur unter dem Lob und lächelte ein bißchen gequält. — Ganz anders Tante Inga ...

„Damit wird es wohl noch eine Weile Zeit haben", sagte sie trocken in ihrer freundlichen, aber doch überlegnen Art. Sie fühlte wie immer das Bedürfnis, was ihr als Redensart erschien, auf die nackte Wirklichkeit zurückzuführen. Auch mochte diese spielerische Nennung des Todes sie frivol dünken.

„Gnädige Frau meinen, weil ich noch kein Greis bin?" fragte der Arzt. „No ja, aber den Vierziger hab ich doch immerhin stark angerissen. Und ich werd nicht alt. Ich hab's auf dem Herzen."

„Aber da müßten doch grade Sie ..."

„Oh, ich will beileibe nicht sagen, daß man mit Herzleiden nicht hundert Jahr werden kann. Das freilich ...! — Aber ich bin halt mein schlechtester Patient. Wenn die andern alle so unvernünftig lebten wie ich, dann ständ es windig mit meinem Renommee."

„Wenn Sie das wissen ...!"

„Warum ich so leb? — Es ist halt kein so besonders gesunder Beruf, das sogenannte Arzten. — Und ganz soll das Leben doch nicht im Schuften draufgehn. Man hat auch noch mehr Interessen ... Da muß halt die Nacht herhalten. Man trinkt ein gutes Glas Wein, daß man sich munter hält ... Und rauchen tu ich wie ein Schlot. Und bloß Virginia ..."

„Wenn es Ihnen aber doch nicht bekommt ...!"

„Ja, mein Gott, wenn man bloß tun wollte, was einem bekommt ...! — Wozu lebt man denn?"

„Weder zur Arbeit noch zum Amüsement," sagte Tante Inga in einem Ton, als müsse es sie sehr wundern, daß ein erwachsener Mensch das noch nicht wüßte, „sondern um sich zu entwickeln."

„Zu was sollt denn ich mich entwickeln?" lächelte der Doktor mit einem Achselzucken.

„Man lebt mehr als einmal."

„A was? — Nein, gnädige Frau, ich glaub, bei mir trifft das nicht zu. Und überdies: mir langt das eine Mal schon übrig."

„Danach wird keiner gefragt."

„No ja ... — A so, gnädige Frau meinen so was wie die sogenannte Seelenwanderung?"

„Reinkarnation", nickte Frau Inga, „oder Metempsychose, wenn Ihnen dieses Wort mehr sagt."

„Ja, was das betrifft ... — Ich glaub's zwar nicht ..."

„Ich weiß es."

„No ja, aber ich mein doch ... Wenn sich einer in seinem Beruf plagt, was er kann ... Und das bissel Vergnügen ... Ich bin Junggeselle ... vielleicht auch bloß aus Zeitmangel ... Am End ist's bloß mein Schade, wenn ich ein bissel früher hin werd ... wenn's einer ist ..."

„Es ist einer! — Und wenn ... Ich will ja gar nicht ... Ich meine: von Ihrem Standpunkt ... — Denn ich halte nichts von der zünftigen Medizin."

„Das hab ich mir doch gleich gedacht", entgegnete der Hofrat mit gutem Humor. „Aber Sie entschuldigen schon eine Frage: weshalb holen Sie mich dann zu Ihrem Herrn Bruder?"

„Da ... Bei einem andern kann ich die Verantwortung nicht tragen. Aber wenn ich selbst einmal krank werde — an mein Bett kommt mir kein Arzt, am wenigsten ein Allopath."



„Na, gnädige Frau, vielleicht holt mich dann zu Ihnen auch ein anderer, der die Verantwortung nicht tragen kann. Dann sollen Sie aber was erleben, wie ich lach!“

Tante Inga schien diesen Ton nicht passend zu finden. Sie lenkte ab: „Sie aber müssen doch von dem Nutzen Ihres Berufes überzeugt sein . . .?“

„Freilich, sonst wär ich doch ein ganz gewöhnlicher Schwindler!“

„Nun also, dann müßten Sie doch schon eben um dieses Berufes, um Ihrer Pflicht, Ihrer Patienten willen trachten, sich so lange wie möglich zu erhalten.“

„O mei gnädige Frau, Herzspezialisten wird's auch ohne mich immer übrig genug geben. An Ärztemangel leiden wir ja in Deutschland nicht. — Was da an mir liegt . . .? Ja, wer mir das als Bub gesagt hätte, wie ich noch die Geißen gehütet hab . . .! Da hab ich Wunder was geglaubt . . .! Ein Hofrat . . .! — Aber heut . . . Du lieber Gott, was ist schon ein Arzt? — Ein besserer Handwerker! — Ja, ein Künstler . . .! Schauns, einem Mann wie Peter Olai das Leben verlängern — das verlohnt sich! — Was kann so einer der Welt noch alles geben.“

„Vor Ihnen sollte doch jeder Patient gleich sein.“

„Gewiß. Natürlich werd ich einen Schuster oder Kommerzienrat deshalb nicht schlampiger behandeln . . . Aber daß ich einen größeren Stolz hab, wenn ich so einen Mann durchbring . . .! — Die Künstler — das ist doch eine höhere Art Menschen. — Was meinen Sie dazu, Fräulein Olai?“ wendete er sich an Lisa.

Die zuckte nur verlegen die Achseln.

„Von Ihnen, Fräulein Olai, bin ich nämlich auch ein sehr großer Verehrer. Ich hab Sie im Käthchen von Heilbronn und als Sulamith im Hohen Lied sehr bewundert. — Übrigens hab ich auch das Vergnügen gehabt, den Herrn Stenersen kennen zu lernen.“ — Hier sprang ein Fünkchen Neugier spähend aus des Doktors Augen. — „Ist das ein famoser Mensch! Eine echte Künstlernatur!“

Lisa zuckte wieder hölzern die Achseln und errötete tief. Tante Ingas Gesicht aber spitzte sich gleichsam zu und gefror in diesem Ausdruck. — Strobl empfand die Spannung in der Luft nicht ohne menschenkennerische Befriedigung, beeilte sich aber, die alte Dame in ein wortreiches Gespräch über den Wert der Allopathie zu verwickeln.

Lisa hörte ihnen nicht zu. Ihre Angst um Peter wuchs und wuchs, je näher das Ziel der Fahrt kam. — Wie würde sie ihn finden? Ob er überhaupt noch lebte? — Das nahm sie hin und erfüllte sie ganz. — Dachte sie dazwischen traumhaft und flüchtig an Gunnar, so staunte sie dumpf darüber, wie fern auf einmal hinter ihr lag, was die letzte Zeit, was vor ein paar Stunden noch ihres Lebens Inhalt und Bewegung gewesen war, sie beseligt und gequält hatte . . .

Ihr war, als kehre sie heim von einer Irrfahrt durch fremde Breiten in das verlorene Land ihrer Kindheit, das dennoch ihr verheißenes Land wäre. — Wer war denn Gunnar? — Ein Fremder deuchte er sie in dieser Stunde. — Peter war wieder der einzige Mensch, der ihr nahestand.

Ihn hatte sie verraten, ihn hatte sie opfern können um eines andern willen! Schwere Schuld hatte sie auf sich geladen; und der, in dessen Händen allein für sie das Amt lag, zu binden und zu lösen — den hatte vielleicht die Sorge um sie getötet.

Nein, Peter mußte leben, er mußte!

Sie betete, nicht zu einem fernen Gott irgendwo über den Wolken — zum Schicksal betete sie, dem harten, unvernünftigen; sie rang mit ihm: — Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Dabei saß sie aufrecht und bleich, mit unbewegtem Gesicht; nur ein automatisches Zittern lief manchmal über ihre Wangen.

Der Hofrat und Tante Inga sahen nichts von diesen heimlichen Stürmen. Schwester Gustava vielleicht — die mochte von einer Ahnung berührt werden . . . Ihr Blick hing so mitfühlend besorgt, voll scheuer Liebe, an Lisa . . . — Und doch wußte sie von deren Leben weniger als die andern.

Das Gefühl weiß immer am meisten . . .

* * *

Auf der Hainzenhöhe empfing sie der Gmunder Doktor, ein korpulentes Männchen mit weißem Vollbart und Locken, die ihm den Rockkragen bedeckten. Lisa kannte ihn gut von ihren Kinderkrankheiten her; und vielleicht, weil er damals so väterlich scherzhaft und gar nicht rechthaberisch gewesen war, hielt sie nicht viel von seinen Kenntnissen und seiner Kunst.

„Wie steht es?“ fragte sie hastig.

„Gottlob, augenblickliche Gefahr ist nach menschlichem Ermessen nicht mehr vorhanden, und ich hoffe . . .“ Doktor Matthaei brach ab und sah fragend den Hofrat an. Er schien unsicher in seinem Gedächtnis zu suchen.

„Hofrat Doktor Strobl“, stellte sich der andere vor.

„Ah, sehr erfreut! Natürlich . . . Ich wußte im Augenblick nicht . . . Ja, dann könnten wir vielleicht gleich . . .?“

„Darf ich hinein?“ bat Lisa.

Strobl warf Matthaei einen fragenden Blick zu. Dieser sagte hastig: „Ja, es ist wohl kein Bedenken . . . Gehn Sie nur mit, Fräulein Olai! Der Patient ist ohne Bewußtsein . . .“

Sie betraten das Schlafzimmer. Peter lag mit hochgebettetem Kopf da. Lisa wurde es bei seinem Anblick kalt bis ins Herz hinein. Das blaurot gedunsene Gesicht wollte ihr kaum noch des Vaters Züge zeigen. Der Eisbeutel bauschte sich wie ein Turban über der Stirn und machte ihn noch fremdartiger aussehen. Sein Atem ging unheimlich schnarchend durch die halb offenen, schmerzlich verzerrten Lippen. Man hatte kaum das Gefühl, daß dort ein beseelter Mensch läge — sondern gleichsam nur noch ein leidender Körper.

Die Stimmung des Raumes verschlug Lisa den Atem, obgleich keine Krankenstubenluft herrschte: das Fenster stand offen, die Abendsonne floß ungehindert herein und legte einen roten Streifen über das Fußende des Bettes.

Der Hofrat Strobl schien Lisa mit einem Schlag ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Alles Plumpe war aus seinem Wesen verschwunden; er bewegte sich



zart, lautlos und sehr sicher. Ein kluges Spähen stand in seinen Augen, und doch war sein Ausdruck beinah mütterlich. Er beugte sich über den Kranken, musterte ihn ganz aus der Nähe und prüfte flüchtig seinen Puls. Dann trat er zurück und winkte den Doktor Matthaei in eine Ecke. — Lisa, die ihrem leisen Gespräch atemlos lauschte, konnte nur abgerissene Wörter vernehmen, wie: Blutegel, frische Luft, allgemeine Arteriosklerose, Hypertrophie des linken Ventrikels, beiderseitige Vergrößerung der Dämpfung, konstante Erhöhung des zweiten Aortentons...

Sie verstand nichts davon; nur daß sich das alles auf ein Herzleiden bezog, glaubte sie zu begreifen. — Diese Fremdwörter in ihrer sachlichen, allgemeingültigen Wissenschaftlichkeit deuchten sie kalt und grausam. Wie wenn Peter für die beiden mehr ein interessantes Studienobjekt wäre als ein bedauernswerter kranker Mensch... — Und plötzlich fuhr sie mit der Hand an ihr eigenes Herz. Ihr war, als spüre sie dessen Dasein zum erstenmal in ihrem Leben: da in ihrer Brust bewegte sich etwas unruhig, bald flatternd in flüchtiger Hast, bald in gleichsam schwimmendem, flügelruhigem Gleiten... Und regte sich in diesem Etwas nicht ein unbehagliches weiches Ziehen und Zerren, das ein Schmerz werden wollte?...

„Na, wir werden ja sehen!" sagte der Hofrat Strobl abschließend und ein wenig lauter als zuvor. Er schritt wieder zu dem Bett hinüber und untersuchte Peter gründlich, unterstützt von der Schwester Gustava. Und wieder tat es Lisa wohl, wie geschickt und schonend sich die beiden um den ächzenden Kranken bemühten. — Der alte Gmunder Arzt stand am Fußende und sah zu. Es riß Lisa an den Nerven, wie laut er dabei den Atem durch die Nase stieß. Und auch das war ihr schmerzhaft peinlich, daß er immer geschmeichelt lächelte, wenn ihm der berühmte Kollege während der Untersuchung hie und da einen Punkt seiner Diagnose durch ein freundliches Nicken bestätigte.

Dann zogen sich die Ärzte zum Konsilium in das Wohnzimmer zurück. Nach einer Weile wurde Lisa hineingerufen: sie sollte berichten, was sie schon früher an Krankheitserscheinungen bei Peter bemerkt hätte. Das war nicht viel. Nur von jener plötzlichen kurzen Bewußtlosigkeit im vorigen Sommer konnte sie erzählen.

„Aha!" nickte der Hofrat und fragte sie nach den näheren Umständen aus. — „Ja," wendete er sich dann an Matthaei, „da ist ihm also damals schon ein kleines Gefäß im Gehirn gerissen. — Und späterhin, liebes Fräulein...? Haben Sie sonst noch etwas Derartiges beobachtet?"

Sie schüttelte den Kopf und wurde rot. Es fiel ihr aufs Gewissen, daß sie sich so wenig um Peters Befinden gekümmert, die Sorge darum mit dem billigen Trost beiseite geschoben hatte, es wäre wohl nichts Gefährliches.

„Ich war ja immer in München", entschuldigte sie sich gleichsam, hastig und verwirrt. „Mein Vater hat wohl ein paarmal geklagt, daß ihm sein Herz zu schaffen mache; aber ernstlich... — Ich dachte überhaupt, er hätte Herrn Doktor Matthaei konsultiert...?"

„Gewiß!" bestätigte dieser. „Und ich hab ihm meine Besorgnisse nicht verhehlt. Ich hab ihm ganz reinen Wein eingeschenkt — soweit man das eben so kann — und ihm äußerste Vorsicht und Schonung angeraten."

„So... so wußte er die ganze Zeit, daß... daß ein Herzschlag kommen könnte?" fragte Lisa, und ihr wurde kalt in der Brust.

„Es ist ein Gehirnschlag", verbesserte der Hofrat sachlich.

„Gehirnschlag!" schrie Lisa unwillkürlich auf. „Ich dachte...? Mir hat er immer nur von Herzbeschwerden gesprochen?"

„Ja, aber, liebes Fräulein... Sie scheinen das für schlimmer zu halten? — Im Gegenteil! Ich weiß nicht, was Sie unter Herzschlag verstehen... Ein Herzschlag im engeren Sinn ist unbedingt tödlich, während... — Daß aber natürlich das Herz in Mitleidenschaft gezogen wird... bei Arteriosklerose... Adernverkalkung... einer bei der heutigen Lebensweise leider sehr gewöhnlichen, auch schon in verhältnismäßig frühen Jahren auftretenden Krankheit — das können Sie sich ja selbst vorstellen: — die stetig wachsenden Hindernisse im Blutumlauf... daß die die Herzkraft über das Maß beanspruchen..."

Lisa hörte nur halb auf die Worte Strobls.

„Und Sie meinen...? Und wie...? Und was...? — Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Hofrat!" flehte sie zitternd.

„Nun, nun..." begütigte er. „So schlimm... — Natürlich: einer von den Stärksten wird Ihr Herr Vater nimmer. Und zunächst... Eine zeitweilige Lähmung dürfte wohl nachbleiben; aber..."

„Gelähmt! — Daß er sich nicht bewegen, vielleicht nicht mehr sprechen kann?"

Der Hofrat zuckte die Achseln; aber die Bewegung des Zweifels verhüllte nur notdürftig ein Ja.

„Zunächst..." sagte er.

„Zunächst...? — Aber wie lange kann das...?"

„Da fragen Sie mich zuviel. Es kommt ganz darauf an... Es kann sich sehr schnell heben, es kann auch ziemlich lange dauern. Es kann natürlich..."

„... immer so bleiben?" rief Lisa mit großen, entsetzten Augen.

Wieder zuckte Strobl mit den Achseln. Dann aber sagte er: „Das doch wohl nicht. Und bei guter Pflege... Und die wird er ja haben... — Freilich, zum Tanzen und Bergkraxeln bringen wir ihn nimmer. Auch schriftstellerisch arbeiten darf er so bald noch nicht. Aber sonst... — Wovor er übrigens in erster Linie gehütet werden muß — das ist jede Art Aufregung."

Lisa nickte mechanisch, aber zugleich verzog ein bitteres Lächeln ihre Mundwinkel. — Nur nicht aufregen, jawohl — das war der beliebte Rat der Ärzte! Ein Rat, leicht gegeben und schwer befolgt. — Aber trotzdem sie das wußte, wühlte ein so schmerzliches Reuegefühl in ihr, daß sie nur mit Mühe ihre äußerliche Fassung vor den fremden Leuten bewahrte.

* * *

Erst als sie am Abend allein in ihrem Zimmer war, warf sie sich schluchzend in den Kleidern auf ihr Bett und



krampfte in heißen Selbstanklagen ihre Finger in die Decke.

Und als die Kraft dieses Schmerzes sich müde getobt hatte, als endlich ein weicheres, lösendes Weinen Lisa in langen Stößen gleichsam wiegte — auch da wurde ihr kein Trost.

Der arme Peter! Wieviel über sie mochte ihm in diesen letzten Wochen zugetragen worden sein, was ihn erschüttert, die Katastrophe seiner Krankheit beschleunigt hatte!...

Nicht einmal die Erleichterung eines ehrlichen Zornes gegen die Klatschmäuler konnte sie sich gönnen. — Die meisten von ihnen hatten es sicher gut gemeint. — Ja, Menschen...!

Aber was gingen die Menschen sie an!

„Gunnar!" sagte sie innig vor sich hin. — War heute nicht eine Stunde gewesen, da sie sich einreden wollte, er sei ihr ein Fremder?...

Und mochte die Liebe zu ihm sie in Schuld verstrickt haben gegen ihren Vater — liebte sie Gunnar deshalb weniger? — Stärker, tiefer, aus einem größeren Herzen liebte sie ihn, über Welt und Himmel hinweg, über sich selbst hinweg liebte sie ihn.

Warum nur war das Schicksal so grausam, daß es die Lebensluft des einen zu Gift für den andern machte!

Doch diese dumpfe Anklage gegen die unbekannten Mächte, dies Gefühl, nichts als ein Spielball in ihren Händen zu sein, blieb Lisa nicht lange ein halber und kärglicher Trost. Dann fiel eine wahrere, schwerere Erkenntnis aus dem Dunkel.

Nein, tausendmal nein, nicht ihre Liebe war Sünde!

Oh, warum hatte sie nicht offen mit Peter gesprochen, gleich, da es noch Zeit war? — Jetzt fühlte sie plötzlich, daß er sie verstanden hätte. Ein Vater wie er, ein so freier, guter und kluger Mensch...

Kleine, bedenkliche, unredliche Feigheit...! Das, und nichts als das, war ihre Sünde...

* * *

Am nächsten Morgen hatte Peter das Bewußtsein wiedererlangt. Aber er konnte seine linke Seite nicht bewegen; und wie er Lisa guten Tag sagen wollte, kamen nur unklare, gurgelnde Laute über seine Lippen.

Es lief ihr kalt den Rücken herunter: Peter, der sich immer so in der Gewalt gehabt hatte, und nun dieses arme, hilflose Wesen mit dem tief traurigen, dabei fast schamhaften Blick...! Als bäte er sie um Verzeihung für seinen Zustand... — Etwas unsäglich Krüppelhaftes lag in dem Ausdruck dieser Augen... — Genau so schaute ein buckliger Bauernbursch in Finsterwald drein, den Lisa oft gesehen hatte, und nie, ohne daß es ihr eine ganze Weile nachgegangen wäre.

Sie mußte ein leichtes Grauen vor Peters schiefgezerrtem, zur Hälfte erstarrtem Gesicht überwinden, bevor sie sich entschließen konnte, ihn mit schnell wieder flüchtenden Lippen, schreckhaft gleichsam, auf die Wange zu küssen — der erste Kuß seit vielen, vielen Jahren, den er von ihr bekam.

Aber sie wurde reich dafür belohnt. Denn ihr kleines Liebeszeichen, das sie mit Scham als so ärmlich empfand, beglückte den Kranken, ließ eine Wärme, den Schein eines Lächelns in seinen Augen erwachen und bannte die dumpfe Trostlosigkeit aus ihnen.

Von Stund an wich Lisa kaum mehr von seinem Bett. Sie ließ sich vom Landestheater Urlaub für den Rest der Spielzeit geben und blieb gleich ganz draußen. — Was man Arbeit nennt, gab es hier freilich kaum für sie. Des Hauswesens hatte sich Tante Inga mit einer Energie angenommen, als wäre das alles nicht auch schon früher, und ohne so viel Geräusch, in fest geregeltem Lauf gewesen. Und die eigentliche Pflege Peters besorgte Schwester Gustava still und umsichtig, wie es ihre Art war. — Dennoch fühlte Lisa sich nicht müßig und nutzlos. Sie sah, welche Freude der Kranke hatte, wenn sie ihm eine Handreichung tat, wenn sie ihm lächelnd zunickte, ja wenn sie überhaupt nur da war...

Eine Stickerei, die sie in einer Laune als Backfisch einmal angefangen, bald aber ungeduldig beiseite geworfen hatte, wurde jetzt wieder hervorgesucht und kam ihr sehr zupaß. Diese fast mechanische Beschäftigung, das achtsame Zählen der Stiche, und wie aus ihnen allmählich und doch überraschend das Muster entstand, — das vertrieb ihr die Zeit, brachte ihre Gedanken in ruhigen Fluß, ohne sie doch gebieterisch in Anspruch zu nehmen.

Es war eine Arbeit, die sie jederzeit in den Schoß konnte sinken lassen, wenn sie aufmerksamer nachdenken wollte oder den Drang hatte, ihrem Vater die Hand zu streicheln. — Und sie wurde oft so stark von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihm erfaßt, daß sie ihm ein Zeichen davon geben mußte.

Wie töricht von ihr war es gewesen, kein Vertrauen zu ihm zu haben!

Aber Lisa gewann die Kraft, sich nicht mit fruchtlosen Selbstanklagen zu quälen. Gutmachen — das sollte ihre Reue sein! — Alles, alles wollte sie Peter sagen. Und sie wußte, daß der Tag dieser Aussprache ein glücklicher Tag für sie beide sein, sie näher verbinden würde, als sie sich je gestanden hatten. — Das war es, was ihre Augen ihm schon heute versprachen, wenn sie hell und voll Liebe auf ihm ruhten: — Peter, ich hab etwas Gutes für dich, wenn du erst wieder gesund bist.

Und die Freude über ihr stummes Gelöbnis schien Arznei für ihn zu sein. Doktor Matthaei sprach sehr befriedigt von den Fortschritten, die sein Befinden machte.

„Gott, ich danke dir!" sagte Lisa dann wohl abends in ihrem Bett mit gefalteten Händen — und war zugleich verwundert, weil ihr überquellendes Gefühl sich die Form des Gebets wählte, die ihrem Verstand in seinem jugendlichen Unglaubenstolz doch so fernlag...

* * *

Gunnar sah Lisa täglich. Er erwartete sie nachmittags um die Zeit, wo Peter zu schlafen pflegte, an dem untern Gartenpförtchen, und da machten sie dann einen kurzen Spaziergang miteinander.

Darauf freute sie sich den ganzen Tag. Und es konnte ihr nichts anhaben, daß Tante Ingas Spürsinn gar bald erraten hatte, mit wem sie sich traf. Die alte Dame richtete es gern so ein, daß sie den Weg ihrer



Nichte beim Kommen und Gehen wie zufällig kreuzte; ihr Blick ruhte dann immer ernst und fragend auf ihr, in einer Mischung von mahnender Strenge und beichtväterlicher Hilfsbereitschaft. Auch ein Quäntchen recht untheosophischer Neugier fehlte dabei nicht...

Lisa stellte sich vor, wie lebhaft ein solches Benehmen sie noch ganz vor kurzem geärgert hätte; jetzt aber, da es zwischen Peter und ihr innerlich klar und alles im reinen war, fiel es ihr gar nicht schwer, das komisch zu finden und ohne Groll zu belächeln. — Lieber Gott, mochte man noch so sichtbarlich um ihr Seelenheil besorgt sein! Was kümmerte das sie!

Diese Sicherheit und Freiheit schenkten auch ihrer Liebe zu Gunnar gleichsam ein neues Gesicht. In die eine Stunde am Tag, die sie ihrer Tochterpflicht abrang, preßte sich für sie ein reicherer und glücklicherer Inhalt als zuvor in einen ganzen Tag.

War das schon das große Wunder der Wandlung — der Verklärung ihrer Leidenschaft — danach Lisa sich so gebangt hatte? — Sie glaubte es, und das ließ einen Glanz in ihr aufgehen, leuchtete dem Geliebten aus jedem ihrer Worte und Blicke entgegen, beflügelte ihren Schritt, goß eine weichere, hinreißend frohe und innige Anmut über ihr Wesen aus...

Gunnar war nicht der Barbar, daß er daran nicht seine dankbare Freude gehabt hätte — die erste Zeit wenigstens. Bald aber packte ihn eine Unruhe, und es sah fast aus, als ob sie ihre Rollen vertauscht hätten. War ihm früher ihre Glut manchmal ein wenig übersteigert — krankhaft beinah — erschienen, so wollte er jetzt in dieser gesättigten Heiterkeit — Kälte sehen. Er war nicht gar so fern von Eifersucht auf den kranken Mann da drinnen, der ihm nach seiner Meinung so viel von ihr nahm...

Als sie ihm dann einmal sagen konnte, heute ginge es Peter schon viel besser, da brach er, was er so lange mühsam verborgen hatte, plötzlich in der Frage heraus: „So kannst du vielleicht endlich wieder auch einmal mit mir zusammen sein?"

Sie blickte auf, in betrübtem Staunen über seinen rauhen Ton.

„Aber Gunnar, wir sind doch jeden Tag beisammen. Und ich freu mich immer so darauf und..."

„Jawell ja, zwanzig Minuten, und auf diese vordammte Chaussee!"

„Es geht doch nicht anders. Was soll ich denn tun?"

„Wir sollen in München zusammen sein. For ein paar Tage zum wenigsten."

„Lieber, wie gern...! Aber das ist jetzt doch unmöglich!"

„Du sollst ihnen sagen, daß du im Theater mußt."

„Sie wissen natürlich, daß ich Urlaub habe."

„Und das ist sehr dumm!"

„Aber auch sonst, Gunnar... Ich kann ja nicht!"

„Warum? — Es ist doch freilich eine Siechenpflegerin da oder eine Nonne, oder was es heißt."

„Die Schwester, gewiß...! Aber Gunnar, das ist es ja nicht. Er freut sich so, wenn ich bei ihm bin."

„Ich auch. — Doch das ist dir ein und dasselbe, ob ich mich freue!"

„Aber Gunnar...!"

„Ja, Lisa, einmal soll ich es dir sagen: du bist ganz anders geblieben in dieser Zeit. Absolütt! Du liebst mir nicht mehr so..."

„Gunnar, Dummkopf! Eher mehr!" Sie legte ihren Arm in den seinen und schmiegte sich an ihn.

„Du bist zu mir gleich eine Frau, die schon femf Jahren geheiratet ist mit einen Mann."

„Da mußt du ja selber lachen, wenn du so was sagst, Gunnar!"

„Ich hätte es lieber, dich gar nicht zu sehen, wie so. — Wenn du ein Gefangener, der nur Brot und Wasser bekommt, vor sein Fenster die besten Speisen zeigst — so ist dies. Zum sinneskrank zu bleiben!"

„Aber... Herrgott, Gunnar, sind wir dumm!" rief Lisa plötzlich. „Warum sitzt du eigentlich mitten im Sommer in der heißen, staubigen Stadt?"

„Sollst du mir noch weiter fortschicken?" brummte er mißtrauisch.

„Esel! — Im Gegenteil: hier heraus sollst du! Nach Gmund sollst du! Dort im Hotel gibt's sehr schöne Zimmer: noch ganz Biedermeier... — Dann können wir uns viel öfter sehen: in der Frühe, wenn du zeitig genug aus dem Bett findest, und jedenfalls immer abends nach dem Essen noch auf ein Stündchen oder zwei."

„Ist das auch sicher?" fragte er.

„Mein Ehrenwort!" beteuerte sie lustig. „Paß einmal auf, das wird sogar furchtbar nett! — Und hier draußen bummelst du nicht soviel und kannst in deiner freien Zeit auch einmal was tun. Es wäre doch schließlich ganz angebracht. Findest du nicht, daß du lange genug sündhaft faul warst, Meister?"

„O, ich soll freilich ein Stück schreiben, schon lange!" sagte Gunnar, der auf einmal Feuer und Flamme für ihren Vorschlag war.

„Na, siehst du! Besser als hier kannst du das überhaupt nirgends. Und im übrigen erholst du dich schön, machst Touren... Wenn Peter erst wieder mobil ist, komm ich auch mit... Und rudern kannst du auf dem See. Ich geb dir den Schlüssel zu unserm Bootshaus. Nur muß ich mein Boot erst nachsehen und richten lassen. Es hängt sicher noch genau so da, wie ich's voriges Jahr aus dem Wasser gezogen hab."

„Ja, das soll Gott wissen," rief er vergnügt, „so machen wir das! Und ein Stück soll ich schreiben, das soll vordammt gut sein!"

* * *

Die Lähmung bei Peter hob sich schneller, als der Arzt zu hoffen gewagt hatte. Nur eine schwere Zunge behielt er, und auch im Bein blieb eine Schwäche zurück. Im Rollstuhl aber konnte ihn Schwester Gustava schon nach vierzehn Tagen hinausfahren. Er war bei gutem Wetter vom Morgen bis zum Abend im Garten.

Langsam wich auch die Begleiterin der Krankheit, die tiefe Traurigkeit, von ihm. Ein sanft belebendes Genesungsfieber trieb das Blut schneller durch seine Adern. — Die geduldige Ruhe der Machtlosigkeit legte ihre Hand auf seine Stirn, das Gefühl, nicht mehr verantwortlich zu sein, was auch geschähe, die Ergebung

des Alters, die so oft für Eigensucht, Stumpfheit und Bequemlichkeit gehalten wird, und die doch ganz etwas andres ist...

Peter sah jetzt das Leben im ganzen. — Auch er hatte geirrt und sich auf Wege verloren, die in Nacht und Verzweiflung zu enden schienen — und dennoch weiter geführt hatten, nicht wohin er wollte, sondern wohin sie selbst wollten, und wohin er mußte. — Der scharfe Pflug, die glättende Egge, die Jahre der Brache, Sonnenschein und Regen — es hatte alles wechselnd über seinen Acker dahingehen müssen, damit sich heute reich ein goldnes Ährenfeld dehnte bis an den Himmelsrand — heute, da schon der Mäher herankam... Gleich und ruhig, wie der Pulsschlag der Erde, tönten von fern seine Tritte, und silberne Blitze sprangen freundlich von seiner Sense...

Geschenkte Tage des Herbstes...! — So grüßt man sie und hat vergessen, wie sauer man sie sich verdiente...

* * *

Wenn Lisa so bei ihm saß und von der Fülle an Liebe und großem, fast allwissendem Verständnis berührt wurde, mit der seine Augen auf ihr ruhten, dann drängte sie oft das Versprechen, das sie sich gegeben hatte, überkam sie eine starke Sehnsucht, ihre Beichte abzulegen. — Jedesmal aber sah sie dann des Hofrats Strobl breite Gestalt zwischen sich und ihrem Vater stehen und hörte wieder seine in geschäftsmäßigem Ton leicht hingeworfne Mahnung, man solle den Patienten vor jeder Aufregung bewahren.

Nein, so gerade und schlicht, wie sie sich das vorgestellt hatte, lief der Weg doch nicht, der zu der hellen Wahrheit führen sollte. Hier zwang das Leben selbst sie, wenn nicht geradezu zu lügen, so doch ein bißchen zu heucheln.

Dabei wäre es vielleicht noch lange geblieben, wenn nicht Peter den Entschluß gefaßt hätte, der ihr so schwer fiel. Und auch dazu wieder baute sie ihm unbewußt die Brücke mit einer frommen Lüge, einer ehrlichen kleinen Heuchelei: sie richtete plötzlich die Frage an ihn, ob sie jetzt, da er krank wäre, nicht die Theaterlaufbahn auf eine Weile unterbrechen und bei ihm bleiben und sich seiner Pflege widmen solle. — Dies Anerbieten entquoll im Augenblick einem ernsten, freudigen Drang; aber schon während sie die letzten Worte sprach, sank der Ton ihrer Stimme, ging ihr erschreckend auf, daß sie da etwas ganz Unmögliches vorschlug. Sie müßte ja nach Berlin, es ginge gar nicht anders, um ihrer Kunst, um ihrer Liebe, um Gunnars, um ihrer selbst willen.

Und Peter faßte die Sache genau so auf, wie sie war. Er empfand Lisas Ehrlichkeit, ihre schmerzliche Bereitschaft, alles für ihn zu opfern, und durchschaute ihre unbewußte Lüge. — Zu der Rührung, die in seinen Augen glänzte, gesellte sich ein resigniert belustigtes Zucken um seine Mundwinkel.

„Nein, Lisa," sagte er, „ich dank dir sehr und finde das lieb und nett von dir, aber... siehst du, das geht doch nicht... Du mußt... Deine Kunst..."

Lisa errötete und sagte dann abwehrend, mit einer künstlich blasierten Miene: „Ach, meine Kunst..."

„Ja, und dann, Lisa... Du nimmst mir doch nicht übel, daß ich davon spreche?... Was würde denn ein anderer... was würde dein Bräutigam dazu sagen?"

„Peter!" rief sie halb erschrocken, halb erleichtert und faßte mit leisem Druck nach seiner Hand.

„Ja, Lisa," lächelte er freundlich, „es wird doch Zeit, daß wir endlich einmal davon sprechen."

„Peter, du weißt nicht, wie lange schon...!"

„O, das hab ich dir angesehen. — Und sieh, Lisa, wenn du, etwas überflüssig, Geheimnisse vor mir hattest, — ich weiß ja: es war nicht Unaufrichtigkeit, sondern Rücksicht..."

Sie nickte heftig, mit ihrem alten eckigen Backfischnicken. Das Wasser stand ihr so dicht in den Augen, daß sie nichts sah als schimmernde Lichtkurven.

„Und, Lisa, wann bringst du mir deinen Bräutigam einmal? — Ich möchte ihn gern kennen lernen; das kannst du dir denken. Und schließlich bin ich ja doch wohl der Nächste dazu."

Sie strahlte ihn mit dankbaren Augen an. — Und nun begann sie ihr großes Geständnis. Aber es fiel ganz anders — vor allem kürzer — aus, als sie es sich so oft Wort für Wort vorgesprochen hatte. Peter verstand es mit leisem Takt, ihr zu helfen. Unter dem Reden spürte sie aufatmend, wie die beklommene Verlegenheit von ihr wich. Dies war keine Pein — nur eine Befreiung.

Sie hatte es sich als Pflicht auferlegt, ihm auch das Letzte, das Äußerste zu beichten. Aber dazu kam es nicht; sie brauchte nicht mühselig nach Worten der Umschreibung zu suchen. Sie fühlte plötzlich, daß jetzt die Grenze der Aufrichtigkeit erreicht war. Seine Augen geboten ihr, bang beinah, doch freundlich, Halt; sie sagten: — Lisa, es gibt Dinge, die keinen Dritten etwas angehen; auch einen Vater nicht. Was nun noch übrig ist — das darf ich wissen, aber sagen darfst du mir das nicht. Es ist besser so für dich und für mich.

Und noch in einem Punkt hielt Lisa mit der ganzen Wahrheit zurück: sie erzählte Peter, Gunnars Scheidung wäre im Gange, und es würde wohl nicht mehr lange dauern, bis sie heiraten könnten; dabei aber verschwieg sie etwas.

Es war gerade vor ein paar Tagen ein Brief von dem Anwalt in Christiania gekommen, der die Nachricht brachte, Gunnars Frau hätte endlich in die Scheidung gewilligt, doch nur unter der Voraussetzung, daß er ihr zuvor eine bare Abfindung von fünfzigtausend Kronen für sie und die Kinder auszahle. — Er nannte das eine „Gemeinheit", gestand Lisa aber, daß er freilich manchmal „vergessen" hätte, seinen Angehörigen rechtzeitig Geld zu schicken. So eine Auslandpostanweisung zu schreiben — das sei eine höchst komplizierte Arbeit... Er würde nie behalten, wie das zu machen sei. — Da mußte Lisa wohl verstehen, was auch sie zuerst als eine recht häßliche „Habsucht" angesehen hatte. Und jene Frau kämpfte für ihre Kinder... — Als sie dann Gunnar mutlos fragte, woher er denn die große Summe nehmen wolle, preßte er die Lippen zusammen und warf ihr einen so nachdenklich prüfenden Blick zu, daß sie blaß wurde vor Angst, er könne ihr zumuten,



den Betrag von ihrem Vater zu erbitten. Dann aber erwiderte er leichthin, das werde sich schon finden. — Wenn das Hohe Lied in Berlin einen wirklich großen Erfolg hätte... Und außerdem ließe sich das neue Stück, an dem er arbeitete, so gut an, daß er sich davon ganz besonders viel verspräche... — Endlich, nach einem Zögern — als schämte er sich, ein so guter Haushalter zu sein — machte er ihr die überraschende Mitteilung, daß er so ziemlich die Hälfte jener Summe schon besitze; sie liege in sichern Papieren auf einer großen Bank in Berlin. Lisa solle getrost sein: wenn er nur einigermaßen Glück hätte, wäre er schon in einem halben Jahre so weit...

Und wirklich war sie mit der Trauer über diese Post bald fertig geworden. Die offizielle Vermählung war ihr nicht mehr in dem Grade wie früher das voll krampfhafter Ungeduld ersehnte Ziel. Deuchte sie doch die große Wandlung, die sie davon erwartet hatte, in ihrem Verhältnis zu Gunnar, wie es heute war, zum größten und besten Teil vollendet zu sein.

Hiervon also erzählte Lisa Peter nichts. Und sie deutete sich ihr Schweigen mit der Furcht, er würde ihr sonst den gleichen Vorschlag machen, den sie schon einen Augenblick auf Gunnars Lippen zu lesen gemeint hatte: — er würde ihr jene Abfindungsumme aus seinen Mitteln anbieten. — Nein, sie konnte das nicht, konnte ihren Mann nicht für ihr oder, was das gleiche war, Peters Geld jener unglücklichen verlassenen Frau abkaufen. Das ging ihr aufs stärkste gegen das Gefühl, ohne daß sie sich nüchtern überlegte, warum. (Forts. folgt.)

Eine evangelische Wendenhochzeit.

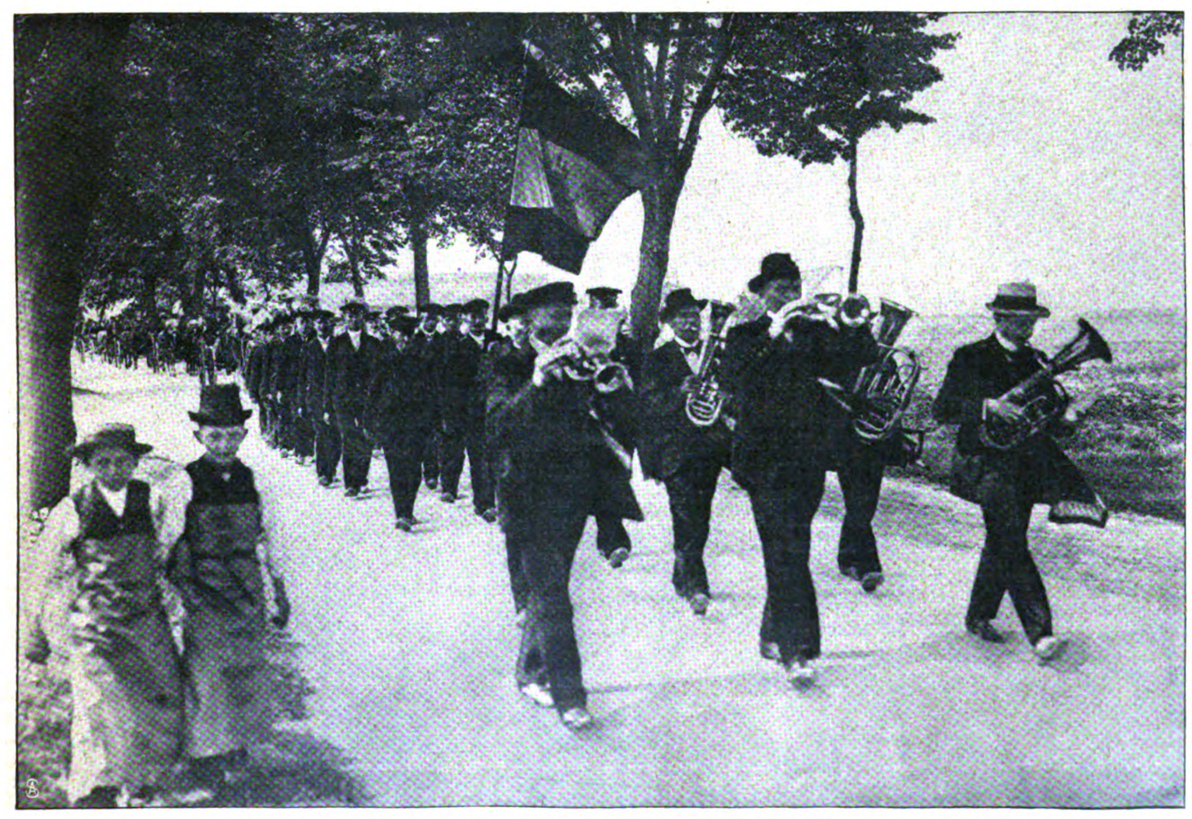
Von Valeska Gräfin Bethusy-Huc. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Die wendischen Dörfer umschließen eine solche Welt für sich, die Gebräuche dort sind so eigenartige, daß ich noch einmal darauf zurückkomme, obgleich meine Berichte in Nr. 18 und Nr. 22 der „Woche" von dem gleichen Thema handelten. Schon die Bauart der Dörfer hat einen eigenen Charakter, und gerade weil die Neuzeit viel daran ändert, möchte ich das wendische Heidedorf zeichnen, wie es war und zum Teil noch ist. In der Mitte liegt die Dorfaue, ein großer, länglicher, meist mit alten Bäumen bestandener Platz. Die Häuser stehen mit dem Giebel nach der Dorfaue, an jedes Haus schließen sich Ställe und Scheunen an, so daß jedes Anwesen ein geschlossenes Ganzes bildet. Auf der Dorfaue spielen sich die Sommerfeste ab, in dem daran stoßenden Wirtshaus gibt es im Winter Bälle, bei denen um Hoyerswerda die Tänzerinnen Schuhe und Strümpfe ausziehen und barfuß tanzen. In einem besonders gemieteten Zimmer vereinigen sich vom November bis März die jungen Mädchen des Dorfes an den Abenden, um zu spinnen und gemeinsam zu singen. Zweimal in der Woche dürfen die Burschen dazukommen, und da geht es lustig zu. Im April wird das Gesponnene in den Häusern gewebt und, soweit es zu den landesüblichen, von Männern und Frauen getragenen blauen Schürzen verwendet wird, auch gefärbt. Trotz vieler Vergnügungen hält der Verkehr der Burschen und Mädchen sich doch meist in angemessenen Grenzen bis zur feierlichen Verlobung. Hängt doch der Glanz der Hochzeit und das Tragen des „Wenck", von dem ich später noch erzählen werde, von der Zurückhaltung in dieser Beziehung ab. — Nachdem früher von einer katholischen Wendenhochzeit berichtet wurde, möchte ich heute von einer evangelischen erzählen. Wenn die Eltern zweier junger Leute darüber einig geworden sind, daß ihre Kinder, d. h. daß die Mitgift und die Wirtschaft, zusammenpassen — denn auf diese Abmachungen kommt es bei den evangelischen Wenden ebenso an wie bei den katholischen — dann einigt man sich über den Verlobungstag, an dem das Brautpaar mit den beiderseitigen Eltern zum Geistlichen geht.

Der Geistliche verlobt das Paar feierlich und fordert es auf, den „Zawdawk", das Unterpfand, zu tauschen. Das Brautpaar gibt einander nun je ein Drei- oder Fünfmarkstück, das dann in der Ehe nie verausgabt werden darf. Drei bis vier Wochen später, aber immer bei zunehmendem Mond, ist die Hochzeit. In der Zwischenzeit trägt die Braut Halbtrauer, wie sie auch bei der Hochzeit ein großes, weißes Leinentuch, wie es sonst nur bei tiefster Trauer gebräuchlich war — und in einigen Gemeinden noch ist — über dem Hochzeitstaat befestigt. Dieser Hochzeitstaat besteht aus schwarzem oder grünem Rock mit breiter, seidener oder weißer, handgestickter Schürze, schwarzem Mieder mit Perlenbehängen und der „Borta", einem hochstehenden Kopfputz von schwarzem Samt, den ein Diadem von silbernen Sternen, der „Slibornik", überragt. Hinten hat das Diadem eine Lücke, aus der grüne Bandschleifen bis weit über den Rücken herabhängen. Die „Borta" ist oben offen, und man streut der Braut gern Salz auf den Kopf, das während des Hochzeitstages dort bleiben muß. Bei der Trauung hat das Paar dicht aneinandergelehnt zu stehen, „wenn einer durch eine Lücke zwischen den Brautleuten hindurchsehen könnte, würde die Ehe nicht gelten". Von großer Wichtigkeit bei der Hochzeit sind der Hochzeitsbitter, „Bräska", und die Stellvertreterin der Brautmutter, die Zamama. Im Fond des Brautwagens (Abb. S. 1605) sitzt der Bräska neben dem Brautpaar — der Bräutigam trägt leider den Zylinderhut über dem „Wenck" — gegenüber die Zamama mit der das Gesicht fast verdeckenden Spitzenhaube und zwei Brautjungfern in ihrer hübschen, bunten Tracht. Die beiden Brautführer mit den geschmückten Zylinderhüten müssen neben dem Wagen herlaufen, um event. die bekränzten Pferde zu halten, wenn sie unruhig würden. Vor dem Dorf läuft der eine voran und kommt dann dem Zug mit einem Bierkrug entgegen. Er umtanzt den Brautwagen (Abb. S. 1607), kredenzt dann das Bier und zerschlägt den Krug auf dem Rad, über dem die Braut sitzt (Abb. S. 1607). Die Zamama und der Bräska vertreten die Eltern, die während der Kirchfahrt zu Hause bleiben und alles für die Gäste vorbereiten. Die Zamama hat die Braut zu hüten vor bösen Blicken der Menschen, sie ist ihre offizielle Beschützerin. Statt der Myrte trägt die Braut Rosmarinzweige am



Der Brautwagen auf der Fahrt zur Kirche.



Der Kriegerverein an der Spitze des Brautzuges.

Mieder wie der Bräutigam am Knopfloch. Nach der Trauung hat der „Bräska" die Zweige in einen Blumentopf zu setzen, und große Freude gibt es, wenn sie später Wurzeln schlagen, denn das bedeutet Glück in der Ehe. Der Bräska hat unendlich viel zu tun bei einer Hochzeit; erst hat er jeden Gast einzeln mit einer besonderen Rede zur Hochzeit zu laden, dann ist er der eigentliche Festleiter und stellvertretende Brautvater, der den ganzen Tag dem Brautpaar zur Seite bleibt. Im Hochzeitshaus werden zunächst Brotschnitten mit Butter und Käse durch die Fenster herausgereicht an alle Leute und Kinder, die dort stehen, ohne eingeladen zu sein. Dann geht es an das Hochzeitsmahl. Für dieses gibt es fast in jedem Dorf besondere Gesetze, aber meist besteht das Menü aus Biersuppe mit Rosinen, dem Nationalgericht, dicker Grütze mit Fleischbrühe, Rindfleisch mit Meerrettichsauce, Kaffee und Kuchen. Der Schweinebraten wird meist vom Bräska in viereckige Stücke geschnitten und den Gästen in mitgebrachten Töpfen mit nach Hause gegeben. Die Hochzeit pflegt zwei bis drei Tage zu dauern. Als Abwechslung im Menü gibt es dann noch Schwarzsauer und Nudeln. In einzelnen Dörfern ist es Sitte, daß das Brautpaar, das von dem gleichen Teller ißt und aus dem gleichen Glas trinkt, nur die ersten zwei Gänge, Suppe und Grütze, mitißt und das Fleisch dann den „Leuten im Dorf, die kein Vieh haben" (also den Aermsten), schickt. Die Braut hat die Familie des Bräutigams und die Leute in seinem Hof zu beschenken, und zwar ist das eine ziemlich kostspielige Sache, denn die Anzüge kosten, oder das Geldgeschenk, das sie anstatt solcher gibt, beträgt etwa 25 Mark für die Person. Dafür erhält sie aber auch von allen Verwandten Geschenke außer der Butter, die jede Frau zur Hochzeit mitbringt. Nach dem Hochzeitsmahl stehen vier Teller da für Geldgeschenke. Einer mit Messer und Löffel darauf, für den Bräska, der etwa 50 Pf. von jedem bekommt, einer mit einem Strohwisch, für die Waschfrau, die beiden anderen mit der kleinen Trompete für die Musik und mit Salz für die Köchin. Die letzteren drei pflegen mit 10 Pf. abgetan zu werden. Bei dem darauffolgenden Hochzeitstanz tanzt zunächst die Braut, dann jede Swatojo (Brautjungfer) mit dem Bräska dreimal, dann zieht die Braut ihren Hochzeitstaat aus, und die allgemeine Tanzerei beginnt.



Die Kleidung der evangelischen Wendinnen. Rechts zwei Frauen in Halbtrauer.

Die Halbtrauer, das schwarze Kleid mit weißem Kopfputz, soll bei der Wendin immer etwas Feierliches, abseits vom Alltag Stehendes (Abb. obenst.) bezeichnen. Auch die junge Mutter trägt diese Kleidung in den ersten sechs Wochen. In dieser Zeit muß sie auch täglich beim Früh-, Mittag- und Abendgeläut der Betglocke mit ihrem Kind auf dem Bett liegen und ein Vaterunser beten, das Gesangbuch darf in den sechs Wochen überhaupt nicht vom Bett wegkommen, denn der „Pschespoldniza", die Mittagsgöttin, geht über die Felder und tauscht Wechselbälge ein gegen die Kinder, deren Mütter diese Pflicht versäumen, und die Taufe, die meist schon nach 14 Tagen stattfindet, schützt nicht genügend davor. Am Ende der sechs



Der Brautführer umkreist den Brautwagen mit einem Krug Bier.

Wochen begibt sich die junge Mutter mit ihrem Kind zum Kirchgang. Der Geistliche holt sie dann von der Kirchtür ab und umschreitet feierlich den Altar mit ihr. Dabei muß der Kopf des Kindes den Geistlichen berühren, sonst bleibt das Kind dumm und lernt nichts. Stirbt eine Frau in den sechs Wochen, so muß eine Verwandte, die „Tschèta" an ihre Stelle treten, ihre Tracht tragen und bis zum Kirchgang dreimal täglich mit dem Kind im Bett liegen. Bei einem Todesfall singen die Jungfrauen des Dorfes unter Führung der „Käntocka", der Vorsängerin, im Trauerhaus. Sie machen auch Umzüge durch das Dorf an den Gedächtnistagen großer Hagelschläge und Feuersbrünste. Diese Gedächtnistage hatten sich vor einigen Jahren so gemehrt, daß es zu viele Feiertage gab. Sie wurden daher auf bestimmte Tage zusammengelegt, an denen nun die Käntocka, mit ihren Jungfrauen singend, langsam durch das Dorf schreitet.

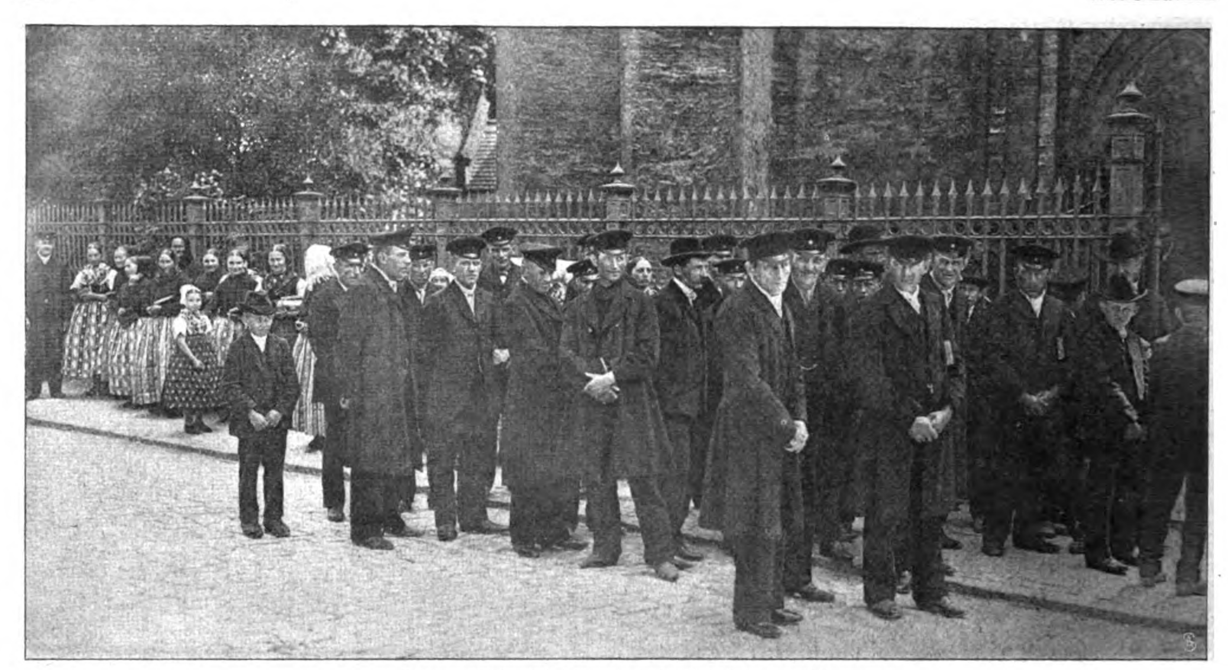
Der Brautführer zerschlägt den Bierkrug unter dem Sitz der Braut.

Wendischer Hochzeitsbrauch.

Der Wende hat ein lebhaftes religiöses Empfinden, was sich schon in seiner Sprache ausdrückt. Ist z. B. etwas gut, schön, wohlgeraten, so ist es „s Boha", d. h. aus Gott. Die Sonne heißt „Gottes Sönnchen", das Korn „Gottes Korn", das Brot „Gottes Brot". Aber auch erschreckende Dinge stehen mit Gott im Zusammenhang. Das Gewitter ist „Gottes Wetter" und ein Schlaganfall „Gottes Händchen".



Evangelische Wendinnen in Nationaltracht.



Evangelische Wenden vor dem Kirchenportal.

An seiner wendischen Kirche hängt der Wende sehr fest, und Männer wie Frauen besuchen sie eifrig. Nach dem Gottesdienst stehen sie dann in großen Gruppen beieinander, wie unsere obenstehende Abbildung sie in der Kirchstraße von Hoyerswerda zeigt. Und wie der Wende ein guter Christ ist, ist er auch ein guter Soldat. Die Kriegervereine spielen eine große Rolle im Volksleben. Heiratet eins ihrer Mitglieder, so nimmt die ganze Kameradschaft am Hochzeitszug teil, wie unsere Abb. S. 1605 zeigt. Auf diesem Bild stehen auch zwei Buben mit blauen Schürzen, wie ich sie oben erwähnte, und wie sie zur wendischen Männertracht gehören. Noch vor zwei Jahren wurden die blauen Schürzen sogar zum Sonntagsrock getragen. Ich fragte nach dem Grund ihres Verschwindens, da wurde mir gesagt: die Richter hätten sich darüber beklagt, daß die Wenden zu den anberaumten Terminen in dieser blauen Schürze kämen. Da hätten sie sich gesagt, daß sie damit doch nicht „richtig angezogen" wären.

Zugleich wurde mir erklärt: Solange wendisch in den Kirchen gepredigt wird, werden die Frauen auch ihr wendisches Kleid behalten. Hört das aber in Zukunft einmal auf, dann verschwindet auch die Volkstracht. Hoffentlich wird das noch recht lange nicht geschehen.

Das japanische Parlament.

Von Bigetsu Koyama. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

In diesem Jahr kann das japanische Parlament auf sein einundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Während dieser Zeit sind so manche politische Stürme über die gesetzgebenden japanischen Körperschaften dahingebraust, ein Ministerium hat das andere abgelöst, und auch kürzlich ist wieder ein Kabinettswechsel eingetreten. Fürst Katsura hat das verantwortliche Ministerpräsidentenportefeuille in die Hände des Ihnen noch aus seiner Gesandtenzeit in Berlin bekannten Marquis Saionji (Portr. S. 1609) gelegt, der der Vorgänger Katsuras war und nun wieder sein Nachfolger geworden ist. Fast könnte man annehmen, daß zwischen diesen beiden Ministern ein „Wechselspiel" sich vollzieht, denn Saionji wurde bereits im Jahre 1905 Katsuras Nachfolger und Katsura wieder im Jahr 1908 der Nachfolger Saionjis. Tatsächlich herrscht zwischen den beiden in den hauptsächlichsten politischen Fragen, besonders was den Ausbau der Flotte und der Marine betrifft, ein vollkommenes Einverständnis, so daß anzunehmen ist, daß Marquis Saionji auch diesmal im politischen Premierminister-Fahrwasser seines Vorgängers segeln wird.

Das japanische Parlament! Wer das Reichstagsgebäude in Berlin gesehen oder vor dem Reichstagsgebäude am Franzensring bzw. vor den Parlamentsbauten an der Themse und der Chambre des Députés am Pont de la Concorde oder gar dem Kapitol in Washington gestanden hat und dann einen Blick auf die zierlichen Holzhäuser wirft, in denen über das Wohl und Wehe des japanischen Volkes entschieden wird, der wird gewiß mit einem etwas sonderbaren Gefühl diese geheiligten japanischen Hallen betreten.

Unter Parlamentsgebäuden versteht man gewöhnlich stattliche und imposante Bauten, bei uns jedoch erblickt man nur zwei- bis dreistöckige hölzerne Häuser mit seltsam geformten Dächern; Gebäude, die eher an ein Klubhaus erinnern. Und wer fremd und ahnungslos an unserm in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Palastes gelegenen Ober- und Unterhaus vorbeifährt, der dürfte

niemals auf die Vermutung kommen, daß sich hier die Zentrale der japanischen Politik befindet.

Wir Japaner haben längst eingesehen, daß wir repräsentativer Parlamentsgebäude bedürfen. Auch Ex-Premier Fürst Katsura hat dies kurz vor seinem Rücktritt zugegeben und etwas von 15 Millionen Jen verlauten lassen, aber bei unsern schon so hohen Steuerlasten usw. wird dieser Gedanke vorläufig nur eine Zukunftsmusik bleiben müssen.

Die japanischen Parlamentsanlagen sind von einer mit eisernen Gitterverzierungen geschmückten Backsteinmauer umgeben. Wir betreten die interessante Stätte durch den Haupteingang, zwei kunstvolle Eisentüren, die von



Phot. Maruti.

Marquis Saionji, Ministerpräsident.



J. Haseba,
der neue Justizminister.



Kei Hara, der neue Minister des Innern.



Masahisa Matsuda,
der neue Unterrichtsminister.

Mauerpfeilern mit hohen modernen Stehlampen flankiert sind, und begeben uns nach einem flüchtigen Blick auf die Kieferanpflanzungen in das Innere der „Imperial Diet“.

Unser Hauptinteresse konzentriert sich natürlich auf den großen Sitzungsaal (Abb. S. 1611). Der erste Blick verrät uns die Einrichtung nach deutschem Muster. Nur haben es die japanischen Journalisten besser als ihre deutschen Kollegen. Sie brauchen nicht hoch oben in olympischen Gegenden ihres Amtes zu walten, sondern sitzen in unmittelbarer Nähe der Rednertribüne. Im großen und ganzen größte Einfachheit. Zwei Wanduhren, rechts und links von der Empore, auf der der Präsident des Hauses und der erste Sekretär ihre Sitze haben, sowie die über der Empore und dem Rednerpult angebrachten Bilder der früheren Präsidenten des Hauses bilden den einzigen Schmuck des Saales. Unter den beiden Uhren befinden sich die Sitze für die Regierungsvertreter. Vor der Rednertribüne, zu der von beiden Seiten Treppen führen, steht wiederum ein erhöhtes Pult, das für die vier Stenographen bestimmt ist. Um die Rednertribüne und den Stenographensitz ziehen sich dann im Halbkreis die Sitze der Abgeordneten hin.

Das japanische Parlament wird aus einem Herrenhaus und einem Abgeordnetenhaus gebildet. Ersterem gehören Prinzen, Fürsten, Marquis, Mitglieder der andern Adelsklassen sowie verdiente Leute, wie Gelehrte usw., und sehr hohe Steuerzahler an; letzterem die durch allgemeine Wahl gewählten Abgeordneten, die das dreißigste Lebensjahr überschritten haben müssen. Die Präsidenten der beiden Häuser erhalten ein Jahresgehalt von je 4000 Jen (8000 Mark), die Vizepräsidenten je 2000 Jen. Den Mitgliedern des Herren- und Abgeordnetenhauses steht ein Jahresgehalt von je 800 Jen und Reisekosten nach besonders



Masami Oishi, Führer der Volkspartei, in Beratung mit politischen Freunden.

vorgesehenen Bestimmungen zu. — Die japanische Verfassung sieht mehrere Fälle vor, in denen der Mikado über den Kopf des Parlaments hinweg handeln kann, z. B. bei Kriegserklärungen, Organisationen von Armee und Marine, dringend notwendigen Ausgaben, Vertragsabschlüssen usw. Der Mikado pflegt aber in wichtigen Angelegenheiten, wie bei einem drohenden Krieg, die Mitglieder des sogenannten „Sumitsuin" (Geheimkabinett, das sich aus verdienten Staatsmännern zusammensetzt) zu Rate zu ziehen. — Sehen wir uns nun einmal die verschiedenen Parteien näher an. Da ist zuerst die Rechte, die „Seiyukai", die die Mehrheit repräsentiert und über 200 Mitglieder zählt. Die „Seiyukai" (Politische Vereinigung, von seiyu = politische Freunde) wurde im Jahr 1900 von dem damaligen Marquis Ito — später in Charbin ermordet — aus den Parteien „Kenseito", „Teikokotu", „Kokumin-Kiokai" und einigen Mitgliedern des „Kensei-Honto" gebildet. Die „Seiyukai" oder, wie sie in Japan populär genannt wird, „die Ito-Partei" entspricht also im allgemeinen den deutschen Konservativen und ist nur auf den Erfolg und auf die Rechte der konstitutionellen Regierung bedacht.



Saburo Shimada,
Führer der Volkspartei.



K. Hatoyama, Führer der Konservativen.



H. Motoda,
Führer der Konservativen.

Die Opposition der „Seiyukai" ist die aus ungefähr 100 Mitgliedern bestehende „Kokuminto" — die Linke — die eigentliche Volkspartei (kokumin = die Nation, das Volk). Als dritte Partei kommt der „Chuoklub" (chuo = die Mitte, das Zentrum) in Betracht, der gegen 40 Mitglieder zählt und bisher die Politik des Fürsten Katsura unterstützt hat. — Dann gibt es noch eine Anzahl neutraler Abgeordneten, die sich über das ganze Haus verteilen. — Nun zu den Persönlichkeiten. Da sind es vor allem der neue Minister des Innern

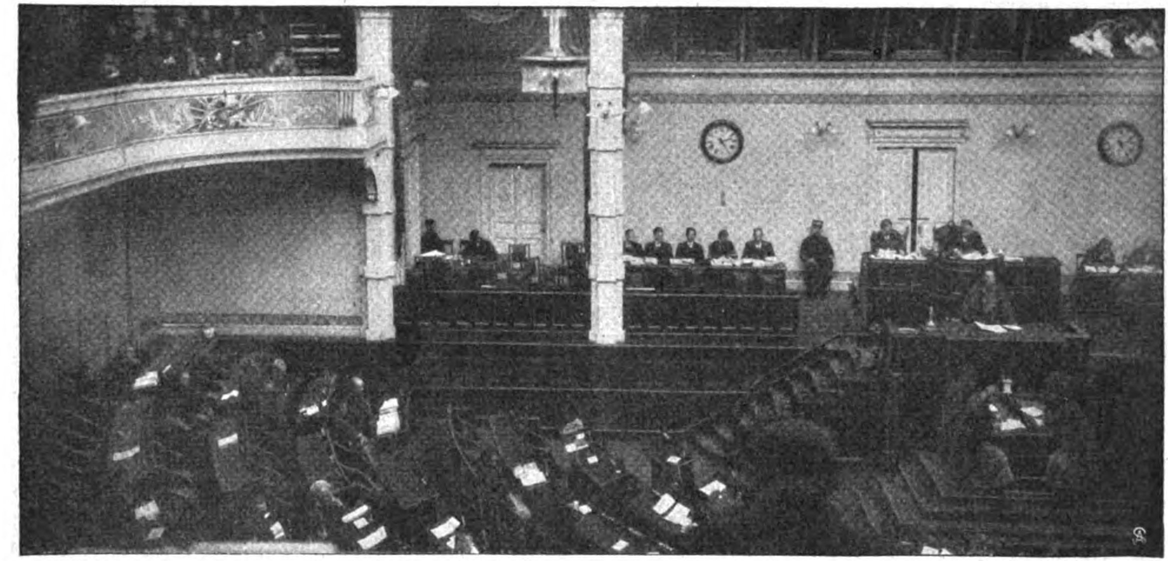


Hara und der neue Unterrichtsminister Matsuda. Beide haben schon früher Ministerstellen bekleidet und sind hervorragende Politiker. Man kann wohl sagen, daß Hara, der auch in Berlin sehr bekannt ist, auf dem Boden des Parlaments die bedeutendste Persönlichkeit ist. Energisch, schlagfertig, kaltblütig und unbekümmert um Widerstand und Kritik, geht er gerade auf sein Ziel los. Trotz seines Einflusses betritt er nur selten die



Von links: Hironaka Kono. K. Odake. H. Ogawa. K. Sakurai.
Hervorragende japanische Führer der Volkspartei.

weil er schon verschiedene Ministerien zu Fall gebracht, ist wie der frühere Ministerpräsident von Korea Oishi wegen politischer Umtriebe bereits mit den Gesetzen in Konflikt gekommen. Shimada, der auch durch sein Werk „Wie Japan dem fremden Verkehr erschlossen wurde" bekannt geworden ist, und Inukai, der einstige Führer der vom Grafen Okuma begründeten ‚Shimpoto-Partei' (shimpo = Fortschritt), gelten als



Eine Sitzung des japanischen Parlaments.



Ki Inukai,
Führer der Volkspartei.

Rednerbühne. Er und sein getreuer politischer Adjutant Matsuda leiten gewöhnlich die aggressiven oder defensiven Parlamentskämpfe.

Von der „Kokuminto" sind besonders die Führer Hironaka Kono, Ki Inukai, Masami Oishi und Saburo Shimada bemerkenswert. Kono, der in Japan der „Kabinettzerstörer" genannt wird, die besten heutigen Parlamentsredner. Auffallend ist, daß die Mehrzahl der Abgeordneten des Parlaments abwesend ist, und daß sich im Saal eigentlich nur unbedeutendere Regierungsbeamte und Volksvertreter befinden. Das hat seinen Grund darin, daß wichtige Angelegenheiten in den Komiteezimmern beraten werden.



D. Oka,
Führer der Konservativen.

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

14. Fortsetzung.

Ohne eine Antwort abzuwarten, hob Heinrich die Herta auf die Arme und trug die Zitternde, die ihre leuchtende Haarkrone tief und gewaltsam an seiner breiten Riesenbrust barg, behutsam und vorsichtig durch den dumpfen, rotgedielten Gang; seltsam duftete es hier nach getrockneten Rosenblättern, der starke Geruch alten Leinens mischte sich drein, denn die Räume waren lange als Vorratskammern benutzt worden, und als die starke Hand des Landwirts nun die erste Tür erwartungsvoll aufschlug, da strömte ihnen zuvörderst jene merkwürdige, ätzende Schärfe entgegen, wie sie neuen Teppichen zu entsteigen pflegt.

Da standen die beiden wortlos.

Im anhebenden Rotglanz der Abendsonne enthüllte sich das Zimmer vor ihnen. Es zogen sich längs der Wand zwei mächtige Bettgestelle hin mit derber, bunter Bauernmalerei an den Kopfenden, feste bunte Stühle und Truhen standen umher, und statt zierlichen Betthimmels, dessen Platz ein schön gestickter Haussegen einnahm, da hatte die bequeme Spiegelkommode aus Eichenholz eine altväterliche Umkleidung von weißem Tüll erhalten, ohne welchen Zierat Mutter Lotting das Glück ihres Sohnes nicht für voll begründet ansehen mochte.

Nun prangte der Tüll dafür aber auch in allerlei künstlichen Puffen und Fältchen. Befangen, in bedrückter Verlegenheit nur wagte die Braut all die solide Pracht zu betrachten. Wortlos, zitternd verharrte sie neben dem Riesen, und während sie an ihrem Taschentuch zerrte, verfolgte sie betroffen das glühende Abendrot, das wie eine Blutlache auf den weißen Bezügen der Betten hin und her schwamm.

Wo hatte sie doch dergleichen schon geschaut? Und war es nicht, als ob sich der runde Blutfleck vergrößerte, um, immer mehr anschwellend, allmählich bis zu den Häupten des Bettes zu steigen?

„Himmel hilf — gib Frieden“, murmelte sie unwillkürlich vor sich hin.

Verwundert fing der Riese den Angstruf auf, allein er deutete ihn sich anders.

Fest umspannte er die Hand der Kleinen, so daß sie am liebsten hätte schreien mögen, und dann zog er sie an sich: „Da hast du recht, mein Süßing“, stimmte er, sich mühsam fassend, zu. „Friede muß hier herrschen, und paß mal auf, das wird auch geschehen, wenn der liebe Gott nur ein bißchen seinen Segen dazu gibt. O, du glaubst gar nicht, wie schön ich mir alles denke.“

Und noch einmal führte er die Traumwandelnde, die sich vor ihren eigenen Schritten fürchtete, mit sich fort und öffnete die zweite Tür.

Merkwürdig, hier befanden sie sich in einem kreisrunden Zimmerchen; alle Möbel stammten da aus der Zeit des großen Napoleon, unverändert und unberührt: Wundervoll gedunkelte Mahagonistücke, mit verschossener grüner Seide bespannt, ganz so, wie sie eine wunderliche Älter-Mutter zurückgelassen, die einsam und männisch den Hof in jenen dunklen Tagen bewirtschaftet hatte.

„Siehst du,“ erklärte Heinrich mit Besitzerstolz, „auf diesem langen Sofa und hinter diesem runden Tisch, da hat schon jene Frau Kalsow den General Vandamme aufgenommen, Marschall ‚Verdammt‘ nannten ihn unsere Knechte in ihrer Sprache. Und hier über dem schmalen Schreibtisch, da hängt noch unter Glas das Anerkenntnis, das der Franzose unserer Älter-Mutter zurückließ. Du verstehst ja Französisch, mein kluges Süßing, da lies.“

Und als Herta hinzutrat, da fand sie in einem abgeschrägten Pappkasten ein tief vergilbtes Blatt, das, mit dem Siegel des Kommandierenden unterfertigt, in kritzligen Zügen folgende Quittung aufwies:

A madame Jeannette Kalsow à Werrahn*).

Nous avons reçu de la part de Madame Kalsow par l'ordre de Monsieur le maréchal: vingt-et-une bouteilles de vin rouge, cinque chevaux et une carosse.

Und darunter stand noch ausdrücklich vermerkt:

L'hotel de Werrahn est très misérable.

Darüber mußte die Kleine lachen.

„Es ging wohl schon von jeher auf Werrahn recht genau zu“, meinte sie.

Das mußte Heinrich schmunzelnd zugestehen, dann aber zog der junge Landwirt sein Liebchen mit größerem Ernst auf das schmale Empiresofa nieder, setzte sich neben sie, und indem er ihre Hände in die seinen faltete, schaute er ihr beinah andächtig in das feine Antlitz.

War es allein der tiefrote Glanz der Abendsonne, von dem das liebe, blasse Gesichtchen so heiß und purpurn überflammt wurde?

Eine von jenen Stunden hob an, deren Spuren nie mehr in einem Menschenleben ausgelöscht werden können, weil sie bestimmend wirken wie die der Geburt, und weil von diesen ganz seltenen Stunden eine feine, kaum faßbare Melodie entströmt, die uns hinüberbegleitet bis in das Land der Verheißung. Undeutlich empfand die Braut, wie der Riese sanft und fürsorglich seinen Arm um ihre Hüfte schlang. Aber wie zart, wie ehrerbietig, wie schonend. Und als sie sich hierüber klar geworden, da mußte sie, wie gezwungen, ihre Arme, von denen die durchbrochenen Ärmel gegen ihre Absicht zurückglitten, leicht um den Hals des ehrlichen Burschen schlingen, so daß jetzt ihre sprechenden himmelblauen Augen wie zwei bängliche Kindermärchen an den seinen hingen.

Der Landwirt begann. Seine Stimme bebte in unterdrückter Erregung. „Meine liebe Kleine.“

„Ja, du Guter“, flüsterte sie versagend.

„Sieh, mein einziges Süßing,“ fuhr er mit seiner tiefen Gutmütigkeit fort, „nu sitzen wir das erstemal

*) Frau Jeannette Kalsow zu Werrahn.
Wir bestätigen, von Frau Kalsow auf Befehl des Herrn Marschalls folgendes empfangen zu haben: 21 Flaschen Rotwein, fünf Pferde und eine Kutsche. — Die Aufnahme zu Werrahn ist übrigens sehr miserabel.



hier ganz allein, und da ist es mir so, als — als ob noch ein Dritter neben uns säße."

„Ein Dritter?" Herta verfärbte sich, ihr Mund öffnete sich, und ihre Lippen taumelten gegeneinander.

„Wen meinst du?"

„Erschrick nicht, mein Kind, ich meine nur die Wahrheit."

„Die Wahrheit?" Ein weher Seufzer entquoll ihr. „Ja, aber was hat die Wahrheit mit uns beiden zu schaffen?"

„Doch — doch —," er wurde eifrig und nickte schwerfällig mit dem kurzgeschorenen plumpen Haupt, „mir ist es so, als müßte ich dir in dieser Stunde doch endlich einmal sagen, daß ich die Wahrheit ganz gut erkennen kann."

Da erfaßte die Lauschende von neuem jener Schauder, den sie in dieser stillen Stube von Anfang an nicht hatte bannen können. Ungestüm schmiegte sie sich an den Mann. Nur ihren Frost wollte sie an ihm erwärmen, nur nicht mitten in der roten Sonnenflut erfrieren: „Was? — Was vermagst du denn zu erkennen, Heinrich? Entdecke mir das."

Er lächelte melancholisch: „Gleich, mein Süßing, aber sieh mich nicht so an; kuck, ich wollte dir schon längst sagen, daß ich mir recht gut deine Gedanken zu enträtseln weiß."

„Ja? Kannst du das?" wiederholte die Kleine mit einem bleiernen Lächeln.

„O ja, wir Landleute müssen ja über so vieles im stillen nachdenken, wir sind es ja gewohnt, geduldig auf das Reifen und Ernten zu warten, und ich meine, das überträgt sich auch auf das Innerliche."

„Ja, aber —"

„Siehst du, und da bin ich mir eigentlich von Anfang an darüber klar gewesen —" hier schlug der Redende wie in Scham die großen Knabenaugen nieder und wagte nicht mehr aufzuschauen — „ja, von Anfang an, daß du, mein Süßes, Kleines, Herrliches, mir mit Bewußtsein ein schweres Opfer oder nein, still — sagen wir eine offenbare Wohltat ins Haus trägst."

„Ich bitte dich, Heinrich, sprich nicht weiter, nicht so — du ahnst gar nicht, wie du mir das Herz zerreißt."

„Mein Gott, das will ich nicht," murmelte der Riese, als er ihr verstörtes Wesen bemerkte, „nein, das will ich gewiß nicht, denn dazu liebe ich dich ja viel zu sehr. Ja, ich liebe dich über alle Maßen", stammelte er zitternd hinterher, und die Riesengestalt duckte sich für einen Moment; „und kuck," fuhr er tastend fort, „diese Gewißheit, die mir so heilig ist wie das Abendmahl, die hat mir zuletzt eben den Mut gegeben, dein Geschenk, deine Herablassung — ja, so ist es — anzunehmen, denn, Herta, eins is mir eben in meinem Leben aufgegangen, so dumm ich auch sonst sein mag — die Güte, die echte, die wahrhaftige, die von vielen gelehrten Menschen heute über die Achsel angesehen wird, sie enthält ebenso den göttlichen Adel als das Wissen und den zufälligen Stand, ja, sie muß nicht selten den festen Boden abgeben, damit das Bessere darauf stehen und ernten kann. Und siehst du, Kleine, ich hab's so im Gefühl, wenn du mich auch mit so viel unendlich Schönem beschenkst, wirklich mit gar zu viel, aber diese ruhige Sicherheit, glaub ich, die kann ich dir bieten. Es soll kein rauhes Lüftchen an dich herankommen, das ich nicht versucht hätte, von dir abzuhalten."

Als er dies vorbrachte mit seiner rauhen Stimme und stockend und stammelnd, als ob er etwas Verbotenes verriete, da rückte Herta erst ein wenig von ihm fort. Dann fuhr sie sich plötzlich gegen die Brust. Dort sprang etwas, dort stürzte irgend etwas mit spitzem Klirren zusammen.

Merkwürdig, wie überaus wunderbar, als sie jetzt beide Hände gegen seine Brust stemmte, um den Riesen neugierig und verwundert zugleich zu betrachten, da mußte sie immerfort das blonde Köpfchen schütteln, wie wenn sie sich selbst oder ihren Gefährten durchaus nicht begreifen könnte. Aber das war ganz natürlich, denn im Augenblick war es ihr ja, als sähe sie den gewaltigen Menschen zum erstenmal.

„Heinrich."

„Ja, Kleinchen."

„Bleib so sitzen, damit ich dich ansehen kann."

„Aber an mir ist doch nichts zu sehen, Süßing."

„Doch, doch, es ist ein so ruhiges, sicheres Gefühl. Dich will ich sehen und hier die schönen alten Möbel der Frau Jeannette Kalsow, unserer Älter-Mutter, denn sie ist doch auch jetzt die meine, nicht wahr? Und die schöne stille Stube wollen wir zusammen betrachten. — O Heinrich."

„Ja, Herta."

„Ich möcht dich etwas bitten. Aber ganz leise ins Ohr muß ich es dir flüstern dürfen."

„Na, was denn?"

„Leg wieder den Arm um mich wie vorhin. Dann ist's ja so friedlich, so voll gesegneter Ruhe, wie es nur bei dir, bei euch sein kann. O du, das habe ich nun doch gelernt. Und das wird so bleiben. Nicht wahr, du großer Mensch, du wirst nie wieder die Angst zu mir einlassen?"

„Angst?" Der Landwirt bog erst ein wenig das Haupt zur Seite, wie wenn er hierüber nachdenken müßte, dann blinzelte er gutmütig mit den Augen. „Angst?" brachte er endlich hervor. „Wo sollte die wohl herkommen, Kleine? Nein, die wollte ich wohl hinauskomplimentieren. Aber was stellst du dir eigentlich darunter vor?" fuhr er nachdenklich fort. „Wovor brauchst du dich überhaupt zu fürchten? Ich versteh das gar nicht."

Allein die Braut, deren Bewegungen bei seinem Hingrübeln immer hastiger wurden, hielt ihm unruhig den Mund zu.

Und dann saßen sie wieder beieinander, Hand in Hand, und was der Blondkopf nie getan hatte, sie fing an, mit eilendem Mund und mit Augen, aus denen die Phantasie blitzte, ihre gemeinsame Zukunft auszumalen. O, wie wußte sie das alles zu formen.

Heinrich schlug das Herz.

Nein, bei Gott, das klang ja wie ein Märchen. Das war beinah gar nicht möglich, wenn er sich das so vorstellte.

„Sieh, Heinrich, diese Stube ist so recht für den Winterabend geschaffen! Nicht wahr?"

„Ja, wenn du meinst, mein liebes Süßing! Alles, wie du willst."

„Da bringen wir hierher ein schönes Buch mit herüber, und ich lese dir vor. Du weißt noch gar nicht, wie gut ich lesen kann."

„Doch, das glaub ich woll, bei deiner klaren Stimme."

„Und landwirtschaftliche Bücher schaffen wir uns auch an, damit ich mich gleichfalls ein wenig zu orientieren vermag."

„Aber, Kleinchen, das wäre doch gar nicht nötig."



Jedoch sie beharrte darauf. Und hierher, in die Empirestube der Frau Jeannette, würden sie immer nur allein gehen. Wenn sie sich von Mutter Lotting und Anna bereits verabschiedet hätten. Und auf dem schmalen Sofa würden sie dann stets nebeneinander sitzen, so wie heute. Und jeden Tag müßte es heimlicher und gemütlicher werden.

„Gewiß, Süßing, aber es is doch heute schon so schön, wie es beinah nie mehr werden kann."

„Nein, laß mich" — sie mochte sich von den Bildern der Ruhe und des Versenkens in wunschlose Behaglichkeit auch nicht mehr um einen Schritt entfernen lassen. Und mit glänzenden Augen und malender Hand schilderte sie weiter. Jetzt hatte sie allerlei wichtige Fragen vorzubringen. Ob er seine Zigarre künftig im Eßzimmer rauchen wolle, bei ihr, oder bei seiner Mutter? Oder ob er nicht vielleicht bei der altväterlichen hübschen Tabakpfeife zu bleiben beabsichtige? Sie störe der Geruch nicht im mindesten. Ganz im Gegenteil, sie hätte sich an die blauen träumerischen Wolken schon so sehr gewöhnt. Und dann, mit wem sie verkehren würden? Am liebsten doch mit den einfachen, prächtigen Leuten, denen Heinrich bisher sein Herz und sein Vertrauen geschenkt. Ja, das wäre das allerrichtigste. Auf diese Weise würde dann das Sausen und Brausen der großen Welt beinah ganz unbemerkt an dem Haus von Werrahn vorüberziehen. Und als Heinrich hierauf mit Wichtigkeit einschieben wollte, daß es doch auch Grundbesitzerfamilien in der Umgegend gäbe, deren Freundschaft sie suchen könnten, da verzog die Kleine wieder ängstlich die Stirn und wehrte stürmisch und in Heftigkeit ab: „Nein, nein, das nicht. Merkst du denn nicht, du großer Mensch, daß wir allein bleiben müssen?"

Da atmete er tief auf und faltete die Hände. Jetzt erst begriff er, daß er selbst vielleicht begehrt werden könnte. Nein, das war zu viel. Am liebsten hätte er Worte des Dankes, tolle, unverständliche Silben einer berauschten Erkenntlichkeit gestammelt.

So saßen sie.

Inzwischen stieg das Abendrot an den Wänden empor, über die Dielen glitt die Dämmerung und streichelte die Versunkenen mit weichen Fingern. Überall aber, in den grünbespannten Möbeln sowohl wie in dem rotgedunkelten Holz, knisterte es, ja in der Luft, die von getrockneten Rosenblättern atmete, erhoben sich Flüsterstimmen, und als das Abendrot verglommen war und graue Schatten an der weißen Decke hingen, da würde das Brautpaar, wenn es darauf geachtet hätte, sicherlich die alte Madame Jeannette erkannt haben, wie sie in ihrem steifen Krinolinenrock rauschend durch das Staatszimmer schritt, um ernst und kopfschüttelnd zu den Nachkommen herüberzuschauen.

Aber die beiden nahmen nichts wahr, denn in dem gleichen Augenblick flammte ein vielfarbiger Schein durch das Gemach. Bunte Strahlen schossen zu ihnen hinein. Küster Vierarm hatte draußen seine Lampions entzündet.

* * *

Später erinnerte sich Heinrich, daß es das vertrocknete Männchen, der Erblasser Wippermann gewesen wäre, der ihn aus diesem sanften, beseligenden Traum gerissen. Wahrlich, als das zapplige Kerlchen auf die Schwelle trat, da war damit das letzte rosenrote Wölkchen an dem blauen Jugendhimmel verflattert, und jene eisenharte Zeit begann, in der zu Werrahn das Leben wie eine rostige Waffe hing, die auf dem Schleifstein düsterer Überlegung allmählich scharf geschliffen werden müßte, bläulich und blank für die kühle und späte Rache.

Onkel Ludwig stolperte herein und sah sich überall ungewiß in den Ecken um. Endlich schien er erkannt zu haben. „Aber, Kinnings," krähte er mit unterdrücktem Schmunzeln, „was tut ihr bloß? Dazu ist es ja wohl noch viel zu früh." Er fuchtelte mit dem Arm und winkte dabei energisch, ohne jedoch die linke Hand unter dem Frackschoß hervorzuziehen: „Wißt ihr denn gar nicht? Eine prächtige Illumination wartet auf euch, lauter rote Äpfeln und gelbe Zitronen. Fein, fein. Aber was die Hauptsache bleibt, ihr habt einen wirklich vornehmen Besuch erhalten, ne, wahrhaftig, ohne Spaß was Grandiges. Hab gar nich gewußt, daß ihr so noble Leute seid mit solch umgänglichen Verkehr. Aber nu kommt fixing, Kinnings, sonst wirkt es ja schanierlich, und ich bin als Mitwisser für eure saubre Lebensart verantwortlich."

Gestikulierend und drängend riß er die Tür auf, allein Herta sprang zur Höhe und wandte sich, wie von Entsetzen ergriffen, zu dem niedrigen Ausgang des dunklen Zimmers.

Warum sie von solch mutloser Furcht durchrieselt, geschüttelt wurde, obwohl sie doch in der hingebendsten Hut weilte, darüber legte sie sich im Moment der auftauchenden Gefahr keine Rechenschaft ab. Sie wußte nur eins, das Erwartete war da, es stand vor ihr und rief, sie hörte, wie die Stimme leichtfertig tönte, und wie der Klang nicht eine Spur von Vertrauen erwecken konnte, o lieber Himmel, hilf, das alles blendete sie förmlich in seiner Deutlichkeit, und doch in Fieberschauern empfand sie in diesem Moment nur das eine, daß diese Stimme ihr Blut vergiftete, daß sie all das Schlechte, Wilde, Empörte in ihr weckte, das argwöhnische Männer, wie Oskar Rogge, längst in ihr erkannt hatten.

Das Erbe ihrer Generation stand wider sie auf, und sie wehrte sich, sie wollte nicht unterliegen.

„Ich will nicht", stammelte sie und suchte sich von der Hand des Riesen zu befreien.

„Was?" wiederholte Onkel Wippermann verblüfft. Und auch Heinrich, über dem sein Unstern leuchtete, er gab sie nicht ledig, nein, er zog die sich Sträubende stärker an sich und mußte in ehrlicher Enttäuschung fragen, da er seine Braut besinnungslos auf das eben verlassene Zimmer zudrängen sah: „Ja, wohin willst du denn, Kleine?"

„Ich? Ich? Ich will allein bleiben mit dir."

„Kuck", warf Onkel Wippermann vieldeutig ein.

Heinrichs Stirn verfinsterte sich. Die Gegenwart des Fremden dünkte ihn lästig.

„Aber es paßt sich doch nicht", erinnerte er ein wenig unwillig.

Da stand Herta still.

„Paßt sich nicht?" wiederholte sie erwachend. Und dann noch einmal wehklagend: „Paßt sich nicht?" Und plötzlich erhielten ihre Bewegungen, die bisher wie mit Starrheit geschlagen waren, etwas Windendes, Geschmeidiges, Trotziges und Widerwilliges, und hart und fremd stimmte sie zu: „Ja, das ist etwas anderes. Natürlich, wenn es sich nicht paßt, dann komm."

Es hatte wie klirrender Hohn in ihrer Stimme gelegen. Ungeduldig, zornig riß sie sich los und schritt den beiden voran. Aber noch auf dem Flur, der in den Garten hinausleitete, klammerte sie sich von neuem an



die mächtige Gestalt des Vorausschreitenden fest und stammelte etwas.

„Du darfst mich nicht verlassen — darfst kein Auge von mir wenden, hörst du? Daran denke, Heinrich, das ist jetzt von höchster Wichtigkeit. Deine Hand darf sich nicht aus der meinen entfernen, und wohin wir auch gerufen werden, dahin gehen wir zusammen. Um Gottes willen, vergiß das nicht."

Da übermannte den plumpen Menschen abermals ein Taumel der Glückseligkeit. Ja, das war Zuneigung; echte, stürmische Sehnsucht, so ehrlich und bindend, wie er sie selbst spürte, und mit gewaltigem Druck umspannte er die Finger, die kalt und fröstelnd die seinen suchten, und im Triumph gestillter Hoffnung zog er das widerstandslose Figürchen mit sich fort, in den von hundert bunten Lampions erleuchteten Garten hinein.

„Nur ein paar Augenblicke, mein Süßing," flüsterte er beruhigend und vertraulich, „dann kehren wir wieder zurück, und dann soll alles so sein, wie du willst."

Aus allen Bäumen schwankten die runden, leuchtenden Kugeln herunter und gaben den belaubten Stämmen ein märchenhaftes und phantastisches Aussehen. Hier wuchs ein riesiger, funkelnder Zitronenbusch aus dem dunklen Boden, dort glimmte in ruhigem Glanz ein Apfelbaum mit ungeheuren, flammenden Früchten, und all die Pracht stand gegen den tiefblauen Abendhimmel, in den sich die schimmernden Punkte zu verlieren schienen. Von dem unsicheren roten und gelben Licht umflossen, wandelten Gruppen lachender Menschen in den stachelbeerumzäunten Wegen auf und ab, oder sie standen auch in größeren Kreisen um einen besonders funkelnden Baum herum.

Ganz hinten, dort, wo sich die Ginsterhecken und Dornbüsche gegen das umgebende Feld aufbäumten, dort standen zwei Menschen allein. Wie zufällig schienen sie sich aus den bunten Rinnen des Lichtes hierher in die Dunkelheit verloren zu haben. Voll herben Duftes surrte der Abendwind vom Acker herüber, und zu den Füßen der Einsamen quoll unaufhörlicher, wispernder Grillengesang, anschwellend und wieder abebbend, bis ein vereinzelter Nachtvogel, der mit Geräusch gegen die Scheibe des großen, stillen Mondes aufflatterte, die schrillen Lieder auf eine Weile unterbrach. Eine Zeitlang blickte auch die Haustochter dem schwarzen Tier, das mit seinen ausgebreiteten Fängen das Nachtgestirn drohend überdeckte, bedrückt und verlegen nach. Dann jedoch siegte ihre zielbewußte, ehrliche Art, die so oft an Mutter Lotting erinnerte, und während sie an den Röschen des Hagebuttenstrauches herumbrach, trat sie dem jungen, schlanken Mann in dem flatternden grauen Reisemantel einen Schritt näher.

„Es ist schön, Herr Graf, daß Sie noch einmal vor Ihrer Abreise zu uns gekommen sind", sagte sie ruhig und dankbar.

Der Angeredete, der dem Mond abgewandt verharrte, so daß sein Antlitz vom Dunkel eingehüllt blieb, betrachtete die ebenmäßige Gestalt des jungen Weibes eine ganze Weile.

„Gewiß," gab er mit seiner schmeichelnden Stimme zurück, der das einfache Landmädchen von vornherein erlegen war, „es ist doch selbstverständlich, daß ich von Ihnen Abschied nehme."

Jetzt zupfte das junge Weib erregter an dem Strauch. Ihre Hand raschelte in den Zweigen: „Ja," brachte sie endlich zurückhaltender hervor, „das habe ich erwartet."

Aus dem Garten schallte zu den beiden Zurückgezogenen der tremolierende Ton einer Harmonika herüber. Küster Vierarm hockte auf einem Tisch, und die beiden Fernen konnten erkennen, wie um ihn herum sich ein Schwarm tanzender und singender Menschen bewegte. Mit lautem, gefühlvollem Klang begleiteten die sich wiegenden Paare ihre Kreise.

„Sei nicht böse,
Es kann ja nicht sein —
Sei nicht böse,
Gib dich darein."

Da glitt ein strenger, widerwilliger Zug über das ernste, blasse Antlitz des Mädchens. Es war, wie wenn der triviale Text des Liedes für sie einen störenden Nebensinn in sich berge, und mit einer merkbaren Anstrengung begann sie von neuem: „Ich — ich bin noch in Ihrer Schuld — ich sollte Sie wohl eigentlich um Verzeihung bitten."

„Sie? Mich?" fragte der Aristokrat, der zu den Fröhlichen unter den gelben Kugeln hinüberzuschauen schien.

„Ja," versuchte sie sich abzuringen, während das arme, zerrissene Geschöpf das plötzliche Flammen ihrer Wangen unter der Nacht zu verbergen strebte, „weil ich mich verleiten ließ — auf Ihrem Gut — mein Gott," fuhr sie zusammenhanglos und beinah in Tränen fort, „ich, ich war mir selbst nicht im klaren darüber, was ich tat."

Das alles klang so gebrochen, so aufgelöst in ein wildes, überfließendes Weh, daß diese selbstquälerischen Vorwürfe unmöglich an dem im Grunde gutmütigen Reiteroffizier vorüberflattern konnten.

Tröstend trat er auf sie zu und fuhr ihr begütigend an dem schönen, vollen Arm herab.

„I, lassen Sie das doch, Anna," meinte er freundlich, „Sie haben — wahrhaftig, Sie haben vielleicht im großen und ganzen völlig recht gehandelt."

Das war wieder einer der Momente, wo der leichte, flotte Mensch der Gesellschaft, der am liebsten Frohsinn und Behagen um sich zu verbreiten strebte, vor allen Dingen von der Absicht erfüllt war, über etwas Unangenehmes glatt und liebenswürdig hinwegzugleiten.

Was machten dabei ein paar unbedeutende Worte aus. Aber auf das in ihrer Betrübnis tief versunkene Weib brachte die Redewendung geradezu eine belebende Wirkung hervor.

„Wirklich?" rief sie laut, daß er zusammenschrak, und in ihre Augen drang ein Leuchten, jedoch gleich darauf gab ihr der praktische Sinn der Kalsows eine noch wichtigere Wendung ein. O Gott, wenn er jetzt doch nur widersprechen möchte, sie, das große, stolze Geschöpf, würde sich vor ihm niederwerfen, um ihm, unbekümmert vor den vielen fremden Zuschauern, die Füße zu umschlingen, wenn er jetzt ihre scheinbare Demut zurückweisen würde.

„Ganz recht", stammelte sie, sehnsüchtig auf eine abweisende Handbewegung von ihm harrend. „Aber ich habe mir überlegt, ich besitze doch eigentlich gar keine — keine — o, wie sagt man — es fällt mir ja alles so schwer — gar keine zwingenden Ansprüche — ich bin ja eigentlich allein auf Ihre Güte angewiesen."

„O, das nicht — nicht doch, liebstes Kind."

„Und eine Erlösung aus diesem Zustand, das bedeutete ja eigentlich ein halbes Wunder. Das wäre ja ein Edelmut von Ihnen, auf den ich nicht rechnen kann;



nein, nein, völlig unwahrscheinlich. Trotz der gütigen Worte, die man mich hören ließ. Sehen Sie, all das sage ich mir selbst Tag für Tag und Nacht für Nacht. Warum peinige ich Sie nur damit?"

Beklemmt starrte Fritz Hohensee zu Boden, dann ließ er seinen Blick erwartungsvoll zu dem dunklen Wirtschaftshof hinausgleiten, über den die Laternen seines Wagens einen flüchtigen Schein warfen. Verflucht noch mal, das schöne große Mädel, deren Leidenschaft so ernsthaft, so gefährlich lohen konnte, es hatte natürlich recht. Es war nicht zu leugnen, er fühlte sich gebunden, angeschirrt, von merkwürdigen Ansprüchen, an die er nie ernstlich gedacht hatte, an Armen und Beinen behindert. Und mit Recht, sicher mit Recht. Na, und hol's schließlich der Geier, im Augenblick beherrschte ihn vollkommen das großmütige, entsagungsvolle Gefühl, alles zu erfüllen, was man von ihm erwartete. Freilich, noch ein wenig aufschieben, erst noch den Dienst bis zu einem gewissen Abschluß bringen.

Nicht gerade einen Schwur, aber doch ein Versprechen!

„Hören Sie, Anna", begann er mit jener Zutraulichkeit, die die gespannt Aufhorchende heimlich entzückte, und dabei griff er wiederum nach ihrer Hand, die ihm so willig überlassen wurde. „Ich wollte Ihnen noch einiges über meine nächsten Pläne anvertrauen." Und als das Mädchen halb zerknirscht geäußert hatte, das wäre ja alles nicht nötig, sie wolle sich gewiß nicht in sein Vertrauen drängen, da setzte er seine Eröffnung mit behaglicher Herablassung fort: Also zuvörderst auf Kriegsschule; jetzt, sofort, dort draußen harre bereits, wie sie sehe, sein Wagen, der ihn zur Station bringen solle. Darauf nach einem in Tirol verbrachten Urlaub ein Jahr emsiger Arbeit in Berlin. „Ne, ne, wirklich, 'n ganz solides, grimmiges Pauken, na, und dann, dann will sich ja der alte Herr zur Ruhe setzen, und ich soll mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten das Gut übernehmen."

Sie sah zu Boden, aber der Redende fühlte, wie das Mädchen den Atem zurückdrängte, als wäre jeder Laut von ihm eine Offenbarung, denn jetzt, in diesem Augenblick, mußte ja das Wunder folgen. Das unmögliche, das sich nie zutragen konnte, an das nur Aberwitz zu glauben imstande war, und das die Unglückselige demnach mit bäuerlicher Zähigkeit in Gedanken trug.

Und der junge Graf fühlte die unentrinnbare Frage. Liebkosend streichelte er der Haustochter die Wange, bis die Gehetzte sich nicht länger beherrschen konnte.

„Kommen Sie wieder?" warf sie atemlos und in fliegender Furcht hin.

„Ja, natürlich."

„O, das ist gut."

„Und dann —"

Sie zuckte zusammen! Die Entscheidung war da!

„Ja, und dann," schloß er bedrängt und suchte nach einem möglichst harmlosen Ausdruck, „dann werden wir miteinander sprechen, mein Kind."

Seine Stimme hatte so warm und herzlich geschmeichelt; daher konnte es geschehen, daß das verfolgte Mädchen nur den gütigen Ton dieses Versprechens vernahm. Was weiter um sie herum vorging, das vermochte sie nicht mehr klar zu erfassen.

Hatte sie sich nicht tief über seine Hand gebeugt, die erschreckt zurückgezogen wurde? Es schien ihr doch so. Und warum fingen all die bunten Kugeln an, sich zu drehen, bis sie wie leuchtende Planeten durch die Laubgänge schwebten? Sieh da — aus der Erde zischte es empor, schräge Blitze schossen in die Nacht und zersprühten in bunten Garben.

Feuerwerk.

Schritte näherten sich, Gestalten tauchten auf, und dann sprach eine scharfe Stimme, durch die das Landmädchen aus ihrer Versunkenheit geweckt wurde.

„Anna, bist du es?" fragte die Hausfrau.

„Ja, Mutter."

„Entschuldigen Sie, Herr Graf — aber dann geh ins Haus und lasse Wein herausbringen. Es fehlt schon daran. Onkel Ludwig hat bereits vergeblich gefordert. Das mag ich nicht."

Merkwürdig.

An der stolzen Gestalt des Mädchens hing so viel Glück und Zuversicht, daß sie sich ohne Widerrede von der Stätte ihres unwahrscheinlichen, überirdischen Erfolges trennen ließ.

Gemessen und förmlich reichte sie dem jungen Menschen im grauen Reisemantel die Hand: „Auf Wiedersehen, Herr Graf."

„Auf Wiedersehen, liebes Fräulein."

Ein Händedruck, und traumwandelnd schritt sie dem Haus zu. Als sie den strahlenden Schein der Laternen vor dem Wagen auffing, der den Grafen in wenigen Minuten von dannen tragen sollte, schloß sie geblendet die Augen.

* * *

Das nächtliche Fest zu Werrahn hat seinen Höhepunkt erreicht. Alle Hecken und Sträucher, die großen, lichtstrahlenden Bäume, aber auch die stillen Blumen auf dem schweigsamen Rasen sind zum Leben erwacht.

Welch eine wundersame, schillernde, geheimnisvolle Sommernacht. Unter den Bäumen von Werrahn singen die jungen Menschen nicht mehr, sie jauchzen. Auf den kleinen, weißgedeckten Tischen, die hier und dort zwischen den Büschen hervorschimmern, perlt und sprüht der gekühlte Schaumwein.

Selbst der Küster und Erbonkel Wippermann haben Frieden geschlossen. So unwiderstehlich wirkt die Macht des moussierenden Saftes, den die Hausfrau verschwenderisch austeilen läßt. Man muß sie belauscht haben, die beiden, wie sie an einem der Tischchen sitzen, vor sich zwei Windlichter und umgeben von einer erregt hinstarrenden Menge, um das unerhörteste Kartenspiel zu üben, das jemals in dieser Gegend gewagt wurde.

Wo der Küster nur die Courage hernimmt?

Mit einem einzigen Taler hat er begonnen, sicherlich nur vom Perlwein verführt, und nun kann er den Haufen der gewonnenen harten Talerstücke bereits nicht mehr zählen.

„Still, Sus, jetzt kommen wir! — Vierzig, lieber Erbonkel."

„Schande — Schande — er macht jeden Stich", kräht der Gegner. „Das geht nicht mit richtigen Dingen zu. Es sünd Kunststücke. Aber hier Trumpf-König!"

„Trumpf-As", schmettert der geistliche Mann.

Unter den matter brennenden Lampions tanzt die Jugend.

„Hier bin ich endlich, Herr Graf," meldet sich der Bräutigam, der sein Mädchen fest an der Hand führt, „und hier ist meine Braut."

„Ja, hier bin ich", wiederholt auch Herta mit sprühendem Hohn.



Die jungen Menschen tanzen.

An den Tischen knallen die Champagnerpfropfen, und überall auf den schwanken Gräsern sowohl als in den nachtschwarzen Büschen, da glitzert's und brennt's und regt sich's.

Aber die Nächststehenden können es vernehmen. Da wiegt sich die kleine Blonde herausfordernd an der Seite des Riesen und beschreibt dem Grafen ihr Glück.

Warum aber schleudert sie dem Betroffenen all das Gute mit so greller Freude ins Angesicht? Als wäre jeder Satz ein spitzes Messer, das sie würfe?

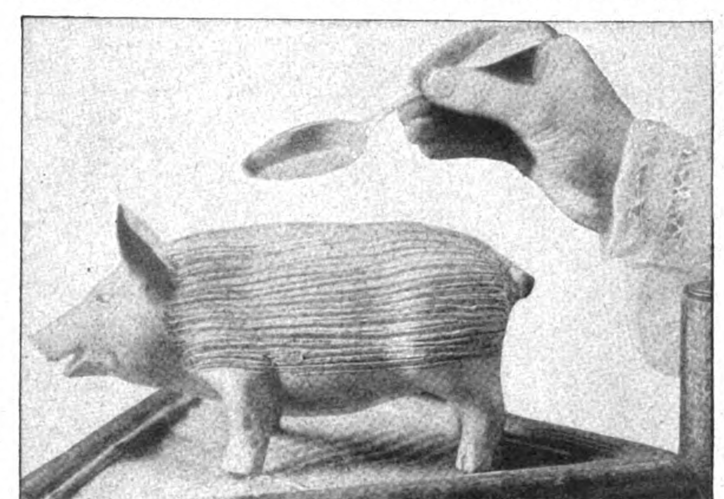
Und fortgerissen tritt sie näher und schaut dem Gereizten, dem die Schande des Verschmähtseins das Blut vergiftet, von unten mit zusammengebissenen Zähnen und verächtlichen Augen ins Angesicht.

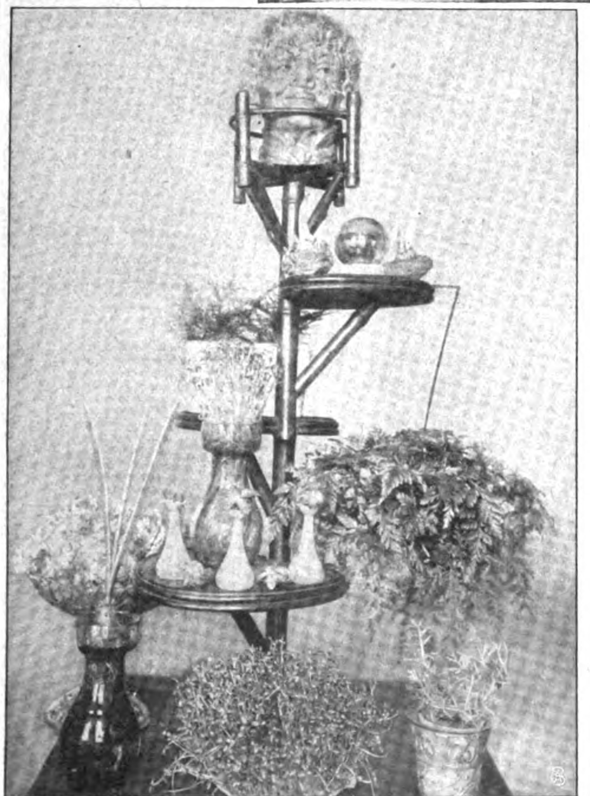
(Fortsetzung folgt.)

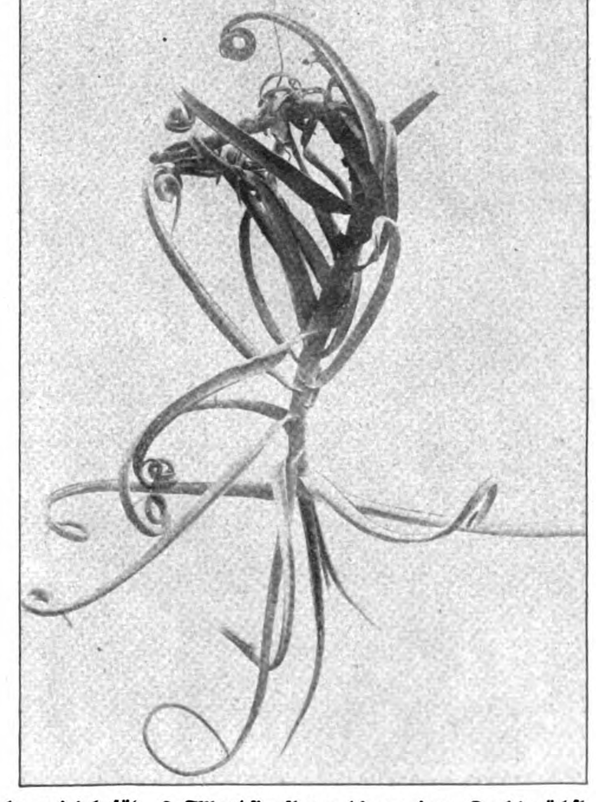
Der Garten ohne Erde.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von International Preß Photo Co.

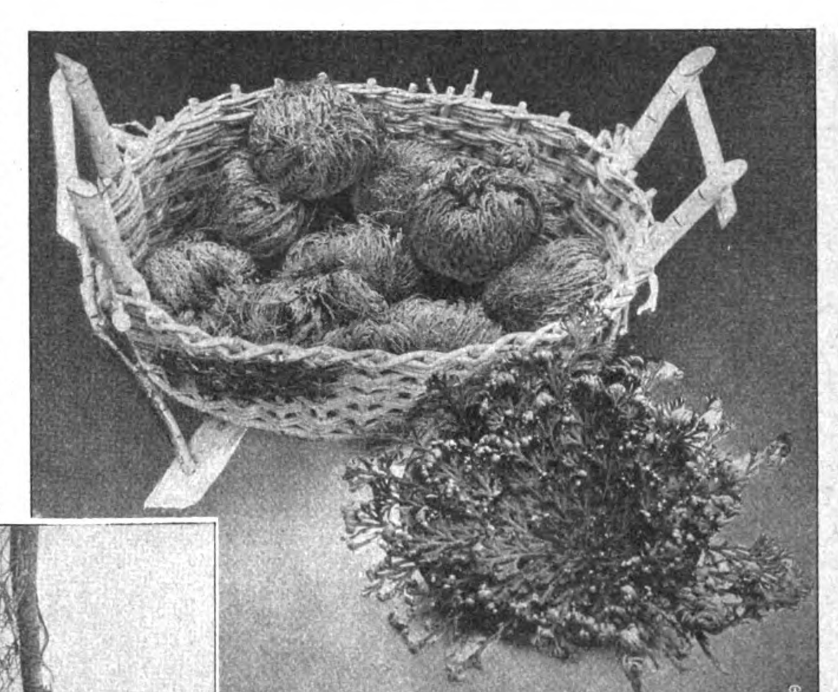
Die Natur hat auch für die gesorgt, die nicht in der glücklichen Lage sind, sich einen eigenen Garten zu leisten, indem sie eine Anzahl Pflanzen erzeugt, die von dem Grund und Boden, auf dem sie gepflanzt sein sollten, unabhängig sind. Mit Hilfe solcher Pflanzen ist es leicht, einen hübschen Garten ohne Grund und Boden sein Eigen zu nennen. Abgesehen von der gelegentlichen Wasserversorgung erfordert er nur wenig Arbeit. Als geeigneter Platz kann jedes gut erleuchtete, gemäßigt warme Zimmer dienen. Je nach dem Geschmack des „Amateurgärtners" kann solcher Garten auf einem Fensterregal oder Blumentisch arrangiert werden, auch ein Bambusständer leistet vorzügliche Dienste.







1. Bambusständer für den Garten ohne Erde. 2. Das Tonschweinchen wird besät. 3. Tillandsiapflanze, die an einem Draht wächst.



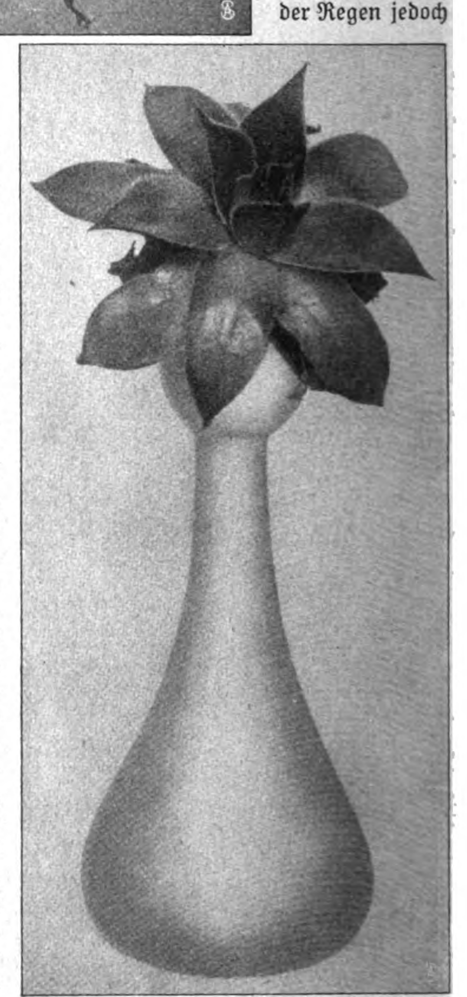
4. **Die Rose von Jericho**
in geöffnetem und geschlossenem Zustand.

Einen Hauptbestandteil des Zimmergartenbaus bilden die tropischen Schmarotzerpflanzen, die den ersten Erforschern der Urwälder so viel Ueberraschung und Kopfzerbrechen bereitet haben. Sie besitzen meistens keine Wurzeln und ranken auf den Bäumen hinauf, von denen sie auch ihre Nahrung beziehen. Zu diesen Pflanzen gehört auch die „Tillandsia" (Abb. 3). Sie sind zentralamerikanische „Eingeborene" und erfordern nicht einmal das bißchen Erde, das Orchideen zu lieben scheinen. Ein Stückchen Draht genügt ihnen vollkommen. Die zweite Tillandsiaart (Abb. 5), die man gewöhnlich mit „Alter Mannbart" bezeichnet, ist nicht minder interessant. Sie stammt aus Mexiko und bildet hier in den Wäldern eine richtige Plage, da sie die Bäume so dicht bewuchert, daß sie schließlich ersticken. Wenngleich man diese Tillandsiaarten in jedem Zimmer ziehen kann, so werden sie jedoch am besten unter einem Glasdach (Abb. 7) gedeihen, besonders wenn die Wohnungsluft etwas trocken ist.

5. **Alter Mannbart.**

Kressen und Leinsamen benötigen ebenfalls keine Erde und können am schnellsten und besten in der Weise gezogen werden, indem man sie auf ein Stück Flanell sät. Dies geschieht in der Weise, daß man die Saat auf das Tuch streut, sie tüchtig mit Wasser bespritzt und in der Folgezeit darauf achtet, daß sie niemals trocken wird. Und schon nach vier Tagen werden die Pflanzen ihr Gefängnis durchbrechen und zum Licht emporschießen. Mit Hilfe des bereits erwähnten Glasdachs wird man die Lebensfähigkeit der Pflanzen ganz bedeutend erhöhen und Leinsamen sogar zum Blühen bringen können.

Auch jene seltsamen Arten, die man gewöhnlich mit Auferstehungspflanzen bezeichnet, werden für den Zimmergarten erfolgreich benutzt. So eigenartig wie diese in Mexiko und am Toten Meer gefundenen Pflanzen selbst sind, so eigenartig ist auch ihre äußere Gestalt. Während der langen Trockenperiode der beiden Länder wickeln sie sich in Knäuel auf und erscheinen so vollständig abgestorben. Sobald sich der Regen jedoch



6. **Der Hauslauch,**
gedeiht in einer mit Wasser gefüllten Vase.

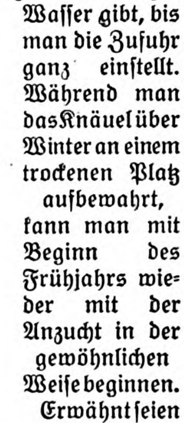
einstellt, entwickeln sich die anscheinend vertrockneten Pflanzen zu einer grünen Blätterblume. Die bekannteste unter diesen Arten ist die sogenannte „Rose von Jericho" (Abb. 4). Die „Kultur" dieser Auferstehungspflanzen ist überaus einfach. Während man die Pflanzen in trockenem Zustand kauft, wird ein kurzes Eintauchen in Wasser genügen, um die Pflanzen wieder zu kräftigen und aufleben zu lassen.

Ohne das japanische Farnkraut Davallias (Abb. 1) wird der Zimmergarten sicher nicht „perfekt". Diese eigenartigen Pflanzen können in allen möglichen Formen (geflochten, in Knäueln) mittels eines Stückes Draht am Blumenständer befestigt werden, von dem sie dann herabhängen und im vollen Wachstum ein recht eigenartiges Aeußeres bilden. Alle 24 Stunden muß diese Pflanze in Wasser getaucht werden. Nach dem Herbst zu wird sich bei ihr eine allgemeine Erschlaffung bemerkbar machen. Dann soll man mit der allmählichen Trocknung des Farnknäuels beginnen. Dieser Prozeß muß möglichst über vier Tage verteilt werden, indem man ihr jeden Tag etwas weniger Wasser gibt, bis man die Zufuhr ganz einstellt. Während man das Knäuel über Winter an einem trockenen Platz aufbewahrt, kann man mit Beginn des Frühjahrs wieder mit der Anzucht in der gewöhnlichen Weise beginnen.



7. Die ohne Erde kultivierten Pflanzen unterm Glasdach.

Erwähnt seien auch jene Pflanzen, die man nur unter Zuhilfenahme von Wasser vorteilhaft kultivieren kann. Die Kultur der Hyazinthen ist bekannt, immerhin mag erwähnt werden, daß der Mißerfolg bei der Kultur dieser Pflanzen nur darauf beruht, daß sie nach dem Einpflanzen in das „Hyazinthenglas" sofort an einen hellen Platz gestellt werden. Es ist vielmehr notwendig, daß die Hyazinthen etwa 10 Wochen nach dem Einpflanzen an einem dunklen Platz aufbewahrt werden, bis sie entsprechende Wurzeln geschlagen haben. Erst dann werden sie an ihren Platz gestellt. Schließlich kann man auch jene Pflanze, die unter dem Namen Hauslauch (Abbildung 6) allgemein bekannt ist, erfolgreich in einer mit Wasser gefüllten Vase kultivieren. Der Erfolg bei dieser eigenartigen Zimmergärtnerei hängt in der Hauptsache von gutem, gesundem Wasser ab. Steht gutes Brunnen- oder Quellwasser nicht zur Verfügung, so hilft man sich in der Weise, daß man in jede Vase ein Stückchen Holzkohle legt.



8. Die Herbstzeitlose.

Eine hübsche Blume ist auch die „Königin des Ostens", die ebenfalls leicht gezogen werden kann. Während ihrer Blütezeit kann diese Pflanze jegliche Feuchtigkeit entbehren. Die Wurzeln werden im Winter am besten auf einen Kaminsims gestellt. Sobald der Frühling naht, wird die Knolle in der Mitte zu sprossen beginnen. Dieser Sproß entwickelt sich von Tag zu Tag mehr, bis er eine herrliche karminrote Blume erzeugt hat. Will man die Knolle für das folgende Jahr reservieren, so muß man sie nach der Blütezeit in einen mit Erde gefüllten Blumentopf pflanzen. Eigenartig genug ist es, daß die Pflanze jetzt des Wassers bedarf, und zwar reichlich. Während nun mit großer Schnelligkeit aus der Knolle ein riesiges Blatt herauswächst, sollte man mit der Feuchtigkeit in keiner Weise knausern. Im Herbst wird die Knolle dann abgetrocknet und für die nächste Blütezeit wieder auf den Kaminsims gelegt.

Das Anlegen eines „Gartens ohne Erde" ist also eine äußerst einfache Sache. Bei richtiger Temperatur und gutem Licht wird bei geringer Mühe das Ergebnis ein gutes sein. Zu erwähnen ist jedoch noch, daß der größte Feind dieses eigenartigen Gartens der Staub ist; es empfiehlt sich daher peinlichste Sauberkeit. Einige der genannten Arten muß man auch nach Möglichkeit vor der schädlichen Einwirkung zu grellen künstlichen Lichts schützen, um ihre Lebenskraft zu erhöhen.

Bilder aus aller Welt

Die großen böhmischen Bäder waren von jeher der Sammelpunkt internationalen Lebens und Treibens. Alljährlich suchen eine große Zahl hervorragender Persönlichkeiten die heilkräftigen Quellen Karlsbads auf, um dort Erholung von den anstrengenden Berufsgeschäften und Gesundung zu suchen und zu finden. Auch dieses Jahr haben die Kurgäste von Karlsbad Gelegenheit, manche interessante Persönlichkeit zu beob-



Frhr. v. Reischach (×),
Oberstallmeister des Kaisers.



Dr. Jameson,
der südafrikanische Staatsmann.

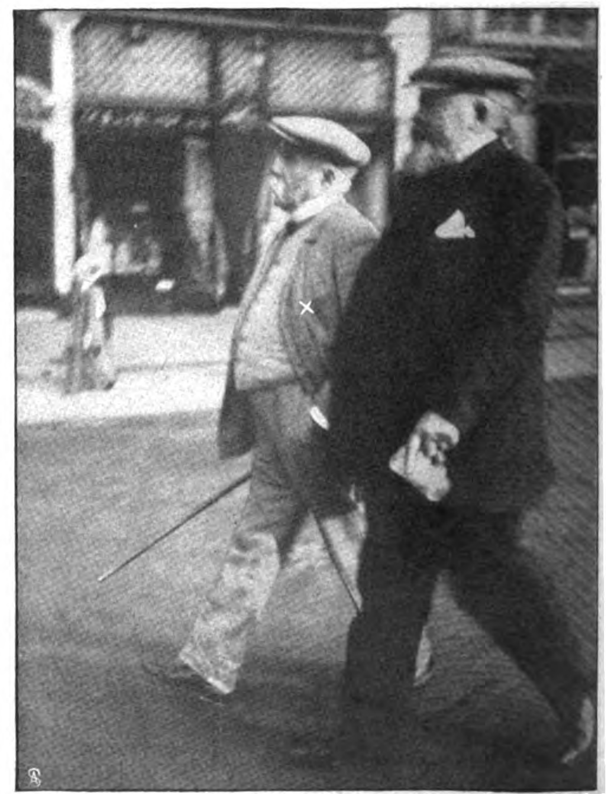
achten. Der Oberstallmeister des Kaisers Freiherr v. Reischach trinkt seinen Brunnen wie der frühere französische Ministerpräsident Clémenceau. Wir sehen die schlanke Gestalt des südafrikanischen Staatsmannes Dr. Jameson, Freundes des verstorbenen, einst allmächtigen Cecil Rhodes, bekannt durch seine Rolle im Beginn des Burenkriegs. Auch Lord Lonsdale schätzt **Karlsbads heilkräftigen Sprudel ebenso wie der Chef der österreichischen**



Lord Lonsdale (×),
der bekannte englische Magnat



General der Infanterie Frhr. v. Bolfras,
Chef der österr. Militärkanzlei, und Gemahlin.



Georges Clémenceau (×),
der frühere französische Ministerpräsident

Bekannte Persönlichkeiten als Kurgäste in Karlsbad. — Phot. Jos. Meisl.



Phot. Cherie Rousseau.

Von links: Die Herzogin mit dem Prinzen Karl Philipp, Prinzessin Marie Luise, Prinzessin Genovefa.

Die Herzogin von Vendôme, Prinzessin von Belgien, mit ihren Kindern.

Zum Besuch der Herzogin von Vendôme in Sigmaringen

anläßlich der Feier zum hundertsten Geburtstag ihres Großvaters, des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern.



Miß Harriet Quimby. Phot. Marceau.
Amerikas erste Aviatikerin.



Phot. M. Herzfeld.

Prinz Matudol von Siam mit seinem Gouverneur Hauptmann Eck
auf der Intern. Hygiene-Ausstellung in Dresden. Rechts von ihnen Geh. Rat Lingner, der Präsident der Ausstellung.

Militärkanzlei General der Infanterie Frhr. v. Bolfras, der mit seiner Gemahlin seit Jahren zu den ständigen Gästen Karlsbads zählt.

Anläßlich der Feier zum hundertsten Geburtstag ihres Großvaters, des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, weilte die Herzogin von Vendôme in Sigmaringen. Sie ist eine geborene Prinzessin von Belgien.

Die erste Dame, die in den Vereinigten Staaten das Pilotenzeugnis errang, ist Miß Harriet Quimby. Sie hat die Prüfung unter den neuen und wesentlich schwereren Bedingungen des Aero-Club of America bestanden, und zwar auf einem Moisant-Eindecker mit 50 pferdigem Motor.

Die vielbesuchte Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden wurde kürzlich von dem Prinzen von Siam und seinem Gouverneur Hauptmann Eck besichtigt.



Phot. Zander & Labisch.

Vom 1. Deutschen Damen-Meisterschaftsfrisieren: Preisgekrönte Theaterfrisuren (1. Preis).

Mizzi Wirth als schöne Helena.
Zum Auftreten der Künstlerin im Berliner Neuen Operettentheater.





Der Essener Männergesangverein in Berlin: Die Sänger vor dem Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen.

Vor wenigen Tagen fand das erste große nationale Meisterschafts-Damen-Preis-Frisieren, veranstaltet vom Verein selbständiger Damenfriseure Großberlins, statt. Wir geben eine Anzahl der preisgekrönten Frisuren im Bilde wieder.

In der Zeit der Operetten hat auch Meister Offenbach noch nicht an Zugkraft verloren. Im Neuen Operettentheater Berlins fand vor wenigen Tagen eine Aufführung der Operette „Die schöne Helena" in Neueinstudierung statt. Mizzi Wirth sang mit großem Erfolg die Helena.

Gelegentlich der hundertjährigen Erinnerungsfeier an die Stifterin des Vaterländischen Frauenvereins, die Kaiserin Augusta, konzertierte der über 1000 Mitglieder zählende Essener Männergesangverein in Berlin. Unser Bild zeigt die Mitglieder des Vereins vor dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal.

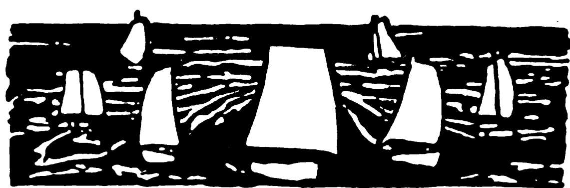
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 39. **Berlin, den 30. September 1911.** **13. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 39.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

21. September.

Der Kaiser, die Kaiserin und die Prinzessin Viktoria Luise treffen in Rominten ein.

Eine halbamtliche französische Note stellt die deutsch-französische Verständigung in der Marokkofrage in nahe Aussicht. Gleichzeitig werden Verfügungen über die Entlassung der Reserven veröffentlicht.

Die Kongreßwahlen in Kanada bringen den Konservativen einen überwältigenden Sieg. Die Niederlage der Regierung bedeutet zugleich die Ablehnung des Reziprozitätsvertrages mit den Vereinigten Staaten.

22. September.

In Wien wird die Ernennung des Generals der Infanterie Ritter von Auffenberg (Portr. S. 1635) zum österreichisch-ungarischen Reichskriegsminister an Stelle des Freiherrn von Schönaich amtlich bekannt gegeben.

Zum russischen Ministerpräsidenten wird als Nachfolger Stolypins der bisherige Finanzminister Kokowzew (Portr. S. 1635) ernannt.

In Kiew wird unter ungeheurer Beteiligung der Bevölkerung der russische Ministerpräsident Stolypin beerdigt.

Aus Marokko wird gemeldet, daß eine spanische Transportkolonne bei Melilla überfallen worden sei.

23. September.

In Berlin stirbt, 47 Jahre alt, der Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt Dr. Paul Böhmer.

In Kiew beschließen die dort versammelten Oktobristen und Nationalisten die Verschmelzung der beiden Parteien zwecks Fortführung der Stolypinschen Nationalpolitik.

24. September.

Auf der Kurhessischen Provinzialversammlung des Deutschen Flottenvereins tritt Großadmiral von Koester entschieden für eine Vermehrung der Panzerkreuzer über die im Flottenbauplan vorgesehene Zahl hinaus ein.

In Dresden wird der erste Deutsche Mittelstandstag eröffnet.

In dem internationalen Schachwettkampf in Karlsbad erringt der deutsche Meister Richard Teichmann den ersten Preis.

Im Festungshof zu Kiew wird Bagrow, der Mörder des russischen Ministerpräsidenten Stolypin, hingerichtet.

25. September.

Im Hafen von Toulon geht das Linienschiff „Liberté“ (Abb. S. 1634) infolge einer Explosion unter, von der Besatzung verlieren über 250 Mann das Leben.

Der Kaiser sendet anläßlich der Katastrophe im Toulonер Hafen ein Beileidstelegramm an den Präsidenten Fallières.

In Karlsruhe wird die 83. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte eröffnet.

26. September.

In Konstantinopel überreicht der italienische Geschäftsträger der Pforte eine Note, in der die Türkei vor Truppensendungen nach Tripolis gewarnt wird.

In Italien machen die Sozialisten mit dem als Kundgebung gegen die Tripolispolitik angekündigten Generalstreik vollständig Fiasko.

Aus Malta kommt die Meldung, daß dort mehrere italienische Kriegsschiffe auf der Fahrt nach Tripolis gesichtet wurden.

In den Docks von London tritt ein Teil der Arbeiter wieder in den Ausstand.

27. September.

Ein Telegramm aus Teheran besagt, daß der Minister des Innern dem Parlament Mitteilung von einem Gefecht bei Save gemacht hat, in dem die Vorhut Salar et Daulehs von den Bachtiaren unter Sirdar Safar geschlagen wurde.

Europäische Teurung.

I. Volkswirtschaftliches zur Teurungsfrage.

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Als vor einigen Jahren die Fleischpreise in Deutschland in ungewöhnlicher Weise zu steigen begannen, glaubte man allgemein, es nur mit einer zufälligen, vorübergehenden Erscheinung zu tun zu haben. Auffällig war, daß damals auch in den angrenzenden Ländern die Viehpreise gleichzeitig in die Höhe gingen; doch hoffte man, daß mit Hilfe besserer Ernten und infolge gesteigerter Viehhaltung, wofür die besseren Preise Anreiz genug boten, binnen kurzem die Preise für Vieh und tierische Erzeugnisse wieder auf das frühere Maß herabsinken würden. Diese Erwartung hat sich nur in sehr bescheidenem Maß für Fleisch eine Zeitlang erfüllt. Bald aber ist nicht nur der Preis für Fleisch wieder gestiegen, sondern auch alle andern landwirtschaftlichen Erzeugnisse, wie besonders Milch, Butter, Gemüse, Kartoffeln, Zucker und Getreide, sind ganz erheblich teurer geworden. Man legt die heutige Teurung, unter der alle konsumierenden Bevölkerungschichten schwer leiden, und die auf die Finanz- und Wirtschaftslage wie auf die innern politischen Verhältnisse zu wirken beginnt, der ausnahmsweisen Dürre dieses Sommers und der ungewöhnlichen Verbreitung von Viehseuchen zur Last. Es mehren sich indessen leider die Anzeichen dafür, daß dieser beklagenswerten Erscheinung neben den vorübergehenden auch noch tiefere und allgemeinere Ursachen zugrunde liegen. Unter der gleichen Preissteigerung



wie Deutschland leiden nämlich zurzeit auch Oesterreich, Italien, Frankreich und Belgien. Auch hier sind seit einer Reihe von Jahren überall die Lebensmittel fortgesetzt im Preis in die Höhe gegangen. Selbst in England ist fortgesetzt alles teurer geworden, obwohl die Zufuhr von Nahrungsmitteln aus dem Ausland durch keinerlei staatliche Maßnahmen wie in den mitteleuropäischen Ländern beschränkt ist. In dem vorwiegend landwirtschaftlich tätigen Ungarn hat die Regierung schon im Jahr 1907 Maßnahmen zur Verbilligung der Nahrungsmittel in Erwägung ziehen müssen. In Oesterreich hat die steigende Teurung im vorigen Jahr zu allerlei Versuchen mit Selbsthilfe gegenüber der Steigerung der Fleischpreise geführt. Auch in Frankreich ertönen die Klagen der mit ihrem Budget nicht mehr auskommenden Hausfrauen schon seit einigen Jahren. 1908 berechneten hier die Statistiker die Steigerung im Preis der unentbehrlichsten Lebensmittel im Lauf der letzten fünf Jahre auf 25 Prozent. Im Vorjahr wurden hier zahlreiche Versammlungen abgehalten, um gegen die Zwischenhändler, denen man wie gewöhnlich ohne weiteres alle Schuld an der Teurung zur Last legte, Maßnahmen zu beraten. In Italien sind Teurungskrawalle schon seit zehn Jahren an der Tagesordnung. 1906 kam es in Sardinien bereits zu blutigen Revolten auf den Märkten. — In allen diesen Ländern haben die Regierungen bereits seit Jahren Versuche gemacht, der Teurung auf verschiedene Weise entgegenzuwirken. Da ihre Maßnahmen indessen im großen und ganzen ebensowenig wie die Versuche seitens des Publikums, sich selbst zu helfen, gefruchtet haben, ist es nicht zu verwundern, wenn es nun in einer ganzen Reihe von Oertlichkeiten in Oesterreich wie Italien, in Frankreich wie Belgien zu ernsten Unruhen gekommen ist. Je verständnisloser die große Masse dem Wesen der wirtschaftlichen Erscheinungen gegenübersteht, um so eher ist sie von alters her geneigt, den Händler für Preiserhöhungen verantwortlich zu machen, ihn des Lebensmittelwuchers zu beschuldigen und gegen ihn kurzerhand zu Gewalt zu greifen.

Betrachtet man die heutigen beklagenswerten Vorgänge an der Hand der Erfahrung und Statistik unterm volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt, so wird man zu wesentlich andern Auffassungen gelangen. Gewiß, an dem Vorhandensein eines ernsten Notstandes ist nicht zu zweifeln. Die Dürre des letzten Jahrs, die außerordentliche Zunahme der Maul- und Klauenseuche haben wesentlich zur Verschärfung beigetragen. Neben ihnen aber sind andere Ursachen wirksam. Schon vor Jahrzehnten hat der berühmte J. St. Mill festgestellt, daß, wenn in einem Land Bevölkerung und Kapital gleichzeitig fortgesetzt steigen, die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse entsprechend wachsen müssen, falls es nicht gelingt, ihre Erzeugung in bedeutendem Maß zu verbilligen. In allen Staaten Mitteleuropas aber haben im Lauf des 19. Jahrhunderts Landbau und Gewerbebetrieb fortgesetzt in dem gleichen Maß sich entwickelt, wie ihre Bevölkerung zugenommen hat. Und Hand in Hand mit dem Wachsen der Beschäftigungsgelegenheiten für Arbeiter ist die Steigerung der Löhne gegangen. Nach Berechnungen französischer Statistiker sind die Löhne im letzten Jahrzehnt in Frankreich um zehn Prozent gegenüber den Sätzen des Jahres 1900 gestiegen, während sie 1850 nur die Hälfte, zu Anfang des Jahrhunderts sogar nur vier Zehntel jener Sätze betrugen. Die Kosten des Lebensunterhalts einer Arbeiterfamilie sind in Frankreich so bedeutenden Schwankungen nicht unterworfen gewesen, soweit sich das auf statistischem Weg ermitteln läßt. Sie sind gegenüber der im Jahr 1900 erforderlichen Summe während der letzten zehn Jahre nur um vier Prozent gestiegen und haben im Jahr 1810 immerhin schon 74 Prozent jener Summe ausgemacht. Nach der gleichen Statistik ist sogar im Jahr 1880 die für den Lebensunterhalt einer Arbeiterfamilie nötige Summe um vier Zehntel höher gewesen als im Jahr 1900. Wesentlich teurer ist in Frankreich das Leben in Restaurants geworden. Die Mahlzeit, die 1868 mit 1,40 Frank bezahlt wurde, kostet jetzt 2,50 Frank. Alles in allem braucht ein Arbeiterhaushalt, der im Jahr 1810 mit 440 Frank seinen Unterhalt bestreiten konnte, jetzt wenigstens 1400 Frank! — Für andere Länder fehlt es leider an entsprechenden, so weit zurückreichenden statistischen Aufzeichnungen. Auch in ihnen haben sich aber nach dem vorliegenden Material entsprechende Umwälzungen vollzogen. Vor allem ist in allen Staaten Mitteleuropas das Wachstum der Bevölkerung in den Städten ein ganz unvergleichlich größeres gewesen als auf dem Land. Dementsprechend ist die Nachfrage nach Erzeugnissen der Landwirtschaft rascher gewachsen als ihre Gewinnung, was natürlich nicht ohne Einfluß auf die Preisbildung geblieben ist. Wie auf Grund amtlicher Untersuchungen der Dezernent der Zentralstelle für Volkswohlfahrt Dr. Kaup neulich nachgewiesen hat, werden in Deutschland schon jetzt vom platten Land mehr Nahrungsmittel in die Städte eingeführt, als die Landbewohner für ihre eigene Ernährung von Rechts wegen entbehren können. Es hat daher vielfach auf dem Land bereits eine Unterernährung Platz gegriffen, die zu einem starken Rückgang der Geburtenzahl und zum Sinken der Militärtauglichkeit Anlaß gibt. Zu gleichen Ergebnissen ist die amtliche Zeitung des Deutschen Fleischerverbandes gelangt. Nach ihren Feststellungen sind im Jahr 1910 in Deutschland 100000 Stück Rinder und 300000 Stück Kälber weniger geschlachtet worden als im Jahr 1909. Der Ausfall ist durch Mehrschlachtung von 30000 Hammeln und 460000 Schweinen nur mangelhaft gedeckt worden.

Angesichts der heutigen Erfahrungen verlangt der bekannte italienische Publizist Guglielmo Ferrero eine völlige Umkehr in der Wirtschaftspolitik der Staaten. Die Völker stünden heute nicht so sehr vor einer einfachen wirtschaftlichen wie vor einer moralischen und sozialen Krisis. Seit einem Jahrhundert habe man die Bedeutung und den Wert gewerblicher Betätigung gar zu sehr überschätzt. Man habe sich daran gewöhnt, die hauptsächlich Landwirtschaft treibenden Länder als zurückgeblieben zu verachten und die Völker nach der Menge ihres Kohlenverbrauchs und der Zahl ihrer Dampfmaschinen einzuschätzen. Nichts sei gefährlicher. Schreite man auf diesem Weg fort, so müsse man allmählich in Europa zu ähnlichen Verhältnissen wie in den Vereinigten Staaten gelangen, wo die große Masse der Bevölkerung heute fast nur noch von Konserven lebe. Am letzten Ende müsse eine solche Entwicklung zum Ruin der Länder führen. Das Reich der römischen Cäsaren sei an der gleichen Krankheit zugrunde gegangen. Ganz unrecht hat Herr Ferrero sicher nicht. Aber eine Umwälzung der gesamten heutigen Volkswirtschaft, wie er sie empfiehlt, wird kaum möglich sein. Vorderhand wird man sich jedenfalls darauf beschränken müssen, statt gegen die tieferen allgemeinen Ursachen der Preis-



steigerung einen Feldzug zu eröffnen, den zeitweiligen, leichter zu beseitigenden zu Leibe zu gehen. Daß ein solches Vorgehen einen nicht unerheblichen Erfolg haben kann, beweist die Tatsache, daß auch heute noch gut organisierte große Unternehmungen dank ihren Maßnahmen überall in der Lage sind, Fleisch, Gemüse und andere Nahrungsmittel zu den gleichen Preisen wie in früheren Jahren in großen Massen zum Verkauf zu stellen. Da diese rein kapitalistischen Unternehmungen so wenig wie Privatleute geneigt sind, mit Verlust zu arbeiten, ist es klar, daß schon entsprechende Aenderungen in der heutigen Organisation der Versorgung der Märkte nicht ohne segensreiche Wirkung bleiben würden. Wer die Preise für Vieh im Engroshandel mit denen in den Schlächtereien der Großstädte geforderten vergleicht oder auch nur die in den kleineren Städten üblichen mit denen der Großstädte, wird, auch wenn er die verschiedenen Qualitäten, die in Frage kommen, und anderes derartiges in Betracht zieht, zu der gleichen Auffassung gelangen. Aehnliches wie vom Fleisch gilt von Milch, Butter, Gemüsen, Früchten u. dgl. Die soeben von verschiedenen Städten ins Auge gefaßten Maßnahmen zum Bezug solcher Lebensmittel von den Erzeugungstätten und Engrosmärkten in größerem Umfang werden daher ebenso wie die seitens der Eisenbahnen beschlossenen Frachtherabsetzungen sicherlich nicht ohne segensreiche Wirkungen bleiben. — Inwieweit Behauptungen, daß seitens einzelner Produzenten Waren absichtlich zurückgehalten und aufgespeichert oder sogar vernichtet würden, um den Preis des Artikels künstlich in die Höhe zu treiben, auf Wahrheit beruhen, wird noch näherer Untersuchung bedürfen. Derartige Gerüchte tauchen ja in Zeiten der Teurung erfahrungsgemäß immer auf. Daß es in einzelnen Fällen in Oesterreich in Speisefettfabriken und Gärtnereien vorgekommen ist, daß Erzeugnisse zum Zweck der Hochhaltung der Preise vernichtet worden sind, hat der Wiener Advokat Dr. Richard Beer allerdings vor einiger Zeit öffentlich dargetan. Nach seiner Feststellung sind in Wien sogar große Mengen Eier wegen Kündigung der Kühlräume in die Donau geworfen worden, um einen Druck auf den Preis der frischen Eier zu vermeiden! Werden derartige Manipulationen nachgewiesen, dann wird wohl allerdings ein Einschreiten im Interesse der Allgemeinheit unumgänglich sein. Im französischen, italienischen und österreichischen Strafgesetzbuch sind Strafen dagegen von alters her vorgesehen. Auch das preußische Landrecht kannte solche Bestimmungen. In den neueren Gesetzbüchern hat man davon Abstand genommen, wohl in der Annahme, daß heutzutage derartige Dinge unmöglich wären. Es dürften sich aber auch so Handhaben finden lassen, um gegen derartige Ausnützung der Not vorzugehen.

Abgesehen von den angeordneten Ermäßigungen der Bahntarife für Futtermittel, Kartoffeln, Gemüse u. dgl. sind von Reichs wegen außerdem noch Erkundigungen über die in einzelnen Ländern mit Bezug argentinischen gefrorenen Fleisches gemachten Erfahrungen eingeleitet worden. Den von verschiedenen Seiten gestellten Forderungen auf Aufhebung der Zölle für Mais und Futtergerste und Oeffnung der Grenzen für Vieh ist man dagegen bisher amtlich nicht näher getreten. Daß die Zulassung des gefrorenen oder gepökelten argentinischen Fleisches für weite Bevölkerungschichten von großem Nutzen sein würde, bedarf nach den seit vielen Jahren in England und auf allen überseeischen Dampferlinien gemachten Erfahrungen kaum noch einer Erörterung. Die Schlachtungen in Argentinien werden schon heute sorgfältig überwacht und könnten mit Leichtigkeit auch von seiten der deutschen Regierung an Ort und Stelle beaufsichtigt werden. Wie die englischen Erfahrungen beweisen, tritt dieses billige Fleisch mit dem einheimischen kaum in Wettbewerb. Englisches Fleisch, das bei den wohlhabenden Volksschichten bevorzugt ist, wird durchweg viel teurer bezahlt als argentinisches. Abgesehen davon würde die Zulassung dieses Fleisches zu einer erheblichen Erweiterung des Handels und Verkehrs mit der in so großem Aufschwung befindlichen südamerikanischen Republik führen, was der Allgemeinheit zugute käme. — Unentschieden ist auch noch, ob es zu einer wenigstens zeitweiligen Aufhebung der viel angegriffenen Getreideeinfuhrscheine kommen wird. Falls man sich dazu entschlösse, dürften die seit Jahren stark zusammengeschmolzenen Einnahmen aus den Getreidezöllen eine solche Steigerung erfahren, daß damit die durch die verschiedenen Bahnfrachtermäßigungen verursachten Ausfälle genügende Deckung erfahren würden.

II. Ernährungshygienisches zur Teurungsfrage.

Von Dr. Paul Meißner.

Die drohende, heute auch von seiten der kommunalen Behörden und der Regierung mit Ernst ins Auge gefaßte Teurung, deren national-ökonomische Bedeutung in dem vorigen Abschnitt erörtert wurde, ist zugleich in hohem Maß eine Frage der Hygiene, der öffentlichen Gesundheitspflege. In der heutigen Zeit sind hygienische Begriffe im Publikum genügend verbreitet, um allgemein das Verständnis dafür zu ermöglichen, daß Erschwerungen in der Ernährung, qualitative und quantitative Herabsetzungen der Nahrungsmittel, ernste gesundheitliche Folgen für die Bevölkerung nach sich ziehen müssen. Es erscheint daher wohl an der Zeit, im Hinblick auf diese bevorstehende, ja schon beginnende Teurung einiges über den Nährwert der üblichen Nahrungsmittel und über die Gebräuche bei der Ernährung zu sagen. Von vornherein sei hervorgehoben, daß die sonst häufig betonte Differenz zwischen den Bedürfnissen der körperlich arbeitenden Bevölkerungsklassen und jener, die durch geistige Arbeit sich ihren Lebensunterhalt erwerben, durchaus nicht so groß und kraß ist, wie man allgemein anzunehmen geneigt ist. Ja man geht vielleicht nicht fehl, wenn man die Behauptung aufstellt, daß der intensiv geistig arbeitende Mensch noch mehr Nahrung braucht als der, dessen Tätigkeit mehr in gewohnheitsmäßiger Muskelarbeit besteht.

Man wird sich bei einer so ernsten Angelegenheit wie einer drohenden Nahrungsmittelteurung zunächst die Frage vorlegen müssen, ob denn die übliche Ernährung, wie sie zu normalen Zeiten sich herausgebildet hat, zweckdienlich und in ihrem Effekt nützlich genannt werden kann. In dieser Hinsicht wird man gewisse Zweifel nicht unterdrücken können, denn gerade die Statistik der Stoffwechselerkrankungen führt uns darauf, daß die Ernährung durchschnittlich wohl dem Geschmack, nicht aber dem gesundheitlichen Bedürfnis genügend Rechnung trägt. In erster Linie handelt es sich um eine fraglos viel zu weitgehende Betonung der Fleischkost. Gerade in Deutschland wird der Fleischnahrung in einem Maß Wert beigelegt, der den tatsächlichen gesundheitlichen Bedürfnissen nicht entspricht.



Im Gegenteil: man darf getrost behaupten, daß die übermäßige Verwendung der Fleischkost zu gesundheitlichen Schädigungen führt, die, wenn sie auch nicht die Gestalt prägnanter Krankheitsbilder aufweisen, sich doch in der Gesamtkonstitution der Bevölkerung unabweislich geltend machen.

Die Verwendung des Fleisches als Nahrungsmittel in so ausgedehnter Weise, wie sie bei uns geschieht, resultiert zum größten Teil aus einer begreiflichen, im Lauf der Zeit zur Gewohnheit gewordenen Genußsucht, denn es wird niemand leugnen können, daß das Fleisch in seiner vielseitigen Zubereitungsform das reizvollste Nahrungsmittel darstellt. Wir wissen nun aber, daß der menschliche Körper die Fleischnahrung zwar sehr gut verarbeiten kann, aber bei einem Uebermaß an solcher in seiner Stoffwechselfähigkeit nicht unerheblich beeinträchtigt wird. Es ist hier nicht der Ort, auf die einzelnen Schädigungen einzugehen, deren Ursachen in einer übermäßigen Fleischkost zu erblicken sind, aber die Statistik der Krankenhäuser und Sanatorien wird diese Behauptung zwanglos beweisen lassen. Daß die Gewohnheit eines reichlichen Fleischgenusses im Lauf der Jahre durch ein reichliches Angebot erzeugt worden ist, darf man wohl mit Sicherheit annehmen. Und aus diesem Grund ist bedauerlicherweise die Technik der Zubereitung pflanzlicher Nahrungen vernachlässigt worden, so daß heute die meisten Menschen sich gar nicht vorstellen können, daß man durch geeignete Zubereitungen wohl in der Lage ist, eine ebenso schmackhafte tägliche Kost pflanzlicher Herkunft zu bereiten, wie das unter Verwendung des Fleisches leicht gelingt.

Die Teurung wie sie uns zu drohen scheint, wird sich sowohl bei den tierischen wie vegetabilen Nahrungsmitteln geltend machen, da die Verteurung des Fleisches im engen Zusammenhang mit dem Mangel an Futtermitteln zu stehen pflegt und dieser die gleiche Ursache hat wie der Mangel an Zerealien und Gemüsen. Zunächst tritt zwar eine scheinbare Verbilligung des Fleisches ein, weil das Vieh aus Futtermangel vor der Zeit geschlachtet wird, dieses Fleisch ist qualitativ aber nicht erstklassig, und der scheinbaren Verbilligung folgt unabweislich eine erhebliche Verteurung. Man wird zur Abwehr der Teurungschädigungen auch bei uns darauf kommen müssen, der pflanzlichen Ernährung ein weiteres und ausgedehnteres Feld einzuräumen. Die durch die Mißernte und große Dürre dieses Jahres verursachte Teurung vegetabiler Nahrungsmittel macht sich tatsächlich in einem geringeren Grad geltend wie die der tierischen Nahrungsmittel. Schon heute weiß man, daß uns eine erhebliche Preissteigerung bei den Kartoffeln, den Hülsenfrüchten, dem Getreide und bei den Gemüsen bevorsteht. Immerhin werden diese Nahrungsmittel ihrem Nährwert nach verhältnismäßig nicht so teuer werden können, wie es das Fleisch fraglos werden wird, wenn nicht schon ist. Man wird also gut daran tun, schon heute darauf hinzuweisen, daß es neben den im Land produzierten vegetabilen Nahrungsmitteln auch solche gibt, die bei uns nicht erzeugt werden, die aber in andern Ländern in solchen Mengen vorhanden sind, daß sie auch für uns als äußerst billige Nährmittel in Betracht kommen. Dahin gehört der Reis und der Mais.

Es wäre nun grundfalsch, wenn man die Behauptung aufstellen wollte, daß die Fleischnahrung ganz zu entbehren sei. Davon kann niemals die Rede sein. Zwar gibt es Völker, bei denen die Fleischnahrung so gut wie unbekannt ist, deren Lebensbedingungen und Kultur sind aber so himmelweit von den unserigen verschieden, daß wir daraus keine Schlüsse auf unsere Verhältnisse ziehen können. Fleischnahrung muß also unter allen Umständen gefordert werden, aber sie läßt sich im einzelnen viel mehr wie bisher einschränken. Es liegt auf der Hand, daß in bezug auf die Volksgesundheit die Einfuhr gefrorenen Fleisches aus viehreichen Ländern als durchaus notwendig bezeichnet werden muß, und es ist absolut in gesundheitlicher Beziehung keine Veranlassung, gefrorenes Fleisch in irgendwelcher Weise zu beanstanden. Die Gefahr, daß mit dem gefrorenen Fleisch kranke Tiere eingeführt werden, ist bei der an Ort und Stelle der Schlachtung vorgenommenen tierärztlichen Kontrolle genau so gering wie bei den im Inland unter dem Schlachtgesetz getöteten Tieren. Allerdings wird es nötig sein, die Bevölkerung über den Modus der Verwendung gefrorenen Fleisches im einzelnen aufzuklären, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß das gefrorene Fleisch, wenn anders es an Qualität nicht einbüßen soll, in ganz bestimmter Weise behandelt werden muß. Dieser Behandlungsmodus bedingt kaum eine Verteurung irgendwelcher Art, denn es besteht im wesentlichen nur in der langsamen Erhöhung der Temperatur, in einem langsamen Auftauen mit nachfolgender schneller Verwendung. Es erscheint durchaus nötig, die Vorurteile der Bevölkerung gegen gefrorenes Fleisch energisch zu bekämpfen, sie sind unbegründet und lassen sich nur durch völlige Unkenntnis der wahren Verhältnisse erklären.

Des weiteren muß hervorgehoben werden, daß der Fischnahrung als Volksnahrung ein viel zu geringes Feld bisher eingeräumt worden ist. Das liegt nicht etwa an einem Mangel des Materials, an dem zu geringen Angebot, sondern an einem im Publikum merkwürdig festsitzenden Glauben, daß Fischnahrung die Fleischnahrung nicht ersetzen könne. Der Grund für diesen irrigen Glauben liegt darin, daß jeder einzelne Mensch leicht die Erfahrung machen kann, daß sich bei ihm nach einer relativ reichlichen Fischmahlzeit viel früher wieder ein Hungergefühl einstellt wie bei der Fleischnahrung. Dieser Unterschied ist nicht etwa auf eine Differenz im Nährwert beider Nahrungsmittel zurückzuführen, sondern vielmehr darauf, daß im Fleisch Reizstoffe vorhanden sind, die eine Unterdrückung des Hungergefühls auf längere Zeit bewirken, und daß das Fischfleisch viel schneller und leichter verarbeitet wird. Dieser nicht zu unterschätzende Unterschied zwischen beiden Nahrungsmitteln kann leicht dadurch ausgeglichen werden, daß zur Fischnahrung eine geeignete Zukost gegeben wird. Hierzu eignen sich recht gut die grünen Gemüse, die ja allerdings auch erheblich teurer werden, aber doch als Zukost wohl noch erschwinglich sein dürften und, sollte das nicht der Fall sein, wohl durch Dörrgemüse ersetzt werden können. Voraussetzung ist, daß man die grünen Gemüse richtig zubereitet und ihnen nicht die nützlichen und wertvollen Nährsalze durch Auskochen entzieht, sondern sie vielmehr im Dampfbad im eigenen Wasser gar kocht. Daß neben der Ausnutzung frischer Fische die von Fischkonserven, vor allem vom Stockfisch, der als Fastenspeise ausgedehnte Verwendung findet, empfehlenswert erscheint, sei besonders betont. Die ungeheuren Mengen getrockneter Dorsche, die alljährlich von Norwegen nach



dem Kontinent ausgeführt werden, geben bei geeigneter Zubereitung ein treffliches und billiges Nahrungsmittel. Es sei nicht unerwähnt, daß die Erfahrungen mit ausgedehnter Verwendung von Kaninchenfleisch bisher sehr günstig waren, und es würde bei zielbewußten Bestrebungen, das Kaninchen zum Volksnahrungsmittel zu machen, auch gewiß gelingen, die hier und dort bezüglich dieses Nahrungsmittels herrschenden Vorurteile zu bekämpfen. Die dauernde Verwendung von Pferdefleisch dagegen dürfte sich nicht empfehlen lassen.

Von den vegetabilen Nahrungsmitteln verdient in allererster Linie der Reis die größte Beachtung. Er ist sehr nährstoffreich und geeignet, die Fleischnahrung vollgültig zu ersetzen, und es liegt lediglich an der Unkenntnis geeigneter Zubereitung, daß dieses billige Nahrungsmittel gerade bei uns so geringe Bedeutung gewonnen hat. Wenn man allerdings den Reis durch übermäßiges Kochen in einen geschmacklosen Brei verwandelt, wird man nicht erwarten dürfen, daß er sich als beliebtes Nahrungsmittel einführt. Bemüht man sich dagegen, ihn nach Art des italienischen Risottos herzurichten, so gestattet er so viel reizvolle Varianten, daß er im ausgedehntesten Maß den Tisch auch verwöhnter Menschen zu beherrschen vermag. Beim Mais liegt die Sache ähnlich. Wer gelernt hat, eine Polenta richtig zu bereiten, wird diese Speise schätzen lernen. Neben dem Reis und Mais empfiehlt sich die reichliche Verwendung von Hülsenfrüchten, vor allem der Erbsen in Gestalt der für die Armee seit langem mit großem Erfolg eingeführten Erbswurst.

Eine sehr wichtige Frage bei einer Teurung ist die Beschaffung des für die Ernährung unabweislich nötigen Fettes. Bei dem bestehenden Futtermangel tritt naturgemäß eine erhebliche Verteurung der Milch und damit der Butter ein, und es wird sich um Ersatzmittel dieses Nahrungsfettes handeln müssen. Daß gesundheitlich gegen die ausgedehnte Verwendung von Margarine — vorausgesetzt, daß sie einwurfsfreier Herkunft ist — nichts eingewendet werden kann, liegt auf der Hand. Daneben muß man aber dem Gebrauch der pflanzlichen Fette, wie sie heute auf den Markt gebracht werden, durchaus das Wort reden. Gewiß ist eine Teurung eine ungemein ernste Sache und läßt sich leicht nicht bekämpfen, aber bei einigem Nachdenken und gerechter Würdigung der gesundheitlichen Seite der Frage sowie Beachtung der für unsere Ernährung maßgebenden Leitsätze wird es ohne Schwierigkeit gelingen, ein Nahrungsregime aufzustellen, das ohne Schädigung der Gesundheit und ohne Verminderung der Arbeitskraft auch unter den augenblicklichen Erwerbsverhältnissen für die Bevölkerung erschwinglich ist. Viel trägt daher zur Ueberwindung solcher Teurungzeiten das Verständnis für den Wert der Nahrungsmittel und ihre Verwendungsart sicherlich bei.

Lampenfieber.

Plauderei von Siegmund Feldmann.

Wieder ist die weiße Unschuld aller Mauern der Christenheit mit gelben, roten, blauen und grünen Anschlägen überkleistert, die uns schreiend künden, daß die Theater gegen unseres Winters Mißvergnügen gerüstet sind, daß die Musen in die Hände spucken und die neue „Spielzeit“ angebrochen ist. Mir gefällt dieses Wort nicht bloß aus Gründen sprachlicher Reinlichkeit besser als die fremdländische „Saison“, die sich immer noch breit macht. Es umschreibt ein bestimmtes Gebiet; es ist deutlicher; es ist ehrlicher. Heute, in unserer Welt ohne Grenzen, ist das Theater nichts als ein Spiel: bald schwerer und bald leichter, bald edler und bald niedriger, aber immer nur ein Spiel, das seine holde Gaukelei dem Ernst der Dinge entgegensetzt; ein Spiel, das neben der Tat des Lebens besteht.

Jene freilich, denen es Spiel und Tat zugleich bedeutet, die Komödianten, sieht das Theater mit einem andern Gesicht an. Die bunten Zettel an den Mauern grüßen sie wie die Verheißung eines zu erringenden Glücks. Und so heftig spinnt sich ihr Traum gleich in das Vorgefühl des Kampfes und des Sieges ein, daß sie des Gespenstes gar nicht achten, das mit grinsenden Zügen und tückischen Klauen an der Schwelle ihrer Taten lauert. Sie kennen es wohl, und sie fürchten es auch, mögen sie es selbst tausendmal überwunden haben. Allein diese Erfahrung hilft ihnen wenig. Sie wissen genau, daß das Gespenst sich am nächsten Tag zu einem neuen Angriff emporrücken, daß das Lampenfieber sie wiederum anfallen wird. Diesem Feind können sie nicht entgehen. Darum ergeben sie sich darein, wie man sich in die Seekrankheit ergibt, wenn man über das große Wasser muß.

Gewiß, es gibt auch auf der Bühne „seefeste“ Leute, die sich ohne einen einzigen Augenblick der Anfechtung in ihrem Reich bewegen. Aber sie sind in einer geringen Minderzahl. Zwar unter den kleinen Rollen, den „Utilitäten“, wie es im Kulissenjargon heißt, unter den Darstellern, die sich begnügen, ohne jede Persönlichkeit ihr bißchen Kunst ganz bürgerlich als ein Geschäft mit bescheidenem Auskommen zu betreiben, sind nach einiger Gewöhnung fast alle gegen das Lampenfieber gefeit. Die Sicherheit und die Selbstzufriedenheit sind von jeher ein Vorrecht der Mittelmäßigkeit, sowohl der des Talents wie der des Ranges. Das Talent jedoch wird von dem Drang getrieben, sich zu erproben, zu wirken, zu wachsen, zu triumphieren; und je größer es ist, je glänzender der Ruf und die Geltung, die ein Darsteller zu verteidigen hat, desto mächtiger arbeitet dieses Bestreben in ihm. Von dieser Anspannung zu der Furcht eines Mißlingens, eines vollständigen oder teilweisen Versagens ist nur ein Schritt. Und dieser eine Schritt führt zum Lampenfieber.

Man kann also, wenn man sich an der Oberfläche hält, das Lampenfieber unter die Angstgefühle einreihen, und es wird auch häufig mit den Beklemmungen verglichen, die etwa ein Parlamentarier zu Beginn einer Rede, ein Prediger beim Besteigen der Kanzel, ein Rechtsanwalt vor einem großen Plädoyer oder auch ein Kandidat vor einem entscheidenden Examen empfindet. Allein die Aerzte, die sich mit dieser Erscheinung beschäftigten, wollen diese Identität durchaus nicht zugeben. Sie lassen das Angstgefühl bloß als eins der Symptome gelten, sehen aber das Lampenfieber als ein pathologisches Phänomen ganz besonderer Art,



als eine Berufskrankheit an, die außerhalb des Theaters nicht anzutreffen ist. Allein die überzeugende Begründung bleiben sie uns schuldig. Richtig ist, daß manche Künstler, ohne im geringsten um ihren persönlichen Erfolg besorgt zu sein, bei der ersten Berührung mit dem Publikum — und zwar jeden Abend — von einem mehr oder minder flüchtigen, mehr oder minder heftigen Uebelsein erfaßt werden, das sie vorerst niederzwingen müssen. Mithin könnte man den jähen Wechsel zwischen dem Halbdunkel der Kulissen und der wie Scheinwerfer wirkenden Rampe, jenseit der sich der von tausend unfaßbaren, ineinanderfließenden Köpfen erfüllte Saal wie ein Abgrund öffnet, als die Ursache dieser Krankheit vermuten. Etwas von dieser Ueberraschung mag psychisch als Erreger schon mitspielen. Allein der Umstand, daß bei sehr vielen Darstellern das Lampenfieber schon stundenlang vor der Begegnung mit dem Publikum, auf dem Weg ins Theater oder gar, zumal vor Erstaufführungen, am Morgen beim Erwachen einsetzt, entzieht dieser Erklärung wieder den Boden.

Ebenso fruchtlos waren alle Versuche, eine besondere Disposition für das Lampenfieber herauszufinden. Mit der beliebten „Nervosität" und selbst mit ausgesprochener Neurasthenie hat es nicht das mindeste zu schaffen. Es gibt Schauspieler und Sänger, die von Kraft und Gesundheit strotzen und, ohne mit der Wimper zu zucken, einen Löwenkäfig stürmen würden, aber die Bühne nur mit schlotternden Knien betreten können. Und es gibt schwache, ungemein reizbare Personen, schwer stigmatisierte Hysteriker, die bei dem Schritt einer Katze erschreckt zusammenfahren, aber abends ihrer Rolle lächelnd, beherzt und tapfer entgegengehen, mag dabei für sie noch so viel auf dem Spiel stehen. Man hat freilich auch entgegengesetzte Beobachtungen gemacht. Man hat überhaupt alle nur erdenklichen Beobachtungen gemacht. Aber eine straft die andere Lügen, und das Ergebnis ist, daß wir wie der Doktor Faust gerad so klug sind als wie zuvor.

Mit dem armen Kainz — ein Jahr ist es her! — sprach ich wiederholt über diesen Quälgeist. Er „verstand das einfach nicht", trotzdem doch gerade er Beispiele in Haufen vor Augen gehabt hatte. Er zählte eben zu jenen glücklichen Ausnahmen, an die das Gespenst sich nie heranwagte. Die gleiche Gunst genießt sein Kollege Guitry in Paris; auch Coquelin blieb von diesem Uebel unberührt, während sein jüngerer, gleichfalls schon hinübergegangener Bruder, der glänzende Komiker der Comédie française, mir seinen „Trac" — so heißt es im französischen — genau so schilderte wie unser Emanuel Reicher: „eine Unruhe und Ungeduld, die mich an jedem Premierenabend wie ein willenloses Wesen umherjagt". An diesem vorübergehenden Premierentrac leiden wohl die meisten Bühnenkünstler, denen ihr und des Stückes Schicksal noch ungewiß ist. Hier haben wir es wirklich nur mit einem Angstgefühl zu tun, das sich allerdings bei manchen zu recht unangenehmen Krisen steigert oder zu den bizarrsten Halluzinationen führt. So wird Frau Pierson vom Théâtre français buchstäblich von der Seekrankheit befallen . . . Dem gleichen schmerzhaften Uebel ist die Réjane unterworfen, die dabei eine Anzahl ihrer feinen Spitzentaschentücher in winzige Fetzchen zupft. Und eine dritte Pariser Schauspielerin, Madame Simone, muß jedesmal gewaltsam auf die Bretter hinausgestoßen werden, weil sie sich schämt, sich dem Publikum splitternackt zu zeigen. Und so stark ist diese Halluzination, daß sie sich, wenn sie mit den Händen über ihren Leib fährt, auch splitternackt anzufühlen glaubt.

Immerhin kann man sich mit dem Premierentrac abfinden. Er vergeht nach den ersten paar Sätzen, und man tauscht, wenn das Stück einschlägt, für einige kurze Minuten des Unbehagens eine lange Reihe von Stunden voll ungetrübter Arbeit und freudiger Genugtuung ein. Die meisten brauchen sogar diese Hemmung, um ihren Willen fest zusammenzuraffen und jede Ablenkung zu bemeistern: etwa wie ein Rennpferd, das erst in die rechte Gangart kommt, nachdem es das erste Hindernis genommen hat. Schlimmer sind schon jene Bühnenmitglieder daran, die das Lampenfieber nach dem ersten Anlauf nicht losläßt, sondern wie ein unheimlicher Schatten eine lange Strecke von Abenden begleitet.

Else Lehmann zum Beispiel kann man nicht nur unmittelbar vor der Schlacht, sondern auch noch wochenlang nach jedem Sieg wie eine Ertrinkende hilflos nach Rettung ausspähen sehen, die Schläfen in kalten Schweiß gebadet, die Hände an die Brust gepreßt, die mühselig nach Atem ringt. Eine Leidensgenossin von ihr ist Jeanne Granier, die entzückende „Grande Amoureuse". Sie gibt das Lampenfieber aber niemals frei, auch bei der zweihundertsten Aufführung eines Stückes nicht, auch nicht, wenn sie so sicher ist, daß sie ihre Sache automatisch herunterleiern kann. Aber in den ersten Augenblicken würgt es sie doch an der Kehle und läuft es ihr kalt über den Rücken. Sie wundert sich gar nicht darüber. „Das gehört zum Handwerk," sagt sie, „und schließlich ist das bißchen Aengste ja nur natürlich. Das Stück bleibt das gleiche, allein das Publikum wechselt, und dieses muß man sich immer von neuem erobern." Und dabei lacht sie, daß sie einen Heiligen in die Hölle bringen könnte.

Sie hat recht zu lachen. Sie weiß, daß das Gespenst sie sehr milde behandelt und andern noch viel grausamer zusetzt. Das „bißchen Aengste" zählt wirklich nicht. Aber es gibt Künstler, die das Lampenfieber lähmt, vernichtet, auflöst, so daß sie sich den Tod herbeiwünschen. Bei denen es Störungen des Akkomodationsvermögens hervorruft, so daß sie falsch sehen, und wie die Tabetiker daneben greifen. Andere werden wiederum von Gehörhalluzinationen heimgesucht. Wie mancher falsche Ton, den die gestrenge Kritik einem Sänger stirnrunzelnd ankreidet, ist nicht seiner Unzuverlässigkeit zuzuschreiben, sondern einer Täuschung des Trommelfells, das statt des Orchesters das Winseln eines Hundes oder sonst ein ungehöriges Geräusch perzipiert. Daß die Fiebernden in diesem Zustand überhaupt etwas singen oder sagen, ja, daß sie just das singen und sagen, was ihnen vorgeschrieben ist, danken sie nur einem Wunder der Kunst und der Kunst des Souffleurs. Sie selber geben sich kaum Rechenschaft davon, denn das Gedächtnis geht dabei spazieren. Statt dessen stellen sich allerlei mitunter starke Schmerzen in der Herzgegend, im Digestionsapparat, in den Muskeln und Gelenken ein. Der englische Schauspieler Booth bekam sogar Zahnschmerzen. Und die sind wahrlich auch kein Sonntagsvergnügen.

Soll man diese Opfer beklagen? Sie beklagen sich selber nicht. Auch sie erkaufen gern mit der Qual einer Minute den reichen Lohn an Beifall und Gold, den sie ein Leben lang einheimsen. Nein, nicht jene, denen das Lampenfieber nur der kurze, peinliche Auf-

takt einer Stunden währenden Heroica ist, sind die Opfer, sondern die Unglücklichen, die es rüttelt, solange sie auf den Brettern stehen, die es niemals losläßt und zu einem fast übermenschlichen Widerstand herausfordert. Diese wenigen sind die wahren Märtyrer ihres Berufes, wie die schöne Rose Dupuis, die eine neue Dejazet geworden wäre, wenn sie nicht schon im zweiten Jahr ihrer Tätigkeit der Bühne hätte entsagen müssen. Aber ihre Kräfte waren dem Gespenst nicht gewachsen, das sie zu zermalmen drohte. Eine andere Märtyrerin gleicher Art war die große Sängerin Alboni.

Auch unter den Sternen erster Größe, die unserm begnadeten Geschlecht itzo leuchten, irrt ein solcher Märtyrer umher: Enrico Caruso. Auch in ihn verbeißt sich das Ungetüm so krampfhaft, daß er jedesmal sein letztes Stündlein zu hören vermeint. „Ich bin wahnsinnig", sagte Caruso einmal, als er seinen Jammer schilderte. „Wie ich mich ankleide und auf die Bühne komme, ich weiß es nicht. Zwar kann ich meine Gedanken nach einigen Takten wieder sammeln, aber meine Stimme bleibt wie ein Senkblei in meiner Kehle stecken. Wenigstens bilde ich mir dies ein, und selbst der tosende Jubel der Hörer vermag diesen Wahn nicht zu zerstören. Im ersten Zwischenakt fasse ich mir sofort an den Hals, in dessen Adern Dampfhämmer zu rasen scheinen, um mich der Erdrosselung zu entwinden. Meine Kollegen beglückwünschen mich, weil ich so gut bei Stimme bin. Was nützt das? Wie der Vorhang sich wieder hebt, beginnt der Tanz von neuem, wenn auch sanfter, gnädiger. Und jedesmal scheint es mir unfaßbar, daß ich bis ans Ende gehen konnte. Dabei ist mir", fügte er mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu, „nie eine Entgleisung widerfahren, nicht ein einziges Mal habe ich unrein angesetzt, nicht eine falsche Note habe ich gesungen, nicht eine falsche Bewegung gemacht; nie hatte ich einen Mißerfolg zu beklagen. Ich hätte doch durch den Schaden — nein, durch den Nutzen klug werden können. Vergeblich! Der ‚Trac' weicht nicht; und je älter ich werde, desto wilder springt er mit mir um." — Dem Gespenst des Lampenfiebers imponiert selbst ein Caruso nicht. Im Gegenteil. Dieses Gespenst ist vom Schlag des Franz Moor: es hat sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben. Darum verschont es nicht nur die Gleichgültigen, die als Kärrner des Ruhms unbeachtet ihre Arbeit tun, sondern auch die Anfänger, die sich zum erstenmal den Kothurn anschnallen. Denen scheint der Weg mit Rosen bestreut, und kein Zweifel trübt ihre Begeisterung, keine Bangnis ihre Zuversicht. Erst später, wenn sie die Klippen und Ueberraschungen ihres Handwerks kennen gelernt haben, werden auch sie eine Beute des Lampenfiebers. Sarah Bernhardt wurde zum erstenmal bei ihrem Probegastspiel in der Comédie française von dem Leiden erfaßt. Damals krampften sich ihre Kiefer so fest aufeinander, daß sie die Worte nur durch eine ungeheure Anstrengung stoßweise durch die eisern zusammengepreßten Zähne hervorbringen konnte. Und da sich seitdem dieser Kinnladenkrampf regelmäßig einstellte, gewöhnte sie sich das stoßweise, jede Silbe gleichsam in ein eigenes Gehäuse einschließende Sprechen, die berühmte „skandierte Prosa", an, die man heute als einen ihrer schönsten Vorzüge, als den Triumph ihrer unvergleichlichen Redekunst feiert.

So hat Sarah aus der Not eine Tugend gemacht. Die andern schätzen sich schon glücklich, wenn sie die Not ein wenig lindern oder ihr zuvorzukommen lernen. Priola von der Pariser Komischen Oper nahm Aetherpillen, und seine Kollegin Frau Fabiani sucht sich durch Brom zu beruhigen. Der rumänische Tenor Patierno, ein Koloß, stopfte sich unsinnige Mengen von Schnupftabak in die Nase, und Frau Miolan-Carvalho stärkte sich durch eine dampfende — Zwiebelsuppe. Frau Bartet, die edelste und feinste Weiblichkeit des modernen französischen Schauspiels, stemmt ein Bein weit nach hinten und stützt mit aller Macht ihren Körper darauf. Sie versichert, das Mittel sei unfehlbar, und ist nicht wenig stolz darauf, es gefunden zu haben. Ich kenne jedoch mehrere Künstlerinnen, die es genau so machen. Diese Stellung scheint mithin eher eine rein triebhafte Auslösung des Widerstandes zu sein. Die Hauptsache ist, daß es hilft. Ein anderes würde vermutlich ebensoviel helfen. Diese ganze Therapie beruht auf autosuggestiver Kurpfuscherei. Gegen das Lampenfieber gibt es nur ein probates Mittel: die Sympathie des Publikums, das durch seinen Beifall bekundet, daß zwischen ihm und dem Darsteller die Leitung hergestellt ist, auf deren unsichtbaren Drähten der Funke von Geist zu Geist hinüberspringt.

Unsere Bilder

Komet Brooks.

(Hierzu die Abb. auf S. 1638.)

Hoch am westlichen Himmel ist augenblicklich wieder ein Komet mit bloßem Auge sichtbar, der voraussichtlich in den nächsten Wochen noch erheblich an Helligkeit zunehmen wird, in dem Maß, wie er sich auf seiner Bahn der Sonne nähert. Es ist der sogenannte Brooksche Komet, der zu den periodischen Kometen unseres Sonnensystems gehört. Entdeckt wurde er 1889 von Brooks, nach dem er auch genannt worden ist. Später wurde seine periodische Bahn erkannt und seine Wiederkehr im Jahr 1896 festgestellt. Der Komet ist augenblicklich im Ganzen etwa vierter Größe und hat einen nicht sehr lichtschwachen, von der Sonne abgewendeten spitz-fächerförmigen Schweif. Mit einem Opernglas ist er in den mondlosen Nächten der nächsten Tage am allerbesten zu beobachten. Der Komet ist erheblich heller, als nach der Vorausberechnung zu erwarten war, und seine Schweifentwicklung wird von Tag zu Tag deutlicher. Unser Bild gibt den Kometen, wie er sich am 19. September 11 Uhr nachts bei einer 20 Minuten langen Exposition mittels des 30-cm-Spiegels von Goerz-Schmidt der Photographischen Sternwarte der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin darstellte.

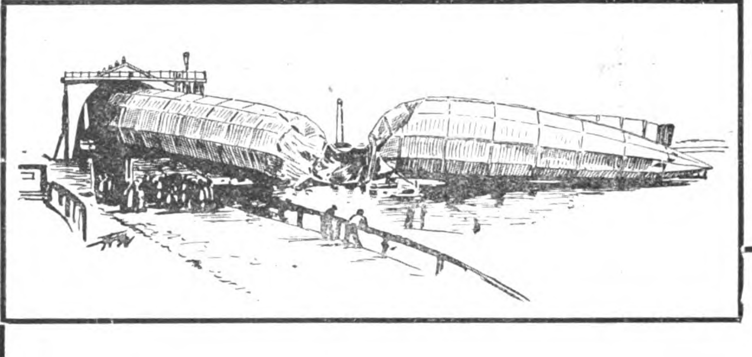
Prinzessin August Wilhelm von Preußen (Abb. S. 1637), bekanntlich eine geborene Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, hat vor kurzem ihre Schwester, die Herzogin Viktoria Adelheid von Sachsen-Koburg und Gotha, besucht und eine Zeitlang auf der historischen Feste Koburg geweilt.

Die Tripolisfrage (Abb. S. 1634) hat die Blicke Europas, die bisher auf Marokko gerichtet waren, ostwärts gewandt, auf den einzigen Fleck nordafrikanischer Erde, auf dem der Islam bisher ungestört herrschen durfte. Schon seit langem verfolgte Italien politische Interessen in Tripolitanien.

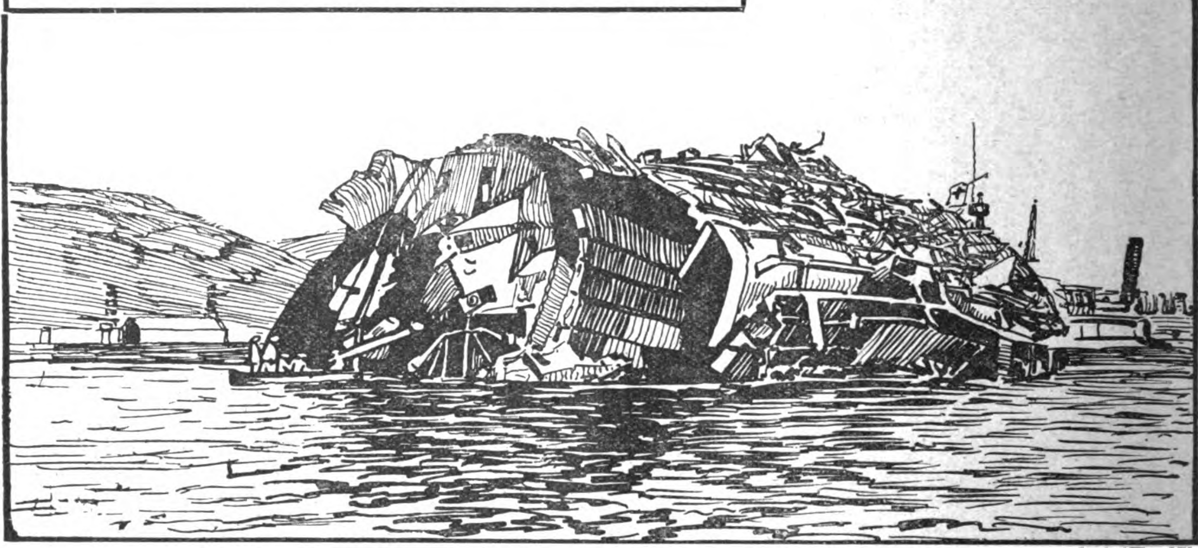
Die Beisetzung des ermordeten russischen Ministerpräsidenten Stolypin (Abb. S. 1635) hat in Kiew, der Stätte des furchtbaren Attentats, stattgefunden. Die Leiche des Staatsmannes wurde in dem Höhlenkloster Lawra bestattet.

Die Nationale Flugwoche (Abb. S. 1636) hat am 24. September auf dem Flugfeld von Johannisthal bei Berlin begonnen. Gleich der erste Tag brachte eine Ueberraschung: der Flieger, der sich am längsten in der Luft behauptete, war eine Dame. Die erste deutsche Flugzeugführerin Frl. Beese führte einen Flug von 2 Stunden 9 Minuten aus.





gehört dem diplomatischen Dienst seit 9 Jahren an. — Zum Amtsnachfolger des ermordeten russischen Ministerpräsidenten Stolypin wurde der bisherige Finanzminister Kokowzew ernannt. — Thomas Alva Edison hat jüngst auch Berlin besucht, dessen technische Kreise den großen Erfinder mit besonderer Freude empfangen haben. — Der Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. Kriege, der bisher mit der Wahrnehmung von Direktorialgeschäften der III. (Rechts-)



Die Trümmer des französischen Panzerschiffes „Liberté". Phot. Meurisse. Oben: **Das Wrack des englischen Luftkreuzers „Mayfly".**

S. M. Flottenflaggschiff „Deutschland" (Abb. S. 1640) gewann im vorigen Jahr den Preis, den der Kaiser für die beste Schießleistung mit Geschützen im Geschwader ausgesetzt hat. Während der diesjährigen Herbstübungen blieb das Schiff wiederum in dem Wettbewerb siegreich.

Die Explosionskatastrophe von Toulon (Abb. S. 1634 und obenst.) hat der französischen Marine einen furchtbaren Verlust verursacht. Das große Panzerschiff „Liberté" ist in die Luft geflogen, und ein halbes Tausend wackerer Seeleute sind in Erfüllung ihrer Pflicht verunglückt.

Der englische Luftkreuzer „Mayfly" zerstört. (Abb. obenst.). Durch einen eigenartigen Unfall ist das englische Luftschiff „Mayfly" zerstört worden. Als es aus seiner Halle zum ersten Flug herausgezogen wurde, platzte ein mittleres Ballonet, das Aluminiumgerüst war dem veränderten Druck nicht gewachsen, und der Luftkreuzer brach in der Mitte völlig zusammen. Das Luftschiff war mit einem Kostenaufwand von $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark erbaut, scheint aber ganz falsch konstruiert gewesen zu sein.

Große Brände. (Abb. S. 1638 u. 40). Die Oderbrücke bei Schwedt ist durch Verbrecherhand in Brand gesteckt worden. Das Feuer zerstörte 120 Meter der 272 Meter langen Holzbrücke. — Am Strand von Westerland auf Sylt standen mehrere große Strandhallen, die im Sommer einen Lieblingsaufenthalt der Kurgäste bildeten. Diese Hallen sind durch einen großen Brand völlig vernichtet worden.

Personalien (Abb. S. 1633, 35, 36 u. 39). Der Nachfolger des Freih. v. Schönaich im österreichisch-ungarischen Reichskriegsministerium Gen. d. Inf. Moritz Ritter v. Auffenberg hat als Kommandierender General des 16. Korps und der Garnison von Sarajewo in den schwierigen Zeiten der Annexionskrise sich als vortrefflicher militärischer Organisator bewährt. — Erzbischof Doktor Nagl ist an die Stelle des jüngst verstorbenen Kardinals Gruscha, Fürsterzbischofs von Wien, getreten. — Der neue preußische Gesandte in München Karl Georg Frhr. von Treutler Abteilung des Auswärtigen Amts betraut war, ist zum Direktor dieser Abteilung ernannt worden. — An Stelle des in den Ruhestand tretenden bisherigen Direktors der Medizinalabteilung im preußischen Ministerium des Innern Dr. Förster ist Prof. Dr. Kirchner, bisher Vortragender Rat, zum Ministerialdirektor und zugleich zum Wirkl. Geh. Obermedizinalrat ernannt worden. — Der Aufsichtsrat des Norddeutschen Lloyd in Bremen hat an Stelle seines verdienten Präsidenten Geo Plate, den sein Augenleiden zum Rücktritt zwang, den Vizepräsidenten Konsul Fritz Achelis zum Präsidenten gewählt. — Vor kurzem wurde durch den englischen Residenten der neue Nizam des indischen Staates Haidarabad Mir Oosman Ali Khan Bahadur in seine Würden eingesetzt.

Todesfälle (Abb. S. 1638). In Fingest Grove bei Marlow (England) ist Sir Robert Hart gestorben, der langjährige Generalinspektor des chinesischen Zollwesens. — Der Geh. Bergrat Richard Schreiber, der am 17. September in Berlin gestorben ist, war der Begründer des Kartells der deutschen Kaliindustrie.

Die Toten der Woche

Regierungspräsident Philipp von Baumbach, † in Breslau am 20. September im 50. Lebensjahr.

Dr. Paul Böhmer, Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt, † in Berlin am 23. September im Alter von 47 Jahren.

Sir Robert Hart, ehem. Generaldirektor des chinesischen Zollwesens, † in Marlow am 20. September im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 1638).

Henry Houssaye, bekannter Historiker, † in Paris am 24. September.

Johannes Proelß, bekannter Schriftsteller, † in Stuttgart am 20. September im Alter von 58 Jahren.

Geh. Bergrat Richard Schreiber, † in Schlachtensee bei Berlin im Alter von 71 Jahren (Portr. S. 1638).

Nummer 39.

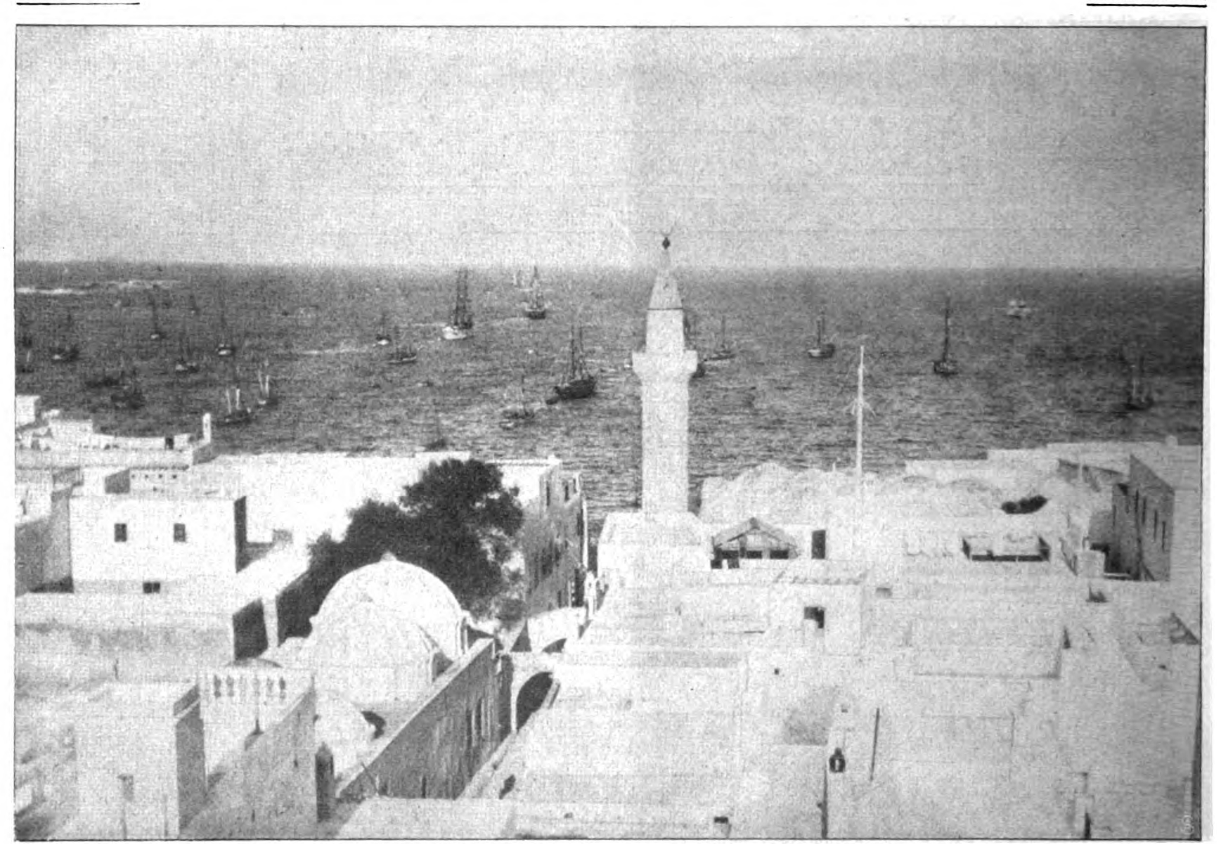
DIE WOCHE
Bilder vom Tage



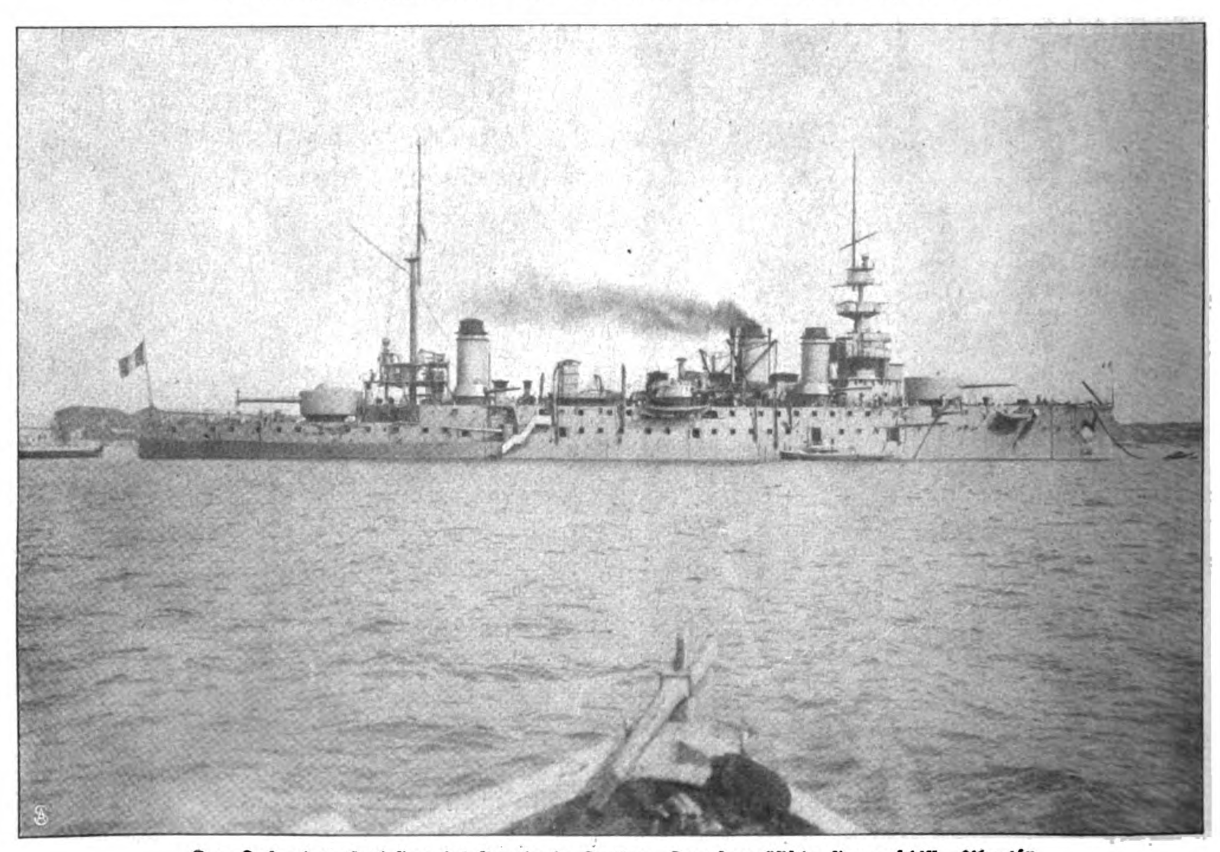
Der große amerikanische Erfinder in Berlin.

Thomas Alva Edison mit seiner Familie.

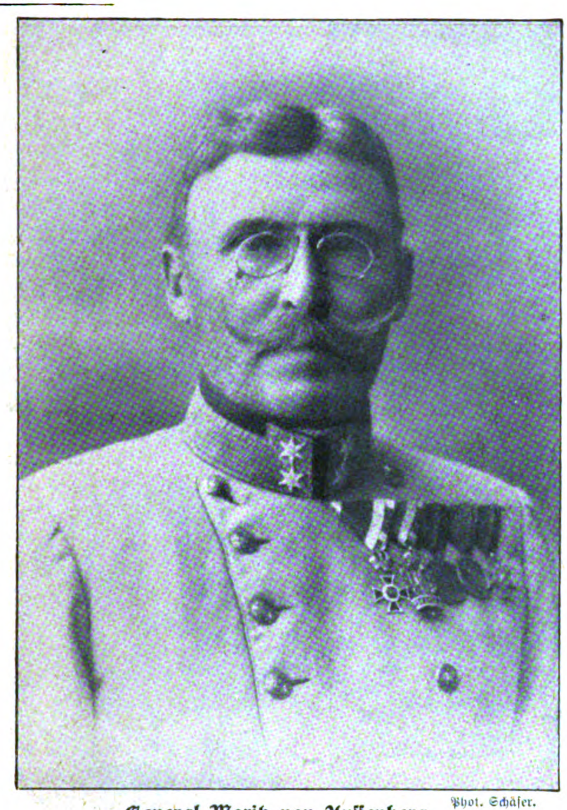
Spezialaufnahme für die „Woche“, aufgenommen am 26. September im Hotel Adlon, Berlin.



Zum Konflikt zwischen Italien und der Türkei: Blick von Tripolis auf das Meer.



Das Opfer der Explosionskatastrophe in Toulon: Das französische Panzerschiff „Liberté".



Phot. Schäfer.

General Moritz von Auffenberg,
der neue österreichisch-ungarische Kriegsminister.



Nikolajewitsch Kokowzew,
Nachfolger Stolypins als russischer Ministerpräsident.



Die Beisetzung des russischen Ministerpräsidenten Stolypin: Ueberführung der Leiche in das Kloster Lawra bei Kiew.





Geh. Legationsrat Dr. Kriege,
der neuernannte Direktor der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amts.



Obermed. zinalrat Prof. Dr. Kirchner,
der neuernannte Ministerialdirektor der preußischen Medizinalabteilung.



von Treutler,
der neue preußische Gesandte in München.



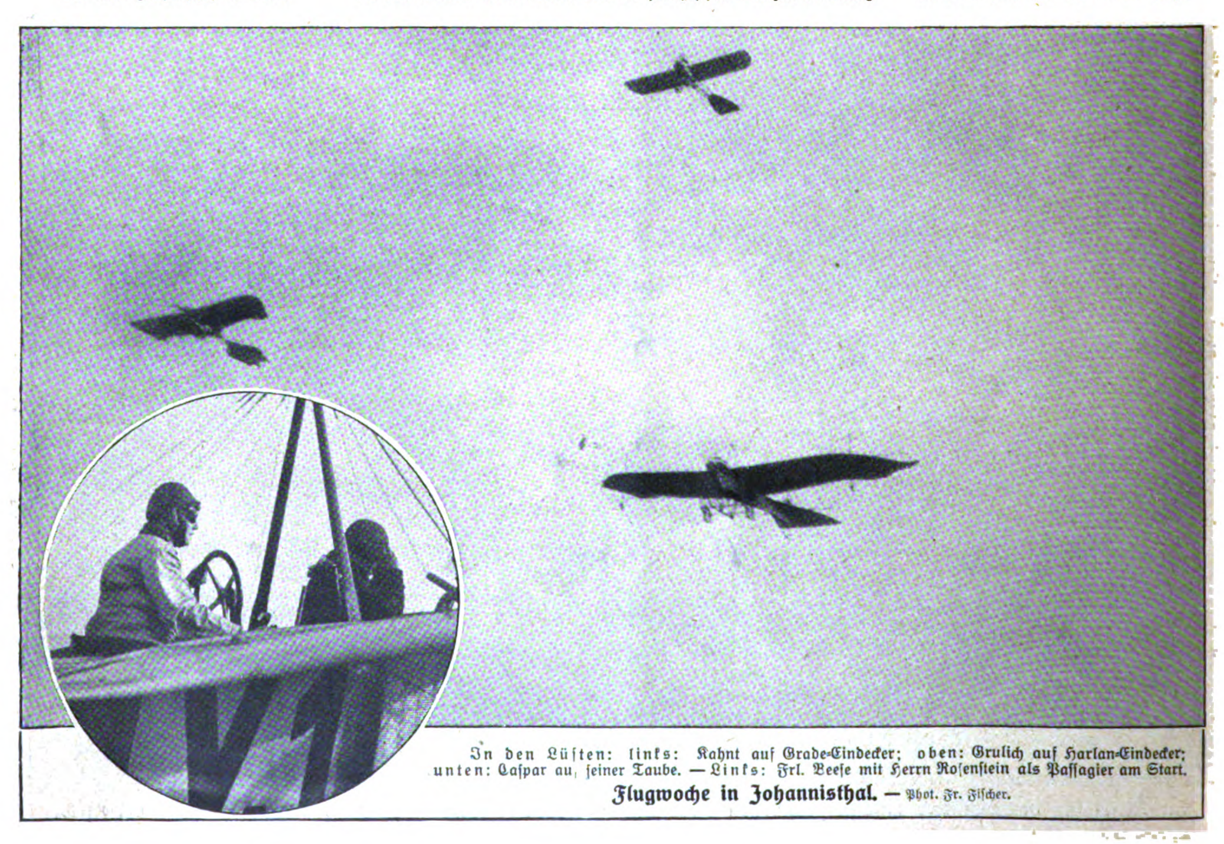
Phot. Felici.

Dr. Nagl,
der neue Fürstbischof in Wien.



Phot. Grienwald.

Konsul Fritz Achelis,
der neue Präsident des Nordd. Lloyd.



In den Lüften: links: Kahnt auf Grade-Eindecker; oben: Grulich auf Harlan-Eindecker; unten: Caspar au, seiner Taube. — Links: Frl. Beese mit Herrn Rosenstein als Passagier am Start.

Flugwoche in Johannisthal. — Phot. Fr. Fischer.

Phot. Uhlenhuth.

Von links: Herzogin Viktoria Adelheid von Sachsen-Koburg und Gotha. Prinzeß August Wilhelm von Preußen. Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha.

Zum Besuch der Prinzessin August Wilhelm von Preußen auf der Feste Koburg.





Der Brooksche Komet nach einer photogr. Aufnahme von Prof. Miethe (19. Sept. 1911).



Geh. Bergrat Richard Schreiber †
Begründer des Kartells der deutschen Kaliindustrie.



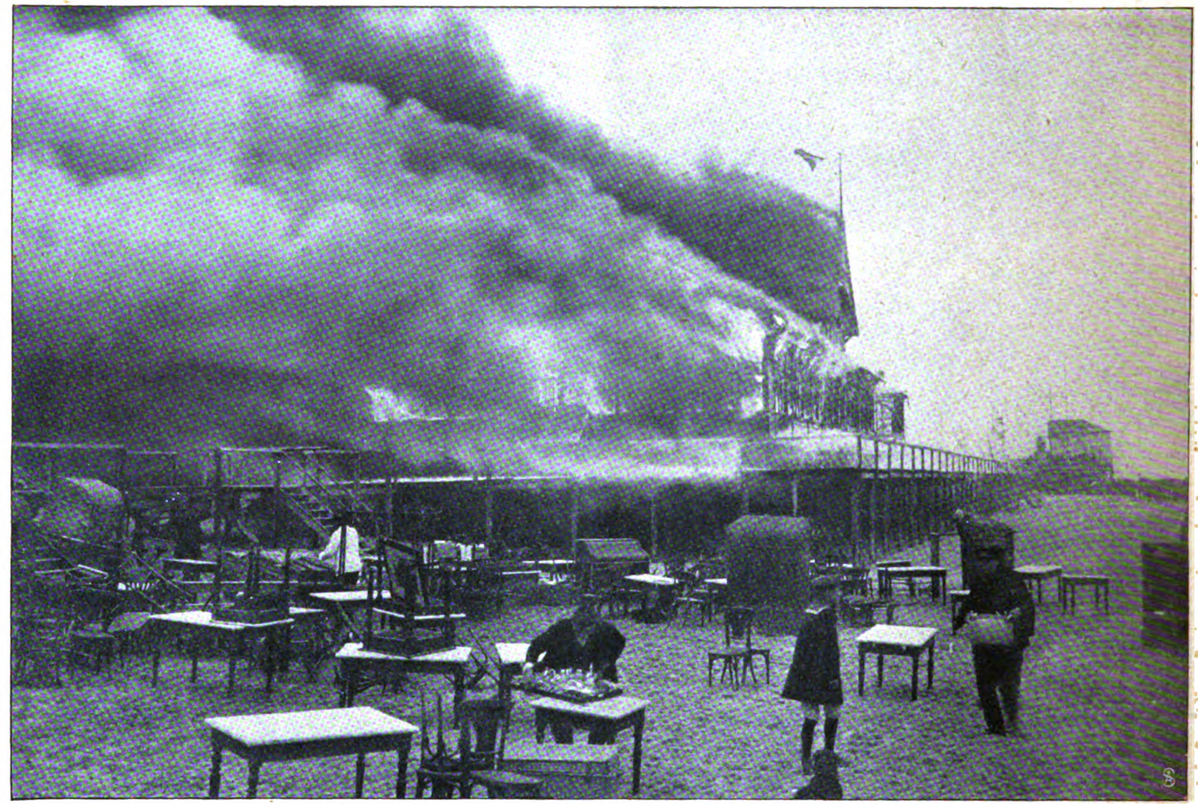
Sir Robert Hart †
Früherer Generalinspekteur des chinesischen Zollwesens.



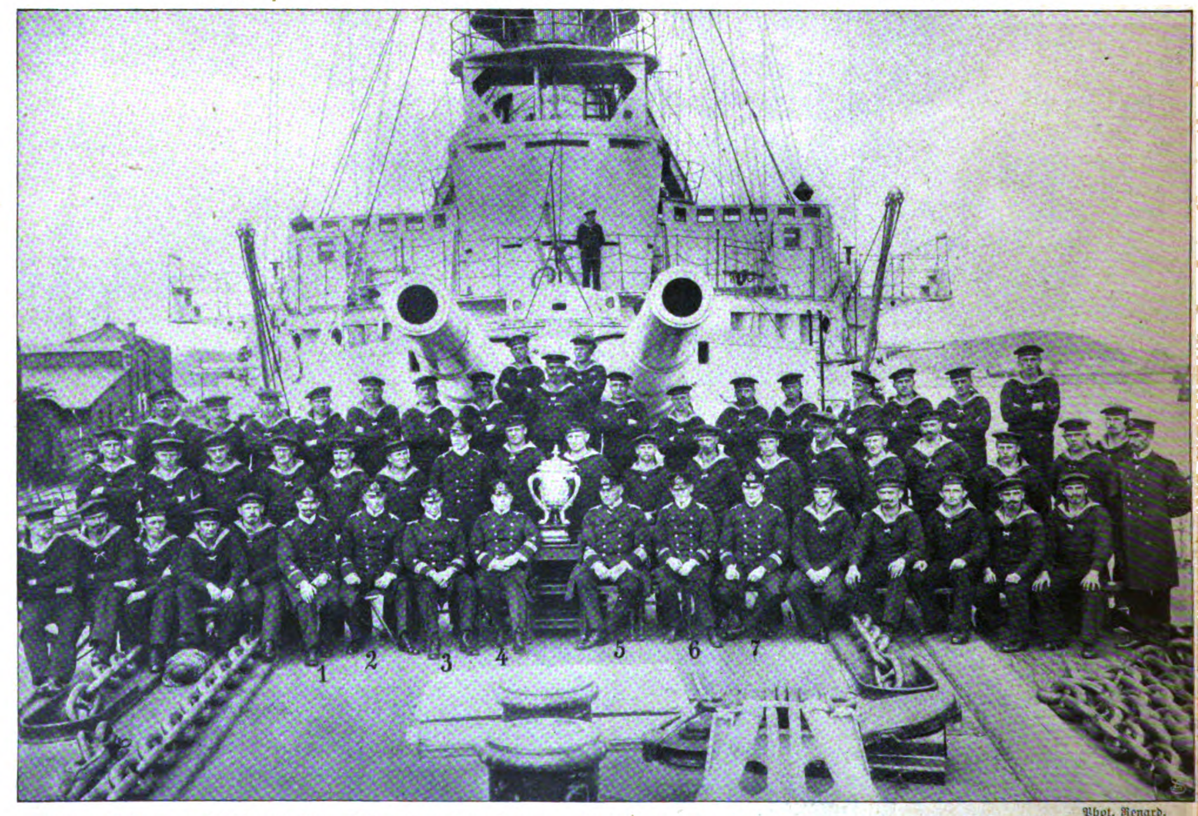
Zum Brand der Oderbrücke bei Schwedt: Die Trümmer der völlig zerstörten Brücke. Phot. Schwinzer.

Mir Oosman Ali Khan Bahadur
der neue Nizam des Staates Haidarabad in Indien.

Phot. Puplick.



Großfeuer am Strand von Westerland auf Sylt: Die Restaurationshallen in Flammen. Phot. Sonderegger.



Phot. Renard.

1. Oblt. z. S. Koellner. 2. Oblt. z. S. Löwe. 3. Korv.-Kapt. Quaet-Faslem. 4. Kaptlt. Kahlert. 5. Kapt. z. S. Behring. 6. Kaptlt. von Huge. 7. Oblt. z. S. Petersen.

Offiziere und Geschützführer S. M. Flottenflaggschiff „Deutschland“,

das im Jahr 1911 den im Vorjahr gewonnenen Kaiserpreis für die beste Schießleistungen mit Geschützen im Geschwader erfolgreich verteidigte und wiedergewann.



Die Tochter.

Roman von

Korfiz Holm.

10. Fortsetzung.

Gunnars Familienverhältnisse waren das einzige Geheimnis, das Lisa vor ihrem Vater behielt. Denn das andere, wovon sie in stillem Einverständnis nicht sprachen, war ja kaum ein Geheimnis zu nennen.

„Nun also, Lisa," sagte Peter schließlich, „dann bringst du mir deinen Gunnar recht bald! Das natürlichste wär es überhaupt, wenn er bei uns essen würde. Da er nun doch einmal in Gmund wohnt ..."

„Was, das weißt du auch?"

„Im dortigen Hotel", nickte er lächelnd.

„Nein, ich sag gar nichts mehr!" rief Lisa. „Tante Inga — an ihr ist wahrhaftig ein Kriminalschutzmann verloren gegangen!"

„Na, Lisa, ob es gerade eine große Kunst war, dies auszukundschaften ...? — Aber eine gewisse Indianerschläue mag sie sonst wohl besitzen. — Übrigens noch lange kein Grund für dich, so feindlich gegen sie zu stehen ... Sie meint es wirklich gut mit dir. Das weiß ich."

„Ach was! Sie soll es lieber schlecht mit mir meinen und mir nicht ewig nachschnüffeln!"

„Lisa, Lisa, du bist noch so jung. Du stößt dich immer am Äußerlichen."

„Das ist das einzige, was mich an Leuten interessiert, die ich nicht mag."

„Wenn man erst alt wird, Lisa, ist man dankbar für jede Liebe; auch für eine, die sich in wunderliche Formen kleidet ..."

* * *

Gunnar schien sich vorgenommen zu haben, Peter im Sturm zu erobern, auf die gleiche leichte und siegesgewisse Art, wie er alle Welt für sich einnahm. Sobald die erste Verlegenheit hinter ihm lag, sprudelte er förmlich über von Witz und Leben. — Aber die Luft auf der Hainzenhöhe war gleichsam ein falsches Element für ihn: er war hier fehl am Ort, er sprach und lachte ins Leere hinein und fand keinen Widerhall.

Wohl gab Peter sich redlich Mühe, ihm nicht nur mit Freundlichkeit, sondern aufrichtig herzlich zu begegnen; doch kam das alles recht gezwungen zutage. Es gelang ihm auch nur für Augenblicke, sich mitreißen zu lassen von dieser starken, selbstbewußten Munterkeit — dann war wieder das kalte, genierte Unbehagen da, er mochte darob hadern mit sich, soviel er wollte. Vergebens suchte er sich einzureden, dieser originelle, temperament- und talentvolle Mensch würde ihm wahrscheinlich außerordentlich gefallen, wenn — er nicht gerade der Bräutigam seiner Tochter wäre. Doch der Trost, daß ihn nur elterliche Befangenheit ungerecht mache, verschlug nicht. Das war eine viel zu einfache und oberflächliche Erklärung. — Nein, er erlebte an Gunnars Wesen das, was er bei der Lektüre seiner Stücke empfunden hatte: — es klang ihm kein Akkord entgegen; er vermißte hier einen unentbehrlichen Ton ... — Und war das nicht gerade der Ton, auf den Lisas Herz vor allem gestimmt war? — Heute brauste das Blut so stark in ihren Ohren, daß sie das nicht vernahm ... — Wie aber würde das später werden? ...

So überlegte Peter hin und her und seufzte oft in diesen Gedanken ... —

Lisa begegnete in dieser Zeit, wenn sie so selbdritt — oder selbviert mit Tante Inga — beisammensaßen, etwas Merkwürdiges: ihr Ich trat gleichsam aus ihr heraus und schlüpfte in ihren Vater hinein, sah Gunnar durch dessen Augen an. Seine unbekümmerte Lebhaftigkeit, die ihr sonst als besonderer Reiz erschienen war, konnte sie auf einmal übertrieben, ja fast plump dünken. Sie saß zuweilen wie auf Kohlen, denn ihre Nerven spürten es zitternd voraus, wenn wieder so ein Wort, ein Ausspruch unterwegs war, der gellend — und doch ohne Echo — an diese Wände schlagen würde.

Eine unklare Erinnerung packte Lisa. Wann denn nur hatte auf der Hainzenhöhe schon einmal eine Stimme die Luft so hart zerschnitten? ...

Und da war es plötzlich, als schreite der Schatten der schönen Lolo Kersting mit getragenen Bewegungen durch das Zimmer. — Auch die war so sicher gewesen, so überzeugt von sich, daß sie gar nicht die Fähigkeit besaß, ihren Ton nach der Stimmung der Stunde zu dämpfen, sondern ihn, von keiner Ahnung berührt, munter ankreischen ließ gegen die Harmonie, die diesen Ort regierte ...

Lisa erschrak vor sich selbst bei solchen Gedanken. — Welch eine häßliche Torheit von ihr, diese beiden Menschen zu vergleichen! Bei Lolo war das alles doch nur aus Dummheit entsprungen, bei Gunnar erwuchs es aus dem Grunde seiner starken Persönlichkeit. Hatte sie es denn sonst nicht immer bewundert, wie er überall herrschte, alle Welt mit fortriß in seine Sphäre?

Lisa konnte sich natürlich nicht klarmachen, daß es hier auf Dummheit oder Klugheit gar nicht ankam, daß Kultur einem Genie ebensogut mangeln kann wie dem ersten besten. Aber eine Ahnung davon streifte sie vielleicht doch. Sonst hätte sie sich kaum so brennend gewünscht, Gunnar möchte mehr Rücksicht nehmen auf den Geist dieses Hauses. — Sie verlangte gewiß nicht von ihm, daß er sein Selbst verleugne oder gar absichtlich heuchle ... Ganz unwillkürlich, als ein innerlicher Zwang hätte es ihn packen müssen ...

Daß ebensogut das Umgekehrte stattfinden: daß dieser neue Gast auch hier, wie sonst überall, den Ton angeben könnte — darauf kam sie gar nicht. Sie deuchte ihr



Vaterhaus nicht gebaut, sondern gewachsen gleich einer Pflanze, Zelle für Zelle geformt durch die Erlebnisse seiner Bewohner — als hätten die vergangenen Tage es nie ganz verlassen, als schritten deren Gespenster leibhaftig noch durch diese Räume, stärker als Zeit und Tod, stärker als Gunnar, der Fremde, den sie nicht kannten ...

Gespenster?

Nahm jetzt Peter unbewußt eine späte Rache an ihr? Hatte nicht sie, ohne es zu wollen, nur durch ihre stille Anwesenheit seine Liebe zu Lolo erschüttert, kraftlos gemacht und schließlich getötet? — Sollte ihr nun von ihm das gleiche geschehen? ...

Wunderliche Gedanken, die sich so lähmend in sie einschlichen ...! — Lisa raffte sich zusammen, rief ihre Liebe zu Hilfe und jagte die dunkeln Geister siegreich in die Flucht. — Die aber wußten ihre Stunde und kamen wieder und pochten bei ihr an. — Nur wenn sie mit Gunnar allein war, draußen auf dem See, droben in den Bergen — dann hatten sie keine Gewalt, lagen sie wie ein wirrer, wüster Traum hinter ihr ...

* * *

Gunnar war es eigentlich noch nie widerfahren, daß die Wirkung seiner Persönlichkeit so gänzlich versagt hatte — weder unter den amerikanischen Abenteurern, noch bei der ein wenig hysterisch wilden Bohème von Christiania, noch in den feinen, das heißt reichen Kreisen Berlins, die ihn die letzten Jahre umschmeichelt hatten. — Aber er ließ sich dadurch nicht bedrücken, sondern nahm das mit gutem Humor auf und studierte als Schriftsteller und Mensch voll Interesse diese unbekannte Welt, an der es nicht der letzte Reiz für ihn war, daß sie ihm wie der fossile Überrest einer abgestorbenen Zeit erschien. Er besaß genug seelisches Taktgefühl, um die stilvolle Geschlossenheit dieses nach seiner Meinung so altmodischen Lebens zu empfinden; und Peters Person sah er mit dem gleichen ganz leise belustigten Respekt an wie seine Bücher. — Antiquiert, aber einmal sehr gut gewesen — das waren etwa die Worte, die er dafür hatte. — Und es konnte ihm wirklich manchmal ein bißchen leid tun, daß er bei aller Freundlichkeit so viel innerlicher Zurückhaltung begegnete.

Eines Tages aber sagte er unwirsch zu Lisa, sie nehme immer Partei gegen ihn, sie entgleite ihm hier ganz aus den Händen und stelle sich auf die Seite der Philister.

„Hältst du Peter auch für einen Philister?“ fragte sie, förmlich erschrocken.

„Das soll Gott wissen! Er ist ein gutes Sort von Philister, aber doch ein Philister.“

„Ach Gunnar, dann kennst du ihn nicht!“

„Oh, ich bin sehr imponeeret von ihn ...“

„Nicht wahr, Gunnar? Peter ...!“

„Ja, und doch ist es vordammt langweilig, jeden Tag die Stunden bei sie zu sitzen. Ich weiß nicht mehr, was ich sprechen soll.“

Sie seufzte. — Er aber schlug plötzlich vor, sie wollten eine mehrwöchige Fußtour miteinander machen, durch die Dolomiten oder sonst wohin. — Es wurde ihr schwer, zu widerstehen, doch ihre Antwort blieb ein festes Nein. — Sie durfte jetzt ihren kranken Vater nicht verlassen, durfte diese letzte Zeit der Gemeinschaft nicht abkürzen, die ihnen noch geschenkt war vor der langen Trennung. — Da müßte sie ihre eigensüchtigen Gelüste schon überwinden, und Gunnar müßte es auch, müßte ihr dabei helfen.

Das tat er aber nicht. — Er geriet von Tag zu Tag tiefer in einen dumpfen, kindisch unbändigen Zorn. — Dieses Leben mache ihn ganz kaputt; von Arbeiten in solcher Stimmung sei schon gar keine Rede ... Der Teufel solle es holen!

Endlich erklärte er, wenn sie nicht mitwolle, müsse er allein verreisen. Er hätte einen Brief von seinem Anwalt in Christiania bekommen, der ihn nach Norwegen riefe. In persönlicher Verhandlung mit seiner Frau hätte er Aussicht, es doch noch zu erreichen, daß sie sich gleich von ihm scheiden lasse ohne jede Sicherstellung in barem Gelde. Dann würden sie nach kurzer Zeit heiraten können.

Lisa spürte, trotzdem sie in seiner Begründung für diese Reise nicht viel mehr als eine Ausrede sah, fast etwas wie eine Erleichterung.

„Ja, fahr nur!“ sagte sie. „Du Armer fühlst dich hier ja doch schrecklich. — Aber bleib nicht zu lange fort!“

Da kam er ins Stottern und rückte auf allerhand Umwegen mit dem Vorschlag heraus, daß sie sich erst wieder Anfang September in Berlin treffen wollten. Er müsse sich in seiner Heimat irgendwo am Meer hinsetzen, das neue Stück zu beenden. Hier käme er auf keine Weise dazu, und es wäre doch wahrhaftig höchste Zeit ...

„Fast zwei Monate sollen wir uns nicht sehen!“ klagte Lisa.

„So reise mit mir!“ war seine trockene Antwort.

„Du weißt doch: das geht nicht!“

„Alles geht!“

„Nein, Gunnar, ich kann nicht ... — Peter ...“

„Immer er und er und er! Und Tanten und alte Weiber! — Daß aber ich es hier nicht aushalten kann ...! In diese Luft, welche von Staub und alten Käse riecht ...!“

„Aber Gunnar!“ sagte sie und fügte nach einer Pause tonlos hinzu: „So reise denn!“

Nun wurde er plötzlich stürmisch zärtlich zu ihr; und seine Worte glitten über die Zeit der Trennung hinweg, als wäre die schon so gut wie überstanden. Er sprach nur von dem Wiedersehen in Berlin: — wie nett sie es sich dort einrichten wollten, und wie glücklich sie sein würden. Alle „großen Tiere“ nannte er ihr, bei denen sie Besuch machen würden als „Herr und Frau Stenersen“.

Lisa erwiderte ihm mit mattem Lächeln. Sie spürte sehr wohl, daß er so lustig von der ferneren Zukunft schwärmte, um seine Freude über die nächste zu verstecken. — Ja, er freute sich der Abwechslung, des Entrinnens aus der ihm fremdartigen Luft ihres Vaterhauses, des Wiedersehens mit der Heimat, mit den alten Bekannten, in deren Bewunderung er seinen jungen Weltruhm noch nicht gesonnt hatte ... — Eine brennende Eifersucht schwoll in Lisa empor; aber sie zwang sie mit Gewalt nieder. — Sie wollte ihn nicht halten.



„Und wann denkst du zu reisen?“ fragte sie.

„Morgen früh. Dann ist das Schmerz von den Abschied mit dir nicht so groß...“

* * *

Unerträglich langsam schlichen Lisa die ersten Tage ohne Gunnar dahin; sie glaubte, das Ende der Trennung nicht absehen zu können. Und doch hatte sie das Gefühl, es verlohne sich nicht, diese Zeit mit irgendeiner Arbeit, einer Beschäftigung auszufüllen. Träge dämmerte sie vor sich hin, in Sehnsucht und selbstquälerischen Grübeleien.

Immer noch saß sie viele Stunden täglich bei Peter. Aber sie konnten sich nicht mehr so frei aussprechen, und noch weniger konnten sie unbefangen miteinander schweigen. Wieder stand etwas zwischen ihnen, was eigentlich kein Geheimnis war, und was sie doch in stummer Übereinkunft so behandelten: — Gunnars Name wurde fast nie genannt.

Peter ahnte wohl, was Lisa bedrückte... Er hätte sich gern mit ihr ausgesprochen und sie getröstet... Aber er wußte, daß es nicht an ihm war, davon zu beginnen. — Es gibt Dinge, mit denen jeder allein fertig werden muß, von denen er, ehe die Zeit reif ist, auch mit seinem nächsten Vertrauten nicht sprechen darf, will er in sich die Kraft nicht zerstören, sie zu tragen und zu überwinden.

Einsam kämpfte Lisa mit ihren Gedanken. Sie fühlte sich wie einer, der in der Fremde die Muttersprache vergessen und die Sprache des neuen Landes nicht gelernt hat. Ihr Schifflein wurde von einem breiten grauen Strom getrieben, Gott weiß wohin, und sie saß mit gebundenen Händen und hatte nicht Ruder noch Segel. Das Ufer, von dem sie abgestoßen war — sie konnte es nicht wiedergewinnen; und das andere, nach dem es sie gezogen hatte, lag immer ebenso fern...

Der Heimat war sie entfremdet, doch würde sie sie mit sich tragen wie die Schnecke ihr Haus... — Das war es! Immer wieder würden Momente kommen, da sie Gunnar mit Peters Augen ansehen müßte, seitdem sie es einmal getan hatte...

* * *

Eines Morgens, als Lisa aufwachte und den Tag wieder so endlos und drückend vor sich liegen sah, wie ihre Tage jetzt immer waren, packte sie plötzlich eine unbezwingliche, schon eine Erlösung in sich tragende Sehnsucht, für heute der Hainzenhöhe und ihren Menschen — wie den Menschen überhaupt — zu entfliehen und eine lange Wanderung zu machen in die Einsamkeit hinaus.

Und wie sie dann — in genagelten Stiefeln, den Rucksack mit Proviant über die Schultern gehängt, den Bergstock in der Hand — die staubige Landstraße gen Wiessee entlang marschierte, wurde ihr leichter, als ihr seit Wochen gewesen war. — Die Natur, ihre alte Freundin von Kind auf, winkte sie freundlich tröstend zu sich in ihr unendliches Reich, das sie so lange nicht betreten hatte. Denn damit sich dessen Pforten vor einem auftun, muß man allein kommen...

Ein geheimnisvoll stilles, enges Tal lockte Lisa in sein Grün, dem die feuchte Wärme eine fast tropische Üppigkeit geschenkt hatte. Langsam ging es bergan auf steinigem Pfad, wechselnd am rechten und linken Ufer des Bachs, der ihr entgegengesprungen kam, in drolliger Eilfertigkeit plätschernd oder in wilden Stürzen tosend, versenkt bald zwischen die Felsen einer kleinen Klamm, bald seidig leuchtend als flaches Rinnsal in breitem weißem Kiesbett...

Lisa wanderte dahin mit wachen Augen und genoß es, ohne Gedanken, wie in starkem Strom Ruhe bei ihr einzog...

Bevor sie von dem Bach Abschied nahm, füllte sie ihre Feldflasche mit Wasser. Sie wußte: dort oben auf dem Gipfel des Huderkopfes, wo sie Mittagrast halten wollte, gab es weit und breit keine Quelle...

Dann ging es in steilen Serpentinen den Hang empor, durch weißen Sonnenbrand und wieder durch kühlen Wald, über blühende Matten und dürre Schutthalden — stundenlang, bis das wettergraue Holzkreuz mit der schmalen Bank davor erreicht war.

In der guten Müdigkeit, mit dem guten Hunger, die man einer getanen Arbeit, einem erreichten Ziel dankt, ließ Lisa den Rucksack zu Boden gleiten. So plötzlich befreit von der Last, schien ihr Körper jedes Gewicht zu verlieren — es war eine Leichtigkeit, die sie im Augenblick schwindeln machte... — Sie setzte sich auf die Bank und deckte die Augen mit einer Hand. — Dann hielt sie Ausschau...

Wie winzig klein, ein Spielwerk für Kinder, die Häuser von Egern dort unten lagen! — Der Blick nach der Hainzenhöhe war ihr von grünen Bergkulissen verstellt; aber — sie brauchte es nicht zu sehen — ihr Vaterhaus war ebenso klein geworden...

Sie war hoch emporgestiegen über die schwere Luft des Tales, über Sorgen und Ängste, über sich selbst hinaus — zu sich selbst...

Die Sonne brannte glühend auf die baumlose Kuppe. Lisa stand auf, nahm ihren Rucksack und suchte sich einen bessern Platz zum Rasten. Ein Stückchen bergab standen am Rand eines kleinen Hochmoores ein paar junge Fichten. In ihren magern Schatten streckte sie sich auf den Wettermantel. Die Feldflasche grub sie in den feuchten, lockern Grund ein, sich das lau gewordne Wasser wieder zum Tranke zu kühlen. Dann packte sie aus und hatte an ihrem Mahl den reinen Genuß, den nur finden kann, wer sich in epikureischer Beschaulichkeit dem Essen ganz widmet, ohne dabei mit seinen Gedanken durch Nähe und Ferne zu schweifen.

Nachher lag sie wohlig faul und blickte den Hang hinunter, auf smaragdgrüne Wiesen und blau umduftete Wälder. Die zwecklose Stunde wiegte sie sicher auf starken Armen, die sie selbstverständlich hinausgehoben hatten über Vergangnes und Künftiges...

Das ist das große Geheimnis, das einen die Mutter Natur lehren kann, das ihr ablauschen mag in sonniger Mittagstille, wer ihre Sprache versteht: — leben im Heute, jede Stunde erfassen, als ob sie deine erste und deine letzte wäre...

* * *

Von dieser Erleuchtung, die ihr auf der Höhe geworden war, trug Lisa ein Herz voll mit in das Tal...



Sie begriff auf einmal ihren Kleinmut, ihr ängstliches Vorausdenken nicht mehr. — Waren es nicht lauter Äußerlichkeiten gewesen, woran sie sich bei Gunnar gestoßen hatte? — Und schließlich: mochte er kein vollkommener Mensch sein — was tat das! Ein ganzer Mensch war er. Und sie liebte ihn, und er liebte sie. — Sagten ihr das nicht die Briefe, die er ihr — getreu seinem Versprechen — täglich schrieb? — Daß sie traurig und eifersüchtig hatte sein können, weil er da oben ohne sie so vergnügt war...! — Dennoch hatte er Sehnsucht nach ihr; sie las es nicht nur in den Sätzen, worin er das mit beinah grotesker Glut versicherte — heimlich und stark klang es auch hinter seinen lustigsten Worten hervor.

Warum sollte er nicht trotzdem mit offnen Sinnen den Tag genießen? — Er arbeitete frisch, sein Stück machte gute Fortschritte, und als Belohnung für seinen Fleiß sah er das Wiedersehen mit ihr vor sich liegen...

Ein Beispiel durfte sie sich an ihm nehmen! Das war die rechte Art, in die Zukunft zu blicken. — Was vermag ängstliches Forschen und Grübeln anderes, als Unglück herbeizuziehen — wie Aberglaube Gespenster herbeizieht? — Und Zuversicht ist, wie im Kriege, so im Leben, mehr als der halbe — im tiefsten Sinn ist sie der ganze Sieg.

Lisa spürte die Kraft in sich, die grauen Gedanken nicht mehr Herr über sich werden zu lassen...

Sie entriß sich dem tatlosen Hindämmern und schaffte sich geistige Arbeit im ernsten Studium von Rollen, Körperarbeit durch Radeln und Rudern, durch Graben und Pflanzen im Garten.

Auch die Stunden, die sie Peter widmete, gewannen ein anderes Gesicht. Sie konnte mit ihm wieder frei von dem und jenem plaudern. Und gedieh ihnen das nicht, so nahm sie ein Buch und las ihm vor, statt daß sie verlegen um das eine herumredeten, was ihnen dann beiden auf der Zunge schwebte.

Wohl kam noch mancher Rückfall in die alte trostlose Stimmung, aber Lisa wußte jetzt die Arznei für Furcht und Sehnen und Eifersucht. Nicht Hitze noch Regen konnte sie dann abhalten, für den ganzen Tag in die Einsamkeit hinauszuwandern. Wetterbraun wurden ihr Gesicht und ihre Hände; die durchbrochnen Muster ihrer Blusen brannten sich dunkel auf ihrem Hals ein. — Alle Berge der Umgebung erstieg sie mit der Zeit und mied nur die ausgetretnen Wege, die zu den bewirtschafteten Unterkunftshäusern führten.

Ein gutes Tempo kam in ihre Tage. Nicht gerade, daß sie flogen; aber sie glitten sehr glatt in kräftigem Zuge dahin...

* * *

Lisa saß bei Peter im Garten, zum letztenmal für lange. Morgen in aller Frühe sollte sie abreisen, morgen abend wieder mit Gunnar beisammen sein. Eine heiße, berauschende Freude erfüllte sie bei dem Gedanken; und doch hielt eine starke Abschiedswehmut sie gefesselt — fast ein Bedauern, daß diese Zeit nun hinter ihr lag, die ihr beim Rückblick so überraschend reich erschien — eine Zeit des Reifens und des Erstarkens.

„Freust du dich auf Berlin?" fragte nach einem längeren Schweigen Peter freundlich.

„Ja, ich freu mich", erwiderte sie und sah ihn voll mit hellen Augen an. — „Aber doch... Es kommt mir... So unmöglich kommt es mir vor, daß ich von dir fort soll."

Er nickte.

„Sonderbar wird es freilich sein die erste Zeit... — Aber es ist nun nicht anders. Es ist das Natürliche, daß du gehst. — Gott, und so schlimm... Die Welt ist heutzutage klein. Was bedeutet eine Reise von Berlin hierher! — Und es geht mir ja auch jeden Tag besser, ich spüre die Fortschritte ordentlich... Freilich, solang ich mich noch in der langweiligen Karre da herumfahren lassen muß... Aber an Pflege wird es mir ja nicht fehlen. Schwester Gustava geht so bald noch nicht fort... Und später... Ich bleib ja nicht allein. Tante Inga... — Ich weiß ja, du hast etwas gegen sie... aber..."

„Ich? Gegen sie? — Das eigentlich nicht... — Und dann: die letzte Zeit... Ich glaub, ich versöhne mich langsam mit ihr..."

„Na ja, aber... so ganz... — Und ich begreife das auch... — Und doch: glaub mir, Lisa, ich weiß es: im Grunde versteht sie dich viel besser, als du meinst, und hat dich ehrlich lieb."

„Ja," sagte Lisa, „liebhaben... Sie hat alle Menschen lieb. Dazu ist sie eben verpflichtet als Theosophin..."

„Nein, Lisa, es ist doch etwas mehr als so ein Urbrei von Liebe. Viel mehr! — Und was nun ihre Theosophie betrifft... Ihr Glaube braucht nicht der deine zu sein — ich find es im Grunde doch gut, daß sie ihn hat."

„Für sie vielleicht... — Nur daß das alles so aufs Banale hinauslaufen muß... Wie sie zum Beispiel alle Wunder für buchstäblich wahr erklärt, aus ihrer Erkenntnis des Übersinnlichen heraus — das ist doch nicht mehr und nicht weniger als Rationalismus der vierten Dimension."

Peter lachte herzlich über dieses Wort. Dann sagte er ernst: „Du magst ja recht haben, äußerlich... Die Form geb ich gern preis. Aber der Inhalt ihres Glaubens... — Überhaupt: vielleicht glauben wir im Tiefsten alle das gleiche. Worte trennen, der Geist verbindet."

Lisa sah ihn mit großen Augen an.

„Was, Peter?" rief sie fast erschrocken. „Du auch? Bist du auf einmal fromm geworden?"

„Fromm? — Und auf einmal...? — Nein, Lisa, so ist es nicht. Meine Religion war immer in mir. — Aber mag ja sein: sie ist wie ein Feuerchen in einem Wald... Je mehr Blätter der Herbst von den Bäumen stößt, desto weiter leuchtet es."

„Warum hast du mich dann in religiöser Hinsicht so indifferent erzogen?"

„Hab ich das?" Peter blickte überrascht auf, und in seinem Ton lag ein deutlicher Widerspruch. „Sag, Lisa, hab ich dir je die Aussicht mit Gesetzestafeln verstellt?"

„Nei—ein..." Sie verstand ihn nicht.



„Eben das, Lisa, heiße ich, einem Menschen den Weg zur Religion freihalten."

„So, so, so..." sagte sie sinnend und war traurig. Sie hatte das Gefühl, als stürze ihr hier ein Idol zusammen, an dessen eherne Dauerbarkeit sie fest geglaubt hatte. — Sie war noch so stolz auf ihre junge Vernunft... — „Sag, Peter," fragte sie plötzlich, „ich versteh dich nicht... Du glaubst also an einen persönlichen Gott?"

„Was heißt das: persönlich? — Denkst du an den alten Mann im weißen Bart, der irgendwo über den Wolken sitzen soll, und den jeder für sich und gegen den andern mobil zu machen sucht?"

„Nein! Natürlich..." sagte Lisa.

„Also, was meinst du?"

„Ich meine... So... — Ja, ich fühl es... aber sagen... sagen kann ich es nicht."

„Ich auch nicht, Lisa. — Und ist das nicht überhaupt eine richtige Doktorfrage? — Ich meine: darauf kommt es ja gar nicht an. — Faß meine Worte doch nicht falsch auf, Lisa. Ich werde mir weder auf einmal einen Pastor kommen lassen, noch werd ich mich für meine alten Tage aufs Tischrücken und Geisterbeschwören verlegen. Auch zu ihrer Theosophie bekehrt mich Tante Inga nicht — hab keine Angst! — Mich dieser oder irgendeiner andern modernen Sekte anzuschließen — dazu bin ich nicht mehr jung und naiv genug. Deswegen aber hab ich doch meine Freude daran, daß heute wieder eine große idealistische Bewegung durch die Welt geht, zum mindesten durch die germanische Welt — mögen es noch so närrische Zwickel sein, alle diese neuen Menschen."

„Neue Menschen?" fragte Lisa gespannt. „Wen meinst du eigentlich?"

„Gott, was weiß ich, wofür sie sich alles begeistern! Reformkleider und normales Schuhwerk, Vegetarismus und Antialkoholismus, Naturheilverfahren oder Gewöhnung unserer verderbten Augen an die keusche, ungewaschne Nacktheit des menschlichen Lebens, Spiritismus, Theosophie, selbst begeisterter Atheismus — das sind so ein paar — die augenfälligsten — von den Idolen dieser Leute."

„Reformweiber und Kohlrabiapostel meinst du?" sagte Lisa ziemlich enttäuscht.

„Gewiß, ich weiß, Lisa... Aber trotzdem: daß solch ein idealistisches, wenn auch noch so unklares Suchen in unserer Zeit erwacht ist — das sagt mir viel. Glaub mir: das bedeutet etwas neben der andern großen, schier alles überflutenden Bewegung dieser Tage: der materialistischen — soweit Materialismus nicht nur eine Einbildung ist... — Nicht, daß ich das Getue dieser neuen Menschen an sich überschätze... Durchaus nicht! Das ist nur ein Symptom wie alles Gewaltsame, Schreiende... — Aber siehst du: der gleiche Strom, der oben so kuriose Wellen schlägt, geht unten heimlich und stark durch die Herzen der Stillen im Lande. — Und die bestimmen die Entwicklung."

„Die Stillen im Lande...? — Aber die hört man doch nicht? — Wie sollen sie die Welt führen?"

„Nur dadurch, daß sie leben und ihren schlichten Kampf kämpfen, gar nicht um hohe Worte von Idealen, sondern um den kärglichen Unterhalt; dadurch, daß sie Sonnenschein und Regen tapfer dahinnehmen, daß sie geboren werden und zeugen und sterben."

„Aber Peter, das tun sie doch sowieso?"

„Ja, Lisa; und eben, was sowieso geschieht, ist das Mächtige, was das Leben bewegt."

„Den Fortschritt bringen aber doch die großen Entdecker, die großen Erfinder, die großen Denker — vor allem vielleicht die großen Dichter?"

„Ich hab einen andern Glauben, Lisa. — Kannst du einen Dichter zum Beispiel — und sei es der größte — von seiner Zeit trennen? — Nicht aus der Luft, nicht aus der Tiefe seines Gemütes holt er die neuen, weiterweisenden Ideen — er muß sie alle aus jenem Strom schöpfen..."

„Was ist aber dann die Bedeutung eines großen Dichters?"

„Ist es nicht genug, Lisa, daß er die feinsten Ohren hat — daß er die schöpferische Hand hat, die Erde, die ihn trägt, zur Statue, zum Wahrzeichen zu gestalten, — daß er die Stimme der Stummen wird und tausendfältigen Widerhall weckt? — Glaubst du, den fände er, wenn er den Menschen etwas sagte, was sie nicht schon wüßten — im Unbewußten?"

„Peter, du sprichst von den Stillen im Lande, von denen, die nur leben und arbeiten und freien und zeugen und sterben... — Ja, hören denn die überhaupt die Stimme so eines Dichters, so eines Denkers?"

„Du meinst: ob sie seine Bücher lesen? — Nein, Lisa, das wohl kaum. Aber es ist auch nicht nötig. So eine Stimme, die aus der Tiefe kommt, stirbt nicht mehr und dringt endlich doch wieder in die Tiefe. Auf tausend Ummwegen, verstellt und verkleidet, in unendlich vielen Verwandlungen und Gestalten erreicht sie auch die kleinste, niedrigste Hütte... langsam... Das Leben hat Zeit."

„Ja, Peter, wenn du es so meinst... Ich glaube: jetzt versteh ich, was du deine ‚Religion' nennst."

„Das ist eine Seite der Sache, Lisa; aber sie hat viele. — Und du wirst sie alle noch einmal sehen. — Du bist auf dem Wege."

„Ach, Peter, wenn man nur immer genau wüßte, daß der Weg, den man geht, kein Irrweg ist..."

„Irrwege — so nennen es immer die andern. — In der Unendlichkeit schneiden sich alle Wege. In Gott, sagen die Frommen — ich brauch mir keinen Namen dafür. — Um dich, Lisa, ist mir nicht bange: du bist keine von den trägen, selbstzufriednen Seelen — dafür kenn ich dich." Peter machte eine nachdenkliche Pause; dann fuhr er in ernstem, aber sehr warmem Ton fort: „Ja, es ist vielleicht ganz gut, Lisa, daß wir noch einmal von Gunnar sprechen..."

„Gunnar?" fragte sie in gemachter Überraschung Aber sogleich schämte sie sich dieser Heuchelei und fügte schnell hinzu: „Du glaubst natürlich auch — genau wie Tante Inga — daß wir zwei gar nicht zusammenpassen?"

„Warum soll ich das glauben, Lisa?"

„Du findest uns auch zu... zu verschieden?"

„Lisa, das ... Deine Mutter und ich waren nicht weniger verschieden — von Haus aus."

„Sag, Peter, gehörte Mutter eigentlich zu der Art Menschen wie Gunnar?"

Er überlegte und schien mit sich zu kämpfen. Schließlich erwiderte er zögernd: „Ich weiß nicht ... vielleicht ... Dazu kenn ich Gunnar noch zu wenig ..."

„Ganz ehrlich gesprochen, Peter: — du glaubst ja doch nicht, daß wir zwei glücklich miteinander werden?"

„Ganz ehrlich, Lisa: — ich weiß es nicht. — Aber du liebst ihn. Und das ist die Hauptsache."

„Und er liebt mich, Peter!" sagte sie freudig.

„Dann habt ihr ja doch das Glück und braucht nicht ängstlich in die Zukunft zu starren, ob es von Dauer sein wird."

„O, er tut das sicher nicht!"

„Tu du es auch nicht! — Ich kenne dich, Lisa, weil ich mich kenne. — Seine echten und starken Gefühle erdrosseln — das ist ein Verbrechen gegen das eigne Leben. Und deine Liebe ist solch ein Gefühl; sonst wäre es, wie du bist, zwischen euch nicht so weit gekommen ..."

Sie errötete tief. — Er beeilte sich, weiterzusprechen: „Lisa, ich dränge mich nicht in das, was dir allein gehört und dich allein angeht. — Und ich weiß: es gibt Augenblicke — wer sich da nicht ganz und mit allem, was er hat, als Einsatz hinzuwerfen vermag, wird nie das Höchste gewinnen. — Sieh — und glaube mir — ich fühle mich frei von dem banalen und weichlichen Elternegoismus ... Ich kann nicht zu dir sagen: — Sei vernünftig, sei vorsichtig, geh dem Erleben aus dem Wege; hör auf mich: ich hab die Erfahrung ... — Meine Erfahrung kann dir nichts nützen. — Nun und ... Glück und Unglück, sind nicht auch das nur Worte? — Von uns selbst — von keinem andern — hängt es ab, alles zum Segen für uns zu machen, was wir erleben."

„Wenn man die Kraft hat ...", sagte Lisa.

„Du hast die Kraft, Lisa. Jeder rechte Mensch hat sie. — Kommen dir einmal sehr schwere Stunden, und du meinst, du könntest nicht weiter, und — ich bin dann nicht mehr da, so gedenke dieses Lobliedes auf das Leben, das dir heute einer gesungen hat, der sich mit dem Tode schon auf Du und Du steht!"

Tränen erfüllten Lisas Augen.

„Nein, Peter," rief sie mit halb erstickter Stimme, „sprich nicht so! Nicht immer vom Tode ...! — Du darfst mir nicht sterben!"

Eine Rührung glitt sanft über seine Züge.

„Weißt du, daß du mir das schon einmal gesagt hast, Lisa?"

„Ich?"

„Du warst ein ganz kleines Ding und konntest manche Buchstaben noch nicht aussprechen. Am Beerdigungstag deiner Mutter war es. Du lagst in deinem Bettchen und weintest, und ich saß bei dir. Da schlangst du auf einmal deine Arme fest um meinen Hals und riefst: — Vater, du sollst nicht sterben! — Nun, damals werd ich dir das ja wohl versprochen haben. Heute aber ..." Er lächelte weich.

Sie hatte ihm gespannt gelauscht; und dabei waren ihr die Tränen versiegt wie einem Kinde, dem man ein Märchen erzählt. — Jetzt sagte sie: „Nein, Peter, ich brauch dich noch, lange, lange. . Ich kann dich noch nicht entbehren. — Und schon, daß ich mich jetzt von dir trennen soll ...!"

„Es muß doch sein, Lisa. — Und sei ganz ruhig: wir sehn uns noch oft wieder. Das sichre Gefühl hab ich. — Und sollte es mich täuschen ..."

„Nein, Peter, jetzt aber wirklich: sprich nicht so schreckliche Sachen!"

„Ist das denn schrecklich? — Ich sag es doch ohne Bitterkeit und ohne Frivolität, ohne Sehnsucht und ohne Angst. Ich rufe das Ende nicht. — Was heißt überhaupt: Ende? — Ich weiß, daß ich meine Unsterblichkeit habe."

„Ja, die hast du dir verdient!" sagte sie mit fester Überzeugung, doch ein wenig verwundert: — so selbstbewußte Worte lagen sonst nicht in seiner Art.

„Du denkst an meine Bücher?" lächelte er. „Nein, ich denke an dich. Meine Bücher — lieber Gott ... — Aber in dir leb ich sicher fort. — Also, Lisa, vergiß nicht, daß ich immer bei dir bin, jetzt und — später." Und da er wieder Tränen in ihren Augen schimmern sah, zwang er sich zur Munterkeit und fuhr fort: „Übrigens denk ich gar nicht daran zu sterben: mir gefällt es auf Erden noch ausgezeichnet. Ich weiß sehr wohl, daß diese geschenkten Tage nicht das Schlechteste sind vom Ganzen. Alles gewinnt an Wert — selbst ein bißchen schön Wetter, das einem die alten Knochen durchwärmt. — Und sieh mal den Himmel an: mir ist, als hätt ich noch nie einen schöneren Sonnenuntergang gesehen ... So einfach und ruhig schön, mein ich."

„Er ist aber auch wundervoll!" sagte Lisa und schaute gen Westen hinaus.

Ein Dunst umflorte die Sonne und machte sie groß und tiefrot ...

Plötzlich leuchtete ein Erinnern in Peters Augen.

„Doch!" sagte er. „Ja, so hab ich es schon einmal gesehen. Merkwürdig: alles, alles war ebenso. — Es war an dem gleichen Abend, an den du mich vorhin gemahnt hast: am Abend nach der Beerdigung deiner Mutter. — Sieh mal: der einsame Ahorn dort ...! Sieht es nicht aus, als ob sein Stamm der Stengel der Sonne wäre? — Der Baum ist kaum älter geworden ... Und ich ... Nun ist sie seit damals Tausende von Malen hinter ihm untergegangen — und ich seh es heute zum erstenmal wieder ... und ganz wie damals ..."

Die dunkle Krone wuchs gleichsam ruckweise über die glühende Scheibe empor ... — Wieder wie damals ermaß Peter daran, wie schnell die Welt sich drehte und Nacht hinter Tag, Tag hinter Nacht legte ...

Das Tagesgestirn verschwand. Wie ein massiges schwarzes Kreuz auf seinem Grabe ragte der Baum ... Darüber schwammen in feurigen Tönen kleine Wolken, und zwischen ihrer Herde schaute ein einzelner Stern hervor ...

Ein tiefer Seufzer erlöste sich zitternd aus Peters Brust.



„Wie groß und hell die Venus dort steht!" sagte er und wies mit einer Kopfbewegung hinüber.

„Es ist nicht die Venus", entgegnete Lisa unwillkürlich und halb verträumt.

„So? — Ich glaub doch! — Was soll es sonst sein?"

„Der Merkur ist es."

„Merkwürdig!" sagte Peter. „Du wirst es ja wahrscheinlich besser wissen... Aber ich hab mein Lebtag... — Nein, nun bleib ich auch schon dabei! Was kümmern mich die alten Griechen! Für mich ist es die Venus. — Und du, Lisa, wenn du ihn so grünsilbern in dem rosa Himmel stehen siehst, meinen Stern — dann denk an mich! Und laß ihn getrost auch deinen Stern sein —: vertrau auf die Liebe! Sie ist doch das Beste, was wir haben."

Sie nickte nur stumm und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen. Dann legte sie ihre Hand mit zärtlichem Druck auf die seine — ergriffen und mutig...

— Gunnar, Gunnar! sang es in ihr...

* * *

Gunnar erwartete Lisa in Berlin auf dem Bahnhof. Der Zug stand noch nicht — da sprang sie schon heraus und warf sich ihm in die Arme, unbekümmert um die hastig vorbeiflutende, sich stoßende, lärmende Menge. — Was gingen die Leute sie an! — Sie gehörte zu Gunnar, vor aller Welt und für immer. Das spürte sie plötzlich mit einer so großen, unbefangenen Sicherheit... Alle dunkeln Gedanken, alle Zweifel und Ängste waren von ihr abgefallen. — Mit einem leichten Schauder, wie einer auf eine Gefahr zurückblickt, durch die er unbewußt hindurchgegangen ist, sah sie die Zeit der Trennung hinter sich liegen.

„Gunnar, endlich...!" flüsterte sie zwischen Lachen und Weinen.

„Lille Lisa, hast du es so langweilig gehabt in das verdammte Kloster?" sagte er mit zärtlichem Bedauern.

„Nein, das... — Und jetzt ist alles wieder gut, Gunnar!"

„Und gut sollen wir es haben in Berlin! Das sollst du sehen!"

* * *

Den eigentlichen Zweck seiner Reise hatte Gunnar nicht erreicht: seine Frau war auf ihrer Bedingung stehengeblieben und wollte unter keiner andern in die Scheidung willigen.

Lisa überraschte das kaum; sie war auch nicht traurig darüber. Die formelle Trauung erschien ihr heute nur noch um der Welt willen begehrenswert.

Auch an Gunnars neuem Stück fehlte noch der letzte Akt. Aber er sagte, fürs erste müsse es nun so liegen bleiben. Während der Proben zum Hohen Lied könne er nicht daran arbeiten; ihm fehle die Ruhe...

Gunnar empfand in dieser Zeit ein noch stärkeres Bedürfnis, sich zu zerstreuen, als sonst. Es litt ihn nicht in der Stille ihrer Pensionzimmer. Und Lisa widersprach ihm nicht, wenn er Abend für Abend unter Menschen wollte, so gern sie auch manchmal gemütlich allein mit ihm beisammen gesessen hätte. Im ganzen machte ja auch ihr das lustige Leben Freude nach der stillen Zeit auf dem Lande.

Dagegen deuchte die Geselligkeit, deren sie pflogen, sie auf die Dauer recht eintönig. Es war immer der gleiche Kreis: Direktor Hellmann und seine Intimen, die Dramaturgen und Schauspieler, mit denen sie schon vormittags auf der Probe mehr als zur Genüge in Berührung kam.

Vielleicht trieb Gunnar mehr noch als das Bedürfnis nach Unterhaltung sein Lampenfieber immer wieder zu den Theaterleuten. Er trachtete herauszufühlen, was die von seinem Stück dächten, wie die Stimmung dafür wäre...

Gänzlich verschwendet nun war dieses Bemühen an die Hauptperson. Hellmann schien nichts im Sinne zu haben, als seine Gedanken zu verstecken und für jedermann rätselhaft zu bleiben...

Er war ein großer Nachtvogel und ging stets mit den Letzten heim; aber kein Mensch hätte sagen können, was ihn eigentlich so lange festhielt. Er trank nicht viel und sprach kaum ein Wort; doch wurde er niemals schläfrig. Mit gleichmäßiger Aufmerksamkeit hörte er allem zu, was rings um den Tisch gesprochen wurde, mochte es kommen, von wem es wollte. Nötigte ihn hie und da eine direkte Frage oder sonst ein Umstand, den Mund aufzutun, dann fielen nur ein paar kurze Sätze von seinen Lippen, die ungeheuer mild und friedfertig klangen und sehr wenig sagten; aber auch dies wenige noch nahm zu gleicher Zeit ein halb spöttisches, halb unbeholfen schüchternes Lächeln zurück, das sein rasiertes Gesicht noch kindlicher erscheinen ließ...

Dieses Benehmen wurde von dem ganzen Schwarm seiner Trabanten als der Gipfel seiner Diplomatie bewundert — wußten sie doch alle, daß es hinter Hellmanns glatter Stirn keinesfalls friedlich aussehen konnte, daß hier ein waghalsiger, vor nichts zurückschreckender Spieler saß, dem das Wasser seit Jahren am Hals stand.

Er spielte mit jeder Premiere va banque, am Erfolg hing immer gleich Sein oder Nichtsein. Aber es gab keinen Theaterdirektor auf Erden, der bei den Proben weniger Aufregung gezeigt hätte. Seine Bühne war stets auf der Jagd nach Sensationen — ihm merkte niemand etwas davon an.

Desto deutlicher offenbar wurde das an seinem Generalstab von Dramaturgen und Regisseuren. Das Gespräch drehte sich auch abends am Biertisch kaum um etwas andres. Es war ein wildes, zappeliges Beraten und Plänemachen ohne Ende. Über der wilden Brandung aber stand still und sanft, wie der Mond am Himmel, Hellmanns rotbäckiges Knabengesicht.

Der Doktor Andrian sagte zu Lisa gelegentlich ein Wort darüber, das ihr in seinem Kern halbwegs einleuchten wollte.

„Schauns, Lisel," flüsterte er ihr ins Ohr, „da hockt er wie ein Ölgötz und horcht! Es fragen so viel Leut, zu was er den Haufen Dramaturgen notwendig hat. Das ist ganz einfach: wir müssen uns seinen Kopf zerbrechen, oder — richtiger noch vielleicht — wir müssen ihm den unsern zerbrechen, daß er seinen werten Hirnkasten nicht so anstrengen braucht. Denn den hat er wie das liebe Brot nötig — zum Durch-die-Wand-gehn!"

(Fortsetzung folgt.)



Das Flugwesen in den französischen Herbstmanövern.

Von Kapitän zur See a. D. von Pustau. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

In keinem andern Land der Welt hat man die außerordentliche militärische Bedeutung des Flugwesens so frühzeitig erkannt und so große Opfer für seine Förderung gebracht wie in Frankreich. Schon im Vorjahr, als bei uns mit der Ausbildung der ersten Fliegeroffiziere noch kaum begonnen war, nahmen an den großen französischen Herbstmanövern mehrere Militär- und Zivilaviatiker teil, und die Meldungen, die sie über die Positionen und die Bewegungen des Gegners von ihren Erkundungsflügen zurückbrachten, erwiesen sich in den meisten Fällen als ganz vorzüglich, so daß beide Parteiführer verschiedentlich ausschließlich auf die Fliegerberichte hin ihre bereits getroffenen Anordnungen umstießen und durch neue ersetzten.

Der französische Kriegsminister nahm daraufhin mit verdoppelter Energie die Förderung der Militäraviatik in die Hand. Es wurden viele Millionen hierfür in den Etat eingestellt und in aller Stille Hunderte von Offizieren als Piloten auf den verschiedensten Flugzeugtypen ausgebildet. Durch weite Fernflüge, bei denen jedesmal bestimmte militärische Aufgaben zu lösen waren, wurden die fertig ausgebildeten Fliegeroffiziere zu immer höherer Fertigkeit in ihrem Spezialdienst gebracht und gleichzeitig Flugzeug- und Motorentypen geschaffen, die die früheren Konstruktionen nach jeder Richtung hin weit hinter sich ließen. Welchen enormen Vorsprung die Franzosen durch ihr wohl durchdachtes systematisches Vorgehen vor allen andern Nationen errungen haben, hat sich jetzt bei den großen Herbstmanövern vom 11. bis 13. September dieses Jahres gezeigt. Es traten dabei nicht weniger als 26 Flieger in Tätigkeit, und ihre großartigen Leistungen haben den unwiderleglichen Beweis dafür erbracht, daß die Aeroplane dazu bestimmt sind, das moderne Kriegswesen nach vielen Richtungen hin von Grund aus zu revolutionieren.

Die Generalidee des Manövers lautete: „Belfort wird durch eine weiße Invasionsarmee belagert. Eine rote (französische) Armee naht zum Entsatz heran und soll durch zu diesem Zweck detachierte Teile der Belagerungstruppen zurückgeworfen werden.“ Das entspricht der Lage, wie sie während der Belagerung von Belfort während des großen Krieges 1870/71 herrschte, und das Manöver spielte sich im gleichen Gebiet ab, in dem General v. Werder damals die Entsatzarmee Bourbakis in schweren Kämpfen zurückwies.

Als Hauptquartier für die Manöverleitung diente Villersexel, ein kleiner, malerisch gelegener Ort, in dem damals ein besonders mörderisches Gefecht stattgefunden hatte: östlich davon standen die Weißen, westlich die Roten. Die dreitägigen Manöveroperationen brachten eine Reihe spannender Episoden und gaben ein vortreffliches Bild von der ausgezeichneten Ausbildung und dem guten Geist aller beteiligten Truppen. Bei weitem das größte Interesse nahmen aber die Flugzeuge in Anspruch, nicht nur weil sie abermals alle ihnen gestellten Aufgaben in glänzendster Weise lösten, sondern weil sie hier zum erstenmal unter Bedingungen verwendet wurden, die denen des Ernstfalls durchaus entsprachen.

Von den 26 Fliegern waren 17 aktive Offiziere, der Rest als Reservisten eingezogene Zivilflieger, und zwar ausnahmslos solche von allererster Klasse, Leute von Weltruf, wie Aubrun, der populäre Pariser „Gosse“ Legagneux und sein Freund Martinet, Védrines, Tabuteau und Loridan (Abb. S. 1649). An Flugzeugen waren vertreten: 11 Zweidecker (Farmans und Bregnets), 15 Eindecker (Blériots, Deperdussins, Moranes). Die letzteren wurden ausschließlich als Einsitzer verwendet, in den ersteren nahm bei den Flügen außer dem Piloten fast stets ein Offizierbeobachter Platz, was vom militärischen Standpunkt aus unbedingt vorzuziehen und auch bei uns in Deutschland die Regel ist. Der neuste Bregnet-Doppeldecker war sogar für drei Personen eingerichtet (Abb. S. 1652). Er ist mit einem 100-P.S.-Motor ausgestattet und hat damit bei einer Nutzlast von 400 Kilogramm den Reiseflug von Douai nach dem Manövergebiet mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von annähernd 100 Stundenkilometer erreicht.

Die Manöverleitung hatte für ihren eigenen Dienst fünf Flugzeuge reserviert, die unter dem Chef des Flugdienstes Kapitän Félix standen. Drei Blériot-Eindecker unter dem Sektionschef Kapitän Bellenger hatten den Sonderauftrag, den Kommandeur der roten Korpsartillerie zu unterstützen, die übrigen Fahrzeuge waren auf die beiden Parteien verteilt.

Sie hatten in der Hauptsache Erkundungsflüge auszuführen, außerdem aber wurden sie im Nachrichtendienst verwendet und mußten Meldungen oder Befehle innerhalb der eigenen Partei überbringen, wobei sie öfters Flüge von über 200 Kilometer auszuführen hatten. Das Manöverterrain war für Flugzeuge so ungünstig wie nur möglich gestaltet, da es seines hügeligen Charakters wegen oft auf viele Kilometer im Umkreis Landungen kaum zuließ, ferner aber durch zahlreiche Wälder und kleinere Baumgruppen den Truppen unverhältnismäßig viel Gelegenheit zum Verdecken ihrer Operationen gab. Es kam hinzu, daß die während des Manövers herrschende glühende Hitze überall gefährliche Luftwirbel erzeugte, und daß tagsüber fast ausnahmslos ein sehr starker Wind wehte, der das Aufsteigen nur im Ernstfall gerechtfertigt erscheinen lassen konnte.

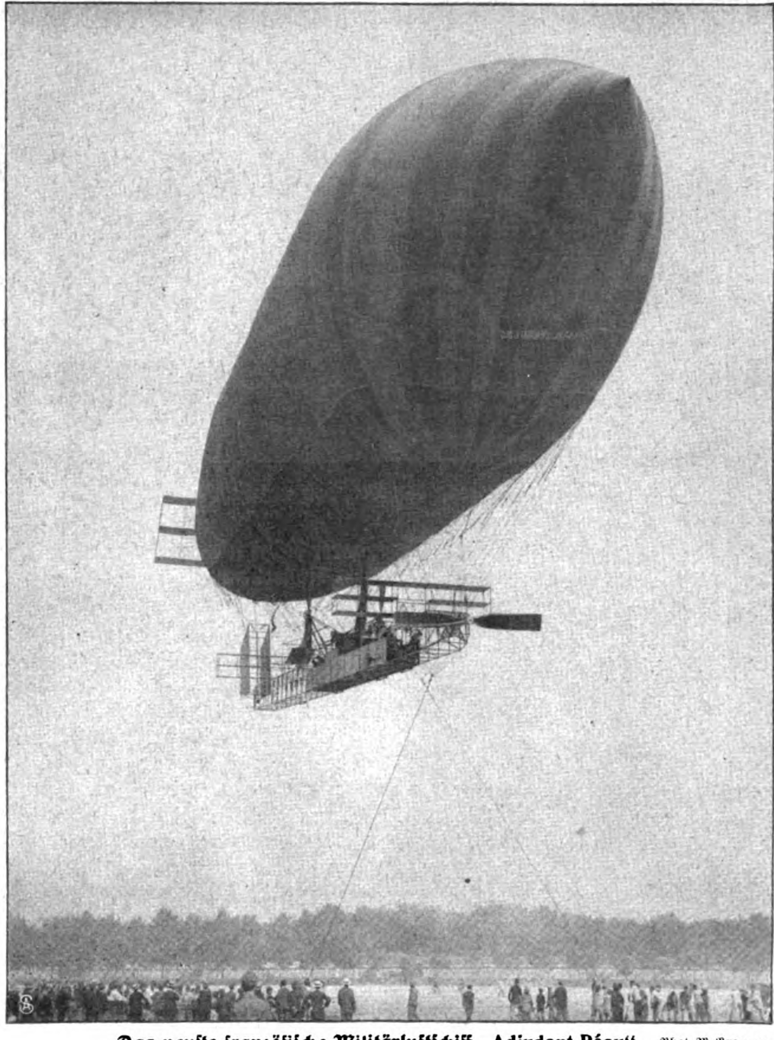
Trotz dieser widrigen Umstände haben die Flieger alle ihnen gestellten Aufgaben in ganz ausgezeichneter Weise gelöst. Ihre Meldungen erstreckten sich oft bis auf die kleinsten Details der gegnerischen Positionen und sind während des ganzen Manövers nicht nur von den Führern beider Parteien als Grundlagen für ihre Entschließungen benutzt worden, sondern haben auch einen entscheidenden Einfluß auf die Anordnungen der Unterbefehlshaber gehabt. Die Flugzeuge galten nur für gesichert gegen feindliches Feuer auf Höhen von über 500 Meter, und diese Annahme wird auch für die Wirklichkeit schon deshalb als zutreffend gelten können, weil die Truppen gar keine Uebung im Schießen auf so kleine Ziele haben, die sich mit einer Geschwindigkeit von 80 Kilometer in der Stunde und mehr bewegen, und weil ferner jede Möglichkeit der Beobachtung der Schüsse fehlt. Eine Panzerung der Flugzeuge, wie sie Latham an seinem neusten Antoinette-Eindecker angebracht hat (Abb. S. 1650), erscheint deshalb vorderhand kaum nötig. Der Flieger, der sich auf 500 Meter Höhe noch für ge-

fährdet hält, kann sich durch weiteres Aufsteigen in kürzester Zeit völlig ausreichend sichern, ohne daß dadurch die Genauigkeit seiner Beobachtungen merklich beeinträchtigt wird.

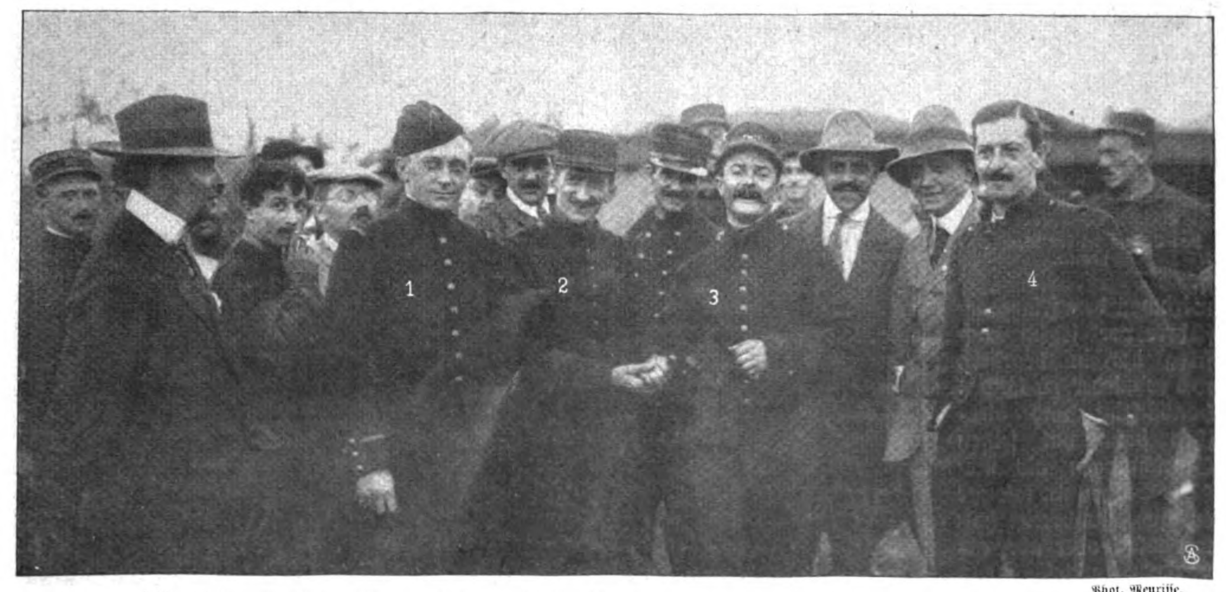
Die Meldungen wurden anfänglich meistens durch das Fallenlassen von Meldezetteln erstattet, die durch angeheftete Papierschlangen leichter auffindbar gemacht werden sollten. Da aber trotzdem einzelne dieser Zettel verloren gingen, wurde später das Landen bevorzugt, um entweder telegraphisch oder mündlich dem Vorgesetzten Bericht zu erstatten. (Abbild. S. 1651).

Diese letztere Methode ist selbstverständlich bei weitem die beste, ganz besonders auch deshalb, weil sich dann an die persönliche Berichterstattung auch die persönliche Entgegennahme eines neuen Auftrages mit allen dazu gehörigen Erläuterungen anschließen kann. Ueberhaupt können die Flugzeuge nur dann ihrem vollen Wert nach ausgenutzt werden, wenn sie sich dauernd in möglichster Nähe von ihrer Kommandostelle aufhalten. Daraus ergibt sich auch die Forderung, daß sie nicht an bestimmte feste Plätze gebunden sein dürfen, sondern befähigt sein müssen, den Truppen und Stäben überall hin zu folgen.

In dieser Beziehung nun hat die französische Armee in geradezu musterhafter Weise den Bedürfnissen des Ernstfalls vorgearbeitet. Zwar waren in Vesoul, Villersexel



Das neuste französische Militärluftschiff „Adjudant Réau". Phot. M. Branger.

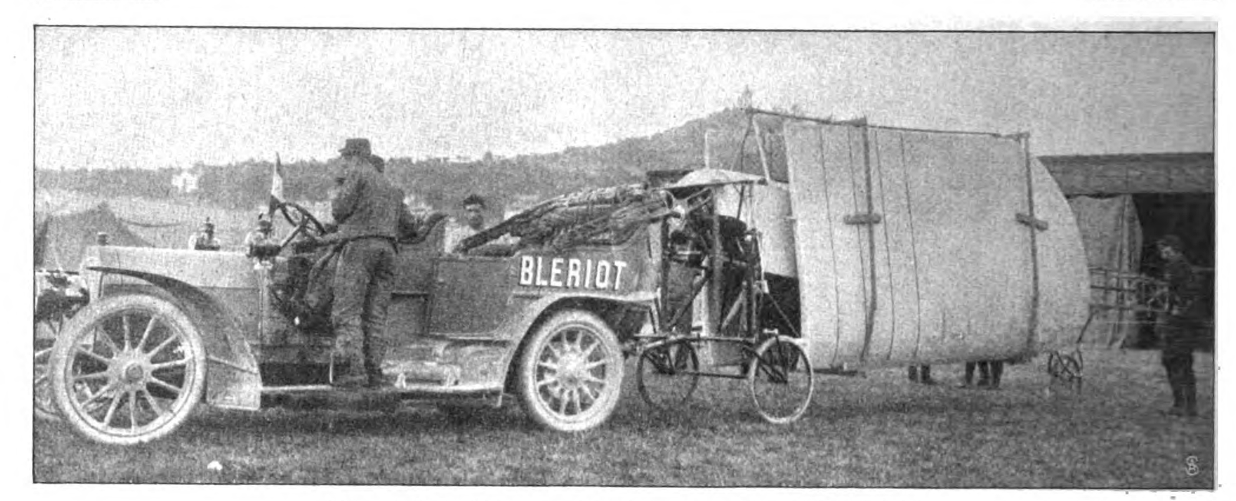


Phot. Meurisse.

1. Unterleutnant der Reserve Martinet. 2. Korporal d. Res. Legagneux 3. u. 4. Die Sappeure d. Res. Védrines und Loridan.

Hervorragende französische Aviatiker, die als Reservisten bei den Armeemanövern eingezogen waren.

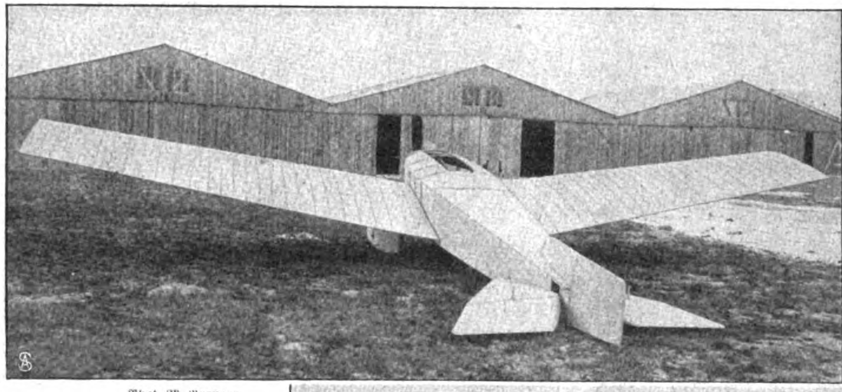




Wie ein Blériot-Flugzeug den Truppen auf dem Marsch folgt. Phot. M. Branger.

und Héricourt Fluglager mit geräumigen Zelten für die Unterbringung der Flugzeuge errichtet (Abb. S. 1651). Die Flugzeuge waren aber durchaus nicht etwa auf diese Stützpunkte angewiesen, sondern sie erfreuten sich einer weitgehenden Unabhängigkeit durch die völlig neue Einrichtung eines vortrefflich organisierten Traindienstes. — Zu jedem einzelnen Flugzeug gehört zunächst ein Automobil, das die notwendigsten Reparaturmittel, kleinere Reserveteile und die Mechaniker, bei kleinen Apparaten sogar auch ein Schutzzelt mitführt (Abbildung S. 1651). Dieses Automobil barer Nähe seines Stabes oder seiner Truppe bleiben soll. — Außerdem ist je drei Flugzeugen ein Werkstattautomobil zugeteilt (Abb. 1652), das größere und schwerere Ersatzteile, Motoren usw. mitführt und mit allen Einrichtungen versehen ist, um auch umfangreiche Reparaturen jeder Art im Feld auszuführen (Abb. S. 1652). Dieses Gruppenautomobil untersteht dem Befehl des Sektionschefs, d. h. des ältesten Fliegers, der den gesamten Flugdienst der betreffenden Gruppe zu regeln hat.

Der außerordentliche Nutzen einer derartigen Organisation liegt auf der Hand. Sie erst gibt den Fliegerabteilungen ihre volle Bewegungsfreiheit und enthebt sie der Notwendigkeit, vor oder nach jeder Verwendungsperiode eine militärisch unproduktive, anstrengende Luftreise

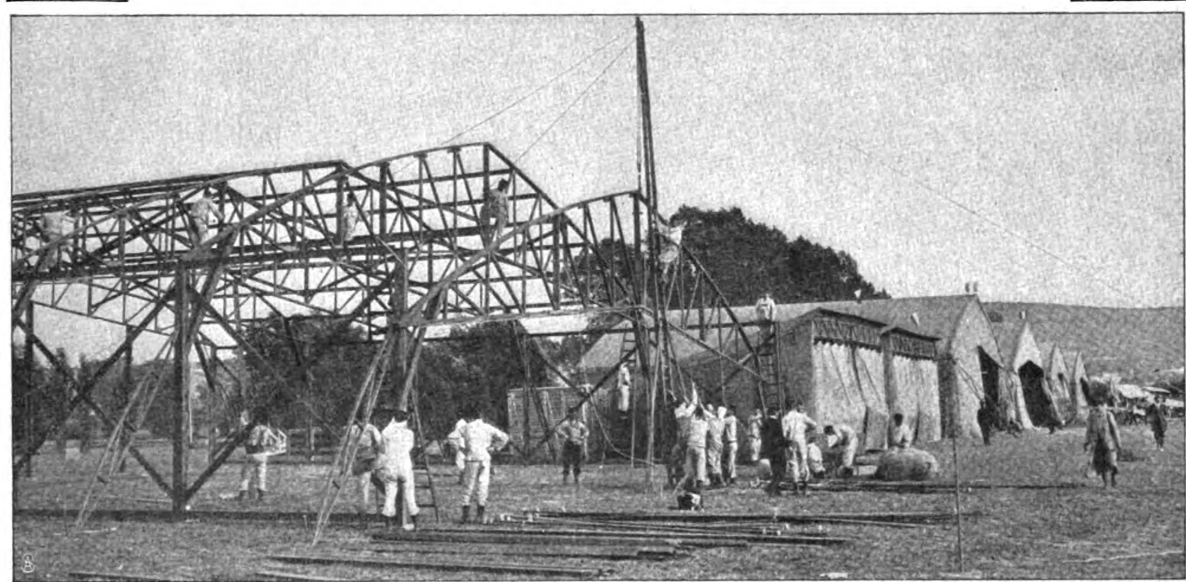


Phot. M. Branger.
Der neue gepanzerte **Antoinette-Eindecker,** den Latham bei den Manövern steuerte.

wird von dem Flugzeugführer vor jedem Aufstieg dorthin beordert, wo er wieder zu landen beabsichtigt, und dient ihm dann mit seinen Einrichtungen als mobiler Stützpunkt, solange er sich flugbereit halten muß, oder aber als Transportmittel, wenn er während des Vormarsches in unmittel-



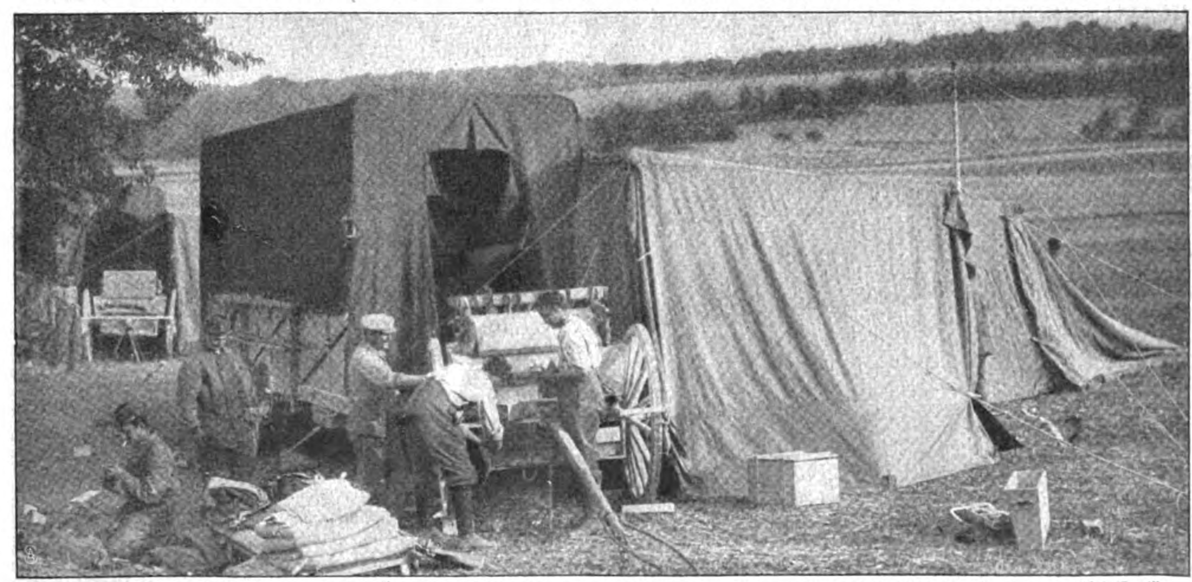
Phot. M. Branger.
Der Farman-Doppeldecker des Leutnants Blard auf einem Rekognoszierungsflug.



Große und kleine Flugzelte auf dem Manöverflugfeld von Vesoul. Phot. M. Branger.



Phot. M. Branger.
Leutnant Ducourneau erstattet dem Chef des Manöverflugdienstes Kapitän Félix Meldung über einen Erkundungsflug.



Begleitwagen für ein Blériot-Flugzeug und das von ihm mitgeführte Schutzzelt. Phot. Meurisse.

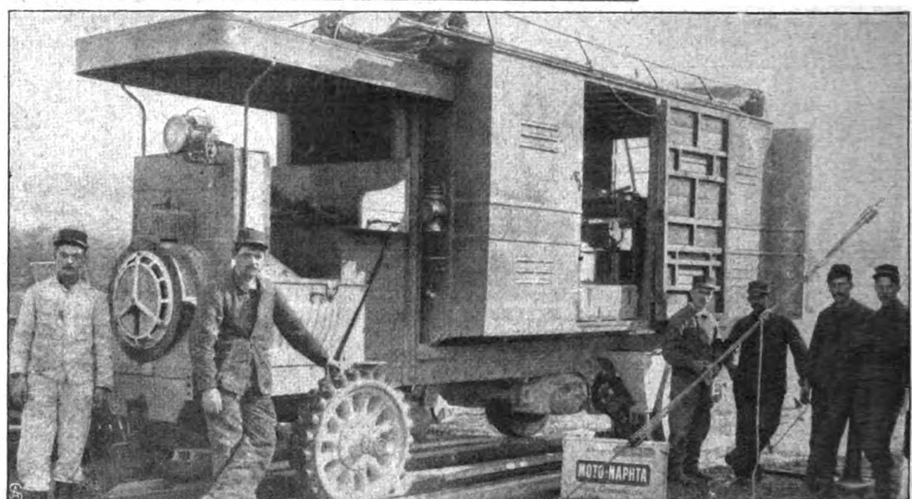




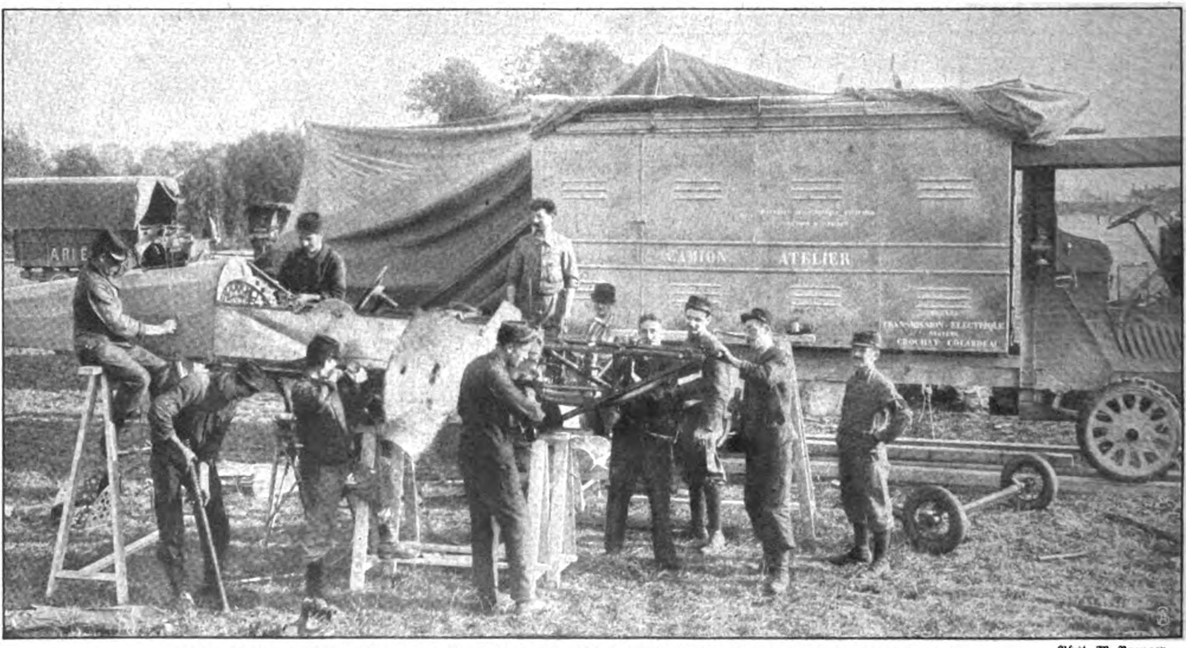
Phot. Meurisse.
Der neuste dreisitzige
Bregnet-Zweidecker
mit Moineau am Steuer, einem Beobachtungsoffizier und einem Mechaniker.

modernen Heeren ihre beschleunigte Einführung zur ernstesten, dringlichsten Pflicht macht.

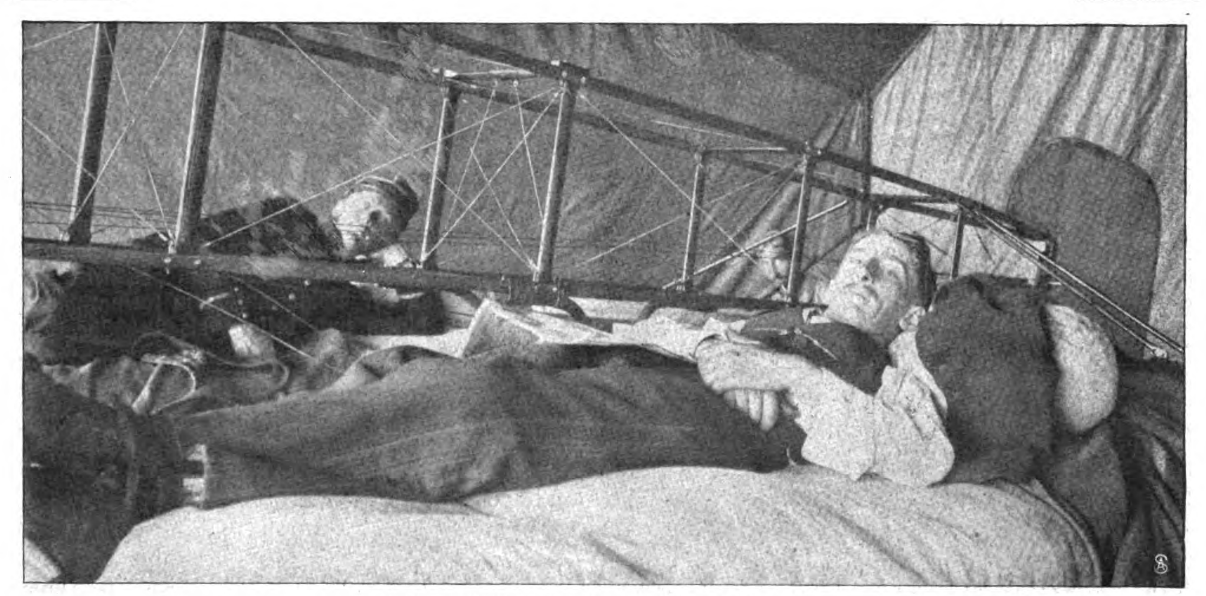
Daß die Motorluftschiffe in einem künftigen Krieg überhaupt noch eine Rolle spielen werden, ist nicht mehr anzunehmen. Beim französischen Manöver war auch ein Lenkballon in Tätigkeit (Abb. S. 1649), aber die ihm zugewiesenen unbedeutenden Aufträge hätten sehr viel rascher, billiger und sicherer auch durch ein Flugzeug nach dem nächsten festen Stützpunkt auszuführen. Die Franzosen haben durch ihr systematisches, wohl durchdachtes Vorgehen nach dieser Richtung hin ihren Vorsprung im militärischen Flugwesen vor allen andern Nationen noch ganz erheblich erweitert und der neuen „vierten Waffe“ eine Bedeutung für das moderne Kriegswesen gesichert, das allen



Der zu den einzelnen Flugzeuggruppen gehörende Trainwagen. Phot. Meurisse.



Montierung eines Bregnet-Zweideckers mit den Mitteln eines Flugzeugtrainwagens. Phot. M. Branger.



Siesta im Feldschutzzelt eines Blériot-Eindeckers. Phot. M. Branger.

ausgeführt werden können, ganz abgesehen davon, daß das Luftschiff im Ernstfall ohne jeden Zweifel von den gegnerischen Flugzeugen vernichtet worden wäre, sobald es sich in der Luft zeigte.

Wie man in Frankreich über diese Frage denkt, geht daraus hervor, daß im neuen Armeebudget nur 5 Millionen Frank für Motorluftschiffe, dagegen 12,5 Millionen für die Militäraviatik eingestellt sind. Derartigen Ziffern gegenüber dürfen auch wir keinen Moment weiter zaudern, unsern großen Abstand im Militärflugwesen von Frankreich, koste es, was es wolle, recht bald zu verringern und schließlich ganz auszugleichen. Das französische Manöver hat uns den ganzen Ernst der Situation klar gezeigt, und wir müssen unbedingt damit rechnen, daß die Flugzeuge nicht bloß wie bisher für den Aufklärungs- und Nachrichtendienst benutzt werden, sondern vielleicht schon in naher Zukunft als furchtbare Werkzeuge der Zerstörung dienen werden.

Päpstliche Gemächer.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Vasari.

Den Romfahrer erwartet in diesem Festjahr auf der Engelsburg eine eigenartige Ueberraschung: eine große retrospektive Kunstausstellung. Was hier über dem einstigen Grabmal Kaiser Hadrians in den unzähligen, labyrinthisch verwikkelten Gelassen an Kunst- oder, weiter gefaßt, an kulturgeschichtlichen Objekten alles aufgehäuft ist — ein Verdienst des als Restaurator um die Engelsburg seit Jahren emsig bemühten Obersten Borgatti — ist der höchsten Bewunderung wert. Von Schauern überrieselt, durchschreitet man diese Räume, die in ihrem Fundament einst der Weltgeschichte zum Schauplatz manch grausigen Kapitels dienten, und die jetzt in dem mit Bieneneifer zusammengetragenen Ausstellungsmaterial dem Laien wie dem Forscher eine fast unerschöpfliche Fülle von wertvollen Anregungen bieten.

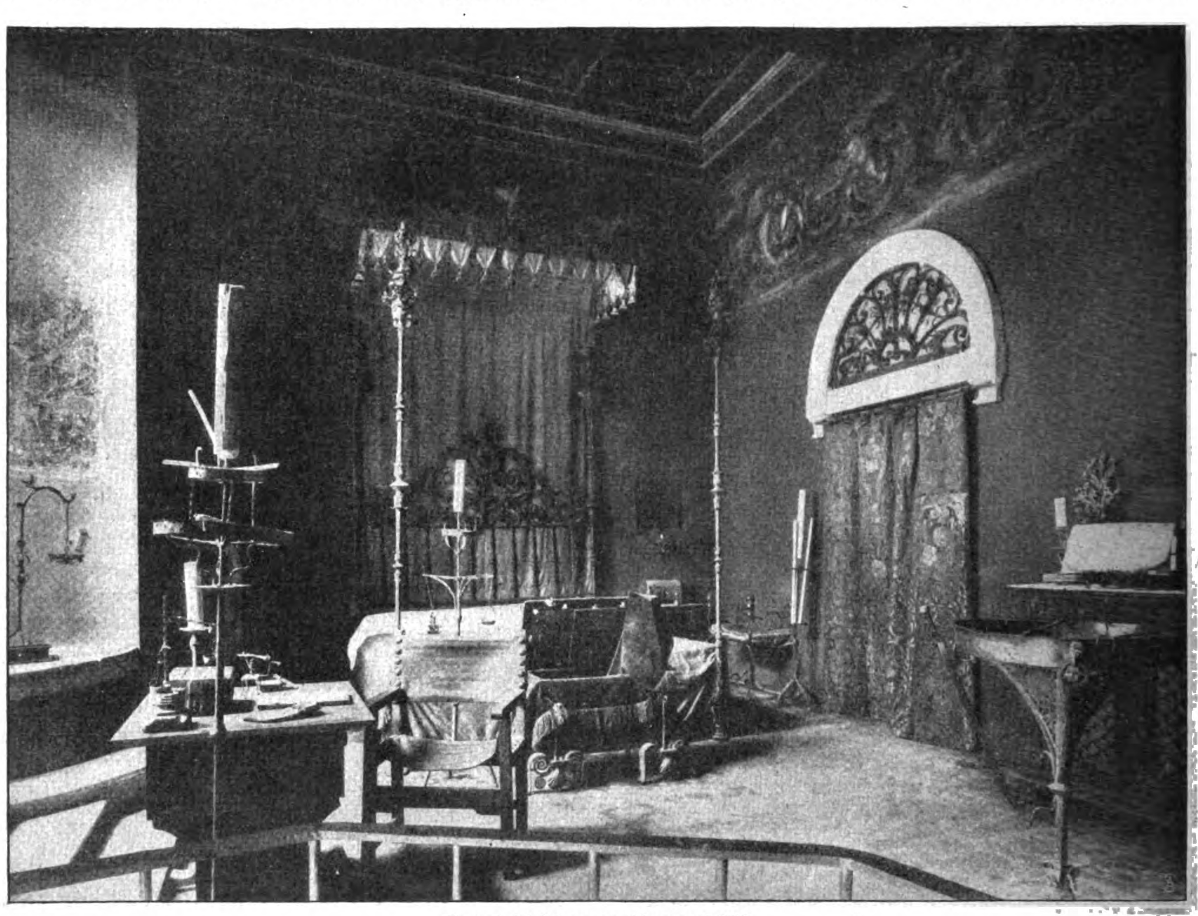


Das Arbeitzimmer des Papstes Clemens VII.

Man läßt hier die ganze Entwicklungsgeschichte der Engelsburg in unzähligen Modellen und Bildern an sich vorüberziehen, ergötzt sich an wunderbaren Fayencen und alten Stoffen und genießt in guten Reproduktionen den eigenartigen Rhythmus altchristlicher Mosai-

ken und Wandmalereien. Dann sieht man eine Sammlung altneapolitanischer Krippen, eine reiche Kollektion alter Musikinstrumente und kunstvoll gearbeitete Waffen, eine — um nur das Wichtigste herauszugreifen — wahrheitsgetreu aufgebaute alte Barbierstube, ein Laboratorium und eine Apotheke aus dem Jahr 1650, an die sich eine Sammlung chirurgischer Instrumente aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert und griechischer, etruskischer und römischer Votivgeräte anschließt. Aber alles dies ist gleichsam nur der Auftakt, die Einleitung zu dem, was den Höhepunkt dieser denkwürdigen Ausstellung bildet, zu den Sale papali, zu den alten Papstgemächern. daß Giulio de'Medici (Clemens VII. war bekanntlich der zweite Mediceer-Papst), der gleich Leo X. den Künsten sehr ergeben war, an solcher herben Behaglichkeit viel Freude empfand.

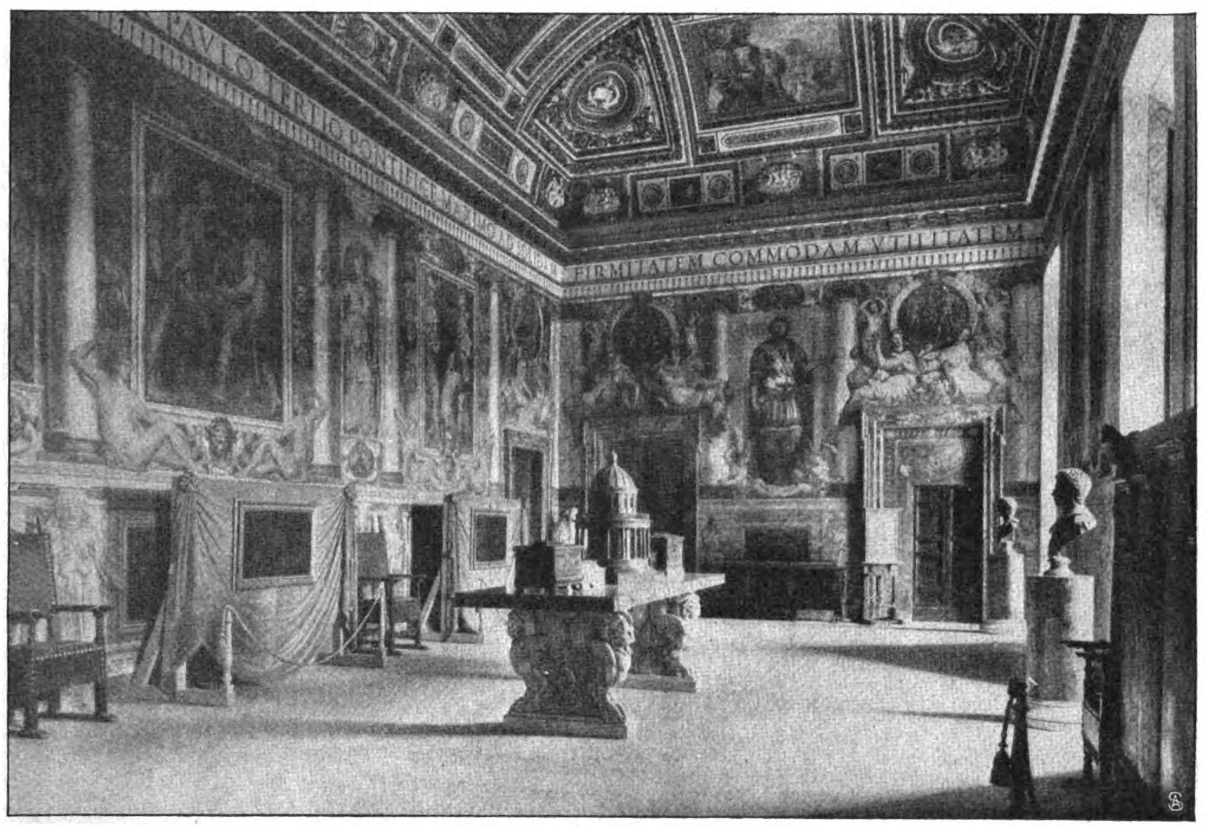
Träume werden wach. Des Papstes Porträt wird lebendig. Man schreibt das Jahr 1527. Der beginnende Mai schüttet seine Wunderpracht über die Sieben-Hügel-Stadt. Clemens ergeht sich in den Palasträumen auf der Engelsburg. Da meldet ein Kardinal, daß die Frundsbergschen Landsknechte mit dem geächteten Karl von Bourbon an der Spitze auf Rom losmarschieren. Schon krachen hüben und drüben die Geschütze. Die



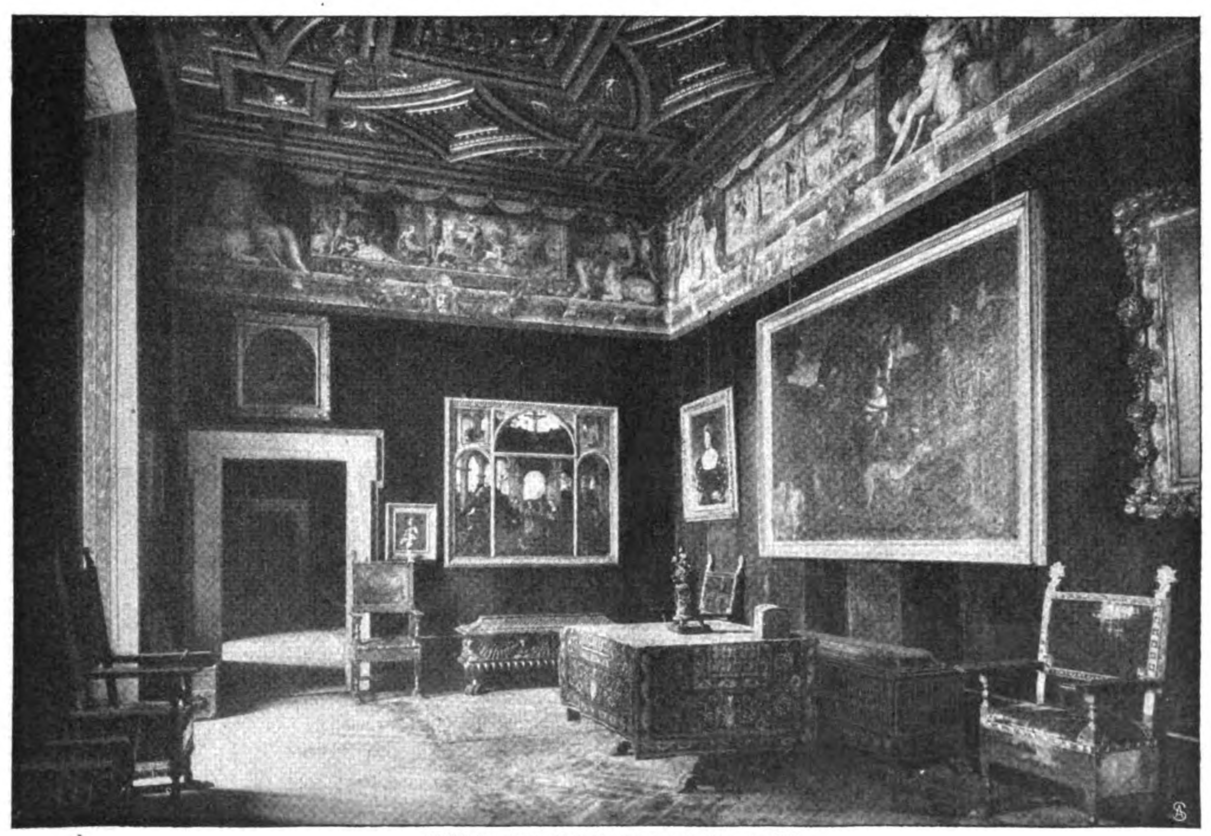
Das Schlafzimmer Clemens' VII.

Die Glanzzeit römischer Macht und Größe, ein Zeitalter höchster Reife ersteht vor unserm Blick: das Cinquecento, die hochgestimmte, in sich gefestigte Kultur der Renaissance. Und das Seltsame ist: Kein unechter Firlefanz stört das harmonisch rekonstruierte Gesamtbild. Das Mobiliar, die Teppiche, die Bilder, alles stammt aus der Zeit, in der die Päpste Clemens VII. und Paul III. als bedeutende Menschen mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern über die Weltbühne schritten. In den Räumen Clemens' VII. herrscht bei aller Vornehmheit eine überraschende Einfachheit. Im Schlafzimmer fällt die Fülle von schmiedeeisernen Stücken auf. Das breite Himmelbett mit seinem kunstvoll gearbeiteten Gerüst, das Waschbecken, die Kerzenhalter usw. sind wahre Museumstücke, die sich hier zu einer wundervollen Einheit zusammenfügen. Man kann sich wohl denken, Päpstlichen unterliegen, und Clemens VII. sitzt gleichsam gefangen in seinem eigenen sicheren Versteck, bis ihm Heinrich VIII. Hilfe anbietet. Währenddessen plündern die Landsknechte, was ihre gierigen Hände in Rom erraffen können. Frundsberg selbst sollte Rom infolge eines Schlaganfalls nicht mehr erreichen. Und der Bourbone fiel, da er als Erster die Mauer erklimmen wollte, von Feindeshand, durch einen wohlgezielten Büchsenschuß getroffen. Diesen Triumph nahm nach der geschichtlichen Ueberlieferung immer Benvenuto Cellini für sich in Anspruch ...

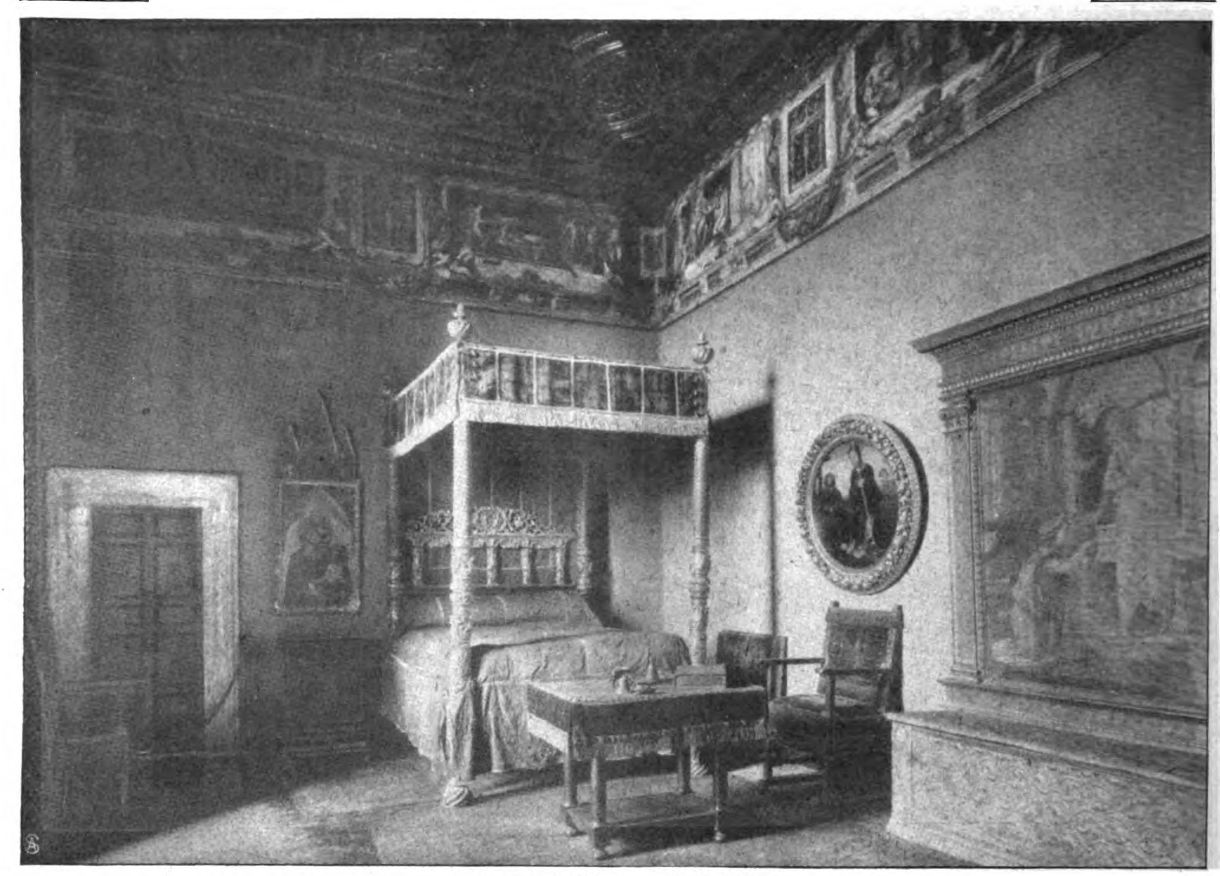
Man besucht nun in der Ausstellung die Höfe Leos X. und Alexanders III. und die Badestube Clemens' VI. und kommt dann in die Wohnräume, die dem Nachfolger Clemens' VII., dem Papst Paul III., gewidmet sind. Paul III. vom Geschlecht der Farnese,



Der Thronsaal des Papstes Paul III.



Blick in den Empfangsraum Pauls III.



Das Schlafzimmer Pauls III.

der sich das Rüstzeug seiner Bildung in den Gärten Lorenzo Medicis vervollkommnet hatte, war vielleicht in noch höherem Maß als Clemens ein Gönner der Künste und der Wissenschaften und ein leidenschaftliches, lockeres Weltkind. Tizian hat ihn, der die Lilie im Wappen trug, wiederholt gemalt — in alten Jahren, mit weißem, wallendem Bart, kluger, offener Stirn, einer scharf abwärts springenden Nase, einem etwas mißtrauischen, unsicheren Blick und einer mageren Geierhand. So müssen wir ihn uns vorstellen, wie er in den hier abgebildeten Prunkräumen Empfänge abhält und Befehle erteilt. Er liebte eine der päpstlichen Würde angemessene Prachtentfaltung. Die Räume sind viel kostbarer als die Clemens-Zimmer; sie sind angefüllt mit den wertvollsten Kunstwerken, die zu beschaffen waren. An den Wänden hängen Bilder von Fra Filippo Lippi („Verkündigung"), Pinturicchio („Heilige Familie"), Tintoretto („Adam und Eva"), Perugino („Geburt Christi") und ein wunderbares Hochrelief, eine „Madonna", von der Hand Mino da Fiesoles vom Hospital San Spirito. Alles spricht vom feinsten Kunstgeschmack. Jedes Möbelstück ist in seiner Art ein Unikum. Bis herunter zur Tischglocke verrät alles echten Renaissancegeist.

Mit der Engelsburg bringt den Papst übrigens eine Geschichte in Zusammenhang, die ein helles Streiflicht auf seine Jugend wirft. Seine Mutter wußte sich einmal keinen andern Rat, das ungestüme Temperament ihres Sohnes zu zügeln, als ihn auf dem Castel Sant' Angelo gefangenhalten zu lassen. Doch lange dauerte diese Gefangenschaft nicht. Er benutzte einen unbewachten Augenblick, just als seine Wächter ihre Schaulust an der Fronleichnamsprozession befriedigten, und entkam mittels eines Seils rasch ins Freie.

Im Anschluß an die Paul-Räume wurde in dem großen Bibliotheksaal dann auch eine große Michelangelo-Gedächtnisausstellung veranstaltet. Paul III. war bekanntlich mit dem großen Meister aufs engste verbunden. Er übertrug ihm nicht nur das „Jüngste Gericht" für die Sixtinische Kapelle, sondern ernannte ihn auch im Jahr 1546 — Michelangelo war damals bereits ein Siebziger — zum Architekten der Peterskirche. Was in dieser Ausstellung zusammengestellt ist, ist der großen Idee durchaus würdig, die hier verwirklicht ist. Man sieht da eine ganze Reihe von Werken, die Michelangelo selbst darstellen, dann eine große Anzahl seiner Plastiken im Abguß, ferner Bilder von Künstlern, die dem Michelangelo-Kreis angehören, wie Vasari, Daniele da Volterra, Venusti und Sebastiano del Piombo, und dann aber als Krone von allem das prachtvolle Alterswerk im Original, die „Pietà", aus dem Palazzo Rondanini in Rom, von der Rodin und Minne so viel gelernt haben.

Und nun treten wir noch hinaus auf die Loggia Pauls III. Der Traum ist zu Ende. Wir sehen Rom, das moderne Rom zu unsern Füßen liegen, strahlend im Sonnenschein, stolz wie ehedem, nur andern Idealen dienend. Unschöne Brücken spannen sich über den Tiber. Manch neuer Bau macht sich protzig breit. Trambahnen sausen durch die mit Menschen gefüllten Straßen. Das ist die neue Zeit, die polternd heraufstürmt und mächtig am trutzigen Bollwerk der Engelsburg rüttelt ...

Die verirrte Magd.

Roman von

Georg Engel.

15. Fortsetzung.

Herta hielt sich dicht bei ihrem Bräutigam. „Heinrich, laß mir deine Hand."

„O, meinte sie, Fröhlichkeit würde hier immer herrschen. Stets so wie heute. Keine Grübelei, nicht eine Spur von Furcht; wozu auch? Nur Jubel und Heiterkeit.

„Rechtes Bein — linkes Bein!"

„Ja, das müssen wir tanzen — recht toll, Heinrich, du bist ja stark, du mußt mich durch die Luft schwingen — aber um Gott! Wo bist du hingekommen? Warum hast du mich verlassen?"

Es ist recht sonderbar, daß die Braut sich plötzlich wendet, als wolle sie flüchten. Doch nur eine hinblitzende Sekunde. Dann geht Oskar Rogge vorüber und zeigt dem Mädchen ihren Verlobten, den die Pflicht des Hausherrn an einen der versteckten Tischchen geführt hat, wo der Champagner am reichlichsten fließt, und an dem ihm mit allerlei lustigen, anspielenden Redensarten zugetrunken wird.

„Kannst lachen, Hinrich — Prost!"

„Jünging, so was hübsch Weiches, Blondes im Arm zu haben."

Da schürzt die Kleine das Röckchen. Weshalb noch Zurückhaltung? Vor wem noch Furcht? Sie fühlt sich ja sicher! Umgeben von den vielen derben Männern, die hinzuspringen werden, sobald der junge, blasse Aristokrat, der finster an seiner Lippe nagt, sich irgend etwas gegen sie erlauben sollte. O, es ist so herrlich, jemand, der uns leidenschaftlich und unter Schmerzen begehrt, zu beweisen, daß Stärke in uns wohnt. Ihn verspotten, ihn verhöhnen, das ist die Rache dafür, weil er ihr so viel nachdenkliches Leid verursacht, so viel zitternde Pein. Sogar noch vorhin, sogar noch eben jetzt.

„Rechtes Bein — linkes Bein."

Seht ihr, wie sie das Röckchen schürzt? Herrlich ist dieser kleine Fuß, der sich zum Tanze hebt.

Und da, der Reisende im grauen Mantel regt sich. Nicht wahr, jetzt hat er irgend etwas gestammelt? Doch — doch, sie hat es ja — wenn auch noch so undeutlich — mit ihren gierigen Ohren aufgefangen: „Liebes Fräulein, wollen Sie mir nicht die Ehre geben?"

„Was denken Sie? Wenn nicht mit meinem Bräutigam, dann allein."

„Aber draußen wartet mein Wagen — es wäre gewissermaßen zum Abschied."

Sie lacht und tanzt: „Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Wirklich, das empfiehlt sich. Sie sehen ja, ich tue nur, was mir Spaß macht."

„Und bereitet es Ihnen vielleicht auch Spaß — —?" will er zwischen den Zähnen hervorstoßen, während er nach dem fernen Haussohn hinüberdeutet. Doch die Kleine vernimmt nichts mehr. Sie will nicht. Hält sich die Ohren zu und tanzt.

Nie mehr hat die Werrahner Erde solch schelmische, lockende, heiße Bewegungen gesehen. Und dabei regen sich die geschmeidigen Glieder nicht wild und unschön, nein, durch den Körper geht kaum ein anderes Biegen, als wie ein Spinnennetz vom Winde geschaukelt wird.

„Rechtes Bein — linkes Bein."

Allein, wie kam es, daß die Tanzende dennoch — gegen ihren Willen — von den Armen des immer verzückter Hinstarrenden aufgefangen wurde?

Keiner der vielen, die dieser wunderschönen Tanzszene beiwohnten, hat etwas Besonderes oder gar Unpassendes darin gefunden. Bewahre, das haben sie später alle beschworen. Und es waren ernsthafte Leute.

„Sie ist gestrauchelt," haben sie geurteilt, „oder der Atem ging ihr aus. Und der Hohenseeer Graf wollte sie stützen. Nein, darin war nichts zu finden. Das hätte jeder von uns gleichfalls getan. Aber daß sie mit ihm in den dunklen Gang hineintanzte, lachend und weinend zugleich? I, das hat keiner gehört, davon hat nur nachher der verrückte Professor gefabelt." — Aber was dann folgte, dafür gibt es wieder einwandfreie Zeugen, das haben von den Werrahner Gästen eine ganze Anzahl beobachtet, und in den folgenden Tagen und Nächten ist es mühsam und geschickt von ihnen verknüpft und erklärt worden.

Solchergestalt sprechen die Werrahner Mädchen, wenn sie sich gegenseitig warnen wollen, noch heutigen Tages davon.

„Erinnert ihr euch nicht?"

„Aus dem Gebüsch kam sie gestürzt, rot, verstört."

„Und der Graf folgte ihr, er wollte sie zurückhalten, denn er hatte sie in den Sträuchern geküßt."

„Woher wißt ihr das? Darüber haben sie doch niemand etwas erzählt."

„Natürlich — anders läßt es sich ja nicht erklären. Und wieso wäre denn das dünne Goldkettchen zerrissen gewesen, an dem sie dicht unter dem Hals das flache, niedliche Kinderherz trug?"

„Ja, wie hätte das sonst geschehen können?"

„Ganz bestimmt, daran hat er sie halten wollen."

„Und er bat sie ja auch, als sie halb sinnlos auf ihren Bräutigam zulief, der unter dem Ahornbaum, an dem noch die großen, roten Lampions schaukelten, mit Inspektor Hartmann und den andern Männern dem Wein zusprach."

„O, das war schlimm, ihr Mädchen, davor müßt ihr eure Geliebten, eure Brüder und Väter recht ernsthaft warnen, denn wirklich, Heinrich Kalsow hatte zu viel getrunken. Gerade solche Riesenleiber werden davon entwurzelt. ‚Und auf die Wurzeln kommt es an', wie Jochen Tobis zu sagen pflegt."

„Aber was der Graf, halb im Laufen, zu ihr sprach, das haben wir wieder deutlich aufgefangen."

„Seht ihr, das läßt sich nicht abstreiten. Es ist gut, daß ihr das behalten habt. Er raunte wie zu einem unüberlegten Kind oder wie zu jemand, der seiner Sache sicher ist. Er drängte auf sie ein, indem er sie zurückhalten wollte: ‚Herta, ich warte auf Sie. Glauben Sie mir, ich weiß besser, was Sie tun werden.'"

„Aber redete er nicht auch etwas von einem neuen Willen?"

„Freilich tat er das, ihr Mädchen. Er sagte: ‚Der



neue Wille, der in Ihnen brennt, Sie herrliches Temperament, der wird hier den guten Leuten das Haus über dem Kopf anstecken. — Glauben Sie mir, er muß anders gelöscht werden.'"

„Um Gottes Willen, Herr Küster Vierarm, erklären Sie uns bloß, was bedeutet der neue Wille?"

„Haltet euren Schnabel, vorlaute Bälger. Das weiß ich allein nicht. — Das is eine von den Redensarten, die sie sich jetzt angewöhnt haben. Der eine meint das immer anders als der andere."

„Weiter — weiter. Hat keiner dabeigestanden, als die Braut jetzt ihren Verlobten unter dem großen Ahornstamm erreicht hatte? Was geschah da?"

„O ja, das kann ich euch mitteilen, ich, der Inspektor Hartmann, denn ich saß mit Heinrich leider hinter einer Flasche Sekt. Und es war bereits die vierte. Er machte große, gläserne Augen — so groß — als die Kleine so aufgeregt vor ihm auftauchte. Dann wollte er sich erheben, seht ihr, so, aber das erstemal sank er wieder zurück, und als er sich das zweitemal endlich auf die Beine brachte —"

„Erbarmen Sie sich, Herr Inspektor, was ging da vor?"

„Ach Gott, daß ich das damals nicht erriet — aber der verdammtige Kübel voll Sekt — ja, was ich sagen wollte, als er das zweitemal endlich auf den Füßen stand, seht ihr, da begriff er wohl die halben Worte nicht, die sie ihm zuschleudern wollte. Wir merkten es alle, er gab sich die größte Mühe, aber es gelang ihm nicht anders, als ein halb bleiernes, halb gewalttätiges Lachen auf seine gutmütigen Züge zu locken, was ihnen ein ganz fremdes, aufgedunsenes Aussehen verlieh. Und dann flogen unverständliche Sätze zwischen den beiden nur so hin und her, wie wir uns im Winter zum Scherz mit Schneebällen werfen."

„‚Heinrich — Heinrich —', so rief die Kleine und riß wild an ihrem Kleid, so daß die gesprengte Goldkette zu Boden fiel."

„Das ist wahr, hab ich selbst gesehen, die Kette fiel in das feuchte Gras."

„‚Heinrich — Heinrich —höre mich an, jetzt will ich dir etwas mitteilen, ein Zeichen will ich dir für mich geben.'"

„Ganz recht", so schrie sie, aber der Bräutigam erkannte ihre Stimme nicht, nein, er griff vielmehr in der Luft herum und fragte: „‚Gut — gut — ein Zeichen? Ich höre, wer ruft hier?'"

„Da brachte sie noch einmal scheu hervor: ‚Es ist die höchste Zeit.'"

„O, und dann kam das böse Mißverständnis! Wißt ihr noch?"

„Natürlich, wer könnte das vergessen? Wir sehen den Riesen noch vor uns, wie er sich der Kleinen langsam und unsicheren Schrittes näherte, um die betroffen Zurückweichende mit seiner mächtigen, jetzt so schwankenden Hand am Arm zu packen."

„Laß mich, wie siehst du aus?"

„Ruhig, Süßing, — immer ruhig — höchste Zeit, sagst du? Hast recht, das fühl ich auch. Komm —"

„Was willst du denn, wohin zerrst du mich?"

„Wohin? Sonderbares kleines Ding! Wohin? In die dunkle Stube zurück, wo du zuerst nicht raus wolltest. Wahrhaftig, du hattest recht. Komm schnell — wir sünd ja jetzt verheiratet und brauchen uns um die andern nicht mehr zu kümmern."

„Laß mich!"

„Du sollst folgen, sage ich!"

Und dann flüstern sich die Werrahner Mädchen etwas in die Ohren. Geheimnisvoll, scheu, denn sie wünschen wohl nicht, daß Fremde in das schlimme Ereignis eingeweiht werden.

O, es war ja auch zu häßlich, als Küster Vierarm und der Erbonkel Wippermann sowie der Inspektor den Berauschten fürsorglich und unter gutem Zuspruch zu einer Bank fern von den Gästen leiteten, um ihn dort niederzunötigen. Aber noch schlimmer wirkte der Blick, mit dem die verlassene Braut, die ganz einsam auf dem Wiesenboskett unter den Ahornbäumen stand, ihrem Verlobten folgte.

„Und habt ihr wohl beobachtet, ihr Mädchen, in welcher Weise sie die Hände auf und zu preßte, wie um ihre Lippen ein Zug von Ekel flog, und wie sie sich plötzlich wendete, um dem Grafen, der noch immer hinter ihr verharrte, die Hand zum Abschied zu reichen?"

„Nicht wahr, das bleibt das Unerklärlichste von allem. Wortlos und unbewegt standen sich die beiden gegenüber. Wir sehen sie noch, denn das Licht der Lampions fiel grell und bunt auf sie herab. Dann reichte die Braut müde und mit gesenktem Haupt dem jungen Mann ihre Finger hin."

„Ja, und dann?"

„Dann? Wer konnte damals etwas ahnen? Wer aus dem raschen Vorgang das Geringste argwöhnen? Denn der Graf schüttelte ja zu gleicher Zeit auch Mutter Lotting noch einmal die Rechte, bevor er kurz und gleichgültig den Gästen einen Gruß winkte, um dann mit leichten Schritten auf den Hof zu eilen, wo er das wartende Coupé bestieg."

„Hört ihr nicht noch das Rasseln?"

„Ja gewiß, ganz deutlich. Wir sehen das rote Licht der Laternen den Hof verlassen und auf die Landstraße hinausschwimmen. Wir hören das gleichmäßige und ruhige Trappeln der Pferde. Der Wagen fährt langsam. Ganz sacht und ohne Eile. Spät erst verhallt das Geräusch. Und das Fest geht weiter."

„Wie lange, das wissen wir nicht. Es mag wohl eine Stunde oder zwei gewährt haben. Der Küster spielt wieder mit dem Erbonkel. Das junge Volk tanzt: rechtes Bein — linkes Bein, die Mädchen von Mutter Lotting rennen mit den Champagnerflaschen, und ganz fern von der Bank unter den großen Sonnenblumen, die schlafend ihre Häupter auf ihn herniederneigen, erhebt sich Heinrich und streckt sich."

„Hat er sich erholt?"

„Vermutlich, er ist wohl wieder der alte, denn er schaut sich um und fragt etwas: ‚Wo ist Herta? Wo bleibt meine Braut?'"

„Merkwürdig, wie geschah es nur, daß sich seine Frage durch alle Lauben und Hecken, auf allen Wegen und Gängen, bis in die fernsten Winkel und Ecken des Gartens wiederholte?"

„Herta?"

„Wo bleibt die Braut?"

„Ja, wo weilt sie denn?"

„Erinnert ihr euch, ihr Mädchen, man flüstert, man fragt, man sucht, Menschen rennen unter den verendeten Lichtern der Ballons hin und her, auf dem Hof wird es lebendig, durchdringende Rufe werden laut."

„Wer aber hat die Nachricht gebracht?"

„Keiner."



„Wahrhaftig kein Lebender."

„Wieso es geflüstert, geraunt und später mit blassen und kalten Lippen behauptet wurde, wer will es heute noch ermitteln?"

„Gott verzeih uns die Sünde — wir wollen es ja nicht versichern, aber der gräßliche Wagen fuhr nicht weit. An dem Werrahner Chausseehäuschen hielt er still. Dort hat man ihn gesehen. Und drinnen saß ein weißgekleidetes junges Weib."

„Das ist nicht wahr, ihr lügt. Ich schlage jeden nieder, der das behauptet."

„Ruhe — Ruhe!"

„Wo bleibt Herta — wo weilt meine Braut?"

„O mein Jünging, faß dich, noch braucht ja nichts Schlimmes geschehen zu sein, wir müssen suchen."

„Um aller Barmherzigkeit willen, sucht — sucht — die Stallaternen sollen angesteckt werden, Knechte sollen den Schwarzbach abschreiten — Licht her und mein Beil!"

Das war das Fest zu Werrahn. Das Fest ist aus.

* * *

Noch ist nichts Schlimmes geschehen?

Über die Feldwege schreitet ein einsamer Wanderer. Bald schiebt er sich den wolligen Zylinder tief in den Nacken, um haßerfüllt in ohnmächtiger Wut zu der grellen Mondscheibe hinaufzustarren, die mit ihrem blassen Licht Weg und Steg überschwemmt. Bald späht er hinunter und scheint jeden einzelnen der grünlichgelben Halme zu zählen.

Küster Vierarm ist's in seinem faltenreichen, vertragenen Gehrock und den unförmigen Knotenstock in der Hand. Dicht vor der Stelle, wo sich das Weidengestrüpp um den Schwarzbach absetzt und die Lindenbäume wie gewaltige schwarze Häupter gegen den Nachthimmel stehen, hält der Wanderer still und schüttelt mit wahnsinniger Kraft seinen Stock dem hohlen, mächtig gespannten Himmelzelt entgegen.

Aber von der Wucht des Hiebes, den er sausend der Luft zuteilt, strauchelt der Alte. Dumpf sinkt er in das Weidengebüsch, so daß nur einen Fuß von ihm entfernt das träge, schwarze Wasser dahinmurmelt. Schmerzlich greift der Gefallene an seine Stirn. Dann schaut er sich bekümmert um. Unter den dünnen, schwanken Stämmen schwimmen bleiche wolkige Nebel hervor. Sie tanzen über das Wasser, und die Mondstrahlen glitzern auf ihren Kämmen.

„Ist es nicht sonderbar", murmelt der Küster. „Hab ich es nich gleich gesagt, daß böse Dämonen uns umfangen haben? Wie käme es sonst, daß gleichzeitig mit unserer lieben kleinen Blonden — daß zur selben Stunde mit ihr mein Pudel Sus verschwand? Wo floh er hin?"

Die niedrigen Nebel dicht über dem Wasser, sie kräuseln und wölken sich immer mehr. Wie Dampf auf brennender Flüssigkeit wälzt es sich traurig und geisterhaft auf den Hinstarrenden ein, kriecht an ihm empor und schleicht ihm nässend und feucht über das hagere, bekümmerte Antlitz. Dazu zittern und rauschen die Weiden. Dicht neben ihm plumpst mit Geräusch eine Kröte über die Ufer.

„O pfui über das ekle Vieh", entrüstet sich der Sitzende halb mechanisch.

Aber siehe da! Den leise vor sich hinbrummenden Mann muß mitten in dem daherkriechenden weißen Gebrodel etwas gefesselt haben.

„Seltsam — höchst seltsam! Naht sich da ein Wunder der behexten Nacht?" so ängstigt sich der Küster, indem er beide Hände angespannt auf dem feuchten Wiesenboden spreizt.

Dann drängt er schwerfällig sein Haupt durch das Weidengestrüpp und starrt ungläubig in die bleichen Dämpfe, die das Mondlicht eingesogen haben und es nun grün und silbern weiter tragen.

Da überläuft's den geduckten Mann. Deutlich fühlt er, wie ihm kalte Schweißtropfen von der Stirn perlen und in das gurgelnde Wasser rinnen.

„Herr der Himmelsfeste und der Erden", stottert der Wartende, dem die Zunge im Mund schwillt und klebt. „Allmächtiger Vater — nicht wahr, ich bin doch hoffentlich nur ein bißchen angetrunken, denn du weißt, Mutter Lottings Champagner war echt! Aber warum schwimmt dort ein Kranz von nußbraunen Haaren vorweg? Und dahinter dieses blasse, ruhige Gesicht, das so unbewegt in den grünen Mond heraufkuckt? Wer ist das? Es kommt mir bekannt vor."

Und näher und näher schleichen die weißen Nebel. Und mit ihnen gleitet das blasse Antlitz, schwankt ein wenig auf und ab, bis es gerade unter dem Standort des Küsters von einer Baumwurzel gefaßt wird, die sich in die vorweg schwimmenden nußbraunen Haare verwickelt hat.

Stärker gurgeln die Wasser auf, ein matter Luftzug stäubt unter die Wolken, so daß für einen Moment das grüne Mondlicht frei und unbehindert die toten Wangen dort unten sowie den erstorbenen Mund zu küssen vermag. Da taumelt der plötzlich Ernüchterte weit zurück. Seine nervigen Hände umklammern das raschelnde Gestrüpp, denn anders vermag er sich nicht mehr zu halten. „Die einzige Tochter von Mutter Lotting? Von Mutter Lotting auf Werrahn? Hat der neue Götze auch diese liebliche Knospe von dem sichern Ast geschüttelt, so daß sie sich nicht länger halten konnte und in die schwarzen Gewässer stürzen mußte? Wie lange, Herr, willst du die Verblendeten in Sodom noch aus dem Taumelkelch trinken lassen? Wie lange sollen die Altäre stehen und die stinkenden Götzen prangen, die falsche Propheten in deinem Land errichtet haben? O Herr, ich bün man dein schwacher Knecht und, wie ich zugeben muß, im Moment auch angetrunken, was sehr unrecht is, und daher kommt es woll, daß mein dummer Verstand ümmerfort schreit: all das neue Wesen, das sich jetzt bei uns einnistet, war dies stille Opfer nich wert. Und kuck, während ich nun versuchen will, das arme Weib aufs Trockene zu ziehen, da kann ich meine Sinne nich bändigen, da muß ich dich ümmer wieder fragen, Herr Zebaoth: ‚Warum — warum?'"

Und der Küster bückte sich und griff in das Wasser.

* * *

Es war Herbst geworden auf dem Gute zu Werrahn.

Auf der Landstraße balgte sich der kühle Wind mit Schwärmen gelber Blätter herum, von den Feldern drang der starke Hauch frischen Düngers herüber, während aus den Ställen das langgezogene Klagen und Stöhnen der Rinder schallte, denen man die offene Weide fortan verschloß. Hell schlugen die Hunde an, sobald ein Wagen vorüberrasselte, kräftige Mägde standen in den Wirtschaftsräumen, um zu buttern, lichter Rauch ringelte sich aus dem niedrigen Schornstein des Hauses.

Von den drei Lindenbäumen fielen die Blätter. Alles rollte sich ab wie früher: ruhig, still und voll Ordnung.



Wohl war der Tod mit Grauen und Entsetzen durch das große Wohnzimmer geschritten, und doch war das Haus nicht zusammengestürzt. Es stand.

Nein, die beiden Menschen, die in ihm hausten, und alles Gerät, sie sahen sich mit tiefen, verwunderten Blicken an, in denen sich ein verbissener Schmerz krümmte, aber das Lebende sowohl wie das Unbewegliche, sie waren zu sehr an den Hausspruch der kleinen Frau mit dem Habichtshaupt gewöhnt, als daß sie sich ihn nicht täglich und stündlich zugerufen hätten: „Bleib zäh!"

Auf der Chaussee trollte sich ein elendes Korbgefährt. Und obwohl der Herbstregen, der in kurzen grauen Stößen über das Land fegte, mit Heftigkeit in die offene Chaise hineinstäubte, so beugte sich trotzdem sein Besitzer, der alte Landarzt Sanitätsrat Abraham, heraus, um einem gerade im Schritt vorübertrabenden Reiter die Hand zu reichen. Mitten in den huschenden Güssen hielten die beiden Männer nebeneinander still. Aus ihren Gebärden, die nach der Richtung des Werrahner Wohnhauses gingen, konnte man entnehmen, daß sie sich über die Insassen des langgestreckten Gebäudes unterhielten.

„Na?" forschte der Inspektor Hartmann, indem er unter seinem feuchten Gummimantel heimlich mit der Schulter gegen die menschenleere Einfahrt hinwies.

„Jawolling", entgegnete der alte Arzt einsilbig und rieb sich die Stoppeln seines Bartes. Denn es war bekannt, daß Doktor Abraham noch jene höchste Tugend alteingesessener Familienärzte ausübte, er schwatzte nämlich nicht gern über die Leiden der ihm Anvertrauten, sondern konnte recht solide grob werden, wenn man ihm allzu sehr in dieser Richtung zusetzte. Auch heute hob er das spanische Rohr mit dem Elfenbeinknopf zum Mund, lutschte ein wenig darauf herum, bis er endlich sehr verträglich zum Abschied hervorbrachte: „Ja, also, wie gesagt — Morging, mein Jünging."

Denn dem alten Praktikus eignete auch noch die weitere Mode, alles, was ihm irgendwie bekannt war, zu duzen oder mit zärtlichen Ausdrücken zu belegen. Allein der Reiter griff vom Pferd aus in die Kissen des Wagens, so daß es einen hörbaren, knarrenden Ruck gab und der alte Doktor ärgerlich in die Höhe geschleudert wurde.

„Noch etwas, mein lieber Inspektor?" brummte er mißtrauisch, wobei er mit seinen etwas triefenden Augen den andern von unten bis oben anschielte. „Hast vielleicht Leibschmerzen? Oder muckert's dir, mein Sohn, in der großen Zehe? Stehe gern zu Diensten. Siehst recht angegriffen aus!"

„Nein, nein, Herr Sanitätsrat. Ich bitte, verdenken Sie mir meine Frage nicht, Sie wissen ja, mich treibt lediglich das reinste Mitgefühl für die Leute da drüben."

„Schön, schön, aber was weiter?"

Der Inspektor wischte sich mit der Hand die Nässe vom Gesicht, dann beugte er sich tiefer in den Wagen hinein.

„Ist es wahr," flüsterte er mit gedämpfter Stimme, damit es der Kutscher, der völlig teilnahmlos oder schlaftrunken auf dem Vordersitz hockte, nicht vernehmen könnte, „sagen Sie mir nur das eine, ist es wahr?"

Der Landarzt schlug sich aufs Knie und rückte verdrießlich an seiner abgescheuerten Ledermütze, von der langsam und melancholisch die Tropfen herabsickerten. Dann hüstelte er und wickelte sich fester in seinen grauen Flauschmantel.

„Wahr?" knurrte er. „Na ja, wird woll wahr sein. Ich habe nämlich noch viel zu tun, mein gutes Jünging. Adjö auch und gute Besserung!"

„O bitte, Herr Doktor, nur noch auf ein Wort. Ist es wirklich wahr, was man hier in der Umgegend erzählt, daß Frau Lotte Kalsow nach — nun ja, nach jener unseligen Zeit — an Händen und Füßen gelähmt sei? Und daß sie, es ist schrecklich, sogar die Sprache verloren haben soll? Derartiges erzählen nämlich die Leute."

„So, so, erzählen sie? Ist ja schön. Na, dann wird es woll auch seine Richtigkeit damit haben."

Nach dieser Antwort jedoch ließ der gutmütige Inspektor auf einen Moment den Zügel fahren und schlug so schallend die Hände zusammen, daß selbst der Kutscher des Doktorwagens aus seiner Betäubung in die Höhe schreckte.

„Soll ich weiter fahren, Herr?"

„Jawoll, Krischan, fahr zu — Morgen, mein Jünging."

Indessen der Reiter ließ sich nicht verscheuchen. Es war ja klar, dieses elende Gefährt konnte ihm nicht entwischen, und so blieb er in schlankem Trab an der Seite des klapprigen Kastens.

„Herr Sanitätsrat," meinte er kurz, „Sie wissen recht gut, wie sehr wir alle hier an unserm Heinrich hängen. Er ist ja auch der bravste Mensch, den man überhaupt finden kann."

„Is er", nickte der Arzt widerwillig. „Aber was weiter?"

„Herr Doktor," stotterte der andere halb in Angst hervor, „die Leute erzählen nämlich, daß Herr Heinrich wunderlich geworden."

„Wunderlich? Sieh, sieh."

„Ja, und die Knechte sagen, er soll beinah ebenso stumm herumgehen wie seine Mutter. Aber was das ängstliche dabei bleibt, das ist die Geschichte mit dem Beil."

Der Arzt schlug auf den Korbwagen. „Aha — da haben wir's ja! Was ist denn damit, wenn ich fragen darf?"

„Na, daß er zur Mittag- und Abendstunde, wenn er irgend Zeit findet, in dem Stellmacherraum steht und dort an einem Beil herumschleift."

„Sieh mal an, tut er das?"

„Ja, und während die Funken nur so spritzen, da soll er manchmal aufbrüllen wie so ein verwundetes, rachedurstiges Tier. Herr Doktor, um Gottes willen, sagen Sie es mir zur Beruhigung, was halten Sie davon?

Aber die Geduld des Landarztes schien völlig erschöpft zu sein. Noch einmal schielte er seinen Bedränger spähend und ausforschend von unten herauf an, dann lutschte er mit Heftigkeit an dem Elfenbeinknopf des spanischen Rohrs, und plötzlich fuhr es ihm sehr überlegt und ernsthaft heraus: „Was ich davon halte, mein Jünging, willst du wissen? Ja, kuck, dahinter bin ich selbst erst nach reiflichem Nachdenken gelangt. Aber jetzt will ich es dir, weil du ein so netter, zuvorkommender Mann bist, gern verraten. Warum Herr Heinrich das Beil schleift, danach fragst du? Das Ding wird ihm wahrscheinlich nicht scharf genug sein, meinst du nicht auch, mein Sohn? Und nun Adjüssing!"

Damit erhob sich der kleine, dick eingewickelte Mann schimpfend und fluchend, und da er sich unter allen Umständen von der unerwünschten Begleitung zu befreien



gedachte, so mußte der Inspektor Hartmann mit Befremden wahrnehmen, wie der Sanitätsrat die Peitsche aus ihrem Stand riß, um mit ihr höchst eigenhändig auf seinen müden, abgetriebenen Klepper einzuhauen.

Und wirklich, das Tier bockte und stürmte davon.

„Gute Besserung", rief der Landarzt dem Zurückgebliebenen noch zu.

Dann verschwand das Gefährt hinter der Biegung der Chaussee. Regen und Wind regierten wieder auf der Landstraße, und die gelben Blätter raschelten in Wolken an den Mauern des Hauses empor.

* * *

Tag um Tag verstrich in dem Wohnhaus zu Werrahn. Die beiden alten Tragbalken in der großen Stube waren mürbe geworden, genau so wie die Herrin dort unten, die sie unveränderlich, starr aufgerichtet und mit ihrem gewohnten weißen Häubchen angetan, in dem Lehnstuhl vor dem Nähtisch sitzen sahen. Aber niemals mehr drang die harte, spitze Stimme der kleinen Frau zu ihnen herauf, denn ach, die Rede der Frau von Werrahn war verstummt, um sich nie mehr zu erheben. Und die Hand, die den Bleistift geführt, sie war mit Lähmung geschlagen.

Nur die braunen, scharfen Augen von Mutter Lotting allein lebten. Sie machten sich verständlich, sie redeten klar und deutlich ihre eigene Sprache, so einleuchtend und zum Herzen dringend, daß Heinrich, wenn er des Abends von den Feldern heimkehrte, mit der stillen Frau dort im Stuhl eine kurze und doch erschöpfende Unterhaltung pflegen konnte. Wen hätte es nicht wundergenommen, wenn man solchen Vorgang mit ansehen mußte? War es nicht seltsam, daß die alte Dame nur ein wenig das Haupt wenden und den Eintretenden mit einem kurzen musternden Blick zu umfassen brauchte, um sofort begriffen zu haben, wie es draußen auf den Feldern stand? Und ihre lebendigen Augen sahen ihren Einzigen an und sprachen deutlich: Guten Abend, mein Jünging. Nun hast du dich müde gewirtschaftet und nun setze dich. Dort hinter dem runden Tisch auf den Sofasitz, den ich früher eingenommen. Jetzt kann ich es nicht mehr, mein Sohn. Aber der Platz soll nicht leer stehen.

Und dann flog durch die Augen ein so merkwürdig trüber Schein, der setzte hinzu: Es bleiben ja ohnehin zwei Plätze unbesetzt, der von deiner Schwester Anna, die uns so viel Leid angetan. Aber es ist doch gut, daß sie ging. Und der andere, den ich nicht nennen will, und an den du nicht denken sollst, mein Jünging.

Und wenn ihr Sohn dann auf dem Sofa bei dem Schein der Lampe hastig und einsam sein bescheidenes Mahl nahm, dann merkten die unveränderlich spähenden Augen der alten Dame, wie der Landwirt ohne Bewußtsein, ja beinah ohne Geschmack die wenigen Bissen, die ihm eine fremde Hand vorgesetzt, genoß. Aber noch gefährlicher dünkte es der lautlos Verharrenden, sobald ihr Sohn grübelnd in sich versank und seine Blicke, die leer und ausgehöhlt schienen, brütend in eine wesenlose Ferne richtete. Dann begab es sich, daß Mutter Lotting ihr Haupt so lange hin und her wandte, bis die Aufmerksamkeit ihres Gefährten durch das kaum vernehmbare Geräusch erregt war. Oder wenn ihr dies nicht gelang, dann rötete sich allmählich ihr Antlitz, und nachdem in dem starren Körper eine ungeheure Anstrengung gearbeitet hatte, dann vernahm der Zusammenfahrende wie ein pfeifender Laut von den Lippen der Ringenden kam. Das drang dem Aufhorchenden stets ins Herz.

„Ja, Mutter, was willst du?"

Und dann redeten die braunen, glänzenden Augen wieder zärtlich und weich. Es war unbeschreiblich, mit welch malender Gegenständlichkeit die besorgte Mutter ihre Wünsche kundgab. Und ebenfalls voller Wunder blieb es, wie der plumpe Landwirt diese feinen Zeichen zu deuten wußte.

„Sei ruhig, Mutterchen," pflegte er in solchen Fällen zu erwidern, „ich — ja, ich bin schon wieder ganz bei dir. Auf den Feldern ist alles in Ordnung. Heute habe ich die Brache umwerfen lassen. Und, denke dir, die Mergelkuhlen stehen noch immer voll Wasser, ich muß sie ausschöpfen lassen. Aber schlimm ist es, daß ich heute unserm Großknecht leider seine Entlassung geben mußte."

Wieder ein Blick.

„Er trank", entgegnete der Sohn.

Die Mutter nickte und gab ihre Billigung.

War jedoch das Geschirr hinausgetragen, so versuchte der Landwirt, die gelähmte Frau zu unterhalten. Fast immer griff er dann nach einem Buch, das Mutter Lotting besonders wert geachtet hatte, weil es sie stets zu einem ehrlichen, gutmütigen Lachen gereizt: Dickens Pickwickier. Und es blieb rührend, die Augen der alten Dame eine verschämte Heiterkeit ausdrücken zu sehen, sobald einer der ihr vertrauten, altväterischen Scherze ihr Gemüt ein wenig erhellte. Aber gleich darauf wendete sie wieder ihr schmales Habichtshaupt ängstlich hin und her, weil es nicht selten geschah, daß Heinrich, der Gelähmten zuliebe, gleichfalls ein mattes Lächeln auf seine Lippen zu bannen suchte.

Den Verkehr mit den Nachbarn hatten die beiden Einsamen fast völlig aufgegeben. Nur Küster Vierarm ließ sich nicht abweisen. Mit einer entschiedenen Herrscherbewegung seiner Hand wehrte er alle Einwendungen ab, die ihm den Zutritt verweigern wollten, bückte sich und trat mit seinem Violinkasten durch die niedrige Tür. Und nachdem er dröhnend und fürchterlich über die Einrichtungen der Welt sowie das Gebaren der Menschheit gewettert hatte, dann pflanzte er sich dicht vor seiner alten Freundin auf, verbeugte sich nach Künstlerart und begann, ihr Choräle von Bach, Lieder von Mozart und ganz gemeine Gassenhauer vorzuspielen. Alles bunt durcheinander. Aber wenn er zwischen solcher Kunstleistung einmal einen Blick der alten Dame auffing, der düster und verstohlen nach dem jetzt immer verschlossenen Klavier hinüberglitt, dann schlug der geistliche Mann wuchtig mit dem Fiedelbogen durch die Luft, so daß es einen pfeifenden Klang gab, und indem er vorschützte, die Bedeutung dieses vielsagenden Blickes nicht zu erfassen, da unternahm es der alte, wütende Jesaias, die Wichtigkeit der Klavierbegleitung auf das schmählichste herabzuwürdigen.

„Was sagen Sie, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn?" schrie er. „Solch ein elender Klimperkasten? Schon Sokrates, der ein sehr weiser Mann bei den Klassikern war und ein berühmtes Gift erfunden hat oder irgendein anderer, er hat Sie bereits den klugen Satz ausgesprochen, daß solch ein Instrument eigentlich nur der Halbbruder der Drehorgel wäre. Dieses habe ich selbst schon lange empfunden. Und da verlangen Sie von mir, daß ich mich auf solch lumpige Begleitung einlassen soll? Ne, Frau Lotte Kalsow auf Werrahn, der vornehme Mann steht allein. Ummer nobel."

Und dann strich der eisengraue Jesaias mit verzweifelter Kraft seine Weisen fort.



Ganz recht, der Alte schrie, er tobte, er beschwor seine Geister und boxte sich mit dem leibhaftigen Satan herum, alles wie früher. Und doch, wer genauer hinter sein Wesen spähte, der mußte entdecken, daß es dem alten Teufelsbeschwörer mit nichts mehr rechter Ernst war. Aus seinen Gewaltstreichen lachte nicht mehr das alte urkräftige Behagen, und wenn man seine dürre Mastbaumgestalt über die Landstraße schleichend erblickte, dann erkannten sogar die Bauern, die sich früher vor ihm gefürchtet hatten, wie seine Glieder zusammengesunken waren, und daß der Mann, in sich gekehrt, trübe Gespräche mit sich selbst zu führen pflegte.

Was bedeutete das? Was fehlte dem Küster?

(Fortsetzung folgt.)

Neue Herbstmoden.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von **E. Schneider.**

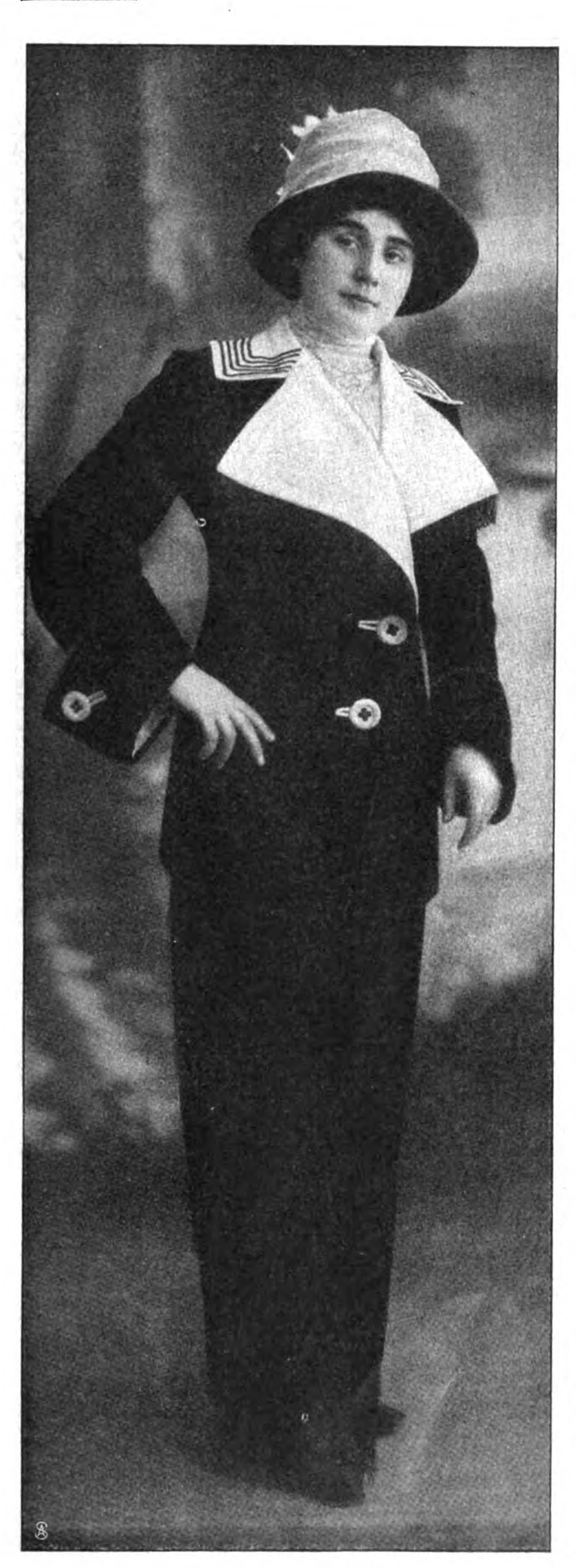
Die großen Sensationen sind ausgeblieben, die Culotte hat keine Nachfolgerin bekommen. Auch für den Schlitzrock, den die Pariserin mit großer Grazie trug, hat den deutschen Frauen der Mut gefehlt. Man markierte ihn hier und da, aber führte ihn nicht ein. Die Tunika hat dagegen einen größeren Erfolg zu verzeichnen; besonders mit Fransen behängt, entspricht sie vielmehr einer Mode, für die man sich begeistern kann. Man versucht, die Krinoline wieder ins Leben zu rufen. Wohl ein aussichtsloses Unternehmen in unserer Zeit, in der man durchweg bestrebt ist, möglichst schlank auszusehen. Merkwürdige Gebilde, die an die Zeit der Krinoline erinnern, gehören zu den Aufsehen erregendsten Neuheiten, die uns die Mode 1911 bescherte. Natürlich hat sich mit der beginnenden Herbstsaison das Gesamtbild gänzlich verschoben. Als Charakteristikum kann man wohl die allgemeine Lebendigkeit und Farbenfreudigkeit bezeichnen, die sich überall ihren Platz zu erringen suchen. Die Gesellschaftskleider glänzen und flirren wie selten zuvor. Gold- und silberschimmernde Brokate, reich mit bunten Steinen und besonders mit Straß geschmückt, geben den Toiletten etwas Strahlendes, Festfrohes. Auch das Straßenkleid, das sich bisher streng in den Grenzen größter Ruhe und vornehmer Unauffälligkeit bewegte, steht unter dem Zeichen der heiteren Farbeneffekte. Das weiße Kleid, das bisher nur den Sommertagen gehörte und hier und da vielleicht von einer feschen Schlittschuhläuferin getragen wurde, tritt nun ernsthaft als Straßenwinterkleid auf; natürlich nicht einheitlich weiß, sondern unterbrochen und in den meisten Fällen reich mit Schwarz oder Dunkelblau garniert. Blaue Kleider haben einen einseitigen scharlachroten Revers oder einen weißen Kragen und mit diesem harmonierende Revers und Aermelaufschläge. Auch die Frackjacke taucht wieder auf, lang, mit abgerundeten Schößen. Bei der von der Mode lancierten Ulankaform mit Stehkragen bleibt vielfach der oberste Knopf ungeschlossen, damit der farbige Revers sichtbar wird. Auch die Stehkragen selbst werden vielfach aus farbigem Tuch gearbeitet. Die Herbst- und Winterstoffe haben etwas Weiches, Anschmiegendes. Ratiné und die flauschartigen Gewebe, die häufig die doppelten Farbeneffekte hervorzaubern, rivalisieren mit Samten aller Art, denen man für diesen Winter einen großen Erfolg prophezeit. **Ein ganz besonders hübsches Samtkleid mit reicher Soutacheverschnürung**



1. Lilafarbenes Samtkleid mit Hermelin.
Großer Hut mit weißen Reihern.



2. Blaues Straßenkleid mit breiten Litzen
auf Kragen und Aermeln.



3. Schwarzes Samtkleid mit weißem Ratiné.
Kleiner schwarzer Filzhut mit weißer Garnitur.



4. Schwarzer Velvetmantel mit weißen Spitzen
auf Aermeln, Aufschlägen und an der Seite.

in einer sehr aparten mattlila Nuance wird durch den Kragen und die Aermelaufschläge von Hermelin ohne Schweifchen ungemein belebt (Abb. 1). Die Schweife fehlen jedoch nicht an dem Kostüm, sie sind nur zu einem kleinen Büschel zusammengebunden und hängen rechts wie eine Troddel herab. Die untere Krempe des zu diesem Kleid passenden Hutes harmoniert mit dem lila Ton. Oben ist er weiß und wird von einer Fülle weißer Reiher überschattet. — Die Vorliebe für die weißen Garnituren wiederholt sich bei dem schwarzen Samtkleid (Abb. 3), dessen Rock vorn in einer doppelten zipfeligen Tunika fällt, die von schwarzen Seidenfransen umrahmt wird. Die schwarze Fransengarnitur findet sich auch an den breiten weißen Revers. Die großen Knöpfe in Weiß-Schwarz sowie der flotte, kleine, schwarze, moderne Filzhut mit der weißen Garnitur vervollständigt die Harmonie in Schwarz-Weiß. Fransen sind überhaupt nicht von dem augenblicklichen Modenbild zu trennen. Ueberall tauchen sie auf und geben Hüten, Kleidern, Jacken und Mänteln ein graziöses Aussehen. — Dunkelblau wird sehr viel mit Weiß zusammen verarbeitet. Der weiße Kragen des dunkelblauen Cheviotkostüms (Abb. 2) ist von einer breiten Seidentresse eingefaßt. Die Seidentresse ist vorn in Ecken gelegt und wiederholt sich auf den Aermeln. — Sehr apart in seiner Farbenzusammenstellung ist das grüne Ratinékostüm (Abb. 5), durch das sich ein ganz feiner lila Streifen zieht. Der einseitige Revers aus grünem Tuch ist auf der einen Seite von einem Pelzstreifen eingefaßt, während er auf der andern Seite mit einer Stickerei in Grün und Lila abschließt. Diese Farbenzusammenstellungen kehren bei der Aermelgarnitur sowie bei den Knöpfen, mit denen das Kostüm verziert ist, wieder. Vorn endet die Jacke in einem dreieckigen, lose herabhängenden Teil, der mit der Garnitur des Rückens übereinstimmt. Den kleinen grünlichen Filzhut schmücken unfrisierte mattlila Straußfedern. — Auch für Nachmittagskleider wird schwarz in der Zusammenstellung mit Schwarz-Weiß ungemein viel gewählt. Ein reizendes Modell dieser Geschmacksrichtung illustriert das Kleid aus schwarzem Samt mit der Garnitur von schwarz-weiß getupfter Seide (Abb. 8). Der Rock ist seitlich geschlitzt und gibt hierdurch die belebende Seide frei, die sich auch als breiter Streifen um den Abschluß des Rockes zieht. Sehr fesch wirkt der kleine zipfelige Revers, der teils aus schwarzem, teils aus weißem Chiffon besteht.

Auch allen grünlichen Tönen räumt man einen großen Platz ein.



6. **Samtmantel mit aparten Aufschlägen.**



5. **Straßenkostüm**
aus grünem Ratiné.



7. **Schwarzer Samtmantel**
mit rotem Besatz.



Aus grünlichem Seidenkaschmir ist das hübsche Nachmittagskleid gearbeitet (Abb. 8), um dessen Schultern sich ein ecrufarbener Tüllkragen legt, in den schöne Spitzen inkrustiert sind. Der Kragen zieht sich vorn und hinten durch den Gürtel.

Den langen Mänteln gehört nach wie vor ein großes Interesse. Eine beachtenswerte Neuheit sind jene Mäntel, die einen doppelten Zweck zu vertreten imstande sind. Aus schwarzem Samt gehören sie dem Tag, als Abendmantel trägt man die fraisefarbene Innenseite aus Tuch. Der ganze Mantel kann mühelos umgewendet werden, da auch die Kapuze so geschickt arrangiert ist, daß sie in jedem Fall zum Schmuck des ganzen Mantels beiträgt. Auch blaue Flauschmäntel mit rotem oder weißem Futter können auf die Weise variiert werden. Der schwarze Velvetmantel mit den Revers und der seitlichen Garnitur aus Macramésspitze (Abbildung 4) birgt diesen Vorzug nicht in sich. Dafür entschädigt seine originelle Form und die aparte, aus Spitzen und Fransen kombinierte Kapuze, die seine Eigenart wesentlich unterstützt. Der Samtmantel (Abbildung 6) hat ein Futter von mattlila Seide, dessen Ton mit den Litzen übereinstimmt, aus denen der aparte Revers kunstvoll gearbeitet ist. Wie ein Streifen, der auftaucht und wieder verschwindet, schlingt sich der schwarze Samt über die glänzenden hellen Seidentressen, die durch komplizierte Striche miteinander verbunden sind. Auch der schwarze Samtmantel mit den roten, seltsam geformten Seidenrevers (Abb. 7) zeigt auf diese Weise seine Innenseite, denn der ganze Mantel ist mit dieser hübschen Seide gefüttert. Die Seitenteile des Mantels haben Einlagen von roter Seide, die sich in schmalen Blenden entlangziehen. Auch die Knöpfchen, die den Mantel zieren, haben die gleiche rote Farbe. D. A.



Kleid aus grünlichem Seidenkaschmir (links) und schwarzes Samtkleid mit schwarz-weiß getupfter Seide.

8. Neue Nachmittagskleider für den Herbst.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Willmann.

Edward Whymper †
berühmter Bergsteiger und erster Bezwinger des Matterhorns.

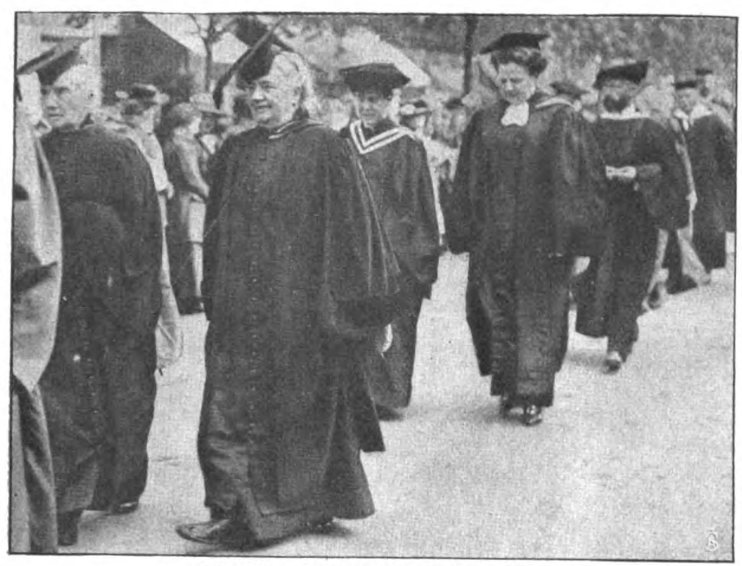
Der Bezwinger des Matterhorns Edward Whymper ist vor wenigen Tagen im Alter von 71 Jahren gestorben. Ein geborener Engländer und von Beruf Holzschneider, hat er große Erfolge als kühner Hochtourist in aller Herren Ländern errungen.

Ein bewährtes Mitglied des Berliner Schauspielhauses konnte vor wenigen Tagen das Jubiläum seiner 25 jährigen Zugehörigkeit zu dieser Bühne feiern. Max Winter hat sich neben seiner ausgedehnten künstlerischen Tätigkeit in der aufopferndsten Weise der sozialen Fürsorge in seinen Berufskreisen gewidmet. Seit langen Jahren ist er Präsident des Künstlerheims, der nach der Bühnengenossenschaft größten Vereinigung deutscher Schauspieler.

Wie sehr der akademische Beruf der Frauen im britischen Reich an der Tagesordnung ist, zeigte sich kürzlich



Kgl. Hofschauspieler Max Winter,
Berlin, beging sein 25jähriges Jubiläum als Mitglied des Schauspielhauses.



Weibliche Professoren im Festzug.
Ein Fest an der St. Andreas-Universität in Edinburg.



Ein Denkmal für Hans Hoffmann,
den bekannten Harzdichter, in Wernigerode.

bei einem Fest der St. Andreas-Universität in Edinburg. Voll Würde bewegten sich im Festzug eine Reihe von weiblichen Professoren, die schon vor längerer Zeit mit Erfolg den akademischen Beruf ergriffen haben.

In Wernigerode wurde kürzlich ein Gedenkstein für den bekannten und geschätzten Dichter des Harzes Hans Hoffmann enthüllt. Es ist ein erratischer Block mit einem wohlgelungenen Bronzerelief des Dichters.

Schluß des redaktionellen Teils.

